THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
573
V88m

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/dermenschdierats00voll

Der Mensch,

die Rätsel und Wunder seiner Natur,

Ursprung und Urgeschichte seines Geschlechts

sowie

dessen Entwickelung vom Naturzustande zur Civilisation.

Populär dargestellt

von

Dr. W. F. A. Zimmermann.

Allgemeiner Teil.

Mit 170 Abbildungen.

Berlin 1884.

G. Hempel, Verlagsbuchhandlung.

(Bernstein & Frank.)

Der Mensch,

die Rätsel und Wunder seiner Natur,

Ursprung und Urgeschichte seines Geschlechts

sowie

dessen Entwickelung vom Naturzustande zur Civilisation.

Von

Dr. W. F. A. Zimmermann.

pseud.

Volmer, Carl Gottfried Wilhelm

Sechste Auflage.

Nach dem neuesten Standpunkt der Wissenschaft
verbessert von Dr. **H. Zwick.**

Mit 170 Abbildungen.

Berlin 1884.

G. Hempel, Verlagsbuchhandlung.

(Bernstein & Frank.)

573
V88m

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Einleitung 1

Ursprung des Menschen 2

Wo wurde der Mensch erschaffen? 2. — Das Paradies 2. — Sagen anderer Völker 3.

Wie wurde der Mensch erschaffen? 4. — Phantasien von Duhamel und Schmitz 4. — Alter des Menschengeschlechts 5.

Stammt das Menschengeschlecht von einem Paare ab? 6. — Widersprüche der biblischen Erzählung 6. — Hypothesen der Naturforscher und Theologen 7. — Rassenunterschiede 9. — Gleiche geistige Befähigung der Rassen: Neger 10, Mongolen 11. — Mangel bestimmter körperlicher Unterscheidungszeichen der Rassen: Körperbildung 12, Farbe und Gesichtsbildung 13. — Äußere Einflüsse auf Rassenbildung 14. — Extreme von Schönheit und Häßlichkeit 15. — Monströse Körpergestalten: die siamesischen Zwillinge 17. — Fabeln über Tiermenschen 19.

Geistige Entwickelung des Menschen und der Menschheit 21

Zustand des Wilden und des Civilisierten 21. — Kultur bereits vor aller Geschichte vorhanden: die Pfahlbauten in der Schweiz 23.

Die menschliche Sprache 24

Sprache der Tiere 24. — Turm von Babel 26. — Sprachforschung der Neuzeit 27. — Monogenisten 28. — Polygenisten 29. — Schrift 30. — Schriftsprache: der Chinesen 31, der alten Ägypter 32, der alten Perser und Mexikaner 33. — Europäische Schriftzeichen 34. — Sprache der Taubstummen 37.

Ursitz der Menschheit 39

Unzulänglichkeit der Überlieferungen zur Entscheidung dieser Frage 39. — Alle Gründe sprechen für Centralasien, speciell Indien 41. — Amerika der Sitz einer eigenen Menschenschöpfung (Morton) 43, der Ursitz der gesamten Menschheit (Gobineau) 44.

Entstehung des Menschengeschlechts. Abstammung von einem Paare 45

Über Vermehrung im allgemeinen 45. — Starke Vermehrung der Tiere: Elefant 47, Feldmäuse 48, Kabeljau 48, Blattläuse 48, Pferde und Rinder in Amerika 49. — Über die Vermehrung der Menschen 50. — Hindernisse derselben: äußere Einflüsse, Krankheiten, Kriege 51, Nichtannahme der Civilisation 51; Übervölkerung: Ägypten, Assyrien, Rom 52. — Ansicht eines frommen Engländers über Kriege als Strafen einer gütigen Vorsehung 54.

12 Apr. 39
Aug. '37-g. Prof. Littman
1005878

Seite

Schwierigkeiten bei der Annahme der Abstammung von einem Paare 56

Zurückweisung zweier Einwürfe: das erste Menschenpaar hätte nicht existieren können 56, das Menschengeschlecht würde aus fortgesetztem Inceſt hervorgegangen sein 57.

Vernichtung der Tiere durch einander 60

Die Tiere stammen nicht von einem Urpaare ab, Beweis: ihre verschiedene Ernährungsweise 60, ihre Ausbreitung über die Erde 61.

Wie weit unser historisches Wissen reicht 62

Die älteste Geschichte in den Händen der Priester und durch diese verfälscht: Juden 62, Ägypter 64, Assyrier 68. — Hohes Alter des Menschengeschlechts 69.

Das vorgeschichtliche (prähistorische) Zeitalter. Urgeschichte des Menschen 70

Archäologie 70. — Prähistorische Funde in England 71, Schwaben 73, Frankreich 73, Jütland 74, Schweiz 75, Lothringen 77. — Steinzeit 79, Metallzeit 79. — Alter des Menschen 80—84. — Die ersten Menschen 85. — Das Paradies 85. — Warum die Juden alle Tiere im Paradiese sich vereinigt dachten 86. — Wanderzüge einzelner Tiere 87. — Die Tiere haben sich nicht von einem Orte ausgebreitet: Forelle 88, Faultier 89, Maulwurf 90. — Trotz großer Verfolgung wandern sie nicht aus: Wachtel 91. — Gleichmäßige Verbreitung der Meerbewohner 92.

Sonderbar ausgestattete Tiere 93

Folgerung: die Tiere erschaffen an dem Orte ihrer Existenz 94.

Die Entwickelungstheorie. Darwinismus 95

Lamarcks Ansicht 95. — Cuvier 95. — Agassiz 96. — Goethe 96. — Lyell 97. — Darwin 98. — Erasmus Darwin 99. — Darwins Descendenzlehre 99. — Veränderlichkeit der Lebewesen 100. — Vermehrung und Verbreitung 100. — Kampf ums Dasein 101. — Anpassung und Vererbung 102. — Umwandlung der Arten 104. — Übersicht der Zeitalter, Formationen, Gesteine und Fossilien 105. — Verbreitung der Tier- und Pflanzenwelt 107 bis 113. — Kritik des Darwinismus 114. — Ansicht Quatrefages darüber 115. — Agassiz 120. — Menschenspecies 121. — Grundformen der Menschensprache 121. — Wanderungen des Menschen. Auszug der Kalmücken 123. — Geschichte der Polynesier 124. — Einwanderungen in Amerika 125. — Typische Formen der Urwesen nach Häckel 128. — Intelligenz des Menschen 129. — Falsche Auffassung der Darwinschen Lehre 131. — Unterschied zwischen Mensch und Affe 132.

Überblick der neueren Theorien über den Ursprung der Organismen und des Menschen 135

Stammbaum der Organismen nach Häckel 137

Der Mensch das vollkommenste Tier 139

Der Mensch ist das letzte und vollkommenste Geschöpf der Erde 139. — Worin der Mensch vor den Tieren sich auszeichnet 140. — Inwieweit er zu den Säugetieren gehört 141.

Übertreibungen hinsichtlich der Ähnlichkeit mit den Affen 142

Trelawneys lügenhafte Beschreibung eines Orang-Utang 143.

Schädelformen der Affen und der Menschen 146

Seite

Schädel eines jungen Affen und eines Negers 146, eines alten Affen und eines Europäers 147. — Ideale menschliche Schädelbildung 148. — Vergleich zwischen Blödsinnigen und Affen 149.

Der aufrechte Gang 150

Wodurch Säbelbeine entstehen 151. — Bewegungen des Kindes: Strampeln, Kriechen, Watscheln, Gehen 150. — Die Beckenknochen des Menschen 152.

Befestigungsart des menschlichen Beines 153

Wodurch das Bein in der Pfanne gehalten wird 153. — Das Gehen eine Pendelbewegung 154. — Wozu das Sehnenband dient 155. — Warum der Mensch aufrecht gehen muß 156. — Mißbrauch, Lasten auf dem Kopfe zu tragen 157.

Fernere Vergleiche zwischen dem Körperbau des Menschen und des Affen 158

Der aufrechtstehende Orang-Utang 158. — Skelette und Füße von Menschen und großen Affen 160. — Beschreibungen des Gorilla von Batel 161, Hanno 161, du Chaillu 161, der nesterbauenden Affen von du Chaillu 162, des Quimbeze von Broffe 165.

Die geschwänzten Menschen 166

Neueste Berichte über geschwänzte Menschen von Kögel 166, von Escayrac 167; widerlegt durch Lejean: die Schwänze sind Kleidungs- und Verzierungsstücke von Leder und Draht 168.

Der Mensch ist unbewaffnet 170

Wozu natürliche Waffen dienen würden: Hufe 170, Krallen, Zähne, Hörner 172. — Des Menschen Waffe ist der Verstand 173.

Vermeinte Vernachlässigung des Menschen hinsichtlich der Triebe und Instinkte 174

Der Mensch bedarf des Instinktes nicht 174. — Der Instinkt der Tiere 175, seine vier Arten der Thätigkeit 176. — Der Mensch ist Herr, das Tier Sklav der Triebe 178. — Über den sogenannten Kunsttrieb der Tiere 178.

Leistungsfähigkeit des Menschen 181

Den Menschen hemmen nicht Fluß, Meer, Gebirge, Wüste 181. — Die reisenden Naturforscher 182. — Des Menschen geistige Thätigkeit 183, seine Willenskraft 184.

Unabhängigkeit des Menschen von äußeren — von Naturverhältnissen 185

Der Mensch lebt in allen Zonen und auf allen Höhen 185, von vegetabilischer und animalischer Nahrung 186, dennoch Hungersnot 187. — Zusammenhang der Organisation des Tier- und Pflanzenlebens mit den Temperaturverhältnissen 189. — Jede Tier- und Pflanzenspecies ist auf gewisse Grenzen angewiesen 189.

Acclimatisation 191

Anhänglichkeit an das Land der Geburt: Kabyle 191, Eskimo 192, Neger 192. — Klimatische Einflüsse 194. — Ihre Wirkungen auf den Europäer in den Tropenländern: Farbe 196, Charakter 197, körperliche Entwickelung 199, geistige Entwickelung 200. — Einfluß der Civilisation auf fremde Länder 201.

Abhängigkeit der Organismen von einander 202

Abhängigkeit der Pflanzen von den Mineralien 202, der Tiere von den Pflanzen

Seite

203. — Den Tieren sind bestimmte Nahrungsmittel zugewiesen, nur der Mensch wählt sich dieselben aus 204. — Veranschungsmittel des Menschen 205.

Schöpfungsperioden und Überflutungen 206

Spuren früherer Erdepochen 206. — Entstehung einzelner Meere durch Überflutungen 207. — Noch jetzt sind solche Überflutungen möglich 208. — Wirkungen des Triebsandes (Dünenbildung) 209. — Ähnliche Wirkungen des Wassers 211. — Flutsage der Juden 212, der Griechen 212, der Südsee-Insulaner 213, der Mexikaner 214, der Indier 214. — Erklärung der Flutsage: durch Theologen 215, durch Naturforscher 216.

Fortdauernde Umbildung des Erdkörpers 217

Entstehen von Inseln durch Korallen 217. — Allmähliches Heben und Sinken des Bodens. 218.

Vermehrung der Lebewesen der Gegenwart 220

In Bezug auf Pflanzen 220, auf Tiere 221.

Einteilung des Menschengeschlechts 220

Giebt es Species- oder nur Rassenunterschiede? 220. — Der geschichtliche Gang der Kultur 225.

Über den vermeintlichen Einfluß der Zonen auf Rassenbildung 227. — Blumenbachs Aufstellung von Rassen 228; seine Einteilungsgründe sind mangelhaft: Haar 230, Auge 231, Haut 232.

Menschenrassen und Rassentypen 232

Menschenrassen 232. Hautfarbe 234. Schädelbildung 235. Behaarung 238. Stammbaum der Menschenrassen 239. Sieben Menschenrassen 240. Ausbreitung derselben 241.

Die Sprachen als Rassenkennzeichen 242

Über Sprachforschung im allgemeinen 242. — Es giebt keine Ursprache 243. — Europa hat sieben Sprachenfamilien 244. — Häufiger Wechsel der Sprache an vielen Beispielen erwiesen 245.

Sittenverwandtschaft 249

Es ist nicht gestattet, von gleichen Sitten auf Rassengleichheit 249, und von verschiedenen Sitten auf Rassenunterschiede zu schließen 250.

Klimatische Einflüsse 252

Klimatische Einflüsse auf Tiere 252, auf Menschen 253; sie bedingen keine Unterschiede der Rassen, an Beispielen erwiesen 255. — In andere Zonen verpflanzte Tiere und deren Veränderung 256.

Die Neger 259

Heimat der Neger: Kopf 259, Gesichtswinkel 260, Becken und Schenkel 262, Fuß 263. — Örtliche Begrenzung des eigentlichen Negertypus in Afrika 265. — Negerstämme Afrikas 266. — Fulbe, Sonrhay 266. — Nyamnyam 267 und 272. — Mandingos 267. — Krumeger 268. — Aschantis 269. — Dahomeh 269. — Bongo 270. — Akka 275, Galla 275. — Suaheli 276. — Fan 278.

Geringe geistige Befähigung 280. — Dennoch großes Talent für Sprachen, Rechnen, Nachahmung und Musik 281. — Entsetzliche Roheit und Barbarei 283. — Der Sklavenhandel ist uralt 284. — Sklavenjagden 284. — Schlangendienst 292. — Fetischismus 293.

Seite

Hervortreten der tierischen Muskulatur 294, Zurücktreten des Gehirns 294. — Neger-Physiognomien 296. — Starke Ausdünstung 299.

Hottentotten und Buschmänner 299. — Stetopyga 300. — Sprache 301. — Buschmänner 301. — Unterdrückung durch Holländer und Engländer 302. — Kafir nach Fritsch 303. — Nach Waitz-Gerland 305. — Livingstones Bericht über die Schändlichkeiten der Boers 307. — Weite Verbreitung der Negerrasse auf den asiatischen und australischen Inseln mit allmählicher Verwischung ihres Typus 311. — Nach Link war ein Neger Stammvater aller Menschen 313. — Die ehemaligen Bewohner Nordafrikas und deren Kultur 314.

Die Australier und Papuanen 316

Bewohner von Madagaskar 316. — Die Papuanen und deren Verbreitung 321 Kannibalismus der Bewohner von Neu-Guinea 323. — Negerartige Stämme auf den Philippinen 325. — Kannibalismus der Fidschi-Insulaner 325, Wilkes' angeblicher Naturzustand der Menschen 326. — Tonga 329

Australier 331

Ein verwilderter Europäer 333. — Die Eingeborenen, geschildert von Dampier 335, von Wilkes 336, von Vincent und Gray 337; ihre Gesetze und Gebräuche 340, ihre gemeinsame Sprache 341.

Die Malayen und Polynesier 342

Gruppen 342. Den reinsten Typus dieser Rasse zeigen die Bewohner der Philippinen 343. Ihre Schriftsprache 344, ihr Christentum 345. — Celebes 347. — Verrufener Charakter der Bewohner von Borneo 349, Alfurs 350, Dajaks 351, Malayen im engern Sinne 354, der Sultan von Gunung-tabur 355. — Malayen von Sumatra 358, von Malakka 362, Atschin 362, Amokläufer 362, von Java 363. — Meerzigeuner oder Zingaris 365. Die malayischen Polynesier 368. — Tonga-Insulaner 368. — Bewohner der Gesellschafts-Inseln 370, Schilderungen der Tahitier von Ellis 371, Deleffert 375, Lesomme 376, Choris 377. — Polynesier 378, Maori 379, Schilderung derselben 380.

Die Amerikaner 382

Auffallende Ähnlichkeit aller Stämme unter einander, nachgewiesen von Humboldt und Morton 382. — Ihre geistige Befähigung wird mit Unrecht bestritten von Martius 386. — Gliederung der Amerikaner 390. — Allgemeine Charakteristik derselben 391. — Klimatische Einflüsse auf die Andesbewohner: Quichuas 394, Antisier 397. — Schilderung der Arankos in Chile von Fizroy 398. — Die Bewohner der Ebenen Südamerikas 400.

Die Mongolen 400

Gruppierung 401; Eskimos 402, Schilderung derselben von Cranz und Charlevoix 404. — Samojeden 405. — Jakuten 406. — Baschkiren 408. — Kirgisen 408. — Mongolen 410. — Chinesen 411. — Japaner 413. — Türken 416. — Ungarn 416.

Die Mittelländer oder Kaukasier 417

Gruppen 417. — Georgier 420. — Ararat 422. — Armenier 422. — Perser 425. — Griechen 426. — Italiener 428. — Spanier 429. — Germanen 430.

Die Dravidas oder Urbewohner Vorderindiens 434

Seite

Mischlingsrassen 435

Durch Vermischungen entstehen neue Rassen 435; Rückwärts- und Vorwärtsschreiten dieser Rassen 436. — Kreolen 439. — Mulatten 440. — Nach welchem Gesetze die Mischungen sich gestalten, ist noch nicht erkannt 441. — Berichte über Mischlinge zwischen Weißen und Negern von Burmeister 440, von Lyell 441; zwischen Europäern und Eingeborenen in Chile von Pöppig 442, zwischen Negern und Rothänten von Martius 442. — Über den größeren oder geringeren Abstand der vermischenden Rassen 444. — Bis zu welcher Generation man Mischlinge erkennt 444. — Große geistige Begabung derselben 445. — Verschiedene Hypothesen über die Lebensfähigkeit der Mischlinge 446.

Vererbung zufälliger Eigentümlichkeiten 449

Vererbung von zufälligen Verstümmelungen und Krankheiten 449; von Fehlern und Tugenden bei Tieren 451, von körperlichen Eigentümlichkeiten bei Tieren 452; von speciellen Krankheiten beim Menschen: Blindheit 454, Albinismus 455, Kretinismus 457.

Vererbung von geistigen Eigentümlichkeiten 458. — Allgemeiner Fortschritt des Menschengeschlechts 460. — Die sogenannte gute alte Zeit 461, Unsittlichkeit derselben 463, Hexenprozesse 464, Faustrecht 465, Kriegführung 465, geistige Tyrannei 466.

Varietäten und Abarten 469

Der europäische Menschenstamm geht in den afrikanischen wie in den mongolischen über 469. — Wie Tacitus die blonden Germanen schildert 470. — Die blonde Varietät gilt für die vollendetste Stufe der weißen Rasse 471.

Geistige Verschiedenheit der Menschenrassen 472

Niedriger Standpunkt der Kultur bei den Negern im allgemeinen 473, in Afrika 474, in Amerika 475, bei den Neuholländern 476.

Die Temperamente 478

Über Temperamente im allgemeinen 478, die vier Arten derselben: sanguinisches und cholerisches 480, phlegmatisches und melancholisches 482. — Über angebliche Volks- und Familientemperamente 484.

Einfluß der Erziehung 485

Erziehungsresultate des Jesuiten Francia 485, der englischen Missionare auf Tahiti 486.

Grausamkeit der Völker 487

Die vermeintliche Grausamkeit uncivilisierter Völker 487, die wirkliche Grausamkeit civilisierter Völker 489.

Trägheit. Faulheit 490

Trägheit der Neger 490, der Lazzaroni 492, der Spanier 492.

Brutalität 492

Brutalität europäischer Matrosen 492. — Den civilisierten Nationen ist die Gastfreundschaft abhanden gekommen 492.

Familienliebe 493

Kindesliebe ist bei den uncivilisierten Völkern größer als bei den civilisierten 494, Elternliebe überall gleich 495. — Kindermord 496, Elternmord 497.

Sittlichkeit. Bildungsfähigkeit 497

Engländische Sitten und Vorurteile 498. — Über die Bildungsfähigkeit der

Seite

Wilden 499. — Europäischer Hochmut 501. — Wir sind die Erben einer mehrtausendjährigen Kultur 502. — Fall der mächtigsten und gebildetsten Nationen: Griechen 503, Römer 504, Assyrier 506.

Ursachen der verschiedenen geistigen Begabung 507

Große Schwierigkeit, diese Frage zu beantworten in Bezug auf Form und Größe des Schädels 507. — Galls Schädellehre 511.

Welches ist der Naturzustand des Menschen? 515

Beispiele von verwilderten Menschen 515; sie sind keine Naturmenschen 518. Es giebt keine wirklichen Naturmenschen 520. — Schilderungen uncivilisierter und civilisierter Völker in Beziehung auf Trägheit 521, Heimatsliebe 522, Sorglosigkeit in Beziehung auf die Zukunft 523, Putzsucht 526, Geschicklichkeit 526. — Die Begriffe von Eigentum 529 und von der Rache 530. — Die Stellung des Weibes 532, Vielweiberei 533, Vielmännerei 534. — Über Schamhaftigkeit und Schamlosigkeit 534. — Das häusliche Leben der Naturvölker 538, ihre Zweikämpfe 541. — Despotismus ist der erste Anfang eines Staatsverbandes 542. — Ihre Religionsansichten 543.

Gefühl für körperliche Schönheit 545

Den Naturvölkern wohnt ein eigenes Gefühl von Schönheit bei; Äußerungen desselben 545. — Bei allen Völkern sind die Göttergestalten die Ideale ihres Schönheitsbegriffes 547, mit Ausnahme der Chinesen und Mexikaner 446. — Die verschiedenartigen Begrüßungsformen 550. — Über Reinlichkeit und Unreinlichkeit 551, sowie über die Wohnungen civilisierter und uncivilisierter Völker 552.

Verwilderung der Europäer unter gewissen Verhältnissen 554

Verwilderung der Spanier und Portugiesen in Amerika 554, der Holländer auf den Banda-Inseln 557 und am Kap der guten Hoffnung 558.

Fähigkeit, Civilisation anzunehmen, und auf welche Weise die Europäer die Kultur verbreitet haben 559

Die Wilden sind imstande, die Civilisation anzunehmen (Elihu Burrit) 559. — Wie dieselbe verbreitet wurde in Amerika 561, auf den Sandwichs-Inseln 563, Ursachen des Unterganges 566.

Einfluß der klimatischen Verhältnisse auf die Kultur 567

Abhängigkeit des natürlichen Menschen von seiner Umgebung 567. — Erschlaffender Einfluß des heißen Klimas im allgemeinen 570, speciell auf körperliche Frühreife 572. — Niederdrückender Einfluß des kalten Klimas 574. — Ähnlich wirken die Extreme von Reichtum und Armut 575. — Glücklicher Einfluß des gemäßigten Klimas im allgemeinen 576.

Einfluß des Klimas auf die Tiere 581

Unsere Haustiere sind acclimatisierbar 582, verändern aber dabei ihre Gestalt 583. — Der Mensch ist in noch höherem Grade acclimatisierbar 583, vernichtet aber diese Fähigkeit durch seine großen Thorheiten 583.

Einfluß der Nahrung 586

Einfluß der Nahrung auf Tiere 586, auf Menschen 587.

Eigentum und Eigentumslosigkeit 591

Eigentumslose Völker haben keine Standesunterschiede 591, ihre Kriegführung 592, ihr Mangel an Vaterlandsliebe 593, Ernährung, Sitten und Gebräuche der Naturvölker 593, Buschmänner 594.

Seite

Feuerländer 595, einzelne Stämme auf den Sunda-Inseln 596. — Wilde Völker Südamerikas: Botokuden 599, Guaraunen 601, Otomaken 601. — Über die Sitte Erde zu essen 601.

Fischervölker 605

Gefährliche Lebensweise der Fischervölker 605. — Ihre Kähne aus Rohr 607, aus Baumstämmen 608, aus Baumrinde 609, aus Seehundsfellen 610. — Ihre Wohnungen und Kleidungen 611.

Flußfischer, Meeresfischer 613

Lebensweise der Flußfischer 613, Fang des Störs und des Hausens 614. — Lebensweise der Meeresfischer 617. — Grönländer: Waffen 618, Kühnheit 619, Walfischfang 620, Lebensweise 623. — Fischer im Norden Europas 628, Heringsfang 629, Stockfischfang 632. — Fischervölker in Nordasien 635, Tschuktschen 636, Aleuten 639, Kurilen 644. — Geringes Terrain und geringe Zahl der Fischervölker 646. — Nicht alle vom Fischfang lebenden Völker sind Fischervölker 648.

Jägervölker 649

Welche Stufe der Kultur sie einnehmen 649. — Die jagdbaren Tiere 650. — Jägervölker in Südamerika: Waffen 651. — Jägervölker in Nordamerika: Charakter 655. — Jägervölker in Afrika: Jagd mit dem Hopo 658, Elefantenjagd 661. — Malayenartige Jägervölker: Pfeilgift 662. — Die Macht des Menschen über die Tiere 664. — Alle Jägervölker bedienen sich verwandter Mittel 665. — Beschwerliche Lebensweise der Jägervölker 665. — Kriegführung 667. — Erziehung der Knaben 668. — Stellung des Weibes 670.

Untergang der Jägervölker 663

Ursachen ihres Unterganges 671.

Nomaden 675

Die Begriffe Eigentum und Standesunterschied treten hier zuerst auf 675. — Indier, Ägypter und Chinesen waren ursprünglich Nomaden 676. — Schilderung des Nomadenlebens 677. — Ursprung des Familienadels 681. — Übergang aus dem gesetzlosen in den gesetzlichen Zustand 682.

Reitervölker 683

Die Haustiere bedingen die Lebensweise eines Volkes 683. — Berittene Hirtenvölker in Asien 684, in Amerika 689. — Numidier 690, Araber 691, Alanen 692, Hunnen 692, Kirgisen 695. — Reitervölker in Nordamerika: ihre Gewandtheit 698, Fang der wilden Pferde 700, Stellung des Weibes 702, Verbindungen mit den Fallenstellern 704. — Reitervölker in Südamerika 706, ihre Sitte des Tabakrauchens 708, ihre Raubzüge 709, einzelne Gebräuche derselben bei Eheschließungen 710, Geburten 710, Begräbnissen 711. — Über den sogenannten patriarchalischen Zustand 713. — Die Boers 714. — Die Araber sind noch ein reines Hirtenvolk 715. — Germanen 716, Turkomannen 718.

Ansässige Naturvölker 722

Die Uranfänge eines solchen Zustandes finden sich auf den Inseln der Südsee 722. — Liebenswürdigkeit der Tonga-Insulaner 723. — Warum die Fidschi-Insulaner unter gleichen Bedingungen Menschenfresser geworden sind 725. — Bewohner der Radakgruppe 728. — Ansässige Steppenvölker in Amerika

Seite

731, in Afrika 733. — Verwilderung europäischer Kolonisten 734. — Niederlassungen an den Ufern der Ströme: Weichsel 734. — Ansässige Gebirgsvölker: die Völker des Kaukasus 739, des Himalaya 740. — Gebirgsbewohner auf den Sunda-Inseln 741. — Dieselben sind Seeräuber 742, wie die untergegangenen Barbaresken 742, Normannen 743, Phönicier 744; ihnen steht dasselbe Schicksal bevor 745. — Noch einmal die Südsee-Insulaner: Bewohner der Sandwichs-Inseln 747, von Neu-Seeland 753.

Die Kolonisation durch die oceanischen Gebirgsvölker 757

Vorzügliche Befähigung derselben hierzu 757. — Die Kolonisation der Phönicier 758, der Griechen 759, der Araber 761, der Malayen 762. — Die Kolonisation der Bewohner des Flachlandes vernichtet die Eingeborenen: der Spanier und Portugiesen 762, der Holländer 764, der Engländer in Indien 765, der Nordamerikaner 768, der Engländer in der Kapkolonie 771.

Die physische Existenz der Naturvölker 773

Auf den Kontinenten giebt es keine Naturvölker 773; ein äußerer Einfluß und somit Umwandlung findet überall statt: Deutschland 774; nur die nomadischen Völker entziehen sich diesem Einfluß. — Heraustreten aus dem natürlichen Zustande und Fortschritt der Kultur 776. — Uralte Kultur der Stein-, Bronze- und Eisenperiode, bewiesen in den Funden der Pfahlbauten in der Schweiz 779, den Küchenabfällen in Dänemark 787, den Grabhügeln in Norddeutschland 789, den Stonehengen in England 791. — Einzelne Zweige gewisser Industrie finden sich auch bei niedrig stehenden Völkern, die Waffen und der Putz der Neuholländer 793, die Kleidungsstücke der Südsee-Insulaner 794, die Kunst des Tättowierens ebendaselbst 796, die Wohnungen der malayischen Stämme 800 und der Eskimos 803, im Gegensatz zu denen der Spanier auf den kanarischen Inseln 806. — Überall ist verbreitet: die Benutzung des Feuers 807 und die Anwendung von Berauschungsmitteln 808.

Das Familien- und das Staatsleben der Naturvölker 810

Die verwandtschaftlichen Bande sind die frühesten 810. — Kindermord bei den Südsee-Insulanern wegen Übervölkerung 812. — Schicksal der Kolonie auf der Insel Pitcairn 813. — Noch einmal der Kindermord bei den Südsee-Insulanern 815. — Ausschweifende Verbindungen auf Tahiti 816. — Der Kindermord bei den alten Griechen und Römern 818. — Die Knabenerziehung bei den nordamerikanischen Völkerschaften 819. — Die Stellung des Weibes bei denselben 821 und bei den Südsee-Insulanern 822. — Über den Begriff des Eigentums 823. — Über die Civilisationsfähigkeit der Wilden erteilt die Phrenologie keinen Aufschluß 824. — Leistungsfähigkeit eines Europäers im Vergleich mit der eines Wilden in gleicher Lage 828. — Über die Muskelkräftigkeit der Europäer und der Wilden 835. — Vergleich der Kräfte des Mannes und des Weibes bei den Wilden und bei den Europäern 836. — Noch einmal die Stellung des Weibes bei den verschiedenen Völkern 838. — Vielweiberei und deren Berechtigung 839. — Vielmännerei 843. — Europäische Vielweiberei und Vielmännerei 844. — Warum das ehelose Leben bei uns überhand nimmt . 845

Die Sprache 847

Die Sprache der Tiere 847, der Menschen 848. — König Psammetichs Ver-

Seite

suchʼ, die Ursprache zu entdecken 848. — Die Sprache ist keine Offenbarung 849, sondern eine menschliche Erfindung 850. — Es giebt keine Ursprache und darauf folgende Sprachverwirrung 852. — Bildung von Dialekten 853, von Sprachvermischungen 854. — Große Ausbreitung einzelner Sprachfamilien 856. — Untergegangene Sprachen: Babylonisch 859, Ägyptisch 860. — Die Runenschrift 861, die Schreibweisen der amerikanischen Völkerschaften 861. — Die Buchstabenschrift 862. — Die Litteratur bewahrt die Sprachen vor dem Untergange 863. — Der Bücherdruck der Chinesen 864, der Europäer 865.

Die Religion der Naturvölker 865

Kein Naturvolk ist ohne Religion 865. — Wie der Himmel gedacht wird von den Eskimos 866, den amerikanischen und afrikanischen Eingeborenen 866, den Normannen 869, den Türken 871. — Die bösen Gottheiten werden mehr verehrt als die guten 872. — Gegenstände der Verehrung: Sonne 873, Gestirne 875, Mond 876, Feuer 877 (Lehre des Zerduscht 878), Blitz, Sturm ꝛc. 879. — Fetischismus in Dahomeh 885, in Ägypten und Indien 887. — Der Glaube an einen leibhaftigen Teufel 890.

Berlin, Verlag von Gustav Hempel.

Chromolith. Inst. v. A. Schütze Berlin

Vor fünftausend Jahren.

Die Aufgabe des gegenwärtigen Werkes soll die Betrachtung des Menschen sein, die Betrachtung seiner leiblichen und geistigen Natur, die Betrachtung des geheimnisvollen Dunkels seines einstigen Ursprunges, die Betrachtung aller Phasen seiner Entwickelung und Fortbildung vom Urzustande an durch seine tausendjährige Geschichte, die Betrachtung der merkwürdigen Kontraste und Eigentümlichkeiten der verschiedenen Stämme seines Geschlechts, mit einem Wort die Betrachtung alles dessen, was die Naturwissenschaften, was die Völkerkunde und was die Geschichte über das Geschöpf „Mensch" ergründet und erforscht haben.

Gewiß ein Gegenstand voll hohen Interesses, aber auch ein Gegenstand voll dunkler Rätsel, denn es stehen mit demselben die höchsten und letzten Fragen der Wissenschaft in unmittelbarem, innigem Zusammenhange.

Diese ungelösten Probleme der vergangenen Jahrtausende sind für alle gewesenen Geschlechter das höchste, aber unerreichte Ziel des Denkers gewesen; erst dem unermüdlichen Forschergeist dieses Jahrhunderts ist es ge-

lungen, einzudringen in jenes heilige Dunkel, und wir wollen getreuen Bericht abstatten von den Entdeckungen und Entdeckungsreisen, welche die Denker und Forscher der neueren Zeit auf diesem Gebiete gemacht, und von den Wundern, die sie uns enthüllt; wir denken mit diesem Bericht unsere Leser zu fesseln und anzuregen, wenn wir ihnen auch nicht den Stein der Weisen zu bieten vermögen.

Der Gegenstände, welche das Thema dieses Buches unserer Betrachtung darbietet, sind so unendlich viele und mannigfache, daß es unmöglich ist, in kurzem Abriß eine flüchtige übersichtliche Anschauung davon zu geben, und wenn es uns gleichwohl darum zu thun ist, bevor wir zur speciellen Behandlung unseres Gegenstandes übergehen, dem freundlichen Leser die Vielseitigkeit und das Interesse desselben vor die Augen zu führen, so bleibt uns nur übrig, einzelnes Abgerissene aus den verschiedenen Abschnitten unseres Buches herauszugreifen, das wenigstens Beweis dafür abgeben kann, welch verschiedenartige Zweige des Wissens und der Erfahrung zu berühren sind, wenn es auch weder von dem Interesse, noch von dem Inhalt des Ganzen ein nur einigermaßen erschöpfendes Bild zu geben vermag.

Die erste Frage, welche sich uns darbietet, und deren eingehende und allseitige Untersuchung uns obliegen wird, ist die Frage über den

Ursprung des Menschen

und der Menschheit. Wir werden uns zu beschäftigen haben mit seinem Paradies, mit seiner Abstammung, — ob von einem Paare oder verschiedenen, — mit der Verbreitung der Menschen über die Erde, mit dem, was die Religionen und Mythen der verschiedenen Völker hierüber lehren, und was im Gegensatz zu diesen Mythen oder Offenbarungen durch die Forschung ermittelt und schließlich festgestellt worden ist.

Des weitern wird uns die Frage angelegentlich beschäftigen:

Wo wurde der Mensch erschaffen?

In früheren Zeiten war diese Frage ganz leicht beantwortet — wer kennt nicht die Sage vom Paradies? Allein nachdem man in Geographie und Geschichte, in Geologie und Astronomie weiter vorgerückt war als die Verfasser des ersten Buches Moses, genügte eine bloße Behauptung nicht mehr; man suchte, man forschte weiter, man glaubte dem ersten Menschen eine Heimat anweisen zu müssen, ausgestattet mit allen Hülfsmitteln zur Erhaltung und müheloſen Ernährung des unerfahrenen Geschöpfs, und hat demnach bald die glücklichen Thäler von Kaschmir als die Geburtsstätte

des Menschen angesehen, bald die Thäler zwischen dem Euphrat und dem Tigris, welche allerdings zu jener Zeit noch nicht so öde gebrannt waren, wie jetzt; bald hat man seine Pflanzstätte in die Thäler des Ganges oder des Indus verlegt. Was die Traditionen betrifft, so hat darüber ein jedes Volk seine eigene, nur die der europäischen Christen stimmt mit den aus Asien eingewanderten Juden überein, und das kommt daher, daß die heilige Schrift die Grundlage beider Religionen ist.

Nach den mosaischen Berichten ist in dem Paradiese, welches wir auf dem obigen kleinen Kärtchen zu suchen haben, entweder in Kleinasien oder Syrien wegen der Flüsse Phrat und Hidekel, „welcher vor Assyrien fließt" (siehe weiter unten), oder in Kaschmir oder im eigentlichen Indien, der Mensch von Gottes Händen gebildet und mit allen Vollkommenheiten ausgestattet worden. Von ihm geht, nachdem ihm eine Gattin gegeben worden, die Bevölkerung der Erde aus.

Mehr oder minder haben die ältesten Völker ähnliche Sagen. Die Indier erzählen, daß, nachdem die Welt geschaffen worden, der Erde befohlen wurde, den Menschen aus ihrem Schoße hervorzubringen, welchem Gott Leben und Bewegung einblies, und Gott gab ihm ein Weib zur Gesellschaft, mit welchem er vier Söhne erzeugte von durchaus verschiedener Beschaffen-

heit in Sinnesart, Temperament ꝛc., welche nun die Stammväter der verschiedenen Menschenrassen sind. Nach einer anderen Erzählung des Ezur Vedam kam aus dem Nabel des ersten Menschen Brahma hervor, der Schöpfer, aus seiner rechten Seite Wischnu, der Erhalter, und aus seiner linken Schiwa, der Zerstörer.

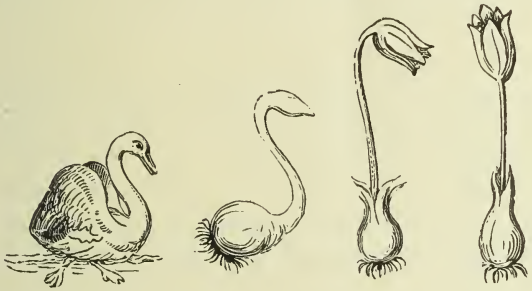
Die Perser des Altertums, die Feueranbeter und die Tibetaner haben äußerst nah verwandte Sagen. Beide sprechen nicht von dem Schöpfungsakte der Menschheit, sondern sie nehmen unsere Stammeltern als vorhanden an und legen ihnen nur Eigenschaften besonderer Heiligkeit bei, welche indessen durch einen bösen Geist zerstört worden. So wurden sie Sünder, erfanden das Eisen und die Waffen, vergaßen ihre Ehrfurcht vor Gott und sanken immer tiefer bis zu der traurigen Stufe von höchster Unvollkommenheit, auf der sie jetzt stehen, nachdem sie sich einmal einer wahrhaft göttlichen Vollkommenheit erfreut hatten.

Die nächste Frage, welche uns beschäftigen wird, ist das Wie der Erschaffung des Menschen; ein Kapitel von solcher Schwierigkeit und zugleich von solchem Interesse, daß es große und kleine Geister der verschiedensten Zeiten vielfältig beschäftigt hat und auch unsere längere Aufmerksamkeit später in Anspruch nehmen wird. Welch abenteuerliche Phantastereien über diese Frage zu Tage gekommen, davon hier nur zwei Beispiele: Der französische Marine-Inspektor Duhamel, in der französischen Litteratur für eine Größe geltend, hat eine ganze Reihe verschiedener Schriften naturgeschichtlichen Inhalts hinterlassen, deren einige auch das Kapitel der Menschwerdung berühren. Er hat gefunden, daß die Fische untereinander in der innigsten Verwandtschaft stehen, alle ein großes Geschlecht bilden, daß sie durch allmähliche Umwandlung in Amphibien übergehen, und daß auch der Mensch durch solche Verwandlungen und Übergänge aus dem Geschlechte der Fische abstamme. Die Arme sind die Brustflossen, die Beine waren die Schwanzflosse, welche sich geteilt hat, und auf dem ganzen Körper sehen wir noch in den Querlinien, welche am deutlichsten auf der Hand hervortreten, die Stellen, an welchen bei unseren Vorfahren die Schuppen gesessen haben.

Warum sollte das hier Gesagte nicht möglich sein? Noch viel größere Entdeckungen sind ja von dem berühmten Naturforscher Schmitz gemacht und in seinem Werke: „Die Ursache aller Bewegung in der Natur", niedergelegt.

Hier zeigt der geniale Kopf uns mit einer bewundernswürdigen Überzeugung den Übergang von Tieren zu Tieren, ja sogar von Pflanzen zu Tieren. So z. B. daß die Tulpe eigentlich die Grundlage des Schwanes sei: schon in Figur 3 bemerken wir ihre Neigung, den Stengel zum

Schwanenhals zu gestalten, in Figur 2 sehen wir die, wahrscheinlich in einem Winkel vergessene Tulpenzwiebel eine Knospe unter erschwerenden Umständen treiben. Der Schwanenhals ist dabei schon zur Wahrheit geworden, es fehlt nichts, als daß die Zwiebel durch den Wachstumsprozeß ein wenig anschwillt und ein Paar Schwimmfüße erhält wie in Figur 1, so sehen wir den Schwan in seiner stolzen und schönen Form fertig.



Ein anderes Beispiel sehen wir rückwärts geleitet, nämlich vom Tiere zurück zur Pflanze, in der folgenden Figur. Die Schlange (Figur 5) läßt sich herab, aus ihrer Selbständigkeit herauszutreten und ein Glied eines größeren Körpers zu werden, der Schwanz des Löwen. Derselbe

fällt ab und wird in Figur 3 zum Rudiment eines Palmbaumes, den wir in Figur 2 bereits beträchtlich gewachsen, in Figur 1 aber zur prächtigen tropischen Pflanze ausgebildet sehen.

Zu solchen Wunderlichkeiten gelangt man bisweilen, wenn es an allen eigentlichen Hülfsmitteln fehlt. Wir haben gar keinen Fingerzeig, gar keine historische Thatsache, welche nur annäherungsweise bis in jene fernen Zeiten deutete, in welche wir doch die Entstehung des Menschen verlegen müssen, und bezüglich hierauf ist es auch eigentlich völlig gleichgültig, ob das Menschengeschlecht nach Berechnung amerikanischer Geologen auf Grund

des Alters einer Erdschicht im Mississippi-Thale, in welcher menschliche Gebeine gefunden wurden, 40—50 000 Jahre oder, nach anderen, Millionen von Jahren alt sei; keine Geschichte, selbst die ganz fabelhafte indische und chinesische, reicht bis an die niedrigste von den beiden Zahlen. Auf dem Wege der Geschichte ist es unmöglich, in die Jugendzeit menschlichen Daseins, geschweige in die erste Kindheit und den Ursprung des Geschlechts einzudringen, der Blick verliert sich vielmehr in das Dunkel ganz unsicherer Traditionen.

Auch die Frage, ob ursprünglich sogleich viele Menschen vorhanden waren, oder ob die Welt aus einem Paar sich bevölkert habe, läßt, von verschiedenen Standpunkten aus betrachtet, eine durchaus abweichende Beantwortung zu.

Die Antwort wird sich eben richten nach der Stellung, welche der Betreffende dem Menschen im Reiche des Organischen einräumt, und nach den Quellen, welche derselbe für seine Ansicht als maßgebend erachtet. Der Bibelgläubige wird das als wahr annehmen, was ihm seine Quelle darüber mitteilt, und er wird sich selbst durch Widersprüche nicht irre machen lassen. Ihre Angaben, daß ursprünglich nur ein Paar geschaffen wurde, sind ihm unbezweifelbar, trotzdem ihm die Bibel selbst sagt: als Kain seinen Bruder erschlagen, machte Gott an ihm ein Zeichen, damit ihn niemand verletze, und er ging darauf in das Land Nod im Norden von Eden und nahm daselbst ein Weib, und ein ganzes langes Geschlechtsregister führt die Abkömmlinge des Kain der Reihenfolge nach namentlich auf. Kain weiß also von anderen Menschen, sonst würde er sich nicht vor ihnen fürchten, Gott weiß dasselbe, sonst würde er ihn nicht schützen, und Kain geht wirklich in ein fremdes Land und heiratet dort. Das sind unumstößliche Beweise für das wirkliche Vorhandensein von Menschen zu einer Zeit, wo die ersten erschaffen sein sollten. Aber wir haben noch zahlreichere Belege aus derselben Quelle.

„Eden entsendete vier Hauptwasser: den Fluß Pison, der fließet um das ganze Land Hevila, und daselbst findet man Gold, und da findet man Bedellion und den Edelstein Onyx. Das andere Wasser heißt Gihon, das fleußt um das ganze Mohrenland. Das dritte Wasser heißt Hidekel, das fließt vor Assyrien. Das vierte Wasser ist der Phrat.“ Aus der Bezeichnung der verschiedenen Länder, namentlich des sehr bekannten Mohrenlandes, muß man schließen, daß in der damaligen Zeit nicht nur bereits Menschen, sondern daß sogar verschiedene Menschenrassen bereits vorhanden waren, auf welche Weise denn durch die Bibel selbst, auf deren Autorität hin man von einem Menschenpaare spricht, diese nur einmal vorgekommene

Erschaffung widerlegt wird und demnach eine Urheimat gar nicht zu suchen wäre.

Können aus der Vermischung eines weißen Ehepaares Neger hervorgehen? Die gerichtliche Medizin sagt nein, und wenn irgendwo eine weiße Frau ein braunes Kind bekommt, so sucht man so lange, bis man einen Neger findet, der möglicherweise der Vater sein könnte.

Dennoch ist von einigen Naturforschern die Hypothese aufgestellt worden, das ursprünglich älteste Paar möge wohl gar schwarz gewesen sein, was zwar im allgemeinen mit den hohen Begriffen, die wir von unserer Rasse haben, nicht übereinstimmt, welche Bedenken man aber durch Anführung der Thatsache beseitigt, daß es nicht nur braune, sondern auch schwarze Kaukasier giebt.

Steht die Sache so weit fest, so kann man allerdings sagen, daß schwarze Kaukasier ganz wohl weiße Kaukasier erzeugen können. Wir sehen schon, daß die Kabylen im Atlasgebirge (welche selbst beinahe ganz schwarz) doch Frauen von so viel hellerer Farbe haben, daß sie mindestens für ebenso weiß gelten können wie Spanierinnen und Sicilianerinnen, welche zu den Schwarzen zu zählen auch niemandem im entferntesten einfällt. Der Grund dieser helleren Farbe ist allein im malpighischen Schleim zu suchen, welcher unter der obersten Haut, unter der Epidermis gelegen, dieser den Teint mitteilt. Bei den Europäern der nördlichen Hälfte ist dieser Schleim rosenrot, daher die schöne Farbe, auch ist er wenig empfindlich für das Licht; bei den Südländern ist die Farbe der Schleimhaut schon braun, bei den Negern beinahe schwarz, und sie ist ferner so empfindlich gegen die Lichteindrücke, daß das neugeborne Kind eines Negers, welches beinahe die helle Rosenfarbe des neugeborenen Europäers hat, selbst innerhalb des Zimmers, ohne Einwirkung der Sonne, sehr bald schwarz wird. Wenn auch nach der Hautfarbe die Menschenrassen in weiße, gelbe, schwarze und rote unterschieden werden, so wäre dies doch kein Grund anzunehmen, sie müßten auch ursprünglich als solche geschaffen sein. Vielmehr zeigen sich bei den verschiedenen Rassen soviel Übergänge der Hautfarbe, daß sie der Abstammung von einem Paare Schwierigkeiten nicht bieten würde. Überdem ist die Hautfarbe allein nicht entscheidend, vielmehr kommt es noch auf andere wichtigere Charaktere an, welche die Verwandtschaft selbst verschieden gefärbter Rassen vielfach unzweifelhaft bekunden.

Endlich spricht nichts für die Annahme, daß die Schwarzen den andern Menschenrassen vorausgegangen seien, vielmehr scheint es, als ob den gelben Rassen die Priorität des Alters gebühre, da das Gelb den andern Rassenfarben als ein wesentliches Element beigemischt ist und auch bei Rassenkreuzungen wieder auftritt. Hiermit stimmt dann überein, daß einsilbige

Sprachen, welche den Anfang, das erste Stammeln des Menschen gleichsam versinnlichen, nur bei gelben Rassen vorkommen.

Eine bemerkenswerte Thatsache ist übrigens, daß diese Frage über die einheitliche Schöpfung des Menschen durchaus nicht von Naturforschern, sondern von Theologen zuerst berührt worden ist, und eine zweite Merkwürdigkeit dabei möchte sein, daß es ein engländischer Theolog war, der diese für die Unumstößlichkeit der biblischen Lehren so hochwichtige Frage zum Gegenstande der Erörterung machte. Er führt dieselben Stellen aus der Genesis an, welche wir S. 6 berührt, und die Stelle beim Paulus in dem Briefe an die Römer, worin gesagt wird, daß zwar die Juden von Adam abstammen, nicht aber die Heiden. Dieser engländische Geistliche Peyrerius hat schon vor 200 Jahren in einem „Systema theologicum, ex Prae-adamitarum hypothesi“ seine aus der Bibel geschöpften Gründe dafür dargelegt.

Um die Verschiedenheit der Menschen zu erklären und doch bei den wichtigsten Stellen der biblischen Bücher beharren zu können, nehmen einzelne Theologen, wie z. B. van Ameringe, an, daß Gott, außer dem Wunder der Erschaffung des Menschen, nach der Sündflut noch ein neues Wunder, nämlich die Umgestaltung der Kinder, welche die Söhne Noahs zeugten, verrichtet habe.

Auch ältere Naturforscher, wie Blumenbach u. a. m., hielten sich eigensinnig an die Abstammung aller Menschen von einem Paare und gaben an, daß Lebensweise, klimatische Verschiedenheiten, sonstige Eigentümlichkeiten ihrer Wohnsitze die Nachkommen des ersten Menschenpaares allmählich so verändert hätten, wie wir sie jetzt in den bekannten fünf Hauptrassen auftreten sehen. Die gegenwärtige naturwissenschaftliche Forschung verfolgt weit sicherere Pfade, als sich auf derartige vage Vermutungen einzulassen, wie aus dem späteren hervorgehen wird.

Eine andere, nicht minder sonderbare Hypothese ist diejenige, welche den Neger zu einem vervollkommneten Affen macht, eine Ansicht, welche von großen Gelehrten direkt ausgesprochen worden, wie sie sogar von ganzen Völkerstämmen, man möchte sagen als Thatsache betrachtet wird. Indische und malayische Völker nehmen die Sache als zu ihrer Religionslehre gehörig und jeden Widerspruches unfähig an. Diese Ansicht stützt sich auf die Tierähnlichkeit bei den Negern. Wir geben hier (S. 9) zwar nur das Profil eines Negers mit dem eines Europäers zusammengestellt, um die Hauptunterschiede der Gesichtsbildung zu zeigen, besonders was die vorspringenden Freßwerkzeuge und das Zurücktreten der Stirne und damit gleichzeitig die starke Entwickelung des Hinterkopfes betrifft (gleichbedeutend mit geringerer Ausbildung der Geisteskräfte und höherer Ausbildung der Sinnlichkeit),

allein wir dürfen auch die übrigen Körperteile in Betracht ziehen, und wir werden zu dem gleichen Resultat gelangen; so sind z. B. die Hüften der Neger schmal, die Lenden derselben flacher als bei den Europäern, solche schmale Hüften, flache Lenden hat auch der Affe; genau ebenso ist es mit dem Plattfuß des Negers, welcher der Hinterhand eines Affen bei weitem ähnlicher ist als dem wohlgestalteten Fuß eines Europäers.

Zu diesen Tierähnlichkeiten gehört auch die Gefräßigkeit, welche nur den Magen zu füllen begehrt, gleichviel womit (verwestes Fleisch, nasser Thon, Talglicht sind ihm trefflicher Braten), und eine Weitläufigkeit des Geruchssinnes, welche in Erstaunen setzt. Dem eigentlichen Neger nämlich ist auch der gräßlichste Gestank nicht unangenehm, nicht zurückstoßend, er hat daher auch keinen Ekel.

Dies alles sind wirkliche, unwiderlegliche Thatsachen, aber wir müssen doch berücksichtigen, daß diese so nackt aufgestellten Sätze allen Haltes entbehren, wenn wir sie als allgemeine, wenn wir sie als Gesetze bildend betrachten wollen.

Die große Familie von schwarzen Menschen, welche wir gar zu leicht zusammenwerfen, hat durchaus nicht stets Plattfüße, schmale Lenden, dünne Hüften und vorspringende Freßwerkzeuge. Die Völkerschaften, welche Afrika nördlich und südlich vom Äquator bewohnen, sind voneinander so verschieden, wie es die Europäer sind, und wenn wir uns den Engländer, den Deutschen, den Franzosen und den Südspanier, wenn wir uns gar daneben den Türken und den Araber vergegenwärtigen wollen, so werden wir sofort eingestehen, daß die Verschiedenheiten sehr bedeutend sind, und daß, wenn sie bei den Negern ebenso sind, man diese weder nach Gestaltung noch geistiger Begabung in einen Topf werfen oder über einen Kamm scheren könne. Auch haben wir genug lebende Beispiele von der Richtigkeit dieser Ansicht. Der einstige Präsident der Negerrepublik Liberia in Westafrika, den umstehend unsere Zeichnung giebt, hat sich als einen so gebildeten, von vielseitigen Kenntnissen durchdrungenen Mann gezeigt, daß man ihm die vollkommene Gleichberechtigung mit den Europäern zugestehen mußte, insofern es sich um geistige Regsamkeit handelt.

Wir würden sehr thöricht sein, wenn wir von einem solchen Beispiel einen Schluß auf die Allgemeinheit ziehen wollten, aber wir dürfen es

wohl wagen, wenn wir erfahren, daß von dem Aufstand in San Domingo bis zum Abfall der spanischen Kolonieen in Amerika vom Mutterlande sich Hunderte von Fällen ereignet haben, in denen Neger Fähigkeiten zeigten, welche man ihnen sonst nicht zugetraut hat. Man darf sie nicht in den Vereinigten Staaten suchen, denn dort geht der Abscheu vor den Farbigen bis ins Lächerliche, und man gestattet ihnen durchaus nicht, Geist zu zeigen oder aber zu haben; aber in der Republik Mexico, in welcher den Negern ihre Menschenrechte zurückgegeben wurden, sieht man Neger als Präsidenten, Minister, Generale und Offiziere niederer Grade so geachtet wegen ihrer Thätigkeit und wegen ihrer Kenntnisse, daß die Kreolen auf sie hätten eifersüchtig werden können. Auch dies ist eine Thatsache, daß zu der Zeit,

als die Engländer alle Segel anspannten, um den Sklavenhandel zu unterdrücken, und ihnen von den Pflanzern vorgehalten wurde, daß die Neger eine des Mitleids durchaus nicht würdige, höchst untergeordnete und zur Dienstbarkeit von der Natur selbst bestimmte Rasse seien, sie Versuche mit der Erziehung von Negerkindern machten, welche mit Weißen in dieselben Verhältnisse gebracht, von den nämlichen Lehrern unterrichtet und überall in gleicher Weise behandelt wurden wie die mit ihnen erzogenen Weißen, und daß sie, diese schwarzen Kinder, die nämlichen Fortschritte machten wie die Kinder der Europäer, wodurch man bewiesen zu haben glaubte, daß der vorausgesetzte Unterschied in der geistigen Befähigung der Rassen keineswegs stattfinde.

Man könnte sogar sagen, andere Rassen als die europäische hätten schon früher Kulturstufen erreicht, zu deren Erlangung die Kaukasier noch Jahrtausende nachher kaum oder gar nicht befähigt waren. Wir dürfen nur an die wunderbar hohe Kultur des chinesischen Volkes denken, welches uns noch jetzt, obschon wir uns einbilden, das Allerhöchste geleistet zu haben, in vielen Dingen übertrifft. Dies aber ist es nicht, was uns besonders angeht, sondern die frühe Zeit, in welcher sie diese hohe Kultur erreicht hatten. Fünfzehn Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung und über tausend Jahre, bevor in Griechenland Kunst und Wissen erblühte, haben die Chinesen eine Kulturstufe erreicht, welche Römer und Griechen nie erlangt, es sei denn hinsichtlich der bildenden Künste, was aber auch ein chinesischer Maler oder Bildhauer gar nicht einmal zuzugeben braucht, indem er nach

dem Geschmacke des chinesischen Volkes ebenso vollkommene und herrliche Schöpfungen liefert, wie Skopas und Apelles nach dem Geschmacke des griechischen Volkes. Dieser Geschmacksrichtung muß man immer Rechnung tragen. Der Chinese muß das chinesische Kunstwerk, der Europäer das europäische betrachten und beurteilen.

Jene in Kunst und Wissen, in bürgerlichen und staatlichen Einrichtungen und in der Philosophie uns um Jahrtausende vorausgeschrittenen Chinesen sind nicht Kaukasier, sondern Mongolen. Man sucht den Gang zu verfolgen, den sie genommen, um zu erfahren, woher sie so viel früher so groß geworden als die für begünstigt gehaltenen kaukasischen Völker. Sollte es die Nachbarschaft Indiens sein? Sie ist in der That für die Chinesen nicht größer als für die Araber, und obwohl diese Jahrtausende lang vor unserer Zeitrechnung mit den Indiern bekannt waren, Handel mit ihnen trieben, so sind sie doch immer Araber geblieben, welche noch jetzt so leben wie Abraham, Isaak und Jakob, im besten Falle von der Zucht ihrer Schafe und Kamele, im schlimmeren Falle vom Raube. Wenn wir also auch die Bewohner von Indien zur kaukasischen Rasse zählen, so sehen wir doch, daß ihr Beispiel früher auf die Mongolen als auf andere Kaukasier wirkte.

Kehren wir nun zu dem Ausgangspunkte zurück, die Abstammung der verschiedenen Rassen betreffend, so haben wir eines der Hindernisse für die Möglichkeit bereits überwunden. Die geistige Befähigung der andern scheint nicht geringer zu sein als bei den Kaukasiern, bei denen große Männer auch selten sind, und es ist vielleicht nicht allzu kühn zu behaupten, ein junger deutscher Bauer würde sich in einer afrikanischen Wildnis nicht viel vernünftiger benehmen als ein Neger in einem Walde des Harzgebirges.

Aber auch die Körperbeschaffenheit ist, wie wir bereits oben bemerkt haben, von solcher Art, daß sich allenfalls ein Übergang vom Neger zum Weißen verteidigen läßt. Diejenigen Schwarzen, welche Neu-Holland bewohnen, haben keine Wolle auf dem Kopf, sondern lange, schlichte Haare, und zwischen diesem langen, schlichten Haar und der Wolle des eigentlichen Negers steht das gekräuselte Haar der Australneger von Guinea bis zu den Fidji-Inseln, welches die Gestalt des Barthaares der Europäer hat und in dieser feinen Kräuselung keineswegs kurz bleibt wie die Wolle des Schafes und des Negers, sondern eine bedeutende Länge (wie auch unser Barthaar) erreicht und in manchen Fällen zur Erbauung einer kolossalen Frisur benutzt wird.

Es bliebe uns nur noch die Farbe übrig. Schwarze erzeugen nur Schwarze, allein es giebt bei den Negern wie bei den Europäern eine Krankheit desjenigen Schleimes, welcher die Hautfarbe bestimmt, und den

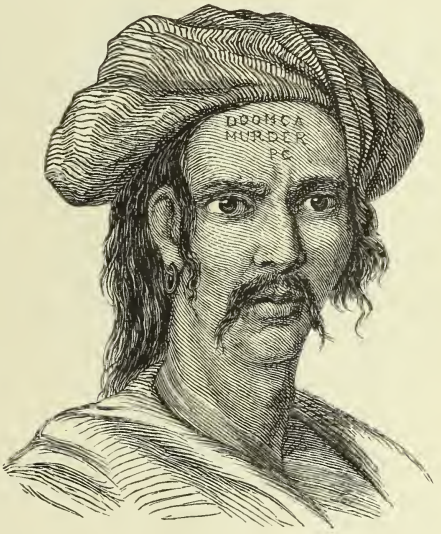
man nach dem Entdecker desselben „Malpighi" benannt hat. Dieser Schleim ist bei den Negern beinahe schwarz, und die Haut läßt diese Farbe durchschimmern. Eine Krankheit zerstört die dunkle Farbe des Schleimes und läßt sie hell rosenrot erscheinen; natürlich schimmert auch diese rosenrote Farbe durch, und die Haut erscheint entweder ganz der eines Weißen gleich

oder doch an vielen Stellen weiß gefleckt, so daß der davon Befallene scheckig aussieht. Diese Krankheit ist erblich, und ein weißes Negerpaar, welches man Albinos oder Kakerlaken nennt, erzeugt daher weiße Kinder.

Wer nun ein schwarzes Paar als das Urpaar des menschlichen Geschlechts haben will, kann höchst folgerichtig sagen: ein solcher Albino, mit einer Schwarzen vereinigt, wird Mulatten erzeugen, und warum sollten bei ferneren Verbindungen nicht alle möglichen Schattierungen sich zeigen, wie

wir denn wirklich in den Sklavenstaaten diese Vermischung und diese naturgemäßen Folgen finden?

Sind alle denkbaren verschiedenen Hautfarben durch solche Vermischung möglich, so sind auch alle physiognomischen Verschiedenheiten möglich, da die Neger, wie bereits oben bemerkt, durchaus nicht über einen Leisten geformt sind, und somit wird niemand sich wundern, wenn er erfährt, daß die beiden Figuren auf Seite 12 Mischlinge von Negern darstellen. Es sind Dajaks von der Insel Borneo: ein körperlich sehr schöner Menschenstamm von viel hellerer Farbe als die der Neger und von einer physiognomischen Bildung, welche einerseits an die europäische erinnert, wie bei dem Manne, andererseits an die Negerrasse, obwohl in einer sehr abgeschwächten Form, wie bei der weiblichen Gestalt, die zu den schönsten Typen dieser, wenn man so sagen darf, Mischlingsrasse gehört, heimisch im Süden von Indien und sich fortpflanzend in immer edleren Formen bis zu den Sandwichsinseln.



Eine schon sehr veredelte Gesichtsbildung zeigt uns der malayische Mörder, welcher, als solcher nach engländischen Gesetzen gebrandmarkt an der Stirn mit dem vollen Titel seines Vergehens, in der Strafkolonie von Singapore detinirt, gezeichnet worden ist. Das Verbrechen, welches er begangen, stempelt nicht sein Gesicht; was er gethan, ist in seinen Augen kein Verbrechen, im Gegenteil würde er unter seinesgleichen als Feigling gelten, wenn er eine Beleidigung nicht durch Ermordung des Beleidigers rächen wollte. Die physiognomische Umwandlung ist ganz unzweifelhaft, und so zeigt sich, daß der scheinbar einheitliche Typus sehr verschiedene Gestaltungen annehmen kann.

Kommen wir wiederum zu der Rasse der Mongolen, der sogenannten gelben Rasse, so finden wir bei ihnen so viele geistige wie körperliche Verschiedenheiten, wir finden unter ihnen von Attila bis auf Batu Khan, von diesem auf Nadir Schah und bis auf die heutigen Chinesen und Japaner so viele große Feldherren, Staatsmänner und Gelehrte, daß wir

auch hier nicht berechtigt sind, sie für untergeordnet unter die Kaukasier anzusehen.

Aber alle diese Verschiedenheiten, wie auffallend sie auch sein mögen, lassen sich, wenn man will, aus Äußerlichkeiten, aus Zufälligkeiten, aus Fortpflanzung der Zufälligkeiten ꝛc. erklären, wie denn überhaupt da, wo es an bestimmten Thatsachen, da wo es an Belegen für eine Theorie fehlt, die Aufstellung einer Hypothese gerechtfertigt ist. Es wird niemand bezweifeln, daß das Klima und die Nahrungsmittel einen auffallenden Einfluß auf den Körper der Tiere haben, ebenso wenig wie man bezweifeln kann, daß durch Vermischung von Tieren verschiedener Rassen Bastarde erzeugt werden, welche zwischen beiden stehen. Das feine Elektoralschaf ist ein Abkömmling von spanischen Widdern und sächsischen Schafen, und diese mit dem Namen Elektoralschaf belegte Rasse ist vollkommen selbständig geworden und pflanzt sich jetzt ohne fremde Beihülfe fort, aber nur in unserem Klima. Bringen wir diese Tiere nach heißen Ländern, nach Afrika, nach Südamerika, so verlieren sie so gut ihre Wolle, wie dort hingebrachte europäische Gänse ihre Daunen verlieren. Genau ebenso könnte es ja wohl sein mit demjenigen, was tierisch ist im Menschen, mit dem Körper nämlich, und was die Vermischung verschiedener betrifft, so ist es auch wirklich so. Und daß die weiße Rasse sehr verschiedene Färbungen annimmt, je nachdem sie Schweden oder Kleinasien oder Indien bewohnt, ist gleichfalls bekannt genug, gegen Umwandelungen oder Möglichkeiten derselben also nichts einzuwenden.

Vergleichen wir schließlich die menschlichen Körperformen noch in Bezug auf ihre Schönheit.

Wir sehen auf der folgenden Seite zwei wirklich lebende Geschöpfe, eine Frau aus dem Innern von Neu-Holland, durchaus nicht die häßlichste, und eine Georgierin. In dem einen Weibe sehen wir das rein Tierische, das Affenartige des Baues, die Fleischlosigkeit der Arme und Beine, die beinahe ungeschickte Größe der Extremitäten, den Kopf von der allerwiderlichsten Mißgestalt, den Bauch ungeschickt aufgetrieben; überall Zeichen der Verkümmerung darbietend, einer Verkümmerung, wie sie durch Not und Mangel an Pflege oft genug auch bei den Europäern erscheint, wenn auch selten in so gräßlicher Weise wie unter den Eingeborenen des großen Australlandes, bei denen das Elend nicht zufällig — dann und wann — sondern in vernichtender Weise *immerfort* auftritt, die ganze Existenz bedrohend von der Geburt an, ja schon *vor* der Geburt, daher auch der widerwärtige tierische Ausdruck des Gesichts, der bei weitem schlimmer ist als beim Orang-Utang oder beim Gorilla, denn bei diesen großen menschenähnlichen Affen ahnt man wenigstens einige Eigenschaften des menschlichen Geistes, wenn auch nicht seine besten, wie z. B. List, Verschlagenheit, Schlauheit —

aber hier, bei diesem Ungeheuer in menschenähnlicher Form, welche Eigenschaft des Geistes spräche sich da aus, wenn es nicht der Mangel aller solchen, wenn es nicht die Dummheit wäre?

Wie edel, wie vollendet ist dagegen die Form des Weibes, welches neben diesem Tiermenschen steht; überall das richtige Verhältnis, überall

schlanke, elegante Formen und doch genügende Fülle, überall Zweckmäßigkeit und dadurch Schönheit, denn das ist eben das Charakteristische des Schönen, daß es immer zugleich das Zweckmäßige ist.

Was wir betrachtet haben, sind die Formen zweier lebender, durch den ganzen Erddurchmesser voneinander getrennter Menschen; glücklicherweise ist die Zahl der schöner geformten Menschen die überwiegende, obwohl dieser Ausspruch kühn genannt werden kann, denn es bürgt uns niemand dafür,

daß der Australneger die schwarze Person mit dem dicken Kopfe und den dünnen Beinen nicht für schöner hält als das Mädchen, welches der Stolz des Serails eines türkischen Paschas ist.

Aber diese beiden Formen sind nur die Extreme, kennzeichnen das Schönste und das Häßlichste — was alles liegt zwischen diesen Formen äußerster Häßlichkeit und äußerster Schönheit! Wir Europäer sind in der glücklichen Lage, behaupten zu dürfen, daß unsere Formen sich den schöneren von beiden nähern; aber schon bei uns giebt es eine so unglaubliche Menge von Varianten dieser idealen Formen, daß es wohl schwerlich jemandem einfallen wird, zu behaupten, sie seien ihm alle ganz wohl bekannt.

Der Verfasser will sich übrigens auf das entschiedenste gegen die Annahme gewahrt wissen, als sei das, was hier gesagt worden ist über die Umwandlung des ursprünglich schwarzen Menschengeschlechts in die verschiedenen Rassen, *seine* Ansicht; er stellte nur die von großen Gelehrten, selbst von Theologen vorgetragene Meinung auf, daß in der gedachten Weise die Rassenverschiedenheit herbeigeführt worden sein *könne*, und verweist inbetreff des Näheren auf den Abschnitt des Werkes, in welchem dieser Gegenstand abgehandelt werden wird.

Wir haben hier von den *natürlichen* Formen gesprochen und daraus einen Rassenunterschied hergeleitet, es wird uns jedoch auch die Betrachtung der abnormen, der unnatürlichen und der Mißgeburten beschäftigen. Auch hier breitet sich vor uns ein Feld aus, welches so mannigfaltig wie interessant ist. Wir dürfen nur an die Mißgeburten denken, um zu dem Schlusse zu kommen, daß wir niemals zum Schlusse kommen; denn die schöpferische Natur scheint wirklich Launen zu haben und sich darin zu gefallen, nicht eine gewisse Art von Abnormitäten zu schaffen und festzustellen, sondern täglich neue hervorzubringen.

Wenn schon die *Zwillingsgeburten* so selten sind, daß in der Regel von 500 Geburten nur eine durch das Erscheinen zweier Kinder ausgezeichnet ist, so treten zum Glück die *Verwachsungen* solcher Kinder noch vieltausendmal seltener ein, sie sind aber um so mehr von physiologischem Interesse. Ein solcher Fall wurde das erste Mal Anfangs der dreißiger Jahre durch öffentliche Schaustellung bekannt. Zwei in Siam im Jahre 1811 geborene Brüder, Eng und Chang, waren von dem unteren Ende des Brustbeins bis zum Nabel miteinander verwachsen. Ein amerikanischer Schiffskapitän, der sie in ihrem Vaterlande sah, spekulierte auf sie, nahm sie, als sie 19 Jahre alt waren, ihren Eltern ab und ließ sie in den großen Städten von Nordamerika und dann in England und Frankreich für Geld

sehen. Hier nahmen sie die Gesetze zu Hülfe und befreiten sich von ihrem eigennützigen Wohlthäter und setzten das Geschäft auf eigene Rechnung fort.

Die beiden Brüder standen ursprünglich einander gegenüber, allmählich aber gewöhnten sie sich an eine solche Dehnung der Bauchhäute und Muskeln einerseits und eine Zusammenschiebung der andern Seite, daß sie beide ohne Unbequemlichkeit beinahe nebeneinander stehen und sich dabei mit zweien Armen so umfassen konnten, daß der rechts stehende Eng seinen linken Arm und der links stehende Chang seinen rechten Arm um den Rücken des Bruders schlang, da für eben diese Arme bei ihrer künstlich angenommenen Stellung neben einander allerdings kein Platz war; wären sie in ihrer angeborenen Lage geblieben, so würden sie beide ihre Arme haben brauchen, doch würden sie alsdann viel weniger gut haben gehen können (der eine immer rückwärts), während sie in der selbst ermöglichten Stellung miteinander gingen, indem sie gleichzeitig die beiden äußeren und dann die beiden inneren Beine fortsetzten.

Beide Brüder führten ein ganz gesondertes Leben, hatten alle Sinne für sich, auch verschiedene Neigungen und verschiedene Charaktere; nur die Verwachsungsstelle war beiden gemeinschaftlich; wenn sie hier berührt wurden, so fühlten es beide zugleich, sonst empfand ein jeder seinen Schmerz und seine Freude für sich, zum Beweise, daß sie wirklich zwei ganz verschiedene Personen und nur durch ein Fleischband aneinander gefesselt waren; aber wie es bei Zwillingen gewöhnlich zu sein pflegt, so waren ihre physischen und geistigen Thätigkeiten und Fähigkeiten sehr übereinstimmend miteinander. Sie lasen gleichzeitig in demselben Buche, sie hatten gleichzeitig Hunger und Durst, doch wurde der Hunger des einen durchaus nicht dadurch gestillt, daß der andere Speise zu sich nahm.

Schlafen und Wachen war auch gleichzeitig, aber was bei ihrer sonst vollständigen Individualisierung doch befremden mußte — sie hörten beide nur immer auf eine Person und sprachen nur mit einer. Wenn verschiedene

Leute unter den Zuschauern der eine sich an Eng, der andere sich an Chang wandte, so antworteten beide doch immer nur auf eine Frage eines Mannes, nicht Eng auf die Anrede des einen und Chang auf die des zweiten, auch spielten sie nicht miteinander Dame oder Schach, obwohl sie die Spiele kannten; sie sagten darüber: das wäre, als ob die rechte Hand mit der linken spielen wollte. Es muß demnach doch noch ein anderes Band zwischen ihnen geknüpft gewesen sein, als das lediglich körperliche. Sie handelten gewöhnlich wie nach einem Willen, sie thaten auch, ohne sich zu besprechen, dasselbe, überhaupt sprachen sie wenig miteinander, denn sie verstanden sich ohne dieses Hülfsmittel.

Mit ihrem Schicksal schienen sie völlig zufrieden; sie liebten einander sehr, und als einmal, noch unter Leitung des Amerikaners, davon die Rede war, sie zu trennen, weinten sie sehr, bis ihre Angst beseitigt war. An Intelligenz fehlte es ihnen nicht; sie waren lebhaften Geistes und zu Scherz und satirischen Äußerungen geneigt, sie sprachen sehr geläufig englisch und französisch, liebten Musik und Malerei und trieben auch beides auf Dilettantenweise und hatten dabei viel Neigung für Poesie.

Die letzte Nachricht über sie lautete dahin, sie hätten sich in New-York mit zwei Mädchen, Schwestern oder sogar Zwillingsschwestern, gleichzeitig verheiratet; jedenfalls eine wunderliche Ehe, welche nur unter dem höchst moralischen Volke der Amerikaner möglich ist und wohl schwerlich nach unserem Geschmack wäre — vielleicht ist diese Nachricht aber auch nur einer der vielbekannten amerikanischen Humbugs.

Die Monstrositäten des menschlichen Körpers, die wir hier in einem zusammengewachsenen Zwillingspaar repräsentiert sehen, mögen wohl schon in alten Zeiten beobachtet worden sein, aber sie gaben nicht Veranlassung, die möglichen Mißgestaltungen zu konstatieren, sondern sie veranlaßten die vielen Fabeln von Völkerschaften ganz verschiedener Beschaffenheit, und vielleicht stammt auch die älteste solcher Fabeln — daß nämlich der Mensch ursprünglich doppelt gewesen und erst später auf Befehl der Gottheit, die dies ununterbrochene Beisammensein nicht gut gefunden, getrennt worden sei — von solch einer monströsen Zwillingsgeburt her.

Ebenso ist es wohl mit jenen Völkerschaften gegangen, welche uns der älteste Geograph, der Grieche Strabo, aufführt. Zu seiner Zeit kannte man nicht nur die Gehülfen des Vulkan, die Cyklopen, als menschliche Gestalten mit einem Auge, sondern es sollte wirklich ganze Völker geben, welche einäugig waren. Zu seiner Zeit gab es Pygmäen, — so kleine Menschen, daß sie sich nur mit Mühe gegen Vögel, gegen Reiher, wehren konnten, — Menschen, welche auf einem Beine standen und hüpften, d. h. nur ein Bein hatten und sich entweder auf diesem hüpfend fortbewegten

oder auf dem Rücken liegend dadurch, daß sie das Bein, in die Luft gestreckt, anzogen und plötzlich fortschleuderten, also gewissermaßen auf dem Rücken gingen.

Vielleicht hat es einmal eine Mißgeburt gegeben, welche den Kopf nicht auf den Schultern hatte, sondern zwischen den Schultern; was ist einfacher, als daß man von solcher Mißgeburt sagt: sie habe das Gesicht auf der Brust? Wenn nun ein recht geistreicher Zeichner den Strabo liest und ihn illustriert, so mag es sehr wohl kommen, daß er den Kopf noch etwas tiefer rückt, wie wir auf unserer beigefügten Zeichnung sehen, und dann befindet sich der Kopf wirklich recht mitten in der Brust.

Und dem Marco Polo ist es mit seinen Erläuterungen wirklich so gegangen. Er beschreibt die Bewohner von Angaman (wahrscheinlich die Insel Andaman im Golf von Bengalen), indem er sagt: „sie haben keine Könige, sie sind Götzendiener und sind dumm wie die wilden Tiere. Ich will euch auch von einer Gattung Leute erzählen, welche in der That beschrieben zu werden verdienen, diese Leute haben Köpfe genau wie die Hunde, die Zähne und die Augen gleichfalls, wie die Hunde sie haben. Ihr Kopf ist in allem gleich dem eines großen Bullenbeißers. Sie sind sehr grausam, und sie fressen alle Menschen, welche sie fangen können, falls sie nicht von ihrer Rasse sind, sonst nähren sie sich von Milch und von Fleisch aller Art. In ihrem Lande wachsen der Früchte mancherlei, doch von den unseren verschieden. Sie haben in ihrem Lande auch Kostbarkeiten mancher Art."

Derjenige, welcher nun die Illustration zu diesen Beschreibungen geliefert hat, nahm die Sache wörtlich und gab ihnen, den würdigen Bewohnern von Andaman, die Fuchsköpfe, welche wir auf unserer Zeichnung

ſehen. Es wird kaum ſcheinen, als habe Strabo oder Marco Polo das ſagen wollen, was der Maler mit kühnem Griffel gezeichnet hat, aber er hat wörtlich genommen, was jene ſchrieben, und wer kann ihm das verdenken?

Ebenſo iſt es mit den behaarten Menſchen, mit den Höhlen-Menſchen und mit den geſchwänzten Menſchen gegangen, wie es auch mit den Nixen und Sirenen und anderen völlig phantaſtiſchen Geſtalten geweſen iſt, welche dennoch als wirklich vorkommend geſchildert worden, von Reiſenden da oder dort aufgefunden und in die älteren Geographien aufgenommen worden ſind, und erſt der neueren Zeit iſt es gelungen, ſo weit in die verſchiedenen, dem Innerſten von Afrika und Aſien angehörenden Reiche zu dringen, um

Vorurteile beſeitigen zu können, welche durch die Berichte leichtgläubiger Reiſenden uns zugeführt worden ſind. Der Menſch hatte ſonſtmals eine gar mannigfaltige Geſtaltung, ſelbſt noch Linné zählt uns einen Höhlen-Menſchen auf. Die letzte der vorſtehenden Figuren iſt eben dieſer homo troglodytes, die vorderſte nannte man Pygmaeus, die zweite, deutlich geſchwänzte, Satyrus (in Linnés Systema naturae „homo caudatus"), die dritte Lucifer.

Linné hatte keine Gelegenheit, dieſe Formen ſelbſt zu unterſuchen, er beſchreibt dieſelben nach bereits vorhandenen Werken. Wie ſchwer es iſt, hinter die Wahrheit zu kommen, beweiſt die neu gemachte Fabel von den Nyams, welche buſchige Schwänze haben ſollen, die ſich dann ſchließlich auf ein eigentümlich geſtaltetes Kleidungsſtück reducierten.

Geistige Entwickelung des Menschen und der Menschheit.

Was ist es für ein trauriges Ding, das an den Ufern des Amazonenstromes in einer schwankenden, aus Blättern und Zweigen zusammengebauten Hütte wohnt, die ihm der nächste Sturm über dem Kopfe entführt, und was ist es für ein gewaltiges Geschöpf, das mitten im Toben desselben Sturmes den wogenden Strom hinauffährt und sich tragen läßt von den Flügeln des Windes, der die Bäume niederbricht in dem Walde, den der arme Indier bewohnt! Welch ein armes Geschöpf ruht dort im dürren Grase, an einem dürftigen Feuer sich die Heuschrecken bratend, die zum Mittagstische gefangen worden sind, und wie reich und glücklich wohnt unfern davon der Mann, der in des Hochofens Glut die Erze schmilzt, oder der Kiesel und Thon zu Porzellan vereinigt! Welch ein Unterschied ist zwischen dem Menschen, der vergiftete Pfeile aus seinem Blaserohr schießt, und demjenigen, der mit dem ferntragenden Feuergewehr nicht nur den Löwen, sondern das gepanzerte Krokodil bewältigt, die Erde reinigt von den Ungeheuern, die ihn belästigen!

Die Natur gab den wilden wie den civilisierten Menschen gleich gute Sinne; der Wilde übt dieselben, und er erkennt die Spuren des feindlichen Mitbewohners seiner Wildnis auf dem nackten Felsen, aber der civilisierte Mensch erfindet sich ein Mikroskop und untersucht damit die einzelnen Glieder eines Infusionstierchens, und er erfindet sich ein Teleskop und betrachtet damit die Ringe des Saturn und die Monde des Uranus.

Der Wilde hört das leise Knistern des Reisigs unter dem Tritt des Rehes, der civilisierte Mensch erfindet Hörrohre und Sprachrohre, trägt seine Stimme und sein Kommandowort durch das Brausen des Sturmes und durch den wilden Lärm der Hammerwerke auf Tausende von Schritten von Mund zu Ohr. Er spannt sich einen dünnen Draht durch die Luft, bringt ihn in Verbindung mit geeigneten Schallbechern und vermag nun auf 20 und mehr Meilen durch dieses Telephon mit seinem Freunde zu sprechen und seine Stimme zu unterscheiden.

Der Wilde vermag den Hirsch zu verfolgen, bis er ermüdet, erschöpft seinen Feind erwartet, der civilisierte Mensch erfindet Lokomotiven, und sein Dampfwagenzug überbietet bei weitem die Schnelligkeit des Vogels und die Schnelligkeit des Sturmwindes.

Der Wilde vertraut sich ohne Furcht dem Strome an und schwimmt meilenweit mit demselben, die Civilisation baut ganze Häuser, ja man möchte sagen, ganze Städte und Festungen, um sie auf das Meer zu setzen und ohne Hülfe des Windes sie durch die Kraft des Dampfes über die Meere zu führen.

Der Mensch ist waffenlos geboren, der wilde wie der civilisierte verschafft sich Waffen, aber der wilde nur Schleuder und Speer, Pfeil und Bogen, allenfalls noch die Keule; der civilisierte macht sich die Kraft der komprimierten Gase unterthänig, und wenn der erstere seinen Feind auf 20 Meter tötet, so wirft der andere die Bleikugel aus dem Zündnadelgewehr auf 500 Meter und die Spitzkugel der gezogenen Kanone auf drei Vierteile einer deutschen Meile. Obschon waffenlos, bedarf er weder der Hufe des Pferdes, noch der Klauen des Bären, noch der Zähne des Löwen, noch der Hörner des Stieres, denn er schafft sich wirksamere Waffen, als diese sind; er vermag nicht nur die gedachten Tiere, er kann den Elefanten und das Nilpferd, er kann den Hai und den Walfisch töten, er hat in seinem Geiste die viel wirksameren Waffen, und er hat den Vorteil, kein Monstrum zu sein.

Derselbe Geist, der den Menschen lehrt, seine Bedürfnisse in immer vollkommnerer Weise zu befriedigen, derselbe Geist lehrt ihn auch, sein Leben zu verschönern, und führt ihn zur Kunst. Er lehrt ihn singen, dem Rohr Töne entlocken, Saiten erklingen machen, er lehrt ihn den Schattenriß der Geliebten entwerfen, ihn dann mit Farben schmücken, ihn dann in weichem Gestein nachbilden; er lehrt ihn die Rohrhütte in ein hölzernes, in ein steinernes Haus und dieses in einen Tempel verwandeln, dessen Ruinen noch nach Jahrtausenden den Wanderer entzücken.

Aber welche Reihe von Jahrtausenden mag verflossen sein, um dem menschlichen Geiste diejenige Spannung zu gewähren, welche erforderlich ist, ihn zu großartigen Unternehmungen zu spornen! Zwar bringt uns die Geschichte unzählbare Beweise dafür, daß sich der Mensch allmählich auf der Leiter der Kultur vermöge seiner geistigen Kraft höher und höher emporschwang, aber nur kurz ist die Zeitspanne, welche sie umfaßt. Da führt uns, an dem Punkte, wo ihr leitender Faden sich verdünnt und in das Spinngewebe der Sage verläuft, eine andere Wissenschaft, die *vorhistorische Altertumskunde*, hinüber in eine Zeit, in welcher die Steine reden und zeugen von einer weder in Sage noch in Geschichte irgendwie erwähnten Entwickelungsstufe der Völker.

Die alten römischen Feldherren haben die Schweiz, haben Deutschland durchzogen, aber nirgends erzählen sie uns von den sonderbaren Bauten der schweizer Seen, jenen Wasserwohnungen, den *Pfahlbauten*, welche die Urvölker sich errichteten zum Schutze gegen den Angriff wilder Tiere. Unzweifelhaft beweisen diese und die vielen sonstigen Altertümer der Stein- und Metallzeit ein Fortschreiten der Kultur, ja ihre Spuren lassen uns Schlüsse auf die Völkerfamilien thun, welche, durch Jahrtausende voneinander geschieden, dereinst die Erde bewohnten.

So vervollkommnete sich der Mensch an Leib und Geist im Kampfe ums Dasein, das ihm geschenkte Kapital der Kraft wuchs und wurde benutzt zur Verbesserung seines Erdendaseins.

Zu den wichtigsten Fortschritten, welche die Menschheit in der Urzeit machte, sind unbedingt zwei zu rechnen, nämlich die Kunst des Feueranmachens und die menschliche Sprache — beide vor aller Geschichte und Erinnerung liegend.

Das Feuer ist gegenwärtig einer der wichtigsten Faktoren bei allen Menschenstämmen des Erdballes, und selbst die rohesten Stämme kennen die Kunst des Feueranmachens. Bevor sie sich dazu erheben konnten, mußten sie

sich mit gewissen Handgeschicklichkeiten im Schleifen und Reiben von Stein- und Holzstücken ausgebildet haben, denn es ist wohl unzweifelhaft, daß die Reibung das erste Mittel war, leicht entzündliche Körper in Brand zu setzen.

Noch wunderbarer ist die Kunst der menschlichen Sprache, die artikulierte Rede, durch welche sich der Mensch über das Tier so unendlich weit erhebt. Die Tiere — sagt Aristoteles — haben eine Stimme, nur der Mensch hat eine Sprache.

Woher stammt diese Sprache? Hat der erste Mensch bereits sprechen können, und wer hat ihm dies gelehrt? Wie kommt es, daß gegenwärtig nicht eine einzige, sondern so viele Sprachen gesprochen werden? Wie gelangte man dazu, neben der Mundsprache auch noch eine Schriftsprache zu erfinden, welche das leicht entschwindende Wort fixiert und sozusagen

„unsterblich" macht? Diese und hundert andere Fragen drängen sich dem Menschen auf, und er wird nicht müde, die Rätsel zu erforschen, welche sie bergen.

Die Sprache der Tiere ist oft genug betrachtet worden, und wir finden unzweifelhafte Belege dafür, daß sich die Tiere untereinander verständigen können. Man braucht nur die Haustiere zu beobachten und wird sich von dieser Thatsache überzeugen. Aber gewiß höchst auffallend ist es, daß es Tiere giebt, die sich soweit verständigen, daß sie sogar zu gemeinsamem Handeln sich emporraffen.

Der Mensch hat vieles und Bedeutendes erfunden, aber manche Erfindung haben Tiere lange vor ihm gemacht. Ich kann mich nicht erinnern, von Chausseen im alten Griechenland oder in Persien gelesen zu haben; erst die erobernden Römer legten Straßen an, um ihre mächtigen Truppenkörper, um den schwerfälligen Kriegsapparat darauf bewegen zu können. In wenig bevölkerten Gegenden fehlen Straßen noch jetzt, und das, was man in Brasilien oder Mexico oder in Nordamerika Straßen nennt, kann kaum als eine Entschuldigung für das Fehlende angesehen werden, und doch stehen dem Menschen so viele Hülfsmittel zu Gebote. Er ist übertroffen worden von einem kleinen Tiere, es hat die Wichtigkeit der Straßen erkannt, lange bevor man den Namen der Römer hörte.

Es ist die Ameise, welche Chausseen durch Urwälder baut. Auf trockenen Wiesen, welche in einem Walde liegen, kann man sehr häufig die Bemerkung machen, daß zwei Ameisennester hundert Schritt weit voneinander durch eine Chaussee in Verbindung stehen. Wahrlich, die dichtstehenden Grashalme einer Wiese sind ein so eng geschlossener Urwald für die Ameise, wie Brasilien keinen für uns zu zeigen hat. In diesem Hochwalde sind die Bäume gefällt und fortgeschafft, eine Straße ist gebaut worden dreißig Mann breit, d. h. so breit, daß dreißig dieser fleißigen Tiere darauf nebeneinander gehen. Die einzelnen Bäume, Grashalme, sind dicht an der Wurzel abgeschnitten und fortgeschafft, Sand und Erde ist alsdann ausgegraben und entfernt worden, man hat unter der Fläche der Wiese gegraben und diese Vertiefung mit einem Kitt von Lehm und Sand überdeckt und festgeschlagen, daran haben 20 000 Ameisen gearbeitet unter Aufsicht von anderen, welche nicht selbst arbeiten, sondern nur zusehen, daß alles in geeigneter Weise geschehe.

Wodurch verständigen sich diese mit den anderen, und wie verstehen die anderen die Sprache der Aufseher? Hier kann von einem sogenannten Instinkt nicht die Rede sein. Es sind nicht Bienen, welche immerfort ganz dasselbe ganz auf die nämliche Weise thun, sechseckige Zellen bauen, sie mit Honig oder mit Bienenbrot füllen, es sind Ameisen, welche eine Arbeit unternehmen,

die bei jedem Schritt eine andere ist. Ein ordnender Geist muß darin herrschen, der Instinkt kann bei diesen Einzelheiten nicht zur Geltung kommen; der Instinkt lehrt die Beutelmeise immer auf eine unabänderlich gleiche Art bauen, aber er lehrt sie nicht, das Nest einmal hoch, einmal niedrig, einmal in dieser, einmal in jener Form zu bauen; auch arbeitet die Meise nur mit ihrem Männchen zusammen, hier sind aber viele Tausende zu einer gemeinschaftlichen Arbeit vereinigt, zu einem Bau. Und sie haben freie Arbeiter und Sklaven mit Sklavenaufsehern, sie haben Gefängnisse für diese Sklaven, welche auch von freien Arbeitern gefüttert werden, und das alles sollte möglich sein ohne Sprache, ohne Verständnis der Tiere untereinander? Wenn nun Singvögel andere Töne ausstoßen, wenn sie einander locken, zum Futter herbeirufen, vor Gefahr warnen; wenn wir aus der Stimme, dem Bellen des Hundes auf dessen Freude, Nichtbehagen, Warnung vor Gefahr ꝛc. schließen — so läßt sich nicht bezweifeln, daß alle diese Tiere in ihren unartikulierten Lauten ein Verständigungsmittel für einander haben. Und doch, was ist alles dieses im Vergleiche mit der Sprache des Menschen, auch der unvollkommensten, wie sie vielleicht auf einigen Koralleninseln im stillen Meere zu finden sein möchte. Die Sprache dieser Tiere, sie besteht aus Verständigungslauten, die Sprache des Menschen vermag mehr als dieses mitzuteilen, nämlich Erkenntnisse. Wenn das Kind das erstemal bewußt „Vater" und „Mutter" spricht, so ist es zum denkend-sprechenden Menschen geworden, welchen ein neuer Fundamentalunterschied vom Tiere trennt.

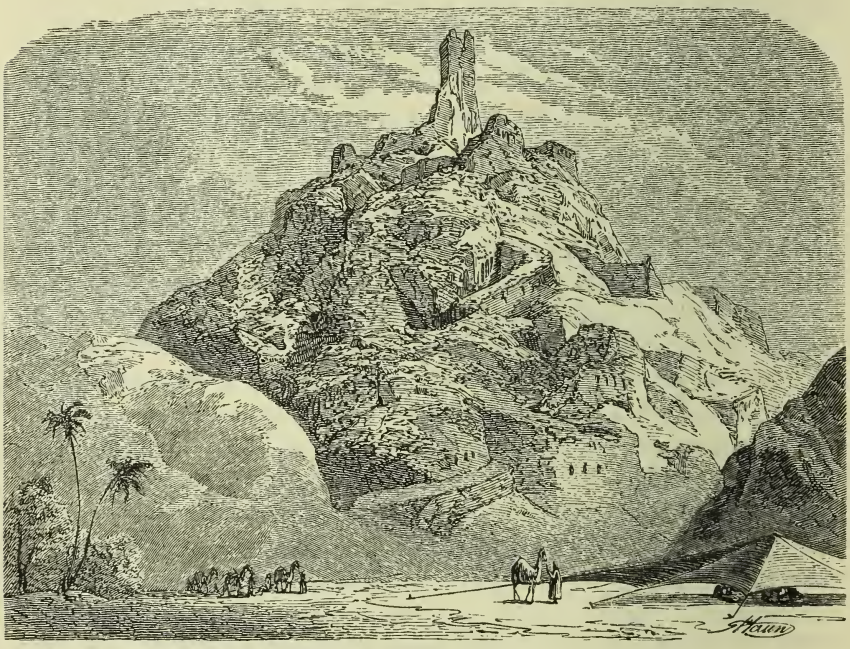
Die biblische Geschichte erzählt uns, daß ursprünglich alle Menschen eine Sprache geredet hätten, und daß dieselbe erst dadurch vielfältig modificiert worden sei, daß sie sich gegen Gottes Ratschluß nicht hätten über die Erde verbreiten, sondern beisammen bleiben wollen, und deshalb einen Turm erbaut, der ihnen zur Warte, zum Sammelplatz dienen und ihre Zerstreuung möglichst verhindern sollte.

Dieser alttestamentarischen Sage (1. Buch Moses, Kap. 11, Vers 1 bis incl. 9) dient als Stützpunkt eine gewaltige Ruine in Vorderasien, welche noch jetzt unter den dortigen Völkern als der Turm des Nimrod genannt wird. Die umstehende Figur zeigt die Ruine, und Layard, welcher dieselbe untersucht und die ausgedehntesten Nachgrabungen veranstaltet hat, sagt uns, daß der riesige, einen gewaltigen Kegel bildende Schutthaufen in der That einen Bau berge, dessen äußere Umkleidung nur eingestürzt sei, welche nun als Schutz diene, um das innere Mauerwerk vor der Zerstörung zu schützen.

Der Zweck, zu welchem dieser Turm erbaut ist, hat zwar nicht aufgefunden werden können, doch mag wohl irgend ein Zusammenhang zwischen diesem Turm und den verschiedenen Sprachen stattfinden, aber vielleicht in

ganz entgegengesetzter Art, so daß nämlich nicht die Sprachen sich verwirrten, weil der Turm gebaut wurde, sondern der Turmbau aufgegeben werden mußte, weil die Sprachen der vielen Völker, welche dazu vereint wurden, kein Verständnis mehr zuließen.

Interessant mag diese Erzählung von der Sprachverwirrung ja für viele sein, aber sie werden zugeben müssen, daß sie nichts weniger als eine Erklärung für die Entstehung der Sprachen überhaupt liefert. Wir



Ruinen des Turmes von Babel.

müssen uns vielmehr, wenn wir dieser schwierigen Frage näher treten, an die Sprachforscher wenden und zusehen, welche aus Thatsachen gefolgerte Meinung sie lehren.

Merkwürdigerweise zeigt sich nun, daß die Sprachforschung zu Resultaten kommt, welche mit den Ansichten eines scheinbar ganz abgelegenen Gebietes, nämlich demjenigen der Naturforschung, vollständig übereinstimmen.

Wir werden später des Ausführlichen zu erläutern haben, daß die neuere Naturwissenschaft nicht die Meinung habe, der erste Mensch sei, gleich einem Jupiter aus dem Haupt der Minerva, vollkommen und fertig als Herrscher über die Erde der Schöpfung entsprungen, daß vielmehr alles

darauf hinweist, ein über alle Maßen langer Entwickelungsprozeß habe ihn zu dem Kulturstandpunkte erhoben, auf welchem er uns schon in den *ersten Anfängen der Geschichte* entgegentritt. Im Kampfe ums Dasein mit den mitlebenden Geschöpfen entwickelte sich der *beanlagte* Mensch zum Menschen in historischer Gestalt; lange bevor von Völkern im geschichtlichen Sinne die Rede sein konnte, teilte sich der Menschenstamm in zahlreiche abweichende Rassen und es war zu natürlich, daß auch die Art, wie sich die Glieder dieser verschiedenen Rassen untereinander *verständigten*, sich mit jener Rassenspaltung durchaus verschieden gestalten mußte.

So sind denn die hervorragendsten Sprachforscher der Neuzeit (*Schleicher, Friedrich Müller, Boltz, L. Geiger*) mit den Naturforschern der Ansicht, daß die Sprache nichts dem Menschen Angeborenes, etwa wie Weinen und Lachen, vielmehr etwas durch ungemein lange Übung *Erworbenes* sei. Der *Sprachforscher Lazarus Geiger* kommt in seinem Werke über den „Ursprung der Sprache" zu dem Ergebnisse, die Menschheit habe sich aus einem tierischen Zustande zu dem gegenwärtigen Grade der Bildung emporgearbeitet — und bestätigt somit das Forschungsresultat des Naturforschers. Wie der Mensch selbst aus einfacher gestalteten Organismen, so entwickelten sich alle höher organisierten Sprachen nach und nach aus einfacheren Sprachorganismen in ungeheuren Zeiträumen. Zur Zeit, als es bereits verschiedene Menschenrassen gab, müssen sich auch verschiedene Sprachart herausgebildet haben. „Je weiter wir bezüglich der Sprachforschung vordringen in die Urzeit" — sagt *L. Geiger* — „desto beschränkter werden die Bezeichnungen. Wir kommen zuletzt auf einen Zustand, der, wenn auch höher als der tierische, doch tiefer steht als der irgend eines noch so wilden Volkes, von dem die Geschichte berichtet.

„Der Mensch hat sich, dies verkündigen uns die Spuren seiner überall in der Sprache noch aufbehaltenen Vorstellungen laut und vernehmlich, aus Zuständen entwickelt, in denen er lediglich auf seine organischen Hülfsmittel angewiesen, in seinen Gewohnheiten wenig von seinen tierischen Mitgeschöpfen abwich und in Beziehung auf den Genuß des Daseins, ja auf seine Erhaltung fast ganz von dem abhing, was das glückliche Ungefähr ihm darbot. Er wurde mächtiger, je mehr sich seine Fähigkeit, die Dinge um ihn zu benutzen, steigerte. Und wodurch steigerte sich diese Fähigkeit? Aus keiner andern Ursache, als weil das Vermögen die *Dinge wahrzunehmen* wuchs, ein Vermögen, welches eben nichts Geringeres ist als die Vernunft selbst." Die Sprache ist also nicht Entartung, wie aus dem babylonischen Sprachenzerfall deduciert werden könnte, sondern Entwickelung; sie beginnt nicht mit Reichtum, Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit, sondern mit dem geringfügigsten, unscheinbarsten Besitz. Ihr gebührt unter

allen Geistesfähigkeiten geschichtlich der erste Rang. Ihre erste Regung in einem Sprachlaut ist — nach Geiger — nicht auf Nachahmung eines hörbaren Objektes zurückzuführen, sondern auf die Gesichtswahrnehmung; in dem Maße, wie sich die Empfänglichkeit des Gesichtssinnes steigerte, wuchs die Sprache. Wie tief der intellektuelle Zustand des Menschen dereinst gestanden habe, geht schon daraus hervor, daß das Zählen eine verhältnismäßig junge Kunst ist; es giebt noch heute Völker, die nicht 3 zählen können. Je weiter die Sprachforschung rückwärts blickt, um so weniger kann sie sich des Gedankens erwehren, es müsse einmal eine Zeit vorhanden gewesen sein, wo der Mensch so niedrig stand, daß er noch gar keine Sprache hatte.

So viel läßt sich also behaupten, die Sprache entstand einstens aus den unscheinbarsten Anfängen im Verein mit der Entwickelung des Gehirns, der Sinne, der Sprachorgane des Menschen; parallel seinen wachsenden geistigen Fähigkeiten, mit dem Vorstellen und Denken des Menschen, wuchs die Sprache. Begriffe entstanden dem Menschen erst mit dem Wort. So bildet die Sprache die Grundlage der Entwickelung der Vernunft; „vor ihr war der Mensch vernunftlos". Der erste Sprachlaut war ein tierischer Schrei, dem noch keinerlei Absicht einer Mitteilung zu Grunde lag. Mit dem Worte löste sich dann die Menschenseele von der Tierseele, sie machte den Menschen zum Menschen. Die neuere Wissenschaft bestätigt das oben citierte Wort des Aristoteles vollständig.

Hiernach ist es natürlich, daß Völker, welche noch heutigen Tages auf tiefer Stufe menschlicher Entwickelung stehen, sehr unausgebildete Sprachen haben müssen. Die Sprachen der ungemein niedrig stehenden Australier, Papuas, Malayen, Hottentotten, Kaffern, ebenso mancher Negerstämme zeigen nicht nur ganz unentwickelte Sprachformen, sondern auch große Armut an Worten und Begriffen. — Hat es einmal eine Ursprache gegeben, aus welcher alle ausgestorbenen und lebenden Sprachen hervorgingen? oder: giebt es Sprachen, die sich nicht auf solche gemeinsame Ursprache zurückführen lassen? Diese beiden Fragen müssen wir uns noch vorlegen. Die Ansichten der Forscher sind hierüber noch geteilt. Einige derselben — die Monogeniſten — sind der Meinung, die Möglichkeit der Zurückführung auf eine einzige Sprache liege vor (M. Müller, Lubbock u. a.). Es spreche nicht dagegen, wenn, wie Lubbock darthut, auch eine gewisse Zahl Sprachwurzeln vorkommen, die nicht in allen Sprachen Aufnahme fanden; denn man müsse sich vergegenwärtigen, daß die Sprachen der Wandelbarkeit unterliegen, auch ganz aussterben können. Wenn also einzelne Glieder der Kette fehlen, so liege dies darin, daß nicht alle ausgestorbenen Sprachen, welche dieselben vielleicht enthielten, bekannt seien.

Entgegengesetzter Meinung sind die Polygenisten (Schleicher, Fr. Müller, Boltz, Crawfurd, Hovelacque, Agassiz). Nach ihnen ist es unmöglich, alle Sprachen auf eine Ursprache zurückzuführen, vielmehr habe es ursprünglich gleich so viel Sprachen (Sprachstämme) als Menschenrassen gegeben. Nach Schleicher ist ein solcher Sprachstamm der arische (indo-germanische); aus ihm hat sich einerseits das Zend und das Sanskrit, andererseits das Griechische, Lateinische und Keltische, dann das Slavische und Germanische ꝛc. mit den vielen Töchtersprachen herausgebildet.

Agassiz behauptet, die Menschenrassen (Nationen) haben außer den physischen Eigentümlichkeiten zugleich ihre besondere Sprache mitgebracht. Er sagt darüber zur Veranschaulichung: „Verfolgt man auf einer Karte die geographische Verteilung der Bären, der Katzen, der Wiederkäuer, der Hühnerarten oder irgendeiner andern Tierfamilie, so läßt sich mit gleicher Sicherheit, als die Sprachforscher den Zusammenhang der menschlichen Sprachen darzuthun versuchen, der Beweis dafür erbringen, das Brummen der Kamtschatkabären stehe im Zusammenhange mit dem Brummen der Bären in Tibet, in Ostindien, auf den Sundainseln, in Nepal, in Syrien, in Europa, in Sibirien, in den Veinigten Staaten, auf den Felsengebirgen und auf den Anden. Alle diese Bären erachtet man aber doch für besondere Arten, die ihre Stimmen nicht voneinander ererbt haben können. Auch bei den verschiedenen Menschenrassen kommt ein solches Vererben nicht vor. Ganz gleich verhält es sich mit dem Gackern der Hühner, mit dem Schnattern der Enten sowie mit dem Gesange der Drosseln, die ihre harmonischen und fröhlichen Töne von sich geben, jede in ihrem Dialekte, den sie weder ererbt, noch von einer andern Drossel überkommen hat, obwohl sie alle den Drosselgesang haben. Der Philolog, der solche Thatsachen durchforscht und die Bedeutung der Analogien in der Natur nicht durchaus unberücksichtigt läßt, sollte wohl darüber zweifelhaft werden, ob philologische Beweismittel in der Abstammungslehre zulässig sind."

Agassiz vergißt hierbei allerdings, daß bis jetzt noch niemals beobachtet wurde, eine Tierart habe ihre Sprache gegen diejenige einer andern vertauscht. „Das Eselfüllen, das von einer Pferdestute gesäugt wird und ganz unter Pferden bleibt" — sagt Quatrefages — „lernt doch nur ia schreien und nicht wiehern. Der reinste Weiße, der in zartem Alter mitten unter Chinesen oder Australier käme, würde dagegen, wie allbekannt ist, deren Sprache erlernen, und so auch umgekehrt." Die Tierstimme ist eben ein Artcharakter, die menschliche Sprache dagegen ist zwar der Umwandlung fähig, aber ein menschlicher Rassencharakter. — Doch genug hiervon. Werfen wir noch einen Blick auf die Vollkommenheit der Sprachen, so zeigt sich ein bedeutender Unterschied. Die sogenannten einsilbigen Sprachen, wie

sie jetzt in China, Japan, Tibet, am Himalaya zu Hause sind, bestehen ursprünglich aus einsilbigen, getrennten, nicht flexiblen Wörtern; Wurzel und Form sind vollständig getrennt. Die Schrift ist demgemäß eine Wortschrift. Die agglutinierenden Sprachen hängen die einzelnen Worte aneinander zu zusammengesetzten, welche die Bedeutung von Sätzen haben; eine Trennung von Wort und Satz ist nicht vorhanden. Zu ihnen sind zu rechnen die alten (dravidischen) Sprachen Hindostans, die australischen, malayischen, die afrikanischen und amerikanischen Ursprachen. Die vollkommensten sind die Flexionssprachen, die semitischen (Chaldäisch, Syrisch, Hebräisch, Äthiopisch) und die indogermanischen Sprachenfamilien (Indisch, Persisch, Slavisch, Germanisch, Griechisch, Romanisch), welche sich dem Denken der Menschen am genauesten anschmiegen.

Nicht minder als die Sprache ist die Schrift charakteristisch für das Menschengeschlecht; sie stellt die zweite, fast gleich wichtige Etappe dar im Gange seiner Entwickelung. Die Sprache und damit in Verbindung der Gedanke war einer höheren Ausbildung erst fähig durch die Schrift. Welche ungemessenen Zeiträume mögen verstrichen sein bis zu jenem großen Momente, wo der Mensch statt eines hörbaren Wortes das erste sichtbare Zeichen für seine Gedanken schrieb und sie dadurch festhielt!

Die ältesten kultivierten Völker, über welche die Geschichte berichtet, befanden sich bei ihrem Gebrauch bereits auf einer hohen Kultur, deren Zeitschätzung mit Bezug auf solchen Fortschritt sich unserer Vorstellung völlig entzieht.

Die Schrift gewährt das Mittel, den klar gedachten Gedanken festzuhalten, ihm eine größere Bestimmtheit zu geben. „Unsere heutige geistige Nahrung“ — sagt der tiefgelehrte H. Wuttke in seinem großen Werke über die Entstehung der Schrift — „kommt halb aus dem Verkehr, halb vom gedruckten Blatte. Das Wort hatte seine Kraft gesteigert, sich gleichsam potenziert, als es einen neuen Leib anzog und zur Schrift wurde. Was unmöglich schien, daß der Gedanke, der aus der Bewegung der Luftwellen sich kündet, seinen Sinn ergebenden Schall dauerhaft und beständig mache, ist zur Wirklichkeit geworden. Des Menschen erfinderischer Geist ersann eine Weise, um das, was zum Ohre sprechen sollte, dem Auge zu zeigen, den Gedanken, der im Tone weht, im Zeichen zu bannen und abzulösen von der räumlichen wie zeitlichen Beschränkung, welche bedingt wird von den Schwingungen der Luft. . . . Schreiben heißt zu dem Gesichte sprechen, Lesen heißt mit dem Gesichte hören. Wo die Sprache nicht geschrieben wurde, da ist überhaupt keine höhere Entwickelung vor sich gegangen.“

Die Entstehung und Ausbildung der Schrift betreffend, so gilt auch hier das durch die ganze Natur wirksame große Gesetz der allmählichen,

langsamen, aber stetigen Entwickelung aus rohen zu veredelten Zuständen und Formen.

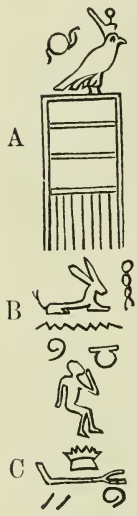
Man vermutet, daß das Bemalen des eigenen Leibes, also die Hautmalerei, der Anfang einer Ätzschrift sei, an welche sich dann das vollkommenere Tättowieren reihte, bei welcher man mit den Zeichen und Farben einen bestimmten Sinn verknüpfte. Im Orient entstand dann frühzeitig die Blumensprache; die nordamerikanischen Indianer hatten den Wampumgürtel, Muscheln ꝛc. als Schriftsymbole, die Südamerikaner erfanden eine Bilderschrift, welche sich bei den Mexikanern zu Hieroglyphen vervollkommnete.

Durchaus eigentümlich und selbständig entwickelte sich die Schrift bei den Chinesen. Den Anfang derselben bildeten Knoten als die ersten Schriftzeichen, dann ging man über zum Abmalen der Gegenstände.

Nach und nach vermehrte sich die Zahl der Bilder, zugleich aber wurden sie dem Vorbilde immer unähnlicher, so daß man gegenwärtig, ohne mit den Übergangsstufen bekannt zu sein, sie nicht mehr als Abbildungen erkennen kann. Sie sind aber immer noch, was sie von vornherein waren, Zeichen für Gegenstände und überhaupt Begriffe, also nicht etwa, wie unsere Buchstaben, Zeichen für einzelne Laute, aus welchen ein Wort, ein Ausdruck für einen Begriff, besteht. Für jeden Begriff hat man ein besonderes Zeichen, welches mit dem Laute gar nicht im Zusammenhange steht, für manches Wort, das in verschiedenem Sinne gebraucht wird, so viele miteinander gar nichts gemein habende Zeichen, als es verschiedene Bedeutungen hat. Daher kommt es nun, daß die Chinesen an 100 000 Zeichen zu ihrer Schrift gebrauchen, während wir mit zwanzig und einigen ausreichen, und daß die Erlernung der chinesischen Schriftsprache dem Chinesen selbst fast gleiche Schwierigkeiten bietet wie z. B. dem Deutschen, denn es wird dem ersteren nicht leichter, das Zeichen für das chinesische Wort yu (zu Deutsch Fisch) kennen zu lernen, als dem Deutschen, für den es dieselbe Bedeutung, nämlich Fisch, hat, ebenso wie der Franzose und Deutsche den Sinn der Zahl 5 gleich gut verstehen, wiewohl ihre Worte für dieses Zeichen ganz verschiedene sind, jener cinq und dieser fünf sagt, und ganz eben dies Verhältnis tritt ein bei jedem anderen der 100 000 Zeichen. Die Schreibrichtung der Chinesen ging senkrecht von oben nach unten und wendete sich von rechts nach links in gleichlaufenden Säulen. Als Schreibstoffe verwendete man zuerst Schilf, Gewebe, Bambus, Holz und Metalle; später kam zur Erfindung des Pinsels zum Schreiben das Papier — etwa 1 v. Chr. Schon vor dem Jahre 1122 v. Chr. hatten die Chinesen eine Reichsgeschichtsschreibung, ebenso philosophische Schriftsteller. Öffentliche Schulen errichteten sie 1097 v. Chr., das erste Wörterbuch von Pao soll etwa um 1078 v. Chr. entstanden sein.

Die chinesische Schriftweise ist ähnlich unseren Zahlen; sie kann daher auch von solchen verstanden werden, denen die Sprache des Schreibers völlig fremd ist. Ihr Leserkreis erstreckt sich demnach über etwa 500 Millionen Menschen (mehr als ein Drittel der ganzen Bevölkerung der Erde).

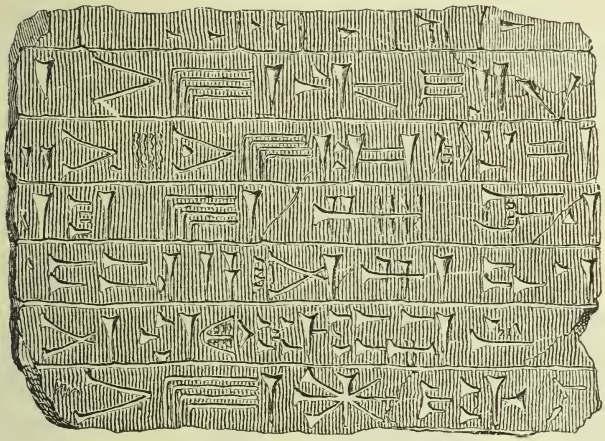
Vollkommener und besser und wahrscheinlich auch vor mehr als 5 Jahrtausenden entstand die Schrift bei den Ägyptern. Auch bei ihnen wurden vielfach ganze Worte durch ein Bildzeichen ausgedrückt. Allein man ging auch dazu über, die Worte in einzelne Laute zu zerlegen, und später ward die Hieroglyphe, die Zeichnung, benutzt zur Markierung des h-Buchstabens im Namen des Gegenstandes. Worte, durch ein einzelnes Bildzeichen und solche durch Buchstabenzeichen, die übrigens auch als Wortbildzeichen gebraucht worden sind, dargestellt, folgen einander und wechseln ab in einem und demselben Satze. Vorzugsweise diese Vermischung und dann auch die Bezeichnung eines und desselben Begriffes durch verschiedene Zeichen bewirken die bedeutenden Schwierigkeiten der Erklärung der hieroglyphischen Schriften. Wir geben hier ein Bruchstück jener hieroglyphischen Inschrift, welche auf der Thürpfoste am Eingange eines kleinen Tempels zu Philä stand und durch den in solchen Dingen als Autorität geltenden Gelehrten Brugsch entziffert worden ist. Die obere Gruppe (A) enthält den göttlichen Sperber, das Symbol des Gottes Horus, mit der Krone geschmückt, und daneben den Diskus des Sonnengottes Ra; der Sinn dieser ganzen Gruppe ist „der König". Die darunter befindliche Gruppe (B) enthält die hieroglyphischen Lautzeichen für HUN—NU und zur näheren Bestimmung dieser Wörter, welche die Idee des jungen jugendlichen ausdrücken, das Bild eines Kindes; sie heißt: „der junge". Die dritte mit C bezeichnete Gruppe enthält in der Krone und in dem ausgestreckten Arme die symbolischen Zeichen für „herrschen", und die Buchstaben der letzten Zeile, U und E, dienen dazu, die Participial-Endung zu bilden, so daß die Gruppe C „herrschend" heißt.



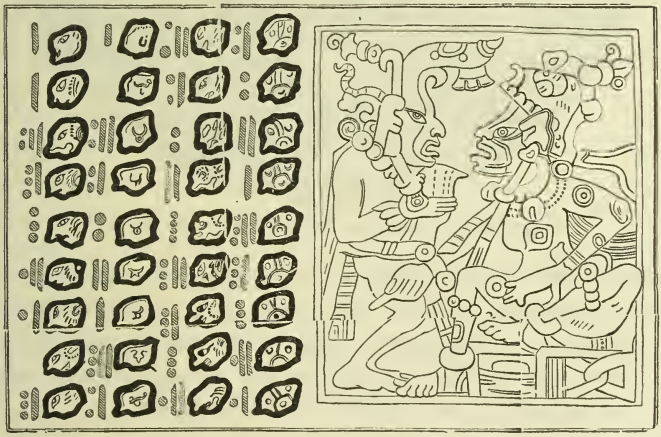
Hier sind Begriffe ausgedrückt durch Zeichen, welche ihnen entsprechen, um so verstanden zu werden auch von dem, der dieser Sprache nicht mächtig ist. Die Herrschaft durch die Krone, die Jugend durch ein Kind und dergl.

Viel schwieriger ist die Keilschrift, bei welcher immer dasselbe Zeichen, der Keil, zusammengesetzt ist zu Begriffen, zu Worten oder zu Buchstaben. Unser sogenannter M-Strich in der Schreibekunst zeigt uns in letzterer Beziehung etwas Ähnliches, ein solcher Strich, ⟋, heißt c, ein solcher eng an einen anderen geschlossen, ⟋⟋, heißt e, zwei unfern von einander, ⟋ ⟋, heißen

n, drei solche, 𐎌𐎌𐎌, heißen m, durch einen Punkt und ein Häkchen wird ein i und ein u daraus. Solcher Art sind die Buchstaben auf der hier gegebenen Zeichnung, einer treuen Kopie von einem babylonischen Ziegel,



welcher auf der königlichen Bibliothek in Berlin bewahrt wird; doch ist diese Schrift (und ihresgleichen) noch nicht entziffert, denn die Keile der-



selben sind zu Zeichen zusammengesetzt, welche nicht Buchstaben, sondern Begriffe geben sollen. Diese letztere Schriftart ist die schwierigste, jene, welche nur eine geringe Zahl von Zeichen, 25—30 Buchstaben hat, liest man jetzt bereits ganz leicht und bequem.

Die hieroglyphische Schreibweise der Ureinwohner von Mexiko, der

Azteken, scheint auf einem weit niedrigeren Standpunkt zu stehen als die Hieroglyphenschrift der Ägypter. Dieselbe hatte gewisse einfache Zeichen, um damit die Begriffe von Wasser, Erde, Luft, Wind, Tag und Nacht, Mitternacht, die Zahlen, die Tage und Monate des Sonnenjahres anzudeuten. Mit diesen Zeichen vereinigte man Malereien, welche zur Erklärung jener Zeichen sowohl dienten, als die Zeichen erforderlich waren zur Erklärung der Malereien, dergestalt, daß sie sich beide gegenseitig ergänzten. Daß diese

Hieroglyphischer Kalender der Ureinwohner von Mexiko.

höchst unvollkommenen Schriftzeichen doch verständlich waren, geht daraus hervor, daß Humboldt vermocht hat, ganze große Manuskripte in unsere lebenden Sprachen zu übertragen. Auch in dem vorliegenden kleinen Pröbchen sieht man die verschiedenen Zeichen und die Zeichnungen miteinander vereinigt und begreift so, wie dieselben sich unterstützen.

Auch hatten sie eine heilige Schrift, deren nur ihre Priester kundig waren, und welche gänzlich aus Bildern (ohne danebenstehende erklärende Zeichen) bestand. In solchen Bildern ist der mexikanische Kalender verfaßt, welchen wir hier sehen, und den Humboldt ein Wunder von mathematischer Genauigkeit in der Einteilung nennt, dessen nähere Bedeutung er indessen auch nicht mitzuteilen vermag, da ihm das Verständnis dieser heiligen

Zeichensprache fehlte. Der ganz äußerste Kreis scheint übrigens nur Verzierungen zu enthalten. Komisch erscheinen die beiden weiblichen Gesichter ganz unten, welche gegen einander die Zungen ausstrecken.

Die Weisen, sich durch Zeichen zu verständigen, sind so außerordentlich verschieden, daß die meisten außereuropäischen Völker ganz besondere Zeichen haben, und den Mönchen ist es gelungen, selbst die lateinischen Schriftzeichen so zu verunstalten, daß nun denn auch die deutsche Sprache eigene Zeichen hat, obwohl dies in der That das am allerwenigsten Notwendige war. Die Indier haben sogar drei verschiedene Schriftarten, die Chinesen wieder andere, die Japaner abermals andere. Ziehen wir übrigens in den europäischen Sprachen die Buchstaben in Betracht, welche für die Feder und welche für den Druck bestimmt sind, so bekommen wir für jeden Buchstaben vier verschiedene Zeichen, zwei für Fraktur, groß und klein, zwei für Kursivschrift, groß und klein. Und wir haben uns die Sache nach Kräften erschwert. Die Philologen geben uns die Versicherung, alle unsere Dichter und Prosaiker hätten nichts so Erhabenes geleistet, als die griechischen und römischen Schriftsteller, und diese haben nur eine einzige Art von Buchstaben gehabt, nämlich die großen, die Anfangsbuchstaben, ursprünglich nur die griechischen, welche von den Lateinern adoptiert, dann verändert wurden, wie wir sie in alten Büchern finden; die neuere Zeit hat ihre Eleganz vermehrt und in der Absicht zu verzieren auch viel Unnützes beigefügt.

Einige Völker, z. B. die slavischen, haben von dem unseren ganz abweichende Alphabete. Die heilige altslavonische Schrift hat 31 Schriftzeichen, außerdem aber drei, welche in zwei Formen vorkommen, der Zeichen sind also 34. Dieses schien dem heiligen Kyrillos, dem Apostel der Mähren und Böhmen, noch nicht genug, und als er die Bücher des Neuen Testaments in das Altslavonische übersetzte, veränderte und ergänzte er die Zeichen bis auf 41 und gab jedem eine doppelte Form für klein und groß (Anfangsbuchstaben), welche zwar häufig nur durch ihre Maße verschieden sind, doch auch vollständig voneinander abweichen, wie das t groß als *T*, klein aber als *III*, das u groß als *OY*, klein als *y* erscheint. Für eine große Menge dieser Buchstaben, welche noch jetzt ganz allgemein in der russischen Schreib- und Druckschrift gebraucht werden, haben wir in den anderen Sprachen gar keine Zeichen.

Allmählich ist man auch hierin weitergeschritten, hat die Zeichen vereinfacht und verringert und hat sogar ganz die gewöhnlichen Schriftzüge angenommen, Böhmen, Mähren, Slowaken und Soraben die deutsche Druckschrift, Polen, Kroaten und Dalmatier die lateinische; allein mehrere Laute forderten doch besondere Bezeichnungen, wie denn die Polen ein doppeltes l (l und ł), ein dreifaches z (z, ż und ź), ein doppeltes ſ (s und ś), ein

dreifaches e (e, é und ę), ein doppeltes a und o haben, wo denn aus e „en“, aus a „an“ und aus o „on“, mit französischer Aussprache der Silben en ꝛc., wird.

Die unglaubliche Wichtigkeit der Schriftsprache hat selbst Männern wie Leibnitz Veranlassung gegeben, über eine allgemeine und allen verständliche Sprache nachzudenken, über eine Sprache, die der Chinese so gut wie der Spanier, die der Pole und Russe so gut wie der Deutsche und Engländer lesen und verstehen kann. Das erstgenannte Volk hat eigentlich eine solche, eine Schriftsprache, die nicht aus 25 oder 30 Zeichen besteht, die man zu Worten zusammensetzt, sondern welche mehrere hunderttausend Zeichen hat, die Begriffe ausdrücken, welche man gar nicht in der chinesischen Sprache zu benennen braucht, sondern in seiner eigenen Sprache lesen kann, doch wissend, was der Chinese damit gemeint hat.

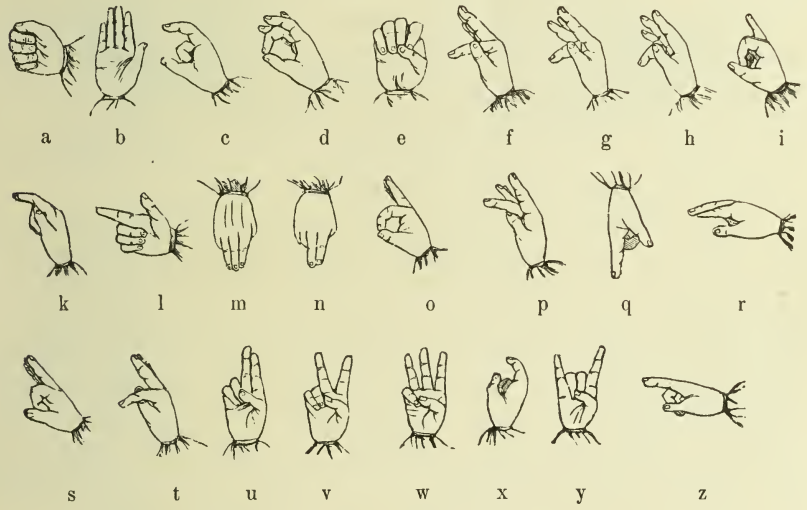
Wer sollte nicht begierig sein, sich über die Entwickelung und die Verwandtschaft der Schriftzeichen und Schriftsprachen zu unterrichten, welch eine Fülle von eigentümlichen Betrachtungen entwickelt sich daraus, wie groß sind die Folgerungen für das Leben des Einzelnen, wie für die Kultur aller Völker! Was würde die unsrige sein ohne die Schriftsprache? wir hätten uns noch immer nicht erhoben über das Zeitalter der Traditionen, all unser Wissen beruhte, wie vor 4000 Jahren das der ägyptischen Priester, auf mündlichen Überlieferungen, und wir würden vielleicht wie die Brahminen Indiens die Sonnen- und Mondfinsternisse vorhersagen durch das Citieren einiger Verse aus dem Sanskrit, d. h. wir würden die Resultate längst vergessener Forschungen auf mechanische Weise ableiern, aber wir würden weder selbst fortschreiten, noch anderen Menschen zum Fortschritt verhelfen. So wird es denn unsere Aufgabe sein, auch hier so weit zu gehen, als mit dem Umfange dieses Buches verträglich, und wir dürfen wohl hoffen, dem Leser manches Neue zu bieten. Am Ende ruht ja der ganze Schatz unseres gesamten Wissens in unseren fünfundzwanzig Schriftzeichen.

Der so hoch vollkommene Mensch (wie er sich selbst gar zu gerne nennt in seinem Übermut) ist doch ein leicht zerbrechliches Ding. Seine Werkzeuge, besonders seine Sinne und die Funktionen derselben, haben noch dazu einen so innigen Zusammenhang, daß der Verlust des einen nicht selten den Verlust des anderen nach sich zieht, so daß mit dem Mangel einer Fähigkeit sehr häufig die Unmöglichkeit verbunden ist, eine andere, gar nicht gestörte Fähigkeit auszuüben.

In dieser schrecklichen Lage befinden sich die Taubstummen, denen der Mangel des Gehörs die Stummheit aufdrängt, weil sie die Sprache nicht lernen können. Alle diejenigen Tauben, welche sprechen können, sind erst taub geworden, *nachdem sie sprechen konnten*, ja nachdem *sie viele* Jahre

im Besitz ihrer sämtlichen Sinne waren; wenn sie in ihrer Jugend, vielleicht im 10.—12. Jahre das Gehör verloren hätten, würden sie nach und nach die Sprache gleichfalls verloren haben.

Es hat Jahrhunderte lang gedauert, bevor man den Schlüssel zu diesem Rätsel fand, bevor man auf die Ursache der Taubstummheit kam; erst im Jahre 1570 wurde sie (der Mangel des Gehörs) durch einen Spanier, Pedro del Ponce, entdeckt, aber dieser Fall steht beinahe ganz vereinzelt, wenigstens fehlt sehr viel daran, daß die Ärzte nun im allgemeinen von ihren früheren Ansichten zurückgekommen wären, und wenn auch im Jahre 1581 sechs berühmte Ärzte in Wien dahin übereinkamen, daß die Taub-



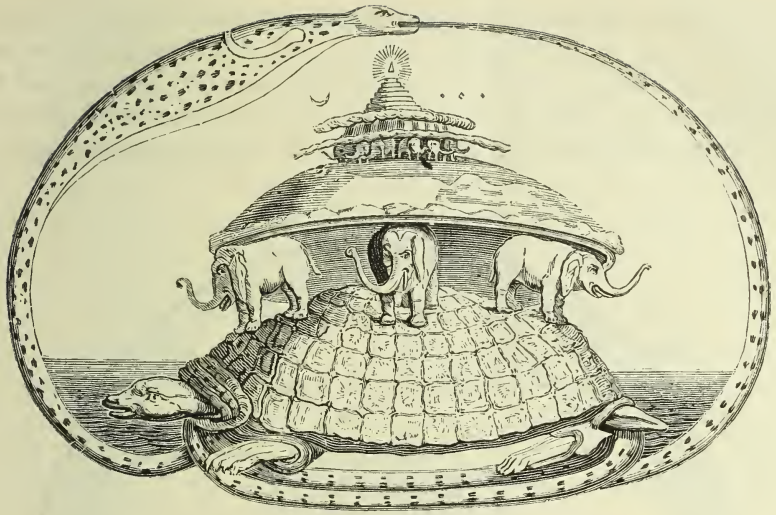
stummheit eines ihrer Begutachtung übergebenen Prinzen lediglich in der wirklich vorhandenen Taubheit ihren Grund habe, so konnte doch im Jahre 1801 noch der Leibarzt Lucian Bonapartes, Baroine, einem taubstummen Kinde eine Mora unter das Kinn setzen und behaupten oder glauben, die Zunge des Leidenden sei dadurch weniger dick geworden. Man stellte nämlich den Grundsatz auf, daß bei dem Taubstummen die Sprechorgane ebenso gelähmt seien als die Gehörswerkzeuge. Einen Taubstummen Namens Luco behandelte man nach Desmortiers Schrift hierüber (vom Jahre 1801) mit Abführmitteln und spanischen Fliegen, bis er auf das jämmerlichste geschwächt war; dann rieb man ihm die Zunge mit dem schärfsten Senf, bis der ganze Mund entzündet, die Nase und die Augen völlig angeschwollen gewesen und das Blut aus allen Teilen stromweise hervorgedrungen war.

Das geschah am Anfange dieses Jahrhunderts, auf welche Zeit unser

Hochmut gerne mit einem gewissen verächtlichen Mitleid herabsieht, obwohl man damals gerade so gut auf der Höhe der Wissenschaft zu stehen glaubte, wie jetzt; allein noch heutigen Tages suchen manche Chirurgen die Ursache der Stummheit in einem Fehler der Zunge, und „sie lösen dieselbe", d. h. sie durchschneiden Muskeln und Bänder und Adern und würden den Operierten stumm machen, wenn er es nicht schon wäre.

Man ist jetzt nicht mehr so grausam, man quält die Unglücklichen nicht mehr. Für das verlorene Gehör substituiert man das Auge, man lehrt sie mit der Hand die umstehend abgebildeten Stellungen machen, man legt jeder die bestimmte Bedeutung eines Buchstaben unter, und in kurzer Zeit haben sie im Gebrauch derselben eine Fertigkeit erlangt, die in Erstaunen setzt. Wer ein paar taubstumme Knaben, miteinander spazieren gehend, in der der Unterhaltung begriffen sieht, dürfte wohl schwerlich bemerken, daß ihr Mittel, miteinander zu sprechen, ein unvollkommenes, ein unzulängliches sei. Die Lebhaftigkeit ihrer Augen, die raschen Bewegungen, mit denen sie dem, was der andere sagt (deutet), folgen, geben hinlänglich zu erkennen, wie geläufig ihnen die Sprechweise geworden.

Auch die Blinden hat man der Welt wiedergegeben, oder vielmehr die Welt ihnen. Es giebt Blindeninstitute, in denen die Armen vielfältig unterrichtet werden, es giebt sogar Mittel, sie lesen zu lassen. Während unsere Typen nur dem Auge, nicht der Hand wahrnehmbar sind, bedarf die Blindenschrift keiner Farbe, um gelesen zu werden. Der Blinde fährt mit den Fingerspitzen darüber hin und fühlt die Gestalt der einzelnen Buchstaben heraus und ordnet sie in seinen Gedanken so gut, wie wir Buchstaben ordnen zu Worten, welche wir schwarz auf weiß vor uns sehen. Man muß nämlich nicht glauben, daß man das Wort mit einem Blicke liest, denn sonst würde man keinen Druckfehler, keinen umgekehrten Buchstaben entdecken.



Wischnu (die Schildkröte), das Weltall tragend.

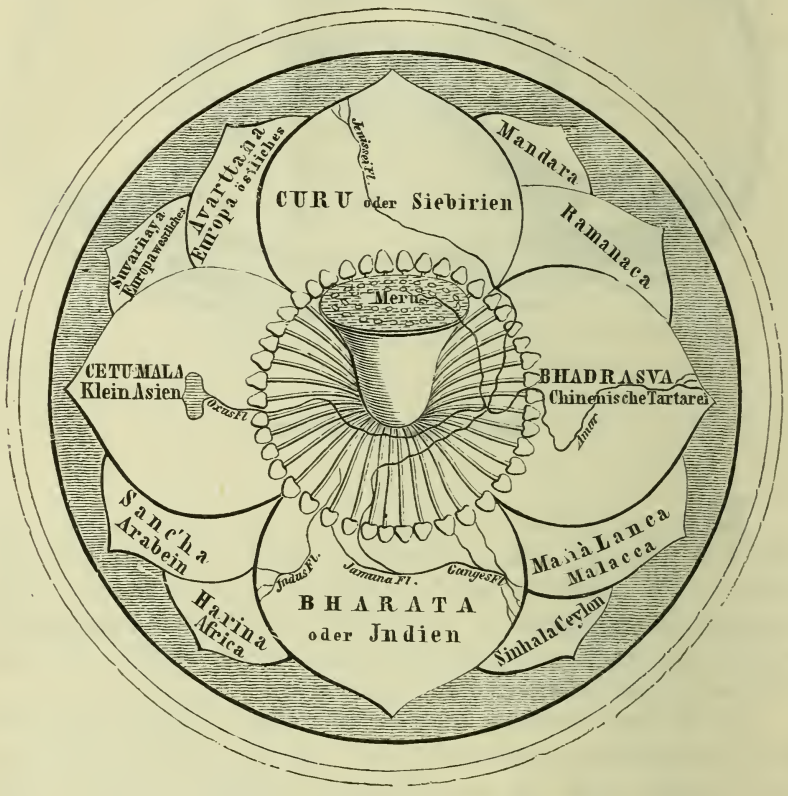
Urſitz der Menſchheit.

Wenn wir die Natur des Menſchen betrachten wollen, ſo wird zuerſt unerläßlich ſein, von ſeinem Wohnplatz zu reden, wenigſtens von ſeiner Urheimat. Es verſteht ſich dabei von ſelbſt, daß nicht eine Geologie unſeren Betrachtungen vorhergehen ſoll, und daß wir die Erde als vollkommen fertig anſehen; aber irgendwo auf dieſer Erde muß doch der Menſch geweſen ſein, oder hat er etwa gleichzeitig überall exiſtiert?

Es iſt leider vollſtändig erwieſen, daß nirgends ſchriftliche Nachrichten über dieſe Urheimat vorhanden ſein können. Es giebt allerdings Traditionen, Überlieferungen, welche ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt haben, und welche von unzähligen Menſchen ganz ruhig und ohne weiteres Nachdenken darüber angenommen werden. Da aber jedes Volk berechtigt iſt, ſeine Anſichten feſtzuhalten und zu verteidigen, ſo müſſen wir ſchließlich ebenſo gut glauben, was die Indier, was die Ägypter, was die Griechen ſagen, als was uns durch die erſten Kapitel der moſaiſchen Urkunde überliefert wird; man könnte ſogar den indiſchen und ägyptiſchen Nachrichten einen größeren Glauben ſchenken als den vorhin genannten, weil ſie jedenfalls um ein Beträchtliches älter ſind.

Wollen wir nicht ganz in der Luft ſchweben bleiben, ſo müſſen wir notwendig wenigſtens eine Spur eines Haltpunktes aufſuchen, und wir

würden dieſen allenfalls in der Geſchichte finden. Aber wie alt iſt denn die Geſchichte, und iſt das Menſchengeſchlecht nicht viele Hunderttauſende von Jahren älter als die Geſchichte, und ſtammt dasjenige, was wir von der Geſchichte wiſſen, nicht von einer Zeit her, die ſo außerordentlich weit von dem Anfangspunkte der Menſchheit entfernt iſt, daß dieſe Anfänge der Ge=



Die Lotosblume, die Karte der Erde darſtellend.

ſchichte uns nicht das Allergeringſte lehren können über die eigentlichen Anfänge des Menſchengeſchlechts?

Was wir alſo ſchöpfen ſelbſt aus demjenigen, was man allenfalls Geſchichte nennen könnte, aus ſchriftlichen Aufzeichnungen ſeit mehreren tauſend Jahren beſtehender Völker oder in Stein geſchnittenen Aufzeichnungen ebenſo lange untergegangener Völker, es wird ſich zu nichts weiter als zu mehr oder minder wahrſcheinlichen, mehr oder minder begründeten Vermutungen erheben können.

Was wir, geſtützt auf dieſe hiſtoriſchen Andeutungen in Verbindung mit

dem eigentlichen naturgeſchichtlichen Wiſſen, ſagen können, möchte etwa folgendes ſein:

Diejenigen Völker, deren Geſchichte am weiteſten hinaufreicht, ſind die das ſüdliche Aſien bewohnenden, die Indier und die Chineſen. Die erſteren nehmen mit geiſtlichem Hochmut (die Brahminenkaſte iſt die einzig wiſſende) das höchſte Alter in Anſpruch und geben fabelhafte Zahlen an. Die Chineſen haben wiſſenſchaftliche und encyklopädiſche Werke, welche allerdings mehr als 1000 Jahre vor dem Beginn unſerer Zeitrechnung geſchrieben ſind, was wir von den griechiſchen wiſſenſchaftlichen Werken nicht ſagen können. Die Ägypter haben in ihrer religiöſen und bürgerlichen Verfaſſung, in ihren Gebräuchen, in ihrer Körperbildung ſo viel Ähnlichkeit mit den indiſchen Völkern, daß wir ſie für Abkömmlinge der Indier nehmen können, und daß wir folglich ſie weniger zu berückſichtigen haben, da ſie uns nicht die älteſten Urkunden geben, wiewohl ihre ſteinernen Bücher, ihre Darſtellungen an den Tempeln, an den inneren Wänden derſelben, an den Obelisken jedenfalls älter ſind als die moſaiſchen Urkunden.

Ob die indiſchen Schriften, die heiligen Bücher in der Geſtalt, in welcher ſie ſich jetzt befinden, älter ſind, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen; allein die Sagen, welche dieſelben uns überliefern, ſind es jedenfalls, und auch in dieſen allerälteſten Andeutungen einer mehr oder minder fabelhaften Geſchichte finden wir das Beſtreben, eine Rechenſchaft zu geben über vorhiſtoriſche Thatſachen. Die Vignette auf Seite 39 zeigt uns gewiſſermaßen die mythologiſche Darſtellung des Weltſyſtems. Wir ſehen eine Schlange, welche ſich zuſammengeringelt in den Schwanz beißt, das Symbol der Ewigkeit; ſie umſchließt den Weltraum, ſie iſt unendlich groß. Auf ihren Ringeln ruht Wiſchnu in der Avatera der Schildkröte. Wiſchnu trägt und erhält durch ſeine ungeheure Kraft die Erde, welche, von vier Elefanten getragen, auf ſeinem Rücken ſteht. Auf dem Gipfel der Erdrundung, abermals von Elefanten getragen, ſteht der Berg Meru, der Sitz der Götter. Die Bewohner der Erde erheben ſich entweder als Heilige zu dieſem Paradieſe, zu dem Götterſitz, welcher gleichzeitig der Sitz für die guten, d. h. heiligen Menſchen iſt, für die Brahminen, für die Prieſterkaſte, welche bekanntlich die Götter bei weitem unter ſich zurückläßt, viel heiliger iſt als dieſe (die Tochter eines Brahminen ſteht ſo hoch, daß kein Fürſt und kein Kaiſer, wohl aber wieder ein bettelnder Brahmine ſie heiraten kann, indeſſen die Tochter eines Gottes oder einer Göttin zu heiraten keinem Fürſten der Erde verwehrt werden kann, wogegen ein Brahmine ſich dadurch für immer verunreinigen und ſeine Kaſte verlieren — aus derſelben verſtoßen werden würde).

Ebenſo wie hier der Götterſitz zugleich das Paradies iſt, ſo zeigt ſich auf der bildlichen Darſtellung Seite 40 derſelbe Berg Meru als Centrum

der Erdfläche. Es iſt die Darſtellung der Erde nach indiſch religiöſer Anſicht. Die Erde bildet eine große Lotosblume, deren vier Hauptblätter die Hauptteile der Erde (der Welt) bezeichnen. Im Norden von Indien liegt Kuru, Nordaſien oder Sibirien, im Weſten liegt Kleinaſien, im Oſten China. Das vierte Hauptblatt der Lotosblume bildet Indien ſelbſt. Zwiſchen dieſen Blättern liegen je zwei andere, welche man nur zur Hälfte ſieht, weil ſie von den beiden oberen bedeckt ſind; ſie enthalten nach der Anſicht der Indier verteilt die Inſeln und anderen Länder, denn von dem, was wir Weltteile nennen, haben die Indier nur ſehr untergeordnete Begriffe. Afrika und Arabien, das öſtliche wie das weſtliche Europa ſind ihnen ſo gut Inſeln wie Ceylon und Malakka. Was ſie übrigens unter den beiden nordöſtlich ſtehenden (Mandara und Ramanaca) verſtehen, iſt nicht zu ermitteln.

In der Mitte befinden ſich die Staubfäden der Blüte und ganz im Centrum die Narbe oder der große Staubweg (Piſtill). Die männlichen Staubbeutel und deren Stengel ſind die Gebirge der Erde. Der Kern ſelbſt iſt der Berg Meru, und von ſeinem Fuße entſpringen die Hauptflüſſe der Erde; für Indien der Indus und Ganges, für China der Amur, für Nordaſien der Jeniſeisk und für Kleinaſien der Orus. Der Meru iſt ein goldener Berg, ſo tief unter der Erde gegründet, als er ſich über die Erde erhebt.

Dieſer Berg Meru, dieſer befruchtende Mittelpunkt der Erdfläche, von welchem alles ausgeht, was der Erde Nutzen und Glück bringen kann, iſt zugleich der Schöpfungsmittelpunkt, iſt derjenige Raum, auf welchem er entſtanden iſt, er der Urſitz der Menſchheit.

Nach den übereinſtimmenden Angaben dieſer älteſten Völker alſo war das urſprüngliche Vaterland des Menſchen das Gebirgsland von Mittelaſien, und dieſes ſcheint durchaus nicht ohne Grund. Der an ſich völlig hülfloſe Menſch, ohne Waffen, ohne Kleidung, mußte einen Wohnplatz angewieſen erhalten, wo er ohne dieſe beſtehen, wo er ohne Wohnung leben und ohne Entwickelung ſeiner Geiſteskräfte ſowie ſeiner körperlichen Fähigkeiten Nahrungsmittel in genügender Menge fand.

Beſondere Wichtigkeit müſſen wir auf den Umſtand legen, daß er von Raubtieren nichts zu fürchten gehabt haben durfte. Nehmen wir dieſes als etwas Weſentliches an, ſo würden wir auf die glücklichen Inſeln der Südſee verwieſen werden, denen es gänzlich an Raubtieren fehlt; indeſſen dieſer Annahme ſetzt ſich die Frage entgegen: wie wäre von den Geſellſchaftsinſeln, den Freundſchaftsinſeln eine Verbreitung des Menſchengeſchlechtes möglich geweſen, da dieſelben ringsum Hunderte von Meilen getrennt ſind von anderen bewohnbaren Plätzen? Wir bleiben daher bei dem mittleren Aſien ſtehen. Daſelbſt befindet ſich eine weitausgedehnte Hochebene, welche

ſüdlich und ſüdweſtlich vom Himalaya, nördlich vom Altai begrenzt wird; hier finden ſich die 3 Grundtypen der verſchiedenen Menſchenraſſen: die gelbe, welche jene Ebene faſt ganz erfüllt, die ſchwarze und die weiße — alle drei mannigfach miteinander vermiſcht. Eine ähnliche Vereinigung iſt nirgends mehr auf der Erde anzutreffen. Hierzu kommt die Thatſache, daß die drei Grundformen der menſchlichen Sprache in dem genannten Gebiete verbreitet ſind, ſowie die fernere, daß alle unſere ſeit den älteſten Zeiten gezüchteten Haustiere aus Aſien ſtammen. Hiernach konnte man füglich dieſe ausgedehnte Ebene als die Wiege des Menſchengeſchlechtes anſehen und annehmen, es habe ſich von hier aus über die Erde verbreitet. Die neueſten paläontologiſchen Unterſuchungen würden freilich dieſes Erſcheinungscentrum des Menſchen etwas weiter nach Norden, vielleicht bis nach Sibirien, deſſen Klima zu damaliger Zeit ein ganz anderes und zwar gemäßigtes war, rücken.

Jedenfalls weiſen alle Thatſachen auf Aſien als die Wiege des Menſchengeſchlechtes hin. Kleinaſien und das Land zwiſchen Euphrat und dem Tigris, welches man gewöhnlich als diejenige Stelle bezeichnet, wo das Paradies geweſen, hat weniger Wahrſcheinlichkeit für ſich, wäre es auch nur deshalb, weil das Menſchengeſchlecht dort nur durch eine Raſſe vertreten iſt.

Eine von den bisherigen Anſichten ganz abweichende, oder vielmehr ihnen auf das entſchiedenſte widerſprechende iſt die neuerdings von Morton und einigen anderen aufgeſtellte Behauptung, daß, wenn auch nicht ganz beſtimmt behauptet werden ſoll, daß Amerika der eigentliche Urſitz der Menſchenwerdung und Menſchenſchöpfung ſei, ſo doch gewiß dieſer ganz fälſchlich mit dem Titel neu bezeichnete Weltteil ſeine eigene Menſchenſchöpfung habe; und es wird dieſe Behauptung durch ſehr viele, ſehr triftige und ſehr ſtichhaltige Gründe unterſtützt.

Es haben bedeutende Forſcher die uns unbekannten Gegenden des amerikaniſchen Feſtlandes ſowohl nach Altertümern einer früheren Kulturperiode, als nach Beweiſen einer oder mehrerer Erdumwälzungen durchſucht.

Über das Alter der Bewohner von Amerika läßt ſich nichts Ablehnendes ſagen; es ſteht feſt, daß in dem Miſſiſſippi-Delta unter vielfach auf einander geſchichteten Lagern von Cypreſſenſtämmen ſowohl menſchliche Knochen als Kulturgegenſtände, Arbeiten von Menſchenhand in einer Tiefe gefunden ſind, welche zum mindeſten ein Alter dieſer Reſte von 50 000 Jahren vorausſetzen laſſen. Da dieſe menſchlichen Gebeine und dieſe Arbeiten von Menſchenhand (gebrannte Thongefäße, ſteinerne Wurfſcheiben) aber auch mit den Reſten vorweltlicher Tiere in demſelben Lager gefunden worden, ſo iſt — von der Zahl der Jahre ganz abgeſehen — bewieſen, daß der Menſch vor der Epoche der Diluvialbildungen gelebt habe, dieſe mögen nun 5000 Jahre oder 50 Millionen Jahre alt ſein.

Die Gründe, welche Morton und seine Mitarbeiter für die Originalität der amerikanischen Bevölkerung anführen, sind folgende:

1) Die amerikanischen Inseln und Festländer waren keinem der alten Völker bekannt; von Römern und Griechen gar nicht zu reden, steht es fest, daß Ägypter, Indier und Chinesen nicht die geringste Kenntnis von diesem großen Weltteil hatten.

2) Als jene Länder entdeckt wurden, hatten sie eine ungeheure Bevölkerung. Es wohnten daselbst viele Millionen eines großen Volkes, welche zwar alle untereinander verschieden waren, aber neben moralischen und physikalischen Eigentümlichkeiten doch durchweg allen Individuen gleichzeitig zukommende Eigenschaften besaßen, so daß sie sich bedeutend von den Völkern der alten Welt unterschieden.

3) Ihr Land war von Pflanzen und Tieren reichlich besetzt, welche dort alle auf heimatlichem Boden fußten und von denen der alten Welt durchaus verschieden waren.

4) Diese vielen dort wohnenden Völker hatten Sprachen von großer Verschiedenheit, doch so wie sie sämtlich eine gemeinschaftliche Grundlage verrieten, so waren sie auch wieder auf das vollständigste und auffallendste verschieden von den Sprachen der alten Welt.

5) Man findet Monumente ihrer Architektur, ihrer Erdwerke, ihrer Bildhauerkunst in so großer Menge, daß ihre Angabe nach Zahlen sich jeder Berechnung entzieht, und man findet sie von solcher Ausdehnung und solcher Eigentümlichkeit, daß sich aus denselben die gänzliche Unabhängigkeit von den Künsten der alten Welt nachweisen läßt. Endlich

6) beweist der Zustand der Zersetzung, in welchem die Skelette sich befinden, die man in allen Grabhügeln gefunden hat, daß sie ein außerordentlich hohes Altertum haben, so wie ihre anatomischen Eigentümlichkeiten die Überzeugung feststellen, daß die Rassen, denen diese Gebeine angehörten, auf das vollständigste verschieden waren von denjenigen, welche in der alten Welt vorkommen.

Auf solche Resultate gestützt, kommt nun gar Gobineau in seinem ausgezeichneten Werke: „Essai sur l'inégalité des races humaines.“ 4 Bde. 1853, zu dem Schluß, daß die Bevölkerung der Erde von Amerika ausgegangen sei. Im ersten Bande Seite 370 sagt er:

„Es war die gelbe Rasse, welche von dem großen Kontinent, von Amerika ausgehend, sich nach Osten und nach Westen über die beiden Oceane ausbreitete, einerseits nach Süden ziehend durch Vermischung mit der schwarzen Rasse die malayische erzeugte, andererseits das noch unbesetzte Europa einnahm.

„Diese Spaltung des mächtigen Menschenstromes der gelben Rasse zeigt deutlich, daß die Wellen desselben auf irgend welchen Widerstand stießen, welcher sie zu der Teilung zwang. Dieses muß geschehen sein an den Ebenen der Mandschurei, welche dem Strome einen vorläufig unüberwindlichen Damm entgegenstellten, bis es endlich den Nachkommen dieser Einwanderer gelang, auch dies Hindernis selbst zu überschwemmen, das sie noch jetzt inne haben.

„Dieser Menschenstrom hat über die Steppen von Sibirien, die Wälder von Skandinavien und die Torfmoore Britanniens seine Gräber und seine Jagd- und Kriegswaffen ausgesäet und uns dadurch gezeigt, daß viel weniger das Genie oder die Intelligenz, als vielmehr die Gewalt das Zepter führt."

Gleichviel, wie wir dieses alles aufgefaßt und begründet sehen, es ist eine Thatsache, daß man den Urfitz der Menschheit an den verschiedensten Punkten der Erde gesucht hat, was denn sehr klar und einfach nachweist, daß wir ihn nicht finden.

Entstehung des Menschengeschlechts. Abstammung von einem Paare.

Die Menschheit hat zu allen Zeiten ein, wie es scheint, in ihrer Natur begründetes Bedürfnis gehabt, über ihre Vorzeit sich Aufklärung zu verschaffen. Fragen, wie: in welcher Weise die Welt entstanden sein mag? wo der Mensch herrühre? zu welchem Zeitpunkte er erschaffen wurde? und in wieviel Exemplaren? ꝛc. — diese und ähnliche Fragen hat sich jedes Volk zu jeder Zeit gestellt und darauf eine, seinem Kulturzustande entsprechende Antwort zu geben gesucht. Demgemäß besitzt jedes Volk seine eigene Weltanschauung, die rohesten und wildesten Stämme ebenso wie die civilisierten Nationen, und diese ist aufs engste mit den religiösen Anschauungen verknüpft.

Auch die moderne Welt hat dergestalt ihre Kosmogonie, und diese schließt sich, wenn wir vorläufig von den Resultaten der Wissenschaften absehen, noch aufs engste den Satzungen der Bibel an, nach denen die Menschheit einem einzigen Vater und einer einzigen Mutter ihren Ursprung verdanke. Hieran anschließend soll unsere erste Frage die sein: ob die Möglichkeit vorliegt, daß das Menschengeschlecht von einem Paare abstammen könne?

Um auf etwas zu kommen, was haltbar genug ist, um einen Ausgangspunkt für die Frage zu geben, pflegt man die jetzt existierende Anzahl

der Menschen zu ermitteln; aber da dieses ein unmögliches Unternehmen wäre, bemüht man sich wenigstens durch Schätzen oder durch Annahme von Durchschnittszahlen zu einem annähernden Resultat zu gelangen. Nun fragt man sich, in welchem Verhältnis die Vermehrung stattfindet.

Die Frage ist allgemeiner, als man gewöhnlich zu glauben pflegt. Ob es möglich sei, daß das gesamte Menschengeschlecht von einem Urpaare herrühre, schließt selbstverständlich die Frage in sich, ob es möglich sei, daß alle Tierspecies, ein jedes von einem Urpaare herrühre. Bei dieser Frage fehlen uns nun wieder alle Ausgangspunkte, alle Haltpunkte; es ist kein einziger da, von welchem wir sagen können, daraus ließe sich etwas schließen, davon ließe sich etwas herleiten; wir kennen z. B. die Zahl der Tiere jeder einzelnen Species gar nicht, und nur von den allerwenigsten ist uns das Verhältnis bekannt, in welchem sie sich vermehren. Von den Haustieren kann man keinen Schluß auf die Tiere derselben Gattung, wenn sie im Naturzustande sind, machen, und selbst bei den Haustieren ist das Verhältnis ein nicht festzustellendes: Hunde, Katzen, Schweine werfen mehrere Junge, Hunde von zwei bis vierzehn, Schweine von sechs bis vierzehn, Katzen von zwei bis sechs. Wer wagt es zu sagen, wie oft Drillings-, Vierlings-, Fünflings- und Sechslingsgeburten vorkommen, um daraus die mittlere Zahl zu finden, welche man als diejenige annehmen kann, nach der die Vermehrung der Katzen stattfände?

Was die Zahl der vorhandenen Tiere betrifft, so kann man in einem wohlgeordneten Staate, dessen innerste Verhältnisse in statistischen Tafeln vorliegen, annäherungsweise sagen, es giebt darin so viel Pferde, so viel Schafe, so viel Hunde ꝛc. (wiewohl auch jede solche Zahl im Augenblicke, wo wir dieselbe lesen, schon um Tausende nicht mehr richtig ist, denn von dem Zeitpunkt, wo die Ermittelung geschah, bis zu dem, wo das Resultat durch den Druck veröffentlicht vor uns liegt, hat sich dieselbe durch Geburten und Sterbefälle bereits in auffallender Weise verändert). Allein wie viele Staaten sind denn so geordnet, daß man dergleichen statistische Ermittelungen gemacht hätte? die sämtlichen südlichen Staaten von Europa schon nicht und von denen des nördlichen Europa vielleicht noch nicht der vierte Teil.

Nun haben aber die Tiere so gut ihre Schicksale wie die Menschen. Wir kennen bereits eine ziemliche Anzahl von, durch die Mordlust der Menschen vertilgten Tierspecies, sogar Seetiere, wie das von Steller sogenannte Borkentier, gehören dazu — in nur noch wenigen Exemplaren sind vorhanden der einst alle Wälder Europas durchstreifende Auerstier und das eigentliche Elenn. Die vor 200 Jahren entdeckte Dronte, ein entenartiger Raubvogel, existiert nur noch in Abbildungen, denn das einzige, ausgestopft

existierende Exemplar wurde von dem sehr gelehrten Kustos eines zoologischen Museums in Oxford zum Fenster hinausgeworfen, weil es Schaden gelitten hatte, von Würmern zerfressen worden war, und von dem Vogel, welchen die Naturforscher Dinornis nennen, hat man nur einige Gebeine und ungeheure Federkiele gefunden, wiewohl nicht in dem Zustande der Versteinerung, nicht fossil, sondern so wohl erhalten, daß man durchaus nicht zweifeln kann, er sei nicht nur ein Zeitgenosse der jetzt auf Erden lebenden Menschheit, sondern er habe wohl noch bei der Entdeckung von Neuseeland durch die Holländer gelebt.

Der neuseeländische Riesenvogel.

Es sind diese wenigen Beispiele genügend, um die Thatsache festzustellen (daß nämlich Tiergeschlechter aussterben), aber es ist gar keine Frage, daß dieses unzählige Male vorgekommen ist und sich täglich erneuert, woraus sich wieder ein neues Gesetz ergiebt, das nämlich: daß die Tiere sich keineswegs allein vermehren, sondern daß sie sich auch ebenso oft vermindern und allmählich aus der Reihe der vorhandenen scheiden.

Dies macht die Berechnung immer schwieriger, es führt immer neue Faktoren ein, welche alle berücksichtigt sein wollen, und welche doch, da es unmöglich ist, sie genau aufzufassen, die Sache mehr verwirren als aufklären.

Die Fruchtbarkeit bei einigen, selbst bei Säugetieren, ist sehr groß. Der Elefant ist wohl von allen Tieren das sich am langsamsten vermehrende, denn er bringt durchschnittlich zwischen dem 30—90. Lebensjahre 3 Paar Junge zur Welt. Dennoch würde die Zahl, die von einem Paare abstammen, nach 500 Jahren bereits 15 Millionen betragen. Ein Paar Feldmäuse, unter günstigen Bedingungen, z. B. einem trockenen Jahre, auf gut angebautem Lande lebend, kann sich solcherart vermehren, daß am Ende des Herbstes 24 000 Nachkommen vorhanden sind. Diese günstigen Verhältnisse sind allerdings nicht immer vorhanden, oder man muß wohl sagen, sie sind niemals vorhanden, es findet nicht die wirkliche Vermehrung in solchem Grade statt, es ist nur die Möglichkeit da, daß sie stattfindet. Aber in der Wirklichkeit kommt doch der Fall keineswegs selten vor, daß die

Feldmäuse, welche im allgemeinen ziemlich unschädliche Tierchen sind, sich so vermehren, daß sie zu einer förmlichen Landplage werden und wie Heuschrecken das Getreide vom Felde vertilgen, ehe es reif wird, die Knollen und die Wurzeln in der Erde auffressen, mit der halb vernichteten Ernte in die Scheunen einziehen und hier den Schaden vollenden, nun aber auch wieder durch bisher noch unerklärte Umstände in ihrer Vermehrung so eingeschränkt werden, daß im nächstfolgenden Jahre durchaus nicht mehr Feldmäuse bemerkt werden, als man sonst wahrgenommen hat. Wenn aber diese Umstände wirklich unerklärt sind, wo bleibt da der gehoffte Anhaltspunkt zur Berechnung der Zahl der Tiere, welche seit Erschaffung der Erde von einem Paare abstammen können? Man pflegt zwar zu sagen, daß die übermäßige Zahl der — wir wollen bei den Mäusen stehen bleiben — so abnorm vermehrten Tiere durch Raubtiere aller Art, wie Wiesel, Füchse, Eulen und dergleichen, auf ihre normale Zahl zurückgeführt worden sei. Aber das erklärt nichts, denn es setzt voraus, daß mit der ungeheuren Vermehrung der Feldmäuse sich auch die kleinen Raubtiere in gleicher Art vermehrt haben, denn diejenigen, die vorhanden waren vor dem Überhandnehmen der Mäuse zu so ungeheurer Anzahl, können unmöglich genügen, um die in diesem Grade vermehrten Massen zu bewältigen, und wenn eine solche Vermehrung der Raubtiere stattgefunden hätte, wo wären sie denn gleichzeitig mit den Mäusen hingekommen? Eher mag kaltes Wetter, reichlicher Regen, welcher die Tiere in ihren Schlupfwinkeln ersäufte, oder Mangel an Nahrung während eines ungewöhnlich kalten Winters auf ihre Verminderung eingewirkt haben. Später werden wir noch andere Faktoren kennen lernen, welche die Vermehrung und Verbreitung der Tiere und organischer Wesen beeinflußten.

Noch viel staunenerregender ist die Vermehrung der Fische und der kleinen Insekten, noch mehr der Infusionstiere, bei denen uns die Zahlen beinahe ausgehen. Bei dem Heringe zählt man 40 000, beim Karpfen 200 000 Eier im Rogen des Fisches.

Der holländische Naturforscher Leeuwenhoek zählte einen kleinen Anteil der Eier eines Kabeljau und berechnete nach dem Gewicht, daß derselbe 10 Millionen Eier in seinem Leibe trage. Dieselbe Anzahl von Jungen soll eine Auster gebären. Der Naturforscher Réaumur hat beobachtet, daß eine weibliche Blattlaus nach einer einzigen Befruchtung 6000 Kinder, Enkel, Urenkel ꝛc. in die Welt setzt, welche alle durch diese eine Befruchtung gleichfalls mit befruchtet worden sind und sich weiter fortpflanzen, bis im Herbst eine Generation von geflügelten Männchen erscheint, welche das Befruchtungsgeschäft für die in diesem Augenblick vorhandenen Weibchen übernimmt und sie in Stand setzt, eine gleiche Produktion zu entwickeln.

Bei diesen Tieren wäre also die Möglichkeit, daß die Gesamtmasse der ihnen ähnlichen Tiere, welche auf der Erde existieren, wohl von einem Paare abstammen könne, ja daß ihre Vermehrungsfähigkeit bei weitem größer sei, als hierzu erforderlich. Dies hat aber die Natur sehr weise eingerichtet, denn vermöge dieser ungeheuern Vermehrung dienen sie zur Erhaltung von unzähligen verschiedenen Tiergeschlechtern. Die Eier und der Laich werden sofort verzehrt von anderen kleinen Fischen, nicht der hundertste Teil gelangt zur Entwickelung und von diesem hundertsten nicht der tausendste zum wirklichen Auswachsen, Myriaden anderer Tiere sind auf die Eier, auf die junge Brut, auf die halb erwachsenen Fische gerade so gut angewiesen, wie andere Tiere auf die kleinen Insekten, welche wir Blattläuse nennen.

Aber wir können auch viel größere Tiere in den Bereich unserer Beobachtungen ziehen. Die Spanier haben Rinder, Pferde und Hunde nach Südamerika gebracht. Es waren für die Einwanderer sehr geschätzte Tiere, sie haben dieselben wohl schwerlich mutwillig laufen lassen, wiewohl einzelne entkommen und im freien Zustande verwildert sind. Das ist etwas über 200 Jahre her, und doch befinden sich nach Humboldts Ansichten in den Pampas von Buenos-Ayres bis 12 Millionen Rinder, gegen 3 bis 4 Millionen Pferde, und die Hunde, welche die Spanier mitnahmen, um durch deren Hülfe die Eingebornen zu besiegen, haben sich jetzt gegen ihre ehemaligen Herren gekehrt und sind deren erbittertste Feinde; sie leben in großen Kolonien beisammen, verfolgen herdenweise, gleich den Wölfen in Nordamerika, die vereinzelten Rinder und fallen nicht selten die einzelnen Reisenden in höchst gefährlicher Art an.

Eine solche Vermehrung, auch wenn sie nicht von einem Paare ausgegangen wäre, und wenn sie nicht zwei, sondern zehn volle Jahrhunderte gebraucht, wäre doch immer Beweises genug, daß diese Tiere sich sehr wohl von einem Urpaare her bis zu ihrer jetzigen Zahl vermehren können, wobei wir nicht vergessen dürfen, daß die hier angegebene Vermehrung stattgefunden hat, obschon die Rinder durch den handeltreibenden Menschen alljährlich zu Millionen geschlachtet und enthäutet werden, um ihre Felle, ihre Hörner und ihr in Streifen geschnittenes, an der Sonne getrocknetes Fleisch zu verkaufen.

Wenn wir aber auch hier einen solchen Beweis in Händen haben, so läßt sich die Erfahrung von den Tieren doch keineswegs auf den Menschen übertragen. Dennoch pflegt man mit voller Beruhigung seines Gewissens zu sagen, daß es keinem Zweifel unterliege, daß die Zahl von 12 bis 1300 Millionen von einem Paare ausgegangen sein könne. Aber abgesehen hiervon, auf welche Art wollen wir denn bestimmen, wie viele Jahre seit dem

Bestehen des Menschengeschlechts verlaufen sind? Besteht dasselbe seit 6000, oder seit 10 000, oder seit 20 000 Jahren? Welcher Weise der Erde wäre hier imstande, eine Antwort zu geben, der auch nur der allergeringste Grad von Beweiskraft inne wohnte. Dazu kommt der sehr üble Umstand, daß wir gar nicht einmal wissen, in welchem Maßstabe die allmähliche Vermehrung der menschlichen Rasse stattgefunden hat. Wo hätte man Geburtsregister, Sterblichkeitstabellen, welche auch nur 2000—3000—6000 Jahre hinauf gingen? selbst Volkszählungen hat man nicht vorgenommen; der einzige, der es that, war König David, „der Mann nach dem Herzen Gottes", dem es aber der Gott gewaltig übel nahm und ihm als Hochmut auslegte, daß er solches that, den er bestrafte, und zwar nach Wahl des wackeren Königs durch eine Pest, die sein Volk decimierte und *siebzigtausend unschuldige* Menschen das büßen ließ, was nach Annahme der damaligen Priesterschaft *ein* Mensch *gesündigt* hatte.

Aber eine solche Volkszählung kann uns gar nichts helfen, sie müßte in einem großen Zeitraum von drei zu drei Jahren, oder von sechs zu sechs Jahren, wie man will, nur in regelmäßiger Weise wiederholt werden, dann würde man für *diesen* Zeitraum zu einem Schluß, zu einer mittleren Zahl gelangen und sagen können, in dem und dem Jahrhundert hat das und das Volk eine jährliche Vermehrung von so und so viel Prozent erfahren, aber weiter nichts! einen anderen Schluß zu machen, wäre völlig unerlaubt. Man dürfte von der einhundertjährigen Beobachtungsperiode nicht auf ein vorhergehendes oder folgendes Jahrhundert schließen und von einer so kurzen Beobachtungsreihe ein allgemeines Resultat herleiten wollen; denn welchen Zufälligkeiten unterliegt die Vermehrung des Menschengeschlechtes, welche auffallende, verändernde Wirkung in den Fortschritten der Bevölkerungszahl bringen hervor angenehmes, gesundes Klima, reichliche Nahrung, Bequemlichkeit der Erlangung derselben, klimatische Übelstände, Hungersnot, verheerende Krankheiten, Kriege, rohe und blutige Sitten, Monogamie oder Polygamie, unfruchtbarer Boden u. s. w.!

Wie sehr wirkt ferner die Zahl des Volkes selbst auf das Verhältnis! Als Kain den Abel tot schlug, waren vier Menschen auf der Welt; der eine Mord verringerte also die ganze Bevölkerung der Erde um 25 Prozent. Würde die Zahl 1000 betragen haben, so würde der eine Todesfall $^1/_{10}$ Prozent ausmachen. Man sieht, welche enorme Verschiedenheit schon in so einfachen Zahlen auftritt; wie nun erst, wenn es sich um viele Millionen handelt! und es existiert für uns kein Volk, welches, seit die Geschichte uns Kenntnis davon gegeben hat, weniger als Millionen zählte. Nun aber lehrt uns eben diese Geschichte, daß pestartige Krankheiten, daß weitgreifende Überschwemmungen, das Erdbeben ganze Länder zerstören und die Bewohner

zum größten Teile aufreiben. Schädliche Insekten (Heuschrecken und Ameisen), reißende Tiere thaten auch das ihrige zur Verringerung, zur Vernichtung des menschlichen Geschlechts, und doch — wie wunderbar! — wenn auch blutige Kriege mit verheerenden Krankheiten und mit Hungersnot zusammentrafen, wie dieses sonstmals der wirkliche Hergang war, in kurzer Zeit glich sich das gestörte Verhältnis wieder aus. Wir haben die entsetzlichsten Umwälzungen erfahren durch die Germanen und Gallier, welche Italien überschwemmten, — durch die Hunnen, welche das mittlere Europa, durch die Mongolen, welche Rußland, Polen und Deutschland, durch die Mohamedaner, welche Indien durchzogen, alle wehrhafte Mannschaft niedermetzelten, durch die Schrecken des 30jährigen Krieges, welche die Einwohnerschaft Deutschlands mehr als decimierten — und wir sehen trotz dessen die so heimgesuchten Länder dergestalt bevölkert, daß die Engländer z. B. in Indien 200 Millionen Menschen vorfanden und in der That aller ihrer Energie bedurften, um diese Zahl bis auf die Hälfte zu reducieren.

Wer mag nun noch sagen, die Zahl der Menschen vermehrt sich in der oder jener Weise? Noch ein anderes Moment tritt auf, welches die Schätzung unsicher oder vielmehr unmöglich macht, es ist eine nicht zu widerlegende Wahrnehmung, daß die Naturvölker abnehmen, sobald sie mit den civilisierten Völkern in Berührung treten. Wessen Schuld dieses ist, ob der Civilisatoren oder derjenigen, die sich nicht civilisieren lassen wollen, wissen wir nicht, aber die Thatsache ist schlagend und so durchgreifend, daß sie sich sogar auf Europa anwenden läßt. Die Zahl der Bewohner eines Staates nimmt gewöhnlich um so mehr zu, je höher dessen Kultur steht, und um so weniger, je niedriger bis zu dem Punkte, wo sie aus Mangel an Kultur eben durch Berührung mit der Kultur, die nicht angenommen wird, in Verringerung der Zahl übergeht, welche bis zum Erlöschen steigen kann.

Eines der mächtigsten Reiche von Europa war das türkische. Es hat sich gegen die Civilisation gesträubt, und es ist dadurch zu dem unmächtigsten geworden, dessen Zerbröckelung unaufhaltsam fortschreitet. Spanien, Italien und Griechenland zeigen dasselbe, überall Abnahme der Bevölkerung; selbst Polen, welches einst mehr als 22 Millionen zählte, hat jetzt in Rußland, Preußen und Österreich nur noch 7 Millionen, sucht durch fortwährende Revolten sich wieder zu erheben und wird nach jedem neuen Versuch mehr gedemütigt und niedergeschmettert, während es durch wirkliche Annahme der Civilisation sich nicht nur erhalten, sondern erheben könnte; aber es verschmäht diese, überläßt den Handel den Juden, die Gewerbe den Deutschen und wird folglich durch diese verdrängt. Umgekehrt hat Frankreich in den letzten 50 Jahren um ein Sechstel seiner Bevölkerung zugenommen, und

das bei weitem kultiviertere Preußen hat in demselben Zeitraume und genau in ebendenselben Jahren sich verdoppelt.

Diese unglaublichen und doch natürlichen Verschiedenheiten in der Vermehrung und Verminderung der Bevölkerung berauben uns jeden Anhaltspunktes zu einer Berechnung; aber die Sorge, daß von einem Paare die jetzige Zahl der Menschen nicht abstammen könne, ist trotz dessen eine überflüssige, denn falls die Vermehrung in jedem Jahre nur 1 Prozent betrüge, würden doch schon 2000 Jahre genügen, um die jetzige mutmaßliche Menschenmenge aus einem Paare abzuleiten. Daß aber auch dieses vollständig unhaltbar sei, geht daraus hervor, daß derselbe ganz gemäßigte Fortschritt in einer genau zu berechnenden Zeit dahin führen würde, daß die ganze Oberfläche der Erde mit Menschen so bedeckt wäre, daß sie gedrängt Mann an Mann stehen müßten, kein Platz bliebe für Erzeugung eines Grashalmes, viel weniger eines Baumes, daß also, wenn ihre Vermehrung bis so weit hätte fortschreiten können (was, wie jeder einsehen wird, eine völlige Unmöglichkeit einschließt), nunmehr alle auf einmal vor Hunger sterben müßten, falls sie es nicht vorzögen, sich wie die Ratten untereinander aufzufressen.

Zu solchen Extremen läßt es die Natur nie kommen, überall finden sich feststehende Grenzen, über welche hinaus nicht geschritten werden kann. Jeder Mensch und jedes Tier hat bestimmte Räumlichkeiten nötig, denn es ist nicht damit abgethan, daß der Mensch oder das Tier Platz habe, um zu stehen, zu sitzen oder zu liegen, es muß auch so viel Raum haben, damit die erforderliche Nahrung für dasselbe wachse. Und auch dieses Gesetz spricht sich in den Völkerfamilien selbst aus; wo sich zu viele in einem engen Raum befinden, da ergreift sie ein unabweisbarer Wandertrieb; sie ziehen von dannen wie die Heuschrecken, denn sie haben dem Lande, in welchem sie wohnen, bereits zuviel entzogen, sie müssen wo anders hin, wo noch genug ist, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen — oder sie gehen zu Grunde, die Erde schüttelt sie ab wie lästige Insekten, wie Schmarotzertiere, welche ihr beschwerlich zu werden beginnen.

Das sind nicht Meinungen, lieber Leser, das sind nicht Ansichten, welche durch andere Ansichten bekämpft oder ungültig gemacht werden können, das sind Thatsachen, welche uns die Geschichte aufbewahrt hat. Ägypten soll unter Amasis 20 000 Städte gehabt haben, wie von Herodot erzählt wird, welcher kaum 40 Jahre nach diesem Könige lebte. Für einen so kleinen Raum, wie Ägypten darbietet — lediglich das durch die Überschwemmungen befruchtete Nilthal — viel zuviel, selbst wenn man von der angegebenen Zahl eine Null abschneidet. Die Folge dieser Übervölkerung war der gänzliche Verfall des einst so mächtigen Reiches. Äthiopische und semitische

Völker überschwemmten abwechselnd das Reich, um sich an seinen Schätzen gütlich zu thun, wodurch die Kraft desselben so gebrochen wurde, daß es den Römern nicht mehr Widerstand leisten konnte und zu einer Provinz ihres die ganze damals bekannte Welt umfassenden Reiches herabsank.

Das mächtige Assyrien, dessen Riesenstädte man noch jetzt, nachdem sie seit Jahrtausenden untergegangen sind, in ihren Trümmern anstaunt, das gewaltige Persien, welches nach Millionen zählende Heere in das Feld rücken ließ — sie sind von der Erde vertilgt; über die Stätten, an denen die Kunst, das Wissen, die Industrie blühte, weht der Sand der Wüste — über die Städte selbst schreitet das Kamel des Räubers, der die Reisenden einzeln oder die Karawanen in Tausenden überfällt, plündert und mordet und ihre Gebeine der Sonne zu bleichen überläßt. Das einst so volkreiche Mesopotamien — das fruchtbare Land zwischen den mächtigen Strömen Euphrat und Tigris — es ist zur Wüste geworden wie das übrige Kleinasien, der ehemalige Sitz der höchsten Kultur (Jonien, Phönizien). Nachdem die verheerendsten Kriege die Bevölkerung auf die Hälfte, auf ein Viertel herabgebracht, nachdem die Hände fehlten, um die Kanäle zu erhalten, welche das Land befruchteten, um die großen Cisternen, die vielen gewölbten Brunnen, welche die Gewässer der sparsam fließenden Quellen sammelten und dadurch die höher gelegenen Strecken bewohnbar machten, im baulichen Zustande zu erhalten, mußten auch noch die wenigen Menschen untergehen, welche übrig gelassen waren und die hereinbrechenden Türken mit ihren Religions-, mit ihren fanatisch geführten, verheerenden Vertilgungskriegen vernichteten den Rest.

Das einst so mächtige Volk der Römer, dessen Hauptstadt 6 Millionen Einwohner zählte, vermochte von dem Ertrage der Campagna di Roma zu leben, denn sie war ein Obst- und Gemüse- und Getreidegarten von 150 Quadratmeilen. Rom war zu glücklich, es wurde übermütig, es ließ sich einen Brennus, einen Hannibal nicht zur Warnung dienen, und es erlag den Hunnen und Gothen — und das mächtige, stolze Rom zählt jetzt 150 000 Einwohner, und die Campagna ist in einen, tödliche Dünste aushauchenden Sumpf verwandelt, welche nur noch schwarze Büffel und ihre kranken Hirten nährt.

So gleicht sich auf der Erde alles aus; das Zuviel verwandelt sich in ein Zuwenig und es geht den Menschenscharen, wie es den Heuschrecken ergeht: sie vermehren sich, und je weiter die Vermehrung gestiegen ist, desto schneller schreitet sie fort, bis sie anfängt lästig zu werden — bis verheerende Züge derselben hier oder dort großen Schaden thun — plötzlich sind diese Züge verschwunden, kein Mensch kann Rechenschaft davon geben, wo sie geblieben sind; so entledigt sich die Natur auch der zu vielen Menschen,

welche ihr nichts weiter wert sind als Heuschrecken. Wir haben also nicht nötig zu besorgen, daß der Menschen dereinst zuviel werden für den kleinen Ball.

Auch thun die Kriege der Menschen das ihrige dazu, wenigstens geben sie Gelegenheit, ganz eigentümliche Betrachtungen über die Weisheit und die Güte Gottes an solche Greuel zu knüpfen. Der Verfasser erinnert sich, die Geschichte des Unterganges derjenigen im Süden von Afrika wohnenden Negerstämme gelesen zu haben, welche man unter dem Gesamtnamen der Mäntetis begreift.

Es scheint, daß diese, von anderen Negerstämmen gedrängt, in einer großen, wirklichen Völkerwanderung nach Süden und Südwesten zogen, um sich ein neues Land, einen neuen Wohnsitz aufzusuchen. Sie wurden, wie begreiflich, nicht sehr zuvorkommend aufgenommen, man wehrte sich gegen die Eindringlinge, doch vergeblich, denn die Zahl ihrer streitbaren Männer betrug mehrmal Hunderttausend.

So wie die Mäntetis auf die Kaffern drückten, so diese auf die Hottentotten und diese auf die Griquas, welche alle drei sich endlich zusammenthaten, um Widerstand zu leisten und dann auch mit Hülfe der Feuerwaffen der letzteren und unterstützt durch ein Regiment Engländer vom Kap mit Musketen, Artillerie und Congreve'schen Raketen ein furchtbares Blutbad anrichteten, in welchem zwar auch Hunderttausende der Angreifenden, aber die Angegriffenen alle blieben; sie hatten der vereinten Macht erliegen müssen, und die Sieger schlachteten erbarmungslos Greise, Weiber und Kinder, so daß der ganze zahlreiche Menschenstamm von der Erde vertilgt wurde.

Der engländische Erzähler schließt hieran folgende Betrachtungen: „Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß derartige verheerende Kämpfe von einer gütigen Vorsehung als Strafen zugelassen werden, die aber doch eine wohlwollende Absicht zur Grundlage haben, denn gewiß ist ein schneller Tod viel besser als der langsamere durch Hunger und Elend. So viel ist sicher, daß entweder sie oder andere aufgerieben werden mußten, um jenen Platz zu machen, und in beiden Fällen war das Opfer zahlloser Menschenleben nicht zu umgehen. So schrecklich auch der Krieg in seinen Einzelheiten ist, so gehört er doch augenfällig zu den notwendigen Übeln, und er ist ein Vorbeugungsmittel, daß sich die Menschen nicht so schnell vermehren, um sich nicht gegenseitig auffressen zu müssen.

„Auch kommt mir vor, als ob die Pest und die Cholera in den Ländern, wo diese Übel ausbrechen, fast gleich notwendig sind; wie der Krieg auch ist es gewiß, daß die letztere Krankheit erst in Europa auftrat, nachdem unter dem langen Frieden eine solche Vermehrung der Menschenmasse stattgefunden hatte.

„Während der vielen Kriegsjahre, welche in Europa die Bevölkerung lichteten, hatten wir keine Cholera und nur selten eine von den paar anderen Epidemien, welche seitdem so verhängnisvoll geworden sind. Ich glaube hieraus wohl den Schluß ziehen zu dürfen, daß sich in allen Dingen derart der Finger Gottes blicken läßt; also auch die blutigsten Kriege und die verheerendsten Seuchen, so sehr sie an sich schwere Heimsuchungen und vielleicht herbe Strafen für die Sünden der Völker sind, können in manchen Fällen die Wirkung haben, dem Elend vorzubeugen, das aus einer übermäßigen Bevölkerung hervorgehen müßte, so daß sich schließlich solch eine furchtbare Metzelei als ein Werk der Gnade ausweist."

Das sind christliche Gesinnungen! Ist es wohl möglich, krassere Abscheulichkeiten mit dem Gedanken an den allgütigen, milden, väterlichen Gott zu verbinden? indessen es ist freilich hochkirchlich engländisch! Sollte die Weisheit Gottes wirklich keine minder entsetzlichen Mittel, der Übervölkerung zu begegnen, haben finden können? war diese auch wirklich so groß? Ist die Cholera nur in den übervölkerten Ländern ausgebrochen? Preußen zählt 2000 Menschen auf die Quadratmeile, und dort trat die Cholera auf — Württemberg zählt 6000 auf demselben Raum, und dort kam sie nicht vor: wo bleibt da wieder die Erfüllung des gemutmaßten Zweckes? Auch sind die Bedürfnisse der Menschen höchst verschieden, und wo dafür der Raum zu fehlen beginnt, stellen sich andere Thätigkeiten ein, welche das Fehlende ergänzen.

Auf diese Bedürfnisse kommt es allerdings an, denn die nomadisierenden Kalmücken in Südrußland brauchen bei weitem mehr Boden als die ansässigen Bauern in Württemberg; darum wanderten vor 1000 Jahren und vor 500 Jahren jene entsetzlichen Völker tatarischen Ursprunges von den Steppen fort, als sie mehr als 5 Menschen auf die Quadratmeile zählten, während in Württemberg gerade das Tausendfache auf die Quadratmeile kommt.

Jedenfalls geht aus diesen Betrachtungen soviel hervor, daß „jede Klasse organischer Wesen vom Schöpfer eine solche Kraft und Lust der Existenz erhalten hat, mit solchem Erhaltungstriebe ausgerüstet ist, daß sie in nicht langer Zeit den Erdball füllen würde, hätte die Natur nicht selbst soviel ungezählte Hindernisse und Gefahren entgegengestellt, daß nur die bevorzugten Wesen auf die Dauer sich zu erhalten und fortzupflanzen vermögen."

Hiernach würden der Annahme der Abstammung aller Menschen von einem Paare unüberwindliche Schwierigkeiten nicht entgegenstehen.

Schwierigkeiten bei der Annahme der Abstammung von einem Paare.

Die Erschaffung des Menschen und der Tiere überhaupt durch ein Urpaar jeder Gattung unterliegt anderen Schwierigkeiten. Wir wollen nicht sagen, daß der Mensch unfähig gewesen sei, gleich bei seiner Erschaffung zu pflügen und zu säen, zu hacken und zu graben. Dies alles würde ihm ja doch durchaus unnütz gewesen sein, denn während das Gesäete aufgegangen und gereift wäre, hätte er längst verhungern müssen. Wir haben bereits eine große Menge hypothetischer Annahmen vor uns, so daß es auf eine mehr oder weniger durchaus nicht ankommen kann. Wir wissen, daß das tierische Leben ohne die Pflanzenwelt unmöglich ist, dieselbe muß also schon vorhanden, in voller Kraft dagewesen sein; eine volle, fertige Vegetation von sumpfigen oder trockenen Wiesen, Gras- und Kräuterflächen, Sträuchern, Bäumen wird von Hirschen, Mäusen, Elefanten, Gänsen und Hühnern, Pferden und Affen, Schmetterlingen und Käfern verlangt. Dies alles muß dagewesen sein, die Erde war fertig zur Aufnahme von Tieren; sogar dieses ist nötig, daß Berge und Thäler, daß fließende und stehende Wasser vorhanden waren, denn der Steinbock und die Gemse verlangt das Gebirge zum Aufenthalt, Salamander und Molch den Sumpf und der Fisch das süße Wasser, sowie der Seefisch das salzige.

Wir haben auch hinlänglich verschiedene Perioden der Erdbildung vor uns, in welcher Pflanzen und Tiere zugleich die Erde nach und nach so fertig machten, daß sie zum Aufenthalt der jetzt lebenden Tiere tauglich wurde. In jener Urzeit, vor Beginn der Tierwelt, war nämlich die Masse der Kohlensäure in der Luft so enorm, daß sie dem Leben der Tiere den entschiedensten Widerstand entgegengesetzt hätte. Da traten jene wunderbar ungeheuerlichen Vegetationen auf, von denen wir Abdrücke in der Erde finden, jene Farnen, jene Equiseten, Sigillarien ꝛc., welche den Kohlenstoff zu Holz verdichteten und ihn uns jetzt noch in der Form von Steinkohle überliefern.

Die Atmosphäre wurde zwar reiner, aber noch keineswegs rein. Rinder und Pferde konnten in solcher Atmosphäre noch nicht leben, wohl aber jene schrecklichen Reptilien, Ichthyosaurus, Plesiosaurus und tausend andere ihnen verwandte und nicht verwandte. Diese waren einer solchen Atmosphäre gewachsen; und es ist dieses keine theoretische Annahme, keine ungeprüfte Behauptung, es ist eine von Humboldt entdeckte Thatsache, daß die entfernten Nachkommen jener krokodilartigen Ungeheuer, nämlich unsere jetzigen Krokodile, in einer Atmosphäre, überreich mit Kohlenstoff beladen, leben können

lange Zeit, ohne daß sie den geringsten nachteiligen Einfluß zu empfinden scheinen. Wir sehen mithin, daß die jetzigen Tiere dieser Art des Sauerstoffes zum Atmen nicht bedürfen, und daß daher die damaligen, noch unvollkommneren, einer solchen reineren Luft, wie wir sie jetzt atmen, um so weniger bedurft haben werden.

Wir sehen aber auch, daß, je weiter die Erde fortschreitet, desto höher organisiert ihre Gestalten in diesen Archiven der Erde zum Vorschein kommen, bis wir auf Formen stoßen, welche den jetzt lebenden so nahe stehen, wie der untergegangene Riesenhirsch unserem Elen, und wie der vorweltliche Elefant dem unseren. Die Periode, welche der Sündflut vorhergeht, wies Hirsche, Rehe, Tiger, Löwen, Bären, wies aber auch mannigfaltige Vögel und ganz ausgebildete Insekten mit vierfacher Verwandlung auf (Ei, Raupe, Puppe, Schmetterling), war also der jetzigen Erde beinahe vollkommen gleich, hatte also für sämtliche Bewohner die günstigsten Lebensbedingungen. Wenn wir von dem Menschen haben behaupten können, daß er aus einem Paare sich schon in zwei Jahrtausenden bis zur jetzigen Zahl habe vermehren können, warum sollte dieses nicht auch Tieren möglich sein, welche in viel kürzerer Zeit Nachkommen haben, welche bei weitem jünger schon fortpflanzungsfähig sind: Hunde und Katzen schon in einem Jahre, selbst Rinder in der nämlichen Zeit, wiewohl man für diese vernünftigerweise zwei Jahre in Anspruch nehmen muß, wenn die Rasse nicht herunterkommen soll, — Hasen und Kaninchen schon in einem Vierteljahr, — Mäuse schon in sechs Wochen. Kein Geschöpf ist so ungünstig bedacht als der Mensch, denn selbst der Elefant wird mit dem sechsten Jahre vollkommen fortpflanzungsfähig, indessen bei dem Weibe diese Fähigkeit erst mit dem 18. und bei dem Manne erst mit dem 24. Jahre eintritt, wenn man nicht haben will, daß dem Individuum durch zu frühen Verbrauch seiner Kräfte Schaden geschehe und die Nachkommen von Geschlecht zu Geschlecht kraftloser würden.

Ein Grund gegen die Abstammung des ganzen Menschengeschlechts von *einem* Paare wird darin gefunden, daß, wenn es so wäre, die ganze menschliche Bevölkerung der Erde in fortwährendem Incest lebte, indem nämlich alle Verbindungen in auf- und absteigender Linie gemacht worden sein müßten und auch noch gemacht würden. Man folgert ferner, daß hieraus eine völlige Depravation des ganzen Menschengeschlechts hervorgehen müßte, und man weist auf Familien hin, in denen dieses wirklich sich gezeigt, so z. B. die Familien des spanischen und des französischen Herrscherhauses. *Salvandy* sagt von den spanischen Granden, daß sie durchweg ein erbärmliches, heruntergekommenes Geschlecht seien, und daß man an Größe, Haarwuchs, Schlaffheit der ganzen Erscheinung sofort erkennen könne, ob die Grandenfamilie sich rein erhalten habe, oder ob Nachhülfe durch einen

kräftigen Andalusier oder durch einen Basken, oder was man sonst für Jäger und Stallmeister im Hause zu halten beliebt habe, vorhanden sei. Und allenfalls wäre Salvandy der Mann, das zu beurteilen, denn er war lange genug französischer Gesandter in Spanien, um die Granden in ihren guten und schlechten Eigenschaften kennen zu lernen.

Geht man auf die Tiere zurück, so kommt man allerdings zu solchem Schluß. Rinder, Schafe, Schweine, wenn sie dadurch vermehrt werden, daß man Ascendenten und Descendenten miteinander verbindet, verlieren ihren Wert, entarten schon in der dritten Generation. Buffon hat dieses auch auf die Menschen angewendet und gesagt: blinde, taubstumme, geistesschwache oder sonst krankhafte Kinder gehen häufiger aus den Verbindungen naher verwandter als nicht verwandter Menschen hervor. Trotz dessen verlangt die neuere Landwirtschaft bei Veredelung des Viehes, aber vor allen Dingen der Pferde, gerade Verbindung unter Ascendenten und Descendenten, und man giebt einem edlen Hengst, wenn es irgend möglich ist, seine eigenen Kinder zur Belegung und erzielt dadurch ganz besonders günstige Resultate.

Wir sehen auch hier wieder, wie traurig es mit unserm positiven Wissen steht, wir sehen, daß verschiedene Beobachtungen an einem gewissen Tiere durchaus nicht zu einem endgültigen Resultat führen; und auch das Menschengeschlecht betreffend, sind doch die Erfolge solcher Verbindungen keineswegs allgemein als nachteilig anzusehen. Die alten Assyrer, die Ägypter, die Perser, sogar noch die Griechen haben nach Verwandtschaften gar nicht gefragt, und es sind eheliche Verbindungen nicht nur unter Geschwistern, sondern sogar zwischen Eltern und Kindern geschlossen worden. Verheiratung unter Geschwistern ist bei Persern des alten Glaubens noch jetzt Sitte, ebenso findet man dieses noch in Hinterindien. Auch die Druſen und Mingrelier führen dieselbe Lebensweise. Auf den Sandwichs-Inseln steht die königliche Familie ganz isoliert da und kann sich nur in sich selbst rekrutieren; auch der Adel der Sandwichs-Inseln befindet sich in demselben Falle, wenn schon die Zahl der Familien, die sich miteinander verbinden können, eine größere ist. Aus der Geschichte von Peru wissen wir, daß die Kinder des Manco-Capac sich unter einander heirateten, und daß dieses in der königlichen Familie von Peru stets geschehen ist, um das Blut der Sonne rein zu erhalten. Der Inka heiratete jederzeit seine älteste Schwester, und obwohl die Sonnenjungfrauen in großer Zahl zu seinem Dienst bestimmt waren, konnte Erbe des Inkareichs doch nur derjenige werden, der ein Abkömmling des Inka und seiner Schwester war. Die Sitte stammt daher, daß auch die Sonne die eigene Schwester, nämlich den Mond, geheiratet hat. (In der deutschen Sprache klingt das nicht besonders gut, denn die Sonne ist weiblichen, der Mond männlichen Geschlechts. Nicht so

ist es in den meisten anderen Sprachen, wie z. B. in der französischen und allen romanischen Sprachen, wo die Sonne männlich und der Mond weiblich ist; so war es auch in der Sprache der Inkas.)

In allen diesen Fällen ist von einer Entartung des so fortgepflanzten Geschlechts keine Rede gewesen (so zeigt uns auch nebenstehendes Bild ein Mitglied dieser Familie, wie dasselbe in den Skulpturen alter peruanischer Überreste von Palästen, Tempeln ꝛc. unzählig vielfältig wiederholt vorkommt, immer mit denselben Zügen, welche also eine Entartung nicht zeigen), wenigstens hat uns Geschichte und Tradition durchaus nichts hinterlassen, was einen solchen Schluß rechtfertigte. Allerdings gehen die Umwandlungen nur sehr langsam vor sich, und einem einzelnen Beobachter dürfte es wohl kaum gelingen, zu etwas Haltbarem zu kommen, eine Hypothese bis zu solcher Anschaulichkeit und Wahrscheinlichkeit zu begründen, daß sich Schlüsse daraus ziehen lassen. Andererseits aber auch behaupten Männer von großer Besonnenheit, denen man übereilte Schlußfolgerungen gar nicht zutrauen möchte, daß die Mischung der Rassen immer wieder von selbst auf die ursprünglichen Typen zurückkehre, und solche sind es, die da behaupten, die Mischlingsrasse der Bewohner von Paraguay und der Spanier habe darum eine so auffallende Ähnlichkeit mit dem englischen und schottischen Typus, weil dieser die ursprüngliche Form repräsentiere; eine Behauptung, welche auffallend an Walter Scott's Roman „Quentin Durward" erinnert, in welchem dieser letztere, der Held der Geschichte, durchaus nicht zufrieden ist, daß er mit allen Menschen schließlich von Adam abstammen soll, sondern gerne noch etwas Apartes für sich, vielleicht ein paar Dutzend Ahnen mehr als jeder andere Erdensohn, beanspruchen möchte.

Basrelief, einen Inka darstellend.

Noch ein anderes Moment begünstigt die Vermehrung der Tiere. Es sind nämlich nur die größten Pflanzenfresser, vom Pferd und Rind aufwärts bis zum Elefanten, welche nur ein Junges gebären. Schon Schaf und Ziege liefern sehr häufig Zwillingsgeburten, alle übrigen vom Löwen bis zur Maus halbe und ganze Dutzende, und mag dies auch beim Löwen am seltensten vorkommen, so ist doch ein ganzes Dutzend Junge bei Schwein und Hund etwas so Alltägliches, daß man sich kaum mehr über diese Zahl wundert.

Vernichtung der Tiere durch einander.

Aber wenn wir von der Erschaffung eines Urpaares ausgehen, so stoßen wir doch alsbald auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Alle Pflanzenfresser können sehr friedlich beisammen leben; der Maikäfer, welcher sehr gern Eichenblätter frißt, kann so hoch wohnen, daß Ziege und Giraffe, welche auch diese Blätter lieben, ihn nicht erreichen können. Das Flußpferd sucht die Sümpfe, der Elefant die Wälder, das Kamel die Steppe auf; für alle ist zur Genüge gesorgt.

Wie steht es nun mit den sogenannten reißenden Tieren? Konnte der Löwe wirklich neben Adam im Paradiese wohnen? Hatte der Tiger und die Hyäne genügend Mitleid mit dem Hirsch, dem Schaf, um es nicht zu fressen? Konnten sie wirklich in dem biblischen Paradiese um Adam und Eva versammelt gewesen sein und sich von Äpfeln und Birnen oder von Reis und Mais genährt haben? Bei uns geht das nicht an. Man kann einen Löwen in ein Heumagazin, einen Tiger in einen Kornspeicher sperren, wo doch Ochse und Pferd sich mästen würden — jene würden dort beide verhungern. Das Rebhuhn ist zufrieden mit dem Körnchen, welches es auf dem Felde findet, der Habicht aber ist ein Gourmand, er will das Rebhuhn haben, und der böse Hecht macht es mit einem einzigen Schluck für alle Zeit unmöglich, daß wir Karpfen essen, er hat nun Papa und Mama des Karpfengeschlechtes zu sich genommen, und wir armen Sterblichen sind darum geprellt.

Dies zeigt uns unwiderleglich an, daß die Behauptung, die Tiere stammten alle von einem Paare her, eine unhaltbare ist. Mit dem Menschen würde es möglich sein; der Grönländer kann ohne den Neger, der Malaye ohne den Papua, der Europäer ohne die Rothaut leben. Mit den Tieren ist es nicht so, diese sind auf einander angewiesen.

Allerdings dürfte es der Natur nicht an Mitteln fehlen, solchen Übelständen abzuhelfen. Wenn wir durchaus haben wollen, daß alle Tiere von

einem Urpaare abstammen sollen, so hindert uns nichts, anzunehmen, daß diejenigen, welche auf Pflanzen angewiesen sind, früher erschaffen wurden als diejenigen, welche vom Raube leben, und damit nicht ein pflanzenfressendes Seetier die kleinen Schnecken und Muscheln, welche an dem Fucus leben, und damit auch die pflanzenfressenden Landtiere, die kleinen Blattläuse, die Raupen, die Larven, welche bestimmt sind, ihre Gattung fortzupflanzen, vernichte, können sehr wohl Insekten und alle so gefährdeten Tiere früher dagewesen sein als andere, und ebenso konnten Rinder, Schafe, Ziegen, Affen, Känguruhs, Lamas, Armadile u. s. w. viel eher vorhanden sein als Schakale, Hyänen, Krokodile, und zwar so viel früher als nötig, damit durch die Raubgier der letzteren die ersteren nicht sofort vertilgt werden.

Es kann dieses stattfinden, wir sagen nicht, es habe dieses stattgefunden, aber es ist möglich, und wenn dies der Fall gewesen wäre, so liegt darin irgend eine Art Erklärung der Möglichkeit eines Nebeneinanderseins. Eine Ausgleichung ist allerdings nötig. Lauter Karpfen in einem Teich würden denselben bald so gewaltig anfüllen mit ihrer eignen Species, daß sie nicht nebeneinander bestehen können. Wenn der Teich besetzt ist, müssen auch einige Hechte dazu gebracht werden, welche den überflüssigen Laich auffressen und von der jungen Brut, die aus dem Restchen befruchteter Eier ausschlüpft, wieder so viel verzehren, daß nur ein Restchen übrig bleibt von dem übrig gebliebenen Restchen, und da die Hechte es mit dem eignen Samen ebenso machen, so vermehren auch sie sich nicht in solcher Weise, die man unbeschränkt nennen könnte, im Gegenteil ist die ungeheuerste Beschränkung vorhanden, und das Gleichgewicht ist gewahrt.

Gäbe es keine Wiesel, keine Marder und keine Füchse, keine Katzen und keine Eulen, so würden die Mäuse auf dem Felde sich vielleicht schon in zwei Jahren so sehr vermehren, daß der Landmann vergebens auf den Ertrag seiner Arbeit hoffte. Schon ein sehr trockner Sommer kann ihm dieser kleinen Tiere wegen nachteilig werden; aber dafür hat eben die Natur gesorgt durch andere Tiere, welche sie auf diese kleinen munteren Geschöpfe angewiesen hat, und so wie sie dem Maulwurf die Engerlinge und die Maulwurfsgrille, die Regenwürmer und andere Bewohner der Ackerkrume zur Nahrung angewiesen und ihn zu einem sehr nützlichen Gliede in der großen Kette der Wesen gemacht hat, so hat sie auch wieder den Iltis auf den Maulwurf angewiesen und ihn gleichfalls zu einem sehr nützlichen Tiere gemacht.

Die Schwierigkeit der Zerstörung der eigenen Schöpfung hätten wir also beseitigt bloß durch das Hülfsmittel einer nicht gleichzeitigen Schöpfung aller Tiere, und warum sollte der allmächtige Geist, welcher die ganze Natur und die sie beherrschenden Gesetze schuf, nicht auch haben andere und bessere

Mittel finden können, als ein schwaches Werkzeug in seiner Hand, der Mensch, zu erdenken vermag. Aber eine bei weitem größere Schwierigkeit macht uns die Verbreitung der Tiere über die Erde, wenn wir nicht zu Wundern unsere Zuflucht nehmen wollen.

Die älteren Maler haben es sehr häufig versucht, den Menschen im Zustande der Unschuld, also im Paradiese wohnend (denn erst außerhalb des Paradieses erkannte Adam sein Weib [1. Buch Moses Kap. 4 Vers 1], erst mit dem Verluste des Paradieses und der geistigen Unschuld ging auch die leibliche verloren), zu malen und sie haben dabei immer mit großem Fleiß dafür gesorgt, daß die Sünde fern bleibe von allen, also auch der Mord vom Löwen und vom Krokodile, und sie haben die wunderlichsten Zusammenstellungen gemacht: das Reh neben dem Wolf, den Hirsch neben dem Tiger gelagert, Habicht und Wachtel erzählen einander Stadtneuigkeiten, und der Hahn sagt nicht zum Regenwurm: „nur nicht ängstlich!" sondern er läßt ihn ungeschoren seines Weges kriechen, ohne ihn aufzufressen. Damals hat also wirklich der Löwe und der Tiger, die Katze und der Fuchs mit der Ziege und dem Schaf an einem Tisch gespeist, sie haben alle Gras und Laub gefressen — nun, wenn das jemals der Fall war, dann brauchen wir uns mit ferneren Untersuchungen durchaus nicht zu befassen, denn das sind Wunder, und sobald wir Wunder statuieren, so ist es durchaus kein größeres Wunder, wenn die Erde stille steht und die Sonne um die Erde geht, kein größeres Wunder, wenn die Tiere mit den Menschen reden; es tritt alsdann die Aufhebung aller Naturgesetze ein, und es herrscht die Willkür. So lange wir aber Naturgesetze wahrnehmen, müssen wir ihnen zu folgen suchen, müssen wir weiter forschen, und müssen wir zurückschließend auch sagen: „Naturgesetze sind unabänderlich! sie haben mithin auch von jeher und auch in der Urzeit der Erde geherrscht!"

Wie weit unser historisches Wissen reicht.

Wenn wir über alle uns so fern liegenden Ereignisse durchaus nichts sagen können, was nur einen Anschein von Gewißheit hätte, so rührt dieses daher, daß unsere Geschichte überhaupt noch so sehr jugendlich ist; sie reicht kaum 3000 Jahre hinauf, obschon viele Völker sich ein sechsfach, ein zehnfach höheres Alter zuschreiben. Die Geschichte bestand in früheren Zeiten lediglich in mündlichen Überlieferungen, welche, wie begreiflich, wie sie von Mund zu Mund gingen, immer mehr und mehr entstellt wurden. Bei den meisten Völkern des Altertums gab es, und bei einigen in der Gegenwart

lebenden Völkern giebt es noch eine Kaste, die der Priester, welche sich alles Wissen ausschließlich vorbehalten hatte. In alten Zeiten waren es die Chaldäer und Ägypter; ihnen folgten die alten Perser, und in der Jetztzeit sowie im grauesten Altertum sind es die Indier, bei denen die Priesterkaste nicht nur allein etwas weiß, sondern auch allein etwas wissen darf, allein Bücher lesen darf; selbst die nächststehende Kriegerkaste, zu der die Fürsten sämtlich gehören, ist keineswegs berechtigt zu lesen, sie darf nur hören, was den Brahminen vorzulesen gefällt, und gewisse heilige Bücher dürfen die Priester nicht einmal vorlesen, auch wenn sie es allenfalls thun wollten. Unter den jetzt lebenden Völkern wären noch zu erwähnen die Griechen und Armenier und die eigentlichen Türken, bei denen allen zwar die Priester hinlänglich unwissend sind, aber trotz dessen immer noch etwas mehr wissen als die Laien, ebenso ist es mit dem Lande Tibet und all den Völkern, welche Lamaiten sind.

Eine erbliche Kaste ist hier ausschließlich im Besitz dessen, was Gesetze, Religion und Wissenschaft betrifft. Sie kleidet ihre Lehre in eine allegorische, in eine Bildersprache, deren Deutung sie sich vorbehält, und welche darum von den Laien gar nicht begriffen wird, wenn der Priester sich nicht zur Erklärung herabläßt. Es entsteht daraus eine Geheimlehre. Alle Kenntnisse, welche sie besitzen, sind von den Göttern ihnen unmittelbar offenbart; diese Kenntnisse sind daher Heiligtümer, und es ist ein großer Frevel, sie nur kennen lernen zu wollen; sie zu verraten, ist ein Verbrechen, welches noch viel später unter den Griechen mit dem Tode bestraft wurde.

Es ist leicht ersichtlich, was unter solchen Umständen aus der Geschichte werden müsse, und wie weit man Vertrauen in dasjenige setzen könne, was als Geschichte mitgeteilt wird.

Die Vedas sind die ersten durch die Götter offenbarten Bücher und sind folglich die Grundlage der ganzen indischen Götterlehre. Die beiden großen Heldengedichte, mit denen die Litteratur der Indier beginnt, „Ramajana" und „Mahabharata", wie die der Griechen mit der Ilias und mit der Odyssee, enthalten noch unendlich viel mehr Unsinn als diese beiden, ohne zugleich so erhabene Dichterwerke zu sein. Götter, Affen, Göttinnen, Land- und Seeungeheuer aller Art stürzen darin unter- und übereinander, und man könnte die Verfasser fragen, wie sich einst Ariost mußte fragen lassen: „Mensch, wo habt ihr all diesen Unsinn und diese Zoten herbekommen?"

Die anderen Dichtungen, welche mit den oben genannten das große Werk bilden, das man Puranas nennt, sind nur Legenden, versifizierte Romane, wunderliche Fabeln, von den Indiern zwar als sehr erhaben angesehen, nach unseren Begriffen aber höchst schwache Geistesprodukte, welche für die Geschichte gar keinen Wert haben, so wenig wie die Geschlechts-

register von einer großen Reihe von Herrschern, welche die Schriftgelehrten oder Pandits aus diesen Puranas gezogen haben. Man würde bei weitem Genaueres über die Geschichte von Schottland wissen, wenn man ihr zur Bearbeitung die Romane des Walter Scott zu Grunde legte, als über die indische Geschichte aus den Puranas zu holen ist; denn jene einst so viel gelesenen Romane sind doch wirklich auf historischem Grunde ruhend, die indischen Romane sind aber wirkliche Märchen zu nennen.

Ein anderer wichtiger Teil der indischen Litteratur sind die Vedas; die heiligen Schriften, welche am Anfange der Welt durch Brahma selbst diktiert worden sind, und welche durch Viasa (das Wort heißt Sammler) zu Anfang des gegenwärtigen Zeitalters vereinigt worden sind, reichen nach dem mit ihnen verbundenen Kalender bis zur Zeit des Moses zurück; aber Strabo, der älteste Geograph Griechenlands, beruft sich auf Megasthenes, nach welchem die Indier zu jener Periode noch gar nicht schreiben konnten. Demnächst erwähnt kein einziger in den heiligen Büchern jener prächtigen Tempel, jener kolossalen Pagoden, jener Riesenbauten oder vielmehr Aushöhlungen aus dem unverrückten Fels des Gebirges von Ellora, was wiederum beweist, daß dieselben nicht nur viel jüngeren Ursprunges sind, als man sonst geglaubt, sondern auch noch, daß sie wirklich viel jünger sind als die Bücher selbst.

Eine solche Unvollkommenheit der geschichtlichen Urkunden ist sehr begreiflich, wenn von keinem anderen als einem Mitgliede der erblichen Priesterkaste Bücher geschrieben werden dürfen. Diesen liegt viel mehr daran, irgend einem Gotte, der einen Wallfahrtsort hat, Ansehen zu verschaffen und die bethörten Menschen dorthin zu locken, als historische Wahrheiten zu verbreiten; ihnen liegt viel mehr daran, durch astrologische Künste sich Ehrfurcht zu erwerben, als die wirkliche Geschichte ihrer Könige zu erzählen. In den Händen dieser Priester lag überhaupt alles Wissen, aber dasjenige, was sie förderten, wenn schon sehr wichtig für das Land, die Kunst, Kanäle, Straßen und Brücken anzulegen, den sumpfigen Boden zu entwässern und fruchtbar zu machen, die Kunst, Tempel und Grabmäler zu erbauen, wobei das Volk in seiner Dummheit blieb, sagte ihnen viel mehr zu als die Forschungen auf einem Gebiete, durch welche das Volk hätte aufgeklärt werden können. Sie zählen die Jahre der Erde nach Billionen und Trillionen, sie lassen ihre Götter wiederholt auf der Erde erscheinen, um Wohlthaten zu verbreiten oder Greuel zu üben, aber sie geben nichts, was dem Geschichtsforscher brauchbar wäre.

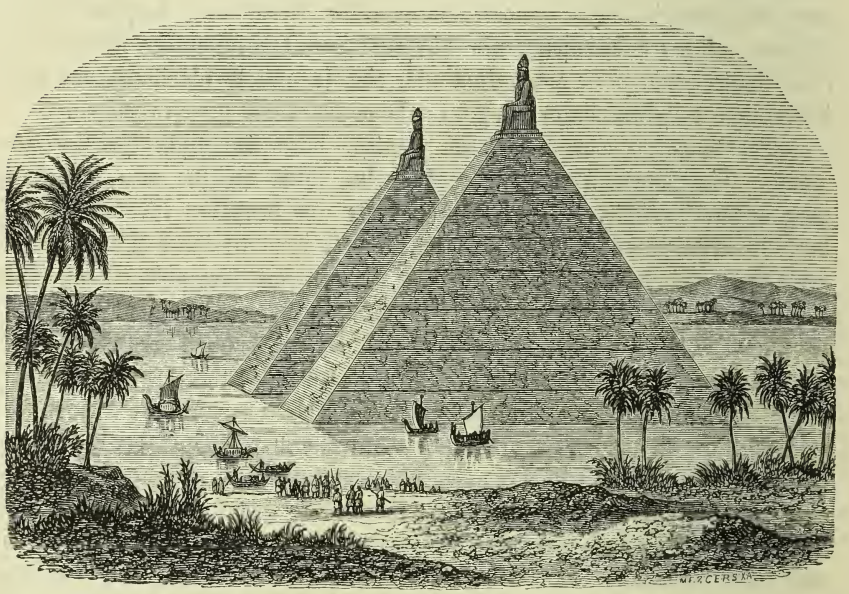
Wie es bei den Indiern ist, so finden wir es auch bei den Ägyptern und Chaldäern. Auch hier war es die Priesterkaste, welche sich die Herrschaft über das Volk dadurch erhielt, daß sie alles Wissen für sich bewahrte und dadurch dem unwissenden Volke Ehrfurcht abnötigte.

Solon, welcher 580 Jahre v. Chr. Geb. in Sais mit ägyptischen Priestern verkehrte, erfuhr von ihnen, daß Ägypten durch die allgemeinen Fluten verschont geblieben sei, und daß sie daher nicht bloß ihre eigenen Geschichtsbücher, sondern auch die vieler anderer Völker aufbewahrt hätten. Sie erzählten ihm, daß Athen vor 9000 Jahren (jetzt also vor mehr als 11 000) und Sais vor 8000 Jahren, beide von der Göttin Minerva gegründet worden seien. Sie gaben ihm eine glänzende Beschreibung von der Atlantis, von jener großen Insel, die einen Kontinent bildete jenseit der Säulen des Herkules und sie gaben ihm nicht nur genaue Nachrichten von der Schönheit und Fruchtbarkeit dieses Landes und von der Bevölkerung desselben durch Neptun, welcher sich daselbst ein hübsches Serail menschlicher Frauen angelegt hatte, sondern sie gaben ihm auch eine so gute Beschreibung von dem Untergange derselben durch die Flut, als ob sie dabei gewesen wären.

Die Angaben waren, wie wir sagten, durch ägyptische Priester gemacht. Ein Jahrhundert später gaben eben solche Priester dem Herodot ganz andere Berichte. Das Hauptsächlichste aus denselben ist, das Menes der erste König von Ägypten gewesen, daß er den Nil durch Dämme eingeschlossen, und daß er das palast- und tempelreiche Memphis erbaut. In diesen Künsten des Friedens waren die Ägypter allerdings groß, aber wiederum waren es nur die Priester, welche etwas von den Künsten verstanden, und wiederum waren sie fern davon, ihr Wissen in irgend welcher Art gemeinnützig machen zu wollen. Sie gründeten prachtvolle Städte, wunderbare Bauten nie gesehener Art; sie schufen ein Labyrinth, von welchem Herodot, der es besucht, mit der äußersten Bewunderung spricht, ein Labyrinth, welches nicht, wie man mitunter glaubt, ein ungeheurer Steinbruch gewesen, sondern ein riesiges Denkmal der Macht und Kühnheit des ägyptischen Herrscher- und Priestergeschlechts; sie schufen Grabstätten, welche wie Berge sich über die Erde erheben, die Pyramiden; sie höhlten die Felsen aus, um darin weitläuftige Wohnungen für ihre verstorbenen Herrscher anzulegen. Sie verwandelten andere Felsen in staunenerregende Obelisken von 100, von 136 und mehr Fuß Länge und führten sie viele Meilen weit aus den Felsengebirgen nach dem Nilthal, um dessen Königssitze und Priestersitze zu schmücken; sie schufen Hunderte von langen Doppelreihen kolossaler Sphinxe oder menschlicher Statuen, welche zu ihren Heiligtümern leiteten; sie kanalisierten das Nilthal und machten es weit hinauf nach beiden Seiten bewohnbar, indem sie die Gewässer aus dem oberen Nil rechts und links ausbreiteten und die dürren Gelände befruchteten; sie benutzten eine Vertiefung des Nilthales, um sie zu erweitern und jenes berühmteste aller Wasserwerke, den See Möris, zu schaffen, und thaten so allerdings Großes.

Das umstehende Bild giebt ein Zeugnis dieser Thätigkeit. Am An-

fange dieses berühmten künstlichen Sees, oder nach anderen in der Mitte desselben, standen zwei ungeheure Pyramiden von 200 m Höhe, davon 100 m im Wasser befindlich und 100 über demselben, gekrönt mit den Kolossen von Königen oder Göttern (wahrscheinlich des Möris und seiner Gattin), von denen man noch jetzt die Ruinen sieht (d. h. nicht sowohl der Kolosse als vielmehr der Pyramiden selbst, denn unsere Zeichnung giebt nicht das, was man gegenwärtig sieht, sondern dasjenige, was uns Herodot beschreibt). Der See selbst war allerdings eine natürliche Vertiefung, wurde



Die Pyramiden im Mörissee restauriert.

aber durch Menschenhände doch bis zu einer solchen Weite und Tiefe ausgehöhlt, daß er genügend war, aus seinen in Jahren des Überflusses aufgesammelten Gewässern das unterhalb liegende Ägypten in Zeiten der Dürre zu speisen.

Aber wenn alles dieses der Beachtung höchst würdig ist, so kann man doch nicht umhin, zu erkennen, daß alles nur geschehen zur Verherrlichung des mächtigen Priester- und Königsgeschlechtes, und daß von dieser Kaste, welche sich ausschließlich aller anderen im Besitze jedes Wissens befand, niemals etwas ausgegangen ist, das zur Aufklärung des Volkes, zur Verbreitung des Wissens, zur Verallgemeinerung nützlicher Kenntnisse gedient hätte; daher ist ihre Geschichte auch unzuverlässig, und was sie dem Herodot berich-

teten, verdient keinen Glauben. Es folgen auf jenen zuerst erwähnten Menes 330 andere Könige, welche bei der ziemlich langen Regierungsdauer der alten Herrscher immer mehr als 10 000 Jahre voraussetzen (die sieben römischen Könige von Romulus bis auf Tarquinius Superbus müssen durchschnittlich jeder 40 Jahre regiert haben). Dann folgt Möris, 900 Jahre vor der Zeit des Herodot. Nach diesem König herrschte Sesostris u. s. w. bis auf Sethos, im Ganzen 341 Könige und 341 Hohepriester während 11 040 Jahren. Von Sesostris wurde behauptet, daß er seine Eroberungen bis Kolchis ausgedehnt habe, und Herodot glaubt in den Kolchiern noch jene schwarzen Ägypter zu erkennen. Sollte er überhaupt richtig gesehen haben, so dürften jene schwarzen Kolchier wohl eher aus Indien stammen und vielleicht die Urväter unserer Zigeuner sein, denn der Handel zwischen Indien und den nördlich davon gelegenen Ländern zog sich durch Persien und Armenien bis nach dem schwarzen und kaspischen Meere hin, und noch heute sieht man an dem letzteren, nämlich in Astrachan, indische Kaufleute ihren Handel treiben trotz der unsäglichen Schwierigkeiten, welche die Reise durch ein unwirtbares, von Räubern übervölkertes Land ihnen entgegensetzt.

Die Fabeln über die lange Reihe von Königen und Hohenpriestern sollten dem Herodot dadurch glaublich gemacht werden, daß die Priester sagten, in dieser Zeit sei ein so großer Kreislauf von Jahren beschrieben, daß die Sonne zweimal da aufgegangen, wo sie jetzt untergehe, ohne daß irgend eine Änderung im Klima oder den Erzeugnissen des Landes eingetreten sei.

Das Mittel zur Bestätigung ihrer Nachrichten ist in unseren Augen nichts weiter als ein Zeugnis der größten Unwissenheit dieser allein wissenden Priesterkaste, und es kann uns nun nicht wundern, wenn sie noch sonstige Fabeln über die Erbauer der Pyramiden u. s. w. hinzufügten.

Den Priestern von Theben waren die 341 Hohepriester noch nicht genug; sie zeigten dem Herodot eine unzählige Menge hölzerner Kolosse, welche die ägyptischen Oberpriester in ununterbrochener Reihe von Vater auf Sohn und Enkel herabgehend darstellten, ein jeder dieser Priester von seinem Vorgänger erzeugt, eine ganz ununterbrochene Reihe von Generationen. Sie erzählten, daß ursprünglich Pan regiert habe, daß auf diesen Herkules gekommen sei, daß von ihm bis auf Amasis, König von Ägypten, 17 000 Jahre verflossen seien, und 15 000 seit Bacchus.

Das erste, was in den Erzählungen des Herodot als glaubwürdig berichtet wird, ist die Niederlage des assyrischen Königs Senacherib gegenüber dem ägyptischen Könige Sethos. Diese Schlacht und Niederlage wird auch in den hebräischen Geschichtsbüchern erzählt, doch ist es dort ein Vernichtungswerk des rächenden Gottes. Sanherib, König von Assyrien, steht vor

Jerusalem, um es zu zerstören, aber der Herr Zebaoth wird es nicht dulden:

„Darum spricht der Herr also zum Könige von Assyrien: er soll nicht kommen in diese Stadt und soll auch keinen Pfeil daselbst hinschießen und kein Schild davorkommen und soll keinen Wall um sie schütten, sondern des Weges, des er kommen ist, soll er wiederkehren, daß er in diese Stadt nicht komme, spricht der Herr. Denn ich will diese Stadt schützen, daß ich ihr aushelfe um meinetwillen und um meines Dieners David willen.

„Da fuhr aus der Engel des Herrn und schlug im assyrischen Lager hundertfünfundachtzig tausend Mann, und da sie sich des Morgens aufmachten, siehe da lag alles eitel tote Leichname. Und der König zu Assyrien, Sanherib, brach auf, zog weg und kehrte wieder heim und blieb zu Ninive." (Prophet Jesaia Kap. 37 V. 33 u. f.)

Schon früher erzählt das 19. Kapitel des 2. Buches der Könige das Nämliche, und die Übereinstimmung der dem Herodot gegebenen Nachrichten dauert bis auf Necho und Hophra.

Wir haben hier bereits genug Widersprüche, allein es können deren noch mehrere angeführt werden. 200 Jahre v. Chr. Geb. wollte der König von Ägypten, Ptolemäus Philadelphus, die Geschichte seines Landes kennen lernen. Der Priester Manethon zog dieselbe nicht aus Registern und Urkunden, sondern aus den heiligen Büchern des Agathodämon, des Sohnes des zweiten Hermes, welcher diese Bücher von Säulen abgeschrieben hatte, die vor der großen Flut im seriadischen Lande errichtet worden wären. Wie wenig glaubwürdig diese Geschichte sei, geht daraus hervor, daß kein ägyptisches Werk diesen Agathodämon kennt, daß niemand das seriadische Land und die Säulen mit historischen Nachrichten in diesem Lande kennt, und daß die Flut selbst den Ägyptern ein völlig unbekanntes Ereignis ist. Demnächst ist das Buch voller Ungereimtheiten, und die darin enthaltenen historisch sein sollenden Angaben sind durchaus nicht in Übereinstimmung zu bringen mit den Nachrichten, welche Solon und Herodot von den Priestern erhalten hatten. Vulkan beginnt die Reihe der Könige, und er regiert 9000 Jahre; ihm folgen Götter und Halbgötter, welche 2000 Jahre regieren, darauf kommen menschliche Könige, welche 5100 Jahre regieren u. s. f.

Eine Chronik, angeblich von demselben Manethon verfaßt, bestimmt die ganze Regierungszeit der Könige auf 36 500 Jahre.

60 Jahre v. Chr. Geb. ging Diodor von Sicilien nach Ägypten und sammelte daselbst aus den mündlichen Berichten der Priester wieder ganz andere Data, Königsnamen, die allen früheren Geschichtschreibern gänzlich unbekannt waren, Siege über Völker und Eroberungen, von denen die eroberten Völker nicht die leiseste Erinnerung bewahrt haben. Die Götter

und Heroen regierten 18 000 Jahre, die menschlichen Herrscher 15 000 Jahre. Die Zahl der Könige beläuft sich auf 470, was wieder eine durchschnittliche Regierungszeit von 32 Jahren giebt.

Auch die Bewohner von Kleinasien haben keine alte Geschichte, und was von ihnen erzählt wird, scheint sich auf Legenden zu beschränken. Schon das assyrische Reich fällt in so fabelhafte Zeiten, daß Herodot, als er in Babylon war, von den Priestern nicht einmal den Namen des Ninus hörte. Er selbst erwähnt dessen nur als des Vaters des Agron, des ersten heraklidischen Königs in Lydien, aber er macht ihn auch zu einem Sohne des Belus, gewiß eine hinlängliche Verwirrung. Die berühmte Semiramis, welche die größten Denkmäler in Babylon aufführte, setzt er nicht über 250 Jahre vor Cyrus. Ein Zeitgenosse des Herodot, mit Namen Hellanicus, weiß aber nichts von den Bauwerken der Semiramis und schreibt die Gründung dem vierzehnten Nachfolger des Ninus zu, dagegen Berosus, welcher ein Jahrhundert später als Schriftsteller auftrat, gab der Stadt Babylon ein ganz fabelhaftes Alter, schrieb aber die Erbauung der hauptsächlichsten Denkmäler dem bekannten Könige Nebukadnezar zu.

Haben alle jene Priesterschaften sich bemüht, den Völkern, denen sie angehörten, ein gewaltiges Alter beizulegen, so hat Berosus sie doch alle übertroffen, denn er nimmt 430 000 Jahre vor der allgemeinen Flut an, und von dieser und dem Zeitpunkte, wo die Erde wieder bewohnbar wurde, zählt er bis auf Semiramis 35 000 Jahre, und man muß ihm wohl glauben, denn er versichert, die Urkunden, deren er sich bedient habe, seien 150 000 Jahre alt gewesen.

Es hat somit in Babylon und Ekbatana ebenso wenig eine alte Geschichte gegeben als in Ägypten und Indien, und es ist wohl thöricht genug, eine Menge von Fabeln als erwiesene Thatsachen in die Geschichte aufzunehmen, statt lieber eine Menge von Geschichten als erwiesene Fabeln in die Mythologie zurück zu versetzen.

Die alten Parsen oder Perser wissen ebenso wenig von einer alten Geschichte. Ihre Priester, die Magier, geben durchaus keine zuverlässigeren Nachrichten als Ägypter und Chaldäer, ja sie sind sogar nicht in Übereinstimmung zu bringen, nur die Zeit betreffend, in welcher Zerduscht oder Zoroaster gelebt hat, und man behauptet sogar, daß das weniger Geschichtliche, welches sie besitzen können, durch spätere Fürsten mit Absicht entstellt worden ist.

Überschauen wir die Zeitspanne, über welche sich bei den Völkern des Erdballs eine wirklich beglaubigte Geschichte erstreckt, so wird sie bei den Hindus über höchstens 2500 Jahre v. Chr., bei den Chinesen 2700, bei den Juden (mit Abraham beginnend) 2300 Jahre, bei den Griechen 1200,

bei den Ägyptern 5000 Jahre v. Chr. nicht hinausreichen. Hiernach würden, die Zeit nach Christo hinzugerechnet, uns etwa 70 Jahrhunderte von der allerfrühesten historischen Zeit trennen, was, nach Menschenleben zu 25 Jahren gerechnet, etwa 280 Generationen beträgt.

Vergleicht man mit dieser Zeit diejenige, welche von dem ersten Auftreten des Menschen bis dahin, wo sich ihre Kultur so weit heben konnte, daß sie sich ihre Sprachen und Schriftzeichen schufen, daß sie, wie die Ägypter, ihre bewunderungswerten Bauwerke des Nilthals aufführte — so muß die historische Spanne eine verschwindende sein gegenüber den ungemessenen Zeiten, in welcher das Menschengeschlecht bereits existierte.

Das vorgeschichtliche (prähistorische) Zeitalter. Urgeschichte des Menschen.

Der Neuzeit ist es vorbehalten geblieben, an dem Punkte, wo uns jegliche Völkergeschichte und Tradition im Stiche lassen, den „Spaten" der Forschung einzusetzen und aus jungfräulichem Boden der Erde „Funde" als historische Urkunden an das Tageslicht zu fördern, welche uns das vorgeschichtliche Dunkel einigermaßen erhellen.

Vor einem Jahrhunderte noch würde man für unmöglich gehalten haben, in die vormenschliche Geschichte unseres Erdballes und seiner Bewohner einzudringen. Wie sollte es geschehen können, da doch alle Urkunden fehlten! Und siehe da — in der Erde selbst findet man sie: die verschiedenen Erdschichten bilden die Blätter jenes großen Buches, in welches der Schöpfer gleichsam mit eigener Hand die Buchstaben und Zeichen der Geschichte des Erdballes und seiner Bewohner in Gestalt der in chronologischer Zeitfolge eingebetteten Altertümer eingetragen hat. Wie die Geologie das Alter und die Entwickelung des Erdballes aus den übereinander gelagerten Erdschichten und den Fossilien entziffert, so sucht die prähistorische Archäologie aus den zu Tage geförderten Funden oder Altertümern die Existenz des Menschen und seine vorgeschichtliche Vergangenheit zu enträtseln.

Kaum 40 Jahre sind es her, daß der Grund zu dieser neuen Wissenschaft, der vorhistorischen Archäologie, gelegt wurde. Ihre versteinerten Urkunden lassen uns ahnen, wie der Mensch auf der Leiter der Kultur allmählich emporstieg, bis er eintrat in das mit Sagen umwölkte Thor der Geschichte. Aus den Archiven dieser Vorzeit erkennen wir, wie sich eine

geschichtlich vergessene Bevölkerung aus einem ganz rohen, wilden Zustande emporrang zu einem verhältnismäßig civilisierten. Wie es eine Zeit gab, in welcher die gegenwärtigen europäischen Völkerschaften noch kein Metall kannten und dasselbe durch Knochen, Horn, Feuerstein für Anfertigung ihrer Gerätschaften zu ersetzen versuchten. An der Hand der vorhistorischen Archäologie zerrinnt dann freilich der poetische Traum eines früheren „goldenen Zeitalters"; aber an seine Stelle tritt auch das beglückende Bewußtsein, wie der geistbegnadete entwickelungsfähige Mensch prädestiniert ist, die höchsten Stufen menschlicher Vollkommenheit im Kampfe ums Dasein zu durchlaufen, und wie er bis zur Gegenwart ein Beträchtliches auf diesem Wege vorgeschritten ist.

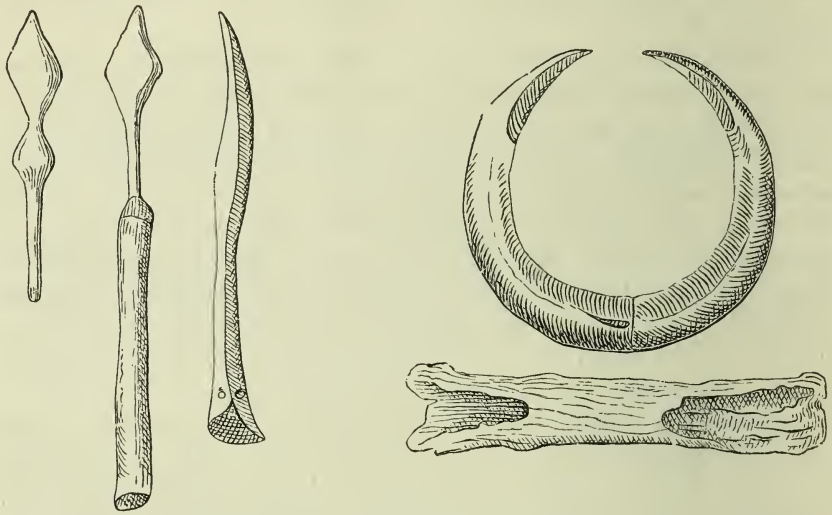
Wenn Menschenknochen in einer Erdschicht angetroffen werden, an der bisher noch keine Menschenhand gerührt hatte, dann muß doch offenbar der Mensch gelebt haben, als diese Erdschicht sich bildete. Kieselsteine, die durch Menschenhände bearbeitet und zu Beilen, Sägen ꝛc. umgewandelt wurden, ebenso Tiergeweihe, die zu Harpunen oder Pfeilen verarbeitet sind, beweisen auf unwiderlegliche Weise, daß Menschen dagewesen sein müssen, die sie bearbeiteten. Findet man endlich Menschenknochen mit Tierknochen zusammen in der nämlichen, von Menschenhand noch nicht berührten Erdschicht, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Mensch und jene Tiere Zeitgenossen waren (Quatrefages — Rosenthal, das Menschengeschlecht I. S. 167).

Bereits im Jahre 1797 wurden zu Horne in der Grafschaft Suffolk von Menschenhand gefertigte Handwerkszeuge, Äxte, Beile und dergleichen in einem Kieslager gefunden, welches noch niemals berührt worden war. Sie lagen darin im Verein mit Süßwassermuscheln und mit Knochen unbekannter Tiere in einer Schicht, welche bedeutend früher abgesetzt sein muß, als die Oberfläche des Landes ihre jetzige Gestalt erhielt. Im Jahre 1847 machte Boucher de Perthes Entdeckungen bekannt, welche er zwischen Amiens und Abbéville im Thale der Somme gemacht hatte. Es waren steinerne, von Menschenhand gemachte Geräte; es waren Äxte von Kiesel, von Feuerstein, deren Arbeit eine unglaubliche Geduld und Ausdauer verlangte; es waren Geräte, die durch ihren bloßen Anblick unzweifelhaft nachwiesen, daß sie nicht Naturspiele seien, wofür man in älteren Zeiten selbst Versteinerungen von organischen Substanzen anzusehen pflegte.

Diese Kieselgeräte lagen untermischt mit Knochen vorweltlicher Tiere in Lagern von Kieseltrümmern, welche noch völlig ungestört, von irgend einer Äußerlichkeit unberührt geblieben waren.

Die vorher angeführten bei Horne gemachten Funde hatten damals durchaus kein Aufsehen erregt, man hatte dieselben in die Klasse derjenigen

gestellt, die sich auch in sogenannten Hünengräbern vorfanden; jetzt aber, da man der Thatsache sich nicht verschließen konnte, daß die hier gemachten Entdeckungen aus Erdschichten herrührten, welche noch nicht von Menschenhand berührt und umgewandelt worden waren, wurde man aufmerksam auf jenen früheren Fund, und ein paar französische Gelehrte begaben sich nach Horne und vermochten sich noch zwei solche Steinärte zu verschaffen, und umgekehrt kamen nach dem im Thale der Somme gemachten Funde auch engländische Geologen nach Frankreich, unter diesen der bekannte Prestwich. Er und der Franzose Gaudry bestätigten Alles, was Boucher über seinen



Vorsündflutliche Werkzeuge und Tierreste.

Fund mitgeteilt hatte, und man schloß aus den sorgfältigen Untersuchungen, die dabei angestellt worden, daß der Mensch ein Zeitgenosse der vorweltlichen Nashörner, Flußpferde, Elefanten und Riesenhirsche gewesen sein müsse. Die sorgfältig angestellten Nachgrabungen erwiesen, daß über dem sündflutlichen Muttergestein, in welchem die vorweltlichen Tierknochen und die Kieselärte zusammenliegend gefunden wurden, noch drei andere Flözschichten sich abgelagert befinden, in deren oberster Römer begraben worden waren.

Aus dem Vorhandensein dieser sehr wohlerhaltenen Grabstätten und den so tief unter ihnen liegenden Überresten menschlicher Arbeit konnte man sonach schließen, daß noch zwei geologische Umwandlungen der Erdoberfläche vor sich gegangen waren.

Es sind inzwischen diese Nachforschungen in einer großen Ausdehnung und in einem Raume von ungefähr vier deutschen Meilen fortgesetzt worden,

und man hat Werkzeuge von Feuerstein in solcher Menge gefunden, daß ihre Anzahl bereits in die Tausende geht. Die Funde machten ein solches Aufsehen, daß selbst der berühmte engländische Geolog Lyell es der Mühe wert hielt, sich an Ort und Stelle von dem Stand der Dinge zu unterrichten, und er hat die Richtigkeit der Angaben bestätigt und seine Meinung darüber ausgesprochen. Er glaubt, daß ein wilder Menschenstamm die Gegend, in der die Funde gemacht worden sind, lange Zeit bewohnt haben müsse, und daß die gefundenen Werkzeuge im Verhältnis zu unseren geschichtlichen Daten sowohl als zu unseren Traditionen überaus alt seien. Auch in Deutschland hatten sich die Funde unterdessen gemehrt. Zu den frühesten Höhlenforschungen, denjenigen in der als fränkische Schweiz bekannten Umgebung von Muggendorf und Gailenreuth, war im Jahre 1856 die Entdeckung eines menschlichen Skelettes in einer Höhle des Neanderthales bei Düsseldorf gekommen. Fraas hatte in den schwäbischen Höhlen in der Nähe von Nördlingen Skelettteile eines Urmenschen nachgewiesen und in Gesellschaft derselben gegen 3—4000 Stück Knochen und Zähne vom Mammut, Wildschwein, Nashorn, Höhlenbären, Höhlenhyäne, Wolf, Urstier, Wisent, Renntier. Unweit Ulm im Achthal lagen im Hohlefels bei Schelklingen Knochen von drei ausgestorbenen Bärenarten, Höhlenlöwen und Hyänen, von nordischen Vögeln und dabei zahlreiche Feuersteinmesser, Werkzeuge aus Knochen und Horn, rohe Scherben von Schüsseln und Töpfe. Ähnliche Funde machte Schaaffhausen bei Steeten an der Lahn. 1861 publizierte Lartet die Funde aus der Grotte in der Nähe des französischen Städtchens Aurignac am nördlichen Abhange der Pyrenäen. Daselbst befand sich eine Höhle, deren Eingang durch eine Steinplatte geschlossen war; hinter derselben entdeckte man bereits 1852 17 Menschenskelette von Männern, Frauen und Kindern, die jedoch auf Befehl des Maires wieder eingescharrt wurden. 1861 besuchte Lartet die Grotte und fand im vorderen Teile derselben eine dicke Schicht von Holzkohle, Asche und eine Art eines rohen Herdes. In derselben Schicht lagen Geräte aus Knochen, Horn, aus Feuerstein geschlagene Werkzeuge, Knochen von Mammut, Renntier, Wisent ꝛc. Die Skelette der eingescharrten Menschen wurden nicht wieder aufgefunden.

1858—1874 legte Lartet im Verein mit Christy die Höhlen an den Abhängen der Thäler der Dordogne und der Vézère bloß und förderte Menschenknochen mit Resten ausgestorbener Säugetiere zu Tage. In der Höhle von Cro Magnon unweit Les Eyzies an den Ufern der Vézère fanden sie die Knochen von 3 Männern, einer Frau und einem Kinde, welche alle Eigentümlichkeiten einer eigenen Menschenrasse, der Cro-Magnonrasse, zeigte. Diese einstigen Höhlenbewohner oder Troglodyten

standen, nach den mancherlei vorgefundenen Gerätschaften und Instrumenten zu schließen, etwa auf dem Kulturstandpunkte der amerikanischen Jägervölker; nur in der geschickten Bearbeitung des Feuersteins waren sie diesen voraus; aber von eigentlicher Civilisation konnte bei ihnen keine Rede sein. Ebensolche Höhlen und zwar über 60 wurden dann in Belgien bei Furfooz von Dupont 1864—71 bloßgelegt und aus denselben außer den fossilen Menschenresten gegen 40 000 Gebeine von Tieren und 80 000 durch Menschenhand behauene Steine gesammelt. Die wohlerhaltenen Menschenschädel und Knochen ließen eine kleine, kräftige, kurzköpfige Menschenrasse, die Furfoozrasse, erkennen, ebenfalls Troglodyten und im ganzen auf dem niedern Standpunkte der Cro Magnons stehend. Endlich wurden auch in Deutschland in der Höhle von Thayingen am Bodensee, sowie 1866 bei Schussenried in Oberschwaben wichtige Funde gemacht, bestehend aus Knochen des Renntieres, Pferdes, Bären und jetziger nordischer Tiere, zerbrochene Instrumente von Horn, Knochen und Feuerstein u. s. w.

Bevor wir uns ein Bild über den Kulturzustand dieser vorhistorischen Bewohner Europa's machen, wie es die archäologischen Urkunden gestatten, müssen wir noch gedenken derjenigen Untersuchungen, welche den eigentlichen Anstoß für die prähistorische Archäologie gaben. Mit Hülfe derselben wird uns dann gelingen, auch einiges über die Forschungsmethode zu erfahren.

Im Jahre 1847 untersuchten drei dänische Gelehrte, Forchhammer, Steenstrup und Worsaae die sogenannten Kjökkenmoddinger, welche sich an der Küste Jütlands und der dänischen Inseln finden. Es sind dies dammartige Erdhaufen, oft 100—300 m lang, 30—70 m breit und 1—3 m hoch, welche aus weggeworfenen Schalen eßbarer Muscheln (Ostrea, Cardium, Littorina, Mytilus) und den Knochen der verspeisten Tiere bestehen. Diese Kjökkenmoddinger oder Küchenabfälle enthalten Knochenreste vom Auerhahn, Alk, Wolf, Fuchs, Luchs, Lappenhund, Otter, Biber, Ur, Hirsch, Wildschwein, Fischen. Sie können nur von Menschen herrühren, da sie auch Gerätschaften, Werkzeuge, Waffen ꝛc. aus bearbeiteten Steinen enthalten, von Menschen, welche sich einstens dort ansiedelten, wo sich ihnen wahrscheinlich durch Fischfang und Jagd ausgiebige Nahrung darbot.

Ähnliche Funde wurden auch in den dänischen Torfmooren (den sogenannten Skovmosen) gemacht. Steenstrup fand in diesen trichterförmigen, unregelmäßig gestalteten Mooren von 10 und mehr Meter Tiefe eine centrale Region, bestehend aus Torfschichten mit deutlich ausgeprägten übereinander liegenden Schichten. Von oben nach unten konnte er folgende Zonen unterscheiden: 1) Einige Baumarten, namentlich Birken, Erlen, Haselnuß, Eiche ꝛc. mit Heidekraut; 2) verkrüppelte Eichen- und Kieferarten mit

Mooſen; 3) dichter Torf mit Pflanzen, die gegenwärtig am Nordpole auftreten; 4) eine thonige Schicht. Nun war die Kiefer in hiſtoriſcher Zeit niemals in Dänemark heimiſch, auch iſt die Eiche gegenwärtig beinahe ganz von der Buche verdrängt, und Buchenwaldungen, von denen auch die älteſten däniſchen Sagen nur berichten, ſind in Jütland vorherrſchend. Die Bildung der oberen Schicht der Skovmoſe fällt alſo in eine Zeit, in welcher in Dänemark noch die Eiche wuchs, welche jedoch bereits in vorhiſtoriſcher Zeit verſchwand und der jetzigen Buche Platz machte. Die der 2. Schicht zeigt Eichen mit Kiefern gemengt, und letztere werden allmählich vorherrſchend, ſie entſtand alſo in einer Zeit, wo noch die Kiefer das Übergewicht über die andern Pflanzen hatte. Nun werden in den Skovmoſen Waffen, Geräte Inſtrumente teils aus Stein, teils aus Bronze, unzweifelhaft von Menſchen herrührend, angetroffen; folglich müſſen dieſelben zu jener Zeit gelebt haben, und es bilden dieſe Skovmoſe gleichſam „chronologiſch übereinander geſchichtete Muſeen, denn die einzelnen Generationen haben in den ihnen gleichzeitigen Moorſchichten Spuren ihres Daſeins hinterlaſſen.“ Dieſe Gerätſchaften beſtanden in den höheren Lagen alſo vergeſellſchaftet mit der Eiche, aus Bronze (Kupfer und Zinn) in den tieferen, alſo begleitet von der Kiefer, aus Stein. Die den jetzigen Dänen vorausgehende Bevölkerung, über welche weder Geſchichte noch Sage berichtet, lebte alſo bereits zu einer Zeit, wo hier noch hochnordiſche, Pflanzen des heutigen Lapplands (Betula nana, Salix polaris) wuchſen, wo das Renntier hier zu Hauſe war. Ja dieſe Bevölkerung muß, nach den vielen Überreſten zu ſchließen, eine ziemlich dichte geweſen ſein. Ähnliches zeigten auch die Schuſſenrieder Funde: Kieſel, Waffen und Inſtrumente aus Knochen, Pfeifchen aus Renntierphalangen ꝛc. Auch hier lebte der vorhiſtoriſche Menſch mit dem Renntier, dem Polarfuchſe, den hochnordiſchen Moosarten gleichzeitig.

Zu den uralten Gegenſtänden gehören auch die Pfahlbauten, welche man in der Schweiz an den Ufern des Unterſees, der Genfer Sees bei Moßdorf, Robenhauſen, Himmerig und ganz in neuerer Zeit auch am Südabhange der Alpen, am Lago Maggiore bei Arona gefunden hat. Dieſe Pfahlbauten ſind ähnlich denen, welche man auf den ſüdaſiatiſchen Inſeln findet; ſie ſtehen über dem Erdboden auf Pfählen von 1 bis 3 m, ſind jedoch bei weitem feſter gebaut und aus ſehr viel mehr in den Boden gerammten Bäumen zuſammengeſetzt. Als im Jahre 1853 auf 1854 eine ſolch regenloſe Zeit eintrat, daß das Bette dieſer Seen auf weite Strecken entblößt wurde und man trocknen Fußes da gehen konnte, wo ein Jahr vorher die Dampfſchiffe über 15 m tiefes Waſſer geglitten waren, fand man anfänglich allerlei Altertümer aus Stein, Horn, Knochen, auch aus

Thon; wie die Wasserfläche immer tiefer sank, so vermehrten sich die wunderbaren Funde, man bemerkte Pfähle, man sah große Pfahlroste und bis jetzt sind in den verschiedenen Schweizerseen diesseits und jenseits der Alpen bereits eine große Zahl solcher im Wasser aufgeführter Bauten entdeckt worden, Plattformen bildend, auf denen teils mehrere Häuser, teils ganz ausgedehnte Niederlassungen standen. Die Völker, welche diese Bauten zurückgelassen haben, waren zur Römerzeit bereits verschwunden, sie waren mithin viel älter als die Römer, und sie waren auch keineswegs roh, ohne Kultur, ja sie waren schon so weit fortgeschritten, daß nicht mehr jeder

Pfahlbauten der europäischen Ureinwohner.

seine Bedürfnisse mit eigenen Händen machte, sondern daß sie Handwerker hatten und auch Kaufleute. Unter dem Hause des einen, in dem vom Pfahlrost umgebenen Raume findet man nur Lederabfälle und im Hause selbst mancherlei Lederarbeiten. Ein anderes Haus zeigte Flachs in seiner Anwendung zu Gespinsten und Geweben. Dicke und dünne Seile und Schnüre, Matten feiner und gröberer Art und endlich wirkliche Leinewand sah man da aufgespeichert. Ein anderes Haus zeigte Thonwaren, so gut gebrannt, daß sie, obgleich eine ganze Reihe von Jahrtausenden unter Wasser gelegen, immer noch Haltbarkeit haben.

Man kann hier ganz deutlich ein Steinzeitalter, ein Erz- und ein Eisenzeitalter erkennen, denn in einigen Ansiedelungen sieht man Äxte und Beile, Lanzenspitzen und andere Waffen lediglich von Stein, in anderen findet man dagegen solche Steinwerkzeuge gar nicht mehr. Statt dieses Materials ist

überall Erz angewendet, aus vier Teilen Kupfer und einem Teile Zinn bestehend. Wiederum findet man in anderen Niederlassungen kaum Spuren von ehernen Werkzeugen, wogegen man das Eisen vielfältig verwendet sieht.

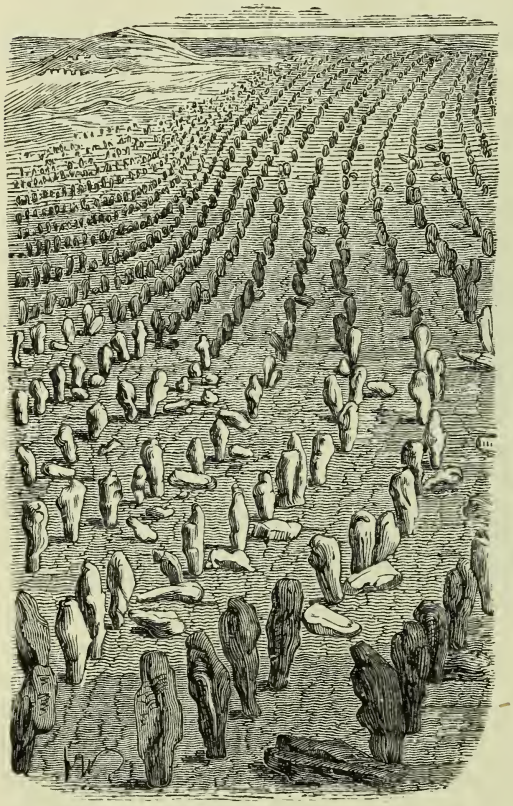
Unzweifelhaft ergiebt sich hieraus ein mächtiger Fortschritt in der Kultur dieser Völker, welche den ältesten der uns bekannten (soweit sie Europa betreffen) nicht bekannt waren; aber dieses ist nicht das einzige, was wir hieraus lernen, wir nehmen auch zugleich wahr, daß drei voneinander ganz abgesonderte Völkerfamilien hier wohnten, vielleicht einem Stamme angehörig, aber doch durch Jahrtausende voneinander geschieden. Welch ein Alter solcher Niederlassung setzt nicht allein dieser Umstand voraus!

Wir finden in Lothringen, in dem Thale de la Seille, unfern des Städtchens Marsal, ein Werk von Menschenhänden, das in Erstaunen setzt durch seine riesenhafte Ausdehnung, ein Werk, welches, was die Massenhaftigkeit betrifft, die ägyptischen Pyramiden samt der chinesischen Mauer sehr bedeutend dagegen zurücktreten läßt.

Das gedachte Thal war ein Sumpf- und Moorboden, aber dieses Thal, in welchem jetzt die Städte Dieuze, Marsal, Vic, Moyenvic, Salinse u. s. w. liegen, schien jenen in die fernsten Zeiten zurückzuführenden Völkern angenehm genug zur Niederlassung, nur allerdings fehlte es ihnen an Boden zum Bau ihrer Hütten, der Sumpf trug dieselben nicht, und so machten sie sich denn in diesem Sumpfe einen festen Boden. Die umherliegenden Höhen gaben Thon her, dort wurde von Männern, Weibern und Kindern an Herstellung von zusammengekneteten Massen gearbeitet. Tausendfältig sieht man an diesen unregelmäßigen Stücken noch die Eindrücke der Kinder- und Frauenhände. Diese Stücke wurden gebrannt, so daß sie unseren wohldurchglühten Ziegeln gleich waren, dann wurden sie in den Sumpf versenkt, und es wurde auf diese Art mitten im Sumpfe ein Plateau gebildet, sechs Meilen lang und der unregelmäßigen Breite des Thales folgend, immerhin von einer solchen Ausdehnung, daß eine tausendfach größere Breite, als die chinesische Mauer hat, daraus hervorgeht. Ziehen wir die Tiefe, die nicht unbedeutend, gar nicht in Betracht, so erhalten wir eine Ausdehnung von 6000 Meilen Länge von der Breite dieser berühmten Mauer, gänzlich bestehend aus einer von Menschenhänden geformten Ziegelmasse. Welch zahlreiche Bevölkerung, welche Willenskraft bei derselben, welch andauernde Thätigkeit setzt ein solches Werk voraus! und dieses Volk ist doch bereits zur Zeit des Cäsar so vollständig von der Erde verschwunden gewesen, daß derselbe uns nicht einmal eine Fabel darüber mitteilt.

Andere Völker zeigen uns wieder eine rohe Kraft, welche nicht minder in Verwunderung setzt als die Ausdauer, welche wir hier kennen gelernt haben. Im nördlichen Frankreich und in England findet man keltische

Überreste, welche durch ihre Ungeheuerlichkeit nicht minder in Erstaunen setzen, als der künstliche Boden für sechs Städte in Lothringen. Auf unserem Bilde sehen wir lange Gassen von mächtigen Steinen aufgerichtet, deren Bedeutung man kaum noch ahnt, und welche zu ihrer Entstehung Jahrhunderte — ja Jahrtausende gebraucht haben. Aber es giebt in England noch größere Denkmale derselben Art, die sogenannten „Stone-Hange", in der Gegend von Salisbury: Steinmassen von ganz ungewöhnlicher Größe, senkrecht aufgerichtet, von ferne herbeigeschafft, denn diese Steine findet man in der gedachten Grafschaft nirgends; und unzählige Fälle zeigen sich, in denen ein noch viel größerer Stein als die aufrechtstehenden quer über zweien solchen Steinen liegt, damit eine Art Thorweg bildend. Was setzt es für eine Kraft voraus, und welche gleichzeitige Zusammenwirkung von Hunderten, ja von Tausenden kräftiger Menschen, um solchen Stein nicht nur von ferne herzuschaffen, sondern auch noch zu solcher Höhe zu heben ohne alle Hülfe von Maschinen!



Mächtig, ja staunenerregend sind auch die Bauten ähnlicher Art (das heißt zusammengefügt aus ungeheuren Steinen), welche man in den Urwäldern von Mittel- und Südamerika entdeckt hat, und welche uns gleich dem Vorherberührten beweisen, daß in jener fernen Urzeit, welche wir vergeblich in die Jahrtausende unserer Geschichtsbücher einzureihen versuchen, die Menschen mancherlei Wissen gehabt, mancherlei Künste getrieben und sich zu großartigen, gemeinschaftlichen Arbeiten vereinigt und darüber verständigt haben.

Machen wir uns eine Vorstellung von der Kultur des Menschen der

Mammut- und Höhlenbärenperiode, so wird sie sich am besten mit derjenigen der Australneger vergleichen lassen: er war ein Jäger und Fischfänger, nährte sich von den wilden Früchten und Tieren des Waldes und vom Fischfang, er hatte noch keine Haustiere. Wie die Höhlentiere, so wohnte auch er in Höhlen; die Waffen und Werkzeuge dieses Troglodyten bestanden wahrscheinlich aus Keule und Schleuder, ebenso aus Geweih- und Knochenstücken, sowie aus Feuerstein- und Hornsteinknollen angefertigten Geräten, Steinärten, Steinmessern und Lanzenspitzen. Die Werkzeuge dieser Steinzeit werden später in der sogenannten Renntierzeit vollkommener und mannigfaltiger, zeigen auch Verzierungen. Die Menschen benutzen glänzende Steine und Muscheln zum Schmuck, bemalen ihren Körper mit Ocker, stellen sich Schüsseln und Töpfe aus Thon her, sie beginnen Tiere zu zähmen. Noch später bauen sie Grabstätten, Hünengräber, Denkmäler, Opferaltäre und Heiligen-Steine aus großen Steinblöcken; ihre Steinwerkzeuge werden noch sorgfältiger, ihre Thongefäße sind mit der Hand geformt, schwach gebrannt, unglasiert, einfach mit Punkten und Linien verziert. Die Geräte, als: Pfeil-, Speer-, Harpunspitzen, Kämme, Messer, Nadeln, sind aus Horn, Stein und Holz. Als Schmucksachen dienen ihnen Eber- und Bärenzähne, auch Bernstein. Neben Jagd und Fischfang treibt dieser, wahrscheinlich der arischen Rasse angehörige Mensch bereits Ackerbau, Viehzucht und sogar Handel, wohnt in festen Ansiedelungen und kleidet sich in Tierfelle und selbstgewebte Leinwand. Sein Kulturzustand gegen Ende der Steinzeit entspricht etwa demjenigen der Indianer zur Zeit der Entdeckung Amerikas oder der ursprünglichen Polynesier. Neben den Stein- und Knochenwerkzeugen finden sich in den Pfahlbauten der westlichen Schweiz — im Genfer- und Neuenburger See auch zahlreiche Gegenstände aus Bronze und Eisen; es beginnt damit die Metallzeit. Während im Norden die Bronze vor dem Eisen für Waffen und Schmuck bei den Urbewohnern zur Anwendung kommt, trifft man in Mittel- und Süd-Europa beides gleichzeitig angewandt. Es scheint also die Darstellung der Bronze und des Eisens uralt zu sein; man glaubt, daß die Kunst der Metallbearbeitung aus Asien nach Europa gebracht sei. Die jüngeren Pfahlbauten der Westschweiz, die Reste alter Ansiedelungen, die Opfer- und Begräbnisstätten zeigen überall den Gebrauch der Metalle bei denjenigen Stämmen der arischen Rasse (Kelten, Germanen, Galliern, Slaven), welche Mittel- und Nordeuropa vor der Berührung mit den Römern bewohnte. Namentlich die Begräbnisstätten dieser kelto-germanischen Periode, haben zahlreiche Schmuckgegenstände, Waffen, Gerätschaften ꝛc., welche den Toten oder deren Asche beigegeben wurden, geliefert. Mit dieser Zeit treten wir sodann in die Vorhallen der Geschichte.

Aus alledem geht unzweideutig hervor: der Mensch hat zu jener vorhistorischen Zeit im Herzen unseres Kontinents gelebt, er war bereits Zeitgenosse des Mammuts, des Höhlenbären und Renntieres in Mitteleuropa, er war Zeuge der zu Ende gehenden Eiszeit. Er hat nicht nur gelebt, sondern sich bereits in dieser vorhistorischen Zeit aus dem wilden Naturzustande zu einer verhältnismäßigen Kultur emporgeschwungen. Gegenüber diesen Thatsachen drängt sich die Frage unwiderstehlich auf: wieviel Jahrhunderte mögen zwischen der Gegenwart und jener Zeit des Höhlenmenschen ins Meer der Vergangenheit hinabgerollt sein? Daß die Beantwortung dieser Frage nicht aussichtslos ist, beweisen die neuesten Forschungen. In welcher Weise die Gelehrten hierauf eine Antwort erhalten wollen, ist zu wichtig und interessant, als daß wir es hier übergehen sollten. Wir geben daher hierüber die Auslassungen eines berühmten Anthropologen und Altertumsforschers der Gegenwart. A. de Quatrefages äußert sich in seinem Buche „Das Menschengeschlecht" folgenderweise:

„Gehen wir von der Annahme aus, die Bildung des Torfes in dem Skovmose erfolge in durchaus regelmäßiger Weise.

„Wird eine dem 12. Jahrhundert angehörige Münze 1,50 Meter tief im Torfe gefunden, so würde bei ganz regelmäßigem Wachsen des Torfs ein Zeitraum von 600 Jahren verflossen sein, bis die über der Münze liegende Torfschicht sich gebildet haben konnte. Würde dann in der nämlichen Torfschicht, jedoch 8 Meter tief, ein Bronzebeil gefunden, so erhielten wir, immer unter Voraussetzung eines ganz regelmäßigen Wachsens des Torfs, die Gleichung $1{,}50 : 600 = 8{,}00 : x$, d. h. jenes Beil wäre vor 3200 Jahren oder 1400 Jahre vor unserer Zeitrechnung auf den Torf gefallen.

„Wir kennen übrigens noch andere Vorgänge in der Natur, bei denen derartige Berechnungen zulässig sind, z. B. die Deltabildungen der Flüsse, die Ablagerungen in Seen, die Abbröckelung an einer Felswand oder von einer Hochebene u. s. w. Die durch Berechnung gefundenen Werte können jedoch erst dann Vertrauen einflößen, wenn, wie Forel näher dargethan hat, in betreff des abzuschätzenden Vorgangs und in betreff der Beobachtungen, welche der Berechnung zu Grunde gelegt werden, folgenden drei Bedingungen Genüge geschieht:

„1. Der fragliche Vorgang muß ganz kontinuierlich und regelmäßig ablaufen. Das ist nun freilich niemals der Fall, und so muß er wenigstens dergestalt verlaufen, daß in Gemäßheit der natürlich hervorstehenden Kompensationen ein konstantes Jahres- oder Jahrhundertmittel sich berechnen läßt.

„2. Sollen übereinanderliegende Schichten als Zeitmaß benutzt werden, dann muß das Alter jener zur Vergleichung benutzten Schichten genau be-

kannt sein; jede Ungewißheit über das Verhalten der zur Vergleichung benutzten Gegenstände muß gehoben sein.

„3. Die in einer Schicht aufgefundenen Gegenstände müssen auch bestimmt jener Schicht angehören, sie dürfen weder beim Aufbrechen noch auch durch ihr Gewicht (im Torfe etwa) eine Verschiebung erfahren haben.

„Ist auch nur eine von diesen Bedingungen nicht erfüllt, dann muß die Rechnung falsch werden, und leider hat man jenen Forderungen bis jetzt nicht vollständig genügen können. Immerhin ist es nicht ohne Interesse, die Ergebnisse der bisherigen vorhistorischen Zeitbestimmungen kennen zu lernen.

„Die Untersuchungen der Skovmose, sollte man auf den ersten Blick meinen, müßten für diesen Zweck ganz besonders geeignet sein; doch bestätigt sich dies keineswegs. Steenstrup berechnet vier Jahrtausende als die Zeit, binnen welcher der in einem Skovmose aufgehäufte Torf sich bildete, bemerkt aber dann, daß auch wohl eine doppelte oder selbst viermal so lange Zeit darüber hingegangen sein könne. Das Wachsen des Torfes unterliegt jedoch selbst noch größeren Schwankungen, als Steenstrup annimmt. Vergleiche ich die Brandtschen Angaben mit denen meines Kollegen Résal, so ergiebt sich für eine Periode von 443 Jahren im Mittel ein Wachsen des Torfmoors um 0,032 Meter. Die Grenzwerte, die bei der Berechnung dieses Mittels vorkommen, sind aber 0,065 und 0,0065 Meter, d. h. also, verschiedene Beobachter haben für das jährliche Wachsen des Torfes Werte bekommen, die sich wie 1 zu 10 verhalten. Gillieron und Troyon haben die Anschwemmungen, wodurch ein Zurückweichen des Bielersees und des Neuenburgersees in der Schweiz erfolgte, zu Berechnungen benutzt, die allerdings zu der vorliegenden Frage in keiner engern Beziehung stehen. Sie suchten nämlich dadurch Aufschluß zu erlangen über das Alter der Pfahlbauten, die doch wohl einer weit spätern Zeit angehören. Sie haben übrigens dabei Zeiträume von 6000 Jahren und von 3300 Jahren herausgebracht.

„In betreff solcher Uferanschwemmungen können freilich, wie Vogt ganz richtig hervorgehoben hat, arge Fehler sich einschleichen. Dagegen glaubte man den Untersuchungen, die Morlot in der Nähe von Villeneuve am Genfersee am Schuttkegel eines Wildbachs, la Tinière genannt, anzustellen Gelegenheit hatte, eine Zeit lang größere Zuverlässigkeit beimessen zu dürfen. Dieser Kegel wird in einer Länge von 1000 Fuß und bis zu einer Tiefe von 33½ Fuß von der Eisenbahn durchschnitten. In der Mitte liegen große gerollte Blöcke bis zu 3 Fuß Durchmesser. Durch den Einschnitt wurden drei verschiedene, in verschiedenen Tiefen gelegene Schichten alter Dammerde aufgedeckt, welche einst die Oberfläche des Schuttkegels

gebildet hatten, sie waren regelmäßig zwischen dem Schwemmmaterial eingelagert und parallel unter sich sowie mit der jetzigen Oberfläche des Schuttkegels. Die oberste dieser Dammerdeschichten hatte 4—6 Zoll Dicke und lag 4 Fuß unter der Oberfläche; darin lagen eckige Stücke römischer Ziegel und eine römische verwischte Münze in Bronze. Die zweite Dammerdeschicht von 6 Zoll Mächtigkeit lag 10 Fuß unter der Oberfläche; darin einige Scherben von Gefäßen aus unglasiertem, mit Sandkörnern gemengtem Thone und ein Haarzängelchen aus Bronze. Die unterste Dammerdschicht von 6—7 Zoll Mächtigkeit fand sich 19 Fuß unter der Oberfläche; darin grobe Töpferware, Kohle, zerbrochene Tierknochen, welcher Fund also auf die jüngste Epoche der Steinzeit hinzuweisen scheint.

„Nun drangen die Römer nach der Schlacht von Bibracte (58 v. Chr.) in das Land ein, und die römische Herrschaft erreichte im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ihr Ende. Die oberste Dammerdeschicht mit Resten aus der Römerzeit ist also höchstens 18 Jahrhunderte, wenigstens aber 13 Jahrhunderte alt. Seit jener Zeit hat der Wildbach etwa 4 Fuß aufgeschüttet. Vorausgesetzt nun, daß diese Auffüllung von den ältesten Zeiten an eine gleichmäßige war, so ergiebt sich aus der Tiefe unter der Oberfläche des Schuttkegels, daß die der Bronzezeit angehörige Schicht wenigstens vor 29 und höchstens vor 42 Jahrhunderten abgelagert wurde, die der Steinzeit angehörige Schicht aber wenigstens 47 und höchstens 70 Jahrhunderte alt ist, während auf den ganzen Kegel etwa 100 Jahrhunderte kommen.

„Das sind keine übermäßig weit in die Vorzeit zurückreichende Zahlen. Danach würde das Steinalter in der Schweiz nicht weiter zurückliegen als jene Zeit, wo die ägyptischen Denkmäler errichtet wurden. Das wäre allerdings ein recht auffallender Kulturkontrast zwischen Ägypten und der Schweiz. Doch beweist derselbe noch nichts gegen Morlot, da wir wissen, daß der Mensch nicht überall gleichzeitig an Civilisation zunimmt, wie denn z. B. die Eskimos sich noch gegenwärtig auf der Stufe des späteren Steinalters befinden.

„Forel hat versucht, dieses Ziel auf dem umgekehrten Wege zu erreichen. Statt direkt die Zeit zu ermitteln, wann ein vorhistorisches Faktum eingetreten ist, benutzt er den sogenannten falschen Satz, wobei entweder ein unüberschreitbares Maximum oder ein unerreichbares Minimum aufgestellt wird.

„Als Probeobjekt diente Forel der Genfersee. Das in dieses Wasserbecken sich ergießende Rhonewasser ist ganz trübe, namentlich wenn die Rhone zur Zeit der Schneeschmelze gestiegen ist, das aus dem Becken abfließende Wasser aber ist ganz hell. Es muß somit ein das Becken lang-

sam füllender Schlamm abgesetzt werden, und dieser hat auch bereits einen Teil des großen Raumes erfüllt, den die Gletscher in der quaternären Epoche einnahmen. Forel bestimmte nun zunächst das Volumen des innerhalb Jahresfrist sich niederschlagenden Schlammes. Ferner bestimmte er, die Tiefmessungen von La Bèche zu Grunde legend, welches Volumen der Genfersee gegenwärtig hat. Aus diesen beiden Momenten läßt sich denn die Zeit ermitteln, die verfließen muß, wenn der abgesetzte Schlamm den ganzen See ausfüllen soll. Die bereits erfolgte Ausfüllung des ursprünglichen Genfersees soll der mittlern Tiefe des gegenwärtigen Sees gleichkommen. Vergleicht man dann die Oberfläche des bereits gebildeten Alluviums mit der Oberfläche des Sees selbst, so verhalten sich diese beinahe wie 1 zu 3 zu einander. Die Herstellung der Alluviumsebenen hat somit das Drittel der Zeit erfordert, die nötig sein wird, wenn der gegenwärtige See ganz ausgefüllt werden soll. Ihre Bildung hat aber alsbald begonnen, als die Gletscher sich zurückzuziehen anfingen, fällt also in den Beginn der gegenwärtigen geologischen Epoche.

„Forel erhielt so hunderttausend Jahre für die gegenwärtige geologische Epoche, und das ist mit höchster Wahrscheinlichkeit ein stark überschrittener Maximalwert. Er setzte nämlich überall nur Minimalwerte für das zugeführte Alluvium, auch rechnete er im Jahre nur 90 Tage, an denen es wirklich zugeführt wird. Die andern Flüsse und Bäche außer der Rhone blieben dabei ausgeschlossen, und ebenso auch alles, was durch Überschwemmungen, durch ungewöhnliche Regengüsse, durch Einstürze in den See gelangt. Der Rhonezufluß wurde immer so angenommen, wie er heutzutage ist, während derselbe doch in der ersten Zeit weit beträchtlicher sein mußte und von den der Eisdecke eben ledigen Gebirgen mehr fortriß; das Gerölle, der Sand, die ein so reißender Strom wie die Rhone mitbringt, ist dabei nicht in Anschlag gebracht worden ꝛc. So dürfen wir es wenigstens als feststehend ansehen, daß der Anfang der gegenwärtigen geologischen Epoche höchstens um hunderttausend Jahre zurückreicht.

„In anderer Weise hat Arcelin dieses Problem an der von der Saone bewirkten Anschwemmungen zu lösen versucht. Die Saone hat ihr Bett in den Schwemmgebilden, die in der quaternären Zeit durch den Fluß abgelagert wurden; ihre Ufer wurden aber dadurch erhöht, daß beim Austreten des Flusses immer wieder neue Ablagerungen erfolgten. Die beiderlei Schichtungen unterscheiden sich leicht voneinander. Die neueren Ablagerungen zeigen eine entschieden gleichartige Beschaffenheit. An verschiedenen Punkten sind übrigens die Ufer der Saone mehr oder weniger steil abstürzend, so daß sie sich wie natürliche geologische Durchschnitte ausnehmen. An diesen Durchschnitten wurden bei den durch das Wasser bewirkten Ab-

schürfungen hin und wieder Gegenstände aufgedeckt, die unverkennbar der römischen Zeit, der Bronzezeit oder der Steinzeit angehören. Dieselben sind unverrückt immer in den nämlichen Schichtungshöhen gelegen, und so sind diese abstürzenden Ufer der Saone ein Index für die vorhistorische Zeit.

„Arcelin und Ferry haben das Alter dieser verschiedenen Schichten direkt zu bestimmen versucht. Wenn ihre berechneten Werte ziemlich auseinander gehen, so rührt dies davon her, daß Ferry bloß einen einzigen geologischen Durchschnitt seiner Berechnung zu Grunde gelegt hat, während Arcelin die aus dreißig verschiedenen Punkten sich ergebenden Mittelwerte dazu benutzte. Übrigens hat Arcelin späterhin gleich Forel die Regula falsi zur Berechnung benutzt, aber nicht das Maximum, sondern das Minimum bestimmt, und dadurch erhalten:

Alter der römischen Schicht	1500	Jahre
= = Bronzeschicht	2250	=
Schicht der polierten Steine	3000	=
Alter des quaternären Mergels	6750	=

„Diese Zahlen sind ganz niedrig und stimmen ziemlich genau mit jenen in den Tafeln des Manetho. Der Minimalwert Arcelins scheint mir aber in noch stärkerem Maße herabgesetzt zu sein, als der Maximalwert bei Forel hinaufgeschraubt sein mag. Ich will in dieser Beziehung nur des einen Punktes gedenken, daß das Austreten der Saone und deren Schlammablagerungen in der Zeit, die uns von der Bildung der römischen Schicht trennt, und ebenso in allen früheren Zeitabschnitten als ganz gleich angenommen werden. Es werden somit jene Epochen, wo das Saonebecken der Natur allein überlassen war, mit den andern Epochen zusammengeworfen, wo dieses Becken abgeholzt, umgebrochen und kultiviert dastand wie noch heutiges Tages. Die atmosphärischen Vorgänge, zumal aber der Regenfall, sind aber bekanntlich ganz verschiedenartig in einem kultivierten und in einem urbar gemachten Gebiete. Da Arcelin die oberen rascher gebildeten Schichten seinen Berechnungen zu Grunde gelegt hat, so muß der gefundene Wert ganz ungebührlich herabgedrückt worden sein. Deshalb wird ganz sicher aus Arcelins Berechnungen gefolgert werden dürfen, daß der Beginn der jetzigen geologischen Periode entschieden über sieben bis achttausend Jahre zurückreicht. Welche Korrektionen an diesem Maximum und Minimum vorgenommen werden müssen, um zum richtigen Werte zu kommen, das läßt sich noch nicht angeben, doch ist der Weg vorgezeichnet, wie das Intervall zwischen beiden kleiner gemacht werden kann. Übrigens scheinen sich einer richtigen Abschätzung der Saoneablagerungen doch zu große Schwierigkeiten entgegen zu stellen, und der Genfersee dürfte wohl ein geeigneteres Objekt darstellen, um daran das Alter unserer gegenwärtigen geologischen Epoche

zu ergründen. Nur müßte dabei alles, was oben angedeutet wurde, einer noch genaueren Untersuchung unterzogen werden. Namentlich müßten die gesamten Zuflüsse rings um den See, bis zu dem unbedeutendsten herab, in den Kreis der Untersuchung aufgenommen werden, und diese müßte die trockene Jahreszeit so gut wie das Regenwetter, überhaupt aber das ganze Jahr umfassen. Das kann aber nicht die Arbeit eines Einzelnen sein, es müßte sich vielmehr ein besonderer Verein für diesen Zweck bilden, den zu begründen die schweizerischen Gelehrten bei der hohen Wichtigkeit des Problems sich wohl veranlaßt fühlen dürften.

„Schon jetzt berechtigen uns aber die Untersuchungen von Arcelin und von Forel, ein paar wichtige Folgerungen daraus zu entnehmen. Wenn vordem die Gesamtdauer unserer Erde nur zu etwas mehr als 6000 Jahre angenommen wurde, so belehrt uns das von der Saone abstammende Alluvium, daß schon auf unsere gegenwärtige geologische Epoche einige Jahrhunderte mehr kommen. Andererseits sind die Darwinisten bei ihren Untersuchungen ziemlich leichtfertig mit der Zeit umgesprungen, und man hat sich zu der Behauptung verleiten lassen, die Eiszeit liege Millionen Jahre hinter uns. Dagegen werden wir durch die Aufschüttungen im Genfersee belehrt, daß die Eiszeit vor noch nicht ganz hunderttausend Jahren vorüber war. Das ist, wie Forel mit Recht sagt, noch keine historische Chronologie, aber immer mehr als bloße geologische Chronologie. Wir sehen aber auch hier wieder einmal, wie bloße Theoreme durch die Erfahrung und Beobachtung überflügelt werden."

Wenn die Altertumsforschung hiernach unzweifelhaft darthut, daß der Mensch in Europa bereits zur Eiszeit existierte, daß er sich bereits aus dem rohesten Naturzustande vermöge geistiger Fähigkeiten herausgearbeitet hatte, so wird die Frage über Alter und Heimat, Verbreitung des Menschengeschlechts einerseits immer schwieriger, andererseits wird aber auch immer klarer, daß es „eine Geschichte der ersten Menschen" nicht geben kann.

Die Frage bleibt bei alledem zu beantworten: Entstammen die Völkerschaften alle dem Boden, welchen sie bewohnen? Ist der Mensch daselbst entstanden, wo er geschichtlich auftritt? Ist er an einer gewissen Anzahl von Punkten zuerst erschienen, oder hat er eine einzige Geburtsstätte, von welcher aus er sich allmählich über die Erde verbreitete?

Nach der Bibel geschah die Verbreitung der Menschen und der Tiere vom Paradiese aus. Bleiben wir zunächst bei den letzteren stehen und sehen wir zu, welche Ansichten die Naturkundigen darüber aussprechen. Als erste Autorität, unter dessen Herrschaft die Naturgeschichte lange Zeit gestanden, führen wir Linné ins Feld.

Linné sprach seine Ansicht unzweideutig dahin aus: „Die Vernunft lehrt, daß bei Beginn der Dinge von jeder besonderen Art ein Paar geschaffen sei." — „Ich glaube nicht sehr von der Wahrheit abzuirren — wenn ich behaupte, daß alles Festland während der Kindheit der Erde unter Wasser getaucht und von einem ungeheuren Ocean bedeckt war, außer einer einzigen Insel in diesem unermeßlichen Meere, worauf alle Tiere wohnten und die Pflanzen freudig sproßten." Linné deutet dann an, wie sich von diesem Schöpfungscentrum die Tiere verbreitet haben mögen.

Nach Linné sind also, wie Moses in der Bibel berichtet, von jedem lebenden Wesen je ein Paar, ein Männlein und ein Weiblein, erschaffen worden. Nach der Sündflut wurden diese Wesen von einem Orte aus zerstreut, wahrscheinlich einer Gebirgsgegend des wärmeren Asiens (an den Abhängen des Ararat in Armenien, wo nach der „Sündflut" die Arche Noahs landete) und verbreiteten sich über die Erde, so daß jede Art den ihr zusagenden Boden und ein geeignetes Klima fand.

Von einem Punkte aus sollen alle Tiere ausgegangen sein. Dies setzt voraus, daß alle Tiere an einem Ort versammelt waren, der Walfisch mit dem Kamel, der Biber mit dem Löwen, der Seepolyp mit dem Eisbären, die Gazelle mit dem Renntier.

Wo hat demnach das Paradies gelegen, daß es Land und Meer, Wärme und Kälte in einer so glücklichen Mischung gehabt hätte, um für den dünn behaarten Tiger oder den nackten Elefanten so günstig zu sein wie für den dickbepelzten Eisbären? Sollten die Tiere des Paradieses sich wirklich nichts daraus gemacht haben, sollte das Renntier ebenso bequem haben in den Tropenländern wohnen können wie der Elefant, und sollte der Affe nicht gefroren haben in einer Gegend, in welcher der Eisbär sich behaglich fühlt?

Dergleichen würde immer nur durch ein Wunder erklärlich werden; denn heutigen Tages ist es durchaus nicht so. Der weiße Fuchs kann nicht nach dem südlichen Frankreich und das Rhinoceros nicht nach dem nördlichen Schweden versetzt werden, ohne in kurzem zu sterben. Die sehr empfindliche Giraffe erträgt kaum die Reise nach Deutschland, und selbst verwandte Tiergattungen haben bestimmte Verbreitungsbezirke, von der Temperatur begrenzt. Der nordamerikanische Büffel geht nicht viel über den 40. Grad hinaus, er streift vielleicht den 50. Grad, dann hört aber auch das vereinzelte Erscheinen desselben auf, wie schon lange vorher das herdenweise Vorkommen, und er überläßt das ganze nördliche Gestade von Amerika seinem Verwandten, dem Moschusochsen.

Mit den Tieren, welche die Juden in Palästina kannten, war das allerdings etwas anderes. In ihrer Naturgeschichte war weder vom Biber noch

vom Lemming, weder vom Vielfraß noch vom Polarfuchs, weder vom Rentier noch vom Eisbären die Rede. Ihr Gesichtskreis war ein überaus beschränkter; die Tiere, die sie hatten, gehörten sämtlich dem heißesten Teile der gemäßigten Zone an, in dem sie selbst wohnten; sie konnten also diese Tiere vereinigt denken. Die Naturforschung der neueren Zeit muß dieses als eine vollständige Unmöglichkeit ablehnen, denn sie kennt viele Tausende von Tieren, die nicht in der warmen Zone leben *können*, und sie kennt auch Tiere der warmen Zone, welche den Juden der damaligen Zeit gleichfalls unbekannt waren; sie weiß mithin, daß auch diese dem warmen Klima angehörigen Tiere sich nicht hätten über die Erde verbreiten können, und es verrät eine völlige Unkenntnis der naturgeschichtlichen Verhältnisse, eine solche Versammlung aller Tiere und eine Verbreitung tropisch gewöhnter Tiere über die ganze Erde anzunehmen.

Wir sehen Beispiele von Wanderungen der Tiere vor uns. Wenn wir zugestehen müssen, daß der Lemming im hohen Norden von Europa sich irgend wenn einmal alle 10, alle 20 Jahre in Scharen versammelt und immerfort nach Westen wandert in solchen Scharen, daß die kleinen zierlichen Tiere sich wirklich Wege austreten, in denen sie tiefer marschieren, als die Oberfläche des Bodens liegt, bis sie im Schnabel eines Falken, im Rachen eines Fuchses, im Kochtopf eines Samojeden oder endlich im Meere ihr Ende finden; — wenn wir sehen, daß die Wanderratte aus Rußland nach Europa kam, im Jahre 1727 über die Wolga setzte, allmählich ganz Europa von Osten nach Westen durchwanderte, daß sie im Jahre 1730 in England erschien und 45 Jahre später Besitz von Nordamerika nahm; — wenn wir sehen, wie die Heuschrecken in ungeheuren Heerzügen von Kleinasien oder Persien über das südliche Rußland, ja sogar über Bulgarien, Serbien und Ungarn herfallen: so kann man sich nicht von der Thatsache losmachen, daß die Tiere wirklich wandern. Alle Küstenbewohner wissen, daß es die Fische auch thun. Die Heringe kommen in zahllosen Schwärmen und so dicht gedrängt von der Nordsee bis an die Küsten der Ostsee, daß man sie mit Schaufeln aus dem Wasser ans Land wirft; die Lachse steigen in die Ströme weit hinauf, und es ließen sich die Beispiele auf das Hundertfältige vermehren, wir dürfen nur an die Zug- und Strichvögel denken. Aber das hat seine ganz bestimmten Grenzen, denn jedem Tiere und jeder Pflanze ist eine Heimat angewiesen. Allerdings sind die Grenzen sehr verschieden gesteckt, eng für die eine, weit für die andere Gattung; aber die Grenzen sind vorhanden und dürfen nicht überschritten werden, und wenn der Zufall, oder ein Unglück, oder der thörichte Mensch Tiere oder Pflanzen aus ihren angewiesenen Grenzen rückt, so geht eins wie das andere zu Grunde. Die Forelle schwimmt nicht die Flüsse hinab zu den Ebenen, sie

bleibt in den Bächen des Gebirges und, nach den Flüssen versetzt, stirbt sie rettungslos. Wie sollte wohl von einem Paar Forellen die Masse abstammen, welche man auf dem südlichen sowohl als dem nördlichen Abhange der Schweiz, der schwäbischen Alp, des Schwarzwaldes, welche man in Böhmen und in den Karpathen, im Harz und im Erzgebirge findet, ja welche ganz munter in den klaren Bächen der niederen Höhenzüge von Danzig, nur nicht etwa in der Weichsel oder in der Nogat leben? Sollte sie auf der Südseite der Alpen ihren Ursprung haben, wie wäre sie auf die Nordseite gekommen? Etwa durch den Po in das adriatische Meer, von da in den Archipel und das Marmorameer durch die Dardanellen und den Bosporus in das schwarze Meer und von hier die Donau herauf nach Drau, Sau und Enns in die tiroler und steirischen Gebirge und die Donau weiter hinauf durch den Inn nach dem eigentlichen Tirol und noch weiter hinauf durch die Lauter und noch andere kleinere Bäche nach der schwäbischen Alp? Und in die Schweiz zu gelangen, würde ihr auf diesem Wege nicht einmal möglich sein, da müßte sie etwa nach dem mittelländischen Meer und aus diesem in die Rhone und von dieser in den Genfersee, in die Schweiz gestiegen sein.

Oder wäre das Paradies der Forelle auf dem nördlichen Abhange der schwäbischen Alp, oder dem östlichen des Schwarzwaldes gewesen, und wäre sie, um nach dem Bade Zoppot zu gelangen, die kleinen Bäche hinab in den größeren Bach, welchen man Neckar nennt, geschwommen, den Rhein entlang in das atlantische Meer, durch den Kanal entlang in die Nordsee, durch den Sund oder Belt in die Ostsee, aus dieser in das Putziger Wiek und von dort in das Bächlein am Karlsberge und Johannisberge gezogen?

Es gehört wenig Verstand dazu, um dergleichen Annahmen für Tollhäuslerei zu erklären, und dasselbe wird man unbedenklich sagen müssen von vielen anderen Beispielen, die sich anführen ließen. Das Faultier wohnt in den Wäldern von Brasilien, es kann beinahe gar nicht gehen, es ist mit seinen langen Armen und seinen scharf nach innen gezogenen Krallen wohl zum Klettern an den Bäumen und zwar hauptsächlich an den horizontal oder schräg stehenden Ästen, es ist zum Klettern mit abwärts hängendem Körper eingerichtet, aber nicht zum Gehen auf festem Erdboden, und wo der Wald aufhört, da hört auch sein Reich auf.

Gesetzt, das Faultier sei irgendwo in der heißen oder sehr warmen Zone von Asien geboren, es habe dieses barbarischr Land verlassen wollen, um sich nach Amerika zu übersiedeln, und das sei damals geschehen, wo die Wälder noch nicht so rar waren wie jetzt, und wo noch reichlicher, ineinandergreifender Baumwuchs von Persien nach Arabien über die Landenge von Suez durch ganz Afrika bis zum atlantischen Meere reichte. Gesetzt,

die wanderlustigen Faultiere hätten diesen glücklichen Umstand benutzt und wären so allgemach im Laufe einiger Jahrhunderte, und unterwegs auch ihre Zahl noch bedeutend vermehrend, bis an den Atlas und bis an das Meer gelangt.

Wie nun weiter? Schwimmen können die Faultiere nicht, und 500 Meilen schwimmt ein Landtier überhaupt nicht. Ein Fußpfad führt nicht über das Meer, und wenn ein solcher da wäre, würde das auf der Erde sehr hülflose Tier ihn gar nicht haben beschreiten können. Ein Seil über das Meer gespannt, würde geholfen haben, aber wer macht 500 Meilen lange Seile, wer spannt sie von Ufer zu Ufer, von Afrika nach Amerika über den Ocean? wer setzt unter dasselbe Stützen, welche die Hausfrau ja schon auf dem Hofe beim Trocknen der Wäsche braucht? und der Hof ist noch nicht ein Fünfhundertteil einer Meile, viel weniger 500 Meilen lang.

Man sieht auch bei dieser Annahme den Unsinn offen auf der Hand liegen. Wie sollte es denn nun den Tieren möglich sein, ihren ursprünglichen Wohnort mit einem anderen 500 oder 1000 oder 2000 Meilen weit entfernten zu vertauschen?

Ein uns allen wohlbekanntes Tier ist der Maulwurf. Er gehört zu denjenigen, welche einen sehr großen Verbreitungsbezirk haben; man findet ihn in Italien wie in Deutschland, in Ungarn wie in Polen, in Sibirien wie in Rußland, also nördlich und südlich von den Alpen oder den Karpathen, östlich und westlich vom Ural, ja er ist ebenso gut im nördlichen Afrika zu Hause wie im südlichen Amerika, und er findet sich auch in Nordamerika.

Wie hat dieses Tier sich verbreitet bei seiner Unbehülflichkeit, seinen durchaus nicht zum Gehen eingerichteten Schaufeln, bei seinem sehr schwachen Gesicht, welches ihn zwar befähigt, die geringe Menge Licht in seinen unterirdischen Gängen zu benutzen, aber zugleich auch unfähig macht, bei der ihn blendenden Tageshelle etwas deutlich zu unterscheiden? Sollte dieses Tier wirklich von irgend einem Punkte — sei es nun in Kleinasien oder Persien, oder wo immer das Paradies gelegen haben möge — sollte es ihm wohl möglich gewesen sein, über alle die Gebirge, die Flüsse und Meere zu setzen, die ihm bei seiner beabsichtigten Verbreitung im Wege lagen, sollte er wirklich über den Kanal nach England, über die Nord- oder Ostsee nach Schweden geschwommen sein? Sollte er wirklich von Kleinasien aus über die ganze südrussische Steppe, über ganz Sibirien, sollte er über die Wolga, den Obi, den Jenisei, die Lena geschwommen sein, um bis nach Kamtschatka und von hier über die Kurilen oder über die Beringsstraße nach Amerika zu gelangen?

Nun, wer erklären *will*, kann *viel* erklären. Ein Sturmwind bricht

Bäume um, deckt Dächer ab, führt Scheunen, führt Heuwagen in die Luft, warum sollte er nicht auch ein paar Hundert Maulwürfe über die Beringsstraße geführt haben?

Sehr wahr, dies ist möglich; aber die Maulwürfe, welche auf solche Art an die Küsten von Nordamerika gelangen, werden dort nicht mehr weit laufen. Der Maulwurf ist ein sehr empfindliches Tier, ihn tötet ein leiser Druck, ein geringer Fall; führt ihn sein Unstern aus der Erde ans Tageslicht, auf eine Stelle, die etwa mit einem vier Fuß tiefen trocknen Graben abschneidet, und fällt er in diesen Graben hinein, so ist der arme Schelm tot; wie sollte der einen Schleuderwurf aushalten, der ihn vom östlichsten Rande Asiens nach dem westlichst gelegenen Teile von Nordamerika bringt? Zudem ist er gewaltig gefräßig, Tag und Nacht sucht er Beute, und glückt es ihm während eines Laufes von 6 Stunden einmal nicht, solche zu erhalten, so stirbt er den Hungertod; dies hat die Untersuchung über das Leben dieser Tiere so schwierig gemacht. Ein jeder Forscher, der solchen Wühler in einer mit Erde gefüllten Kiste bei sich hatte, fand ihn am nächsten Morgen tot, obwohl er am vorigen Tage reichlich mit Insekten versehen worden war, und es hat lange gedauert, bevor man gerade im Mangel an Nahrung die Ursache des Todes fand; man schrieb sie allen möglichen anderen Umständen zu, nur nicht dem rechten, bis es jemandem einfiel, schon am frühen Morgen das eben gebrachte Tier reichlich zu füttern und dann abzuwarten, wie lange es von dieser Fütterung leben würde, und das waren 6 Stunden. Und solch ein Tier sollte Landreisen von 3000 Meilen Länge unternehmen ohne alle Not, lediglich um mit seiner holden Gegenwart einen weiten Verbreitungsbezirk zu beglücken? Ist in solcher Annahme Verstand?

Es giebt Tiere, welche durch den Sturmwind befördert werden können. Man hat Falken von Island im südlichen Spanien und im Atlas gefunden, es sind Insekten von den Antillen nach Schottland geführt worden.

Was weiter? Hat der Falke im Atlas eine Kolonie angelegt, haben die Insekten von Südamerika gebrütet im nördlichsten Teile Großbritanniens? Nein, sie sind untergegangen. Die Natur hat bestimmten Tieren bestimmte Verhältnisse angewiesen; ebenso gewiß wie die schlanke Gazelle, das Gnu, das Zebra in Schweden vor Kälte stirbt, ebenso gut verendet der isländische Falke im Atlas vor Hitze; ebenso wenig wie die Wolfsmilchraupe von der Pappel oder von der Weide lebt, ebenso wenig ein Insekt, was auf die Palmen angewiesen ist, von den Eichen oder von den Birken der schottländischen Wälder. Wäre dies nicht der Fall, welche Hindernisse stellten sich dann der Einführung des Seidenbaues in den Weg? Unser Seidenwurm (Bombyx mori) ist als Raupe auf die Blätter des Maulbeerbaumes

angewiesen. Man kann ihn nicht mit Raps oder Kohl, man kann ihn nicht mit Kirschbaum- oder Pflaumbaumblättern füttern, er frißt nur die Blätter des Maulbeerbaumes, und will man seine Verbreitung von Persien nach China oder umgekehrt von da nach Persien, Griechenland, Italien und Spanien erklären, so muß man jedem Schmetterling einen Maulbeerbaum zu tragen geben oder durch die Post voranschicken nach dem neuen Vaterland, damit er seine Eier gleich darauf legen könne und diese, zu Raupen geworden, alsbald das erforderliche Futter finden.

Wir sehen auch hier, daß die Annahme natürlicher Ereignisse, so wie sie die Gegenwart vor unsern Augen abspielt, uns nicht zum Ziele führt, und unnatürliche, sogenannte Wunder wird wohl kein Mensch für Erklärungen gelten lassen, wenn er nicht etwa geradezu auf Wunder ausgeht aus irgend einem, dann aber meistens unvernünftigen Grunde. Übrigens müssen wir noch an eins erinnern. Wir sehen jetzt eine große Menge von Tieren, z. B. alles Wild, auf die grausamste und hartnäckigste Weise von den Menschen verfolgt. Auf den Inseln der Ostsee bilden die Wachteln einen wichtigen Gegenstand in dem kleinen Kreise der dort vorkommenden Nahrungsmittel. Man erzählt: wenn zur Frühjahrs- oder zur Herbstzeit die Wachteln nordwärts oder südwärts ziehen, um ihren Standort zu wechseln, so höre der Prediger auf der Kanzel mitten in seiner Rede auf, wenn er einen Zug nahen sieht, und die davon benachrichtigte Gemeinde eilt alsbald an den Strand, um die armen ermüdeten Tierchen mit Stöcken tot zu schlagen. Im Herbst werden die Hasen und die Rebhühner von unzähligen berufenen und unberufenen Schützen angegriffen, verfolgt, getötet, und in dem überaus flachen Lande Sachsen macht man auf die armen Lerchen ebenso Jagd wie die Ostsee-Insulaner auf die Wachteln und schickt sie gerupft, in kleine Kisten verpackt, als Delikatesse überall hin, so weit sie sich nur verschicken lassen.

Diese armen Tiere sind gewiß sehr bedrängt. Es könnte niemand verwundern, wenn die der herbstlichen Schlächterei entkommenen zu ihren Kameraden sagten, daß sie *dieses* Lebens müde wären und daher auswandern wollten; allein dies geschieht nicht, immer wieder sind sie da, immer von neuem lassen sie sich in Netze jagen, mit Stöcken tot schlagen, mit Flinten beschießen — jetzt, wo sie so viel Ursache hätten, wandern sie nicht aus, und in jener Zeit, wo sie in Ruhe und Frieden leben konnten, hätten sie auswandern sollen? Wo liegt die Vernunft in dieser Annahme?

Es giebt überall, wie wir bereits oben bemerkt haben, bestimmte Grenzen für die Verbreitung der Tiere, nur sind dieselben verschieden in Ausdehnung, und gewöhnlich ist es die Temperatur, welche hier das entscheidende Moment hergiebt. In den heißen Gegenden findet man fast durchgängig die

höher organisierten Tiere, und sie gehen nur wenig über die Tropenregion hinaus, fordern aber ebenfalls ein Klima, welches sich dem tropischen unmittelbar anschließt, und in diesem Falle sogar fordern sie noch besondere Pflege von den Menschen, fordern dieselbe und gehen ferner ohne diese zu Grunde. Es würde dieses mit Elefanten, Löwen und Tigern, es würde dieses mit dem Rhinoceros und dem Flußpferd so gut wie mit dem Affen der Fall sein, wenn man sie nach Italien oder Spanien versetzen und sich dann nicht weiter um sie kümmern wollte. Die Säugetiere sind überhaupt in den warmen Zonen viel häufiger vertreten als in den kalten; dasselbe findet mit den meisten Vögeln statt, zu denen auch die Zugvögel gehören, welche zwar die kälteren Regionen besuchen, aber nur wenn es dort warm ist. Es ist dies weiter kein Wunder, denn die warme Zone bietet in einem unbeschreiblich üppigen Pflanzenwuchs die erste und wichtigste Bedingung für eine reichliche Ernährung.

Das Meer betreffend, so finden solche Unterschiede nicht statt, und die Polargegenden sind von Walfischen und Seehunden so zahlreich bewohnt wie die tropisch gelegenen Meere von Delphinen, Narvalen, Haifischen, Rochen ꝛc. Diese gleichere Verteilung des Lebens im Meere rührt von der gleichmäßigeren Temperatur desselben her. Die Sonne erwärmt den festen Erdboden zwar nur oberflächlich, dagegen erwärmt die Sonne das Meer in gewaltigen Tiefen, aber nur sehr mäßig, und zwar so, daß während der Sommerszeit einer jeden Zone die Meerestemperatur nahezu überall dieselbe ist, sowohl an Irlands als an Afrikas Küsten, vorausgesetzt, daß es nicht die Temperatur der Oberfläche sei, welche man untersucht. Diese Oberfläche ist auch nicht der Wohnplatz der größeren Meerestiere, dorthin kommen sie nur zu Zeiten, um Beute zu verfolgen oder um sich Verfolgern zu entziehen. Die Meeressäugetiere sind übrigens sehr viel größer als die Landsäugetiere, welches nach der Ansicht einiger Naturforscher daher rührt, daß dieselben sich in einem viel nahrhafteren Element befinden. Wasser ist es überhaupt mehr als Luft, und Meerwasser mehr als süßes. Nach Links Angabe sollen aus gleichem Grunde auch die Meerespflanzen eine Länge erreichen wie keine andere Pflanzenspecies. Dies ist allerdings nicht richtig, rührt aber davon her, daß man vor 30 Jahren, wo Link seine Werke dem Druck übergab, noch nicht Kenntnis hatte von den californischen Riesenbäumen und noch nicht wußte, welch eine Ausdehnung die Kletterpalmen der indischen Wälder erreichen.

Viele Tiere haben einen ganz eng begrenzten Wohnplatz, so z. B. die sämtlichen auf Neu-Holland vorkommenden Arten. Abgesehen von den sonderbaren Formen, welche die Naturforscher ganz in Verwirrung gebracht und alle ihre Systeme umgeworfen haben, wie z. B. der eigentliche Schnabel

für ein Kennzeichen der Vögel galt, wofür er jetzt nicht mehr gelten kann, da es auf Neu-Holland Schnabeltiere giebt, wie ferner die Schuppen für ein Kennzeichen der Fische galten, was sie jetzt auch nicht mehr sind, seitdem es ein vierfüßiges Tier, das Schuppentier, giebt, wie ferner die Flügel als eine notwendige Bedingung für den Begriff Vogel galten, indessen der Kasuar und der Kiwi flügellose Vögel sind.

Aber von diesen Sonderbarkeiten abgesehen, muß man doch sagen, auch alle anderen Tiere, denen Neu-Holland zum Wohnsitz angewiesen ist, haben nur dieses Land und kein anderes, kein benachbartes als Wohnort. Sie haben sich nirgends sonst hin verbreitet, und das wäre ihnen bei der großen Nähe der hinterindischen Inseln und von Neu-Guinea gewiß leichter geworden als eine den übrigen Tieren zugemutete Reise über den atlantischen Ocean. Neu-Holland giebt uns überdies einen vortrefflichen Anhaltspunkt für die Behauptung, daß die Tiere *nicht alle auf einer Stelle* geschaffen worden seien. Wäre dies der Fall, so müßten doch Verwandte von den Neu-Holländern irgendwo zu finden sein, in dessen die Pflanzen sowohl als die Tiere wirkliche Sonderlinge genannt werden können.

Eine andere Sonderbarkeit, welche sich auch auf gar kein Gesetz zurückführen läßt, ist die Anhäufung beinahe aller Tiere mit Wickelschwänzen in Amerika. Die Affen mit solchen langen Schwänzen zum Greifen und Festhalten gehören ganz ausschließlich dem tropischen Amerika an, indessen die afrikanischen und asiatischen Wälder solchen Tieren ebenso angemessen wären wie die amerikanischen und auch voll von Affengestalten der mannigfaltigsten Art sind, nur nicht von solchen mit Wickelschwänzen; eine Eigentümlichkeit, für die man zwar unter den Pflanzen Analogien findet, wie z. B. das mittägliche Amerika eine große Zahl der Species aus dem Kaktusgeschlechte

ganz allein sich vorbehalten hat, indessen Afrika wieder eine ähnliche äußere Form in den Euphorbien aufweist (ohne daß sie jedoch die mindeste Verwandtschaft untereinander hätten) — örtliche Verschiedenheiten, welche die Pflanzengeographie wohl vergeblich zu erklären versuchen dürfte.

Löwe und Tiger, Elefant und Nashorn wurden früher zu denjenigen Tieren gezählt, welche sehr weit gesteckte Grenzen haben, von der Westküste des gewaltigen Afrika bis zur Ostküste des noch größeren Asien und vom 35° südlicher Breite bis ebenso weit nördlicher Breite — das konnte man allerdings als etwas Bedeutendes ansehen. Die neuere Naturforschung hat hier gleichfalls vieles Irrige berichtigt; vor allem hat sie Afrika und Asien voneinander geschieden und gezeigt, daß diese Tiere, die wir oben nannten, nebst sehr vielen anderen nicht beiden Weltteilen gemeinschaftlich sind; dann aber auch, daß sie bei weitem nicht so entfernt vom Äquator wohnen, als man geglaubt hat. Der afrikanische Elefant hat einen ganz anderen Körperbau als der asiatische, auch ist er viel wilder und nicht gelehrig, kaum irgendwie zähmbar, daher man diesen afrikanischen Elefanten auch niemals in Menagerien sieht.

Das Nashorn, welches Afrika aufzuweisen hat, zeichnet sich sehr auffallend vor dem asiatischen durch zwei Hörner aus, das asiatische hat nur eins. Die Hyäne, welche Asien bewohnt, ist gestreift, die afrikanische dagegen ist gefleckt. Der asiatische Löwe und der asiatische Tiger zeichnen sich beide durch bedeutende Größe vor dem afrikanischen aus. Asien und Afrika haben beide eine große Menge Gazellen, aber sie sind durchweg verschieden.

Alles würde darauf hindeuten, daß jede Tierspecies oder jede Gattung in dem Lande erschaffen worden sei, wo man sie am allerallgemeinsten verbreitet findet. Doch die Sache ist damit noch nicht abgethan. Wir sind vielmehr um so mehr gezwungen, uns des weiteren damit zu beschäftigen, weil sie von fundamentaler Bedeutung für die Vorstellung ist, welche wir uns von der Entstehung des Menschen und der Lebewesen überhaupt zu machen haben.

Die Frage der Verbreitung der Tiere (und der Pflanzen) beschäftigt die Naturforscher bis zum heutigen Tage daher aufs eifrigste.

Die Entwickelungstheorie. Darwinismus.

Im Jahre 1809 veröffentlichte ein berühmter französischer Naturforscher, Lamarck, eine „Philosophie zoologique", in welcher er, gestützt auf das Studium der wirbellosen Tiere und der im Pariser Tertiärbecken reichlich auftretenden fossilen Konchylien, wobei er eine Verwandtschaft älterer und jüngerer Tierformen erkannte, die Ansicht aussprach: die gesamte heutige Tierwelt sei eine Folge früherer Lebewesen, deren fossile Reste wir in den verschiedenen Erdschichten antreffen. Er nimmt an, daß aus niedersten organischen Formen im Laufe unermeßlicher Zeiträume und unter dem Einflusse verschiedener Lebensverhältnisse allmählich die höher organisierten Wesen hervorgegangen seien. Für die niedersten Wesen glaubt er an eine Urzeugung (generatio spontanea); aus ihnen entwickelte sich eine vollkommenere Nachkommenschaft, welche sich dann über die Erdoberfläche hin verbreitete, sich vermehrte und sich immer höher organisierte. Nach Lamarck sind die Arten nicht die ursprünglichen, unveränderlichen Formen, sondern sie entstanden im Laufe der Zeit und sind fähig, sich umzugestalten durch äußere Verhältnisse, Übung und Gewohnheit. So konnten sich durch das Bedürfnis des Tieres, durch äußere Einflüsse hervorgerufen, neue Organe an einem Tiere entwickeln, Frösche Schwimmfüße erhalten durch das Bedürfnis und Bestreben zu schwimmen, die Giraffe einen langen Hals durch die Notwendigkeit, das Laub hoher Bäume zur Nahrung zu bedürfen. Diese Abänderungen erfolgten nur sehr langsam und stufenweise, und so bildeten sich derart aus den Infusorien im Verlaufe der Zeit unter Wirkung der äußeren Bedingungen ein Fisch, Reptil, Vogel und Säugetier. Obwohl diese Ansicht von Geoffroy Saint Hilaire im wesentlichen geteilt wurde, fand sie doch nicht nur keine Anhänger, sondern die heftigsten Gegner in den bedeutendsten Naturforschern jener Zeit. Namentlich stand ihm scharf gegenüber der große Reformator und Neubegründer der vergleichenden Anatomie Georg Cuvier, welcher mit Linné die Unveränderlichkeit der Arten festhielt und die Verbreitung der Tierwelt ansah als hervorgebracht durch großartige Störungen und Umwälzungen der Erdrinde, die meistens schnell eintraten. Eine derartig plötzlich eingetretene Katastrophe war der letzte Einbruch und das Wiederzurücktreten des Meeres, welches „unsere heutigen Kontinente oder wenigstens einen großen Teil ihrer Oberfläche erst überschwemmte, dann trocknen ließ". Er bestritt die Möglichkeit, die Erscheinungen älterer geologischer Zeiträume durch die noch gegenwärtig wirkenden Kräfte erklären zu können. Gemäß diesen Umwälzungen mußte sich nach ihm auch die Tierwelt gestalten, d. h. mit ihnen untergehen und sich dann wieder von

neuem gestalten, so daß sich an jede untergegangene eine neue Schöpfung reihte. „Ich will nicht gerade behaupten" — sagt er — „daß es zur Hervorbringung der heutigen Tiere einer Neuschöpfung bedurft habe, ich sage nur, sie lebten nicht an derselben Stelle und mußten anderswoher kommen. Cuviers Ansicht wurde später, namentlich auch durch Louis Agassiz, verteidigt. Nach ihm gehören die Arten einer bestimmten Erdperiode an und stehen in bestimmter Beziehung zu den in dieser Zeit vorherrschenden physikalischen Verhältnissen und zu andern Arten von Pflanzen und Tieren. Gattungen nennt er „aufs engste miteinander verbundene Gruppen von Tieren, welche weder in der Form noch in der Zusammensetzung ihres Baues voneinander abweichen, sondern einfach in den letzten Struktureigentümlichkeiten ihrer Teile". Die den verschiedenen Formationen angehörigen Tier- und Pflanzenarten hält er für selbständige Schöpfungen Gottes, welche durch großartige und allgemein wirkende Ereignisse voneinander getrennt sind. Diese Schöpfungen verknüpft kein genetisches Band, d. h. sie hängen nicht miteinander zusammen auf dem Wege allmählicher Fortpflanzung und Entwickelung. Diese einzelnen Epochen zeigen namentlich hinsichtlich der Wirbeltiere eine fortschreitende Vervollkommnung hinsichtlich ihrer Form, so daß man unterscheiden kann ein Zeitalter oder Reich der Fische, der Reptilien, der Säugetiere und des Menschen.

In Deutschland bemühten sich die Naturphilosophen, unter ihnen Oken, die ganze Natur aus mehr einheitlichen Gesichtspunkten aufzufassen, die Fäden aufzusuchen, welche die einzelnen Thatsachen verknüpfen. Nach Oken ist alles Organische aus Schleim hervorgegangen, worunter er jede belebte weiche, halbflüssige, organische Substanz (Protoplasma) versteht. Die ersten Organismen entstanden aus „Urschleim", welcher namentlich im Meer vorhanden war, und aus welchem sich alles Pflanzen- und Tierleben entwickelte und zwar zunächst in Gestalt von Infusorien.

Die Tiere vervollkommnen sich in ihrer Gesamtheit, indem sie Organ an Organ setzen, ganz so, wie sich der einzelne Tierleib vervollkommnet. Im Menschen, als dem höchsten Tiere, ist die ganze Tierwelt enthalten, er ist der eigentliche Mikrokosmos.

Als im Jahre 1832 zwischen Cuvier und Geoffroy Saint Hilaire in der französischen Akademie der Streit über die vorgenannten Grundprincipien die heftigsten Formen angenommen hatte, da sehen wir in Deutschland unseren berühmten Altmeister der Litteratur, den 83jährigen Goethe, kurz vor seinem Tode sein wissenschaftliches Glaubensbekenntnis über diese Grundprincipien aussprechen.

Bereits in den siebziger und achtziger Jahren vorigen Jahrhunderts hatte Goethe über die wechselnde Erscheinung des Pflanzenlebens und der ihr

zu Grunde liegenden Ursache nachgedacht. 1787 machte er seine Reise nach Italien, und hier in Sicilien kam er auf den Gedanken der „Metamorphose der Pflanzen“: das Blatt schien ihm das Grundorgan der Pflanze zu sein:

Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleichet der andern,
Und so deutet der Chor auf ein geheimes Gesetz.

„Einerlei Organ“ — so sagt er — „kann als zusammengesetztes Blatt ausgebildet und als Stipula (Nebenblatt) in die größte Einfachheit zurückgezogen werden. Ebendasselbe Organ kann sich nach verschiedenen Umständen zu einer Tragknospe oder zu einem unfruchtbaren Zweige entwickeln. Der Kelch, indem er sich übereilt, kann zur Krone werden, und die Krone kann sich rückwärts dem Kelche nähern. Dadurch werden die mannigfaltigsten Bildungen der Pflanzen möglich.“

Durch Vergleichung der Arten und Gattungen der Insekten kam er auf den Gedanken, daß die Ringe, aus welchen sie sich zusammensetzen, ebenfalls, ähnlich den Pflanzenorganen, bloße Modifikationen eines und desselben Grundorganes seien.

Als er im Jahre 1790 auf dem Judenkirchhofe in Venedig einen gebleichten Schafschädel aufhob, „offenbarte sich ihm der Ursprung des Schädels aus Wirbelknochen“.

Schon aus diesen Bemerkungen erhellt, daß Goethe die organische Natur aus tieferen Gesichtspunkten auffaßte als seine Zeitgenossen.

Die Ansichten Cuviers über stattgehabte gewaltsame Katastrophen und Vernichtung alles Lebendigen sollten gar bald einen Stoß erleiden von einer andern Seite — derjenigen der Geologie. Es war Charles Lyell, dessen Beobachtungen über die Bildung der Erdschichten zu der entgegengesetzten Ansicht führten, welche er 1830 in seinem Werke „Principles of geology“ (Grundsätze der Geologie) niederlegte. Nach ihm sind es alle noch heute thätigen Ursachen „existing causes“, welche die geologischen Erscheinungen hervorgerufen haben. Dieselben waren seit den ältesten Zeiten thätig, aus ihnen müssen sich alle Verhältnisse des Erdinnern erklären lassen. Damit sie diese Wirkungen hervorrufen, sei nichts nötig als die Annahme ungeheuer langer Zeiträume. Das Spiel der Kräfte, welche die Erde umwandeln, war in der Vorzeit dasselbe wie in der heutigen. Noch jetzt arbeiten Luft, Wasser und Feuer ununterbrochen zerstörend und neubildend an der Erdoberfläche, nehmen ungeheure Massen von Stoffen an einer Stelle fort, um sie an der andern wieder abzulagern. So entstehen in den Niederungen und auf dem Boden der Seen und des Meeres neue Schichten, zwischen denen Reste von Pflanzen und Tieren eingebettet und langsam zersetzt werden. Noch jetzt wie früher wirken feurige Kräfte im Erdinnern, drängen feurig flüssige und aschenartige Massen an die Oberfläche, bringen

Hebungen und Senkungen ganzer Länderstrecken und Erdteile hervor. „Die jetzt thätigen Kräfte sind nach Art und Maß dieselben wie die, welche in den entlegensten Zeiten geologische Veränderungen herbeigeführt haben." „Die Bewegung der unorganischen Welt liegt vor und ist greifbar und kann dem Minutenzeiger einer Uhr verglichen werden, dessen Vorrücken man sieht und hört, während die Fluktuationen der lebenden Schöpfung kaum sichtbar sind und der Bewegung des Stundenzeigers gleichen. Nur wenn man hier aufmerksam einige Zeit beobachtet und das Verhältnis seiner Stellung nach Verlauf einiger Zeit vergleicht, vermag man sich von der Wirklichkeit seiner Bewegung zu überzeugen."

So war durch Lyell der „Boden" vorbereitet, auf welchem seit jener Zeit eine neue Ansicht über Bildung und Entwickelung der Erde und der Lebewesen erblühen sollte, welche bis auf die Gegenwart die wissenschaftlichen Geister vollauf beansprucht, und deren Konsequenzen bestimmt zu sein scheinen, eine neue Weltanschauung hervorzurufen.

Der 1882 verstorbene Charles Darwin ist der Schöpfer derselben. Am 12. Februar 1809 in Shrewsbury geboren, genoß Darwin eine sehr sorgfältige Erziehung; er beschäftigte sich von frühester Jugend mit Sammeln allerlei Naturalien und mit Beobachtung allerlei Tiere, machte nach Vollendung seiner Universitätsstudien in Edinburg und Cambridge selbständige zoologische Untersuchungen. 1831 sandte die englische Regierung die Brigg „Beagle" unter Fitz Roy nach Südamerika behufs Ausführung von Längenbestimmungen rings um die Erde und Aufnahme der Küsten und Inseln im stillen Ocean, welche Darwin als wissenschaftlicher Forscher begleitete. Diese Erdumsegelung dauerte bis 1836 und gab ihm Gelegenheit, die weitgehendste Erfahrung über das Tier- und Pflanzenleben der Erde zu sammeln.

„In Südamerika" — so schreibt er später — „traten mir besonders drei Klassen von Erscheinungen sehr lebhaft vor die Seele: 1) die Art und Weise, in welcher sehr nahe verwandte Species einander vertreten und ersetzen, wenn man von Norden nach Süden geht; 2) die nahe Verwandtschaft derjenigen Species, welche die Südamerika nahe gelegenen Inseln bewohnen, und derjenigen Species, welche diesem Festlande eigentümlich sind; dies setzte mich in tiefes Erstaunen, besonders die Verschiedenheit derjenigen Species, welche die nahe gelegenen Inseln des Galapagos-Archipels bewohnen; 3) die nahe Beziehung der zahnlosen Säuge- und Nagetiere zu den ausgestorbenen Arten. Ich werde niemals mein Erstaunen vergessen, als ich ein riesengroßes Panzerstück ausgrub, ähnlich demjenigen eines lebenden Gürteltieres.

„Als ich über diese Thatsachen nachdachte und einige ähnliche Erscheinungen damit verglich, schien es mir wahrscheinlich, daß nahe verwandte

Species von einer gemeinsamen Stammform abstammen könnten. Aber einige Jahre lang konnte ich nicht begreifen, wie eine jede Form so ausgezeichnet ihren besonderen Lebensverhältnissen angepaßt werden konnte. Ich begann darauf systematisch die Haustiere und die Gartenpflanzen zu studieren, und sah nach einiger Zeit deutlich ein, daß die wichtigste umbildende Kraft in des Menschen Zuchtwahlvermögen liege, in seiner Benutzung auserlesener Individuen zur Nachzucht. Dadurch, daß ich vielfach die Lebensweise und Sitten der Tiere studiert hatte, war ich darauf vorbereitet, den Kampf ums Dasein richtig zu würdigen, und meine geologischen Arbeiten gaben mir Vorstellung von der ungeheuren Länge der verflossenen Zeiträume. Als ich dann durch einen glücklichen Zufall das Buch von Malthus „Über die Bevölkerung“ las, tauchte der Gedanke der natürlichen Züchtung in mir auf. Unter allen den untergeordneten Punkten war der letzte, den ich schätzen lernte, die Bedeutung und Ursache des Divergenzprincips.“

Schon Darwins Großvater, Dr. Erasmus Darwin (geboren am 12. Dezember 1731, gestorben 1802), hatte sich übrigens mit ähnlichen Studien beschäftigt und war insbesondere auch biologischen Problemen näher getreten.

Seit dem Jahre 1842 lebte Darwin in aller Zurückgezogenheit in dem Dorfe Down in der Nähe der südöstlich von London gelegenen Städtchen Beckenham und Bromley und war bis zu seinem Tode am 19. April 1882 ununterbrochen thätig mit Erforschung der Tier- und Pflanzenwelt in Versuchen und Beobachtungen, die er in zahlreichen Arbeiten niederlegte. Zwanzig Jahre lang trug er seine Theorie mit sich herum, ohne auch nur eine Zeile zu veröffentlichen, ununterbrochen suchend nach Beweisen und immer neuen Bestätigungen. Am 1. Juli 1858 geschah eine kurze Mitteilung derselben durch Lyell und Hooker in der Linné'schen Gesellschaft in London; 1859 erschien dann sein epochemachendes Werk „Über Entstehung der Arten im Tier- und Pflanzenreich“, welches eine neue Ära in der Naturgeschichte begründen sollte. Seine Theorie über Abstammung und Entwickelung der Lebewesen ist als Selektionstheorie, Descendenzlehre, Darwinismus bekannt, und die naturwissenschaftliche Forschung, man kann sagen des ganzen Erdballs, ist gegenwärtig damit beschäftigt, ihre Hauptsätze zu prüfen und zu vervollständigen. Die Zukunft wird lehren, was diese Theorie wirklich Wahres in sich birgt, was der Berichtigung bedarf; soviel darf behauptet werden, daß sie das erstemal wissenschaftlich versucht, das große Problem der Weltentstehung und Entwickelung auf natürliche Weise zu lösen.

Darwin geht von der Thatsache aus, daß jeder Organismus, jede Pflanzen- und Tierart innerhalb gewisser Grenzen veränderlich sei und die durch äußere und innere Einflüsse hervorgerufenen Abänderungen sich bei der Nachkommenschaft äußern. Die Art ist hiernach nichts Beständiges,

sondern ein Wandelbares. Die erste Abweichung in der Organisation der Nachkommenschaft ist gering, erweist sie sich aber als dem Leben des Organismus nützlich, so bleibt sie bestehen und schreitet vorwärts; ist sie schädlich, so verschwindet sie. Die sich in unendlichen Zeiträumen ununterbrochen fortsetzende Veränderung der Tier- und Pflanzenarten stellen ebenso viele Vervollkommnungen dar. Unter den neuen Formen haben diejenigen die größten Aussichten sich fortzuerhalten, welche so organisiert sind, daß sie allen auf sie schädlich wirkenden Einflüssen den größten Widerstand entgegensetzen. In welcher Richtung sich die Nachkommenschaft entwickelt und Abweichungen erzeugt, hängt ab von der Art der feindlichen Einflüsse, z. B. dem Aufenthalt, dem Klima, der Nahrung, der feindlichen Mitwelt u. s. w. Die Abweichungen können also sehr verschiedenartige sein, so daß selbst aus einer und derselben Urform im Laufe langer Zeiträume sehr verschieden gestaltete Organismen hervorgehen, neue Arten, Gattungen, Ordnungen, Familien und Klassen, die einander hinsichtlich der Form und Verrichtung der Organe schroff gegenüberstehen. Aus einer Art entstehen also allmählich ganze Reihen neuer Arten; es bildet sich so eine Stufenleiter organischer Wesen vom Niederen zum Höheren, wie sich dieselbe in der That nachweisen läßt. Zu ihrer Entstehung bedarf es nichts als der vor unseren Augen thätigen, aber über unendlich lange Zeiträume wirkenden Naturkräfte.

Es ist ein Naturgesetz, daß jede Tier- und Pflanzenart neue Arten erzeugt, sich fortpflanzt, und daß diese Vermehrung bei ungehinderter Entwickelung eine unbegrenzte ist. Hiernach wäre jede Art in nicht sehr langen Zeiträumen fähig, sich über die Erde auszubreiten. Eine einzige einjährige Pflanze, die nur 2 Samen erzeugt, hat nach Linné in 20 Jahren bereits eine Million Nachkommen. Der Gartenmohn, welcher 2000 Samen liefert, würde bereits in der 6. Generation 64 Trillionen Pflanzen aufweisen. Der Elefant, das am langsamsten sich vermehrende Tier, was in seinem ganzen Leben zwischen dem 30. und 90. Lebensjahre 6 Junge zur Welt bringt, könnte in 500 Jahren 15 Millionen Elefanten erzeugen. Wie groß die Nachkommenschaft eines einzigen Herings in wenigen Jahren ist, läßt sich kaum schätzen, wenn man erwägt, daß man in seinem Rogen 40 000 Eier gezählt hat.

Diese Vermehrung organischer Wesen wird begünstigt durch ihre Fähigkeit, sich von einem Punkte der Erde aus, soweit die Lebensbedingungen reichen, zu verbreiten. Die freibewegliche Tierwelt vermag sich zu Land und zu Wasser oder durch die Luft auf große Entfernungen in kurzer Zeit zu begeben. Diese Migrationsfähigkeit berühren wir hier nur; sie wird und die Art, wie sie in die Erscheinung tritt, weiter unten der Hauptgegenstand unserer Betrachtung sein.

Bei den Pflanzen, denen die freie Beweglichkeit fehlt, tritt sie zwar minder auffällig in die Erscheinung, aber auch ihre Organe schreiten vorwärts; ihre Samen werden umhergeschleudert, vor allen Dingen sind Luft und Wasser, Tiere und Menschen die Vehikel, welche die Pflanzen auf die größten Entfernungen hin tragen.

Auf der Keelinginsel zwischen Neuholland und Vorderindien finden sich 20 Pflanzenarten, die sämtlich auf großen Umwegen durch die Meeresströmungen dahin gelangt sind. Nach Darwin erhalten sich von den Früchten der Pflanzen Englands mindestens 10 % 28 Tage im Meerwasser keimfähig und könnten in dieser Zeit mit der Strömung Hunderte von Seemeilen zurücklegen. Pflanzen und Tiere sind aber namentlich auch durch den Menschen absichtlich oder unabsichtlich verbreitet und in aller Herren Länder in seinen Dienst gezogen worden.

Die Verbreitungsfähigkeit der Tiere und Pflanzen wird nur erschwert und beschränkt durch natürliche Hindernisse, mit welchen das Individuum sich fortwährend im Kampfe befindet, und welche es zu vernichten streben. Die Pflanze kämpft mehr oder minder gegen klimatische Verhältnisse: Kälte, Wärme, Nässe, Trockenheit ꝛc.; das Tier muß seine Nahrung suchen, entweder unter den Pflanzen oder unter den Tieren, und konkurriert hierin mit seinesgleichen, welche ihm Raum und Nahrung streitig machen.

Es ist in der That ein „Kampf ums Dasein", wie dieser Widerstand gegen alle äußern Feinde von Darwin so treffend genannt worden ist, welcher beginnt mit dem Anfang des Lebens eines Pflanzen- oder Tierindividuums und endet mit dessen Tode; ein Kampf eines gegen alle — (also die Mitbewerber) und aller gegen eines.

Dieser Mitbewerb (Konkurrenz) um das Dasein tritt in der Pflanzen- und Tierwelt in auffälligster Weise hervor. Nahe verwandte Pflanzenarten, die gleiche Nahrung beanspruchen, machen einander den Raum streitig, z. B. in unseren Wäldern, wo unter Hunderttausenden von Sämlingen nur wenige ihren Platz behaupten, auf unseren Äckern, wo „Kraut und Unkraut" miteinander im Kampf um die Existenz liegen. Von den Schmarotzerpflanzen, die auf Kosten ihrer Wirte leben, ist bereits früher gesprochen.

Nicht minder heiß ist der Mitbewerb unter den Tieren. Der Kampf ist auch hier unter den am nächsten verwandten Arten am heftigsten. Die Wanderratte (Mus decumanus) hat erst in neuerer Zeit die kleinere Hausratte bei uns fast überall vertrieben; bei den größeren Raubtieren gilt nur das Recht des Stärkeren; Hasen, Feld- und Haselhühner sind von den kleinen Raubtieren bedroht, die Insektenwelt stellt den Pflanzen, die Vogelwelt den Insekten nach u. s. w. Ja selbst zwischen Pflanzen und Tieren spielt sich dieser Kampf ab, wie Darwin gezeigt hat. Die meisten Zwitter-

blüten sind an der Selbstbefruchtung verhindert durch unpassende Größe oder Entwickelung von Staubgefäßen und Stempel. Die Befruchtung erfolgt hier meist durch Insekten. Hundert Stöcke Wiesenklee (Trifolium pratense) z. B. ergaben 2700 Samen, wenn die Blüten von Hummeln besucht werden konnten; andere 100 Stöcke, welche man vor dem Besuch der Hummeln schützte, lieferten nicht einen Samen. Bienen vermögen die Bestäubung nicht auszuführen, da sie nicht so tief in die Blumenkrone eindringen können, als dazu notwendig ist. Wären also keine Hummeln in England, so müßte der Wiesenklee verschwinden. Die Hummeln werden von Feldmäusen bedroht, welche ihre Nester und Waben zerstören; die Feldmäuse sind daher die indirekten Feinde des Wiesenklees. Die Katze aber, welche auf die Mäuse jagt, befördert das Wachstum des Wiesenklees!

In diesem Kampfe ums Dasein siegt entweder das eine Wesen, oder es unterliegt.

Der Sieg ist aber von Folgen für das Individuum begleitet, darin bestehend, daß sein Organismus sich den äußeren Verhältnissen anbequemt und so denselben erfolgreichen Widerstand leistet. Die nächste Wirkung hiervon sind Eigentümlichkeiten in seiner Lebensthätigkeit, seiner Zusammensetzung und Form. Im Kampfe um die Existenz tritt also zunächst eine Anpassung (Adaption) an gegebene Verhältnisse ein, wovon die Folge ist eine Abänderung (Variation) der Charaktere.

Vererbung erworbener Fähigkeiten, Anpassung an gegebene Verhältnisse sind die beiden Funktionen, auf welchen alle Lebensthätigkeiten und Formen der Organismen schließlich beruhen. Jene gründet sich auf die Fortpflanzung, diese auf die Existenzbedingungen.

Die Vererbung ist das konservative (erhaltende) Princip, durch welches die Existenz und Beständigkeit einer Art durch lange Generationsreihen gesichert ist. Sie bezieht sich zunächst auf ursprüngliche alte längst befestigte Eigentümlichkeiten beider Eltern, diese gehen auf die Nachkommen über, wie man aus den zahlreichen Bastarden (Hybriden) der Pflanzen und Tiere ersehen kann. Aber ebenso bezieht sie sich auf erworbene Charaktere, wie man aus der Übertragung von Monstrositäten und Krankheiten auf die Nachkommenschaft ersehen kann.

Die Anpassung ist das fortschrittliche Princip, welches teils am Individuum, teils an dessen Nachkommen die Veränderungen bewirkt. Von welchem Einfluß z. B. hierbei die Quantität und Qualität der Nahrung ist, sieht man am deutlichsten bei den Kulturpflanzen und den Haustieren, welche durch allmähliche Züchtung entstanden sind. Denn sie alle stammen von wilden Arten ab, und erst durch die Fortpflanzung vom Menschen ausgesuchter, geeigneter Individuen und deren eigentümliche Ernährung und

Aufsicht haben sie die für ihn wertvollen Eigenschaften angenommen und auf die Nachkommen vererbt. Nicht selten war hiermit eine auffällige Veränderung der Körperform verbunden, wodurch zahlreiche Abarten und Rassen entstanden, wie wir dies an Pferden, Rindern, Schafen, Schweinen, Tauben, Hühnern sehen. Am auffallendsten stellte sich dies bei der Taubenzucht heraus. Alle Tauben stammen von der wilden Taube (Columba livia) ab, aus welcher in verhältnismäßig kurzer Zeit die Abarten Brieftaube, Pfauentaube ꝛc. durch künstliche Züchtung sich bildeten.

Bei den Pflanzen vermag der Gärtner durch sorgsame Auswahl bei der Fortpflanzung z. B. an den Obstsorten, Rosen, Veilchen, Tulpen ꝛc., die verschiedensten Abarten zu erzeugen.

Ja die Natur selbst trifft ohne des Menschen Beihülfe eine Auswahl der zu erhaltenden Lebewesen, indem sie nur diejenigen im Kampfe ums Dasein erhält, welche lebens- und widerstandskräftig genug sind, um ein höher organisiertes Geschlecht zu erzeugen. (Natürliche Züchtung oder Auslese, natural selection.) Hierzu mögen einige interessante Beispiele folgen. Häufig nehmen Tiere die Färbungen ihres Aufenthaltsortes an, um die Aufmerksamkeit ihrer Feinde schwerer auf sich zu ziehen oder ihre Beute zu täuschen. Blätterfressende Insekten sind häufig grün (Schildkäfer, Heuschrecken, Raupen), rindenfressende grau oder graubraun, Käfer auf sandigem Boden grau, die Tiere der Sandwüsten oder Steppen gelbgrau oder gelbbraun (z. B. Schakal, Gazelle, Hasen ꝛc.), Polarbewohner im Winter weiß, im Sommer dunkel. Andere Tiere schützen sich durch Nachahmung (Mimicry) der Gestalt eines andern Tieres, ziehen sich gleichsam eine Maske an, in welcher sie dann weniger gefährdet sind. So erscheinen die als Glasflügler bekannten Schmetterlinge den Wespen, Hummeln und Bienen ähnlich, gewisse Heuschrecken ahmen Rüsselkäfern nach, viele Fliegen ähneln den Bienen.

Eine bedeutende Unterstützung findet die „natürliche Zuchtwahl" im Gebrauch oder Nichtgebrauch der Organe. Namentlich der letztere erzeugt die durchgreifendsten Veränderungen. Durch solchen Gebrauch, d. i. einseitige Übung, ist aus dem gewöhnlichen Pferde das Rennpferd und schwere Zugpferd entstanden. Die Blindheit der Höhlentiere erklärt sich daraus, daß bei allmählicher Entbehrlichkeit der Augen der Stoffwechsel sich verminderte und das Organ verkümmerte.

Die Flügel vieler Flugtiere (z. B. Arten der Laufkäfer) sind verkümmert, da sie, durch die Existenzbedingungen gezwungen, das Fliegen aufgegeben haben. Von 550 Käferarten Madeiras können über 200 gar nicht oder nur unvollkommen fliegen; die minder guten Flieger waren hier im Vorteil, da die andern durch die Winde übers Meer getrieben wurden.

Die Pflanzen entwickeln hellfarbige, geruchvolle Blüten, sondern Honig ab, um die Insektenwelt anzulocken, welche ihre Fortpflanzung vermitteln. Die Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Insekten sind durch zahlreiche Forschungen von Darwin, Lubbock, Fritz und Hermann Müller u. a. belegt. Ihre Selbstbestäubung verhüten sie durch Trennung der Geschlechter und besondere Einrichtung ihrer Blütenteile (Stempel und Staubgefäße). In diesem Falle können nur Wind und Wasser oder die Tiere (Insekten) helfen, welche den Blütenstaub hinüber auf die Narbe des Stempels tragen. Die Tiere wieder, welche auf die Nahrung dieser Pflanzen angewiesen sind, passen sich diesen Blütenteilen an, namentlich in Bezug auf ihre Mundteile und Füße.

Von besonderer Bedeutung für die Befruchtung der Blumen sind die Bienen, Fliegen und Schmetterlinge; namentlich die honigsaugenden Bienen mit eigenen Sammelapparaten an den Hinterbeinen vollbringen diese Bestäubung in leichter Weise. Durch die Farbe und den Geruch der Blüten angelockt, fliegen sie auf die Blüte und saugen den Honig. Dabei streifen sie den Blütenstaub ab, um ihn beim Niederlassen auf die nächste Blüte auf den Stempel derselben zu übertragen. Die hierzu notwendigen Einrichtungen der Pflanzen und Insekten sind ebenso interessant als wunderbar.

Der Wiesensalbei (Salvia pratensis) zeigt 2 Staubgefäße mit getrennten Staubbeutelhälften, die unter der Oberlippe liegen; der Eingang in die Blumenkronenröhre ist durch 2 Blättchen am Grunde der Staubgefäße geschlossen. Die auf die Blüte fliegende Hummel muß, um den Honig zu saugen, den Kopf in die Röhre der jungen Blüte stecken, wobei sie die Blättchen beiseite schiebt; hierbei drehen sich die Staubgefäße, und ihr Pollen bleibt am Rücken der Hummel hängen. Fliegt die Hummel nun auf eine ältere Blüte, so berührt ihr Rücken gerade die Narbe und überträgt darauf den Blütenstaub. Ähnliche Einrichtungen sind beim Wiesenklee, ja bei vielen Pflanzen, z. B. den Orchideen, sind die Blütenformen genau bestimmten Insekten angepaßt, damit diese die Bestäubung bewirken.

Es ist nun höchst wahrscheinlich, daß durch diese natürliche Züchtung eine fortwährende Summierung der Abänderungen, d. i. zuletzt eine Abweichung des Charakters, somit auch eine von der ursprünglichen verschiedene Tier- und Pflanzenform entsteht. Die Umwandlung der Arten ist also die natürliche Folge. Thatsächlich ist ja auch die Feststellung des Artbegriffes ungemein schwierig, da selbst zwischen den als feststehend angenommenen Formen viele Zwischenarten auftreten. Semper hat eine Reihe tropischer Käfer gesammelt, die man für verschiedene Arten hielt, bis ihre Verbindungsglieder mit anderen Arten aufgefunden waren.

Diese Entwickelungstheorie findet die bedeutsamsten Stützpunkte in dem noch anzudeutenden Auftreten der Organismen in den ältesten versteinerungsführenden Schichten der Erde und in der geographischen Verbreitung der Tiere und Pflanzen.

Alle die in den verschiedenen Erdschichten aufgefundenen Fossilien, so lückenhaft die Funde sein mögen, lassen unverkennbar eine stetige Fortentwickelung, einen Fortschritt der Lebewesen von niedrigeren zu höheren Organisationsstufen erkennen, wie sich aus nachstehender Tabelle ergiebt, die wir zur Vervollständigung beifügen.

Übersicht

der Zeitalter, Formationen, Gesteine und Fossilien.

Nach von Hochstetter.

Zeitalter	Formation	Gesteine	Fossilien überhaupt		Vorherrschende Fossilien
			animalische	vegetabilische	
I. Urzeit der Erde oder archäische Zeit.	Ur-Schiefergebirge. Ur-Gneisgebirge.	Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer, Gneis, Quarz, Kalk, Talk- und Graphitschiefer.	Eozoon. Crinoideureste.	Tange.	Erst (zweifelhafte) Anfänge des organischen Lebens.
II. Das Altertum der Erde. Paläozoische Zeit.	1. Grauwacken- oder Übergangsgebirge.	1. Silur. Grauwacke und Thonschiefer. Quarz, Kalk, Graptolithen- und Alaunschiefer.	Wirbellose Tiere. Graptolithen, Cystideen, Trilobiten. Spuren der ersten Fische.	Kryptogamen. Tange. Selten Lepidodendren und Calamiten.	Kryptogamen, Trilobiten, Cystideen, Graptolithen.
		2. Devon. Rhein-Grauwacke, Thonschiefer. Kalk, Sandstein.	Korallen, Mollusken (Spirifer, Stringocephalus), Goniatiten, Neue Trilobiten. Panzerfische.	Kryptogamen. Erste häufigere Landpflanzen und zwar Gefäßkryptogamen.	Kryptogamen. Panzerfische, Erste Landpflanzen.
	2. Carbonische Formation oder Steinkohlengebirge.	Sandstein, Schieferthon, Kohlenflöze. Kalk, Grauwacke, Thon- und Kieselschiefer.	Trilobiten erlöschen. Crinoideen, Mollusken (Productus). Erste Spinnen, Insekten und Amphibien.	Bedeutende Entwickelung d. Kryptogamen (Sigillarien, Lepidodendren, Calamiten, Farne).	Kryptogamen. Fische. Erste Amphibien. Crinoideen, Productus. Spinnen und Insekten.
	3. Dyas- oder permische Formation.	1. Rotliegendes: Konglomerate von Sandstein und Letten. 2. Zechstein: Zechstein, Kupferschiefer, Gips, Steinsalz, Mergel.	Amphibien und Reptilien. Ungleichschwänzige Schmelzschupper. Productus, Spirifer.	Nadelhölzer und Farne.	Nadelhölzer und Farne. Fische. Ungleichschwänzige Schmelzschupper.

Zeitalter	Formation	Gesteine	Fossilien überhaupt: animalische	Fossilien überhaupt: vegetabilische	Vorherrschende Fossilien
III. Mittelalter der Erde. Mesozoische Zeit.	1. Triasformation oder Salzgebirge.	1. Buntsandstein. Sandstein.			
		2. Muschelkalk. Kalkstein, Dolomit, Gips, Steinsalz.	Froschsaurier und Krokodile. Ältestes Säugetier (Beutelratte). Erste Ammoniten; Krebse. Spuren von Vögeln.	Schachtelhalme, Zapfenbäume, Nadelhölzer. Voltzien.	Nadelhölzer, Zapfenbäume. Fische. Froschsaurier. Erste Ammoniten, Vögel u. Säugetiere.
		3. Keuper. Bunte Mergel, Dolomit, Gips, Kalk, das Rhät.			
	2. Juraformation oder Oolithengebirge.	1. Lias, schwarzer Jura: dunkle, bituminöse Schiefer und Sandsteine, Kalksteine, Eisenoolithe.	Korallen, Schwämme, Tintenfisch, Belemniten, Ammoniten, Schildkröten, Krokodile, Fisch- und Flugsaurier. Erste Knochenfische. Beuteltiere.	Kryptogamen, Baumförmige Schachtelhalme, Nadelhölzer, Zapfenbäume.	Kryptogamen, Zapfen- und Nadelhölzer. Ammoniten, Belemniten, Fisch- und Flugsaurier. Säugetiere.
		2. Brauner Jura: Eisenoolithe, Thone, Sandsteine.			
		3. Weißer Jura: Kalk, Kalkmergel, Mergel, Oolithe.			
	3. Kreideformation oder Quadersandsteingebirge.	Kreide, Kreidetuff, Kalk, Mergel, Quadersandstein, Grünsand, Pläner.	Schwämme, Foraminiferen, Hippuriten, Ammoniten, Belemniten; letztere erlöschen. Säugetiere.	Kryptogamen, Zapfenbäume, tropische Nadelhölzer.	Kryptogamen, Nadelhölzer, Zapfenbäume. Erste Laubhölzer, Hippuriten, Ammoniten. Säugetiere.
IV. Neuzeit der Erde. Känozoische Zeit.	1. Tertiärformation.	Nummuliten und Flysch, Pariser Grobkalk, Londonthon. Molasse, deutsche Braunkohlen, Septarienthone, Gips, Leithakalk, Sand, Schotter.	Nummuliten. Große Säugetiere (Paläotherium, Mastodon, Dinotherium, Affen).	Echte tropische Flora in Centraleuropa (Palme, Bambus, Lorbeer, Feige, Pappel, Ulme, Birke, Magnolie).	In Centraleuropa eine echt tropische Flora. Nummuliten und Paläotherium, Mastodon, Affen.
	2. Quartärformation.	Diluvium: Löß, Lehm, Erratische Blöcke, Schutt, Geröll, Sand. (Eiszeit.) Süß- u. Salzwasserbildungen, Damm- u. Ackererde, Torfmoore, Korallenbänke, Vulkanische Bildungen.	Mammut, Nashorn, Höhlenbär, Rentier, Auerochs, Pferd, Riesenhirsch. Erste Spuren des Menschen.		Eiszeit. Mammut, Urmensch.

Ebenso wichtig ist die Verbreitung der Tier- und Pflanzenwelt. Dieselbe läßt sich aus den natürlichen Lebensbedingungen allein nicht erklären. Denn Klima, Boden, Nahrung reichen zwar aus, daß ein Lebewesen existieren kann, sie sagen aber nicht, wie dasselbe an den Ort gelangt ist, warum es nicht an andern Orten auch auftritt, wo diese Existenzbedingungen gegeben sind, wie wir aus unserer Wanderung um die Erde ersahen. Trotz gleicher Lebensbedingungen, trotz der sehr ähnlichen Verhältnisse in Australien, Südamerika und Südafrika zwischen 25—35° südlicher Breite haben dieselben 3 ganz verschiedene Faunen und Floren.

Die Entwickelungstheorie giebt hierzu den Schlüssel. Nach ihr ist jede Tier- und Pflanzenart im Laufe der Zeiten nur einmal und an einem Orte der Erde (Urheimat, Schöpfungscentrum) entstanden, und von diesem Punkte aus erfolgte ihre Verbreitung und Wanderung, soweit die eigenen Kräfte, die zu Gebote stehenden Transportmittel, die Konfiguration der Erde und der Kampf ums Dasein dies zuließen — begünstigten oder erschwerten. Daß bei solcher Verbreitung Abänderungen, neue Arten von Tieren und Pflanzen, die ja wandernd und kämpfend vordrangen, entstanden, ist natürlich, und ebenso, daß die Nachkommen um so mehr mit der ursprünglichen Art differierten, je weiter sie von ihrem Entstehungsmittelpunkte sich entfernten. Hiernach werden ferner die Verbreitungsbezirke verwandter Arten zusammenhängen müssen, und wenn dies nicht der Fall ist, wenn einzelne Arten zerstreut vorkommen, werden besondere lokale Verhältnisse der Gegenwart oder der Vergangenheit angenommen werden müssen. Von besonderem Interesse ist hier zunächst die Vergleichung der Inselfaunen mit den Festlandsfaunen; denn sollte sich ergeben, daß sämtliche Inseln in ihrer Tierwelt nur Anhängsel des Festlandes seien, so würde dies der genannten Theorie eine große Stütze sein.

Nach Peschel (Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde. 1870) geben sich eine große Anzahl Inseln ohne weiteres als Bruchstücke noch bestehender Kontinente zu erkennen, so Britannien und die asiatischen Inseln, während andere, wie Madagaskar, die Seychellen nicht ein Glied von Afrika bildeten, sondern die Überbleibsel eines eigenartigen ehemaligen Festlandes darstellen und endlich die übrigen Inseln entweder von unterseeischen Vulkanen oder von Korallen herrühren. Nach Forbes hat Großbritannien mit dem europäischen Festlande wiederholt zusammengehangen und ist ebenso oft getrennt worden. Stellt man sich vor, der Meeresboden um Großbritannien und Irland wäre während der Diluvialzeit um 200 m gehoben worden, so würde sich erklären, wie die damals im mittleren Europa auch in den Ebenen verbreiteten nordischen Pflanzen und Tiere sich auch über diese Länder

verbreiten konnten. In der Folgezeit geschah eine Senkung infolge dessen eine Isolierung Großbritanniens und bildete sich die jetzige Konfiguration Europas mit einem milderen Klima. Dadurch wurde der zusammenhängende Verbreitungsbezirk der Pflanzen und Tiere zerrissen, und nur wenige Arten fanden noch auf den Berggipfeln Raum. Diese Senkung erfolgte allmählich in westöstlicher Richtung, so daß Tiere und Pflanzen von Ost nach West einwandern konnten, woraus die Besiedelung mit Tieren und Pflanzen Mitteleuropas der alpinen Flora und Fauna der schottischen und irischen Berge erklärlich wird.

Nach Sclater scheint im indischen Ocean ein eigener Kontinent bestanden zu haben, welcher Madagaskar, die Seychellen, Maskarenen, die indischen Halbinseln, Ceylon, Borneo, Sumatra und Java umfaßte, und der noch jetzt eine ganz eigentümliche Flora und Fauna hat.

„Was den malayischen Archipel anbetrifft" — sagt Alfred Wallace — „so finden wir, daß die weite Seestrecke, welche Java, Sumatra und Borneo voneinander und von Malakka und Siam trennt, so seicht ist, daß überall auf ihr Schiffe ankern können, indem die Tiefe selten über 40 Faden beträgt; und wenn wir bis zur Linie von 100 Faden vorgehen, so können wir die Philippinen und Bali östlich von Java mit einschließen.

„Wenn daher diese Inseln voneinander und vom Festlande durch das Sinken dazwischen liegender Landstrecken getrennt worden sind, so dürfen wir schließen, daß die Trennung eine verhältnismäßig junge ist, da die Tiefe, bis zu welcher das Land gesunken, so gering ist. — Wenn wir nun die Zoologie dieser Länder betrachten, so finden wir eine Bestätigung dessen, was wir suchen, nämlich einen sehr überzeugenden Beweis, daß diese großen Inseln einst dem großen Kontinent angehört haben müssen und erst in einer sehr jungen geologischen Epoche von ihm getrennt sein können. Der Elefant und Tapir von Sumatra und Borneo, das Nashorn von Sumatra und die ähnliche javanische Art, das wilde Rind von Borneo und die javanische Form, die man so lange für eigentümlich hielt, von allen weiß man jetzt, daß sie da oder dort auf dem Festlande von Südasien vorkommen. Es ist unmöglich, daß einst diese großen Tiere die Meerengen überschritten, welche jetzt diese Länder trennen, und ihre Anwesenheit beweist klar, daß, als die Arten entstanden, eine Landverbindung existiert haben muß. Eine beträchtliche Anzahl der kleinen Säuger sind allen Inseln und dem Festlande gemeinsam; aber die großen physikalischen Veränderungen, die vor sich gegangen sein müssen seit der Ablösung und dem Untersinken so großer Strecken, haben den Untergang einiger auf verschiedenen Inseln herbeigeführt, und in einigen Fällen scheint Zeit genug zu Artumwandlungen gewesen zu sein. Vögel und Insekten bestätigen diese Ansicht; denn jede Familie und

fast jede Gattung dieser Gruppen, welche man auf einigen Inseln findet, gehören auch dem asiatischen Festlande an, und in einer größeren Anzahl von Fällen sind die Arten völlig gleich. Die Vögel bieten uns eins der besten Mittel dar zur Bestimmung des Gesetzes der Verteilung. Denn obwohl es auf den ersten Blick scheinen könnte, daß die Wassergrenzen, welche die Landvierfüßer abtrennen von den Vögeln, leicht überschritten werden könnten, ist es in Wirklichkeit doch nicht so. Nehmen wir nämlich die Wasservögel als ausgezeichnete Wanderer aus, so findet es sich, daß die anderen, und besonders die Sperlingsvögel oder die wahren Hocker, welche die große Mehrzahl bilden, im allgemeinen durch Meerengen und Meeresarme ebenso streng abgegrenzt werden als die Vierfüßer. Beispielsweise ist es eine merkwürdige Thatsache, daß Java zahlreiche Vögel besitzt, welche nicht nach Sumatra hinübergehen, obschon diese Inseln nur durch eine 15 englische Meilen breite Straße getrennt sind und Inseln in der Mitte liegen. In der That besitzt Java mehr eigentümliche Vögel und Insekten als Sumatra und Borneo, ein Zeichen, daß es am frühesten vom Festlande abgetrennt wurde. Es folgt dann, was die Eigentümlichkeit der Organismen angeht, Borneo, während Sumatra in allen Tierformen fast so vollkommen mit der Halbinsel Malakka übereinstimmt, daß wir mit Sicherheit schließen können, es sei die zuletzt losgelöste Insel.

„Die Philippinen stimmen in vieler Hinsicht mit Asien und seinen Inseln überein, bieten aber einige Abweichungen, welche anzuzeigen scheinen, daß sie in einer früheren Periode abgetrennt wurden und seitdem einer Reihe von Umwälzungen in ihren physikalischen Verhältnissen unterworfen waren.

„Wenden wir uns nun zum übrigen Teil des Archipels, so finden wir, das alle Inseln östlich von Celebes und Lombock zumeist ebenso auffallende Ähnlichkeit mit Australien und Neuguinea zeigen, als die westlichen zu Asien. Es ist bekannt, daß die Naturerzeugnisse Australiens von denen Asiens mehr abweichen als die der vier älteren Erdteile voneinander. Wirklich steht Australien für sich. Es hat keine Affen, Katzen, Wölfe, Bären oder Hyänen, keine Hirsche oder Antilopen, Schaf oder Rind; weder Elefant noch Pferd, Eichhörnchen oder Kaninchen: kurz nichts von jenen Familientypen der Vierfüßer, die man in jedem anderen Teile der Erde findet. Statt dieser besitzt es nur Beutler, Känguruhs und Opossums und das Schnabeltier. Auch seine Vogelwelt ist fast ganz eigentümlich. Es besitzt weder Spechte noch Fasane, Familien, die überall sonst vorkommen. Statt derselben hat es die erdhügelbauenden Fußhühner, die Honigsauger, Kakadus und pinselzungigen Loris, die sonst nirgends leben. Alle diese auffallenden Eigentümlichkeiten finden sich auch auf den Inseln, welche die südmalayische Abteilung des Archipels bilden.

„Der große Gegensatz zwischen den zwei Abteilungen des Archipels tritt nirgends so plötzlich in die Augen, als wenn man von der Insel Bali nach Lombock übersetzt, wo die beiden Regionen sich am engsten berühren. In Bali haben wir Bartvögel, Fruchtdrosseln und Spechte; in Lombock sieht man diese nicht mehr, aber eine Menge von Kakadus, Honigsaugern und Fußhühnern, die ihrerseits wieder in Bali und allen westlicheren Inseln unbekannt sind. Die Meerenge ist hier 15 englische Meilen breit, so daß man in zwei Stunden von einem dieser beiden großen Distrikte zum andern gelangen kann, die hinsichtlich ihrer Tierbevölkerung so tief voneinander abweichen, als Europa von Amerika. Reisen wir von Java oder Borneo nach Celebes oder den Molukken, so ist der Unterschied noch auffallender. Dort sind die Waldungen reich an Affen, Katzen, Hirschen, Zibethkatzen und Ottern, und man begegnet zahlreichen Formen von Eichhörnchen. Hier — keines dieser Tiere; aber der Kuskus mit dem Greifschwanz ist fast das einzige Landsäugetier, ausgenommen die wilden Schweine, die auf allen diesen Inseln vorkommen, und — wahrscheinlich in neuerer Zeit eingeführte — Hirsche auf Celebes und den Molukken.

„Die auf den westlichen Inseln zahlreich vorkommenden Vögel sind Spechte, Bartvögel, Fruchtdrosseln und Laubdrosseln; man findet sie täglich, und sie geben dem Lande die eigentümliche ornithologische Physiognomie. Sie sind auf den östlichen Inseln ganz unbekannt, wo Honigsauger und Loris die gemeinsten Vögel sind, so daß der Naturforscher sich wie in einer neuen Welt fühlt und schwer sich vorzustellen vermag, daß er in wenigen Tagen, ohne das Land aus Sicht zu verlieren, aus einer Region in die andere übergegangen ist.

„Unzweifelhaft müssen wir aus diesen Thatsachen den Schluß ziehen, daß die östlich von Java und Borneo gelegenen Inseln im wesentlichen einen Teil eines früheren australischen oder pacifischen Kontinentes bilden, obschon einige von ihnen vielleicht nie mit ihm in wirklichem Zusammenhange gestanden. Dieser Kontinent muß schon zertrümmert worden sein, nicht nur ehe die westlichen Inseln sich von Asien trennten, sondern wahrscheinlich schon bevor die Südostspitze von Asien aus dem Ocean aufgetaucht war. Denn man weiß, daß ein großer Teil von Borneo und Java einer ganz jungen geologischen Formation angehört, während diese große Verschiedenheit der Arten, in vielen Fällen auch der Gattungen von den Erzeugnissen der östlichen malayischen Inseln und Australiens, sowie die große Tiefe der See, welche sie jetzt trennt, auf eine verhältnismäßig lange Periode der Isolierung schließen läßt.

„Bezüglich des Verhältnisses der Inseln untereinander ist es interessant zu bemerken, wie ein seichtes Meer immer auf eine neuere Landverbindung

deutet. Die Aru-Inseln, Mysol und Waigiu, sowie auch Jobie stimmen mit Neu-Guinea in ihren Säugetier- und Vögelarten überein, und wir finden, daß sie alle mit Neu-Guinea durch ein seichtes Meer verbunden sind. In der That bezeichnet die Hundert-Faden-Linie vor Neu-Guinea genau die Verbreitung der wahren Paradiesvögel.

„Man muß ferner bemerken — und das ist ein sehr interessanter Punkt in Verbindung mit der Theorie über die Abhängigkeit der specifischen Lebensformen von den äußern Bedingungen — daß diese Einteilung des Archipels in zwei durch eine auffallende Verschiedenheit ihrer Naturprodukte charakterisierte Regionen durchaus nicht in Übereinstimmung steht mit den wesentlichen physikalischen oder klimatischen Abteilungen der Oberfläche. Wir führen nur folgendes an: Borneo und Neu-Guinea, welche in ihrer physikalischen Beschaffenheit einander so ähnlich sind, als zwei bestimmte Länder nur sein können, sind in zoologischer Beziehung polar entgegengesetzt; während Australien mit seinen trockenen Winden, seinen offenen Ebenen, seinen steinigen Wüsten und seinem gemäßigten Klima dennoch Vögel und Vierfüßer besitzt, die denjenigen eng verwandt sind, welche die heißfeuchten, überall die Ebenen und Gebirge Neu-Guineas bedeckenden Waldungen bewohnen."

Wie hieraus hervorgeht, hat in vielen Fällen eine allmähliche Umgestaltung der Erdteile und eine mehr oder minder freiwillige Anpassung der Tier- und Pflanzenwelt nachweislich stattgefunden. Andererseits fehlt es auch nicht an Beispielen gewaltsamer, fast plötzlicher Absperrungen, also Landhebungen, wodurch Meeresteile zu Binnenseen wurden. Der historische Zusammenhang, der heute die alte Welt und den größten Teil der neuen Welt bevölkernden Säugetiere mit ihren Vorgängern läßt sich bis in die Tertiärzeit hin verfolgen. Über die Gestaltung der amerikanischen Verhältnisse spricht sich Rütimeyer folgenderweise aus: „Amerika bietet schon von vornherein in seinem Bau eine von der alten Welt völlig verschiedene Grundlage für Tierverbreitung. Hier nur stellenweis durchbrochene Kämme, welche in der Richtung von Breitengraden das ganze Festland in gebirgige Zonen teilen, welche der Verteilung der Temperatur entsprechen und so in doppelter Weise der Ausdehnung der Tiere bestimmte Bahnen von Ost nach West vorschreiben, während sie für die meisten Tiere eine Wanderung von Nord nach Süd weniger durch ihre Höhe als dadurch hindern, daß an ihnen der Norden fast unmittelbar an den grellen Süden grenzt. Und hinter dieser Mauer, überdies in der Ausdehnung vom kaspischen Meer bis nach China eine Steppen- und Wüstenzone, welche die Tiere des Waldes noch wirksamer einzäunt als das Gebirge. In Amerika können nicht nur Raubtiere, sondern auch Pflanzenfresser ohne Hemmnis von den

Flechtenzonen am Mackenzie durch ihre Tannenwälder des Obersees nach den Magnoliengebieten von Mexiko fortschreiten. 40—50 Breitengrade trennen die Extreme, welche sich am Himalaya berühren, und die großen Ebenen und weiten Flußsysteme scheinen zu Wanderungen fast einzuladen. Die Übereinstimmung des gesamten Tierlebens in Mexiko und Guyana zeigt überdies, wie wenig der Isthmus von Panama ein Überschreiten nach Südamerika hemmt, wo von neuem ein mächtiges Flußgebiet ohne hohe Schranken an das andere stößt; auch keine vegetationslose Wüste auf der ganzen Strecke von den kanadischen Seen bis nach Patagonien.

„Man wird wohl nicht irren, wenn man diesem Umstande die auffällige Verbreitung der fossilen und heutigen Säugetiere Amerikas zu einem guten Teile zuschreibt. Wie wir sahen, ist schon die miocäne Fauna von Nebraska eine Tochter der eocänen der alten Welt. Die pliocäne Tierwelt von Niobrava, welche auf demselben Boden wie Nebraska, nur in jüngeren Sandsteinschichten begraben liegt, belegt dies noch in höherem Maße. Elefanten, Tapire und reichliche Arten von Pferden sind kaum von den altweltlichen verschieden; die Schweine sind, nach ihrem Gebiß zu urteilen, Abkömmlinge europäisch miocäner Palaiochoeriden. Auch die Wiederkäuer sind in den gleichen Genera und teilweise in denselben Species vertreten wie in den gleichartigen Schichten von Europa, als Hirsche, Schafe, Auerochsen; und die fleischfressende sowie die ganze kleine Tierwelt macht darin keine Ausnahme. Viele Genera von exquisit altweltlichem Gepräge sind mit der Zeit selbst weit nach Südamerika vorgedrungen und erloschen daselbst noch kurz vor der Ankunft oder vielleicht sogar unter Mitwirkung des Menschen, so die zwei Mammutarten der Kordilleren und die südamerikanischen Pferde, deren heutige Nachfolger dem auf weit kürzerem Wege diesen insularen Kontinent erreichten. Sogar eine Antilopenart und zwei fernere horntragende Wiederkäuer (Leptotherium) fanden ihren Weg bis Brasilien. Heutzutage sind noch zwei Tapirarten, im Gebiß selbst für Cuviers Auge kaum von dem indischen unterscheidbar, zwei Arten von Schweinen, welche den Charakter ihrer Stammform im Milchgebiß noch erkennbar an sich tragen, und eine Anzahl von Hirschen nebst den Lamas, einem erst in Amerika gebornen und späteren Sprößling der eocänen Anoplotherien, lebende Überreste dieser alten und auf so langem Wege nicht ohne reichliche Verluste an ihren dermaligen Wohnort gelangten Kolonie des Ostens. Man darf kaum zweifeln, daß ein guter Teil der Raubtiere, welche im Diluvium von Südamerika noch mehr als gegenwärtig altweltliche Stammverwandtschaft behalten haben, auf demselben Wege hierher gelangten. Erinnern wir uns jetzt, daß selbst der eocäne Caenopithecus von Egerhingen schon vornehmlich nach heutigen amerikanischen Affen hinwies und Didelphen (Beutelratten) in denselben

Terrains von Europa begraben liegen, so sollte man fast glauben, daß die auf den Aufenthalt auf Bäumen angewiesene Abteilung der Vierhänder sowie der Beutelratten es vorzüglich waren, welche dann in den ungeheuren Waldungen der neuen Heimat sich heimisch fanden und mit neuem Aufschwunge eine große Menge von speciellen Formen zeugten, ohne indes bis heute die Höhe der Entwickelung ihrer in der alten Welt zurückgebliebenen Vettern erreicht zu haben.

„Hier ist es auch am Platze, auf die frühere Bemerkung zurückzukommen, daß eine solche Wanderung der Tiere den Süden der neuen Welt nicht leer an Säugetieren, sondern vielmehr schon reichlich mit den zahnlosen Vertretern einer antarktischen oder doch mindestens südwestlichen Tierwelt besetzt fanden. Die diluviale Fauna von Südamerika, welche von Lund, von Castelnau und Weddell aus den Höhlen von Brasilien und dem Alluvium der Pampas gesammelt worden ist, enthielt in der That unter den 118 aufgeführten Arten, neben den eben erwähnten von wahrscheinlich altweltlichem Stammbaum, nicht weniger als 35 Species von Edentaten und zwar alles Tiere von bedeutender Körpergröße. Sehen wir von 36 Nagern und Fledermäusen, überhaupt von der kleineren Fauna ab, so bilden sie fast die Hälfte der größeren diluvialen Tiere von Südamerika überhaupt. Die vermutlich früher hier ansässig gewordene Gesellschaft der Zahnlosen hielt daher der Invasion aus Norden so ziemlich das Gleichgewicht.

„Es ist begreiflich, daß die gleichen äußeren Hülfsmittel, welche den Zug der Kinder der nördlichen Hemisphäre stets weiter leiteten, auch die Glieder der antarktischen Fauna zur Ausdehnung nach Norden einladen konnten. Wie wir noch heute die fremdartige Form des Faultieres, des Gürteltieres und des Ameisenfressers in Guatemala und Mexiko mitten in einer Tiergesellschaft antreffen, die guten Teils aus noch jetzt in Europa vertretenen Geschlechtern besteht, finden wir daher auch schon in der Diluvialzeit riesige Faultiere und Gürteltiere bis weit hinauf nach Norden verbreitet. Megalonyx, Jeffersoni und Mylodon Harlemi, bis nach Kentucky und Missouri vorgeschobene Posten südamerikanischen Ursprungs, sind in dem Lande der Bisonten und Hirsche eine gleich fremdartige Erscheinung, wie die Mastodonten in den Anden von Neu-Granada und Bolivia. Mischung und Durchdringung zweier vollkommen stammverschiedener Säugetiergruppen fast auf der ganzen ungeheuren Erstreckung beider Hälften des neuen Kontinents bildet überhaupt den hervorstechendsten Charakterzug seiner Tierwelt, und es ist bezeichnend, daß jede Gruppe an Reichtum der Vertretung und an Originalität ihrer Erscheinung in gleichem Maße zunimmt, als wir uns ihrem Ausgangspunkte nähern."

Wie diese Auseinandersetzungen ergeben, spitzt sich die Sache zu der

Frage zu: Hat es ursprünglich soviel Arten als Tiere gegeben, Arten, welche als unveränderlich angesehen werden müssen? oder: Hat es ursprünglich nur eine Art gegeben und sind daraus durch allmähliche Abänderung alle Tiere hervorgegangen?

Diese Fragen gelten auch für das Menschengeschlecht. Wenn seine verschiedenen Gruppen oder Rassen auf den Gebieten ihres Wohnsitzes mit allen inhärierenden Eigenschaften aufgetreten sind, so muß jede Gruppe ursprünglich eine besondere unveränderliche Art oder Species gewesen sein; wenn andererseits alle Rassen auf den verschiedenen Wohngebieten einen gemeinsamen Stamm hatten, so können sie nur durch Umbildung dieser einen Urart entstanden sein, und es kommt darauf an, die Faktoren zu bestimmen, welche diese Änderungen hervorriefen. Im letzteren Falle sind alle Gruppen in Wirklichkeit miteinander blutsverwandt durch die Abstammung.

Um hier Klarheit zu erhalten, ist eine Verständigung über die Begriffe „Art" (Species) und „Rasse" notwendig, über welche die Beobachtungen und Versuche an Tieren und Pflanzen Fingerzeige geben. Sobald man den Begriff „Art" benutzt, denkt man unwillkürlich an gewisse äußere Ähnlichkeit und an die Abstammung. „Der gewöhnliche Bauer erachtet die von dem nämlichen Vater und der nämlichen Mutter abstammenden Kinder als zur nämlichen Art gehörig, wenngleich sie sich durch scheinbare oder wirkliche Ungleichheiten voneinander unterscheiden lassen" (Quatrefages). Diese Auffassung hat sich die Wissenschaft der Zoologie und Botanik angeeignet in dem Sinne, daß bald der Ähnlichkeit, bald der Abstammung eine entscheidendere Bedeutung beigelegt wurde. Quatrefages definiert dieselbe so: „Art ist der Inbegriff aller jener Individuen, die untereinander mehr oder weniger ähnlich sind, und von denen man annehmen darf, daß sie in ununterbrochener Folge und in Familiengliederung von einem einzigen ursprünglichen Paare abstammen." In dieser Definition ist die Ähnlichkeit der Abstammung untergeordnet. Die Arten gleichen sich niemals vollständig, sie weichen vielmehr durch geringere oder größere Verschiedenheiten, durch individuelle Züge voneinander ab. Die Abweichungen der Art sind Veränderungen des specifischen Typus, dessen Veränderlichkeit hierdurch konstatiert wird. Ob die Annahme: Veränderlichkeit der Art, zulässig oder unzulässig sei, darüber entbrannte ein langer heftiger Streit zwischen Geoffroy und Cuvier, den Goethe für weittragender erachtete als die im Jahre 1830 ausgebrochene französische Revolution. Gegenwärtig ist, in Verfolgung Geoffroy-Lamarck'scher Ideen, für die meisten hervorragenden Naturforscher, unter denen wir nur nennen: Wallace, Darwin, Owen, Gubler, Kölliker, Vogt, Huxley, Filippi, Häckel, eine ausgemachte

Sache, daß die auf den höchsten Stufen stehenden Arten aus Umwandlungen niedriger stehender Arten hervorgegangen sind.

Die Ansichten dieser Forscher gehen nur darin auseinander, daß der eine Teil eine plötzliche Umwandlung, der andere eine ungemein langsame für den Thatsachen entsprechend hält. Nach jenen entstand etwa der erste Vogel, indem derselbe aus einem Reptilienei plötzlich hervorkroch; nach diesen mußte derselbe zahlreiche Zwischenstufen durchlaufen, bevor er aus einem Reptil ein wirklicher Vogel geworden war. Alle diese Theorien werden nach Darwin als Darwinismus bezeichnet. Während schon von Lamarck das Gesetz der Vererbung und Organentwickelung aufgestellt wurde, während Geoffroy St. Hilaire auf die ungleiche Entwickelung der Organe und Agassiz darauf hingewiesen hatte, daß sich in der Entwickelungsgeschichte des Embryo die Entstehung der Organismen wiederhole — bildeten für Darwin die langsam eintretenden Umänderungen der Arten im „Kampf ums Dasein" den Ausgangspunkt der Betrachtung, aus welchen sich die Erscheinung der Zuchtwahl und der Vererbung bei den Arten der Organismen ergeben (vergl. oben), wobei dann noch die Anpassung und die Verbreitungsfähigkeit der Geschöpfe eine hervorragende Rolle spielen. Übrigens erkennen auch Darwins Gegner vieles in seinen Ausführungen als zutreffend an, z. B. den Kampf ums Dasein und die sich daraus ergebende natürliche Zuchtwahl. Dagegen mache sich bemerklich, so wenden andere ein, daß Darwin keine vollständig klare Darlegung des Begriffes der Art gebe oder dabei nur an morphologische Verhältnisse denke, die noch nicht einmal überall eine Stütze für seine Ansichten abgeben. Quatrefages weist darauf hin, daß die Umänderungen der Arten, welche im Kampf ums Dasein und durch die Zuchtwahl erfolgen, nicht derart sind, daß dadurch neue Arten entstehen.

„In Korsika kommt noch heutiges Tages ein Hirsch vor, der ähnlich gestaltet ist wie die Dachshunde, und der auch ein anderes Geweih trägt als unsere europäischen Hirsche. Nimmt man bloß auf die morphologischen Charaktere Rücksicht, dann bildet er eine eigene Hirschart. Buffon verschaffte sich nun eine Kuh dieser angeblichen Hirschart, brachte sie in seinen Tierpark, und binnen vier Jahren wurde das Tier größer und schöner, als sonst recht alte und große Hirsche in Frankreich zu werden pflegen. Da nun nach den ausdrücklichen Zeugnissen von Herodot, Aristoteles, Polybius und Plinius weder in Afrika noch in Korsika Hirsche lebten, so muß der Hirsch vom Kontinente nach Korsika verpflanzt worden sein; hier wurden durch lokale Verhältnisse morphologische Umänderungen dieser Tierart veranlaßt, ohne daß dieselbe jedoch der Fähigkeit verlustig ging, in der frühern Heimat wiederum in den Besitz der ursprünglichen Charaktere zu kommen.

„Man könnte etwa einwenden, die Natur würde wohl mit der Zeit den begonnenen Versuch zu Ende geführt und den korsikanischen Hirsch vollständig vom Urstamme abgelöst haben. Nach allem aber, was durch Beobachtung und durch Versuche ermittelt worden ist, wird einem solchen Einwande kein Gewicht beigelegt werden dürfen.

„Bei solchen Arten, die teilweise der Macht des Menschen untergeben sind, bietet sich vielfach Gelegenheit, Vergleiche darüber anzustellen, wie die bloßen Naturkräfte für sich allein und wie ein durchdachtes Eingreifen des Menschen auf Abänderung eines specifischen Typus einzuwirken vermögen. Überall, wo der Mensch eingreift, finden wir zahlreichere und stärker entwickelte Rassen und künstliche Varietäten als unter den in der Wildnis lebenden Rassen und Varietäten. Mögen aber derartige Organismen auch noch so sehr bearbeitet und umgeändert werden, es sind stets nur Rassen dadurch herausgekommen, niemals eine neue Art. In seiner ausgezeichneten Schrift über die Tauben giebt Darwin selbst diesen Satz stillschweigend zu; er spricht nur von Taubenrassen, obwol er erwähnt, die Formenverschiedenheiten seien derartig, daß man zur Aufstellung von mindestens drei oder vier Gattungen genötigt sein würde, wenn sie ebenso im wilden Zustande vorkämen. — Unter den wilden Holztauben dagegen, die als Urstamm aller unserer Haustauben gelten, kommen nur ganz unbedeutende Abänderungsschattierungen vor.

„Und so überall. Wo der Mensch seine Hand auf eine Tier- oder Pflanzenart gelegt hat, da vermochte er, manchmal schon binnen wenigen Jahren, in deren charakteristischen Eigentümlichkeiten Veränderungen zustande zu bringen, wie sie durch die Natur allein seit dem Bestehen jener Art noch nicht erzielt worden waren. Dieses Übergewicht findet seine Erklärung darin, daß der Mensch die Naturkräfte zu lenken und deren schließliche Produkte umzuändern vermag.

„Halten wir uns also nur an Thatsächliches, so müssen uns selbst die morphologischen Verhältnisse zu der Annahme führen, niemals sei eine Art als bloßes Derivat einer andern Art aufgetreten. Wer das Gegenteil behauptet, der stützt sich dabei auf ein Unbekanntes und benutzt statt erfahrungsmäßiger Thatsachen eine bloße Möglichkeit zu seiner Beweisführung.

„Noch fester begründet tritt uns jene Behauptung entgegen, wenn wir das physiologische Verhalten zu Rate ziehen. Auch auf physiologische Umänderungen der Arten vermag der Mensch weit kräftiger einzuwirken als die Natur allein. Bei unsern Kulturpflanzen und ebenso bei unsern Haustieren treten uns nicht bloß Abänderungen der ursprünglichen Form entgegen, sondern auch einzelne Funktionen gestalten sich bei ihnen anders. Hätten wir

die wilde Möhre oder den wilden Meerrettich nur größer gemacht und in den Formverhältnissen verändert, sie würden noch gleich ungenießbar sein; um schmackhaft zu werden, mußte das Auftreten einzelner Elemente verhindert, mußten andere Elemente vervielfältigt werden, der Ernährungs- und Absonderungsprozeß mußte bei diesen Pflanzen eine Abänderung erfahren. Wären die physiologischen Verrichtungen bei den gezüchteten Tieren die nämlichen geblieben wie bei den in Freiheit lebenden, wir würden keine besonderen Rassen aufweisen können, die wegen ihres vorzüglichen Vließes, oder als Milch- wie Fleischrasse, oder wegen ihrer vorzüglichen Arbeitskraft gezüchtet zu werden verdienen. Sogar die Instinkte der Tiere weiß der Mensch sich dienstbar zu machen; wir finden den Vorstehhund neben dem Windhunde, den Trüffelhund neben dem Rattenfänger.

„So etwas kommt in der einfachen Natur nicht vor. Wollte man aber etwa behaupten, durch bloße Naturkräfte würden einstmals auch solche Verhältnisse sich herausbilden können, so würde man sich damit ebenfalls wieder allen Gesetzen der Analogie, allen Erfahrungen und Beobachtungen zuwider auf ein Unbekanntes, auf eine bloße Möglichkeit berufen.

„Daß der Mensch mehr vermag als die Natur, das erhellt auch deutlich genug aus einem Vorgange, der in engerer Beziehung zu den uns hier beschäftigenden Fragen steht.

„Wir haben gesehen, das spontan erzeugte Artenbastarde selbst im Pflanzenreiche nur selten vorkommen, unter den Säugetieren aber derartige Fälle gar nicht bekannt sind. Seitdem der Mensch dieses Versuchsfeld betreten hat, sind pflanzliche Artenbastarde häufiger aufgetreten, und wir kennen auch einen zu den Säugetieren zählenden Artenbastard. Ja der menschlichen Industrie ist es sogar gelungen, in einem Falle pflanzliche Hybriden durch mehr denn 20 Generationen hindurch zu erhalten, ohne daß es zu einem Rückschlagen und zu unregelmäßigem Variieren gekommen ist. Wir wissen aber auch, daß Aegilops speltaeformis nur infolge einer ungemein sorgsamen Behandlung ausdauert, und daß die Pflanze bald aussterben würde, wenn sie den bloßen Naturkräften anheimgegeben wäre.

„Dieser einzige bisher bekannte Ausnahmefall dient somit nur zur Bekräftigung des oben nachgewiesenen Gesetzes, daß die Arten im natürlichen Zustande untereinander unfruchtbar sind. Dieses Gesetz widerstreitet aber durchaus allen jenen Theorien, die gleich dem Darwinismus darauf abzielen, Art und Rasse zu verschmelzen. Huxley hat das ganz richtig erkannt, wenn er sagt: ‚Ich lasse Darwin's Theorie gelten, falls man den Beweis dafür erbringt, daß durch eine einfach auf Zuchtwahl beruhende Kreuzung physiologische Arten entstehen können.‘

„Dieser Beweis ist noch nicht geliefert worden, denn es ist eine bloße

Wortverdrehung, wenn man die weiter oben besprochenen Hybriden, nämlich die Leporiden und die Chabins, als Arten bezeichnet hat. Würde aber auch dem von Huxley ausgesprochenen Desiderate genügt, damit wäre der Haupteinwand gegen die darwinistischen Auffassungen doch noch nicht gehoben.

„Der Darwinismus und die andern Theorien, die eine nur langsam sich vollziehende Umwandlung annehmen, lassen die neue Art immer mit einer Varietät beginnen, bei der irgend ein Charakter zuerst in ganz rudimentärer Form auftritt und sich dann von Generation zu Generation langsam weiter entwickelt. Daraus folgt, daß an den aufeinanderfolgenden Individuen immer nur Rassenunterschiede vorkommen. Nun erleidet die Fruchtbarkeit zwischen Rassen der nämlichen Art keinerlei Abbruch, bei der Hypothese Darwins, Lamarcks und anderer bleiben deshalb die Kreuzungen, ungeachtet der etwa vorhandenen Zwischenstufen, durchaus fruchtbar, und dadurch müßte eine unaufhörliche Vermischung der Stammart mit jener gerade in der Bildung begriffenen Art zustande kommen. Da nun aber gleich vom ersten Anfange an die gleiche Ursache auch die gleichen Wirkungen hervorgerufen hätte, so könnte in den organischen Reichen nur die ausgesprochenste Verwirrung bestehen, wogegen wir doch alles darin aufs beste geordnet finden.

„Darwin selbst und seine Anhänger müssen also annehmen, es trete einmal ein Zeitpunkt ein, wo eine zur Bildung einer neuen Art hinführende Rasse mit frühern Individuen dieser nämlichen Rasse sich nicht mehr fruchtbar kreuzen kann. Wodurch soll denn aber diese die Arten auseinanderhaltende Unfruchtbarkeit hervorgerufen werden? Wann soll das physiologische Band zerrissen werden, welches die Stammart mit der abgeänderten Nachkommenschaft verknüpft, selbst wenn die Abänderung so hochgradig geworden ist wie beim Gnato im Vergleiche zum gewöhnlichen Rinde? Von welcher Ursache soll dieser bedeutsame Umschwung, der die gesamte Anordnung der organischen Welt aufrecht erhält, ausgehen?

„Hierauf antwortet Darwin in seiner Schrift über das Variieren der Tiere und Pflanzen folgendes: ‚Die zwischen verschiedenen Arten obwaltende Unfruchtbarkeit ist nicht das Erzeugnis einer Akkumulation der natürlichen Zuchtwahl, und vielfache Gründe sprechen dafür, daß die Arten beim ersten Entstehen noch nicht damit behaftet waren, deshalb sind wir anzunehmen genötigt, erst während der langsamen Ausbildung der Arten hat die Befruchtungsfähigkeit einmal aufgehört, und nicht näher erkennbare Abänderungen der Organisation haben diese Unfruchtbarkeit herbeigeführt.‘

„Ferner aber will Darwin in den spätern Ausgaben seiner Schrift über die Entstehung der Arten es nicht mehr als durchgreifendes Gesetz gelten

lassen, daß die Rassenbastarde untereinander fruchtbar sind, denn wir wüßten nichts über die Kreuzung der wilden Varietäten (Rassen).

„Zu Gunsten der physiologischen Umwandlung von Rassen in Arten, die mit unserm positiven Wissen durchaus in Widerspruch steht, müssen also Darwin und seine Anhänger die durch Jahrhunderte fortgesetzten Erfahrungen und Beobachtungen umstoßen, an deren Stelle dann eine bloße Möglichkeit, ein Unbekanntes gesetzt wird. Der Darwinismus stützt sich durchaus auf die Möglichkeit der Artenumwandlung, er ist eine Möglichkeitshypothese. Darf man denn aber in der Physik oder in der Chemie auf solche Möglichkeiten ein ganzes System gründen?

„Ähnlichen Beweisführungen begegnen wir leider überall in Darwins Schriften. Wie bei dieser das ganze System begründenden Frage, so benutzt er auch bei der Besprechung bestimmte Einzelverhältnisse — ich erwähne nur der Umwandlung der Meise in einen Nußhäher — die Möglichkeit, den Zufall, die persönliche Überzeugung als Beweismittel. Die darwinsche Schule verschmäht es nicht einmal, daraus für sich Beweise zu schöpfen, wenn wir über gewisse Vorgänge eigentlich nichts wissen. Die Darwinisten müssen zugeben, daß aus den paläontologischen Befunden sich noch keine jener Reihen, welche die Stammarten mit ihren Derivaten verbinden, hat konstruieren lassen, erklären aber, der Reste von den untergegangenen Faunen und Floren seien zu wenige, nur der kleinste Teil jener paläontologischen Schriftstücke sei uns bekannt, und was für die Theorie sprechen würde, das sei ohne Zweifel zugleich mit den versunkenen Kontinenten unter den Wasserfluten begraben u. s. w. Diese Anschauung, sagt Darwin ausdrücklich, ist wohl geeignet, jene Schwierigkeiten teilweise zu beseitigen, wenn nicht vielleicht vollständig aus dem Wege zu räumen. Da darf ich wohl fragen, ob man auch auf irgendeinem andern wissenschaftlichen Gebiete Probleme dadurch der Lösung zugeführt zu haben behaupten würde, weil man von dem, was zu dieser Lösung führen soll, nichts weiß?" (Quatrefages S. 113 u. f.)

„Darwin ist rüstig daran gegangen," — so räsonniert Quatrefages weiter — „das Entstehen der organischen Welt mittels einer Methode zu ergründen, die jener zur Erforschung der anorganischen Welt angewandten ähnlich ist, er hat sich lediglich an sekundäre Ursachen gehalten. Der Versuch ist ihm so wenig gelungen wie Lamarck. Es wird nicht an Nachfolgern fehlen, die gleich diesen beiden großen Geistern dem nämlichen Probleme ihre Kräfte widmen werden. Ob diese etwa eines bessern Erfolgs sich gewärtigen dürfen?

„Ich bin sicherlich am weitesten davon entfernt, der möglichen Ausdehnung und Verbreitung des menschlichen Wissens beschränkende Grenzen stecken zu wollen. Ein Fortschreiten in unsern Wissenschaften ist jedoch beim sinnlich

Wahrnehmbaren an gewisse Bedingungen geknüpft. Durch die genaueste Untersuchung, selbst auch nur eines menschlichen Kunstwerks, erfahren wir doch nichts über die mancherlei vorbereitenden Vorgänge, die seine Herstellung ermöglicht haben. Der Uhrmacher kann nur durch besondere die Uhrmacherei nicht speciell angehende Studien wissen, woher das Eisen stammt, und wie es zu Stahl gemacht wird, wie man eine Feder abplattet und härtet u. s. w.

„Mit den natürlichen Erzeugnissen verhält es sich ganz gleich: ihrem Entstehen liegen andere Kräfte zu Grunde als ihrer Erhaltung, und in dem fertigen Erzeugnisse wirken wieder andere Kräfte. Die genaueste anatomische und physiologische Untersuchung eines erwachsenen Tieres vermag uns über die Metamorphosen der mikroskopischen Zelle, aus der ein Hund, ein Elefant oder auch ein Mensch hervorgeht, noch keinen Aufschluß zu bringen.

„Bis jetzt habe ich nur fertige Arten in Betrachtung gezogen; wir wissen noch nichts davon, wie sie entstanden sind. Soviel aber wissen wir, jene unbekannte Ursache, der die untergegangenen wie die noch lebenden Arten den Ursprung verdanken, ist zu wiederholten Malen und mit Unterbrechungen auf der Oberfläche unserer Erde thätig gewesen. Nichts berechtigt uns anzunehmen, diese unbekannte Ursache sei nunmehr erschöpft. Zeitlich scheint zwar ihre Wirksamkeit regelmäßig mit den großen geologischen Umwälzungen zusammengefallen zu sein; das schließt jedoch nicht aus, daß sie vielleicht jetzt noch, wo verhältnismäßige Ruhe herrscht, auf irgendeinem Punkte der Erde wirken kann. Ist dem so, dann kann vielleicht durch irgendeinen glücklichen Zufall der Schleier, der den Ursprung der organischen Arten verhüllt, etwas gelüftet werden. So lange jedoch nichts Sicheres durch Erfahrung und Beobachtung erschlossen worden ist, muß der Naturforscher an der streng wissenschaftlichen Methode festhalten und annehmen, daß die Arten ursprünglich als solche aufgetreten sind und sich fortgesetzt haben. Von diesen Arten gilt alles, was Darwin für seinen alleinigen Prototypus annimmt. Das zuverlässige positive Wissen, das durch die Arbeit von fast zwei Jahrhunderten erlangt worden ist, darf nicht bloßen Hypothesen, so geistreich sie auch sein mögen, mittels deren man ein bisher Unerklärliches zu erklären unternimmt, zum Opfer fallen." (Quatrefages S. 120.)

Soweit der Europäer sich die Erde durch seine Reisen und Entdeckungen aufgeschlossen hat, hat er sie mehr oder weniger bevölkert gefunden. Die Menschen können nun diese ihre Wohnorte seit ihrem Ursprunge innegehabt oder dieselben, von ihrem Ursprungsorte ausgehend, später erst aufgesucht haben. Jene Annahme setzt voraus, daß die Menschen an verschiedenen geographischen Punkten zugleich aufgetreten seien. Agassiz,

welcher entgegen Darwin die Species für unveränderlich hält, nimmt an, es gebe trotz der verschiedenen Rassen nur eine Menschenart, und es seien die Menschen als Völkergruppen mit eigener Sprache entstanden. Die letzteren seien ganz ähnlich specifisch wie die Stimmen der Vögel und bestehen zwischen ihnen keine näheren Beziehungen, wie etwa zwischen dem Brummen verschiedener Bärenarten oder dem Miauen der Katzen auf beiden Kontinenten oder dem Geschnatter verschiedener Entenarten oder dem Gesange der Drosselarten, die ihre harmonischen und fröhlichen Weisen ertönen lassen, jede in ihrem Dialekte, den sie von keiner andern ererbt oder angenommen hat.

Später gab Agassiz, in Rücksicht auf die Widersprüche, in welche er sich verwickelt hatte, den Begriff der Menschenspecies auf, glaubt, daß zahlreiche Menschenschöpfungen stattgefunden haben und die Menschenrassen an gewissen Schöpfungspunkten oder Centren mit den Tier- und Pflanzenarten zugleich entstanden seien. Er läßt den Menschen „nationsweise" mit den der Nation eigentümlichen Charakteren auftreten und teilt die Erde mit Bezug hierauf in 9 Reiche: das polynesische (was nur als Erscheinungscentrum für Tiere und Pflanzen gilt), australische, malayische (oder indische), hottentottische, afrikanische, europäische, mongolische, amerikanische und arktische.

Auch Quatrefages hält die Annahme, daß der Mensch mehrere Erscheinungscentren gehabt haben kann, für nicht ausgeschlossen, obwohl die Ergebnisse der geographischen Verbreitung von Tieren und Pflanzen für ihn zu dem entgegengesetzten Resultate, nämlich dazu führen, der Mensch habe nur ein Schöpfungscentrum gehabt. Dieses, also die Wiege des Menschengeschlechts, vermutet er in der weitausgedehnten Ebene, die südlich und westlich vom Himalaya, westlich vom Bolortag, nordwestlich vom Alatag, nördlich vom Altaï, südlich vom Felina und Küenlün begrenzt wird, da dort drei Grundtypen der verschiedenen Menschenrassen auftreten: die weißen, gelben und schwarzen, was auf keinem Punkte der Erde sonst vorkommt. Diese Vermutung wird gestützt durch die 3 Grundformen der Menschensprache, welche daselbst in ähnlicher Weise verbreitet sind: monosyllabische (Chinesisch, Siamesisch ꝛc.), agglutinierende (Japanisch, Malayisch, Türkisch), flektierende (Sanskrit, Iranisch); ferner durch unsere, aus jener Gegend stammenden ältesten Haustiere. Die neueren paläontologischen Beobachtungen haben gezeigt, daß in der tertiären Epoche Sibirien und Spitzbergen mit Pflanzen bedeckt waren, was ein wärmeres Klima verlangt; ferner, daß die jetzigen Bäreninseln vom Rentier und Mammut bewohnt wurden, Tierarten, welche bei uns in der quaternären Epoche lebten. Da neuerdings im Departement Loir et Cher in mittleren Tertiär-

schichten Kiesel gefunden werden, welche ihre Gestalt nur von Menschenhand bekommen haben können, da hiernach das Auftreten des Menschen in die tertiäre Zeit zu verlegen wäre, so würde die folgende quaternäre wohl schon eine zahlreiche, wahrscheinlich von den Erträgnissen der Jagd lebende Bevölkerung gehabt haben. Hiernach kann man annehmen, der tertiäre Mensch Nordasiens habe ebenfalls die obengenannten Tiere gejagt und sei erst später durch das sich verändernde Klima mit seinem Wilde gezwungen worden, nach dem Süden auszuwandern. So würde die Urheimat des Menschengeschlechts, sein Erscheinungscentrum, allerdings etwas mehr nach Norden zu verlegen sein.

Wenn hiernach in Asien die Urheimat der einen Menschenart, von der alle Rassen abstammen, gewesen sein mag, so bleibt die Frage zu erörtern, in welcher Weise die allmähliche Ausbreitung über die Erde erfolgt ist. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dieselbe ähnlich wie bei den Tieren durch Wanderungen einzelner Stämme oder Völkerschaften, hervorgerufen aus irgend welchem Grunde, zu ermöglichen war; wir haben uns daher mit ihnen noch einen Augenblick zu beschäftigen.

Quatrefages, welcher sich mit diesen Wanderungen ausführlich beschäftigt, kann den Einwand nicht gelten lassen, die auf der Stufe der Kindheit stehenden Völker hätten nicht über die Hülfsmittel verfügen können, welche für solche Wanderungen erforderlich sind, auch wäre die Natur selbst in ihrem ungezügelten Wirken ihnen entgegengetreten. Denn eine Hirten- und Jägerbevölkerung sei schon durch die Art der Ernährung zur Wanderung bestimmt, auch böte die Konfiguration der Länder, wie uns die Geschichte der Perser erzählt, für den Menschen durchaus kein unübersteigbares Hindernis, ebenso wenig etwa wilde Tiere. Zu allen Zeiten sei er Herr derselben gewesen, bereits in der quaternären Epoche verzehrte er das Rhinoceros. Er erinnert an die Wanderung einer Kalmückenhorde aus dem Jahre 1616: „Etwa um dieses Jahr brach (Quatrefages S. 214) eine Kalmückenhorde aus nicht näher bekannten Gründen von den Grenzen Chinas auf, zog durch Asien und ließ sich im Khanate von Kasan an beiden Ufern der Wolga nieder. Die Horde kam so unter russische Botmäßigkeit, die Regierung aber achtete ihre patriarchalischen Einrichtungen. Die Kalmücken ihrerseits erwiesen sich als treue Unterthanen, und bei verschiedenen Anlässen stellten sie ein zahlreiches Kavalleriekontingent zum russischen Heere. Dieses gute Einvernehmen erhielt sich bis zur Regierung der Kaiserin Katharina. Dieser stand die Wahl zu, ob Ubacha oder Zebeck-Dorchi Anführer der Horde sein sollte, und sie entschied sich für ersteren. Darüber erboste sich Zebeck, und um sich an Rußland zu rächen, entwarf er den Plan, seine Landsleute nach China zurückzubringen. Unter Beihülfe des obersten Lama wußte er auch Ubacha für diesen Plan zu gewinnen, und die Verschwörung,

an der eine ganze Bevölkerung teilnahm, wurde so geheimnisvoll betrieben, daß die russischen Behörden nichts davon ahnten.

„Am 5. Januar 1771 begannen die Kalmücken am linken Ufer der Wolga zusammenzutreten. In Zwischenräumen von je einer halben Stunde bestiegen 15—20 000 Weiber und Kinder alle Wagen oder Kamele, und jeden solchen Trupp begleiteten 10 000 Reiter. Eine Nachhut von 80 000 ausgesuchten Männern deckte die Auswanderung. Ein russischer Offizier, den die Kalmücken eine Strecke weit als Gefangenen mitführten, hat über diese Einzelheiten Bericht geben können; er schätzt die auswandernden Stämme auf mehr als 600 000 Seelen.

„Die Kalmücken wußten recht gut, daß Eile nötig war, wollten sie den Russen entgehen, die natürlich ihren Abzug zu verhindern suchen würden. Binnen sieben Tagen legte der Zug bei trockenem, aber kaltem Wetter mehr denn 100 Lieues zurück. Viele Tiere waren bereits zu Grunde gegangen, und die Milch fing schon an zu fehlen, selbst für die Kinder. Am Djemflusse hatte der Zug zum ersten Male ernste Kämpfe zu bestehen, ein ganzer Clan mit 9000 Reitern wurde hier von Kosaken zusammengehauen.

„Als die Nachricht von dem Auszuge der Kalmücken, wodurch eine Strecke des russischen Reichs zur Wüste wurde, nach Petersburg kam, entsandte Katharina ein Heer, um die Flüchtigen zurückzubringen. Die Kalmücken mußten 80 Lieues vom Djemflusse durch einen Engpaß, auf dessen Gewinnung alles ankam. Durch starken Schneefall wurde aber der Zug zehn Tage lang aufgehalten, und der Engpaß war bereits durch Kosaken besetzt. Doch gelang es Zebeck, diese zu vernichten und zu vertreiben. Der Zug kam durch, mußte aber eilig vorrücken, weil das russische Heer ihm auf der Ferse folgte. Das Schlachtvieh mußte getötet und eingesalzen werden, ja Frauen, Kinder, Greise und Kranke, die nicht mit fortkonnten, mußte man ihrem Schicksale überlassen. — Die Schrecken des Winters nahmen immer mehr zu, Wagen und Pferdegeschirr mußten zur Feuerung verwendet werden. Jedes Nachtlager zählte Hunderte von Erfrorenen. Das Frühjahr setzte endlich diesen Leiden ein Ziel; man überschritt Anfangs Juni den Torgaïfluß, der sich in den kleinen See Aksakal, nordnordöstlich vom Aralsee, ergießt. Binnen fünf Monaten hatten die Auswanderer 700 Lieues zurückgelegt und mehr denn 250 000 Köpfe verloren; von allen ihren Saumtieren waren nur noch die Kamele übrig. Der russische Offizier, Namens Weseloff, wurde bald darauf freigelassen; er kam wieder an die Wolga, indem er der Spur der auf dem Marsche liegen gebliebenen Leichen folgte.

„Die unglücklichen Flüchtlinge glaubten sich jenseits des Torgaïflusses in Sicherheit. Aber das russische Heer folgte ihnen immer, durch den Beistand

der Baschkiren und Kirgisen, der Todfeinde der Kalmücken, mächtig verstärkt. Diese leichtberittenen Genossen eilten dem russischen Heere voran, und gegen sie hatten die auf der Flucht Begriffenen zu kämpfen. Dabei mußten sie noch die Wüsten umgehen, wenn sie nicht Hungers sterben wollten; die bevölkerten Striche aber, durch die sie zogen, erhoben sich bewaffnet, um ihr Land gegen die ausgehungerten Eindringlinge zu verteidigen. Und jetzt litten die Flüchtigen ebenso sehr durch die Hitze des Sommers, wie früher durch die Winterkälte; die Sterblichkeit nahm nicht ab.

„Im September endlich erreichte die Horde die chinesische Grenze. Seit einigen Tagen war Wassermangel gewesen, und als man an einem kleinen See anlangte, stürzte alles dahin, so daß alle Ordnung aufgelöst war. Diesen Moment benutzten die Baschkiren und Kirgisen, die noch immer mit den Flüchtigen plänkelten, zu einem Angriff auf die zerstreute Horde, und dieselbe würde vielleicht vollends vernichtet worden sein, hätte nicht zum Glück der Kaiser Kien-Long in der Umgegend der Jagd obgelegen. Der Kaiser wußte, daß die Kalmücken kommen wollten; man hatte sie schon in der Entfernung wahrgenommen, und sah, daß sie jetzt einem feindlichen Angriffe unterlagen. Da der Kaiser, wie gewöhnlich, eine kleine Armee mit sich führte, so schickte er diese den Angegriffenen zu Hülfe. Ihr Kanonendonner belebte den Mut der hingemordeten Auswanderer von neuem, und ihre Verfolger erlitten eine vollständige Niederlage. Der Kaiser Kien-Long schenkte dann den durch sein Dazwischentreten Erretteten Ländereien, auf denen ihre Nachkommen noch heutiges Tags leben."

Auch die Einwanderungen über das Meer sind trotz vieler Hemmnisse recht wohl möglich. Mit Hülfe der naheliegenden Inseln und unter Benutzung der regelmäßig wechselnden Winde und Meeresströmungen war z. B. das scheinbar vollständig getrennte Polynesien vom indischen Archipel aus recht wohl zu erreichen. Die heutige Bevölkerung dieser Erdstriche von den Sandwichinseln bis Neuseeland, von den Tongainseln bis zur Osterinsel gehört ohne Ausnahme zu derselben Rasse, auch redet sie dieselbe Sprache. Nun kann man sich recht wohl denken, dieses Land habe sich durch successive Senkung erst von dem großen asiatischen Kontinent getrennt und sei in seinen hohen Teilen zur Insel mit ihren vielen Nebeninseln geworden, auf welche sich die gegenwärtige Bevölkerung zurückzog.

Horatio Hale und nach ihm George Grey, Thomson, Shortland, Hochstetter, Remy u. a. haben Geschichte und Sage der Polynesier zum Gegenstande ihrer Forschung gemacht, welche die Verwandtschaft der Bewohner nach Charakter und Sprache unzweifelhaft darthun und beweisen, daß sie eine Gruppe der malayischen Rassen ausmachen. Man glaubt sich zu der Annahme berechtigt, die Insel Buro oder Buru, zwischen

Celebes und Ceram gelegen, sei der Ausgangspunkt für diese Wanderungen. Bei denselben ließen sich drei Völkerzüge unterscheiden: jener, welcher die Samoainseln, ein zweiter, welcher die Tongainseln, ein dritter, der die Fidschigruppe besiedelte. Von hier aus verbreitete sich dann die Invasion nach den Marquesas-, Tahiti-, Savaï-, den Pomotuinseln, den Sandwichinseln bis nach Napo, den Gambiers an der Südostgrenze Polynesiens und südwestlich nach Neuseeland.

Thatsächlich liefert George Grey eine aus den Gesängen der Bewohner der Manaïa- oder Harveysgruppe geschöpfte Beschreibung einer solchen Wanderung, durch welche gezeigt wird, daß dieselben die Entdecker Neuseelands waren. Die Gesänge der Urbewohner jener Inselgruppen sind die historischen Dokumente. Jede Häuptlingsfamilie hat ihren eigenen Gesang, und jeder Vers enthält den Namen eines Häuptlings, seines Weibes und seines Sohnes. Die Verse einer Familie liefern somit eine vollständige Genealogie derselben. So kämen nach Remy auf die Genealogie der Tamehameha in Hawaï 75 Verse. Nach Williams stand Rarotonga 1840 unter dem 29. Abkömmlinge Karikas, des Gründers dieser Kolonie. Nimmt man nun auch mit Hale an, daß viele von den ältesten dieser Verse einen mythologischen Charakter haben, so geben die übrigbleibenden, jede Generation zu 25—30 Jahren gerechnet, doch immerhin Anhaltspunkte über beträchtliche Zeiten. Mit solchem Maßstabe gemessen, berechnet man, daß die Tonga-Insulaner etwa im Jahre 419 unserer Zeitrechnung nach den Marquesas, und die Tahitier gegen 701 auf die Sandwichinseln gelangt seien. So läßt sich etwa die Zeit bestimmen, in welcher auch die Maoris nach Neuseeland einwanderten, und man berechnet, daß dieses Anfangs des 15. Jahrhunderts gewesen sein mag. Die erwähnten Gesänge lassen auch darauf schließen, die von den erwähnten Stämmen in Besitz genommenen Striche seien vor ihnen unbewohnt gewesen.

Hiernach ist die Ansicht nicht unberechtigt, daß Polynesien sich erst durch Senkung von der übrigen Welt abgelöst und durch Einwanderung von Westen nach Osten aus dem malayischen Gebiet von Buru über die Archipele von Samoa und Tonga u. s. w. nach Neuseeland vorgedrungen sei.

Die Einwanderungen in Amerika begegneten, verglichen mit denjenigen Australiens, keinen Schwierigkeiten, da die Kontinente an der Beringsstraße ganz nahe aneinander liegen, zudem die Diomedesinseln, fast genau in der Mitte zwischen Kamtschatka und Alaschka liegend, Zwischenstationen boten. Die hier auftretenden Völkerschaften, die Tschuktschen, welche die beiden gegenüberliegenden Küsten bewohnen, befahren das Meer und unternehmen Reisen; es läßt sich ungezwungen annehmen, die asiatischen Rassen

seien von Norden her in den amerikanischen Kontinent eingedrungen. Endlich zeigt auch der Äquatorialstrom im atlantischen Ocean auf die Richtung, welche die Wanderung aus Südasien nach Afrika und Amerika nehmen konnte. Aus diesen Wanderungen erklärt sich dann die Thatsache, daß in Amerika Völkerrassen auftreten, die, wie bereits Humboldt und d'Orbigny zeigten, mit denen der alten Welt eine auffallende Verwandtschaft erkennen lassen. Ferdinand Kolumbus, der Sohn des Entdeckers Amerikas, erzählt, daß die Bewohner von Guanahani den Bewohnern der kanarischen Inseln ähnlich und diejenigen von Hispaniola (San Domingo oder Haiti) noch schöner und noch weißer seien. Ähnliches berichten Angrand, Rabinal, Gomara von den Peruanern, woraus auf eine Verwandtschaft und einen Zusammenhang zwischen Amerikanern und Asiaten zu schließen.

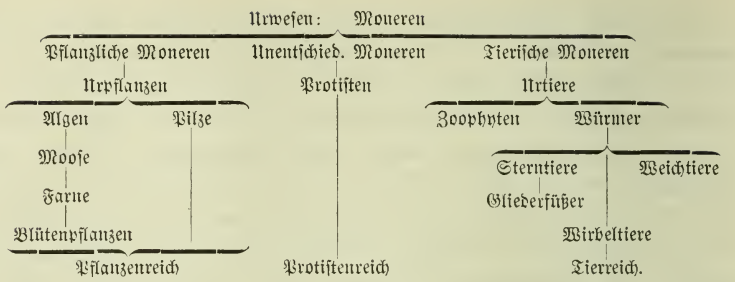
Quatrefages spricht auf Grund solcher Thatsachen die Meinung aus, die Weißen, Gelben und Schwarzen, welche noch jetzt in der amerikanischen Bevölkerung angetroffen werden, seien durch Einwanderung dahin gekommen. Aber nicht allein Asien, auch Europa habe diesem Erdteil seine Kolonisten gesandt, und zwar noch vor der Zeit der großen Entdeckungen Ende des 15. Jahrhunderts. Abgesehen selbst von der Sage der Atlantis, von den phönizischen und karthagischen Traditionen, bieten die Fahrten der Skandinavier, die durch Rafn nach irischen Sagen erzählt sind, hier beachtenswerte Anhaltspunkte.

Nach Gravier läßt sich aus ihnen nachweisen, die Entdeckung Grönlands durch Gunnbjorn sei bereits im Jahre 877 unserer Zeitrechnung erfolgt. 886 fuhr Erich der Rote um das grönländische Kap Farewell und erbaute an einem tiefen Fjord sein Haus Brattahilda, dessen Ruinen man neuerdings auffand. Im Jahre 1000 brach der Sohn Erichs, Leif, dahin auf, er fuhr nach Rhode-Island und benannte es nach dem hier angetroffenen Weinstock das Weinland. Der Bruder Leifs, Thorvald, kam mit 30 Kriegern nach Weinland, ging 1003 bis Long-Island, untersuchte das benachbarte Festland und kehrte dann zurück. 1004 segelte er in der Nähe von Kap Alderston, wurde hier überfallen und fand sein Grab. Die nordische Sage berichtet dann über eine Reihe Fahrten, die vor dem 15. Jahrhundert liegen, durch welche sogar Niederlassungen in Grönland gegründet wurden, die sich in der Folgezeit rasch vermehrten. Die Ansiedler gerieten jedoch mit den Eingeborenen, den heutigen Eskimos, in Streit, wurden von ihnen angegriffen und schließlich von dem Mutterlande selbst abgeschnitten und fast vergessen.

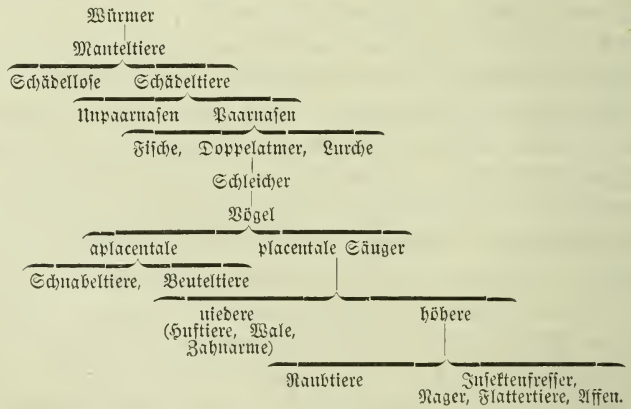
In einem Briefe an Papst Nikolaus VI. vom Jahre 1448 wird gesagt, vor 30 Jahren wären Fremde von den amerikanischen Küsten gekommen und hätten jene Kolonie verwüstet, die Bewohner getötet.

Aus diesen skandinavischen Reisen geht jedenfalls hervor, wie sich das amerikanische Element mit dem europäischen durch Einwanderung vermischen und wie selbst mit einfachen Barken Meerfahrten nach entfernten Küsten unternommen werden und Einwanderungen von statten gehen konnten. Es ist daher nicht übertrieben, wenn Lyell behauptet: „Wären auch die Menschen überall verschwunden bis auf eine einzige Familie, die den Ocean oder den Neuen Kontinent, oder Australien, oder irgend eine Madreporeninsel im stillen Meere bewohnt, sicherlich würden die Nachkommen dieser Familie nach Jahrhunderten die ganze Erde in Besitz nehmen, selbst wenn sie in der Civilisation nicht weiter vorgerückt wären als die Eskimos oder Südsee-Insulaner." —

Da nach der Entwickelungs-Theorie alle lebenden Wesen durch das Band der Abstammung miteinander verbunden und in gewisser Hinsicht die näherstehenden Arten einander ähnlich sind, so schließt sie umgekehrt auf ihre Stammesverwandtschaft und sucht unter Benutzung der Resultate der Morphologie, Anatomie und Physiologie, der Embryologie, Paläontologie und Geographie den Stammbaum der Lebewelt zu entwerfen. Hierbei kommt Darwin, durch obige Thatsachen unterstützt, zu dem Schlusse, „daß die Tiere von höchstens 4 oder 5 und die Pflanzen von ebenso vielen oder noch weniger Stammarten herrühren", und „daß wahrscheinlich alle organischen Wesen, die jemals auf der Erde gelebt, von irgend einer Urform abstammen, welcher das Leben zuerst vom Schöpfer eingehaucht worden ist". Andere Naturforscher geben zu, daß diese Urform auch auf natürlichem Wege durch sogenannte Urzeugung (elternlose Zeugung) könne entstanden sein, obwohl Nachweise für diese Meinung nicht gegeben werden können. Nach Häckel ist ein strukturloses, eiweißartiges, lebendes Schleimkörperchen, die Monere (Amoebe Dujardins) als erstes organisches Wesen, als die Urform anzusehen. Es ist ein einzelliger Organismus aus einer scheinbar völlig homogenen, weichfesten Substanz, dem Protoplasma, bestehend, jedoch mit den organischen Funktionen der Bewegung, Ernährung und Vermehrung ausgestattet. Die Monere differenziert sich bei höherer Entwickelung dann in Zellhaut, Zellkern und Zellinhalt; ihre Fähigkeiten sind eine Mischung von pflanzlichen und tierischen Eigenschaften, so daß er sie zu einem Zwischenreich, dem Reich der Urwesen oder Protisten, vereinigt, zu denen dann noch die Amöben, Flagellaten, Diatomeen und noch andere gerechnet werden. Im Laufe ungezählter Jahre entstanden daraus die zwei Reihen organischer Wesen, die wir als Tiere und Pflanzen kennen. Häckel sucht nun die typischen Formen, die Stämme aufzustellen, welche, vom Menschen angefangen, bis zu dieser Urform zurückführen. Für das ganze organische Reich giebt er folgenden hypothetischen Stammbaum:



Nach Häckel entwickelte sich jeder der Hauptstämme des Pflanzen- und Tierreiches relativ weiter, wie sich am besten an dem höchststehenden Stamme der Tiere, den Wirbeltieren, wahrnehmen läßt. Derselbe zeigt zunächst zwei Gruppen: die Kiemenwirbeltiere und die Lungenwirbeltiere, deren einfachste Form er unter den wasseratmenden Tieren sucht und zwar in dem merkwürdigen Lanzetttierchen (Amphioxus lanceolatus), der einzigen Art der sogenannten Schädellosen. Dasselbe ist durch Vorhandensein des Rückenmarks als Wirbeltier charakterisiert, zeigt aber weder Kopf, noch Schädel, noch Gehirn, noch ein beutelförmiges Herz. Von ihm steigt er nun durch eine Anzahl typischer Formen zu den höchsten Säugetieren, ja zu dem Menschen auf. Den Stammbaum des Wirbeltierstammes stellt Häckel folgenderart hypothetisch auf:



Nach der Übereinstimmung des Menschen mit den höchstentwickelten Wirbeltieren glaubt Häckel denselben den diskoplacentalen Säugetieren zuzählen zu müssen, zu welchen fünf Ordnungen gerechnet werden, und bei welchen es die Affen sind, welche als nächste Verwandte des Menschen erscheinen. Aber keineswegs sind die höchststehenden Affen (Gorilla, Schimpanse) dem Menschen so nahestend, daß sich seine Abstammung von ihnen

direkt annehmen läßt, vielmehr wird angenommen, daß zwischen den höchstorganisierten Affen der Jetztzeit und dem Menschen eine Reihe längst ausgestorbener Zwischenstufen existiert habe, von denen nicht einmal Knochenreste vorhanden sind.

Über die Frage: wie es komme, daß der Mensch sich so hoch erhaben über das höchstentwickelte Tier ausbilden, daß seine Intelligenz steigen konnte bis zu Höhen, von denen aus sie selbst die Natur bemeistert? — über diese Frage verbreitete sich Wallace, der Mitbegründer der Darwin'schen Theorie. Nach ihm ist die Ursache der Zuchtwahl der Nutzen, welcher dem wachsenden Individuum entsteht. Es erwarb das den Kampf ums Dasein kämpfende Geschöpf allmählich körperliche und geistige Eigenschaften, welche seine Existenz gewährleisteten. Bei dem ersten menschenähnlichen Geschöpfe begann sich aus einer unbekannten Ursache die Intelligenz rascher zu entwickeln, und dieselbe gewährte dem Geschöpf mehr Nutzen für sein Bestehen als irgendwelche Abänderung der Organisation. Was früher der letztern zugute kam, das übertrug sich jetzt auf die geistigen Eigenschaften, während die physischen fast unverändert blieben. Jene unbekannte Ursache trat nicht bei den Tieren, sondern nur bei dem ersten menschenähnlichen Geschöpfe in die Erscheinung. Auch die Vorstellungen von Gut und Böse sollen nach Wallace dadurch im Menschen entwickelt worden sein, daß daraus dem Individuum irgendwelche Vorteile erwuchsen. Der gesamte Gedankengang Wallaces würde also sein: die natürliche Zuchtwahl, bei welcher lediglich Naturkräfte wirken, erzeugt die wilden Pflanzen- und Tierarten; die künstliche Zuchtwahl, welche der Mensch hervorruft, vermag vollkommnere Tier- und Pflanzenarten zu schaffen; eine unbekannte göttliche Zuchtwahl schuf den jetzt lebenden Menschen mit Fähigkeiten, die ihn zur höchsten intellektuellen und moralischen Entwickelung führen.

Wie aus den eben angedeuteten Ansichten erkennbar ist, wird der menschliche Geist immer wieder von dem Verlangen erfaßt, Einsicht zu erhalten über die Art, wie die Welt, wie er selbst entstanden ist. Diesem Verlangen gemäß haben sich die wilden Stämme ebenso wie die kultiviertesten eine Kosmogonie zurechtzulegen gesucht und dieselbe teils in ihren Glaubenslehren, teils in der so genannten Wissenschaft zusammengestellt.

„Auch in der modernen Welt war eine auf religiöser Basis ruhende Kosmosgonie lange Zeit hindurch ein Glaubensartikel, die so genannte Wissenschaft schloß sich aufs engste an die Satzungen der Bibel an. Als aber die Wissenschaft auf der Erfahrung und der Beobachtung sich aufzubauen begann und nun rasche Fortschritte machte, da mußte mit Notwendigkeit der Widerspruch mit manchen Angaben der Heiligen Schrift zu Tage

treten, die ja in einer ganz anderen Richtung abgefaßt ist, und deren Inhalt falsch gedeutet worden war. Die Neuzeit geriet in ganz entschiedenen Konflikt mit den Bibelgläubigen, der auch jetzt noch lebhaft genug andauert. (s. oben).

„Die Astronomie und die Geologie haben hier strenge Kritik geübt. An die Unbeweglichkeit unserer Erde, an deren Erschaffung binnen sechs Tagen zu je vierundzwanzig Stunden, an das gleichzeitige Entstehen aller Pflanzen- und Tierarten kann doch jetzt niemand mehr glauben. Der Astronom legt uns mit voller Klarheit das Entstehen der Welten dar, die Geologie aber hat ergründet, wie die Kontinente und die Gewässer, die Berge und die Thäler durch sekundäre im anorganischen Reiche wirkende Ursachen entstanden sind.

„Ein dringenderes Bedürfnis muß es wohl für den Menschen sein, nach einer Erklärung zu suchen, wie die Pflanzen und Tiere, zumal aber der Mensch, entstanden sind. Leider läßt uns die Beobachtung und die Erfahrung hierbei im Stiche. Es fehlt aber nicht an hochgestellten und dabei phantasiereichen Gelehrten, die sich dieser eigentlichen Grundlagen der Naturwissenschaft entschlugen, die in der Weise der griechischen Philosophen die lebende Natur und das Weltall aus einzelnen Thatsachen nach intellektuellen Anschauungen konstruierten, die langjährigen Arbeiten trefflicher Vorgänger, wenn sie etwa störten, ganz über Bord warfen und auf Andersdenkende nur Spott und Ironie häuften. Das Umfassende ihrer verführerischen Theorien, die scheinbar zwingende Schärfe ihrer Erklärungen, vermochten nicht blos jene zu bezaubern, die aufs Wort zu schwören pflegen, auch sonst in der Wissenschaft hochgeachtete Männer haben sich dadurch verlocken lassen.

„Zu siegreicher Erhebung des Darwinismus hat auch die Art seiner Bekämpfung zum Teil mit beigetragen. Hat man doch die Fahne des Dogmatismus gegen ihn aufgepflanzt. Dabei hat sich aber die gleiche Intoleranz bei den auf beiden Seiten stehenden Kämpfern geltend gemacht, die man wohl daran erinnern möchte, daß zwar Galilei in früherer Zeit der Prozeß gemacht wurde, daß aber auch Voltaire in späterer Zeit das Vorkommen von Versteinerungen in Abrede stellte."

Quatrefages beschließt diese seine Auslassungen über den Darwinismus, indem er sagt: „Der altbewährten Methode, welche nur das durch Erfahrung und Beobachtung Nachgewiesene als wahr anerkennen will, bin ich, trotz aller von der neuen Richtung ausgegangenen Spöttereien, treu geblieben. Auf Fragen, welche diese Methode der Lösung bisher nicht zuzuführen vermochte und vielleicht immer ungelöst lassen wird, und dahin gehört auch

die Frage nach der Erschaffung des Menschen, habe ich nur die eine Antwort: das weiß ich nicht.

„Ich will übrigens die mutigen Kämpfer auf der entgegengesetzten Seite keineswegs verdammen. Ist es gelungen, das Zustandekommen unserer gegenwärtigen anorganischen Welt durch sekundäre Ursachen begreiflich zu machen, so darf man auch wohl den Versuch wagen, die Welt des Organischen in gleicher Weise aus sekundären Ursachen zu erklären. Möglich, daß dieser Versuch doch einmal erfolgreich ist! Sollte er aber auch weiterhin wie bisher erfolglos sein, ohne Nutzen ist er doch nicht geblieben. Solche Ausschreitungen der Phantasie geben den Anstoß zu neuen Untersuchungen, eröffnen neue Gesichtspunkte und erweisen sich sonach als befruchtend auf realem Gebiete so gut wie auf idealem Gebiete. Den vorgefaßten Meinungen Darwins haben wir es wohl zu verdanken, daß er uns mit der vortrefflichen Schrift über die 150 Taubenrassen, mit den Arbeiten über den Kampf ums Dasein und über die natürliche Zuchtwahl beschenkt hat."

Wenn auch der Unterschied eines Menschenkindes und eines Affenjungen zur Zeit ihrer Geburt ein geringer ist, wenn auch das Junge eines Orang und Schimpanse dem Kinde im Betragen sehr ähnelt — so wächst dieser Unterschied doch bald in der Entwickelung sehr bedeutend. Das Gehirn des Affen erreicht seine normale Größe schon vor dem ersten Zahnwechsel, beim Kinde fängt die Entwickelung desselben dann erst recht an; während so das Gehirn ein Kindergehirn bleibt, tritt das tierische des Affen in der Ausbildung der Kiefer mehr und mehr in den Vordergrund.

Die Naturforscher sind daher darüber einig, daß aus einem Affen und zwar einem der 4 Anthropomorphen (Gorilla, Orang ꝛc.) sich nie ein Mensch entwickeln kann, und es ist eine durchaus falsche Auffassung auch der Lehren Darwins, wenn man aus ihnen dies gefolgert hat. Er hat dieses niemals behauptet, wohl aber ist er, und mit ihm die neuere Naturforschung ziemlich allgemein, der Ansicht, die Vorfahren des Menschen seien die Abkömmlinge einer längst ausgestorbenen Art der Katarrhinengruppe der frühesten Tertiärzeit. Diese Vermutung würde zur nicht mehr zweifelhaften Thatsache werden, wenn es gelänge, die allmählichen Übergangsformen in den fossilen Resten der Erdschichten einstens aufzufinden.

Daß unsere Verstandes- und Gewissensthätigkeiten uns vom Tiere vollständig trennen, ist bereits hervorgehoben und auch von Darwin besonders betont worden. Immerhin hält man sich nach obigem berechtigt, dem Menschen eine Stelle im Tierreich anzuweisen.

Die neuere Naturwissenschaft hat durch genauere Untersuchungen gezeigt, daß die Unterscheidung des Menschen als Zweihänder von den Affen als

Vierhänder unzulässig sei, da die Fußwurzelknochen des Gorilla nach Zahl, Anordnung und Form durchaus denjenigen des Menschen gleichen, nur daß die Mittelfußknochen und Finger des Gorilla länger und dünner, dagegen die große Zehe kürzer und schwächer als beim Menschen ist. Außerdem hat der Greiffuß drei Muskeln, welche dem Menschen fehlen. Hiernach sind die hinteren Hände des Gorilla als Füße anzusprechen, und der Begriff Vierhänder wird hinfällig. Immerhin sind aber die Organe bei dem Menschen für eine größere Arbeitsteilung eingerichtet, und hiernach zeigen sie eine weit größere Vollkommenheit, da dieselben hierzu eben mehr differenziert sind. Denn die Vorder- und Hintergliedmaßen des Affen sind nur geeignet zu gleichen Thätigkeiten — nämlich zum Greifen und Klettern, diejenigen des Menschen dagegen zu verschiedenen, und zwar sind es die Füße, die ihn zum aufrechten Gange befähigen, welchen der Affe nur erzwungen annimmt. „Der Mensch im Gegensatz zum Affen steht, geht, läuft, springt, tanzt, klettert, schwimmt, reitet, sitzt und kann lange in der Rückenlage verweilen. Der aufrechte Gang hat die Verkürzung der vorderen Gliedmaßen zur Folge gehabt und, wie C. Vogt bemerkt, auch die Schüsselform des Beckens zum Tragen der Eingeweide. Unser verhältnismäßig so geräumiger Schädel schwebt im Gleichgewicht auf dem Stützpunkte, den ihm die Wirbelsäule gewährt, und treten wie beim Neger die Kiefer stark nach vorn, so verlängert sich zur Beseitigung der Störung sogleich das Hinterhaupt." (O. Peschel.)

„Das Darwin'sche Dogma" — sagt O. Peschel — „gilt uns gleichwohl zwar nicht als ein voll gelungener, immerhin aber als der beste Versuch, den Zusammenhang der älteren mit der neueren Schöpfung zu erklären, und es wird sich nur durch eine befriedigendere Lösung wieder verdrängen lassen. Es ist nicht recht verständlich, wie fromme Gemüter durch diese Lehre beunruhigt werden konnten, denn die Schöpfung gewinnt an Würde und Bedeutung, wenn sie die Kraft der Erneuerung und der Entwickelung des Vollkommenen in sich selbst trägt. Gläubige Christen wollen wir an die Gefahr erinnern, deren sie sich bei Schmähung eines so hochgeachteten Forschers wie Darwin aussetzen. Als Kopernikus mit seiner noch schwach begründeten Lehre von der Planeteneigenschaft der Erde auftrat, ja selbst später, als das Fernrohr in der Sichelgestalt der Venus sowie in der Jupiterswelt die sinnliche Überzeugung und Kepler durch seine Gesetze die strengen Beweise von der Wahrheit der kopernikanischen Anschauung gewährt hatte, wurde dennoch nicht blos von der römischen Kurie, sondern auch von protestantischen Eiferern die neue Offenbarung verdammt. Der wahre Schöpfer wurde, weil er bei seinen Werken nicht ptolemäisch, sondern kopernikanisch verfahren war, in der Person derer, die seinen Weltenbau ver-

kündigten, auf den Index gesetzt und als Ketzer diejenigen verfolgt, auf die Gott, wie Kepler von sich selbst schreibt, 6000 Jahre gewartet hatte, damit sie seine Werke verkündigen sollten. Auch jetzt stehen wieder 2 Schöpfer vor uns, der Schöpfer, wie ihn Cuvier sich dachte, der seine Werke vernichtet, weil er bessere ersonnen hat, und der Schöpfer, wie ihn Darwin sich denkt, der das Belebte veränderlich geschaffen, die Richtung dieses Gestaltenwechsels aber vorausgesehen hat und nun die Uhr ablaufen läßt, ohne ihren Gang zu stören.

„Ein einziger fossiler Fund, den wir übrigens weder herbeisehnen noch voraus ankündigen wollen, könnte morgen schon bekräftigen, daß der wahre Schöpfer der Darwin'schen Vorstellung näher stehe als der von Cuvier, und die unbesonnenen Eiferer würden dann wie die Verfolger Galileis sich anzuklagen haben, daß sie den wahren Gott zu Gunsten eines wissenschaftlichen Phantoms verfolgt hätten.

„Darwin hat in der Annahme und in den vorgelegten Thatsachen über die Veränderlichkeit der Arten das Dogma ihrer Unveränderlichkeit ungemein geschwächt und auch für den Menschen die Ansicht glaubwürdig gemacht, daß seine Rassen alle von einer einzigen Urform abstammen und sich aus derselben durch Vererbung und Anhäufung gewisser Merkmale die Spielarten entwickelten.

„Hiernach kann es nicht überraschen, wenn nirgends scharfe Grenzen für die einzelnen Menschenrassen sich finden, dieselben vielmehr durch tausend und abertausend unmeßbare körperliche Übergänge miteinander verbunden sind. Ja ein einziges Merkmal, die allen Menschenrassen zukommenden Verstandes- und Gesittungs-Fähigkeiten, würde hinreichen, ihre innige Verwandtschaft, um nicht zu sagen ihre Gleichheit, und damit die Einheit des Menschengeschlechtes darzuthun.

„Wie man auch über die Richtigkeit des Darwinismus denken mag — mehr wie je hat er die Geister aufgerüttelt und ihnen neue Wege der naturwissenschaftlichen Kenntnis gezeigt, die von den größten Erfolgen begleitet sind, und er ist der erste wirklich naturphilosophische Versuch, die Organismen, eingeschlossen den Menschen, auf Grundlage des Kausalitätsgesetzes auf eine einheitliche, in ihnen liegende natürliche Ursache zurückzuführen. Und die Zeichen mehren sich, daß dieser Versuch nicht aussichtslos, am allerwenigsten widersinnig sei. Von allen Seiten werden Bausteine herbeigetragen, um diesen grandiosen Naturpalast auszubauen, scheinbar ganz abgelegene wissenschaftliche Gebiete, wie z. B. die Sprachforschung (vergl. oben), bringen ihm stützende beglaubigte Thatsachen. Geologie, Paläontologie, Altertumskunde, vergleichende Anatomie, Physiologie bekennen sich in vielen ihrer ausgezeichnetsten Vertreter rückhaltlos zur Descendenztheorie und

sind thätig, dunkle Gebiete zu erhellen, die Ansichten im Feuer der Kritik zu schmelzen und zu läutern, um zu dem Silberblick der Wahrheit vorzudringen.

„Agassiz, welcher noch 1873 erklärte: ‚Im Reiche der Tiere werden keine kirchlichen oder civilen Geburtsregister geführt, keine Stammbäume gehalten, welche uns sagen könnten, ob die Individuen, die wir jetzt kennen, von diesem oder jenem Ahnherrn abstammen. Wir können die Tiere nur anatomisch und physiologisch miteinander vergleichen, können der Art und Weise ihrer individuellen Entwickelung folgen, ihre Lebensweise beobachten, ihre geographische Verbreitung, ihre allmähliche Aufeinanderfolge in den verschiedensten Perioden mit einem großen Aufwande von Beobachtungen und Vergleichungen erforschen, und indem wir die Resultate all dieser Untersuchungen und Beobachtungen zusammenfassen, dann die Tiere nach ihrer Ähnlichkeit, dem Grade ihrer Verwandtschaft gruppieren. Aber weitergehen und behaupten, daß, weil die Tiere einander ähnlich sind, sie auch eines von dem andern abstammen, heißt etwas behaupten, von dem wir durchaus keine Kenntnis haben. Ähnlichkeit beweist keine Abstammung im Erbrecht‘, — derselbe Agassiz, der entschiedenste Gegner Darwins, bekennt später dem bekannten englischen Physiker Tyndall: ‚Ich muß gestehen, daß ich nicht darauf gefaßt war, diese Theorie in dem Maße, wie es geschehen ist, von den besten Köpfen unserer Zeit aufgenommen zu sehen‘. —

„Aber bei all seiner Wichtigkeit muß man immer festhalten, daß der Darwinismus eine Theorie bleibt, welche selbst keinen Anspruch erhebt — wenigstens nach den Aussprüchen des Urhebers selbst und seiner berufenen Nachfolger — die letzten Probleme über den Ursprung des Lebens erklären zu wollen. Darwin selbst bekennt das Unzureichende seiner Ansicht in dieser Richtung und warnt vor nutzloser Spekulation. Die erste Entstehung des Lebens auf der Erde, die Ursache desselben und seiner Entwickelung und Ausbreitung bleibt nach wie vor Geheimnis und dem menschlichen Erkennen gänzlich verborgen. Ebensowenig vermag sie über den Grund unseres Selbstbewußtseins auch nur die geringste Aufklärung zu geben.

„Hier ist die Kluft, über welche keine Brücke in das Jenseits des gelobten Landes der Wahrheit führt, und wir Menschen bekennen müssen: Ignorabimus.“

Ehe wir dieses wichtige Kapitel schließen, geben wir noch einen Überblick über diejenigen naturwissenschaftlichen Theorien, welche den Ursprung des Menschen, des organischen Reiches überhaupt zum Gegenstande haben. Wir schließen die darauf bezüglichen Andeutungen und Hauptsätze an die Namen der betreffenden Autoren an.

Überblick der neueren Theorien

über

den Ursprung der Organismen und des Menschen.

Linné 1750.	Unveränderlichkeit der verschiedenen Arten. Schöpfung derselben.
Cuvier 1795. 1809. 1830.	Unveränderlichkeit der Arten, die nach Erdrevolutionen unabhängig von den früheren auftreten. Neuschöpfung derselben.
Agassiz 1846.	Unveränderlichkeit der Arten. Erdrevolutionen (Eiszeiten). Neuerschaffung neuer Arten anschließend an die untergegangenen.
Lamarck 1795. 1809. **Geoffroy St. Hilaire** 1830.	Gemeinsame Abstammung (Wurzel) aller Lebewesen; allmähliche Umwandlung (Transmutation) hervorgebracht durch Anpassung (Gewöhnung) an äußere Umstände.
Oken 1810.	Die ersten Organismen (Infusorien) entstanden aus Urschleim des Meeres, die Pflanzen und Tiere bestehen aus Infusorien.
Goethe 1790.	Umwandlung der Arten; Pflanze durch Umwandlung des Blattes, (Metamorphose 1787 Sicilien). Tiere durch Umwandlung der Wirbel 1790 (Venedig).
Lyell 1830.	Geologische Veränderungen werden jetzt durch dieselben Kräfte wie früher erzeugt.
Forbes 1846.	Fauna und Flora des Meeres der britischen Inseln sind das Resultat der vorhergegangenen Floren und Faunen.

1844. **Darwin** 1858 (Wallace).
1859.

Die Mannigfaltigkeit der Organismen in Form und Funktion wird erklärt durch:

Umwandlung und wiederholte Spaltung der Arten

hervorgebracht durch

Vererbung.

Veränderlichkeit d. Individuums, **Vererbung der Veränderung**

erzeugt durch

Natürliche Zuchtwahl, Kampf ums Dasein, Anpassung an äußere Verhältnisse.
(Auslese, Natural selection.) (Konkurrenz, struggle for life.) (Accommodation.)

Resultat

Fortentwickelung, **Formenwechsel**

Vervollkommnung d. Individuen u. Arten. der Individuen und Arten.

Häckel 1866.

Zusammenhang organischer Wesen

ergiebt sich in Übereinstimmung innerer und äußerer Merkmale, die teils vererbt, teils erworben.

1. Die in den einzelnen Formationen aufgefundenen Fossilien (Tier- und Pflanzenreste) lassen allmähliche Vervollkommnung der Organismen, Steigerung in der Organisation erkennen. (Fortschritt v. Niederen zum Höheren.)

2. Die aufeinanderfolgenden paläontologischen Formen entsprechen in dieser Reihenfolge den noch jetzt existierenden, von der niedrigsten bis zur höchsten.

3. Die jetzt lebenden Formen der Organismen durchlaufen in ihren Entwickelungsstadien vorübergehend die Formen vom niedrigsten bis höchsten, ehe sie zu dieser letzten, bleibenden, definitiven Form gelangen.

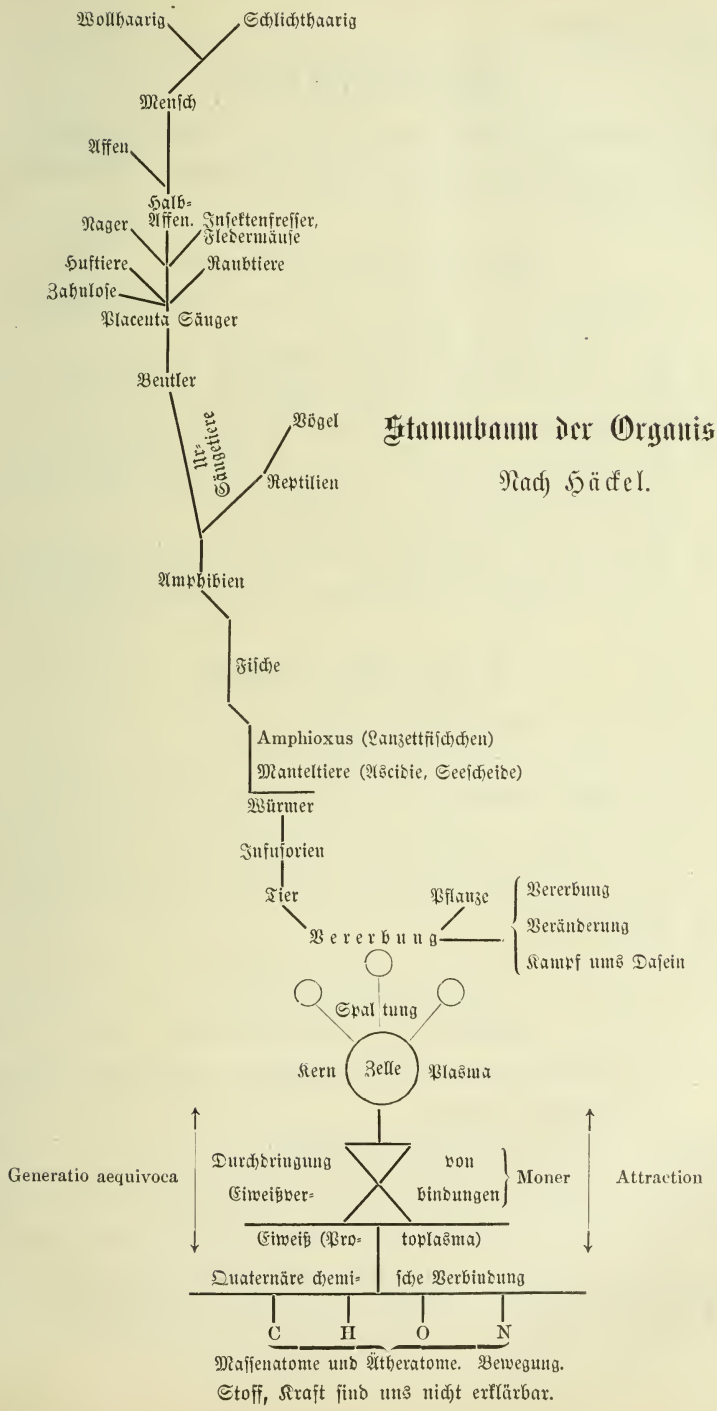
4. Dies zeigt sich in der embryologischen Entwickelung beispielsweise des Menschen, der darin niedere Tierformen durchläuft.

5. Die embryologische Entwickelung des Individuums ist eine kurze Wiederholung der Stammesentwickelung.

6. Die individuelle Entwickelung ist eine Folge der Stammesentwickelung.

7. Diejenigen Geschöpfe gehören gleichen Stämmen an, sind blutsverwandt, deren paläontologische und embryologische Entwickelung gleich oder ähnlich.

8. Daraus ergiebt sich der Zusammenhang, die gemeinsame Wurzel aller organischen Wesen.



Stammbaum der Organismen.

Nach Häckel.

Häckel schließt an die

Kant-Laplace'sche Theorie

und geht, nachdem die Abkühlung der Erde zum Bestande niedriger organischer Formen gesunken, auf Grund der den Elementen inhärenten Kräfte (physikal-chemischen) (oder Anziehung) aus von der

Generatio aequivoca (Urzeugung)

des Protoplasmas (Moneren) aus anorganischen Stoffen.

1. Das Leben ist eine tellurische Erscheinung.
2. Pflanzen und Tiere sind von einzelligen Organismen, die aber nicht dieselben zu sein brauchen, abzuleiten.
3. Nach Bildung von Zellkern und Plasma erreicht die Zelle auf Grund ihres Attraktions-Centrums eine gewisse Größe, dann entstehen neue Centra, es tritt Spaltung ein.
4. Mit dieser ersten Spaltung treten die von Darwin angedeuteten Momente (Vererbung, Veränderung, Kampf ums Dasein ꝛc.) in Kraft.

Quinet, Zöllner, Tyndall

ausgehend von Kant-Laplace.

1. Das Leben ist kosmischer Natur.
2. Die Quelle desselben ist im ganzen Sonnensystem dieselbe.
3. Bei Trennung empfing die Erde alle Keime künftiger Lebewesen.
4. Kraft, Geist und Stoff sind keine Gegensätze, sondern Wirkung eines und desselben Mysteriums, verschiedene Bewegung.
5. Monismus.

Preyer, Hahn u. A.

ausgehend von Kant-Laplace.

1. Das Protoplasma entstand nicht aus unorganischen chemischen Verbindungen (Häckel).
2. Das Leben ist kosmischen Ursprungs.
3. Es war schon mit Trennung der Erde von der Sonne vorhanden.
4. Bei Abkühlung wurden die jetzt unorganischen Körper, die mit dem Protoplasma das Leben bildeten, zuerst abgeschieden.
5. Das Protoplasma, das jetzige Leben blieb übrig.
6. Das Protoplasma ist also ein Produkt sämtlicher Himmelskörper.

Die eben des Ausführlichen dargestellte Entwickelungstheorie zeigt uns die ganze unendliche Reihe der Wirbeltiere, von dem formlosen Protoplasma anfangend bis zu den am vollkommensten gebauten Formen. Sie geht noch einen Schritt weiter, indem sie auf der höchsten Sprosse der Tierleiter den Menschen aus den ihm nächststehenden verwandten Tierformen durch lange Umbildung und Fortentwickelung seiner Organe hervorgehen läßt. Die außerordentliche Übereinstimmung seines Körperbaues und seiner allmählichen Entwickelung mit derjenigen der vollkommensten Tierformen, der discoplacentalen Säuger, gestattet die Annahme, daß sich der menschliche Leib weiter und weiter zu seiner heutigen außerordentlich fein organisierten Form gestaltet, differenziert habe, mithin eine Blutsverwandtschaft zwischen dem Menschen und den discoplacentalen Säugetieren besteht. Der Mensch wäre hiernach hinsichtlich seiner Leibesbeschaffenheit als das jüngste Glied, das vollkommenste Tier anzusehen. Ob es nicht noch *vollkommenere geben könne*, ist eine andere Frage, denn der menschliche Körper leidet allerdings an sehr vielen Unannehmlichkeiten, wohl zu bemerken, in ganz gesundem Zustande. Etwas Angenehmes ist es gewiß nicht, daß er bei starker Bewegung schwitzt, und daß dieser Schweiß bei manchen Leuten, ja überhaupt bei allen südlichen Völkern, von sehr üblem Geruch ist. Angenehm ist es gewiß nicht, daß der Mensch mehr essen muß, als er in den Nutzen seines Körpers verwendet, und daß das Mehrgenossene in fester oder flüssiger Gestalt abgesondert wird. Angenehm kann man wohl schwerlich die Absonderung von ekelhaftem Schleim aus der Nase nennen — wozu ist das alles? Die Pflanze ist auch ein lebendes Wesen, aber sie schnaubt sich nicht die Nase, noch speit sie aus, noch ißt oder trinkt sie mehr, als sie bei sich behalten kann; sie giebt nichts Ekelhaftes von sich — und schön sind gewisse Teile auch nicht, und daß die Ausbildung des Embryo mit so viel Beschwerden für die Mutter, mit einer so großen Entstellung ihres Körpers und mit einer so dauernden Benachteiligung ihrer Gesundheit und ihres Aussehens verbunden ist, gehört nicht zu den Vollkommenheiten des Menschengeschlechts, und die Blumen, bei denen alle auf die Vermehrung bezüglichen Verrichtungen mit einer stets erhöhten Verschönerung verbunden sind, scheinen wenigstens hierin besser bedacht.

Es ließe sich noch sehr vieles andere aufzählen, was den Menschen zu einem noch weit vollkommneren Tiere machen würde, als er wirklich ist, aber so wie es jetzt steht, ist er wirklich das *vollkommenste* Geschöpf, das wir kennen, und er ist weit allen anderen Tieren voraus, selbst den Affen, die ihm noch am ähnlichsten sind.

Der Mensch ist das einzige Tier, was zum aufrechten Gange bestimmt ist, alle anderen ohne alle Ausnahme (Säugetiere) gehen auf vier Füßen,

und selbst der Affe und der Bär richten sich nur zeitweise, etwa zum Kampf, zum Angriff, auf die Hinterbeine auf. Selbst der Orang-Utang hat einen Körperbau, welcher ihm das Aufrechtgehen auf größere Strecken verbietet, und wenn der Gorilla dem Menschen aufrecht gegenüber tritt, so kehrt er doch, verwundet, demselben „die Westseite" zu und läuft auf allen Vieren so schnell davon, als es ihm möglich ist.

Man könnte glauben, weil der Mensch nur zwei Hände, der Affe aber vier Hände hat, so sei der letztere wenigstens in dieser Hinsicht besser organisiert als der Mensch. Dies ist aber keineswegs der Fall. Die Füße des Menschen dienen, um seinen ganzen Körper zu tragen, sie sind daher überwiegend kräftig gebaut, mit sehr viel mehr Fleisch versehen als die Arme. Bei dem Affen ist der Unterschied lange noch nicht halb so groß; die Beine des Menschen sind auch länger als seine Arme, was bei dem Affen wieder nicht der Fall ist, daher der Mensch, auf allen Vieren gehend, hinten höher steht als vorne, indessen umgekehrt die längeren Arme des Affen seinem Rückgrat eine horizontale oder schräge Lage geben, so daß er mit dem Gesäß niedriger steht als mit den Schultern.

Daß der Affe nicht zum Gehen auf zwei Beinen eingerichtet ist, beweist auch schon sein gänzlicher Mangel an Waden, seine Hände an den hinteren Extremitäten aber machen es beinahe ganz unmöglich, daher er auch immer nur auf ganz kurze Zeit aufrecht geht. Die in einen Daumen, vom Fuße abstehend, verwandelte große Zehe kann den Körper nicht schnellen; wenn er springen will, thut er es mit allen vier Händen gleichzeitig. Er ist zum Klettern, und zwar noch dazu zum Klettern in hängender Lage, gebaut, auch sind die Hände dadurch, daß die Daumen sehr viel kürzer sind als bei Menschen, schon offenbar viel schlechter eingerichtet; sie können wohl mit vier langen Fingern einen Ast umfassen, aber nicht mit Daumen und Zeigefinger irgend einen kleinen feinen Gegenstand halten. Der Mensch kann die meisten Verrichtungen, welche er sich aufzulegen beliebt, auf der festen Grundlage seiner Füße mit den zwei losgetrennten Händen vollziehen, der Affe kann in aufrechter Stellung wenig oder gar nichts thun, will er nur eine Nuß öffnen, so setzt er sich auf die großen Schwielen seines Gesäßes und nimmt alle vier Hände dazu.

Aber das bei weitem mehr charakterisierende Kennzeichen seiner höheren Stellung ist sein Geist.

Der Mensch ist ein schwaches, hülfloses Geschöpf; es muß schon ein sehr entschlossener, kräftiger Mann sein, der es wagen will, unbewaffnet mit einem mäßig großen Hunde oder gar mit einem Wolf anzubinden. Der Vorteil der Reißzähne, der Krallen, der geübten Sehnen und Muskeln, der Behendigkeit ist durchweg auf Seiten der Tiere, und dennoch hat der Mensch

vermocht, durch seinen Verstand diese Mängel zu ersetzen solchergestalt, daß er nicht bloß Hund und Wolf, sondern Löwe und Tiger, Rhinoceros und Elefant besiegte.

Kein Tier nimmt gemeinsame Unternehmungen vor, es sei denn die Beraubung eines Fruchtfeldes, eines Gartens, wozu sich die Affen, oder die Erwürgung eines Tieres, wozu sich die Wölfe vereinigen. Der Mensch aber verbindet sich gern und leicht mit seinesgleichen zu hundertfältigen Unternehmungen, nicht allein um den Stier im Urwalde oder das Nilpferd im Schlamme der afrikanischen Sümpfe zu besiegen, nicht allein um seinesgleichen zu bekriegen — dies ist eine böse Schattenseite des menschlichen Geistes — sondern auch um Paläste und Brücken, Kanäle und Eisenbahnen zu bauen, um gewaltige Schiffe herzustellen und mit ihnen alle Oceane zu durchfurchen, von Pol zu Pol zu wandern und Kontinente aufzusuchen, wo keine sind, und Meere aufzusuchen, wo auch keine sind. Er vereinigt sich mit seinesgleichen zu den kühnsten Unternehmungen, zur Besteigung der höchsten Berge, zur Befahrung der tiefsten Höhlen, zur Bereisung der Luft mittelst leichter Gase, zum Untertauchen unter die Fläche des Meeres mittelst komprimierter Gase.

Dies alles vermag kein Tier. Es kann nicht Gedanken fassen, welche über sein unmittelbarstes Ich hinausgehen. Der Mensch hat Entschlüsse, das Tier hat nur Triebe; der Mensch handelt mit Bewußtsein und strebt einem vorgesteckten Ziele nach, das Tier hat nur Bedürfnisse, und es ergiebt sich, sobald diese befriedigt sind, der Ruhe. Das Tier hat ein Kleid, es friert dennoch, das Tier friert, dabei bleibt es; es erduldet den unbequemen Frost, der Mensch weist ihn zurück, er erfindet etwas, wodurch er seinen Frost beseitigen, unterdrücken kann, er verschafft sich ein Kleid, er verschafft sich mehrere, er benutzt das Feuer, um sich eine künstliche Wärme zu bereiten, wenn die natürliche nicht mehr auslangt. Der Affe friert auch, der Affe, der Hund, die Katze suchen die warmen Stellen auf, sie lassen sich ihr Fell bescheinen, aber hiermit ist ihre Thätigkeit auch beendet, denn keines von diesen Tieren weiß das Feuer, das ihnen wohlthut, zu unterhalten. Man kann zu dem brennenden Haufen klein gespaltenes Holz legen in Menge, keinem Affen wird es einfallen, einen Scheit davon zu nehmen und ihn in die Kohlen zu werfen, um sich neue Flammen zu verschaffen.

Die schönsten Empfindungen des Menschen, die heiligsten Gefühle desselben, Liebe zu den Eltern, Liebe zu den Kindern oder zu einem gleichgestimmten Wesen anderen Geschlechts, existieren nur beim Menschen, nicht beim Tiere. So lange das Bedürfnis da ist, scheint etwas derartiges vorvorhanden; die Mutter beschützt ihr Kind, der Löwe bringt Nahrung für sein Weibchen und für seine Jungen — ein paar Löwen oder ein paar Hirsche

kämpfen auch um ein Weibchen — aber sobald die Bedürfnisse beseitigt sind, hört diese Liebe, hört diese Pflege, hört Kampf und Verteidigung auf. Der Hirsch, der Hund hat seinen Trieb befriedigt, er kümmert sich nicht mehr um die Hindin oder um die Hündin. Der junge Hund, der sich nach der Entwöhnung der Mutter nähert, wird von ihr gebissen, sie kennt ihr eigenes Kind nicht mehr, und wenn die Zeit der Brunst herankommt, so ist es ihr gleichgültig, wer sie stillt, ihr eigener Vater oder ihr eigener Sohn, es ist keine Wahl da, es ist keine Liebe da, und der Sohn wird mit seinem Vater sich blutig beißen um seiner Mutter willen und wird sich kein Gewissen daraus machen, ihn zu verwunden, ihn zu töten, eben weil das Kennzeichen des Menschen, die Vernunft, ihm ganz und gar fehlt.

Der Mensch gehört allerdings in die Reihe der Säugetiere. Der Begriff eines solchen läßt sich von dem Begriff des Menschen gar nicht trennen. Es sind zwei verschiedene Individuen nötig, es ist eine eigentliche Begattung nötig, um ein drittes ähnliches Individuum zu erzeugen. Das bereits im Mutterleibe lebende Kind wird ganz ausgebildet und fertig geboren, und es wird genährt an den Brüsten der Mutter; dies alles sind Kennzeichen des Säugetieres.

Übertreibungen hinsichtlich der Ähnlichkeit mit dem Affen.

Die Ähnlichkeit zwischen Affen und Menschen ist überhaupt in äußerstem Grade übertrieben worden durch die wundervollen Erzählungen der Reisenden, welche glaubten, ihren Kredit zu verlieren, wenn sie von ihren Reisen nicht Nachrichten mitbrächten, die vor ihnen noch nie erzählt worden sind. Da ist denn ein Affe auf einem Schiffe gewesen, welcher alle menschlichen Handlungen auf das getreueste nachgeahmt hat, da hat dieser Affe offenbar Verstand und Überlegung gezeigt, hat die Befehle verstanden, hat aber auch selbst Befehle ausgeteilt und sehr darauf geachtet, daß man sie vollziehe und ihm den Respekt nicht versage. Ferner hat man nicht selten junge Tiere aus dem Affengeschlechte für alte gehalten, und die Ähnlichkeit, welche man zufällig bei dem unausgebildeten Tiere fand, wenn man es mit dem Menschen verglich, hat man auf Rechnung wirklicher anatomischer Ähnlichkeiten geschoben. So gehört der Pongo zu denjenigen Affen, welche in ihrer Jugend — die Behaarung ausgenommen — einem dürftig ausgestatteten, schwächlichen Knaben ähnlich sehen; auch in dem Berliner Museum für Anatomie befindet sich das Skelett eines unausgewachsenen Mandril, welches so menschenähnlich ist, daß man allerdings darüber erstaunen müßte,

wenn nicht eben nachgewiesen wäre, daß hier eine Übergangsperiode vorhanden sei, die allerdings nicht maßgebend sein kann für den Bau eines ausgewachsenen Tieres.

Sehr nachteilig haben jedenfalls, wie bereits bemerkt, die Beschreibungen einzelner Reisenden gewirkt. Wenn man z. B. liest, was Trelawney (der angenommene Name eines jüngeren Sohnes) über einen von ihm erlegten Affen sagt, so muß man erstaunen, wie ein vernünftiger Mann, der seine Lebensbeschreibung giebt, solche Aufschneidereien wagen mag. Offenbar hat er den Orang-Utang, von dem er redet, niemals gesehen, sondern er hat ihn nach den Märchen der Malayen beschrieben. Das 2. Kapitel des dritten Bandes seiner Abenteuer in Ostindien ist mit dieser Geschichte erfüllt, und wir wollen sie im Auszuge geben, lediglich um zu zeigen, wie wenig der Wahrheit gemäß sie ist.

Mit seiner jungen Gattin an dem sumpfigen Ufer von Borneo gelandet, hört er seinem Versteck einen Tiger nahen, bereitet sich auf seinen Empfang vor, sieht aber statt des Tiegers einen greisen, behaarten alten Mann erscheinen, welcher behutsam Gebüsche zur Seite beugt, die Gegend überblickt und dann an das Ufer der Bucht heraustritt.

Als der alte Mann freistand, zeigte er das seltsamste Ansehen, was man je erblicken konnte; er war von hoher, magerer, fast ausgemergelter Gestalt und glich keinem der bekannten Volksstämme. Er führte keine andere Waffe als eine gewaltige Keule, so wie die Bewohner der Südsee-Inseln diese zu tragen pflegen. Sein Gesicht war schwarz, mit greisen Haaren bedeckt und von tiefen Runzeln gefurcht, sein Körper schien durch Alter und Krankheit zusammengedrückt, dennoch ging er mit großen Schritten über den rauhen Boden hin; im Ausdruck seines Auges lag eine wilde tückische Bosheit, die ihn einem bösen Dämon ähnlich machte.

Als er zum Meeresstande gekommen war, setzte er sich auf einen Felsblock, ergriff einen starken Stein und schlug sich damit Muscheln und Schnecken auf, die er schnell und gierig verschlang. Sodann nahm er ein großes Blatt, legte einen Haufen Austern und Muscheln darauf und wickelte diese darin fest, darauf schaute er in das Meer hinaus, heftete seine Blicke eine Zeit lang auf das herannahende Boot (welches Trelawney vom Lande abholen sollte), wusch hierauf seine Hände und kehrte etwas eiliger zu dem Orte zurück, aus welchem er hervorgetreten war.

Trelawney wollte ihm nach, seine Gattin suchte ihn abzuhalten und erklärte den Mann für einen Jungle-admie, welcher gefährlicher und listiger und grausamer sei als irgend ein Raubtier. Der Reisende ließ sich nicht abhalten, weil er auf seine körperlichen Kräfte vertraute, und folgte dem greisen Wilden auf einem ziemlich betretenen Fußpfade, indem er sich selbst

möglichst verbarg, hauptsächlich um seine Gattin, die ihm durchaus folgen wollte, keiner unnötigen Gefahr auszusetzen.

Man schlich ihm nach, bis man durch eine ziemlich offene Felsschlucht kam; dort stand der alte Mann still bei einer großen, vor Alter umgefallenen Pinie, aus deren halb verfaultem hingestrecktem Stamm eine Reihe junger Pinienbäume emporschoß. Der Alte maß von diesen mehrere mit einem Stock, zog vier davon mit den Wurzeln aus, brach ihre Zweige ab, drehte sich aus Gras eine Schnur, band die Bäumchen damit zusammen und nahm sie auf seine Schultern und wanderte weiter bis zu einer aus Rohrstäben zusammengeflochtenen, zierlich erbauten Hütte, welche unter einem dicken, ganz mit weißen Blüten überzogenen Baume stand.

Verwundert blickt Trelawney umher, über den guten Geschmack erstaunt, welchen der Einsiedler bei der Wahl seines Wohnplatzes gezeigt. Nahe seiner Hütte erhob sich ein mit Tamarinden und wilden Muskatnüssen bestandener Fels, in dessen unterem Teile sich eine Höhle befand, welche zum Teile von drei schlanken, geradstämmigen, silberglänzenden Betelbäumen versteckt war. Hinter der Hütte dehnte sich eine weite, mit Rohr, Tamarinden, Kaktus, Akazien und Bananen bewachsene Fläche aus.

Nachdem der Greis sein Bündel junger Pinienbäume neben seiner Hütte niedergelegt hatte, kroch er auf Händen und Füßen in dieselbe hinein, denn die Thür mochte kaum zwei Fuß hoch sein; das aus Palmblättern gewebte Dach reichte beinahe bis auf den Boden herab.

Durch eine Gefahr, welche plötzlich seiner Gattin drohte, vergaß er die bisher befolgte Vorsicht und wurde nun von dem Greise entdeckt. Ein rasselndes Geräusch nämlich hatte Trelawneys Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er sah dahin und gewahrte eine giftige Brillenschlange, die seine Gattin anstierte. Er schrie laut vor Entsetzen auf und hob die junge Frau in seinen Armen empor; den Schrei aber hatte der Alte gehört, und er eilte nun mit geschwungener Keule auf das Ehepaar zu, seine Keule mit beiden Händen gefaßt über dem Kopfe schwingend. Aus der vermehrten Tücke seines Auges, aus dem Knirschen seiner Zähne und dem Runzeln seiner schmalen Stirn erkannte Trelawney die Absicht des Greises, der so rasch herbeigeeilt war, daß er kaum mit seinem Gewehr in Anschlag kommen konnte, doch glückte es ihm, den Schuß ihm unter der linken Achselhöhle in den Leib zu jagen; er sprang hoch auf, und bevor der Schütze zurückweichen konnte, fiel er auf denselben nieder, so daß es ihm schwer war, sich unter dem stark blutenden Leichnam hervorzuwinden.

Beide gingen nun in die Hütte des Alten, welche sich wenig von dem unterschied, was man im allgemeinen bei den Eigeborenen der dortigen Gegenden findet, nur zeigte dieselbe etwas mehr Reinlichkeit und Behaglich-

keit, auch befand sich an dem einen Ende der Hütte ein sehr sinnreich zugeschlossener Verschlag, welcher wahrscheinlich Sicherheit gegen Diebe gewähren sollte, wenn der Alte abwesend war. Er hatte einen guten Vorrat von Wurzeln und Früchten sorgfältig ausgebreitet, um das Faulwerden derselben zu verhindern.

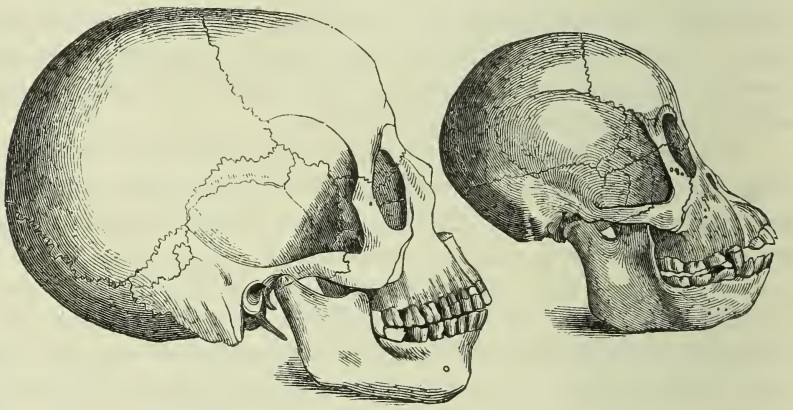
Alle diese Angaben sind durchaus unwahr. Die Affen bauen sich kaum Nester, viel weniger Hütten; sie verstehen nichts vom absichtlichen Trocknen ihrer Vorräte; sie bauen sich auch keine Verschläge mit künstlichen Schlössern; sie machen nicht weite Märsche aufrechten Ganges; sie bedienen sich wohl eines Stockes, um sich darauf zu stützen, aber keineswegs, um damit anzugreifen oder sich zu verteidigen, und in solcher Art könnte man die Unterschiede zu Dutzenden aufzählen. Trelawney läßt einen niederländischen Arzt, van Skoppelfeld, auch ganz richtig darüber urteilen, indem er sagt: derselbe gehöre nicht zur Ordnung der zweihändigen, sondern der vierhändigen Tiere; er habe ein schmales Becken, flache Sitzteile, lange Arme und kurze Daumen, kurz es sei ein Orang-Utang in der That dem Geschlechte Homo nahe verwandt, aber er habe dreizehn Rippen.

Was er nun hinzufügt, ist allerdings zum großen Teile satirisch gemeint, aber wo es die eigentliche Lebensweise der Tiere betrifft, auch keineswegs richtig. Buffon sagt: „Sie haben keinen Begriff von Religion, aber was schadet das? sie sind ebenso unverzagt und wild wie Sie, Mr. Trelawney, und dabei sehr sinnreich, was Sie gar nicht sind; überdem sind sie eine recht nachdenkliche und überlegende Art in der Welt, haben die beste Regierung, teilen ihr Land in Distrikte ein und machen sich nie eines feindlichen Einfalls schuldig, noch verletzen sie die Rechte anderer. Alles dieses, weil sie keine Priester, keine Könige und keine Aristokratie haben. Sie werden von demokratischen Häuptern regiert, gehen in geschlossenen Haufen aus, bauen schöne Häuser und leben ungewöhnlich gut und essen mit großer Auswahl. Dieser muß ein Ausgestoßener sein, sehen Sie nur, er ist krank, hat Geschwüre und den Kropf an der Kehle. Auf seinem Körper zeigen sich viele Wunden. Ja er ist ein Ausgestoßener, ohne Zweifel verbannt aus der Gemeinschaft seiner Mitgeschöpfe. Ich will sein Gerippe aufbewahren, um es dem anatomischen Kollegium zu Amsterdam zu schenken, es ist eine seltene Gattung."

Derjenige unserer Leser, der Neigung hat, nur im mindesten nachzudenken, wird den satirischen Ausfall Trelawney's von dem zu unterscheiden wissen, was ebenderselbe für eine naturhistorische Notiz angesehen wissen will, und überall, wo dies letztere der Fall ist, sieht man wohl längst verjährte Märchen, aber keineswegs wissenschaftliche Thatsachen herausleuchten.

Schädelformen der Affen und der Menschen.

Um zurückzukehren auf den jungen Affen, so geben wir hier die Schädelform eines solchen, dessen ungewöhnlich großer Kopf, das will sagen dessen Hirnschale, sich allerdings in auffälliger Weise derjenigen nähert, welche wir bei den Negern wahrnehmen, deren Schädelform die erste Figur uns zeigt. Die Nähte, welche die einzelnen Teile der Hirnschale mit einander verbinden, liegen allerdings nicht vollkommen gleichmäßig verlaufend, wie denn z. B. die Kronennaht beträchtlich weiter bei dem Menschen nach hinten steht, als es bei dem Affen der Fall ist, und die Hinterhauptsnaht auch ganz anderen Verlauf und andere Endigungspunkte hat als ebendie-

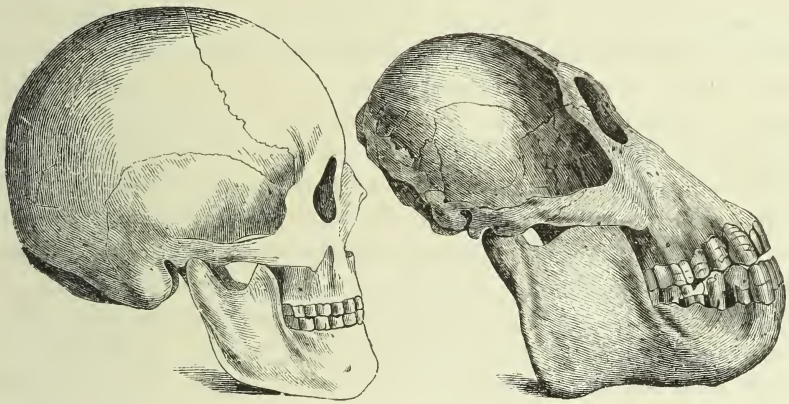


selbe Naht bei dem Schädel des jungen Affen; jedenfalls aber nimmt man ein Verhältnis wahr, welches uns berechtigt, beide Schädel als ziemlich nahe verwandten Geschöpfen angehörig zu betrachten. Die Freßwerkzeuge springen in beiden Köpfen vor, die Zahnstellung ist so schräge, daß die oberen mit den unteren einen stumpfen Winkel bilden und auf solche Weise in den ausgebildeten Negerschädel das Tierische kommt, während in dem unausgebildeten Affenschädel das Menschliche vorwalten wird.

Nun vergleiche man aber den Schädel eines alten, völlig ausgebildeten Affen, namentlich eines als höchst menschenähnlich betrachteten Orang-Utangs, nicht allein mit dem Schädel des Negers, sondern mit dem des Europäers, so wird man sofort wahrnehmen, daß die Gehirnhöhle, welche bei dem jungen Affen beinahe zwei Drittel des ganzen Kopfes einnimmt, hier dergestalt zurückgeblieben ist, daß sie nur noch ein Drittel des Ganzen bildet, daß obere und untere Kinnlade zusammengenommen mit der Nasen-

gegend diesem rein auf die Materie angewiesenen Teile ein so ungeheures Übergewicht verschaffen, daß daraus das angegebene Verhältnis hervorgehen muß.

Die Entdeckung, daß die beiden Affenschädel einem und demselben Tiere angehören, ist durch Cuvier gemacht worden, welchen man den Schöpfer der vergleichenden Anatomie nennen darf. Bei Betrachtung eines solchen, sehr menschenähnlichen Affenschädels ging er auf die genaue Ausführung der Maße zurück und suchte festzustellen, inwieweit die Verhältnisse sich gleich blieben, sich fortführen ließen und wie weit nicht. Auch ihn frappierte die Größe der Hirnschale des ihm vorliegenden Exemplars, und da es ihm nicht um oberflächliche Ähnlichkeit, sondern um naturhistorische



Thatsachen zu thun war, so untersuchte er die vorkommenden Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten, soweit es möglich war, und um noch alles Zweifelhafte festzustellen, meißelte er die Oberfläche eines Orang-Utang-Schädels auf und siehe, da fand er das Vermutete, aber bis dahin allerdings nicht Bekannte, er fand in der zerstörten Kinnlade die zum späteren Vorrücken bestimmten Zähne, welche nun den so sehr menschlichen Orang-Utang zu einem dem Menschen höchst unähnlichen Pongo machten.

Beide Tiere leben auf Borneo, und beide Tiere sind dasselbe, welches die Eingeborenen sehr gut wissen, welches den Naturforschern jedoch so lange fremd war, bis Cuvier die gedachte Entdeckung machte. Ohne sein Verdienst im geringsten schmälern zu wollen, müssen wir übrigens sagen, daß er damit nur eine längst bekannte Erfahrung bestätigte, welche lediglich noch nicht auf andere junge Tiere als auf den Menschen angewendet worden war, die Thatsache nämlich, daß bei allen Tieren der Schädel unverhältnismäßig groß ist, so lange dieselben jung sind, und daß seine Ausbildung

erst mit der vollendeten Reife des Geschöpfes in das Verhältnis tritt, welches wir bei ausgewachsenen Tieren wahrnehmen, eine Beobachtung, welche derjenige, der überhaupt Neigung hat zu sehen, an jedem Kanarienvogel in seiner Hecke, an jedem noch blinden Hündchen machen kann. Der Kopf nimmt beinahe ein Drittel der ganzen Masse in Anspruch, und bei einem neugeborenen Kinde hat der Kopf doch wenigstens den vierten Teil des Gewichtes der Gesamtmasse.

Durch diese Entdeckung verlor der früher so außerordentlich menschenähnliche Orang-Utang allerdings sein ganzes, bisher unangetastet gebliebenes Recht, dem Menschen außerordentlich nahe zu stehen, und betrachtet man den Schädel eines erwachsenen Menschen europäischer Rasse vergleichsweise mit dem Schädel eines Affen, so fällt allerdings die gerühmte Ähnlichkeit auf sehr enge Grenzen zusammen. Hier sehen wir, daß der Menschenschädel, das will sagen die große Höhle, in welcher das Gehirn ruht, reichlich drei Viertel des ganzen Kopfes beträgt, daß die Kinnladen dergestalt zurücktreten, daß eine von der Stirn bei der Nase und dem Munde vorbeigeführte Linie beinahe senkrecht wird, daß die Zähne ferner nicht mehr einen stumpfen Winkel miteinander machen, sondern senkrecht aufeinander stehen. Man pflegt zu sagen, daß dieser Schädel besonders schön und edel geformt sei, und daß dieses uns nicht in Verwunderung setzen dürfe, da die Zeichnung nach dem Schädel unseres berühmtesten deutschen Dichters gezeichnet sei. Hierauf allerdings glaubt der Verfasser nur wenig Wert legen zu dürfen, denn er hat Menschen gekannt, welche eine so klassische Schädel- und Gesichtsbildung hatten, daß ein Laie in Sachen der Kunst, der nicht gewußt, der berühmte Apollo von Belvedere sei ein mehr als 2000 jähriges Werk, unbedenklich zugegeben haben würde, der Schöpfer dieser überaus schönen Statue habe den eben gedachten jungen Mann zum Vorbilde gehabt, und dieser schöne Mann genoß einer so glücklichen Borniertheit, daß er sich wirklich für etwas hielt, ein Fall, der dem Verfasser mehrmals vorgekommen, indessen wiederum die treuesten Bilder Kants und unserer berühmtesten Philosophen und Dichter — Schelling, Hegel, Lenau, Schwab, Uhland — durchaus nicht jenen idealen Schädelformen entsprechen.

Allein dies ist auch gar nicht nötig, es handelt sich keineswegs darum, zu beweisen, daß ein geistreicher Mann einen Schädel haben müsse wie Hardenberg oder Schiller (was überhaupt gar nicht bewiesen werden kann, sondern darum, daß die am höchsten stehende kaukasische Rasse eine Schädelbildung habe, die sich der eben gedachten am auffallendsten nähere, und die von der Schädelbildung des Affen am weitesten abweiche.

In früheren Zeiten hat man blödsinnige Menschen mit den Tieren verglichen und hat vor allen Dingen in der Schädelbildung den Grund des

Blödsinns zu finden gedacht; man hat gesagt: weil der Schädel dieses Menschen affenähnlich geformt erscheint, darum muß er auch dem Affen ähnlich beschränkten Geistes sein. Aber auch hier findet ein ganz entschiedener Irrtum statt; der Affe ist keineswegs beschränkten Geistes, nur ist er kein Mensch, sondern ein nicht mit Vernunft begabtes Tier; der Blödsinnige dagegen ist durchaus nicht so pfiffig, nicht so schlau, bei weitem nicht so gelehrig wie der Affe, er hat nicht nur keine Vernunft, sondern es fehlt ihm auch an dem Instinkt und an all denjenigen Äußerungen eines geistigen Lebens, an denen der Affe so reich ist. Es findet nur in einer einzigen Hinsicht Ähnlichkeit zwischen dem Affen und dem Blödsinnigen statt, nämlich in der Lebhaftigkeit seines Geschlechtstriebes (wozu aber kein geistiges Leben erforderlich ist), in allen übrigen zeigt der Blödsinnige sich als ein krankes Geschöpf, der Affe dagegen als ein gesundes, und es ist ganz unstatthaft, aus der Schädelbildung auf einen heruntergekommenen Geist zu schließen.

Viele Verunstaltungen des Schädels rühren von Zufälligkeiten her, von einer ungeschickten Behandlung im Akte bei der Geburt, von einer späteren absichtlichen Veränderung der Kopfform, wie dies namentlich an den Schädeln mehrerer mittelamerikanischen Völker wahrgenommen wird, wo der Kopf bald nach der Geburt des Kindes mit entschiedener Absichtlichkeit verunstaltet wird, und dennoch sind durchaus keine Thatsachen vorhanden, welche beweisen könnten, daß wirklich der Verstand der so gemißhandelten Kinder dergestalt zurückgehalten oder sonst modificiert worden, als man unter solchen Umständen zu glauben pflegt und glaubhaft machen will. Selbst Carus sagt, obschon er der Schädelform ihr Recht angedeihen läßt: „Das, was von außen auf den Schädelbau gewirkt hat, kann ihn beschränken, ihn hemmen, aber nicht in ihm erzeugen, erschaffen.“ Wird z. B. der Kopf während eines langsamen und schwierigen Durchganges durch das mütterliche Becken gewaltsam in seiner Form verändert, so sieht man den mit dem Scheitel vorausgeborenen Kopf zuweilen turmartig in die Höhe getrieben (einen Schädel dieser Art zeigte sowohl Walter Scott als der Graf Harrach, Vater der Fürstin von Liegnitz), oder es wird der langsam mit dem Hinterhaupte vorausgehende Kopf zu ungewöhnlicher Länge ausgedehnt, dergestalt, daß etwas davon für das Leben zurückbleibt.

Auch bei der absichtlichen Veränderung werden die inneren Hirnorgane gewiß in ihrer Lagerung verändert werden, hinsichtlich ihrer inneren Bedeutung aber um so mehr ohne Abweichung bleiben, als ihr inneres Strukturverhältnis dabei sich nicht um ein Bedeutendes zu verändern braucht. Man wird daher bei den ungewöhnlichen Schädelformen sich nicht verleiten lassen dürfen, auch ungewöhnliche Geisteseigenschaften vorauszusetzen, sondern

sich bemühen müssen, das ursprüngliche, nur von innen heraus angeregte Bildungsverhältnis der einzelnen Schädelgegenden sich stets deutlich zu machen und hiernach erst die Beurteilung einzuleiten.

Es wird auch ganz unstatthaft sein, aus den Eigenschaften, welche verwilderte Kinder zeigen, auf diejenigen zu schließen, die nicht verwilderten ursprünglich eigen sein müssen, wie wir später zeigen werden.

Der aufrechte Gang.

Wir haben weiter oben die aufrechte Stellung des Menschen berührt und müssen das Nähere nunmehr hinzufügen, um zu zeigen, wie durchaus notwendig die aufrechte Stellung für den Menschen sei. Wir müssen es um so mehr, als viele Leute aus der Art, wie das Kind sich bewegen lernt, auf den Schluß kommen, die geneigte Lage, die auf allen Vieren, sei diejenige, welche dem Säugetier als angemessener erachtet werden müsse.

Die Gliedmaßen des Kindes, des neugeborenen, sind so weich und biegsam, daß sie das Körperchen nicht tragen; es ist Zeit dazu erforderlich und reichliche Übung, um den Knochen und den Muskeln diejenige Widerstandsfähigkeit zu geben, welche durchaus erforderlich ist, um den Körper in aufrechter Stellung zu erhalten, und um nicht zusammenzubiegen unter seinem Gewicht, und daß unvernünftige Kindermädchen und Eltern das aufrechte Gehen der Kinder zu früh veranlassen, hat sehr häufig jene häßliche Entstellung und Verkrüppelung zur Folge, die man mit dem Ausdruck Säbelbeine bezeichnet; die Beine werden krumm. Wie nachteilig ein solcher Zwang nicht nur bei Kindern, sondern auch noch viel später und selbst noch am Anfange der zwanziger Jahre wirkt, kann man an Kavalleristen wahrnehmen, welche sehr früh zu ihrer Waffe gegangen sind, noch mehr vielleicht bei sogenannten Stallmeistern, bei Lehrern der Reitkunst, welche noch früher angefangen und das Metier fortsetzen; ihre Beine sind stark gekrümmt.

Dem Kinde ist das Gehen unmöglich, es ist nicht wie das aus dem Ei kriechende Hühnchen sofort imstande, davon zu laufen, es ist nicht imstande, wie das neugeborene Füllen eine Stunde nach der Geburt aufzustehen, umherzuschwanken mit gespreizten Beinen und schon am nächsten Tage ganz munter einherzulaufen, es ist nicht einmal in der Lage des Hündchens, welches doch wohl in vierzehn Tagen das Lager der Mutter, wenn auch nur auf ganz kurze Zeit verläßt. Es ruht hülflos auf seinem Rücken und bildet seinen Körper bewußtlos im Schlaf durch Zunahme von Muskelsubstanz, von Knochensubstanz aus, und es beginnt schon am ersten

Tage, wenn es wacht, zu turnen, und dieses Turnen setzt es fort Monate lang, Halbjahre lang. Man sagt, der Junge strampelt, er zieht den rechten Fuß an sich und stößt ihn von sich, er zieht den linken Fuß an sich und stößt ihn von sich, und so dauert dies ununterbrochen fort, so lange das Kind wacht.

Diese Bewegung, die es auch in geringerem Grade mit den Armen macht, ist durchaus notwendig für die Ausbildung des Körpers, die Muskeln werden dadurch gestärkt, und wenn das Kind sich frei genug fühlt, so wendet es die gestärkten Muskeln ganz von selbst an, es dreht sich von der Rückenlage auf die Seite und fängt an zu kriechen, aber nicht auf Händen und Füßen, denn das geht gar nicht, sein Hinterteil würde viel zu hoch stehen, das Gesicht vorne herabhängen und es zwischen Armen und Beinen durch nach hinten sehen, wenn es sich überhaupt in der Stellung erhielte; das Wahrscheinlichere ist, daß es über seinen Kopf hinwegfällt, daß es sich überschlägt; es geht daher auf Händen und Knieen, dies ist der natürliche Gang des Kindes. Nun wird aber schwerlich irgend ein vernünftiger Mensch behaupten wollen, die Kniee seien dasjenige, worauf der Mensch im natürlichen Zustande, im ungekünstelten zu gehen habe.

Ohne alle Anleitung zeigt das Kind auch, daß diese Gangart ihm nicht lange gefällt. Wie es sich aus seiner Rückenlage auf Hände und Kniee gebracht, sobald es seine Kräfte fühlte, ebenso erhebt es seinen Körper, sobald das Rückgrat und die Beinmuskeln stark genug sind. Das Kind sagt sich selbst darüber nichts, denn die Überlegung fehlt ihm, aber es thut, als wenn es überlegt hätte, und es prüft seine Kräfte, wie wenn es wissen wollte, ob sie ausreichen; an einem Stuhl, an dem Knie der Mutter, an einem Geländer richtet das Kind sich auf, sichtlich erfreut, daß es ihm gelungen ist, und von nun an läßt sich's auf die Kniee nur dann nieder, wenn es müde ist.

Das freie Gehen, ohne sich an einem Gegenstande festzuhalten, wird dem Kinde sehr schwer, auch ist es in der That eine Aufgabe von nicht geringem Belang. Nimmt man an, das Kind habe seine Kräfte vollkommen ausreichend für die gedachte Operation geübt, es könne also auf zwei Beinen ohne die geringste Beschwerde stehen, so wird es doch ohne einen Anhaltspunkt nur ungerne schreiten, weil durch das Aufheben eines Fußes das Gleichgewicht vollständig verloren geht. Der Körper ruht auf zwei Stützen, die in dem Fuße eine genügend breite Grundlage haben; sobald der schreitende Mensch eine von diesen Stützen fortnimmt, so ist die eine Hälfte seines Körpers ohne Haltepunkt, und der Mensch, der dieses Experiment mit Absicht macht, fällt rettungslos zu Boden.

Das Kind fühlt die Gefahr, es setzt deshalb die Beine breit ausein-

ander, macht kurze Schritte, um die weggenommene Stütze sogleich wieder unterzustellen, und auch wenn es sich allmählich an die Gefahr gewöhnt und sie zu überwinden gelernt hat, behält es doch noch den Gang, welchen wir an zweibeinigen, breitspurig gehenden Tieren, wie z. B. an Gans und Ente wahrnehmen; sie watscheln, und es ist Sache des Erziehers, dem Kinde diese sehr natürliche Untugend abzugewöhnen dadurch, daß man es lehrt, die Füße beim Gehen so nahe wie möglich aneinander vorbeizuführen; dadurch kommen sie unter die Mittellinie des Körpers, und derselbe bleibt auch noch gestützt, wenn nur ein Fuß am Boden steht. Wer aber einen noch so wohl ausgebildeten Gang hat, wird doch beim langsamen Schreiten das Schwanken des Körpers nicht vermeiden können, und derselbe wird vom rechten auf den linken und vom linken auf den rechten Fuß schwanken, die sorgfältigste Gewöhnung kann nichts weiter thun, als dieses in gewisse Grenzen zurückzuführen.

Wie sehr der aufrechte Gang ein Eigentum des Menschen ist, geht aus dem Bau seines Knochengerüstes hervor. Wir könnten sogleich die Beckenknochen anführen, als einen Beweis für die Notwendigkeit der Aufrechtstellung; kein vierfüßiges Tier hat ein so gestaltetes Becken, an dessen einer Seite die unteren Glieder hängen, während an der entgegengesetzten Seite die oberen Teile darauf stehen; aber dies wollen wir beiseite lassen, weil es überhaupt einen ganz anderen Zweck hat und dieses unser Thema nicht berührt.

Was den aufrechten Gang angeht, ist die Zusammenfügung des kugelförmigen Gelenkknorpels der großen Beinröhre mit der etwas mehr als halbkugelförmigen Gelenkkapsel in dem Hüftknochen. Die Form dieser beiden Teile ist bei allen Säugetieren so ähnlich, daß derjenige, der kein Studium aus der Sache gemacht hat, sie gleich nennen würde, aber an dem Hüftknochen fällt auch dem Laien in dieser Wissenschaft sofort auf, daß die Gelenkkapsel in demselben eine ganz andere Stellung hat beim Tiere als beim Menschen. Richtet sich das Tier empor, so daß es auf den Hinterbeinen steht, so wird man sagen, die halbkugelige Öffnung sei nach vorne gewendet, beim Menschen dagegen steht diese Kapsel so, daß man gezwungen ist zu sagen, sie gehe nach unten. Dies letztere aber ist für ihn die einzig brauchbare Lage, und damit diese es bei dem Vierfüßler gleichfalls werde, muß es seinen Leib horizontal legen, alsdann nämlich ist die Öffnung der Gelenkkapsel gleichfalls nach unten gekehrt.

Befestigungsart des menschlichen Beines.

Der menschliche Fuß von seinem Aushängepunkte bis zur Zehenspitze, so vielgliedrig er ist, hängt doch an einem einzigen Sehnenstrange, welcher aus der Mitte der Gelenkkapsel im Hüftbein nach der Mitte des Gelenkknorpels in dem Knochen des Hüftbeins geht. Sonderbar genug, dieses an sich sehr starke Sehnenband, dessen Existenz man so lange kennt, als es überhaupt Anatomen gegeben hat — dieses Band ist viel zu lang, um wirklich das Bein zu tragen. Wenn man einen Schritt macht, wir wollen annehmen, durch Muskelanstengung das Bein hebt, um es eben dadurch weiter zu setzen, so müßte diese Anstrengung enorm sein und würde sehr bald den Fußgänger ermüden, wenn sie dasjenige ersetzen sollte, was dem Sehnenband fehlt, die Tragkraft. Es war dem Professor Weber in Leipzig vorbehalten, die Entdeckung zu machen, daß dieses Band durchaus nicht dazu diene, den Schenkel zu halten und zu tragen; es ist ein durchaus anderes, rein physikalisches Princip, worauf diese Tragung beruht, es ist der Luftdruck, der dieses allein bewirkt.

Die beiden Gelenkflächen, die innere sowohl als die äußere, sind mit einer außerordentlich dichten, wie Milchglas aussehenden Knorpelsubstanz überzogen. Die beiden Teile passen auf das allergenaueste aufeinander, es ist nirgends Spielraum zwischen den Gelenkflächen, um auch nur ein Menschenhaar aufzunehmen; gleichzeitig werden beide Gelenkflächen durch eine eigene Flüssigkeit, die man Gelenkschmiere nennt, im Zustande der allerleichtesten Beweglichkeit erhalten. In solcher Weise zusammengesetzt, hängt das ganze schwere Bein an dem Oberkörper, ohne daß die allerdings sehr mächtige Muskulatur nötig hätte, irgend etwas dabei zu thun. Hierüber sind sehr belehrende Versuche gemacht worden, man hat die sämtlichen Muskeln des Beines an einem Leichnam durchschnitten und sie zurückgestreift, bis Knorpel und Knochen gänzlich entblößt waren, und dennoch senkte sich der Beinknorpel nicht aus seiner Pfanne herab; als man aber von oben her eine Öffnung in die Pfanne bohrte, fiel, sobald die Knorpelsubstanz durchdrungen war, das Bein aus der Pfanne so weit herab, als der darin befindliche Sehnenstrang es irgend gestattete, und als das Bein in seine Lage zurückgebracht und die gemachte Öffnung mit weichem Wachs verschlossen war, haftete es wieder ganz bequem in der Pfanne und fiel daraus nicht hernieder.

Die innere Fläche der Pfanne hat bei einem ausgewachsenen Menschen eine Oberfläche von etwa vierzig Quadratcentimeter, der Druck der Luft auf einen Quadratcentimeter beträgt 2 Pfund. Sind zwei Flächen von vierzig

Quadratcentimeter luftdicht aufeinander gedrückt, so braucht man, wenn die Luft zwischen ihnen wirklich ganz entfernt ist, 80 Pfund, um sie auseinander zu reißen. Man kann dieses Experiment mittelst der Luftpumpe an den magdeburgischen Halbkugeln sehr leicht versuchen, und man würde es auf das allergenaueste bestätigt finden, wenn die Luftpumpe wirklich einen völlig luftleeren Raum herzustellen vermöchte; sie giebt aber einen luftverdünnten Raum, darum wird man ein paar Guerike'sche Halbkugeln von vierzig Quadratcentimeter Durchschnittsfläche schon bei 58 bis 59 Pfund angehängten Gewichts sich trennen sehen. Was die Natur aber macht, ist vollkommen und leidet nicht an den Fehlern menschlicher Arbeit, so trägt denn die Gelenkkapsel von vierig Quadratcentimeter wirklich 80 Pfund, und dieses ist genug, um auch das Bein eines Riesen nicht sinken zu lassen, zugleich ist es die leichteste Aufhängungsart. Das so aufgehängte Bein, von seinen Muskeln rings umher getrennt, penduliert sehr lange hin und her, ehe es zur Ruhe kommt.

Diese Pendelbewegung selbst ist das Gehen; der Körper wird vorwärts geneigt, und alsbald fällt das ein wenig gehobene Bein vorwärts und fällt so viel weiter nach vorne über, als es hinter der senkrechten Linie bei der Neigung des Körpers zurückgeblieben war. Diese ganze Bewegung ging ohne Hülfe der Muskeln vor sich; erst wenn der Fuß wieder auf dem Boden steht, tritt die Muskulatur in Wirkung, um ihn zu strecken und steif zu halten, damit der vorwärts sinkende Körper an ihm eine kräftige Stütze habe.

Jetzt sinkt beim zweiten Schritte das andere Bein, welches beträchtlich hinter dem niedergesetzten steht, wie ein von seiner Hemmung befreiter Pedel vorwärts, und zwar weiter als bis zur Mittellinie, so viel über dieselbe hinaus, als es beim beginnenden Schritte hinter ihr gestanden hatte. Die Muskulatur des Beines hat nur das Auslösen der Knie- und Fußgelenke und das darauf folgende Strammhalten des Beines zu besorgen, das Gehen selbst ist lediglich Sache der Pendelbewegung, und dies ist auch der Grund, weshalb man so viel Schritte machen kann, ohne müde zu werden. Für einen jungen gesunden Mann ist ein Marsch von zwei Meilen, wobei er 24 000mal schreiten muß, nur ein Spaziergang, der ihn nicht im mindesten anstrengt.

Daß diese Ansicht von der Sache die richtige sei, sieht man daran, daß die Ermüdung sehr bald eintritt, wenn man die Pendelbewegung hindert und die Muskeln statt derselben braucht. Dies findet z. B. statt, wenn man eine Treppe hinaufsteigt. Einen Turm, welcher 400 Stufen hat, zu besteigen, ist keine geringe Aufgabe, und sollte man dieselbe lösen, ohne einige Male auszuruhen, so würde man sicherlich dadurch sehr viel mehr ange-

strengt, als hätte man nicht zwei, sondern sechs und mehr Meilen zurückgelegt; ja, es bedarf gar nicht des Treppensteigens, schon ein so mäßiges Bergangehen, daß 12 Schritte die Höhe einer Treppenstufe haben, macht sich durch Müdigkeit in den Beinen bemerklich und bei stärkerer Steigerung immer mehr. Im Falle des Gehens auf ebener Fläche bleibt die Muskelbewegung fast ganz aus dem Spiel, im Falle des Berganſteigens haben die ungeübten Muskeln den Körper immerfort zu heben.

Beim Laufen findet ganz dasselbe statt wie beim Gehen, die Bewegung ist nur schneller, und die Schritte sind weiter, die Art der Bewegung ist die nämliche, das Pendulieren des Beines spielt immer eine Hauptrolle.

Man wird fragen, wozu denn nunmehr das vielbesprochene Sehnenband sei, welches die beiden Gelenkteile miteinander verbindet. Einen Zweck muß es notwendig haben, wenn die Natur nun einmal nichts Zweckloses macht. Hierauf hat vor 15 Jahren der Professor Retzius in Stockholm Antwort gegeben: es dient dazu, das zu weite Drehen des Beines in seiner Pfanne zu verhindern.

Wenn eine Kugel in einer hohlen Halbkugel steckt, so kann sie rundum gedreht werden, so oft man will, einmal um ihre Achse — zehnmal — hundertmal. Bei einem Beine in seiner Pfanne würde die Muskulatur dies allerdings verhindern, aber das Sehnenband ist darum nicht überflüssig, es hat eine bestimmte Länge, eine bestimmte Stärke, und es verhindert, daß das Bein sich weiter als zur Hälfte um seine Achse drehe. Das Bein kann also aus seiner gewöhnlichen Lage zur Rechten um einen Viertelkreis und zur Linken um einen Viertelkreis gedreht werden. Sieht man bei sogenannten Akrobaten, bei Kunstreitern, besonders bei deren Possenreißern mehr als das Gedachte, so rührt dieses von unendlicher Übung und Anstrengung in früher Jugend her und ist unnatürlich.

Die Kopfstellung betreffend, welche wir auch bereits berührt haben, so ist auch sie ein Beweis für die Notwendigkeit des aufrechten Ganges, denn der Kopf steht nur in diesem Falle ohne Unterstützung der Muskeln fest auf den Halswirbeln; sobald eine Neigung des Oberkörpers eintritt, müssen die Nackenmuskeln ihn halten, müssen sie angespannt werden. Die Augenstellung des Menschen ist so, daß er, auf Vieren gehend, nur den Boden unmittelbar vor sich übersehen könnte, und auch dieses nicht ohne eine mit Absicht gemachte Anstrengung der Gesichtsmuskeln. Sollte er aber den Kopf so weit erheben, daß er mit den Augen vorwärts schaut, so würde dieses ihm eine sehr bald schmerzhaft werdende Anstrengung verursachen. Die Augen der Säugetiere sind so gestellt, daß sie, auf allen Vieren gehend, selbst bei niederhangendem Kopfe nicht unter sich, sondern vorwärts sehen. Wenn man die Augenachsen nach hinten verlängert und von den Rückenwirbeln

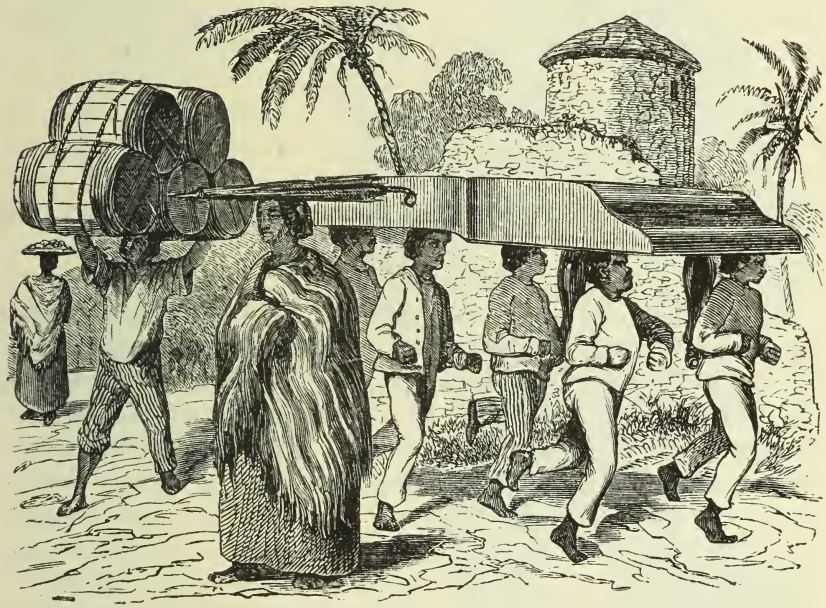
oder Halswirbeln durch das Hinterhauptloch eine Linie rückwärts zieht, so kreuzt diese sich mit der vorhergedachten so ziemlich unter rechtem Winkel. Thut man dasselbe bei einem Säugetiere, so werden beide Linien fast parallel.

Es wird wohl kaum weiterer Beweise bedürfen, daß die aufrechte Stellung diejenige sei, welche dem Menschen zugehörig ist, und zwar ihm allein, denn bei keinem anderen Tiere findet man die genannten Eigenheiten ausgebildet. Zu dieser Anordnung stimmt die Breite der Brust und des Beckens, durch welche Arme und Beine vollständig zur Seite des Gerippes gerückt werden, während sie bei den Tieren unter eben diesem Gerippe liegen; zu dieser Stellung gehört die Stärke der Muskeln, welche Fuß und Schenkel ausdehnen, besonders die Waden- und die Gesäßmuskeln und die weit höhere Anfügung der Biegemuskeln des Unterschenkels, wodurch der Fuß ganz gerade gestreckt werden kann, die Verschiedenheit der Hand- und Fußflächen, auf deren letztern die Schenkel vertikal stehen, d. h. mit der Sohle einen rechten Winkel bilden.

Zu der aufrechten Haltung des Menschen ist der Kopf nicht nur durch die Stellung seiner Augen, durch seine Befestigung auf dem Rumpf in der Mitte seiner Basis, ein bequemes Gleichgewicht bedingend, geeignet, sondern auch noch durch sein Adersystem, dessen Arterien dem Gehirn zwar reichlich Blut zuführen, dessen Venen aber ohne aufhaltende Klappen oder Ventile dieses Blut auch ebenso schnell wieder hinwegströmen lassen, als es zu demselben gelangt. Würde bei dieser Einrichtung der Kopf so gesenkt sein, wie er es werden müßte, wenn der unglückliche Mensch auf allen Vieren ginge, so würde das Blut, welches durch ein mächtiges Pumpwerk in den Kopf gehoben wird, nun auch noch von selbst dahin strömen durch die Neigung, wie überhaupt alle Flüssigkeiten in schräglegenden Röhren sehr schnell abwärts sinken. Umgekehrt würde aber das ausgediente Blut innerhalb der Venen durchaus nicht ohne Hindernis das Gehirn verlassen, es würde sich stauen, es würde stocken. Die Arterien mit sehr starkem Fall würden es zu rasch und zu gewaltsam in die Gehirnhöhlen drängen, dagegen umgekehrt die starke Steigung der Venen den Abfluß verhindern müßte und die notwendige Folge, ein steter Druck und eine damit verbundene Betäubung, sich von selbst ergeben würde.

So groß der Kopf ist, den der Mensch auf seinen Schultern trägt, so wenig ist er doch geeignet, irgend etwas im eigentlichen Sinne zu thun, körperlich zu thun; das Tragen von Lasten auf dem Kopfe ist jedenfalls ein Mißbrauch desselben. Allerdings ist dieser Mißbrauch in manchen Ländern allgemein eingeführt, namentlich in gebirgigen Gegenden sieht man Mädchen und Frauen gar nicht unbedeutende Lasten auf den Köpfen tragen,

und in Südamerika kennen die Neger gar kein anderes Mittel, etwas fortzuschaffen, als es auf den Kopf zu setzen, gleichviel ob einer fünf Tonnen oder ob fünf Neger einen großen Flügel tragen, es geschieht immer mit dem Kopfe; aber derselbe ist dazu weder gestaltet, noch ist es ihm dienlich, noch ist die Muskulatur des Halses dazu gemacht. Die Neger freilich brauchen ihn auch gleich der Widdern, um sich damit zu bekämpfen; ihre Schädelknochen sind fingerdick und vermögen dergleichen ohne beträchtlichen Schaden auszuhalten, aber der Zweck des Kopfes kann dies nimmermehr sein.



Die Neger tragen alles auf dem Kopfe.

Das pflanzenfressende Tier so gut wie das Raubtier hat ein vorstehendes Gebiß, womit das eine seine Nahrung vom Boden abrauft, und womit das andere das Fleisch der getöteten Tiere von den Knochen abreißt und abnagt. Welch eine jämmerliche Rolle würde der Mensch spielen, wenn er auf solche Weise sich die Speisen aneignen wollte! Er hat weder Hauer zum Zerfleischen, noch vorstehende Schneidezähne, um Kräuter damit abzurupfen; er hat keinen Rüssel, um damit die Erde aufzuwühlen, — und wenn ein Mensch einen bis zur Ungestalt gehenden großen Mund hat, so ist derselbe doch immer noch viel kleiner als der des Affen, und seine Zähne sind bei weitem nicht so geschickt, um etwas zu fassen und zu zermalmen, als die Zähne dieses, wie man behauptet, menschenähnlichsten Tieres. Ja, es scheint

beinahe, als ob er überhaupt nicht auf rohe Nahrung angewiesen wäre, und als ob die Natur ihm auch darum Verstand gegeben, damit er sich durch das Feuer Speisen bereite, deren er bedarf, und sie nicht roh genieße, da sie ihm in dieser Gestalt weniger zuträglich sind. Man findet beinahe kein Volk, das gänzlich und nur rohe Nahrungsmittel genösse, kein Volk, das unbekannt mit dem Feuer wäre, wenn schon die meisten nicht gerade unsere Kochkunst haben, sondern die zur Nahrung bestimmten Substanzen, namentlich das Fleisch, nur wenig verändern, was wiederum kein Fehler ist, da unser ausgekochtes Fleisch sicherlich bei weitem weniger wert ist als dasjenige Nahrungsmittel, dessen Eiweißstoff noch nicht vollständig erhärtet, noch nicht ganz oder doch zum Teil unverdaulich geworden ist.

Fernere Vergleiche zwischen dem Körperbau des Menschen und des Affen.

Die viel besprochene Ähnlichkeit mit dem Affen betreffend, so wollen wir uns einen solchen menschenähnlichen Affen ein wenig näher betrachten. Wir haben hier einen alten, ausgewachsenen Orang-Utang von Borneo vor uns, welcher zwar aufrecht steht, aber sich doch gerne auf einen tüchtigen Knüppel stützt, welcher auch keineswegs auf seinen Sohlen geht, sondern auf den äußersten Rändern derselben, was allein schon zur Genüge beweisen würde, wie wenig dieses sein natürlicher Gang sei. Die Hand hat allerdings etwas Ähnlichkeit mit der des Menschen, nur sind die Finger ganz außerordentlich lang, und der Daumen ist beträchtlich kürzer, auch sind die Nägel so schmal, daß sie sich schon krallenartig gestalten. Nun aber, welche furchtbare Länge hat der Arm! er reicht mit demselben bis zur Erde oder wenigstens bis an die Ferse, indessen die Hände des Menschen nur bis zur Mitte der Schenkel gelangen. Ersichtlich sind die Hinterhände kürzer als die Vorderhände; abgesehen von der Hand selbst, haben die beiden vorderen Armknochen zusammengenommen eine beträchtlich größere Länge als die beiden gleichnamigen Knochen der hinteren Glieder.

Sehr viel deutlicher wird uns dieser Unterschied noch werden, wenn wir das Skelett eines Menschen mit dem Skelett der Affen vergleichen. Wir sehen hier nicht nur die unverhältnismäßige Länge der oberen Extremitäten an vier verschiedenen Species, wir sehen auch die anderen Unterschiede sehr deutlich hervortreten. Bei dem Menschen ist das Schlüsselbein lang und gestreckt, und am Ende desselben befinden sich die Gelenkkapseln

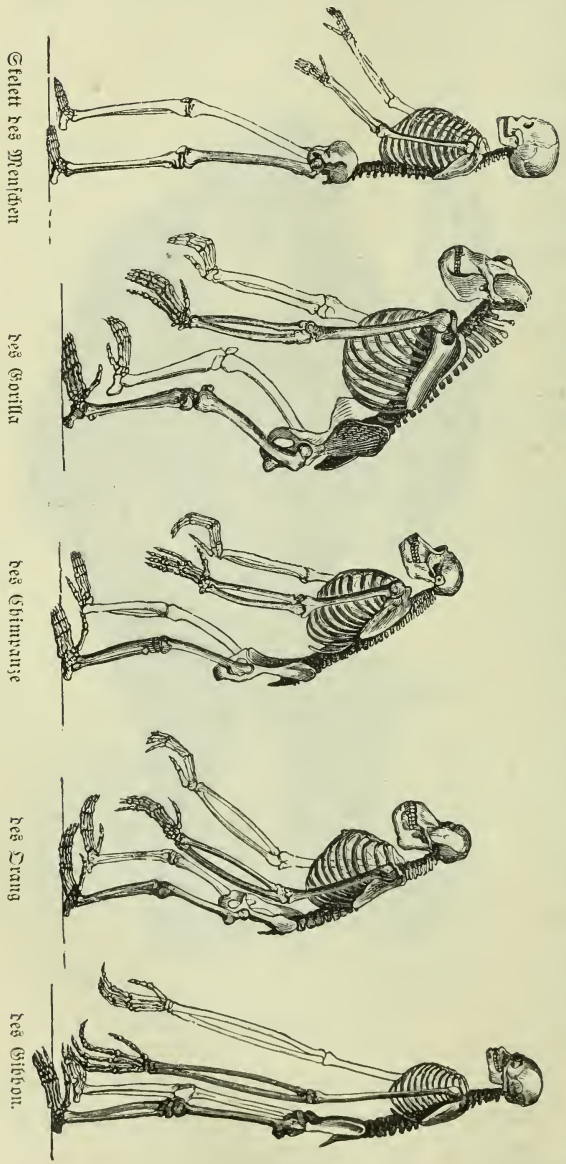
der Arme, wodurch die große Schulterbreite entsteht, welche verhältnismäßig gar kein anderes Tier hat; darunter wölbt sich die Brust zwischen den Schultern am breitesten, und von da abwärts gehend werden die Rippen immer kürzer, das bildend, was man Taille nennt, und was unsere Damen veranlaßt, die Natur bedeutend zu verbessern, dem menschlichen Körper möglichst annähernd die Wespengestalt zu geben.

Wenden wir unser Auge auf die Affen-Skelette, so sehen wir, daß die Rippen sich immer weiter auswärts biegen, so daß die Stelle der Taille ein breit werdender Bauch einnimmt.

Betrachten wir den Kopf, so sehen wir den des Menschen der Kugelgestalt sehr nahe kommen, indessen der der Affen durch einen Kamm auf der Mitte des Kopfes, durch breite Jochbogen von der Augengegend weit nach hinten gehend und durch enorme Kinnladen mit ebenso ungeheuren Zähnen ein langgezogenes und eckiges Aussehen erhält. An den Händen nehmen wir wahr, daß die überaus kurzen Daumen nicht über die Mittelhandknochen hinausragen, indessen die des Menschen so viel länger sind, daß sie bis über die Mitte des ersten Fingergliedes gehen. An den Füßen zeigt sich gleichfalls ein Daumen, welcher der Hinterhand ebenso entgegengesetzt ist wie der obere Daumen der Vorderhand. Beim Menschen dagegen sehen wir keinen Daumen, sondern eine große Zehe, die bis auf die beiden letzten Glieder

Alter Orang-Utang von Borneo.

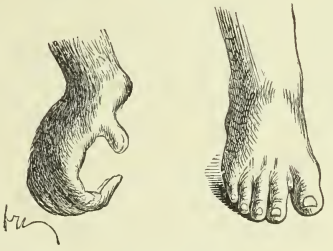
mit dem breiten Fuß verwachsen ist und sich nur um ein Weniges kürzer zeigt als die neben dem Daumen stehende Zehe. (Wenn dieselbe nämlich, wie es gewöhnlich der Fall ist, sich länger zeigt als der erste Finger oder die erste Zehe, so ist dieses eine Verkrüppelung, welche der Mensch durch seine Modethorheiten herbeigeführt. Die vollkommene Form des Fußes sieht man in der Regel nur an Werken der Bildhauer und an Kindern, welche noch niemals Schuhe auf den Füßen gehabt haben, also an Kindern vor Ablauf des ersten Jahres.) In der Figur auf der folgenden Seite sehen wir den gedachten Unterschied auffallend genug hervortreten. Der Fuß des Affen ist eine wahre Hand, daher man sie auch mit Recht seine Hinterhand nennt; der Fuß des Menschen dagegen hat nicht das allergeringste Händeartige, er entspricht ganz anderen Zwecken und ist nach diesen gestaltet.



Wenn man allerdings diese Affen und deren Gerippe nicht in natura sieht, sondern die Beschreibungen der Reisenden aus dem vorigen Jahrhundert liest, so ist es kein großes Wunder, wenn man sie für menschen-

ähnlich hält. So beschreibt Batel einen Affen, welchen er Pongo nennt, der ein Gesicht wie ein Mensch, und zwar ein haarloses habe, überhaupt wenig Haare am Leibe zeige, dessen Hände, Ohren u. s. w. ganz denen des Menschen gleich seien, und der sich nur durch den Mangel an Waden von diesem unterscheide; er sei dabei riesengroß, baue sich eine Hütte zum Schutz gegen Sonne und Regen, lebe von Früchten, fresse kein Fleisch, könne aber nicht reden, obwohl er mehr Verstand habe als andere Tiere. Derselbe sagt ferner, diese Affen gingen truppweise zum Kampfe aus, griffen Elefanten an und schlügen sie mit Stöcken in die Flucht. Für Menschen sei es ganz unmöglich, sie zu fangen, indem sie die Stärke von zehn Männern hätten und zwar so vollkommen, daß zehn Menschen eines solchen Affen wirklich nicht Herr würden. Manchmal sollten sie Kinder der Neger mit sich nehmen; dem Reisenden selbst wurde ein Negerknabe geraubt, der ein ganzes Jahr bei ihnen geblieben wäre, und dem sie nichts gethan hätten.

Der engländische Reisende du Chaillu hat solche Affen auch gesehen und nennt sie Gorillas, wie sie in der Landessprache heißen sollen. Man hat seine Reiseberichte nicht nur bezweifelt, sondern geradezu für Lügen erklärt. Späterhin hat sich gezeigt, daß der größte Teil dessen, was er gesehen, von anderen Reisenden bestätigt worden ist. Aber das Interessanteste dürfte jedenfalls der Bericht des Phöniciers Hanno sein. 550 Jahre vor Chr. Geb. lebend, machte er, ein Feldherr der Karthager, eine Entdeckungsreise um Afrika, mit einer Flotte, von vielen tausend Menschen besetzt, zu Kampf und Krieg gerüstet, doch allerdings nicht vorbereitet auf Gegenden ohne Lebensmittel, daher ein großer Teil der Expedition zu Grunde ging. Er legte an der Küste des jetzigen Marokko sechs Kolonien an und gelangte endlich bis nach der Küste des jetzigen Guinea. Auszüge aus seiner Reisebeschreibung haben sich erhalten, und obwohl man sie entweder ganz und gar oder doch großenteils für verfälscht und untergeschoben hält, zeigt sich doch bei näherer Prüfung so viel Wahres darin, daß man nicht umhin kann, zu glauben, der Reisebeschreiber habe wirklich Kenntnis von jenen Gegenden gehabt.



Dem bekannten Naturforscher Owen wurde durch den Bischof Maltby, einen tüchtigen Sprachforscher, eine Stelle aus der Reisebeschreibung des Hanno geschickt, gelegentlich der oben gedachten Zweifel über du Chaillus Entdeckungen, welche folgendermaßen lautet:

„Am dritten Tage, nachdem wir abgesegelt und bei den Feuerströmen vorbeigekommen waren, fuhren wir in eine große Bai ein, welche das Horn des Südens heißt. Im Hintergrunde dieser Bai lag eine Insel, die einen großen See hatte, und in diesem See lag wieder eine Insel, welche von ganz wilden Menschen bewohnt war. Der größte Teil derselben war weiblichen Geschlechts, sie hatten ganz behaarte Körper, und die Dolmetscher nannten dieselben Gorillai.

„Wir verfolgten viele derselben, konnten aber die männlichen nicht einholen; sie entwischten alle, indem sie Abhänge erkletterten, wohin man ihnen nicht folgen konnte, und wo sie sich auch durch Werfen mit Felsstücken verteidigten. Drei weibliche wurden gefangen, widersetzten sich aber den Führern durch Beißen und Kratzen so sehr, daß wir sie töteten; ihre Häute schickten wir nach Karthago, indessen wir weiter segelten, da uns die Lebensmittel zu fehlen begannen."

Wir nehmen hier wahr, daß schon damals ungewöhnlich große Affen entdeckt worden seien, daß ihnen derselbe Namen gegeben worden, den sie jetzt noch führen, und daß sie so sehr menschenähnlich waren, daß man bestimmt wurde, sie für Menschen zu halten. So wird denn sehr wahrscheinlich, daß Hanno wirklich vor mehr als 2000 Jahren dorthin gelangt ist, wo du Chaillu vor ganz wenigen Jahren seine neuesten Entdeckungen machte.

Was derselbe in seinem großen Reisewerk: „Explorations and Adventures in Equatorial Africa, London 1861", über diesen Gegenstand sagt, ist kurz zusammengefaßt das Folgende: Der Gorilla oder der wilde Mensch der Wälder, wie ihn die Afrikaner selbst nennen, ist der größte unter allen Affen; er erreicht vollkommen Menschenhöhe, er wird 5 bis 6 Fuß groß und darüber. Wahrscheinlich hat dieses und der Umstand, daß er länger aufrecht gehen kann als andere Affen, verbunden mit seiner außerordentlichen Stärke, Anlaß zu den vielen Märchen gegeben, welche die Eingebornen von ihm erzählen, daß er z. B. förmliche Häuser baue, das Zuckerrohr auf dem Felde abschneide und in Garben zusammenbinde und so davon trage, daß er auf Bäumen lauere, um Vorübergehende zu sich heraufzuziehen und sie zu erwürgen, daß er Weiber entführe und sie als seine Frauen behandle, daß er ferner nicht nur den Leoparden, sondern sogar den Elefanten mit der Keule angreife und totschlage.

In natürlicher Folge zu diesen Übertreibungen halten die Eingebornen den Gorilla für eine Art Verwandten ihrer selbst; sie glauben sogar, daß es Gorillas gäbe, welche von menschlichen Geistern bewohnt seien, indem die Seelen Verstorbener in sie gefahren. Dieser vorausgesetzten Verwandtschaft wegen essen sie kein Gorillafleisch, während sie das Affenfleisch sonst

nicht verschmähen. Auch hüten sich die Frauen, wenn sie in Hoffnung sind, einem Gorilla zu begegnen, weil sie glauben, daß sie sich an ihm versehen und einen Gorilla gebären werden.

Nach du Chaillus Schilderung hat der Gorilla, der unbestrittene König der afrikanischen Wälder, eine außerordentliche Stärke und Wildheit; seine Stimme hat etwas Menschliches, seine Kraft ist so groß, daß er einen Menschen mit einem einzigen Schlage tötet, daß er mit einem nach unten geführten Seitenhiebe ihm den Bauch mitsamt den Gedärmen herausreißt, und daß er ein Feuergewehr zwischen seinen furchtbaren Kinnladen zerbricht, als wäre es ein Rohrstecken.

Man hat schon durch Bowditsch im Jahre 1819, dann durch Savage und Wymann in Boston im Jahre 1847 Nachrichten über diesen Affen erhalten, Keiner aber ist dem Tiere so zu Leibe gegangen wie du Chaillu, welcher dasselbe bis in die unbekannten Regionen von Afrika und bis in seine Höhlen verfolgt hat. Dieser Reisende ist der erste, welcher die Ehre der persönlichen Bekanntschaft mit den Gorillas genossen hat und nicht von Hörensagen spricht. Er bestreitet alle die oben gemachten Angaben von der Entführung der Negerinnen ꝛc und sagt: der Gorilla lebe paarweise in den Rohrgebüschen der afrikanischen Sümpfe, lebe nur von Pflanzennahrung und klettere nur wenig, schlafe auf ebener Erde, mit dem Rücken an einen Felsen oder Baum gelehnt, nur die Jungen suchen Bäume auf, um darauf zu schlafen. Der natürliche Gang ist auf allen Vieren, das Aufrechtgehen wird ihm jederzeit schwer, wegen der Ungeschicktheit seiner Beine kommt er auch nur langsam fort; will er laufen, so fällt er alsbald auf die Vorderhände nieder; da diese und die Vorderarme sehr lang sind und er beim Laufen sogar noch die Hinterbeine verkürzt, so hat er allerdings, wenigstens von hinten und aus der Ferne, das Ansehen eines etwas mißgestalteten Negers. Aber nur die Jungen laufen bei der Verfolgung davon, der Erwachsene richtet sich auf, besonders das Männchen, breitet die ungeheuren muskulösen Arme balancierend aus und geht furchtbar brüllend und einen wahrhaft herzbeklemmenden Anblick bietend, auf den Jäger los, wobei er sich häufig mit den Fäusten an die breite gewölbte Brust schlägt, daß es einen weit hörbaren dumpfen Ton giebt.

Das ruckweise Vorgehen giebt dem Jäger Zeit, sein Ziel gut und fest ins Auge zu fassen; fehlt er indessen, so ist er beinahe gewiß des Todes, er wird zerschmettert, er wird zerrissen. Der Gorilla stirbt übrigens, wenn er getroffen wird, bei weitem schneller als andere große Tiere. Sein Todesschrei, sein Hinstürzen mit ausgebreiteten Armen hat etwas wirklich Menschliches, und die Jagd auf ihn nimmt dadurch etwas Schaudererregendes an. Die Menschenähnlichkeit soll sich besonders bei dem sterbenden, bei dem ge-

töten Tiere auf eine gräßliche Weise kundgeben, und es war du Chaillu bei der Tötung eines Gorilla immer, als ob er einen mißgestalteten Menschen töte, er konnte sich dessen nicht erwehren, obwohl er sehr gut wußte, daß er keinen Menschen vor sich habe.

Von einer solchen Jagd erzählt du Chaillu wörtlich: „Ein Männchen und ein Weibchen waren in einem Rohrdickicht verborgen, daher sie unsere Annäherung eher bemerkten, als wir ihre Anwesenheit. Das Weibchen lief mit einem lauten Schrei davon und verbarg sich im Dickicht, bevor wir darauf schießen konnten, das Männchen dagegen entfloh nicht, stand langsam von seinem Lager auf, stieß ein furchtbares Wutgebrüll aus und sah uns, die wir ihm offenbar sehr ungelegen kamen, sehr grimmig an. Die Augen, falsch und finster, waren entsetzlich bösartig, das Gesicht hatte etwas Satyrähnliches, und seine Züge arbeiteten in der Wut so lebhaft, daß man hätte glauben sollen, man sähe einen der Hölle entstiegenen Geist vor sich.

„Er rückte, wie es in seiner Gewohnheit ist, in kurzen Absätzen auf uns zu, ließ dabei ein Brüllen hören, dessen Wiederhall dem lauten Murren des Donners glich, und schlug dazu die Brust mit seinen Fäusten. In einer Entfernung von 6 Yards hielt er wieder an, und bevor er wieder weiter schritt, feuerten wir, und er fiel taumelnd auf sein Gesicht, tot zu unseren Füßen nieder."

Bemerkenswert sind die Maße, welche der Jäger angiebt. Seine Höhe betrug $1^1/_2$ m, seine ausgebreiteten Arme maßen 3 m, seine Hände waren gestaltet wie wahrhafte Zangen, und man konnte sich ungefähr vorstellen, welche Wirkung sie haben mußten, von solchen Armen bewegt. Der Umfang seiner Brust betrug $1^1/_2$ m, die große Zehe hatte einen Umfang von 20 Centimeter, er hatte also die Stärke einer kleinen Schoppenflasche. Was sind das für Maße, welche furchtbare Kraftentwickelung setzen sie voraus, da sie nicht von Fett, sondern vom Knochenbau und der Muskulatur herrühren!

Die Hautfarbe des Gorilla ist schwarz, die Farbe des Haares eisengrau. Der Hals sitzt so tief zwischen den Schultern, daß man glaubt, er fehle ganz, und der Kopf ruhe unmittelbar auf dem Brustkasten. Die Arme reichen bis zum Knie, die Beine sind dagegen kurz.

Wie weit er übrigens von dem Menschen entfernt steht, beweist schon der Inhalt des Schädels, welcher bei weitem geringer als beim Menschen ist.

Noch eine andere Affenart entdeckte du Chaillu, und er nennt sie, sowie die Bewohner des Landes selbst, die nesterbauenden Affen. Dieses Nest schwebt 5 bis 6 m hoch über dem Boden, und es bildet eigentlich mehr ein Dach als ein Nest, aber ein so gut und so künstlich gearbeitetes Dach über dem gemeinschaftlichen Sitze, daß es vollständig Schutz gegen den Regen gewährt und du Chaillu sich nur schwer überzeugen konnte, daß

es ohne menschliche Hülfe zustande kommen könne. Mann und Weib arbeiten gemeinschaftlich an diesem Bau, indem das Weibchen die Äste und Zweige und das Rohr herbeiträgt und der Mann sie zusammenfügt.

Du Chaillu hatte eine Mutter dieser Affenart getötet. Das Kleine, welches ein weißes Gesicht hatte, liebkoste die Leiche, als ob es versuchen wollte, dieselbe zu erwecken, dann schien es die Hoffnung aufzugeben, die Augen wurden sehr traurig, und es brach in langes Wehklagen aus, welches etwas Menschliches hatte, indem es klang, wie: O weh! o weh! Du Chaillu zog das Junge auf, welches bald sehr zahm wurde und äußerst gelehrig schien, aber es hatte eine große Neigung zum Stehlen, und es hatte auch bald die Entdeckung gemacht, daß der Morgen, wenn alles schlief, die geschickteste Zeit dazu sei; dann schlich es leise an das Lager des Jägers, um zu sehen, ob er wirklich schlafe, glaubte es dieses zu bemerken, so sah es sich nach Früchten und Speisen, die ihm besonders lieb waren, um. Öffnete du Chaillu bei diesen Voruntersuchungen die Augen, so that das Äffchen ganz unschuldig und liebkoste seinen Herrn. Frühstück und Mittag beobachtete das Junge von einer Dachstange der Hütte, um zu sehen, was es gäbe, nun erst verfügte es sich selbst zu Tische und setzte sich neben du Chaillu; bekam es dann eine Speise, die ihm nicht behagte, so warf es dieselbe zornig zur Erde, wie ein unartiges, verzogenes Kind. Kaffee trank es sehr gerne, aber er mußte hinlänglich gesüßt sein. Man gab ihm ein Kissen, um darauf zu schlafen, woran es sich sehr bald in solcher Art gewöhnte, daß es dasselbe immer mit sich herumtrug und gewaltig schrie, wenn es dieses verloren hatte. Als es kälter wurde, wollte der junge Affe nicht mehr allein schlafen, und da niemand Neigung hatte, ihn zu seinem Schlafkameraden zu machen, wartete er ab, bis alles sich zur Ruhe begeben hatte, dann schlich er sich an einen der Neger, war jedoch listig genug, ihn zu verlassen, bevor er am Morgen erwachte; allein war er überhaupt nur ungern und war sichtlich betrübt, wenn er verlassen wurde. Mit den Negern setzte er sich regelmäßig zu Tisch und langte wie sie in die Schüssel; auch geistige Getränke liebte er sehr und betrank sich einmal so vollständig, daß er ganz und gar das Bild eines berauschten Menschen gab.

Auch der französische Reisende Brosse beschreibt bei seiner Reise nach der Küste von Angola im Jahre 1738 einen Affen, welchen er Quimbeze nennt, welcher 2 m hoch wird, sich Hütten baut und sich großer Knüppel zu seiner Verteidigung bedient. Das Gesicht soll platt, die Nase aufgestülpt und das Ohr ohne Umschlag sein, die Haut etwas heller als bei einem Mulatten, das Haar lang und dünn zerstreut, der Bauch sehr gespannt. Dieser Affe soll ein großer Freund von Negerinnen sein, soll sie oft auf dem Felde überfallen, mit sich in die Wälder nehmen, sie gut ernähren,

sehr freundlich behandeln und lange bei sich behalten. Der Reisende erzählt, er habe selbst eine Negerin gekannt, Zolowango, welche drei Jahre lang unter diesen Tieren gelebt hat und Wunderdinge von ihrer außerordentlichen Liebenswürdigkeit erzählte. Er fährt dann fort, daß diese Tiere auf zwei Beinen und auf vier Beinen gingen, wie es ihnen gefiele, er habe selbst ein junges Männchen und eben ein solches Weibchen gekauft, und sie hätten sich an die Tische gesetzt wie Menschen, hätten sich der Messer und Gabeln bedient, hätten Wein und Liqueure getrunken, hätten die Schiffsjungen zu ihrer Bedienung herbeigerufen und sie geprügelt und zu Boden geworfen, wenn dieselben nicht gethan hätten, was sie verlangten. Als das Männchen krank wurde, ließ man demselben zur Ader, und so oft es sich später unwohl fühlte, streckte es seinen Arm hin, als wolle es zur Ader gelassen sein.

Die geschwänzten Menschen.

Vor der neueren Forschung sind diese großen Wunder aus der Tierwelt geschwunden, ebenso wie die geschwänzten Menschen, von denen man auch lange Zeit gefabelt hat, ja die selbst jetzt noch von Zeit zu Zeit auftauchen, wie z. B. Julius Kögel, welcher sich lange in dem niederländischen Indien aufgehalten hat, von geschwänzten Menschen auf den Sunda-Inseln erzählt.

Kögel hatte verschiedene Male über diese Sonderbarkeit gesprochen, namentlich, daß es auf Java geschwänzte Menschen gebe, denen übrigens die Eltern diese verunstaltenden Auswüchse abzuschneiden pflegten. Einige Jahre später hat er unter den Dajaks wiederholt mehrere geschwänzte Menschen angetroffen und sich darüber ausgesprochen. Die Nachricht war in holländische Blätter übergegangen und war dort mannigfach kritisiert worden. Der Recensent erklärte die Nachricht von den „Menschen met staarten“ (Menschen mit Sterzen) für unbegründet, da er 15 Jahre auf den Sunda-Inseln gewesen und dort dergleichen Kuriositäten niemals gesehen habe.

Kögel macht sich über diese Art der Kritik lustig, etwas für fabelhaft zu erklären, weil man selbst es nicht gesehen habe, und dann sagt er: „Noch im Jahre 1850 habe ich auf der Insel Banda-neira einen Mann, Namens Redisono, von Cheribon aus Java gebürtig, gesehen, welcher einen anderthalb Zoll langen Sterz oder Schwanz hatte. Er war schon seit vielen Jahren Soldat, und der Dr. Mühlert hielt diesen Mann wegen seiner Rück-

gratsverlängerung für dienstuntauglich, dennoch war er zum Soldaten genommen, und man hatte dieses Auswuchses nicht einmal als eines besonderen Kennzeichens erwähnt."

Kögel versichert, daß diese Verunstaltung unter den Dajaks auf Borneo häufiger vorkomme als unter anderen Völkern des malayischen Archipels, und daß dieses wahrscheinlich daher rühre, daß schwangere Frauen sich an Affen versehen, welche auf Borneo sehr häufig sind und durch ihre Zudringlichkeit eine wahre Plage der Dajakfrauen werden, indem sie diese und erwachsene Mädchen häufig entführen und sich mit ihnen begatten.

„Die Schwänze weiblicher und männlicher Javanen und Dajaks, welche ich gesehen, waren unbeweglich, steif und unbehaart. Von Eingeborenen erfuhr ich aber, daß man hin und wieder auch Personen antrifft, deren Schwanz wirklich mit einem Haarbüschel versehen ist. Bei Einigen gehen diese Schwänze gerade nach unten und genieren deshalb ihre Besitzer ungemein beim Sitzen, bei Anderen sind sie gebogen und stehen aufwärts, so auch bei dem beregten Redisono. Solche, deren Rückgratsverlängerung etwa nur einen Zoll beträgt, findet man unter den Dajaks sehr häufig, namentlich auf Borneo, aber es giebt auch welche, deren Schwänze länger als zwei Zoll sind, daher findet man auch auf den Ruderbänken ihrer Kähne Öffnungen oder Einschnitte, welche dazu dienen, das allzulange Rückgrat aufzunehmen."

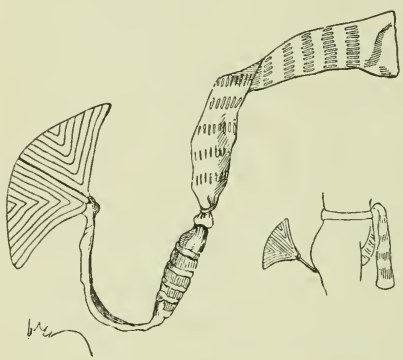
No. 46 des Auslandes vom Jahre 1858, welche die Notiz giebt, macht dazu die sehr weise Bemerkung: „Die Verantwortung für alle diese Angaben überlassen wir dem Verfasser, in dessen Wahrheitsliebe wir zwar keinen Zweifel setzen, dem wir jedoch bemerken müssen, daß, wo noch immer das Vorkommen geschwänzter Menschen behauptet wurde, die Sache bei strenger Untersuchung sich als eine Täuschung erwiesen hat."

Die neuesten Nachrichten über Menschen mit Schwänzen stammen aus dem Sudan her, woselbst Herr von Escayrac Menschen gesehen hat, welche Schwänze von fächerförmiger Gestalt hatten.

Ein anderer Reisender, Lejean, macht in dem großen Sammelwerk „le tour du monde" hierüber das Folgende bekannt, das von der Redaktion mit der Frage eingeleitet wird:

„Giebt es wirklich Menschen mit Schwänzen? Im Altertum oder Mittelalter stand man keinen Augenblick an, diese Frage bejahend zu beantworten. Aber diese fabelhaften Geschöpfe, zur Hälfte Menschen, zur Hälfte Affen, scheinen für immer in das Dunkel ihres Zeitalters zurückgekehrt, seit dem erleuchteten 16. Jahrhundert, gleichzeitig mit den Greifen, mit den Pygmäen, den Menschen ohne Kopf und denen mit einem Fuße, welche sich so malerisch breit machten auf den Karten und in den Reisebeschreibungen des 12. und 13. Jahrhunderts.

„Man war daher nicht wenig erstaunt, als man durch europäische Reisende mit der ernsthaftesten Miene bezeugen hörte, daß sie im östlichen Sudan mit eigenen Augen gesehen — das, was man wirklich nennt: gesehen hätten, Neger mit Schwänzen! Sie gingen auf diesen Gegenstand mit der allersorgfältigsten Genauigkeit ein und schienen selbst von der Wahrheit ihrer eigenen Angaben durch und durch überzeugt. Trotz alle diesem waren gescheite und erfahrungsreiche Männer nicht sofort zu bewegen, die Sache als richtig anzunehmen, sie erklärten: wir seien sämtlich dem Unglück ausgesetzt, die Narren unserer Sinne zu werden, und sie erklärten, daß die Wissenschaften sich nicht mit bloßen Versicherungen begnügen könnten, und daß, um Thatsachen, welche so ganz gegen alles Bekannte verstießen, welche so entschiedene Abnormitäten bildeten, zu glauben, man Beobachtungen haben müsse, welche nach den strengsten Regeln der neuen Untersuchungsweise geführt seien, und daß sie, um zuzugeben, daß es geschwänzte Menschen gäbe, warten wollten, bis man einen solchen lebend oder tot aus Afrika nach Europa brächte.



„Das war mit Weisheit gesprochen, und unser Mitarbeiter, Herr Guillaume Lejean, in diesem Augenblicke selbst beschäftigt, die Quellen des Nil aufzusuchen, ist imstande, die aufgeregte Neugierde über diese sonderbare Frage zu befriedigen. Er schreibt uns das Folgende:

„„Ich sende ihnen anbei eine genaue Zeichnung des berühmten Kleidungs- oder Verzierungsstückes, welches die Veranlassung zu der neuerdings aufgetauchten Fabel von den geschwänzten Menschen gegeben hat. Ich habe die Zeichnung auf das Genaueste genommen an dem Leichnam eines Nyambari oder Nyam-Nyam, welcher bei einem Raubanfall auf unsere Tauschhändler erschossen wurde. Es ist dies das erste Mal, daß man einen Menschen mit seinem sonderbaren Anhängsel unter Händen hat, und ich denke bei meiner Rückkehr nach Frankreich diesen Gegenstand vor dem großen Rat der geographischen Gesellschaft in Paris zur Anschauung zu bringen.

„„Dieser Schwanz ist von sehr gut gearbeitetem Leder, und er ist mit Eisendraht so durchnäht, wie die Zeichnung und die schwarzen Striche darauf angeben, die Drahtmaschen haben etwas über einen Zoll Länge. Die Anschwellung des Knotens ist nichts weiter als eine gewölbte Stelle des Ban-

des, welches inwendig hohl ist. Das ist der fächerförmig gestaltete Schwanz, welchen Herr von Escayrac beschreibt.""

„Also es unterliegt keinem Zweifel, diese ledernen Schwänze der Nyams sind durchaus nicht im mindesten wunderbarer als diejenigen, welche die Choctaws, die Eingeborenen von Nordamerika, tragen, wenn sie Ball spielen, wie Catlin dieselben abbildet, es bedarf nur noch einer etwas näheren Bezeichnung, wie sie getragen oder befestigt werden, und diese giebt Herr Lejean in einem Briefe an Malte Brun den Jüngeren, den Herausgeber der neuen Annalen der Reisen.

„Man bezeichnet unter dem Namen Nyam-Nyam eine starke, sehr zahlreiche Bevölkerung des östlichen Sudan, welche zum mindesten 15 bis 20 Tagereisen westlich vom weißen Flusse und im Süden von Darfur liegt. Diese Bevölkerung hat eine streng monarchische Regierung, und die Provinzen stehen unter einer eben solchen Feudalherrschaft.

„Man hat die Nyams-Nyams der Menschenfresserei beschuldigt, allein mit Unrecht, denn es ist nur ein einziger ihrer Stämme, der der Budgie, welcher sich dieser Abscheulichkeit schuldig macht. Die Europäer kennen übrigens von diesem Lande nichts weiter als die Partie, welche an das Reich Dor grenzt.

„Ich habe heute am 2. August 1860 eine Frau des Nyam-Nyamvolkes gesehen, welche durch Neger gefangen worden ist. Sie ist kupferrot von Farbe, wie die Dors und die Peuhls. Die Djurs und die Denkas haben ein sehr schönes Schwarz, und da diese mit den roten Völkern sich durchaus nicht vermischen, so ist die Grenzlinie zwischen den Schwarzen und den Roten sehr wohl zu bestimmen. Die Gefangene mag etwa 25 Jahre zählen; sie ist groß, sehr regelmäßig und sehr schön gebaut und hält in ihren Formen die Mitte zwischen den Schwarzen und den benachbarten Gallas. Ihre Augen sind sehr schön, die Stirne breit. Nase und Lippen haben zwar die charakteristische Form der Negerphysiognomie, aber so sehr abgeschwächt, daß sie nicht im geringsten unangenehm erscheinen. Das Gesicht zeigt viel Sanftmut an, gleichzeitig aber auch viel Verstand. Da sie ganz nackend ist, bedeckt sie ihren Busen mit den Armen; die Geschlechtsteile sind durch jene sonderbare Verzierung verborgen, die den Anlaß zu jener oben angeführten Fabel gegeben hat (die Figur zeigt, wie das eisenbeschlagene Band durch einen Gürtel befestigt wird, und wie sein stark gekrümmtes und federndes Ende, das in einen Fächer ausläuft, zwischen die Beine geklemmt und so getragen wird, daß der Fächer nach hinten hervorsteht).

„Ich habe versucht, diese Frau zum Sprechen zu bringen; sie hat mir auch in einem lieblichen, kindlichen Tone geantwortet, aber ich vernahm nichts als ganz unübersetzbare Laute und nicht zehn Worte der arabischen Sprache,

obschon sie bereits seit zwei Monaten in Khartum sein sollte. Die Sprache dieser Bevölkerung ist allen ihr benachbarten Stämmen gänzlich unbekannt. Will man mit ihnen verhandeln, so findet man Dolmetscher bei den Dors, ihren östlich wohnenden Nachbarn.

„Die Frau hatte, gleich allen ihren Landsmänninnen, zwei Schneidezähne der unteren Kinnlade spitzig gefeilt. Vielleicht ist es dieser Gebrauch, welcher dazu geführt hat, diese Leute für Kannibalen, für Menschenfresser zu halten. Sie trug ihren ganzen Reichtum an Schmuck auf ihrem holden Körper, Halsbänder, Armbänder, Knie- und Knöchelringe und Glaskorallen, recht hübsche Ohrgehänge, welche von Ägypten eingeführt werden; sie trug auch drei schwere Halsbänder von Eisen an ihrem Halse, durch den Schmied vernietet, wie bei den Galeerensklaven in den französischen Bagnos. Hier bei den Nyams waren diese Halseisen der reine Edelsteinschmuck.

„Das Haar ist vollständig wollenartig und bildete, als sie in Khartum ankam, einen großen Wulst auf dem Scheitel; sie hat denselben jedoch ersetzt durch eine große Anzahl sehr feiner Zöpfchen, in welche sie nach Entwirrung ihrer Haare dieselben geflochten hat. So trägt sie sich denn jetzt nach arabischer Mode und ließ uns nicht undeutlich merken, daß sie sich schon im voraus auf die Bewunderung freue, welche sie durch ihre Verwandelung unter ihren Landsleuten erregen würde, sobald sie zu denselben zurückkehre.

„In etwa drei Monaten, wenn sie die arabische Sprache einigermaßen inne haben wird, hoffe ich aus ihrem Munde recht viel Interessantes zu vernehmen; aber ich verzichte noch garnicht auf die Hoffnung, die Nyams-Nyams in ihrem eigenen Vaterlande zu studieren." (Vergl. weiter unten.)

Der Mensch ist unbewaffnet.

Man pflegt es als ein Zeichen der schlechten Begabung des Menschen zu betrachten, daß er ganz waffenlos ist; allein gerade darin scheint dem Verfasser (Zimmermann) ein großer Vorzug zu liegen. Wir können uns einmal klar zu machen suchen, was daraus werden würde, wenn der Mensch Waffen hätte, natürlich nicht Degen und Pistolen, nicht Helm und Schild, denn dergleichen liefert die Natur nicht, sondern Klauen, Zähne, Hufe ꝛc. Ein Mensch mit Hufen, wenn auch nur an den Hinterfüßen, würde doch wohl eine ziemlich traurige Rolle spielen, nicht weil die Hufe unschön aussehen — der Reiter sagt von seinem Pferde ohne Zweifel, es habe schöne Hufe, und das Pferd selbst, wenn es seine Beine besieht, findet dieselben

und die daran haftenden Hufe nicht unschön und würde, wenn es eitel wäre und gut deutsch sprechen könnte, dies gewiß erklären. Der viel klügere Mensch, dem es an Eitelkeit nicht fehlt, zeigt dies jeden Augenblick. Eine alte Jungfer, vor dem Spiegel stehend, findet, daß sie immer noch sehr hübsch ist, und eine Bucklige sieht ganz deutlich, daß man ihren Buckel gar nicht bemerkt, und das gehört doch nicht zu ihrer Eigenschaft als Weib; wie sollte ein Mensch oder ein Weib überhaupt die Hufe an den Hinterfüßen unschön finden, wenn sie einmal zu seiner Eigenschaft als Mensch gehörten!

Aber wozu würden diese Hufe ihm dienen? Dem Pferd allerdings sind sie Waffen, dem Menschen aber würden sie es nur in dem Falle sein, daß er immer einen Stuhl mit wohlabgerundeter, handlicher Lehne mit sich herumführte, worauf er sich mit den Händen stützen könnte, um mit den Hinterbeinen auszuschlagen und sich auf diese Art seiner Haut zu wehren.

Aber welche Nachteile würde er von seinen Hufen haben! Nicht daß er einer Dame etwa auf die Hühneraugen träte, denn die Damen hätten ja auch Hufe, und derselben einen Kronentritt beizubringen, setzte doch eine für galante junge Leute allzu große Ungeschicklichkeit voraus. Aber der behufte Mensch stände auf seinen zwei halbrunden Hufflächen höchst unsicher; das Tier hat vier solcher Hufe, der Mensch würde durch die geringste Kleinigkeit aus dem Gleichgewicht gebracht werden und fallen; er könnte nicht Matrose werden, denn er könnte nicht an den Seilen emporklettern; es gäbe keine Maurer und keine Zimmerleute, denn mit zwei Hufen statt zweier Füße kann man nicht auf den Gerüsten umhersteigen; unsere Schornsteine würden bald voller Glanzruß sitzen, denn niemand vermöchte hineinzukriechen und ihn abzukratzen. Wir würden auch weder Messer noch Gabel, weder Hobel noch Stechbeutel, weder Hammer noch Feilen haben, welche zwar alle mit den Pferdehufen nichts zu thun haben, welche aber alle nicht existieren könnten zusamt der ganzen, sich auf die Metalle stützenden Industrie, weil man auf Pferdehufen weder in die Schachte hinein-, noch aus den Schachten herauskommen kann, weil es also keine Bergwerkskunst und also keine Metalle gäbe.

Wir sehen, welche Konsequenzen eine einzige solche Annahme hat. Wir wollen daher gar nicht erst besonders darauf aufmerksam machen, wie schön es aussehen müßte, wenn eine wohlbewehrte Dame im Zorne hinten ausschlüge, wie es wohl manchmal von vorne geschehen soll, sondern wir wollen sofort die Waffen auf die anderen Extremitäten verlegen, wir wollen dem Menschengeschlechte Krallen geben.

Auch hier würden zuerst große Unbequemlichkeiten eintreten. Vor allen Dingen wäre ein sehr wichtiger Sinn, das Getast, verloren. Dies ist wirk-

lich etwas ganz anderes als das Gefühl, welches man deshalb auch wohl mit dem Worte Gemeingefühl oder Allgemeingefühl bezeichnet. Das Tasten mit den Fingerspitzen, das Unterscheiden von Glatt und Rauh, von Weich und Hart, von Erhöht und Vertieft ohne Beihülfe des Auges läßt sich nur durch diesen besonderen Sinn ermöglichen. Man möge jemandem aus seinem täglich in der Hand geführten Schlüsselbunde einen Schlüssel hinlegen oder aufdrücken, wohin es auch sei, er wird ihn nicht erkennen, während er, denselben zwischen Daumen und Zeigefinger fassend, augenblicklich weiß, wohin er gehört. Der Blinde vermag die erhaben gedruckte Schrift mit den Fingern zu lesen; mit der oberen Handfläche, mit der Wange, mit dem Kinn, auch wenn er keinen Bart hätte, wird er es wohl bleiben lassen.

Dies wäre allerdings ein Nachteil, wenn schon ein kleiner. Was würde aber aus dem Menschengeschlechte werden, wenn es weder Woll- noch Flachsspinner, wenn es weder Schuster noch Schneider, weder Buchbinder noch Goldarbeiter, noch sonst irgendwie einen Handwerker gäbe, der seine Finger in der jetzigen Gestalt zur Verrichtung seiner Arbeiten braucht, die uns nun einmal zum Bedürfnis geworden sind! Und o! — was würde aus meinen Lesern werden, wenn es keine Setzer gäbe, denn mit Löwenklauen oder Bärenklauen kann man die kleinen Typen nicht fassen, und auch ich müßte das Buch ungeschrieben lassen, denn ich könnte die Feder nicht halten. Welch ein Elend für die Welt!

Und was machte das schmeichelnde Kind mit Mutter oder Vater, und wie tändelten diese mit dem Kinde? etwa wie die Katzen durch Herumrollen auf dem Boden und durch zärtliches Zurückziehen der scharfen Klauen? — Bei Katzen sieht das recht schön aus, aber bei Menschen in Fracks oder Reifröcken — — —?

Wie wäre es mit Hauern von Schweinen oder Elefanten, oder auch nur mit Reißzähnen von Wölfen oder Füchsen? Immer sehen wir von der Äußerlichkeit ab, denn es wird vorausgesetzt, daß diese Form die dem Menschen angeborene wäre, dann könnte er sie nicht unschön finden; aber wie würde sie ihm für eine große Menge von Verrichtungen im Wege sein! Und wo blieben die Künste, welche das Leben so sehr verschönern, Gesang und Flötenspiel, welches zwar Ferdinand ein unglückseliges nennt, welches indessen manchen jungen Mann, als Kaufmannsdiener unter dem Dache wohnend, sehr glücklich gemacht hat? Wo blieben alle die Blaseinstrumente, welche in unseren Konzerten so große Wirkung machen? Wie entstellt würde unsere Sprache werden, wie könnte der Jüngling der Geliebten, der Gatte seiner Gattin einen Kuß geben, wenn die abscheulichen Hauer im Wege wären?

Es blieben uns noch die Hörner zu betrachten: für den Hirsch, für die Antilope, für das Reh eine Zierde, für den Menschen aber schon sprichwörtlich eine unehrenhafte Verunzierung; aber abgesehen davon, wo sollten sie ihren Platz haben, um als Waffe zu dienen? Zum Gebrauch der Zähne, der Hörner und der Hufe ist die Stellung auf vier Füßen unbedingt notwendig, nur die Klauen könnte man brauchen auch auf zweien Füßen stehend, und da sehen wir, soweit es nötig, das schwächere Geschlecht zur Genüge ausgerüstet, ohne daß Bärenklauen oder Tigerkrallen erforderlich wären.

Und wenn der Mensch alle diese Waffen hätte, wäre er dann besser bewaffnet als durch Schwert und Lanze, als durch Bogen und Feuergewehr?

Die Natur hat dem Menschen eine Waffe übergeben, die weit alle diejenigen überragt, welche von den Tieren geführt werden. Was sollte der schwache Mensch mit Klauen oder Zähnen dem Löwen gegenüber ausrichten, was mit den Hufen dem Pferde gegenüber, was mit Hörnern gegenüber einem Stier? Der Verstand, der Geist und die davon hergeleitete Erfindungsgabe sind die Waffen, welche die Natur dem Menschen gab; sie lehrt selbst den jämmerlichen Neuholländer seinen Bumerang, sein hölzernes Wurfschwert machen, das, nachdem es den Feind verletzt, zu ihm (dem Entsender) zurückkehrt. Sie lehrt den Neuseeländer Speere und Keulen, den Asiaten und den Amerikaner Bogen und Pfeile machen, sie lehrt den Balearenbewohner runde Kiesel in eine Schleuder legen und dieselben mit einer solchen Sicherheit und einer solchen Gewalt entsenden, daß die alten Römer sich ihrer mit dem größten Erfolg in den Reihen ihres klassisch durchbildeten Heeres bedienten.

Und nun vollends die Waffenkunst unseres Jahrhunderts! Wie völlig unbedeutend und nichtig wird daneben alles das, was an Waffen im Tierreich gefunden wird! Der Schütze mit der gezogenen Büchse in der Hand sucht den Elefanten und das Flußpferd, sucht den Löwen und das Rhinoceros mit dem gegen die Kugel undurchdringlichen Felle auf. Er schießt ihn nicht auf das Blatt, wie der Jäger dies zu benennen pflegt, sondern er nimmt das Auge zu seinem Ziel und tötet das Tier in dem hundertsten Teile einer Sekunde, während zwei Löwen oder zwei Nashörner, mit einander kämpfend, stundenlange schwere Arbeit haben würden, bevor der Sieg sich auf die Seite des Stärkeren neigte und der Sieger selbst bei einem zweiten Angriff gewiß der Besiegte sein würde.

Vermeinte Vernachlässigung des Menschen hinsichtlich der Triebe und Instinkte.

Man geht gerne von dem Gedanken aus, die Natur habe den Menschen durchaus nicht bloß in Hinsicht auf mangelnde Waffen vernachlässigt, man giebt zu, daß seine Wohlgestalt die größte sei, daß er sich sehr vorteilhaft dadurch unterscheide von den Tieren, daß seine vorderen oder oberen Gliedmaßen völlig frei und von den unteren unabhängig sich bewegen lassen, daß er auf den unteren stehend mit den oberen etwas verrichten könne, ohne sie zu dem niederen Dienste zu verwenden, zu welchem alle Tiere die ihrigen brauchen, nämlich zum Tragen und Aufrechthalten des Körpers; aber man sagt mit Bedauern, daß er das unbehülflichste Tier sei, daß er am längsten abhängig sei von der Hülfe anderer, daß er rettungslos zu Grunde gehe, wenn nicht wohlgesinnte Menschen sich seiner annähmen. Man führt an, daß er keinen Instinkt habe, daß er nicht zu unterscheiden wisse, was ihm dienlich oder nicht dienlich, daß er ohne eigene Erfahrung oder ohne ausdrückliche Belehrung keine giftige Pflanze erkenne, keine als Nahrungsmittel mit untrüglicher Sicherheit ergreife; man führt an, daß er weder so starke Freßwerkzeuge habe, um die unzubereitete Speise zu zermalmen, noch einen so guten Magen, um sie zu verdauen; daß er außer stande sei, Tiere zu fangen und zu erlegen oder sich gegen andere zu verteidigen, ja daß er nicht einmal aller pflanzlichen Nahrungsmittel habhaft zu werden vermöge, was doch der Affe und das Eichhörnchen, was doch sogar das Faultier könne. Man führt an, daß seine Haut nackend und sehr empfindlich, und daß sie durch keine Haarbedeckung gegen die Rauhigkeit der Witterung geschützt sei.

Aber alle diese gerügten Mängel sind es doch größtenteils nur scheinbar, oder der Mensch ist nicht größeren Übelständen unterworfen als die Tiere. Die Hühner haben ein schönes Federkleid; aber wie traurig sehen sie aus, wenn es regnet und sie keinen Schutz dagegen unter Dach und Fach finden! Ohne allen Zweifel fühlen sie die Benetzung nicht minder als der Mensch, und ist die Ursache vorüber, so wird die Unannehmlichkeit bei ihnen viel länger dauern als bei dem nackenden Menschen, sie trocknen viel schwerer ab.

Umgekehrt sehe man den Vogel im heißen Sommersonnenschein; sein Federkleid, obwohl es sich mit Beginn der warmen Jahreszeit bedeutend verringert, ist ihm doch sehr lästig, und er atmet mit offnem Schnabel, um sich nur einige Erholung zu verschaffen.

Den Instinkt betreffend, so ist er beim Menschen allerdings so gut wie Null, und das unverständige kleine Kind wartet nicht ab, bis ihm

jemand sagt, dieses sei gut zu genießen, und jenes sei schädlich; es steckt alles ohne Unterschied in den Mund, das mit giftigen Farben bedeckte hölzerne Spielzeug so gut wie die Erhöhung an der süßen Mutterbrust, woraus es Labung und Stärkung zieht; aber die Natur hat ihm etwas gegeben, was den Instinkt bei weitem aufwiegt. Was es nicht durch einen unabweisbaren Naturtrieb thut und unterläßt, das wird ihm gelehrt durch liebende Eltern, das erlernt es durch Ausbildung seiner Fähigkeiten.

Seine Hülflosigkeit als Kind ist gewiß sehr groß; aber dafür hat die Natur in das Herz der Mutter einen so mächtigen Trieb gelegt, daß dadurch die vorhandene Hülflosigkeit vollständig gehoben wird. Die Dauer der Jugend, die Dauer der hülflosen Zeit ist aber kein Fehler, sondern ein Segen des menschlichen Geschlechtes: durch die Verlängerung dieser hülflosen Zeit wird auch die Zeit der Belehrung, der Ausbildung verlängert. Ist die Dauer der Kindheit bei dem Hunde kein halbes Jahr lang, und braucht er, um auszureifen, nicht mehr als ein ganzes Jahr, so ist dafür sein Leben auch schon zweimal *abgelaufen*, wenn das volle Leben des Menschen *beginnt*, und setzt dies dreimal so lange fort, als das ganze Leben des Hundes dauert, das Leben des Erwachsenen nämlich, das Leben des Mannes. Ein Ähnliches läßt sich von den meisten anderen Tieren sagen. Das Pferd, welches mit vier Jahren seine vollständigste Entwickelung erreicht hat, ist doch im 25sten Jahre, wo der Mensch erst zu leben beginnt, ein vollständig herabgedrückter Greis; so hat denn der Mensch gar viel voraus. Und die Klage des *Plinius* über die Stiefmütterlichkeit, mit welcher die Natur den Menschen gegenüber anderen Tieren behandelte, verliert ihre Stütze.

Zudem ist der Instinkt eine völlig unbewußte Thätigkeit, durch die Natur des tierischen Geschöpfes geleitet, ohne daß dasselbe sich dabei einer Vorstellung oder einer Überlegung hingäbe, wenn schon die Ausübung jeder einzelnen instinktiven Handlung den äußeren Anschein einer freien Handlung hat.

Der Instinkt, der blinde, dunkle Trieb, hat in der Regel die Erhaltung oder das Wohlsein des Tieres zum Zweck und hat entweder für den Einzelnen oder für die Gattung Geltung, ist also auf Nahrung und andere Bedürfnisse oder auf die Fortpflanzung gerichtet. Diese Triebe sind etwas mit dem Organismus Zusammenhängendes, und man vermag weder die Gründe darzulegen, wofür sie geschaffen sind, noch die Idee, nach denen bei der Einrichtung derselben verfahren worden ist; auch läßt derselbe sich nicht in Regeln bringen, denn der Instinkt, welcher das Tier in seinen Umgebungen solchergestalt leitet, daß es sich immer einen Anschein von Freiheit bewahrt, obschon es gezwungen thut, was es thut, äußert sich doch auf so

mannigfache Weise, daß man sich wohl gar veranlaßt gesehen hat, verschiedene Instinkte anzunehmen.

Diese verschiedenen Triebe lassen sich indessen immer auf einige Hauptmomente zurückbringen, entweder darauf, etwas zu erlangen, was der tierischen Natur angemessen ist, was sie begehrt, oder darauf, sich von etwas zu befreien oder vor etwas zu fliehen, etwas zu beseitigen, was ihr zuwider ist, oder was ihre Existenz, ihre Erhaltung, ihr Wohlsein in irgend einer Weise bedroht. Ein dritter Zweig dieses mannigfachen Getriebes kann als eine Thätigkeit angesehen werden, die auf die Erhaltung des Individuums gerichtet ist, noch ein vierter als einer, der die Fortdauer der Gattung bezweckt. Man wird die ersten drei unter dem Begriffe des Selbsterhaltungstriebes zusammenfassen und den letzteren als Geschlechtstrieb bezeichnen können.

Die Thätigkeit, welche ein Tier entwickelt, um seinen Durst zu stillen, seinen Hunger zu beseitigen, gehört in die erste Reihe. Nicht daß das Tier frißt, wenn es Hunger hat, ist sein Instinkt, sondern daß es ihm nur dienliche Sachen frißt. Die Kuh auf der Weide vermeidet sehr wohl die giftige kleine Ranunkel, welche man Hahnenfuß nennt. Sie weiß nicht, daß der Saft derselben fressend ist und in ihrem Magen Geschwüre erzeugt, sie weiß nicht, daß sie daran elendiglich sterben wird — wenn sie es wüßte und deshalb das Schädliche miede, so wäre das nicht Instinkt, sondern Vernunft; aber sie frißt den Hahnenfuß nicht, und das ist ihr Instinkt. Sie frißt auch nicht jenes Equisetum, welches man in Norddeutschland Haarmoos oder Hermus oder in Süddeutschland Schaffheu nennt. Sie weiß nicht, daß ihr dadurch die Milch vergeht und sie also ihrem Herrn Schaden thut, sie weiß überhaupt nicht, daß es und wie es ihr nachteilig ist, aber ihr Instinkt hindert sie, die schädliche Substanz zu fressen. Wenn beide Pflanzen in getrocknetem Zustande als Heu ihr gegeben werden, sagt ihr Instinkt nichts, und sie kann dieselben fressen ohne irgend welchen Schaden.

Ein ähnlicher Trieb sagt dem Hirsch, daß er vor den gefährlichen Hunden zu fliehen habe, um sein Leben zu erhalten, aber er sagt ihm auch, daß es nunmehr Zeit sei, nicht ferner zu fliehen, sondern sein Leben zu verteidigen, und aus dem sonst so furchtsamen wird jetzt ein mutiges, ein um sein Leben kämpfendes und oft sieghaftes Tier.

Der Freiheitstrieb ist vollständig hierher zu zählen. Das gefangene Tier, obwohl ihm Bequemlichkeiten gewährt werden, die es in der Natur nicht hat, sucht doch auf jede mögliche Weise seine Freiheit zu erringen: der Löwe schüttelt die Stäbe seines Käfigs, obschon er täglich genügend frisches Fleisch bekommt und auch nicht Durst zu leiden braucht; das Eich-

hörnchen nagt sich ein Loch in die Wand seines Hauses und entschlüpft, obschon man ihm Mandeln und Nüsse giebt und in Milch geweichte Semmel, während es im Freien sich mit bitteren Eicheln oder mit harzigem Föhrensamen begnügen muß und nur als Sonntagsgericht einmal eine Haselnuß bekommt.

Der Geschlechtstrieb dient zur Erhaltung der Gattung und beschränkt sich nicht auf die Begattung, sondern er dehnt dehnt sich aus auf alles, was damit zusammenhängt, auf Sorge für die Jungen, auf Ernährung, auf Beschützung derselben. Die Mutter verteidigt ihre Kinder mit großem Mut und mit Gefahr ihres eigenen Lebens, ja der furchtsame Vogel setzt sich zur Wehre gegen den heranschreitenden Menschen und gegen die Schlange, welche seine Jungen bedroht, und die Sorge für die Jungen beginnt bei vielen schon vor der Geburt derselben. Die Vögel bauen sich ein künstliches Nest, mitunter fast wunderbar zierlich und geschickt; die Tiere des Waldes suchen sich einen buschigen Versteck, Klettertiere die Höhlen alter Bäume auf; Hamster, Dachs und Fuchs graben sich Wohnungen in die Erde, ja Insekten, wie z. B. das Geschlecht der Bienen, sorgen mit größter Emsigkeit und Umsicht für die Kinder, nicht ihrer selbst, sondern einer ganz anderen Person. Das Bestreben, die Sicherheit der Jungen zu befördern, zeigt sich in dem Bösewerden selbst des gutmütigsten Hundes, sobald er Junge hat, und in dem Umherwandeln der Katze mit ihrem Kinde im Maule, welches sie den Nachstellungen des bösen Herrn Gemahls entziehen will.

Noch einen Trieb haben die Tiere, wenigstens die meisten, und diesen hat der Mensch mit ihnen gemein, das ist der Trieb zur Geselligkeit. Nur sehr wenige und fast nur Raubtiere sind einsam, aber selbst diese, wie Löwen und Wölfe, vereinigen sich da, wo sie häufig sind. In den preußischen Forsten allerdings sieht man den Wolf nur einsam, in den polnischen, galizischen, in den ungarischen Wäldern und Berggegenden sieht man ihn dagegen immer rudelweise. Die Elefanten leben in großer Menge bei einander, die Hirsche halten sich in Herden zusammen, die Vögel gesellen sich zu bestimmten Zeiten des Jahres, selbst wenn sie nicht Zugvögel sind, in ungeheuren Scharen an.

Dieser Geselligkeitstrieb oder Instinkt ist dem Menschen ebenso eigen, er spricht sich wohl zuerst, er spricht sich in der Jugend als Geschlechtstrieb aus, bald aber wird die Freundschaft ein stärkeres Band, und in jenem Alter, in welchem die stürmischen Bewegungen des Herzens längst nachgelassen haben, bleibt doch der Geselligkeitstrieb bestehen; der Mensch sucht mehrere Menschen, um sich zu vereinigen, und nichts ist ihm weniger zu entbehren, als gerade die Gesellschaft seinesgleichen.

Charakteristisch ist der Unterschied zwischen Tieren und Menschen bezüglich der Triebe auch dadurch, daß die letzteren imstande sind, dieselben zu zügeln, wenn sie schon leider oft genug es unterlassen. Der Mensch kann gewisse Neigungen, selbst die allermächtigsten bezähmen, überwinden, das Tier wird durch etwas ihm völlig Unwiderstehliches gezwungen: während der Brunst geht der scheue Hirsch gleich einem gereizten Tiger auf den Menschen los, und während derselben Zeit wird der zahme Elefant so wütend und gefährlich, daß man ihn gerne ins Freie entläßt, damit er sich austobe, nach welcher Zeit er dann auch beruhigt wieder zurückkehrt in seine Gefangenschaft.

In diesem Zustande erwacht, besonders bei sehr kräftigen Geschöpfen ein Zerstörungstrieb, der solche Tiere der augenscheinlichsten Gefahr entgegenführt und sie derselben gar nicht achten läßt; sie greifen viel kräftigere und größere Tiere an, oder sie lassen ihren Grimm aus an leblosen Dingen, sie stampfen die Erde, sie wühlen sie auf, sie reißen Bäume aus und schleudern sie um sich.

Der Mensch gerät wohl in Zorn und begeht dann auch vielleicht mehr Thorheiten als im gewöhnlichen Zustande, aber jene tierische Wut, durch das Erwachen des Geschlechtstriebes aufgerufen, kennt er nicht; wohl begeht er, von demselben gestachelt, manche Thorheiten und manche Großthaten, aber er vermag sich zu bezwingen, seinen Trieben Stillschweigen aufzuerlegen, wenn es sein ernstlicher Wille ist, und er zeigt allein dadurch, wenn es sonst auf keine Weise wäre, wie viel höher er steht als das Tier.

Allerdings steht er auch viel niedriger als das Tier, wenn er, der Mensch, seinen Trieben nicht einen Zügel anlegen will; er begeht alsdann Schändlichkeiten, Abscheulichkeiten, er verfällt in Laster, er begeht Verbrechen. Aber alles dieses nur, weil er der Stimme der Vernunft *nicht folgt*, was er *könnte*, wenn er es *wollte*. Das Tier kann dieses nicht, denn es hat nur Triebe, nicht Willen, und dieses durch die *Vernunft geleitete* Wollen ist gerade das *schönste* und *erhabenste Prärogativ* des Menschen. Das Tier handelt nicht unsittlich, wohl aber der Mensch, wenn er lediglich seinen Trieben und nicht zugleich dem Verstande folgt.

Was wir an den Tieren als Kunsttrieb bewundern, ist ferne davon, dasjenige zu sein, was wir mit dem Worte *Kunst* bezeichnen. Die Biene formt ihre Zelle auf saubere, immer gleiche Weise, heftet immer mehr und mehr aneinander, häuft sie zu Waben auf, füllt sie mit Nahrung für die junge Brut an; aber weder das eine, noch das andere bekundet Verstand, es ist reiner Instinkt, es ist etwas unbewußt Gethanes, etwas, wozu das Tier durch einen inneren Drang getrieben wird. Die Spinne webt ein Netz, dessen Verhältnisse so schön geordnet sind, daß man glauben möchte, sie seien mit

dem Zirkel gemessen, die Einzelheiten seien mathematisch berechnet. Sie zieht drei sehr starke Hauptfäden, so blank und so glatt, daß sie die Sonnenstrahlen vollständig reflektieren und deshalb auch nicht erwärmt werden, selbst nicht in dem Fokus des Objektivs eines Fernrohrs, indem die wunderbare Politur dieser Fäden das Verschlucken der Sonnenstrahlen vollständig hindert. An diesen Fäden befestigt sie querlaufende Leinen, gleichfalls von großer Stärke, und hierüber befestigt sie die übrigen Speichen ihres Rades; alle diese Speichen haben eine ähnliche Beschaffenheit, sie sind glatt und glänzend und neigen sich von den spannenden Fäden nach der Mitte des Netzes unter ziemlich gleichen spitzen Winkeln.

Nunmehr zieht die Spinne eine weitläuftige Spirale, mittelst welcher sie in sechs bis acht Umgängen sämtliche Speichen vereinigt. Das ist nicht ihr Netz, das ist erst die Leiter, welche sie anlegt, um mit Hülfe derselben das Netz zu weben; jetzt erst beginnt sie es wirklich, und während sie längs der weitläuftigen Spirale umhergeht, zieht sie eine sehr viel engere Spirale über die Speichen hin und versieht jeden Faden derselben mit einer Reihe glänzender Perlen von Vogelleim, der eine unwiderstehliche Klebrigkeit hat. Mit einer starken Lupe kann man diese Perlchen auf das deutlichste sehen, und sie sind es, an welchen die Mücke und die Bremse haftet, denn selbst diese trotz ihrer Stärke wird gefesselt. Indem sie sich zu befreien strebt, kommt sie mit immer mehr solcher Leimruten in Berührung und wickelt sich selbst bis zur Wehrlosigkeit in dieselben ein, statt sich aus ihren Banden zu befreien.

Aber die Spinne webt immer weiter und dehnt ihre klebrigen Fäden über die ganze Fläche des Rades aus, indessen sie von der vorher gesponnenen weitläuftigen Spirale einen Gang nach dem andern auffrißt, so wie sie dessen nicht mehr bedarf, auch verzehrt sie überhaupt jeden Morgen ihr Netz bis auf die glatten Fäden, und sie spinnt es aus dem so wieder in sich aufgenommenen Vorrat an jedem Morgen von neuem.

Etwa aus Kunstsinn, damit das Netz immer schön rein und ordentlich aussehe? damit der Mensch stets etwas an ihr zu bewundern habe? o nein, das ist nicht Kunst, nicht Kunstsinn, nicht Kunstliebe, welche sie dieses lehrt, das ist der Erhaltungstrieb. Sie spinnt das Netz, um Beute zu fangen, sie überzieht die Fäden mit Leim, damit die Tiere sich darin verfangen, sie läuft herzu, wenn ein größeres Insekt in ihr Netz gegangen, aber so lange es Lärm macht, hütet sie sich wohl, ihm nahe zu treten, bis es sich ermattet, bis es sich abgearbeitet hat; dann schneidet sie die Fäden, woran es haftet, an einer Seite ab und dreht die Fliege darin um, sie bindet dieselbe; nun dreht sie die so gebundene zur Sicherheit noch unter ihren Spinnwarzen zwanzigmal umher, bis sie sich auch nicht

im geringsten mehr rühren kann, und dann saugt sie dieselbe aus, oder sie hängt sie, falls sie satt sein sollte, irgendwie hin, bis der Appetit wiederkommen wird.

Wer lehrt sie dieses alles? und hat sie es überhaupt gelernt? Man sieht im Gegenteil die kleinste, kaum aus dem Ei geschlüpfte Spinne selbständig und ohne allen Unterricht ihr überaus kleines und zartes Netzchen spinnen gerade so gut, wie es die älteste macht — das ist Instinkt, das ist ein von der Natur dem Tiere verliehener Trieb. Wäre Überlegung dabei, so würde die Schmeißfliege ihre Maden nicht in die offene Blüte der Stapelia mixta legen. Sie will ihren Jungen Nahrung gewähren, diese Nahrung ist verwesendes Fleisch. Die Blüte der Stapelia riecht auf das täuschendste danach; der Verständige, der Mensch, läßt sich dadurch nicht täuschen, die Schmeißfliege aber wohl, denn der Erhaltungstrieb für ihre Jungen leitet sie nur nach dem Sinne des Geruches.

Dies ist der hohe Vorzug des Menschen vor dem Tiere, daß er nicht dunklen Trieben, sondern klaren Vorstellungen folgt; es ist also nichts Beklagenswertes, daß der Instinkt dem Menschen fehlt, sondern es ist das Zeichen seiner bei weitem erhabeneren Stellung. Je höher die Tiere stehen, desto mehr treten diese angeborenen Triebe in den Hintergrund. Alle diese Instinkte führen zurück auf eine und dieselbe organische Kraft. Je mehr Werkzeuge und je verschiedenartigere, je vollkommnere Glieder das Tier hat, desto schwächer wird der Trieb, desto mehr kommt er unter die Befehle der Willkür, und das höchst organisierte Tier, der Mensch, wägt erst die verschiedenen Empfindungen gegen einander ab und verbindet sie zu einem harmonischen Ganzen. Durch den Instinkt führt die Natur das des Lernens unfähige Geschöpf, das Geschöpf, welches wissen muß, ehe es lernt. Das Geschöpf aber, welches lernfähig ist, muß lernen, weil die Natur ihm weniger gegeben hat, es muß sich üben, weil es nichts von selbst kann; aber es hat verteilte Kräfte, verfeinerte Werkzeuge und vermehrte Mittel zur Wirksamkeit erhalten; was ihm von der Bestimmung durch die unklaren Triebe abgeht, hat es reichlich durch die Überlegung zurück erhalten. Dieses scheinbar so vernachlässigte Tier ist eines bei weitem vielfacheren und freieren Gebrauches seiner Kräfte und Glieder fähig, hat also keinen Grund, die Biene und Spinne zu beneiden, welche beide nicht imstande sein würden, viereckige Netze oder dreieckige Zellen zum Fang der Insekten und zum Aufsammeln des Honigs zu verfertigen. Das instinktreiche Tier ist an eine unabweisbar einzige Form gebunden, der Mensch allein ist vollkommen frei von einer solchen ihn hemmenden Fessel.

Leistungsfähigkeit des Menschen.

Nach allem, was wir sehen, steht der Mensch durch seine geistigen Fähigkeiten hoch über den Tieren. Die Natur setzt ihm viele Hindernisse in den Weg, allein sie gab ihm durch seine bevorzugte Stellung so bedeutende Mittel, so ausreichende Kräfte, daß er die Hindernisse besiegen und alles überwinden kann, was ihm hindernd in den Weg tritt. Es ist etwas Großes, etwas Erhabenes um diesen Geist, der vermocht hat, jeden Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen, der alles sich unterthan macht. Wir sahen oben, daß der Mensch den Löwen und den Elefanten, das Rhinoceros und den Walfisch bezwingt; aber was sind diese unbedeutenden Kleinigkeiten im Vergleich mit alledem, was er sonst vermag! Der Fuß des Wanderers wird gehemmt durch den Fluß; was fragt er danach? er baut eine Brücke und geht trocknen Fußes hinüber, oder er baut einen Kahn und fährt hinüber. Das Tier muß schwimmend das Ufer zu erreichen suchen, muß zurückbleiben, wenn es das nicht kann, oder wenn es seinen Kräften zu viel vertraut, muß es untergehen.

Der Mensch kommt an das Meer; was hindert ihn dieses? er baut mächtige Schiffe, und er zieht darin über den atlantischen Ocean und durch den indischen Ocean, und wenn man ihm in China und Japan den Eingang verwehrt, bohrt er Kanonen von größerem Kaliber als sonst, und wenn man ihm den Handel mit dem tödlichen Opiumgift nicht gestatten will, so erzwingt er denselben, indem er noch mehr Menschen als durch Opium — durch Pulver und Blei umbringt.

Der Wanderer gelangt zum Fuße der Alpen, zum Fuße der Andes; das scheint ein Hindernis, und das mit dem feinsten Instinkte begabte Tier würde durch diesen Instinkt zurückgeleitet werden von dem Versuche, sie zu überschreiten; aber Brennus und Hannibal überschritten jene mit ganzen Kriegsheeren in alter Zeit, die Cimbern und die Goten in mittlerer Zeit, und die Franken unter Napoleon zogen mit vielen Hunderttausenden und mit Kanonen, mit Roß und Wagen hinüber, so gut wie Hannibal mit seinen Elefanten.

Einem noch anderen Volke gelang es, die ganze Hochfläche der Andes von Mexico bis Peru in einen Garten zu verwandeln, in ein segensreiches, mit allen Schätzen der Kultur überhäuftes Land, Tempel zu bauen, Königspaläste und Städte, welche in ihren Trümmern noch unsere Bewunderung erregen; gelang es, eine noch feste und zusammenhängende Gliederung des ganzen Volkslebens hervorzurufen, daß man nicht begreifen kann, wie es wenigen Abenteurern möglich war, dieses alles zu zerstören; aber diese

wenigen Abenteurer, spanische Krieger unter der Anführung so heldenmütiger als roher Offiziere, erstiegen jene Höhen, auf denen die Schöpfungen der Inkas blühten, und legten die Städte, welche sie in kurzer Zeit geschaffen, in Asche und vertilgten Millionen friedlicher Menschen von der Erde. Beim Himmel nichts Rühmliches, wohl aber ein Beweis von der gewaltigen Kraft des Menschen überhaupt, der durch seinen mächtigen Geist hier so gut Reiche schaffen, wie dort Schöpfungen zerstören kann.

Der Mensch gelangt an die Wüsteneien, welche halbe Weltteile bedecken, und an deren Rande selbst der Löwe zagend zurücktritt, welchen er nicht zu überschreiten wagt. Der Mensch wagt es! Seit Jahrtausenden wandern große Züge von Kaufleuten zu Fuß oder auf schlanken Rossen, oder auf geduldigen Kamelen von dem Nordrande des afrikanischen Festlandes nach Süden, nach dem zu Herodots Zeiten bekannt gewesenen, von Negern bevölkerten mittleren Afrika. Und Alexander wagte es, mit einem Kriegsheer nach dem Tempel des Jupiter Ammon zu ziehen, und Napoleon lieferte auf den Pyramidenfeldern blutige Schlachten.

Aber so großer Apparate bedarf der Mensch gar nicht. Lichtenstein, Le Vaillant, Mungo Park, Lander, Rüppel, Livingstone, Lepsius, Anderssson, Richardson, Barth, Vogel, Rohlfs, Nachtigal, Nordenskiöld ꝛc. haben mit geringen Hülfsmitteln, haben mit wenigen Menschen dasselbe versucht; viele sind untergegangen, vielen aber ist es geglückt, die Schätze ihrer Erfahrungen zurückzubringen und das gebildete Europa durch ihre Kühnheit sowohl als durch die Erfolge derselben in Erstaunen zu setzen und die Geographie in einer ausgedehnten Weise zu bereichern, uns mit Menschen und Tieren bekannt zu machen, von deren Existenz man bisher nichts gewußt hat.

Der hohe Norden von Asien, von Amerika hat andere Forscher angezogen. Die Gegenden, in denen im ewigen Eise begraben die vorweltlichen Elefanten, die Mammuts liegen, sind so durchforscht worden als jene in der Polarregion des anderen Weltteils, in welcher nur Renntiere und Moschusochsen hausen. Man hat den Weg zur See über Asien so gut als über Amerika gesucht und gefunden, und man hat zu bestimmen vermocht, ob er fahrbar sei oder nicht. Die unerhörtesten Entbehrungen hat der Mensch sich auferlegt, um zu diesen Resultaten zu gelangen, und nichts hat mit mehr Vollständigkeit dargethan, welche Kraft der Geist des Menschen zu entwickeln befähigt sei, als gerade diese vielen Bestrebungen, es wäre denn, daß man noch Größeres darin sehen wolle, daß es einem Seemanne gelang, durch Berechnungen zu der Überzeugung zu kommen, Indien müsse auf dem Wege gen Westen gefunden werden können, was denn zu der Entdeckung eines ganz neuen Weltteils führte.

Aber der Mensch ist nicht zufrieden damit, die äußeren Verhältnisse, welche ihn umgeben, zu betrachten, aufzuklären, festzustellen, er wendet auch nach innen seinen Blick und betrachtet seine eigene Geistes- und Seelenthätigkeit und sucht die Wege zu erforschen, welche das Reich des Sinnlichen mit dem Übersinnlichen verbinden; er will weiter gehen, als die Anschauung es erlaubt, er will etwas erforschen, was sich dem Seciermesser und dem Mikroskop, was sich der Physik und der Chemie entzieht.

Dieses Bestreben hebt ihn weit über denjenigen Standpunkt, welchen seine tierische Natur ihm anzuweisen scheint, hebt ihn über tierische Klugheit und tierische Neigungen oder läßt ihn diejenigen, welche in ihm wohnen, mit Bewußtsein üben, wie Treue und Liebe, und verwandelt seinen Mut in Tapferkeit und verwandelt seine Nachsicht mit der Schwäche des Besiegten in Großmut und lehrt ihn alles das bekämpfen, was von seinen tierischen Neigungen einem andern nachteilig werden könnte. Der Mensch kann sich beherrschen, und dies bringt die Sittlichkeit zur vollständigen Entwicklung, was den Tieren durchaus unmöglich ist.

Die Natur hat den Menschen nicht weniger und nicht schlechter begabt als das Tier, sondern bei weitem höher und reicher; sie hat ihm nicht gewisse Vorzüge unmittelbar geschenkt, aber sie hat ihn mit so reichen Anlagen ausgestattet, daß er alles, was ihm fehlt zu dem behaglichen Zustande, welcher den Tieren ohne weiteres gegeben ist, sich verschaffen kann, wie denn Handeln und Schaffen sein wesentliches Kennzeichen ist. Er hat einen bei weitem weniger ausgebildeten Instinkt als das Tier, ja man könnte vielleicht sagen, es sei nur ein einziger Trieb im Menschen so unmittelbar vorhanden wie in den anderen höheren Tieren, dies ist das Aufsuchen der Nahrung unmittelbar nach der Geburt. Niemand hat das Kind saugen gelehrt, aber an die Brust der Mutter gelegt, wendet es seinen Kopf so lange hin und her und sucht es mit dem Munde so lange, bis die Brustwarze in denselben gerät, und alsbald beginnt es zu saugen und zu schlucken, so wie das neugeborene Füllen oder das Lamm oder das blinde Hündchen.

Alles andere muß der Mensch lernen, selbst den Gebrauch der Hände und Füße, den Gebrauch der Sinnesorgane, die Sprache ꝛc.

Das erwachsene Tier hat mächtige Kauorgane, um die Körner des Getreides zu zerbeißen, oder um die Knochen des getöteten Tieres zu benagen, hat einen Magen, stark genug und mannigfaltig zusammengesetzt, um sogar das unverdauliche Gras in guten brauchbaren Nahrungsstoff zu verwandeln und die zermalmten Knochen zu erweichen; aber der Mensch hat Verstand genug, um aus den roh ihm nicht dienlichen Stoffen wohlschmeckende und leicht verdauliche Gerichte zu machen. Die Natur hat ihm Waffen versagt, aber sie hat ihm Verstand gegeben, um wirksamere anzu-

fertigen, als irgend ein Tier aufzuweisen hat. Die Natur hat seinen Körper nicht durch eine Haarbedeckung, nicht durch Wolle oder Federn gegen die Eindrücke der Witterung geschützt, aber sie hat ihm die Befähigung gegeben, sich solche Bedeckung für jede beliebige Lage, in welche er kommen könnte, zu bereiten. Er bedient sich der Seide oder des Bastes, der Haare oder der Wolle der Tiere, um solche Stoffe zu verfertigen, wie die Jahreszeit sie fordert; sie hat ihm die schnellen Läufe des Hirsches versagt, aber sein Verstand hat ihn gelehrt, die Schnelligkeit des Hirsches für sich zu benutzen, auf dem Rentier oder auf dem Rosse zu reiten, oder sie vor Wagen und Schlitten zu spannen, mit den Hunden über die beeisten Flächen der Polarländer und mit dem gezähmten Rinde durch die sterilen Gegenden des südlichen Afrika zu fahren. Ja, sein Verstand hat ihn gelehrt, nicht nur den Wind zu benutzen, um über die Flächen des Meeres zu reisen, sondern den Dampf zu brauchen, um dem Sturme trotz zu bieten, und um damit auf Schienenwegen durch die bevölkerten Gegenden Europas so gut wie durch die menschenleeren von Nordamerika zu eilen und das Unerhörteste zu leisten, wovon nur zu träumen man vor einem Jahrhundert nicht gewagt hat.

Zu solchen Schöpfungen führt den Menschen nur sein Verstand und das dadurch geweckte Bestreben, die Naturerscheinungen seiner Betrachtung, seiner Untersuchung zu unterziehen, wodurch er immer auf neue Erfahrungen kommt und immer neue Kombinationen macht, welche wieder seine Hülfsmittel vermehren und sein Fortschreiten auf der Bahn des Wissens und der Erfindungen bis ins Unendliche ermöglichen.

Und welch eine Thätigkeit ist der Wille, vermöge dessen er Leidenschaften und natürliche Triebe zu beherrschen vermag! Schon dieses Eine würde genügen, um ihn von dem Tiere zu unterscheiden, welches immer den Trieben folgt, soweit seine Kräfte es gestatten, und welches keine Ahnung hat, daß es möglich sei, dieselben zu bekämpfen, und dieser Wille ist es auch, der den Menschen stärker macht als das Tier, der ihm eine größere Ausdauer gewährt. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Märsche der Kavallerie immer kürzer sein müssen als die der Infanterie, obwohl das Pferd, achtmal so stark als der Mensch, doch nur dreimal so stark beladen ist als der Mensch, also verhältnismäßig seine Kraft nur halbmal soviel trägt. Dieser Wille lehrt den Eingeborenen von Nordamerika, den fliehenden Hirsch zu verfolgen, bis er ermüdet niederstürzt, und dieser Wille hat, unterstützt von dem Verstand, alle jene Erfindungen hervorgebracht, durch welche das Menschengeschlecht von Jahrhundert zu Jahrhundert höher gestiegen ist.

Unabhängigkeit des Menschen von äußeren — von Naturverhältnissen.

Durch den Verstand hat der Mensch sich unabhängig von der Natur und allen ihren Beziehungen zu ihm gemacht. Unter dem versengenden Strahl der tropischen Sonne kann er ebenso gut leben wie zwischen Schnee und Eis bei Temperaturen, welche 30° unter Null, ja, welche den Gefrierpunkt des Quecksilbers überschreiten; und es sind nicht bloß Neger, welche am Senegal oder in Indien leben, nicht bloß Eskimos, welche die Polargegenden bewohnen, sondern der gemäßigten Zone angehörige Europäer, mitunter verzärtelte Söhne reicher Eltern, welche die heißen Ebenen Indiens, welche die Gangesufer, oder wahrhaft fromme, von einem inneren Drange für die Belehrung der Menschen getriebene Geistliche, welche das eisumstarrte Nord-Kap bewohnen, und ertragen ohne Nachteil für ihre Gesundheit, was man für unerträglich zu halten geneigt ist. Die Engländer in Indien allerdings ertragen nicht so viel, ihnen fehlt das leitende Princip, was vorhanden sein muß, wenn Erfolge wie die gedachten daraus hervorgehen sollen. Dort müßte der Wille allerdings so weit zur Geltung kommen, als nötig, um das Thörichte, das Unsinnige zu unterlassen, um sich ein Beispiel zu nehmen an den nüchternen, einfachen Menschen, unter denen sie wohnen; da aber Rostbeaf und Portwein ihnen mehr wert ist als die Gesundheit, so opfern die Engländer diese, und dann ertragen sie allerdings das Klima nicht; das kommt aber keineswegs von der Unzulänglichkeit der menschlichen Natur her, sondern nur von der Unzulänglichkeit des Verstandes, der in ihm wohnt, und des Willens, ihn zu gebrauchen.

Durch seine Verstandeskraft weiß der Mensch sich alles erträglich zu machen; er ist fähig, den Druck der Luft auf den höchsten Bergen der Erde sowie den in den Ebenen, welche der Meeresfläche gleich liegen, sowie in der Taucherglocke zwei Atmosphären tief unter der Meeresfläche zu ertragen; es wird ihm schwer, aber er kann es, er vermag sich daran zu gewöhnen. Die Europäer, welche in Quito und in Bogota und überhaupt auf den mittleren Höhen von Mexiko, Bolivia und Peru leben, erfreuen sich ihres Daseins in einer Atmosphäre, welche kaum die Hälfte der Dichtigkeit hat wie bei uns in Ebenen, und die würdigen Geistlichen, welche in den Hospizen in der Schweiz 2000 und mehr Meter über der Meeresfläche leben und ihr Dasein der Errettung von Verunglückten und Verirrten weihen, sind nicht dort geboren und ertragen es doch, und daß die Schweizer, wenn sie lange Zeit in den Ebenen wohnen, das Heimweh bekommen deshalb, weil sie unter einem um ein ganzes Viertel größeren Luftdruck leben, ist

gänzlich unrichtig, denn die Savoyarden, welche in Paris wohnen, befinden sich ganz in derselben Lage und bekommen das Heimweh nicht. Jene Schweizer-Regimenter in Paris, bei denen diese Krankheit sich am häufigsten zeigte, bestanden aus Faulenzern. Die fleißigen und thätigen Savoyarden bekommen das Heimweh so wenig als ehemals diejenigen Schweizer, welche nicht als königliche Garden mit Faulenzen, sondern als Wasserträger mit Arbeiten ihr Brot verdienen.

Die Nahrung betreffend, so ist der Mensch durch seine Kauwerkzeuge sowohl als durch seine Verdauungsorgane auf vegetabilische und animalische Nahrung angewiesen. Ohne irgend eine Bedürftigkeit besonderer Art kann er sowohl die eine als die andere dieser beiden Klassen von Nahrungsmitteln ganz entbehren und sich mit der anderen ganz allein begnügen. Nur sehr wenige Tiere sind so glücklich organisiert, daß ihnen dieses möglich wäre; es sind die sogenannten Allesfresser, die Maus und die Ratte, der Rabe und die Krähe; aber trotz der fleischfressenden Pferde des Diomedes würde ein Pferd doch Hungers sterben, wenn man es in einen Fleischerladen einsperren wollte, und der Löwe würde da verhungern, wo das Rind und das Schaf sich mästen könnten bis zum Zerplatzen, im Heumagazin oder im Kornspeicher.

Wie viel höher steht der Mensch hier als das ganz bestimmter Nahrungsmittel bedürfende Tier! Auf den Südsee-Inseln, auf den wunderbaren Korallenbauten des stillen Meeres lebt der Mensch ausschließlich von Pflanzenkost, wie die Eskimos ausschließlich von Fischen und die von der Civilisation noch nicht berührten nordamerikanischen Völker lediglich von Fleischkost leben.

In den gedachten Fällen bringt die Notwendigkeit es so mit sich. Die Koralleninseln haben keine vierfüßigen Tiere, und die Jägervölker in Nordamerika haben keine festen Wohnsitze, um Getreide- oder Gartenbau treiben zu können; aber in Indien lebten, bevor die Engländer die Hälfte derselben ihrem Geize zum Opfer gebracht hatten, 200 Millionen von Menschen lediglich von Pflanzenkost, nicht weil sie mußten, sondern weil sie wollten, weil ihre Priester ihnen eingeredet hatten, Pflanzenkost zu genießen, sei den Göttern wohlgefällig, die Tiere aber zu essen, sei verbrecherisch, denn in ihren Leibern wohnten die Seelen ihrer Vorfahren. Und diese Menschen lebten sehr wohl und gesund und hatten keine Sehnsucht nach etwas anderem, ja sie hatten sogar einen Abscheu gegen Speisen aus dem Tierreich, es sei denn die Milch der Kühe.

Daß diese Biegsamkeit der Natur zu einer großen Wohlthat werden könne, darf wohl kaum erst erörtert werden. Sobald dem Jäger seine Jagdbeute entkommt, sobald der Fischer seine Netze vergebens auswirft, ist er ein

verlorener Mann. Nicht so derjenige, welcher über die eine oder über die andere Nahrungsweise gebieten kann; was ihm auf einer Seite abgeht, wird er auf der anderen Seite zu ersetzen verstehen; aber allerdings gehört hierzu nicht nur der Verstand, sondern auch die Fähigkeit, ihn zu gebrauchen. Unser Ackersmann hat diese. Wenn ihm das Wintergetreide ungünstiger Witterung wegen mißrät, so wächst der nämlichen Witterung wegen das Sommergetreide, Hafer, Gerste, Buchweizen, desto besser; ebenso ist es mit den Kartoffeln, deren verschiedene Arten sehr verschiedene Erntezeiten haben. Jede dieser Pflanzen und die Früchte derselben weiß er zu benutzen, er weiß sie zu seiner Nahrung zu verwenden. Zweimal aber sind über Irland schon furchtbare Hungersnöte gekommen, im Jahre 1817 und im Jahre 1847, woselbst mitten in Preußen der Scheffel Roggen über 12 Mark und der Scheffel Weizen über 15 Mark kostete.

Die hungernden Irländer stahlen, und wenn sie nichts mehr zu stehlen fanden, mordeten sie, und furchtbare Banden solcher verzweifelnden, hungernden Menschen durchzogen das unglückliche Land. Und wenn sie nichts mehr zu morden und zu stehlen fanden, so verhungerten diese Banden auf offenem Felde oder auf offener Straße.

Da schickte man von allen Seiten Nahrungsmittel nach Irland — Roggen, Erbsen, Bohnen, Reis, türkischen Weizen in Hunderten von Schiffsladungen, genug, um der Hungersnot vollständig abzuhelfen; aber es ward nicht geholfen, denn die unglücklichen Menschen erklärten alles das für Pferdefutter, glaubten sich in ihrem Unglück von mitleidslosen Menschen verhöhnt, hatten nicht Verstand genug, die Bohnen und Erbsen zu kochen, den Roggen zu mahlen und Brot daraus zu backen, da sie nur den Weizen als Brotgetreide, aber überhaupt nur die Kartoffeln als Nahrungsmittel kannten und folglich außerstande waren, irgend etwas zu brauchen, irgend eine Speise zu bereiten, wenn nicht Kartoffeln die Grundlage derselben waren. Verzweiflung trieb sie, die Erbsen roh zu zerkauen, natürlich ein sehr thörichtes Unternehmen, da ihnen doch immer die Mahlzähne der Pferde fehlten, um solche Kost zu zerkleinern in so hinlänglicher Menge, als erforderlich, um den Körper zu ernähren.

Unter *solchen* Umständen freilich, wenn der Mensch seinen Verstand gar nicht zu brauchen weiß, steht er nicht viel über dem Tiere; wo er jedoch dieses vermag, ist die Kluft eine ungeheure und eine ganz unausgefüllte, und es ist eine ebenso große Thorheit, das Menschengeschlecht dem Tiere gleichzustellen, als dasselbe aus der Reihe der organischen Wesen herauszuheben und ihm eine, man möchte fast sagen, gottähnliche oder Gott nahe Stellung anzuweisen. Der Mensch ist an seine Gattung mit den allerstärksten Fesseln des tierischen Organismus gebunden, weil er sich langsam

entwickelt — langsamer als irgend ein anderes Geschöpf; dafür hat er auch eine viel längere Lebensdauer, und dafür hat er auch ein Organ, durch welches er in die innigste geistige Gemeinschaft mit seiner Gattung zu treten und sich darin zu unterhalten vermag, die Sprache nämlich und mit ihr die Herrschaft der Gedanken über den Stoff, wodurch er zuerst seines eigenen Daseins inne wird, wodurch er dann zur Selbstbestimmung gelangt, bis ihm hieraus die geistige Freiheit entspringt.

Hier ruht das Unvergängliche, hier ruht dasjenige, was Vor- und Nachwelt miteinander verbindet, hier vorzugsweise die Unsterblichkeit. Solon und Sokrates und Plato leben mit ihrer Weisheit noch unter uns, Christus hat uns durch seine erhabene Moral dazu gemacht, was wir sind. An der Kriegskunst eines Alexander und eines Cäsar hat sich Friedrich der Große, hat sich Napoleon I. zum Feldherrn gebildet. Die Mathematik eines Euklid und eines Archimedes hat unsere Mechanik, und die Berechnungen eines Ptolemäus und eines Eratosthenes haben unsere Astronomie gegründet. Der menschliche Leib ist zerfallen und ein Raub der Würmer geworden, die geistige Thätigkeit dieser Leiber ragt aber bereits mehr als zwei Jahrtausende über die Gräber derselben hinaus und erhält sich in ununterbrochener Wechselwirkung mit uns.

Die Organisation des tierischen wie des Pflanzenlebens hängt auf das innigste mit der Beschaffenheit des Bodens, der Luft, der Temperaturverhältnisse zusammen. Körperbau, Kraft, Instinkt und äußere Zustände stehen überall in Wechselwirkung. Die Natur sorgt überall in angemessener Weise für ihre Kinder. In den Gegenden, in denen große Kälte herrscht, haben die Bewohner einen mächtigen Haarwuchs. Der Fuchs, der Hund, der Bär des Nordens sind ganz anders bekleidet als die in mäßig temperierten Gegenden heimischen Tiere der ähnlichen Gattung. Das Schaf verliert in der heißen Zone seine wärmende Wolle ganz und behält nur die groben, jene Wolle durchdringenden Haare zurück; Gans und Ente verlieren ihren Flaum, indessen im hohen Norden dieser so zart und gleichzeitig so dicht wird, daß kein Pelz irgend eines Tieres von ähnlicher Wirkung ist; da aber, wo solche Bedeckung lästig werden würde, ist sie auch nicht vorhanden. Elefant, Rhinoceros, Nilpferd sind beinahe nackend, Löwe und Tiger haben ein äußerst schwach behaartes Fell, und der Hund von Guinea ist vollständig haarlos.

Der Mensch des Nordens setzt eine starke Speckschicht an, Eskimos und Lappländer könnte man kugelrund nennen, so fett, so reichlich mit Speck versehen sind sie. Das Schneelicht, welches ihren Augen sehr nachteilig werden würde, erscheint gedämpft durch sehr dichte Augenwimpern. Der Neger im tropischen Afrika hat Schneelicht keineswegs zu besorgen, ihm

brennt die Sonne senkrecht auf den Kopf; dafür hat die Natur ihm eine reiche Wollenbedeckung gegeben, welche die Sonnenstrahlen hindert, bis auf den Schädel zu dringen, und damit sie auch den Augen nicht schädlich werde, sind sie von den Augenbrauen stark überwölbt, und diese sind mit einem fingerdicken Busch vortretender Haare bewachsen, welcher das Auge gegen die von oben herabkommenden Sonnenstrahlen schützt. Die Haut des Negers ist schwarz, und die Sonnenstrahlen haben auf sie einen nur geringen Einfluß, weil bei der Lockerheit des Zellengewebes mit der Menge und Größe der Poren die Ausdünstung so gewaltig wächst, daß sie an Wärme hinwegnimmt, was die Sonnenstrahlen ihr zuführen. Der Weiße, welcher sich den nämlichen Einflüssen aussetzt, leidet darunter gewaltig, und die Sonne bewerkstelligt an seiner hornigen Oberhaut dasjenige, was der Feuerbrand an der Schildkröte thut: diese Hornhaut löst sich in großen Blasen ab.

Der Mensch hat eine so glückliche Acclimatisationsfähigkeit, daß er sich niederlassen kann auf der Erde, wo er will. Seine Haustiere begleiten ihn allerdings (verändern sich aber schnell in der bereits gesagten Weise), doch sie thun es nicht freiwillig, der Mensch nimmt sie dorthin mit; aber sie sind bei weitem weniger fähig, den Wechsel der Zonen zu ertragen; das Schwein gewöhnt sich an den hohen Norden nicht, ebenso wenig wie das Renntier an die gemäßigten Erdstriche, obwohl die Natur auch hier einigermaßen das Ihrige gethan hat. Die gemäßigte Zone hat sehr verschiedene Jahreszeiten, hat zum Teil nicht bloß starke Sommerwärme, sondern Sommerhitze, mitunter nicht nur eine mäßig niedrige Temperatur, sondern eine grimmige Kälte während des Winters. Da gab die Natur den Tieren ein Sommerkleid und ein Winterkleid, und das letztere ist so dicht, daß der weichliche Hase und das zart gebaute Reh im Walde auf dem Schnee schlafend nicht erfrieren. Selbst die Vögel verlieren während der Sommerzeit den größten Teil ihres Federschmuckes und erhalten dafür schon im Herbst eine reichlich wärmende Bedeckung; aber dennoch ist diese Ausgleichung nicht genug, um die Unterschiede schwinden zu machen, welche die Zonen hervorbringen.

Noch weniger verbreitungsfähig sind die Pflanzen. Viele derselben haben geflügelten oder gefiederten Samen, und nicht selten ist derselbe so eigentümlich gestaltet, daß er nicht nur vom Winde leicht fortgetragen werden kann, sondern daß er sich auch mit dem Kern in den Boden senken muß, daß er nicht verkehrt fallen kann; so ist es bekanntlich mit dem Samen der Distel, mit dem der Kuhblume, an welcher die Kinder die Stärke ihrer Lungen prüfen.

Solch ein Samenkorn vom Winde gehoben, ist geeignet, 500 Meilen in nördlicher oder südlicher Richtung zu machen, so weit vom Winde fortgetragen zu werden; aber weder in Lappland noch in Indien würde diese Pflanze sich entwickeln, wenn sie auch wirklich keimen sollte; an einem Orte

ist es ihr zu kalt, am andern zu heiß, und selbst durch Kunst läßt sich da nichts bewerkstelligen. Wie gerne würde man unser köstliches Obst, welches das vielgerühmte der Tropenländer weit übertrifft, wie gerne würde man es nach Java verpflanzen! Was gäbe ein reicher Holländer darum, wenn er frische Pflaumen oder Himbeeren, oder lieblich duftende Äpfel oder Birnen in seinem Garten brechen und auf seine Tafel setzen könnte! Allein es geht nicht, diese Pflanzen wollen einen Winter, sie wollen Ruhe haben, schlafen. Schon wenn bei uns eine eigentümliche Witterungsgestaltung den Bäumen im Herbste eine zweite Blatt- und Blütenentwickelung entlockt, macht es sich im nächsten Jahre als Benachteiligung des Baumes bemerklich; in den Tropenländern aber geht der Baum wirklich ganz aus, er stirbt an Erschöpfung.

Allen diesen Unbequemlichkeiten unterliegt der Mensch nicht, er vermag sich zu behaupten unter Verhältnissen, welche auf das äußerste von einander verschieden sind, und er vermag es um so mehr und um so leichter, je höher seine geistige Kraft gestiegen ist; ja, man könnte behaupten, seine Verpflanzungsfähigkeit hinge von seiner Kultur ab, und er sei um so mehr dazu befähigt, je weiter er fortgeschritten ist. Man hat überall wahrgenommen, daß die unkultivierten Völker einem ungewohnten Klima unterliegen, während die civilisierten Menschen sich ohne Schwierigkeiten acclimatisieren, und dies kommt vielleicht allein daher, daß der vorwaltende Verstand gebildeterer Menschen sie eine angemessene Lebensweise wählen läßt. Rührigkeit des Geistes, Lust an Neuem, Freude am Wechsel, an der Anschauung des Fremden macht den Menschen fähig, hundert Unbequemlichkeiten zu ertragen, indessen Beschränktheit des Gesichtskreises, Isolierung und die Gewöhnung an ein einförmiges Leben an den Boden fesseln, auf welchem die Wiege gestanden hat. Solche Menschen, krank in der Fremde werdend, bessern sich oder werden gänzlich wieder hergestellt, wenn sie in die Heimat zurückkehren. Darum suchen auch die Engländer, wenn sie sich auf den indischen Besitzungen dreiviertel tot geschwelgt haben, immer von neuem ihre nebelreiche Insel auf, um in den gewohnten Verhältnissen wieder zu gesunden.

Acclimatisation.

Es wäre thöricht, behaupten zu wollen, jeder Mensch befände sich überall auf der Erde gleich gut; dies ist keineswegs der Fall. Die Menschenrassen haben ebenso gut ihre Verbreitungsbezirke wie die Pflanzen und wie die Tiere. Versetzt man einen Araber nach Frankreich, und wäre es der süd-

lichste Teil desselben, so wird ihm immer die endlose Wüste fehlen; er kann sein Roß nicht beliebig tummeln, ohne zu fragen, ob er es dürfe oder nicht. Dem Kabylen ist sein Zelt von Filz gewiß bei weitem lieber, bequemer und sein Lager auf harter Erde nur mit unterbreiteter Matte weicher, schöner als das schöne Haus, welches er in Bordeaux oder Genua oder in Triest bewohnt; ihm fehlt der freie Blick in die Ferne, der auch seinem edlen Tiere mangelt; ihm fehlt das geduldige Kamel, das, wie ungestaltet es auch unserem Auge erscheinen mag, doch dem seinigen so viele Schönheiten und Vorzüge darbietet, wie der Jagdjunker an seinen Windhunden oder der Gardeoffizier an seinem Paradepferd bewundert.

Seinem Charakter widerstrebt die fremde Sitte; er findet verwerflich und abscheulich, was der Bewohner des Landes, in dem er sich jetzt aufhält, schön und gut und wohlthätig findet. Er hält für unmoralisch und für unreligiös, was der andere thut; er ist in seinen Ansichten und in seinen Begriffen verwirrt, er sieht Leute Dinge thun, welche ihm ganz unerlaubt scheinen, und sie fühlen doch keine Gewissensbisse darüber.

Seinen Gewohnheiten widerstrebt die anschließende, ihm überaus unbequeme Kleidung, und man lacht ihn aus, wenn er seine ihm lieb gewordene Landestracht beibehält; er muß sich in eine steinerne Höhle verkriechen, statt unter Gottes freiem Himmel zu schlafen, und muß er die ungewohnte Lebensart längere Zeit fortführen, so erschrickt er über sich, denn er wird bleich, seine dunkle, sonnengebräunte Farbe weicht der des Städters, seine Muskeln werden schlaff; macht er den Versuch, seinen Bogen zu spannen, so will es ihm nicht mehr gelingen, wirft er seine Lanze, so erreicht sie nicht die Hälfte der Entfernung, welche er ihr sonst geben konnte; er fühlt sich gedrückt, er unterliegt einer ungewohnten Last.

Die Gefühle, welche ihn sonst belebten, der Stolz, der Mut, die Freundschaft, die Kampfbegier und die schönste der Tugenden jener Völker, die Gastlichkeit, kann er nicht üben, und das macht ihn unglücklich, auch wenn der Reis bei weitem besser gekocht wird, als er dessen gewohnt ist. Die Verhältnisse stürmen auf ihn ein und richten ihn zu Grunde; ja, es würde auch der Fall sein, wenn er mit seinem Pferde oder seinem Kamel oder seinen Stammesgenossen aus Arabien oder aus dem Atlas nach den Steppen von Hochasien verpflanzt würde, woselbst ziemlich ähnliche Völker unter ziemlich ähnlichen Verhältnissen leben; aber die Kalmücken und Mongolen sind nicht seinesgleichen, wenn sie auch auf ihren kleinen, mutigen und ausdauernden Pferden weite Strecken durcheilen, auf denen kein Regen fällt, deren Gräser und Kräuter nur der Tau erquickt. Dort sind ihrer wieder zuviel bei einander; die Stämme, welche regelmäßig vom Anfang des Frühlings gegen Norden und vom Anfang des Spätsommers gegen Süden

ziehen, sind ihm zu reich, sie haben zu große Herden von Rossen, von Schafen, von Rindern, sie leben nicht in fortwährendem Kriege unter einander, bei ihnen ist nicht jedermanns Hand erhoben gegen jedermann; was soll er dort mit seinem kriegerischen Mut, was mit seiner scheuen Behutsamkeit, was mit seinem Rachegefühl, unter Leuten, die in gedankenloser Gleichgültigkeit müßig dasitzen und den ewig blauen Himmel ansehen und mit ihren Rossen sprechen, als wären sie ihresgleichen?

Der Eskimo am nördlichsten Rande von Amerika freut sich zwar des geheizten Raumes seiner Winterwohnung, sie möge noch so übel nach Thran riechen, mit welchem er heizt, und mit welchem er kocht, er freut sich auch der kleinen Kajüte auf dem Schiffe des Walfischfängers; aber was würde er machen, wenn man ihn nach Deutschland verpflanzen wollte? Er würde nicht umkommen aus Mangel an Seehundsthran, denn über diese Fabeln sind wir hinaus, er benutzt Fleisch und Speck des Seehundes zur Nahrung, aber keineswegs den Thran als Getränk; aber wenn er auch schon lange in Europa zurückgehalten wäre, er würde doch eine unbesiegbare Sehnsucht nach seinem Vaterlande empfinden, und er wird gewiß, wenn er am Meeresstrande einen toten Seehund liegen sieht, über denselben herfallen und sich an der gewohnten Speise zu laben suchen.

Cranz erzählt in seiner Geschichte von Grönland, daß man sechs der Eingeborenen nach Dänemark gebracht habe, und daß sie trotz aller freundlichen Behandlung und trotz aller ihnen gewährten Pflege und der reichlichsten Nahrung mit Lebensmitteln, deren sie gewohnt, stets seufzend und kummervoll gesehen worden sind, und daß sie nach einiger Zeit auf ihren gebrechlichen Booten entflohen, um ihr Vaterland wieder aufzusuchen. Sie wurden durch den Sturm zurück an die Küste von Schonen geworfen und wieder nach Kopenhagen gebracht, wo zwei von ihnen aus Kummer starben. Von den übrigen versuchten zwei die Flucht nochmals; einer derselben wurde eingeholt, und nunmehr wurde keine fernere Flucht versucht, und die drei übriggebliebenen lebten 12 Jahre in Dänemark; aber niemals sah man sie fröhlich, häufig weinend, und als sie nach und nach dänisch lernten, ergossen sie sich fortwährend in Klagen und in Jammer über den Verlust ihres Vaterlandes, bis sie nach und nach sich in Kummer verzehrten und starben.

Im äußersten Westen von Nordamerika, wo jetzt die wilde Geschäftigkeit der beutesuchenden Menschen in den Minen an die goldgrabenden Ameisen des Diodor erinnert, sah man sonst ein dürftiges, aber genügsames Jägervolk die Wälder und die Berge durchstreichen, kaum jemals mehr als zwei Tage an einem Orte verweilen, Tag für Tag weit umherirren, Nacht für Nacht einen anderen Baum zum Lager wählen und bei einem Alter von 60 Jahren wenigstens so viel Weg zurücklegen, als ausreichen würde,

um die Erde dreißigmal zu umkreisen. Das Hausgeräte dieser Leute bestand in Bogen und Pfeil, in einem spitzen Holz, um Wurzeln auszugraben, in einem steinernen Beil und Messer, in einem Stück Birkenrinde als Wiege und in einem aus Aloefasern geflochtenen Sack.

Als Missionare diese Leute zuerst besuchten, fanden sie dieselben in einem wunderbar elenden Zustande, Wurzeln, Kräuter, kleine Samen, an tierischer Nahrung Raupen und Würmer, Muscheln und Fische der Flüsse oder des Meeres essend, und dennoch gesund und frohsinnig, stark und in dieser Stärke ausdauernd, schwarzbraun und unschön von Gesicht, aber von Körper wohlgestaltet, rasch und gelenkig — und was sind sie jetzt, nicht etwa nachdem man sie aus ihrem Vaterlande entfernt, sondern nachdem man ihnen die Civilisation näher gerückt? heruntergekommen in jeder Art und von allen Krankheiten heimgesucht, welche durch eine völlig veränderte Lebensweise hervorgebracht werden können. Sie fortzuführen in fremde Länder, in welchen sie ihr gewohntes Klima, ihre gewohnte Lebensweise nicht mehr hätten, würde unzweifelhaft ihren völligen Untergang zur Folge haben.

Kehrt ein so seiner Heimat Entfremdeter in seine Heimat zurück, so ist sein Glück unbeschreiblich; alle Leiden sind vergessen, und er wird von den Seinen mit eben solcher Freude empfangen, wie er sein geliebtes Vaterland umfängt. Ein junger Juli, ein Neger, von engländischen Missionaren erzogen, wohlgebildet und von ihnen mit seiner eigenen Zustimmung nach England geführt, war doch keinen Augenblick Herr über eine ihn nicht verlassende Sehnsucht nach der schönen Heimat. Er war ein aufgeklärter, wohldenkender Mann, welcher die ihm bewiesenen Ehrenbezeigungen und die entgegenkommende Freundschaft wackerer Männer dankbar anerkannte; allein alles das füllte sein Herz nicht aus, und er war nicht eher ruhig, als bis er sich einen Platz auf einem Schiffe gemietet, das ihn nach seiner Heimat zurückführen sollte. Die Thränen perlten aus seinen Augen, als er die sandigen Küsten seines Vaterlandes wieder erblickte, und als er das Land betrat, empfing ein jeder Juli ihn mit solcher Liebe, als wäre er ein ihm wiedergeschenkter Bruder; man nannte seine Entfernung eine Zeit der Sklaverei, man nannte ihn den zweiten Menschen, welcher jemals aus der Sklaverei zurückkehrte. (Siehe auch unten.)

Wir könnten die Beispiele beliebig vermehren, wir würden überall finden, daß der Boden, daß das Vaterland, das Klima den Menschen mit unzerreißbaren Banden fesselt. Es handelt sich dabei nicht etwa um Hitze und Kälte, welche ausschließlich auf den Menschen wirkten, es ist vielmehr die ganze Umgebung, welche solchen Einfluß ausübt. Wir leben zum großen Teile von der uns umgebenden Luft, welche uns ein Balsam, eine wohlthätige Nahrung ist. Wen sollte es wundern, wenn die so höchst verschiedene

Lokalbeschaffenheit dieses die ganze Erde einhüllenden Fluidums verschiedenartige Einflüsse auf die Menschen- und die Tierwelt hat?

Wir leben auf dem Boden eines gewaltigen Oceans, auf dem Boden des Luftmeers; da die Atmosphäre wirklich ein Teil der Erde ist, so muß es ganz ungerechtfertigt erscheinen, wenn man sagt, wir leben auf der Erde. So ist es keineswegs, wir leben in der Erde, und der Walfisch, welcher Tausende von Fußen unter der Meeresfläche schwimmen kann, lebt nur noch etwas tiefer in der Erde als der Mensch. Sollte es uns denn nun wundern, wenn die Beschaffenheit des Luftmeeres Einfluß hätte auf unser Wohlbefinden?

Im Gegenteil, es ist dieses ein sehr wohlbekanntes Faktum, nur weiß man sich nicht immer Rechenschaft davon zu geben, man kennt die Ursachen nicht. Man nimmt einen Luftgütemesser zur Hand und vergleicht die Beschaffenheit der Luft im Freien mit derjenigen, welche uns die Luft in bewohnten Räumen, in angefüllten Gerichtssälen, in überfüllten Tanzsälen zeigt, und man findet zu seiner Überraschung gar keine Unterschiede. Die neueste Zeit hat unsere Instrumente und unsere Untersuchungsmethoden so verfeinert, daß wir nun allerdings Unterschiede finden, aber sie sind so überaus geringfügig, daß die Frage noch immer offen ist, wie denn wohl bei diesen unbedeutenden Differenzen so große Wirkungen entstehen können?

Vielleicht macht ein Beispiel, ein Vergleich uns dieses klar. Man sagt zwar, alle Vergleiche hinken, allein derjenige, den wir hier anstellen wollen, ist diesem Vorwurf am wenigsten unterworfen.

Alle unsere Uhren leiden an Fehlern, es sind Werke von Menschenhand, und diese können nicht fehlerlos sein. Zu den größten Kostbarkeiten eines Schiffes oder eines Observatoriums würde eine Uhr gehören, welche täglich nur einen Fehler von zwei Sekunden machte, aber natürlich stets in derselben Richtung, also stets zwei Sekunden zu geschwinde, oder täglich zwei Sekunden zu langsam, nur nicht bald das eine, bald das andere.

Nennen wir einen in seiner Heimat ganz gesunden Menschen eine solche gute, richtig gehende Uhr, und verpflanzen wir ihn in eine Gegend, in welcher irgend welche Einflüsse so auf ihn einwirken, daß er täglich einen kleinen, einen gleichbleibenden Fehler macht, so wird er bald unrichtig gehen und falsch zeigen, die Uhr schon nach einem Monat um eine Minute, nach einem Jahr um 12 Minuten und nach fünf Jahren um eine volle Stunde. Die Uhr geht falsch.

Und der Mensch, ein viel zusammengesetzteres Kunstwerk als der schönste Chronometer, sollte nicht falsch zeigen, wenn tägliche Einflüsse auf ihn wirken, die, wenn auch noch so schwach, sich alltäglich addieren zu immer größeren Fehlern, zu immer auffallenderen Störungen, bis die Uhr für das Leben gar nicht mehr brauchbar ist?

Bei der Uhr ist die fehlende Hand des Menschen dasjenige, was den Übelstand hervorbringt; kein Mensch kann etwas Vollkommenes schaffen, die Unvollkommenheit spricht sich bald genug aus. Bei dem Menschen ist es die Verpflanzung in eine ungewohnte Umgebung, und wäre es auch nur in eine ungewohnte Luft; diese Luft übt täglich ihren Einfluß, verzögert alltäglich den Gang der Uhr um ein Unbedeutendes, allein diese tägliche Verzögerung wächst zu einer 30maligen monatlichen, zu einer 365maligen jährlichen, und die Krankheit ist langsam aber sicher ausgeführt, der verzögerte Puls, der mangelnde Appetit, die Niedergedrücktheit zeigt den langsameren Gang der verschlechterten Maschine an.

Und welche Fülle von Einflüssen, welch ein Chaos von Ursachen ist vorhanden, um Veränderungen hervorzubringen in dem Befinden des Menschen! Ob derselbe näher oder ferner vom Meere wohne, und ob diese Entfernung in wagerechter oder in senkrechter Entfernung gemessen werde, ob er also in einem Seeklima oder in einem Landklima, ob er in einer niedrig gelegenen oder in einer hoch gelegenen Gegend wohnt — was verändert schon allein dieses! Nicht nur die Unterschiede von Tag und Nacht und die Reihenfolge der stets wechselnden Jahreszeiten bedingen Veränderungen, sondern der Streit der Elemente, die Lage der Gebirge und der eingeschlossenen Thäler gegen die Richtung der Winde, die Periodicität derselben oder ihr regelloser Wechsel, dieses alles bringt so viele Veränderungen hervor, daß sie sich der Berechnung entziehen. Alle jene vielfältigen Bewegungen sind nötig, damit keine Stockung eintrete in dem Kreislauf, aber sie sind gerade darum kaum der Beobachtung, viel weniger der Berechnung zugänglich.

Und diese Atmosphäre, wie unterliegt sie selbst wieder lediglich durch die Strahlen der Sonne den mannigfaltigsten Veränderungen! Die einseitige Erwärmung dieses zusammengesetzten Körpers bringt magnetische Ströme hervor, welche wir an der Magnetnadel beobachten können. Diese magnetischen Ströme bringen eine gewaltige elektrische Thätigkeit hervor. Die Sonne erwärmt die Erdoberfläche und das Meer, und gewaltige Massen von Feuchtigkeit steigen in die Luft und schlagen sich an den Bergen nieder und kommen zur Erde zurück als Regen oder Tau oder Schnee, und so findet ein Wandel und Wechsel, ein Auflösen und ein Niederschlagen statt im ewigen Kreislauf; und man könnte wirklich glauben, daß die lokalen Verschiedenheiten keinen Einfluß haben sollten?

Die südliche Hälfte der Erde ist kälter als die nördliche, sagt man. Allerdings ist dieses nicht wahr, aber es hat vollkommen den Anschein. Man hat die fernsten Teile der südlichen Erdhälfte, Patagonien, die Falkland-Inseln und viele andere Punkte, während des Sommers besucht und hat gefunden, daß es dort auf der südlichen Erdhälfte bei weitem kälter sei als

bei gleicher Breite und bei entsprechender Jahreszeit auf der nördlichen Hälfte. Es ist dieses ein Faktum, welches ganz unerschütterlich fest steht. Aber man hat vergessen, den zweiten Faktor mit in Rechnung zu ziehen, man hat nicht gefragt, wie steht es denn in den Ländern mit dem kalten Sommer während des Winters? und da hat man endlich gefunden, daß dieser Winter nicht kalt ist, oder daß er es bei weitem weniger ist als bei uns. Im südlichsten Teile von Amerika wachsen die schönen Fuchsien, sie erfrieren im dortigen Winter nicht, bei uns in Europa nicht unter dem 52° wie dort, sondern unter dem 45° würden sie während des Winters erfrieren.

Alle Gebüsche wimmeln von zierlichen Honigvögeln, von kleinen, metallisch glänzenden, den Kolibris verwandten Tieren, welche dort so heimisch sind als bei uns die Sperlinge und Lerchen. Diese Kolibris sind Strichvögel, wie die eben genannten Tiere bei uns, und sie befinden sich bei einer Abwechselung von 2—3° sehr wohl. In unserem Klima würden sie das nicht, ihre zarten Körper würden unsere Wintertemperatur nicht ertragen.

Stellt man die niederen Sommertemperaturen mit den unglaublich milden Wintertemperaturen zusammen, so nimmt man wahr, daß die daraus gewonnene mittlere derjenigen gleich ist, welche unter ähnlichen Graden nördlicher Breite gefunden wird; die Kälte ist also auf der südlichen Hälfte nicht größer als auf der nördlichen, die Temperaturen sind nur anders verteilt: es ist der Unterschied zwischen Landklima und Seeklima, welcher sogar in den Äquatorialgegenden bemerklich ist, indem die nahe der Linie gelegenen Inseln des stillen Meeres einer bei weitem milderen Temperatur genießen, als man in gleicher Breite auf dem Festlande von Amerika und Afrika findet. Asien scheint uns zum Vergleiche näher zu liegen, seine Festlandsteile aber reichen nicht so weit nach Süden herab.

Selbstverständlich müssen solche Verhältnisse ganz andere Thätigkeiten wecken als günstigere, und es müssen viele Eigenschaften des Menschen dadurch bedingt, im Schlummer bleiben, welche sonst auf eine nutzbringende Weise zum Vorschein gekommen wären.

Der Gegensatz zu dem Seeklima der südlichen Halbkugel ist das Kontinentalklima der nördlichen; drei Weltteile hängen hier aneinander, und die tief einschneidenden, vielfältig gezackten Meeresabteilungen sind wohl bedeutend genug, um den Handel segensreich zu vermitteln, keineswegs aber um bedeutende klimatische Veränderungen hervorzubringen.

Dieser ungeheure Länderkomplex bietet der Sonne eine gewaltige Fläche zur Durchwärmung dar, und je nachdem wir die Hochfläche von Asien oder die nicht bedeutend über den Meeresspiegel erhabenen Flächen von Afrika betrachten, haben wir eine verzehrende Sonnenglut mit einem aufsteigenden Strom, welcher alle Dämpfe mit sich nimmt und keinen Niederschlag ge-

ſtattet (über der ganzen Wüſte von Afrika regnet es nicht), oder wir haben jene abwechſelnde Temperatur, die für die Nacht jederzeit den Tau geſtattet und für die Jahreszeiten ſo gut den Regen wie den Schnee bedingt, wie heitere, trockene Luft und warmes Wetter.

Und ſo wie Meer und Landklima ſich voneinander unterſcheiden, ſo auch das Klima der Gebirge und das der Ebenen, ſo auch der geringere Druck der Bergluft von dem höheren der Thalgegenden, ſo auch der chemiſche Charakter der Luft, und alles dieſes influiert ſo entſchieden auf das Menſchengeſchlecht, wie es Einfluß hat auf Pflanzen und Tiere, ſo daß wir uns denn wohl nicht wundern können, wenn die Veränderung, welche der Menſch mit ſeinem Wohnſitz vornimmt, auch auf ſeinen Körper und ſeinen Geiſt rückwirkt.

Alle Übergänge, welche zu ſchnell gemacht werden, führen nachteilige Folgen mit ſich. Der Verfaſſer wählt die Engländer nur ungern für dergleichen Beiſpiele, weil gerade ſie diejenigen ſind, welche mit einem ganz unverſtändigen Hochmut alles verachten und verwerfen, was ihren Gewohnheiten nicht entſpricht; ſie trinken Portwein in Jamaika gerade ſo gut wie in Altengland, nachdem ſie ſich den Magen angefüllt haben mit den allerſchwerſten Speiſen in derſelben Weiſe am Magdalenenſtrom wie an der Themſe. Wir wollen hier aber nicht von Engländern, ſondern von Engländerinnen ſprechen, welche, wenn ſie auch viele komiſche Gewohnheiten haben, doch dieſe abſcheulichen Laſter der Männer nicht teilen.

Die engländiſchen Beſitzungen in Südamerika und auf den Antillen gehören zu den glücklichſten und am beſten begabten Gegenden der neuen Welt, aber die ſchönen jungen Frauen und Mädchen, welche mit dem ganzen Schmuck der Roſen ihres Vaterlandes, in blendender Friſche des Teints dort auftreten, weil ihre Eltern dahin ziehen, oder weil ſie ſich dahin verheiraten, ſie verbleichen, ſie kränkeln, in einem Jahre ſchon iſt die liebliche, duftige Röte entflohen, und nach zwei Jahren hat auch die helle, weiße Farbe der Haut jenem unangenehmen, krankhaften Gelb Platz gemacht, welches man als ein charakteriſtiſches Kennzeichen der Eingewanderten überall wiederfindet.

Niemand wird behaupten wollen, daß ein norddeutſcher Birnbaum durch Verpflanzung in den Boden und die klimatiſchen Verhältniſſe von Italien zu einem Feigenbaum, niemand wird behaupten, daß ein engländiſches Schaf in Neu-Holland zum Känguruh werde, aber daß modificierende Einflüſſe vorhanden ſind, und daß wirkliche Modifikationen durch ſolche klimatiſche Veränderungen herbeigeführt werden, unterliegt durchaus keinem Zweifel. Das Klima iſt ein Chaos von Urſachen, welche einander ſehr ungleich, teils langſam, teils ſchnell und immer verſchiedenartig wirken, anfangs nur das Äußere, bald aber auch das Innere, die organiſchen Kräfte ſelbſt berühren. Die lebende Kraft widerſteht lange und mitunter hartnäckig, da ſie aber

nicht unabhängig ist vom Körper und dieser wieder nicht unabhängig von seiner Umgebung, so müssen modificierende Umbildungen eintreten.

Wir wissen, durch ein reiches Material für Geographie und Geschichte belehrt, was aus den portugiesischen Kolonien in Afrika und später in Südamerika, was aus den spanischen in Indien, in Mexiko und Peru, was aus den holländischen in Südafrika und Ostindien geworden ist, was Klima und Aneignung der Lebensweise des neuen Vaterlandes oder beharrliches Festhalten an der hergebrachten Weise bewirkt. Und so könnten wir eine physisch-geographische Geschichte der Entartung, der Verwandlung unseres Geschlechtes nach Klimaten und Zeiten erhalten.

Wenn wir nur die Hauptzüge einer solchen Untersuchung anführen wollen, so bieten sich uns sofort wichtige und bedeutende Resultate dar. Wo wir hinsehen, finden wir, daß die Verpflanzung selbst der scheinbar sehr gesitteten und sehr gebildeten Nationen in ferne, ihren bisherigen Gewohnheiten nicht zusagende Gegenden stets sehr nachteilig gewirkt habe; es scheint beinahe, als habe gezeigt werden sollen, daß dem Menschen nicht die ganze Erde gehöre, und daß die Natur nicht ohne Absicht schwer zu überwindende Grenzen zwischen den fernen Ländern gezogen habe. Die Engländer, die Franzosen und die vorhin genannten Nationen sind in ihren Kolonien kaum mehr wieder zu erkennen. Am meisten dürfte sich noch der Franzose erhalten haben, die anderen sind untergegangen in Brutalitäten und in allen Lastern, welche nur ein schwelgerisches und müßiges Leben mit sich führt. Es ist ihnen aller Sinn für geistige Kultur entschwunden, ihre Unterhaltungen sind die rohesten, Kämpfe zwischen Tieren, Kämpfe zwischen Menschen; sie sind grausam geworden bis zum Entsetzen, selbst der Eigennutz hat sie nicht gehindert, eine schnöde, eine abscheuliche Grausamkeit gegen ihre Sklaven zu entwickeln. Wenn auch der Franzose allenfalls sich sagt, daß der Sklave einen Teil des lebenden Inventars seines Gutes ausmacht, so denkt doch der Engländer und Holländer niemals daran, und die Sklaven in den Südstaaten von Nordamerika sind bei den Herren englándischer Abkunft immer am schlimmsten aufgehoben, und nur was die Arbeit betrifft, werden sie bei Portugiesen und Spaniern weniger hart angespannt, weil diese Nationen selbst sich einer solchen Faulheit erfreuen, daß die mäßige Arbeit des Sklaven ihnen schon genügt.

Aufgeblasen durch einen gefühllosen Hochmut, an Leib und Seele entartet und so geschwächt, daß sie selbst zum Genusse keine Kräfte mehr haben und unfähig zum Vergnügen sind, grinset der vergeltende Tod sie in seinen furchtbarsten Verwandlungen an, als gelbes Fieber, als Aussatz und unheilbare Syphilis, als Cholera u. s. w.

Wie überall so auch hier giebt es ehrenwerte Ausnahmen. Der deutsche

Bauer, welcher nach Amerika übersiedelt, wird nicht immer ein echter Yankee, das hat sich der entflohene Verbrecher, der Dieb, der Mörder, der Betrüger, der Schwindler, der Spieler vorbehalten, und der deutsche Assessor oder Professor, dem die politischen Zustände seines Vaterlandes nicht zusagen, oder der dasselbe hat verlassen müssen, weil er ein Ideal hat in Ausführung bringen wollen, das nun einmal mit dem Realen nicht in Übereinstimmung zu bringen ist, nimmt in Nordamerika die Färbung, welche der Abkömmling der Engländer erhalten hat, gleichfalls nicht an. Aber das Gepräge, das ihm das Land und das Klima aufdrückt, muß er schon tragen, wenn er gleich gerne davon befreit bliebe.

Jahrelange Beobachtungen haben gezeigt, daß die Abkömmlinge der Europäer dort viel früher die Pubertät, die körperliche Reife erlangen als in der ursprünglichen Heimat, aber sie verfallen auch viel früher dem Tode. Es würde wenig beweisen, wenn wir sagen wollten, daß 15jährige Knaben schon ans Heiraten denken; aber es beweist allerdings etwas, wenn man erfährt, daß 14jährige, ja daß 13jährige Mädchen wirklich heiraten und gesunde Kinder gebären. Allerdings tragen sie den Charakter des Schwächlichen, Schmächtigen an sich, da indessen dieser Habitus der ganz allgemeine ist und die Mädchen dort keineswegs alle, ja wohl kaum zum vierten Teile der Gesamtmenge die Heiraten in so frühen Jahren schließen, so liegt die Annahme sehr nahe, daß die klimatischen und sonstigen Verhältnisse des neuen Vaterlandes eine solche Abschwächung hervorbringen.

Mit derselben läuft parallel das frühzeitige Aufhören der Empfängnisfähigkeit; sie tritt größtenteils schon im 30. Jahre ein; nach dem 36. Jahre bekommt eine Amerikanerin nur noch ganz ausnahmsweise ein Kind, und daß eine Mutter bis über das 45. Jahr, wie bei uns, fruchtbar bleibe, ist ganz unerhört. Das 60. Jahr ist überhaupt als das äußerste Ziel des menschlichen Lebens zu betrachten, soweit es die Abkömmlinge der eingewanderten Europäer betrifft; es giebt Ausnahmen, aber sie sind selten. Ein anderer, sich zeitig einstellender Übelstand ist der frühzeitige Verlust der Zähne; man sieht nur wenig Europäer mit gesunden Zähnen bis über das 30. Jahr hinauskommen.

Allen diesen Übelständen erliegen die eingeborenen Amerikaner nicht. Die Mädchen der Rothäute werden auch im 13. Jahre reif und heiraten meistenteils im 14., aber sie gebären gesunde, überaus kräftige Kinder, denen selbst im hohen Alter die Zähne nicht fehlen, und welche ihr schwarzes, reiches Haar bis weit über das 50. Jahr hinaus behalten. Es ist sehr selten, ergraute Eingeborene zu sehen, obwohl sie sehr häufig ein hohes Alter erreichen.

Mit der Frühreife des Körpers der Abkömmlinge von Europäern ist

auch ein frühes Reifen des Geistes verbunden. Die Kinder geben so überraschend kluge Antworten, daß man zwar erstaunt, daß man aber auch das arme Geschöpf bedauert, welches eigentlich gar keine Kindheit hat. Wenn aber die Zeit eintritt, wo der Verstand gereift sein sollte, ist er hier schon überreif, er wird zur Spitzfindigkeit, und dieser danken die lieben Nordamerikaner europäischen Ursprungs ihr beneidenswertes Yankeetum.

Der Mensch hat überall verstanden, die Natur eines Landes umzuwandeln und, soweit es ihm selbst gefällt, der Heimat ähnlich zu machen. Er greift mit stürmischer Willkür in die fremde Erde, er brennt die Wälder nieder, läßt Pflug und Egge über den Boden gehen, sobald es möglich, und er gewinnt von der hundertfältigen Fruchtbarkeit der jungfräulichen Erde hundertfältige Ernten. Aber sobald sich seine Arbeiten in bemerkenswerter Weise ausdehnen, versiegen die Quellen, verrinnen die Bäche, werden aus fischreichen Seen brodelnde Sümpfe, welche giftige Reptilien nähren und ihren Pesthauch weithin verbreiten. Mit den ausgerotteten Wäldern vermindert sich der Regen; mit den versiegenden Quellen nimmt der Wasserreichtum der Ströme ab; das Klima wird veränderlich; die beiden Hauptjahreszeiten, welche sonst (wie in Astrachan) sich auszeichneten durch extreme Temperaturen, gleichen sich aus, die Winter sind nicht mehr so kalt, aber auch nicht mehr so erfrischend, die Sommer nicht mehr so heiß, nicht mehr so belebend, den Boden nicht mehr so tief durchdringend, und so ergiebt sich denn, daß nicht allein der Mensch unter den Einflüssen der Natur, sondern auch die Natur unter denen des Menschen leidet. Und es bleibt alsdann die Rückwirkung der veränderten Natur auf die Söhne des Bodens nicht aus. In dem Staate Mexiko, in Peru und Bolivia und in Paraguay sind die Eingeborenen durch die europäische Kultur ganz herunter gekommen. Nicht wie in Nordamerika durch die Branntweinpest, welche die Engländer dort eingeführt haben (denn Spanier und Portugiesen, welche im Süden gehaust haben, lieben selbst den Branntwein nicht), sondern durch Veränderung ihres Bodens und ihrer Lebensart, welche nach europäischer Weise umgewandelt wurde, ohne daß man die Eingeborenen auch in Europäer hätte verwandeln können.

Die früheren waldbewohnenden Nationen wurden, so lange sie in ihren Wäldern wohnten, alt und stark wie ihre Bäume, sie sind mutig und gewandt, sie sind Jäger und Krieger. Nimmt man ihnen ihre Wälder, lichtet man sie, oder giebt man ihnen andere Wohnsitze, so vergehen sie wie die Schatten. Sehr häufig hat der spanische oder portugiesische Eigennutz solche kräftige Männer und Jünglinge aus ihrer Heimat gezogen, um die Arbeitskräfte derselben zu benutzen. In einer Art Mitgefühl für die Leiden der ihrem Boden Enthobenen hat man gewöhnlich die ganze Familie entführt.

Die Arbeit war nicht unmäßig, und der Nahrungsmittel hatten die Entführten mehr, als sie brauchten, und mehr, als sie sich selbst hätten verschaffen können; allein bald starb eins der älteren Mitglieder, dann ein jüngeres, und nun träumten die übrigbleibenden allnächtlich davon, daß Mutter und Schwester sie zu sich riefen, und diese sonderbaren Träume kehrten so lange wieder, bis ohne körperlichen Schmerz, lediglich im geistigen Wehe die Kraft, die Widerstandsfähigkeit sich verzehrte und einer nach dem anderen erlag.

Auf solche Weise hat *Francia* die Bewohner von Paraguay, welche er sehr kriegerisch fand, gezähmt; auf solche Weise sind die Gebirgsbewohner zwischen Mexiko und Texas, die tapferen Hülfsvölker der Mexikaner gegen Cortez oder des Cortez gegen die Mexikaner, zu weichmütigen Bergwerksarbeitern geworden, ein Schicksal, das den denkenden Menschen mit tiefer Trauer erfüllen muß.

Ebensowenig wie die Europäer das Übersiedeln nach anderen Weltteilen ertragen, ebensowenig ertragen es die Amerikaner oder die Indier, und wo man Versuche gemacht hat, sogenannte Wilde in das Gedränge der Hauptstädte Europas zu bringen, sind sie entweder untergegangen, oder man hat sie schnell in ihre Heimat zurückgeführt.

Nur da, wo Europäer sich den Gewohnheiten derjenigen fügten, zu denen sie kamen, ist etwas aus ihnen geworden. Wenn der Engländer und der Holländer in dem heißen Indien oder auf den südasiatischen Inseln die Lebensweise beibehalten, deren sie in Amsterdam oder in London gewohnt waren, haben sie ein teures Lehrgeld bezahlt, haben sie ihre Gesundheit zurücklassen, haben sie frühzeitig vom *Leben* Abschied nehmen müssen, wenn sie nicht vorzogen, von ihrer *neuen Heimat* Abschied zu nehmen. Wo sie aber sich mit den Einwohnern befreundeten, sich mit ihnen verbanden, ihre Lebensweise annahmen, überall, wo sie sich die Achtung derselben zu gewinnen und es dahin zu bringen wußten, daß sie sagten: „Er ist so vernünftig, er ist so klug wie wir", überall dort haben Europäer sich vollständig acclimatisiert, haben sie nichts von ihren Kräften, nichts von ihrer Lebensfähigkeit verloren.

Es giebt eine Reihe von Thatsachen, welche die ungemein schmiegsame Natur des Menschen und seine Acclimatisationsfähigkeit unzweifelhaft bekunden. Trotz der ganz geringen Einwanderung aus Frankreich befanden sich in Canada

1814	275 000	französische Einwohner.
1851	695 945	
1861	1 037 770	

Es ist also trotz ungünstigen Klimas eine starke Vermehrung vor sich gegangen. Seit Aufhebung des Ediktes von Nantes leben Franzosen in

Constantia und vermehren sich. Die Bevölkerung der englischen Kolonien Australiens ist in rascher Zunahme begriffen. Wie wir früher erwähnten, ist die Hauptrasse Europas wahrscheinlich aus dem Gebiete zwischen Bolortag und Hindu-ko gekommen; nach dem Zend-Avesta kam jene Urrasse aus einem Lande, dessen Klima mit nur zwei Monaten Sommer etwa demjenigen von Finnland entspricht. Sie hat sich allmählich südlich bis Ceylon, westlich und nordwestlich über Europa bis Island und Grönland verbreitet, und was ist aus ihr geworden?

Die Zigeuner, vielleicht eine Mischlingsrasse von Ariern und Dravidiern, sind über ganz Europa verstreut, die Juden sind gar Kosmopoliten geworden.

Gewiß giebt es Gegenden, wo der Mensch jeder Rasse zuversichtlich zu Grunde geht unter den schädlichen Einflüssen, aber ebenso sicher ist es, daß er sich wie jedes irdische Geschöpf acclimatisiert, und daß das, was aus ihm wird, das Produkt aus zweierlei Faktoren ist: der Rasse mit ihren Anlagen und den äußeren Bedingungen, unter denen er lebt, das ist der Bodenbeschaffenheit, Wärme, Wärmeverteilung, Luft, Feuchtigkeit, Konfiguration der Erde u. s. w.

Abhängigkeit der Organismen voneinander.

Kein Geschöpf kann ohne die anderen bestehen. Wir wollen den Satz nicht gar zu allgemein machen, wir wollen nicht sagen, jedes Geschöpf braucht alle anderen zu seiner Existenz, weil der Satz bestritten werden könnte und zu weitläuftig für unsere Betrachtung wäre; allein in einer Beschränkung, welche sich bei alledem mächtig der Allgemeinheit nähert, ist der Satz vollkommen wahr, und man kann die Geschöpfe in ihrer Gesamtheit als Glieder eines einzigen großen Organismus betrachten.

Alle Geschöpfe bedürfen des Wassers, weil es das allgemeine Auflösungsmittel aller Substanzen der Erde ist, die Metalle etwa ausgenommen, und auch diese nur teilweise. Die Pflanzen ziehen ihre Nahrung beinahe nur auf diese Weise aus der Erde. Organische und nichtorganische Stoffe bilden den Boden der Pflanze; wäre derselbe jedoch völlig ausgetrocknet, so würde auch die kräftigste Pflanze keine Nahrung daraus ziehen können, selbst wenn der Boden aus lauter Nahrungsstoff für die Pflanzen, z. B. aus reinem Humus bestünde, immer müßte das Wasser als das einzige Nahrungsmittel dazu treten.

Dieser reine Nahrungsstoff ist — wunderbar genug — ganz unfruchtbar, aber mit Sand und Thon und Kalk vermischt, in den ihr zusagenden Verhältnissen, nährt er jede Pflanze, welchen Namen sie auch haben möge.

Dieser Humus aber ist das Ende des Kreises, von welchem die Pflanze der Anfang ist. Ein Kreis hat zwar weder Anfang noch Ende, aber irgendwo kann man einen Punkt in demselben annehmen, sagend, hier wolle man seine Betrachtung anfangen. Beginnen wir dieselbe mit der Pflanze, so müssen wir mit dem Humus aufhören, denn er ist dasjenige, wozu, nachdem die Pflanze daraus entstanden ist, nachdem sie tausend verschiedene Tiere genährt hat, und nachdem diese wieder anderen Tieren zur Nahrung gedient haben — er ist dasjenige, wozu die Pflanze samt den von ihr genährten Tieren schließlich wieder wird, um einer neuen Pflanze Leben und Nahrung zu geben.

Alle organischen Geschöpfe ziehen ihre Nahrung aus anderen Geschöpfen oder aus den Auswurfsstoffen derselben; das Pflanzenreich ist diejenige Stufe in der großen Leiter, auf welcher die Mineralien, die für den tierischen Körper nötig sind, und die in ihrem ursprünglichen Zustande ungenießbar und unverdaulich wären, in organische Substanz verwandelt und zur Erhaltung des tierischen Körpers brauchbar werden. Kein Tier kann von Kali, Kalk, Kiesel, Schwefel, Phosphor, Eisen, Chlor, Flußspathsäure ꝛc. leben, und doch sind alle diese Mineralien den Tieren unumgänglich nötig; Speichel und Schleim enthalten Kali, die Knochen enthalten Kalk und Phosphor, die Zähne enthalten Kalk und Flußspathsäure, das Blut enthält Eisen u. s. f. Aber diese Dinge dem tierischen Körper in Substanz zuzuführen, ist teils etwas sehr Gefährliches, teils etwas Zweckloses. Die Pflanze versteht alle diese und viele andere Stoffe sich in solcher Weise und in solchem Maße anzueignen, daß sie für den tierischen Körper brauchbar werden.

Der Mensch weiß sich von den Pflanzensubstanzen die größte Menge und die größte Mannigfaltigkeit anzueignen. Er ißt die Keime des Hopfens und der Spargeln, er ißt die Wurzeln und die Knollen der verschiedenen Rüben und Kartoffeln, er ißt die Stengel und die Blätter der Gemüse, er ißt das Mark des Zuckerrohres und der Sagopalme, er ißt die Samenkörner der Gräser und endlich die Früchte einer unzähligen Menge von Bäumen, Kräutern und anderen Pflanzen.

Minder reich ist die Auswahl für die pflanzenfressenden Tiere. Die einen beschränken sich vorzugsweise auf die Gräser und das Getreide, so die Pferde und die Rinder und eine große Zahl der Wiederkäuer; andere lieben wiederum festere, gerbstoffhaltige Nahrung, ziehen den Gräsern das Laub und die Zweige der Gesträuche und Bäume vor, so das zahlreiche Geschlecht der Ziegen; noch andere suchen sich die Moose als besonders beliebte Nahrung auf, wie das Renntier und seine Verwandten. Welche Nahrung aber sie auch besonders gerne haben mögen, sie selbst werden wieder die Nahrung anderer Tiere, entweder solcher, die nur von Fleisch leben, wie die Raub-

tiere, oder solcher, welche die Neigung haben, alles zu vertilgen, was ihnen in den Wurf kommt, wie die Menschen.

Die Wirkung der verschiedenen Nahrungsmittel weicht höchst auffallend voneinander ab. Die Getreide und einige Wurzeln sind rein ernährend, viele Früchte, wie die Brotfrucht, die Banane, die Kokosnuß und andere, sind es auch; viele Früchte sind aber auch zugleich höchst erquickend und erfrischend, — dies würden wir von unseren wohlschmeckenden, saftreichen Obstsorten sagen, — andere Früchte sind zugleich reizend, so die Gewürze. Sehr wohlschmeckend und sehr nährend ist der viel verbreitete Zucker, welcher auch selbst da, wo er sich in den allerkleinsten Mengen vorfindet, in den Blüten des Heidekrautes und der Linden, von den Bienen gesammelt, zu großen Vorräten für die eigene Brut aufgehäuft, von dem Menschen aber unbarmherzig und rücksichtslos geraubt wird.

Der Mensch ist das einzige Geschöpf, welches unter allen diesen Pflanzen eine beliebige Auswahl trifft. Alle pflanzenfressenden Tiere sind, wie bereits bemerkt, auf etwas angewiesen, das sie nicht aus freier Wahl, sondern das sie aus einem Triebe, welcher sich nicht abweisen läßt, verzehren. Der Mensch dagegen sucht sowohl das ihm Nützliche als das Wohlschmeckende auf und verwendet es nach seinem Gefallen; die Natur hat ihm sehr glückliche Fingerzeige gegeben, sie hat die saftreichen, höchst erfrischenden Früchte in die gemäßigte Zone versetzt, sie hat der heißen Zone, in welcher der Genuß solcher saftreichen Früchte nachteilig werden könnte, andere von minderem Wohlgeschmack und geringerer Saftfülle gegeben, hat aber dazu die Gewürze gepflanzt, durch welche der Mensch sowohl diese Früchte wohlschmeckend als auch dem Körper zuträglich machen kann.

Alle diese Früchte oder Gräser oder sonstigen Pflanzenteile haben andere, man könnte sagen Feinde, welche auf sie angewiesen sind. Es giebt keine Pflanze, die Farnkräuter ausgenommen, welche nicht Insekten nährten; die giftige Wolfsmilch hat ebensogut ihre Raupe wie die Maulbeere ihren Seidenwurm und wie die Eiche die schwarze, haarige, zerstörende Raupe, oder die Kiefer die berüchtigte Kiefernraupe; ja manche Pflanzen sind verurteilt, 40 und mehr Species von Tieren ausschließlich zu erhalten. Von diesem Gewürm leben wieder andere Tiere, wie von dem Gewürm der Sümpfe die Schnepfe lebt, und der Mensch beeilt sich, wo er dieselbe sieht, sie zu schießen, um sie seinem alles verschlingenden Magen einzuverleiben.

Aber mit all diesem ist er noch nicht zufrieden in seiner schauerlichen Ungenügsamkeit, er vereinigt die mannigfaltigsten, die widersprechendsten Substanzen, wie saure Früchte und süße Milch, wie scharf fressende Senfkörner und mildes Fleisch, um sich Gerichte zu verschaffen, welche seinen Gaumen in besonderer, manchmal sogar in sehr schmerzhafter Weise an-

sprechen, wie z. B. der Pfeffer und der noch viel schärfere rote Cayenne-Pfeffer, wie der scharfe Knoblauch und der übelriechende Teufelsdreck. Aber auch dies ist ihm noch nicht genug, er will noch etwas haben, was ihn nicht nährt, dessen Genuß an keine Zeit gebunden ist, und wovon man nicht satt wird, das ist ein Berauschungsmittel, ein Mittel, um seinen geistigen Zustand in einer Weise zu steigern, daß er sich in einer erhöhten Stimmung befindet, ausgelassen lustig wird, oder wenn er melancholisch ist, in Thränen ausbricht, oder überglücklich mit der ganzen Welt Brüderschaft macht, wenn er sanguinischen Temperaments, und mit der ganzen Welt Händel anfängt, wenn er cholerischen Temperaments ist.

Kein Tier kennt diese Art des Genusses; der Mensch allein kann sich berauschen, der Mensch allein sucht in jeder Zone, unter jedem Himmelsstrich Mittel dazu auf. Er läßt den Saft der Rebe oder anderer zuckerreicher Früchte gären und trinkt ihn als Wein; er setzt einen siedenden Wasseraufguß auf gekeimtes Getreide (Malz) in Gärung und trinkt diese Flüssigkeit als Bier, oder er destilliert den Geist von dem Erzeugnis der Gärung und trinkt dieses als Branntwein, oder er bedient sich des Hanfextraktes als Haschisch, oder des Mohnsaftes als Opium, oder er nimmt den Tabak in den Mund, wie die Amerikaner und die Matrosen, oder er zieht den Rauch desselben in die Lungen und berauscht sich daran; er greift wohl auch, wie im äußersten Norden der bekannten Welt, zum Fliegenschwamm, und er ist wohl gar niedrig genug, um die flüssigen Exkremente des durch Fliegenschwamm Berauschten aufzufangen und sich daran in zweiter Instanz zu berauschen.

Wie entsetzlich und wie abscheulich und doch wieder wie durchaus menschlich! denn nur er hat den entsetzlichen Vorzug vor anderen Tieren, den Vorzug, sich berauschen zu können und zu wollen; aber auch wie absonderlich und wie charakteristisch für den Menschen! denn kein Tier hat die Neigung, sich zu berauschen, und keins findet die Mittel dazu. Und auch, könnte man sagen, ein geistiges Kennzeichen, denn in der That bedarf das untergeordnete Tier eines solchen Hülfsmittels nicht, um seinem Geiste Schwung zu geben, eben weil dieser Geist nicht vorhanden ist; demnächst liegt auch eine Besonderheit darin und ein Beweis seiner erhöhten Stellung, daß der Mensch imstande ist, sich ein Mittel aufzusuchen, welches gewisse Eigenschaften in ihm weckt. Der Mensch ist das Kind der Sorge, der Sorge gehört er von der Schulstube bis zu seiner letzten Schlummerstätte; das Kind hat Sorgen um die Schularbeiten, um der Schmutzflecke willen auf seinem Kleid, der Erwachsene um sein tägliches Brot, seine Rangstellung, der Greis endlich um den Glanz bei seinem Begräbnis. Kein Tier kennt die Sorge; das Pferd, welches die Hiebe täglich tausendfältig

fühlt, denkt nicht daran, daß sie ihm morgen auf dem schwielenvollen Fell noch schmerzhafter sein werden; kein dreiviertel verhungerter Hund denkt daran, daß er morgen ganz verhungert sein wird. Nur der Mensch blickt in die Zukunft und sorgt um dieselbe, und ihm hat der Schöpfer die Eigenschaft gegeben, nach einem Mittel zu suchen, um die Sorgen zu brechen; Sorgenbrecher ist dem Lappländer und dem Russen der Schnaps, Sorgenbrecher ist dem Engländer und dem Deutschen das Bier und der Wein, dem Bewohner des südlichen Europa der Wein allein, ausschließlich aller anderen Berauschungsmittel, dem Orientalen das Mohngift, dem Indier das Hanfgift, dem reichen Samojeden der Fliegenpilz, dem armen der Urin desjenigen, der sich mit dem Fliegenpilz berauscht hat. Für alle aber ist das Berauschungsmittel zugleich ein Beweismittel, daß sie Menschen sind, und der Gebrauch derselben wird wohl von keinem vernünftigen Mann getadelt werden; ein anderes aber ist es mit dem Mißbrauch; hier thut man wieder dem Vieh großes Unrecht, wenn man den Ausdruck braucht: „Er ist besoffen wie ein Vieh"; kein Vieh besäuft sich, es müßte denn durch den thörichten Menschen dazu angeleitet werden.

Schöpfungsperioden und Überflutungen.

Wir sind imstande, aus den Schichten, welche Versteinerungen enthalten, gewissermaßen den Charakter der Erde und zwar in jeder einzelnen ihrer Epochen zu erkennen. Wir sehen z. B. Steinkohlenlager verbreitet in allen Ländern, oder besser gesagt, in allen Zonen, und diese Lager haben eine solche Allgemeinheit der Pflanzen, daß wir nicht umhin können, zu sagen, zur Zeit der Bildung müsse die Temperatur der Erde überall, und ganz unabhängig vom Stande der Sonne, eine tropische gewesen sein, denn wir finden die Überreste von Kalamiten, von anderen Palmen, von Bambusarten, von Baumfarnen, und die aufgefundenen Tierreste gehören solchen an, die damals unter Palmen lebten, welche in Deutschland, im hohen Norden von Amerika oder Asien wuchsen, sowie ihre Nachkommen unter den Palmen leben, welche am Äquator wachsen. Man behauptet zwar, das in Sibirien gefundene Mammut müsse ein Tier des rauhen Klimas sein, denn es hat einen langhaarigen Pelz und unter diesem ein weiches, wolliges Haar; aber obschon dieses ganz richtig ist, so deutet allein schon seine Gegenwart in der großen Menge, in welcher seine Reste gefunden werden, darauf hin, daß das Klima ein bei weitem milderes gewesen sei, denn das jetzige Sibirien hat

kaum Pflanzen genug, um ein paar Exemplare dieses Ungeheuers zu nähren. Wie wäre es denn möglich gewesen, dort zu bestehen für jene vielen Tiere, deren Stoßzähne große Inseln im Eismeer bilden?

Eine andere, frühere Periode weist die größere Ausdehnung der Meere nach, es war die Zeit der gewaltigen Amphibien; eine noch frühere Zeit weist die Bedeckung der ganzen Erde mit Wasser nach. Damals lebten nur die kleinen fleißigen Baumeister, welche die Korallengebirge schufen.

Erst in der letzten Schöpfungsperiode, oder ist es vielleicht besser zu sagen, in der für uns letzten Umbildungszeit des Erdkörpers? finden wir die am vollkommensten ausgebildeten Tiere, die Wiederkäuer und die großen Fleischfresser. Ihre Reste sind im aufgeschwemmten Lande zu finden, im Lehm, im Thon, doch auch, wie es scheint, in Sümpfen versunken, welche sich im Laufe von Jahrtausenden zu gewaltigen Torfablagerungen gestalteten.

Man glaubt, daß diese Tiere durch gewaltige Fluten umgekommen sind, und daß der durch diese Fluten von den Gebirgen herabgeschwommene Thon und Sand — ein Verwitterungsprodukt von Granit, von Porphyr und von Sandstein — sie begraben habe. Und in der That finden sich in den ältesten Erinnerungen aller Völker Sagen, welche auf eine gewaltige Flut hinweisen. Die Gestaltung der Erde durch Wasser und Feuer zugleich ist so gut wie unzweifelhaft; das geschmolzene Äußere der Erde erstarrte allmählich zu mehr oder minder dicken Schichten, zu Schollen, welche aneinander gereiht und übereinander verschoben wurden, wie es mit den Eismassen geschieht, wenn der Winter Brücken über die Ströme baut.

Bei der ferneren Abkühlung der Erde zog die endlich fest gewordene Masse sich zusammen; es bildeten sich Einstürze, Zerklüftungen, Risse und Riesenfalten — in Gestalt der Gebirge und Thäler; wie sie heut, im Laufe der Zeit mannigfach verändert, erscheinen. Ein solches mag das Thal des mittelländischen Meeres, mag das des merikanischen Meerbusens gewesen sein. Gewaltige Dämme, deren Trümmer wir noch auf der einen Seite in den Dardanellen und dem Bosporus, jenseits des Oceans aber in den großen und kleinen Antillen sehen, trennten diese Thäler von den sie umgebenden Meeren. Sprengte nun ein Erdbeben solchen Damm, so mußte das höher stehende Wasser aus den Steppen der Wolga und des Don oder aus den gewaltigen Massen des atlantischen Oceans in diese Thäler stürmen; sie waren vielleicht reichlich und herrlich bewohnt; das hereinbrechende Meer tötete alles, begrub einen Teil davon unter dem Schutt, unter den Trümmern des durchbrochenen Dammes, alles übrige verweste in dem

neu entstandenen Meere oder wurde hereingeführten Ungeheuern des Oceans zur Beute.

Die Erde hat viele Stellen, an denen solche Ereignisse vorgegangen sind, und noch in neuester Zeit sind uns Gebirgsseen bekannt geworden, welche tief unter der Fläche des Meeres liegen, und woselbst ähnliche Ereignisse, wenn schon in kleinerem Maßstabe, möglich wären, so der See Tiberias, welcher 200, und das tote Meer, welches 397 m unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegt.

Die erste Entdeckung dieser Thatsache brachte ein namenloses Erstaunen hervor. Die Seen liegen am Jordan zwischen zwei Gebirgszügen, und man hat viel eher geglaubt, sie 300 m über als fast 400 m unter dem Spiegel des Meeres zu sehen — nun es ist nichts weiter als eine Vertiefung, welche nicht ausgefüllt ist mit Wasser. Würde der Jordan eine stärkere Masse Wassers hergeben, würde die Temperatur eine weniger hohe sein, so daß die Ausdünstung nicht soviel fortführte und mithin die herbeiströmenden Gewässer das Thal allmählich füllen könnten, so würde sich kein Mensch wundern, um so weniger, als ja alle Meere in die nämliche Kategorie gehören, nämlich Thäler sind, welche weit tiefer liegen als die Meeresoberfläche. Wäre dieses nicht der Fall, so wären es ja keine Meere. Eben ein solch unausgefüllter Thalraum wie ein zweiter viel größerer findet sich weit nördlich davon im Wolgagebiet, er böte noch heutigen Tages Gelegenheit zu einer Sündflut dar. Die Gegenden des kaspischen Meeres und die von Kleinasien sind höchst vulkanischer Art; wie oft ist Kleinasien von den entsetzlichsten Erdbeben heimgesucht worden! Es dürfte nur ein solches, das Küstengebirge Kleinasiens, hinter welchem das tote Meer liegt, untersinken, so würden die Gewässer des Mittelmeeres da hineinstürmen und eine kleine Sündflut veranstalten, die Bewohner des ganzen Thales, Menschen und Tiere vernichten. Es dürfte nur der Feuerherd, welcher unter Baku am kaspischen Meere lodert, nördlich oder südlich von demselben einen Einbruch, eine Senkung verursachen, so würden wir alsbald eine Sündflut in größerem Maßstabe haben. Astrachan und Baku und viele Städte und unzählige Dörfer rings um den Kaspisee und längs der Wolga würden von der Erde verschwinden, denn das schwarze Meer liegt 25 m höher als der Spiegel des Kaspisees, und in dieses hinein würde sich die überströmende Masse des schwarzen Meeres ergießen, und in den leeren Raum, der sich dadurch im schwarzen Meere erzeugte, würde sich das mittelländische Meer mit solcher Vehemenz stürzen, wie jetzt umgekehrt die Gewässer des schwarzen Meeres nach dem Mittelmeer strömen; und welche ungeheure Flächen würden die einströmenden Gewässer bedecken, bevor die Höhe von 25 m erreicht und alle drei Meere sich ausgeglichen hätten!

Ich habe dieses angeführt, um zu zeigen, wie wenig dazu gehört, daß noch in unseren Jahren Ähnliches vorgehe, wie es also gar nicht zu verwundern sei, daß nicht nur Hebräer, Chaldäer und Perser, sondern auch Indier, Griechen und Amerikaner Gleiches zu erzählen wissen. Und so ist es denn kein Wunder, daß jedes große Volk auch seinen Noah hat, von dem es abzustammen behauptet, und dieser heißt bei den Chinesen Fohi, bei den Indiern Satiavrata, bei den Hellenen Deukalion, bei den Arkadern Dardanos, bei den Mexikanern Koxkox.

Die Natur spricht überall dieselbe Sprache; der aufmerksame Mensch lernt dieselbe bald verstehen. Wir nehmen Veränderungen an der Erdoberfläche wahr, und es gehört wenig dazu, um dieselben richtig zu deuten. Gehen wir von dem Kleinen, von dem uns Zunächstliegenden, gehen wir von der Bewegung des Sandes aus, so finden wir durch diesen schon bedeutende Veränderungen auf der Erdoberfläche vorgehend. Der Wellenschlag treibt den fein geriebenen Sand des Meerbodens, das Resultat aller Aus- und Abwaschungen, welche Regen und Wind, welche Frost und Hitze an den Gebirgen verursacht, und welche die Flüsse stromabwärts geführt haben — vom Meeresgrunde herauf. Luft und Sonne trocknen diesen feinen Sand, und der Wind führt denselben in das Meer zurück oder von demselben hinweg in das Land hinein.

Dieser letzte Fall ist ein sehr folgenreicher. Anfänglich bildet der am Ufer aufgehäufte Sand eine flache Hügelreihe, welche man Dünen nennt; von diesen hinweg wird aber der Sand weiter in das Innere des Landes geführt, und so sehen wir den Meeressand große Strecken überlaufen, welche er völlig unfruchtbar macht. Die Höhe der Bedeckung hängt ganz und gar von der Stärke und Richtung des Windes ab und von dem, was der Mensch dagegen thut. Die außerordentlichen Sandanhäufungen im südlichen Frankreich sind allgemein bekannt; das Departement des Landes ist dadurch zu einer völligen Wüste geworden, nur Schafe finden eine dürftige Nahrung, und die Bewohner selbst verwildern wie das Getier, mit dem sie umgehen, sie leben nur von dem Ertrage desselben.

Noch großartiger ist die Anhäufung des Sandes in Ägypten geworden. Vom Mittelmeere her wird die ganze breite Basis des Delta übersandet; der Nord- und Nordwestwind führt den beweglichen, feinkörnigen Kiesel landeinwärts; es bilden sich parallele Reihen von Dünen, es bilden sich ganze Dünenketten mit dazwischenliegenden Längsthälern, welche wieder gespalten sind durch querlaufende Thäler, in denen kaum einige dürftige Halme sprossen, und welche nur von Sumpfvögeln bewohnt werden, welche die im Meere oder in den Flüssen gemachte Beute dort verzehren und deren Reste darauf zurücklassen. Würde dieses nicht der Fall sein, so würden

auch nicht einmal die genügsamsten Gräser in dem unfruchtbaren Kiesel Nahrung finden.

Gehen wir den Nil aufwärts, so nehmen wir mit Staunen wahr, daß sich ganz Ähnliches auf dem linken Ufer des Nil zeigt, woselbst der Westwind aus der libyschen Wüste den Sand herüberführt, und zwar ist dieses erst geschehen, seitdem Araber und Türken sich daselbst festgesetzt haben, denn man sieht eine ganze Reihe von Städten und Dörfern durch diesen Sand verschüttet, welche durch die aus dem Sandmeere hervorragenden Minaretspitzen ihre ehemals türkische Bevölkerung verraten.

Cuvier sagt (über diesen Umstand, daß die Versandung unserer geschichtlichen Zeit angehört): „Bei dem schnellen Vorrücken des Sandes würden ohne Zweifel die engeren Teile des Nilthales bereits angefüllt sein, wenn dieses Sandtreiben nicht ein neueres Ereignis wäre, wenn es schon von lange datiere. Daß dem nicht so ist, ist ein Beweis, daß auch hierin bestimmte Gesetze herrschen, deren Erforschung gewiß interessante Aufschlüsse geben würde."

Diesen Ausspruch hätte ein so großer Naturforscher wie Cuvier wohl nicht thun sollen, denn der Grund liegt gar zu sehr am Tage. Solange die altägyptische Kultur dauerte, solange ein auf sehr kleine Räumlichkeiten beschränktes, aber darum gerade in Bearbeitung seines Bodens desto emsigeres Volk Ägypten bewohnte, ließ seine Emsigkeit die Versandung nicht zu. Jedes Plätzchen wurde mit Pflanzen besetzt, und diese sind die sicherste Schutzmauer gegen solche Überflutungen, wie wir z. B. an den preußischen Küsten der Ostsee wahrnehmen, woselbst weitläufige Kiefern- und Birkenpflanzungen ausgedehnte Wälder bilden und den Sand hindern, in das Land zu dringen. Da das Meer aber immer von neuem das Produkt der Aus- und Abwaschungen heraufführt und dieses nicht weiter vorwärts dringen kann, so häufen sich vor den Dünen neue Dünen an, und da man diese abermals mit Birken und Föhren bepflanzt, so setzt sich im Laufe der Jahrhunderte eine dritte Reihe von Dünen, immer vor der vorhandenen, während ohne solche Aufmerksamkeit dieselbe sich dahinter lagern würde. Dies geschieht in Ägypten, in Frankreich, in Irland und raubt dem Lande immer mehr Boden, dies geschieht nicht in Preußen, Dänemark, Friesland und Holland; im Gegenteil gewinnt man aus dem Meere immer neuen Boden, wenn es auch schlechter ist.

Oft thut die Natur das Ihrige, um das Unglück zu verhüten, aber der Mensch ist so dumm, dies weder einzusehen, noch einigermaßen dem guten Beispiele der freundlichen Helferin zu folgen. An den irischen Küsten wächst gerade auf den Dünen eine sehr große Binse, welche vollkommen genügend wäre, die Versandung abzuhalten. Die Strandbewohner achten dieses Schutzes

so durchaus nicht, daß sie im Gegenteil dieselben massenhaft mit Sichel und Sense vertilgen, teils um die Dächer ihrer erbärmlichen Hütten damit zu bedecken, teils um ihrem Vieh Streu zu geben. So ist denn seit dem Jahre 1697 eine große Grafschaft in Morayshire an der Mündung des Flusses Flinthorn ganz verwüstet worden. Die Gegend hieß die Kornkammer des Landes, sie umfaßte 10 Quadratmeilen; dieselben aber sind jetzt durchaus zur Wüste geworden, und es ist auch nicht eine Spur von den Gebäuden der hohen Herren oder der Pächter zu sehen, obwohl Grabsteine auf den versandeten Kirchhöfen durch ihre Inschriften die Thatsache selbst ganz außer Zweifel setzen.

Wenn wir solche Erfolge durch ein so schwerfälliges Element, wie der zerriebene Kiesel ist, entstehen sehen, was kann uns dann wundern, wenn durch das gewaltige Meer noch bei weitem Größeres geschieht? Führen die Meeresfluten neue Landstrecken herauf, so reißen sie auch vorhandene Landstrecken in ihren Schoß. Die Insel Norderney in der Nordsee und die Insel Helgoland vor der Mündung der Elbe geben uns Beispiele von der fortdauernden Veränderung der Erdoberfläche durch das Meer, zum Glück auch nur ganz im kleinen, wiewohl immer schlimm genug für die Gegend, die es betrifft. Von vielen der kleinen Inseln, welche auf der Westküste von Jütland liegen, weiß man, daß sie auf diese Art immerdar verkleinert sind, so daß sie, sonstmals von zahlreichen Ortschaften besetzt, jetzt nur noch wenigen Familien Wohnung gewähren, und man kann den Zeitpunkt berechnen, wo sie durch eine große Spring- und Sturmflut gänzlich hinweggespült werden müssen.

Daß kurz vor Beginn der für uns historischen Zeit solche Ereignisse stattgefunden haben, beweist die ganz außerordentliche Neuheit unserer Geschichte; denn soviel auch Indier und Chinesen von dem hohen Alter ihrer Kultur erzählen, welche sie viele hunderttausend Jahre vor unsere Zeitrechnung zurücksetzen, so ist eine kritische Prüfung dieser Überlieferungen genug, um den Ungrund solcher Angaben festzustellen.

Die Länder, in denen jetzt die höchste Kultur zu finden ist, beginnen ihre Geschichte mit der Bekehrung zum Christentume vor etwas mehr als 1000 Jahren; die Geschichte der Spanier, Gallier und Engländer fängt mit der Eroberung durch die Römer an, die der Römer beginnt schon nicht mehr mit historischen Thatsachen, sondern mit Fabeln. Die alten Griechen glauben ihre Schreibkunst 1500 bis 1600 Jahre vor unserer Zeitrechnung von den Phöniciern erhalten zu haben, aber ihre Geschichte von dort bis herab auf Thales von Milet (600 Jahre v. Chr. Geburt) und die Werke der früheren, für uns verloren gegangenen Historiker, die er benutzt haben mag, sind kaum 100 Jahre älter als er. Vor dieser Zeit gab es keine ge-

schriebene Geschichte in Griechenland; man hatte nur Dichter, welche historische Romane verfaßten, die dann, wie es in Dichtungen erlaubt ist, von der Geschichte so weit abwichen und des Fabelhaften soviel aufnahmen, als dem Dichter gefiel.

Nur das jüdische Volk hat ein älteres historisches Werk, den Pentateuch, welcher zum mindesten 2800 Jahre alt ist; aber da er sichtlich aus Fragmenten älterer Schriften zusammengesetzt ist, für noch älter gehalten werden kann, vielleicht um 500 Jahre, so daß das Alter des Werkes und seiner Quellen auf 33 Jahrhunderte zu setzen ist. Was will das heißen, selbst wenn wir mit Moses annehmen, daß die Zeit einer Neubildung, einer Umgestaltung der Erdoberfläche noch zwei Jahrtausende früher statt hatte? Wir gelangen damit bis auf etwa 5400 Jahre vor dem jetzigen Zeitpunkt, jedenfalls nur eine sehr kurze Zeit, wenn sich's um die Geschichte des Menschengeschlechts handelt.

Unsere neuere, viel jüngere Geschichte, wie wir sie von den Griechen empfangen haben, reicht bei weitem nicht an jenes Zeitalter hinauf, denn was wir aus dem lernen, was Herodot anführt, was 4 auch 500 Jahre vor ihm geschehen sein soll, also noch nicht 1000 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung, ist so sehr mit Fabeln durchspickt, daß man sich vergeblich bemüht, das Wahre vom Falschen zu sondern.

Auch die Griechen haben ihre Sündflut, aber allerdings ohne irgend welche Zeitbestimmung, es sei denn, daß es gelehrten Mönchen gelungen wäre, durch fabelhafte Geschlechtsregister die Namen eines Ogyges oder eines Deukalion so zu verschieben, daß sie nun ungefähr in die Zeit zu stehen kommen, in welcher nach Moses' Angabe die große Sündflut gewesen ist (2349 v. Chr. Geb.). Jeder Volksstamm der Griechen, welcher seinen besonderen Sagenkreis besaß, hat denselben mit einer Flut begonnen, mit einer Überschwemmung, welche die lebenden Menschen bis auf wenige vertilgt. Es kann nun wohl sein, daß die Sagen der Griechen und Phönicier über diesen Punkt mit der Bibel übereinstimmen, einerseits weil ihnen die Nachrichten überbracht wurden, die mit dem Pentateuch nach Kleinasien kamen, andererseits weil es jedenfalls dieselbe Flut sein mußte, welche alle Anwohner des jetzigen Mittelmeeres betraf. Aber die nämliche Sage findet sich auch auf den Inseln des großen Oceans sowie jenseits des atlantischen Meeres; es ist daher ganz unmöglich, daß hier überall eine und dieselbe Flut gemeint sei. Sonderbar genug haben die Südsee-Insulaner eine ihnen allen gemeinsame Sage, welche sehr auffallend von den Sagen der großen Festländer abweicht. Nach diesen letzteren kommt das Wasser über das Land, nach den Sagen der Insulaner fällt das bewohnte Land in das Meer; es ist derselbe Erfolg bei umgekehrtem Prozeß: das Land geht unter, der größte

Teil der Menschen und Tiere ertrinkt, aber auf jedem Inselchen, welches über dem Wasser sichtbar bleibt, ist doch immer noch ein Menschenpaar übrig, um das Fleckchen von neuem zu bevölkern.

In ihrer Sage zeigen sie Kenntnis oder wenigstens eine Ahnung von den beiden großen Kontinenten. Sie glauben, der oberste Lenker aller Dinge, der große Geist, habe ein großes Stück Erde vom Aufgang der Sonne erhoben, habe es über das Meer getragen und beim Untergang der Sonne niedergelegt, er habe aber nicht berechnet, daß die Erde in großen Stücken keinen genügenden Zusammenhang habe, so seien denn zuerst kleine Bröckel und dann immer mehr und größere von seiner Last herab und in das Meer gefallen, bis endlich das ganze große Stück in mehrere Teile zerbrochen und noch vor der Ankunft bei dem im Abend liegenden Festlande in das Wasser gefallen sei.

Dieses sind die großen südasiatischen und die kleineren in den Kanälen umherliegenden Inseln; die zuerst abgefallenen Bröckel sind die zunächst an Amerika und dann auf dem ganzen Wege von dort nach Asien hin zerstreuten hohen und niederen Inseln.

In Mexiko nimmt die Sage wieder eine Gestalt an, welche der mosaischen ähnlicher ist, sie entspricht mehr der Natur des tropischen Festlandklimas. Wer einen tropischen Regen von einiger Dauer, wer eine sogenannte Regenzeit zwischen dem Amazonenstrom und dem Orinoko erlebt hat, kann sich wohl mit dem Gedanken einer Sündflut durch Regengüsse vertraut machen. Es regnet dort nicht in Tropfen, oder wenn schon, so sind sie so groß wie die welschen Nüsse, es regnet Stricke; fingerdicke Wassersäulen, als kämen sie aus einer wohlgenährten Fontäne, stürzen aus den Wolken hernieder, und alles, was wir bei uns einen Wolkenbruch nennen, und wovon die Großväter noch den Enkeln erzählen, ist ein bloßer Spaß, ist ein Regen aus einer Gießkanne im Vergleich mit einem tropischen Regen. Ein solcher, obwohl er nur einige Stunden lang täglich und im ganzen fünf oder sechs Wochen währt, ist doch genügend, um den ganzen ungeheuren Raum zwischen dem Nordrande von Südamerika, der bergigen Guyana im Osten, den Cordilleras im Westen bis weit über den Marañon unter Wasser zu setzen, so daß die Flüsse ganz und gar verschwinden und man nur ein viele Tausende von Quadratmeilen enthaltendes Meer sieht, aus welchem die Hügel mit den Gebäuden der Pflanzer wie kleine Inselchen auftauchen.

Wer nun Phantasie genug hat, sich vorzustellen, daß der Regen nicht täglich 3 Stunden, sondern täglich 24 Stunden dauert, und sich vorzustellen, daß dieses vierzig Tage lang währt der hat wenigstens in seinen Gedanken die Sündflut in bester Form.

Nach dieser Ansicht ist die Geschichte der südamerikanischen Sündflut

gemodelt; es regnet nicht gerade sechs Wochen, wohl aber so lange unaufhörlich fort, bis alles Land gänzlich bedeckt ist. Gleich anfangs gehen neun Zehnteile aller Bewohner unter, da sie überrascht werden durch den nicht endenden Regen. Die auf höher gelegenen Gegenden Angesiedelten werden allmählich vom Wasser erreicht; die in der Nähe der Gebirge Wohnenden suchen zu entfliehen, werden aber auch erreicht, und das ganze Menschengeschlecht und die ganze Tierwelt wird vertilgt.

Es bleibt ein einziger Mann übrig, Xoxkox, welcher lange Zeit einsam umherirrt, bis er auf das einzige Geschöpf weiblichen Geschlechts, das dem Untergange entflohen ist, bis er auf Xikequezl trifft. Dieser Xoxkox ist der amerikanische Noah, er bevölkert mit seiner Gattin die Erde von neuem. Es ist übrigens ganz unstatthaft, ihn mit Noah zu vergleichen, da außer dem einen Vergleichungspunkte, daß er bei der großen Flut übrig bleibt, kein anderer zu finden ist. Noah ist ein auserwähltes Werkzeug Gottes, Noah wird mit seiner Frau und drei Söhnen und deren Gattinnen gerettet, Noah hat die ausdrückliche Aufgabe, die Welt von neuem zu bevölkern, und er vollzieht noch einen anderen, nicht weniger wichtigen Befehl Gottes, er rettet von allen reinen Tieren sieben Paare und von den unreinen Tieren je ein Paar.

Auch Deukalion und Pyrrha haben nur geringe Ähnlichkeit mit Noah, sie erzeugen keine Menschen, sondern sie bringen dieselben durch ein Kunststück hervor, sie werfen Steine über die Schultern hinter sich, und diese werden zu Menschen. Allein wie groß oder wie gering die Ähnlichkeit zwischen den Sagen sei, sie sind einmal da, und dies kann man immer für einen Beweis gelten lassen, daß sich dergleichen Ereignisse in weiten Kreisen wiederholt haben. Sonderbar ist dabei, daß die ägyptische Sagenwelt und die persische nichts von einer Sündflut weiß, obgleich beide gerade auf dem Schauplatz liegen, den nach der mosaischen Erzählung die Sündflut vorzugsweise betroffen hat.

Die alte indische Mythe dagegen ist beinahe ganz übereinstimmend mit der mosaischen, und da jene die ältere ist, so kann es sehr wohl sein, daß Moses die seinige von Indien entlehnt hat.

Im südlichen Indien herrschte der König Satiavrata, ein gar frommer Mann, der übrigens nur sieben Heilige (Rischis) zu Sinnesgenossen hatte, denn alle übrigen Menschen waren entsetzlich verderbt und waren so voll von Sünden, daß die Götter beschlossen, sie zu vertilgen.

Einst badete sich der König im Flusse Kritamala und fing dabei mit der Hand einen kleinen Fisch, welcher ihn um Schutz gegen die größeren Raubfische bat. Der König gewährte das Erbetene und setzte das Fischlein in einen Wasserbehälter. Der Fisch wuchs sehr schnell, und man mußte ihn in einen größeren und immer größeren Raum und dann in ein großes

Bassin, und da er auch dieses bald ausfüllte, in das Meer bringen. Nun erkannte der König in diesem Fisch den obersten der Götter Bhagarat und bat denselben, ihm zu sagen, warum er sich so verstellt habe. Der Gott erklärte ihm, daß, da nach sieben Tagen eine große Flut alles vertilgen werde, er ihn habe prüfen wollen; da er ihn nunmehr gut erfunden, so werde er ihm ein mächtiges Schiff senden, um sich mit den sieben Rischis und einem Paare von jeder Tierart sowie mit hinlänglichen Vorräten zur Ernährung derselben zu retten.

Am siebenten Tage geschah, was Bhagarat oder Wischnu (beide Namen bezeichnen denselben Teil der Dreieinigkeit Brahma, Wischnu und Schiwa) vorhergesagt hatte. Das Meer stieg aus seinem Bette, und der Regen goß immerfort herab; das trockne Land wurde mit Wasser überdeckt, auch Sonne und Mond verloren ihren Schein, denn Brahma hatte sich schlafen gelegt. In dieser dunkeln Nacht war Wischnu als Fisch der Führer und Retter des Schiffes; vermittelst einer ungeheuren Schlange, welche als Seil diente, zog er dasselbe in die gefahrlosen Stellen des Meeres, bis die Flut ihr Zerstörungswerk vollendet hatte; dabei teilte der Gott den Geretteten die heiligen Lehren ihrer Religion mit, welche sie aber sorgfältig in ihrer Brust verschließen sollten. Das in den Schriften des babylonischen Priesters Berosus erhaltene Izdubar-Epos erzählt für die Euphratgegend eine ähnliche Sage.

Es sind unzählige Versuche gemacht, um diese Mythe zu erklären; allein was man einigermaßen auf physikalische Grundsätze zurückzuführen suchte, hat die orthodoxe Theologie verworfen, und sie hat stramm daran festgehalten, daß es ein Ereignis sei, zur Strafe für den Sündenfall und die Verderbnis der Menschen über die Welt geschickt, nicht bedenkend, daß sie dem Gott der Liebe eine ungeheure Lieblosigkeit, dem Allgerechten eine entsetzliche Ungerechtigkeit aufbürde. Jetzt ist man allmählich so weit gekommen, die theologischen Bannstrahlen in Sachen der Naturforschung nicht mehr zu berücksichtigen; man sieht ein, daß die Erzählung des Moses von der Sündflut nichts weiter ist als eine von alters her überlieferte Tradition, wie man sie bei anderen Völkern auch findet, daß aber die in der Erzählung liegende Angabe, sie sei als Strafe für begangene Sünden des Menschengeschlechtes über die Erde verhängt worden, nur deshalb in ihr liege, weil die Juden sowie die Orientalen überhaupt in jedem Unglück und in allen Ereignissen, welche den Menschen schwer treffen, eine Züchtigung Gottes erkannten, eine Anschauungsweise, welche sich aus der Bibel auf die christliche Religion übertragen hat. Noch jetzt kann man die orthodoxen Geistlichen jeden Hagelschlag und jede Feuersbrunst als eine durch Gott verhängte Züchtigung bezeichnen hören, und der Verfasser war selbst Zeuge, wie in einer württembergischen Kirche gegen die Versicherungsanstalten geeifert wurde, und das Schlußargument

war: „Womit soll Gott züchtigen, wenn der Mensch ihm die Zuchtrute aus der Hand windet?“ — Es ist in der That wunderbar, wenn man bedenkt, was für eine Vorstellung sich dieser Geistliche von der Macht Gottes zurecht gelegt haben muß. Was ist das für ein Gott, der sich von einem Menschen etwas aus der Hand winden läßt?!

Die Erklärung der Sage ist sehr leicht, wenn man auf die Ereignisse zurückgeht, welche noch jetzt vorkommen, auf den Durchbruch des Meeres durch Dünen wie in Holland, auf die Zerstörung des Dammes eines großen Gebirgssees, welcher dann das Thal verheert, in das er sich ergießt, und wenn dasselbe breit ist, alles darin Lebende dem Tode preisgiebt, auf Erdbeben, welche ein Steigen des Meeres über die angrenzende sinkende Küste bewirken. Solche Ereignisse betreffen in der Regel nur mäßige Strecken; als aber der See, welcher hinter dem Bollwerk im Rheine sich angestaut haben muß, durchbrach, als sich die Straße bei Bingen eröffnete, mag die Überflutung im unteren Rheinthal entsetzlich genug gewesen sein und weit genug gegriffen haben; wie viel mehr nicht der Durchbruch des schwarzen Meeres oder die Zerstörung des Dammes von Florida bis zur Guyana, wovon, wie oben bemerkt, die Antillen die Trümmer sind!

Will man nach der Ansicht einiger Gelehrten sagen, daß die Sündflut diejenige Epoche bezeichne, in welcher sich alle Wasserdünste aus der Atmosphäre niedergeschlagen und so vielleicht erst die Meere gebildet haben, so hat man ganz recht, festzuhalten, daß vor der Sündflut die Menschen noch nicht gelebt haben, denn sie konnten in einer Atmosphäre, welche dichter war als der dichteste Nebel, und welche sich Hunderte von Meilen über ihre jetzige Erstreckung erheben mußte, aus vielen Gründen nicht leben (freilich alle Säugetiere und Vögel ebensowenig); denn eine solche Höhe ist notwendig, um die Masse von Wasser in Dampfgestalt zu bergen, welche nach ihrer Verdichtung die Meeresthäler füllen soll, welche, wie Messungen bewiesen haben, an manchen Stellen zwei volle deutsche Meilen Tiefe haben. Unter einem solchen Druck kann aber keines unserer jetzigen Tiere leben, so wenig wie auf der uns zugewendeten Seite des Mondes, welcher umgekehrt wieder gar keine Atmosphäre hat.

Damit aber bei dieser Höhe der Atmosphäre und bei dem ungeheuren Druck, den sie ausübt, das Wasser sich nicht verdichte, mußte die Temperatur weit über den Kochpunkt hinaus, ja vielleicht über die Glühhitze des Eisens hinaus gehen, und bei solcher Temperatur (die aber nötig ist, damit das Wasser in Dampf bestehe) kann wiederum kein Tier leben, allerdings auch keine Pflanze, und deshalb ist überhaupt dieser ganze Vorgang unmöglich zu einer Zeit, in welcher die Erde schon bewohnt war. Das Meer mußte bereits an seinem Platz gewesen, die überflüssigen Dämpfe mußten bereits

niedergeschlagen gewesen, die Atmosphäre und die Oberfläche der Erde mußte schon so abgekühlt sein, daß im allgemeinen (bis zu den Polen hin) eine Temperatur vorhanden, wie die Tropenländer sie jetzt zeigen; erst dann konnte das Tier- und Pflanzenleben beginnen, und wenn dann die Erde in solcher Art bevölkert war und verschiedene Male hintereinander auf verschiedene Weise und mit immer neuen Arten bevölkert war, so konnte auch eine sogenannte Sündflut nicht mehr eine allgemeine sein, und sie konnte ganz einfach durch Zerreißung irgend eines Dammes stattfinden, wie wir oben gezeigt haben, und wie in den Flußniederungen der Weichsel und des Rhein noch heutigen Tages geschieht, wenn schon sehr im kleinen, so doch immer viel Elend verbreitend.

Zu den beiden gedachten Strömen hätten wir wohl einen noch mächtigeren, die Donau, nennen können; diese bringt unterhalb der eisernen Pforte jährlich gewaltige Überschwemmungen hervor, sie verbreiten aber kein Elend, denn dort hat noch niemand daran gedacht, dem mächtigen Wasser Dämme entgegenzusetzen und das dahinter liegende Land dem Strome abzuringen. Die Leute haben sich erst da angesiedelt, wo auch bei dem höchsten Wasserstande der Strom sie nicht mehr erreicht.

Fortdauernde Umbildung des Erdkörpers.

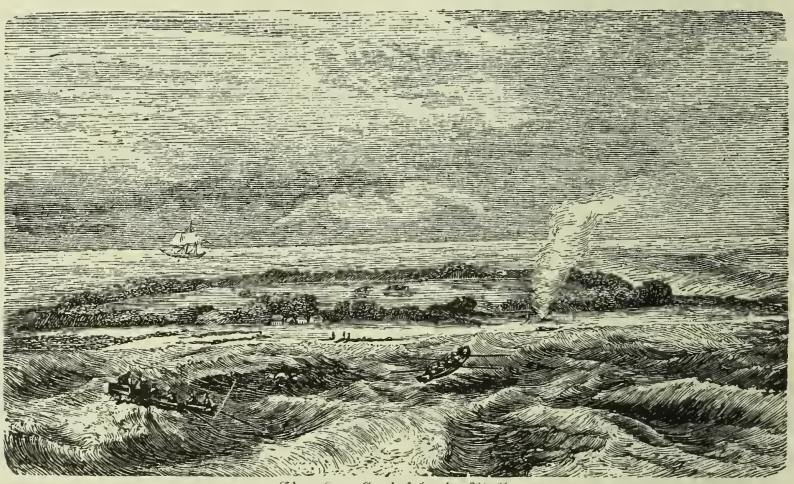
Wenn wir denn auch nicht wissen, auf welche Weise der Mensch geschaffen worden ist, so müssen wir doch nicht glauben, daß die Schöpfungskraft unseres Planeten erloschen sei. Nicht nur die Umbildung des Erdkörpers selbst dauert fort, nicht nur heben sich neue Ländermassen aus dem Meere empor oder werden durch fleißige Polypen bis zu seiner Oberfläche geführt, sondern auch die Erzeugung von Organismen dauert fort, wie wir oben gesehen haben.

Das erstere betreffend, so wären ein paar Beispiele vielleicht nicht ohne Interesse. Die schwedische Küste der Ostsee erhebt sich langsam und vermehrt ihr Terrain jetzt bereits auf Meilenweite, indem frühere Seestädte mehrere Stunden weit davon entfernt liegen, und eben in demselben Maße sinkt das preußische Ufer der Ostsee allmählich herab.

Mitten im großen Ocean sieht man Tausende, ja viele Tausende von Koralleninseln, das sind nach Darwins Behauptung allmählich versinkende Inseln. Früher sah man einen Berg mitten im Meere; die Korallentierchen bauten sich an seinem Fuße an, bis sie die Oberfläche des Meeres erreichten, aber unter ihren Füßen — wenn man so sagen kann — versank das Fundament des Gebäudes allmählich, und die Korallentierchen bauten immer weiter, sie bauten bis an die Oberfläche des Meeres. Aber immerfort versank der Boden, bis zuletzt von der Insel nichts mehr zu sehen

war und sie nun die ganze Fläche überbauten, aber, da sie den starken Wellenschlag lieben, mehr an der Außenseite der Insel als im Innern, und so entstand in der Mitte eine Vertiefung, die Lagune, indessen ringsumher ein Rand von Korallenbauten sich immer weiter ausdehnte, die Insel vor der Überflutung durch die brandenden Wogen schützend und selbst zur Erhöhung derselben dadurch beitragend, daß vom Meere abgebrochene Korallentrümmer nach dem Innern auf den Damm geworfen werden.

Es ist bei dem fortwährenden Sinken, wenn es auch noch so langsam geschieht, nicht zu begreifen, wie solche Inseln zu Tausenden sich bereits seit Jahrhunderten über der Meeresfläche halten, und das muß wohl der



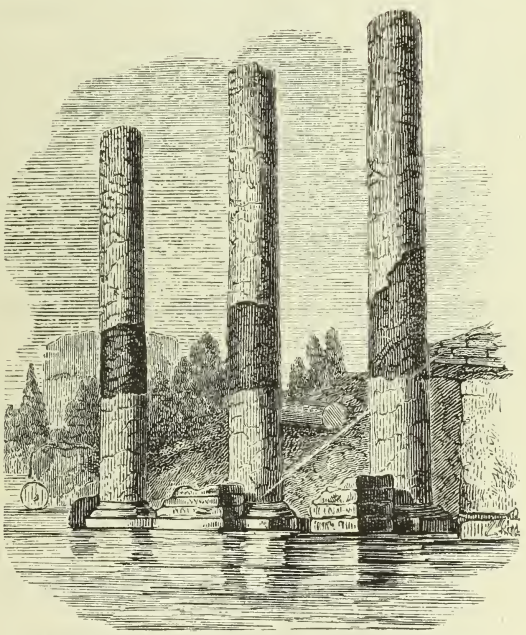
Eine Koralleninsel, ein Atoll.

Fall sein, denn viele derselben sind bekannt seit der Eroberung von Peru. Darwin sagt, es sei so: die Korallentierchen könnten nicht in größerer Tiefe leben als in fünf oder sechs Faden, und Darwin ist ein großer Naturforscher, wenn schon Stücke des Telegraphenkabels, welches zwischen Toulon und Algier durch das Mittelmeer geht, aus einer Tiefe von 2000 m heraufgeholt, sich ganz mit Polypengehäusen bedeckt zeigten. Genug, ob die Hypothese sich stichhaltig zeige oder nicht, die Thatsache steht fest, daß mitten aus dem Meere durch die vereinte Kraft vieler Tiere sich neue Wohnplätze für die Menschen erheben, also die Erdbildung fortdauert.

Aber in welchem Grade dieses geschieht und in welchem Grade wandelbar der Boden ist, auf welchem wir stehen, möge ein anderes Beispiel zeigen.

Wir sehen auf der folgenden Seite eine Abbildung des einst so berühmten Serapis-Tempels an der neapolitanischen Küste unfern Pozzuoli.

Es sind drei Säulen von 13 m Länge, welche noch jetzt aufrecht stehen, nachdem die Paläste der römischen Großen längst in Trümmer zerfallen sind. Dies jetzige Bestehen dieser hohen Säulen liefert uns einen unwidersprechlichen Beweis, daß sie von einem Erdbeben nicht berührt worden sind. Bis zu einer Höhe von 4 Meter über ihrem jetzigen Standpunkt bezüglich auf das Wasser sind sie glatt und rein. Von da an aufwärts in einer Länge von 3 Meter sind sie durch Bohrmuscheln (Lithotomus) stark angebohrt, rundum vielfältig durchlöchert. Der Rest der Säulen von 6 Meter Länge ist vollkommen rein und nur insofern verletzt, als die Einwirkungen der Atmosphäre keineswegs daran vorübergegangen sind, ohne Spuren zu hinterlassen.



Der Serapis-Tempel bei Pozzuoli.

Neben den drei aufrecht stehenden Säulen liegen viele andere Bruchstücke dieses Tempels, namentlich Viertel- und halbe Säulenschäfte, welche ebenfalls an vielen Punkten und zwar nicht bloß an der äußeren Rundung, sondern auch auf den Bruchstellen durchbohrt sind.

Aus diesen Thatsachen zieht man den vollkommen richtigen Schluß, daß die Säulen einmal so tief unter dem Niveau des Meeres gestanden haben müssen, um von der Bohrmuschel, welche noch jetzt in großer Menge das Mittelmeer bewohnt, angegriffen werden zu können. Man zieht ferner daraus den Schluß, daß die am Boden liegenden Säulen zu jener Zeit, als die aufrecht stehenden angebohrt wurden, bereits am Boden gelegen haben, daß damals also schon der Tempel zerstört war, da sonst nur die Rundungen und nicht die eigentlichen Bruchflächen hätten angebohrt werden können, und daß der Rest der aufrechtstehenden Säulen über Wasser geblieben sei, weil er andernfalls wohl auch angegriffen worden wäre.

Wir wissen nun, daß der Serapis-Tempel zu der Zeit, wo das Mosaikpflaster in seinem Innern gelegt wurde, d. h. nahezu 100 Jahre vor

unserer Zeitrechnung, etwa 4 Meter über dem Niveau des Meeres gelegen hat. Zweihundert Jahre später stand er nur noch 2 Meter über dem Niveau des Meeres, und um das Jahr 300 unserer Zeitrechnung stand die Fläche, auf der seine Grundmauern ruhen, mit dem Meere gleich. So senkte sich der Tempel immer weiter, bis er unbewohnbar wurde und sich im neunten Jahrhundert volle 6 Meter tief unter der Meeresfläche befand. Wie lange dies gedauert hat, ist unbekannt; aber der Tempel hat sich wieder erhoben und stand im achtzehnten, d. h. im vorigen Jahrhundert wieder gleich mit dem Niveau des Meeres; er hat sich indessen nicht so hoch erhoben, als er früher stand, und ist seit dem vorigen Jahrhundert bereits wieder um 0,6 Meter gesunken.

An der nämlichen Stelle könnten sich noch viele andere Beispiele, von der Brücke des Caligula, von dem Tempel des Neptun, der jetzt im Meere steht, und der gewiß nicht dort, sondern auf dem Trocknen gegründet ist, von römischen Straßen und Trümmern alter Villen nachweisen lassen.

Die ganze Erscheinung zeigt uns, daß im Laufe von zwei Jahrtausenden eine bedeutende Landstrecke sich langsam und ohne allen Nachteil für die darauf wohnenden Menschen so weit senkte, daß dieselben ihre Wohnplätze verlassen mußten, sich senkte bis zu einer Tiefe von 10 Meter, und daß alsdann dieselbe Strecke sich wieder um etwa 6 Meter erhob und dann wieder um 0,6 Meter senkte, was alles eine Wandelbarkeit des Bodens zeigt, die uns allerdings in Verwunderung setzt, aber unzweifelhaft darthut, was wir oben anführten, daß nämlich die Fort- und Umbildung des Erdkörpers noch dauert, seine Bildungskraft noch nicht erloschen ist.

Vermehrung der Lebewesen der Gegenwart.

Aber dasselbe sehen wir auch an den Pflanzen und Tieren. Auf jedem Korallenfelsen, wie er sich aus dem Meere erhebt, wachsen weiße Flechten, welche den Boden hergeben zu stärkeren gelben Flechten. In einem folgenden Jahre ersterben diese, und die geringe Schicht Pflanzenerde, welche sie hinterlassen, genügt, um schwächeren Moosen, dann stärkeren Moosgattungen Boden zu geben, die, wiederum vergehend, dazu bestimmt sind, größeren Pflanzen den Standpunkt und die Möglichkeit des Wachstums vorzubereiten.

Das sind noch fortdauernde, sich immerfort erneuernde Schöpfungsakte, die Luft ist von Pol zu Pol mit den Samen (Sporen) dieser Pflanzen erfüllt, damit, wenn irgend ein Dach mit neuen Ziegeln gedeckt wird, sie gleich vorhanden sind, um dasselbe zu besamen.

Sobald wir zu den höher organisierten Pflanzen übergehen, so hört eine

solche Bildung auf. Für alles, was nicht zu den Kryptogamen und unter diesen vorzugsweise zu den Flechten und Moosen gehört, fordern wir eine Frucht, ein Samenkorn oder einen Ableger der Pflanze, sonst entsteht sie nicht, und ganz so verhält sich's mit der tierischen Schöpfung, ganz auf dieselbe Weise kommen Tiere zum Vorschein, wo die sorgfältigste mikroskopische Untersuchung vergebens nach ihnen geforscht hat. Man kann mit den vortrefflichsten Werkzeugen, man kann mit 500mal vergrößernden, zusammengesetzten Mikroskopen im Pfeffer, in frischem oder getrocknetem Grase, in irgend welcher tierischen oder Pflanzensubstanz nach so einem Wesen suchen und wird keins finden. Wenn man jedoch gewöhnliches Flußwasser — oder die Möglichkeit, daß in dem Wasser die Samen, die Ableger oder die Spuren kleiner Tierchen enthalten seien, zugegeben, statt dessen destilliertes Wasser auf solche trockene, von animalischem Leben entblößte Substanzen bringt und sie damit an einem mäßig warmen Orte einige Zeit stehen läßt, natürlich zugedeckt, damit kein Staub hineinfalle, dann aber einen Tropfen dieses abgestandenen Wassers unter dasselbe Mikroskop bringt, mittelst dessen man vorher nicht die geringste Spur tierischen Lebens hat entdecken können, so wird man nunmehr in diesem Tropfen eine neue Welt finden, eine wimmelnde Menge kleiner, wunderbar gestalteter Tiere von den mannigfaltigsten Formen, kugelig, walzenförmig, mit einem Ruderschwänzchen versehen oder ohne ein solches, mit Härchen besetzt, mit Wimpern, welche sich wie zwei einander entgegengesetzt laufende Räder bewegen; man wird sehen, daß sie Willen haben, also wirkliche Tiere sind, daß sie einander verfolgen, vor einander fliehen, kurz man wird auf das unzweifelhafteste die tierische Natur erkennen. Ihre Keime konnten nur durch die Atmosphäre herzugetragen sein. Es sind, wie bei den ersten Anfängen der Vegetation, immerfort neue Schöpfungen, aber sie haben unzweifelhaft so gut ihre Zwecke wie die ersten weißen und gelben Flechten auf dem Kalkfelsen im Meere sie dienen späteren Geschlechtern zur Nahrung, wie diese wieder anderen und größeren Geschöpfen (Pflanzen oder Tieren) zur Nahrung dienen. Aber nur die allereinfachsten und unvollkommensten Tiere erscheinen auf solch eine wunderbare Weise. Die höheren Tiere sowie die Pflanzen werden nur durch Erzeugung durch ihresgleichen hervorgebracht.

So wären wir also durch einen großen Umweg wieder zurückgekommen auf den Anfangspunkt. Wir können nicht sagen, auf welche Weise und wie die ersten organischen Keime, ebensowenig wie die höheren Tiere und der Mensch erschaffen sind, wir wollen daher diese unfruchtbare Untersuchung fallen lassen, um uns mit den Rassen zu beschäftigen.

Einteilung des Menschengeschlechts.

Wer mit einiger Aufmerksamkeit das menschliche Antlitz, die menschliche Form betrachtet, findet alsbald, man möchte fast sagen von selbst, d. h. ohne irgend eine Anleitung dazu, Unterschiede heraus: klein, groß — hellfarbig, dunkelfarbig — blondhaarig, dunkelhaarig, das alles drängt sich bei der oberflächlichsten Betrachtung dem Menschen auf, ein jeder sieht, daß er nicht dem anderen gleich ist.

Nun kommen wohl noch verschiedene Nationalitäten dazu, und man fängt an zu beobachten, daß gewissermaßen als Regel aufgestellt werden kann: eine blonde, hellfarbige Menschenrasse im Norden, wie die Schweden und Dänen, eine dunkelfarbige, wie die der Südländer, der Griechen, Spanier, Italiener, deren Haarfarbe auch der dunkeln Hautfarbe entsprechend ist.

Der unbefangenste Beobachter wird sich doch bald sagen, diese Menschen sind nicht eines Stammes, er wird gerne Abteilungen machen und wird seine eigene Erfahrung in eine gewisse Regel zu bringen suchen, er wird sich selbst vorreden (weil er glaubt, etwas gefunden zu haben, was neu ist), die Nordländer seien hellfarbig, die Südländer seien von dunkler Farbe.

Nun wird seine Erfahrung weiter gehen, und da wird er denn wahrnehmen, daß da, wo blonde und dunkelfarbige Menschen aneinander grenzen, nicht mehr von einem Unterschiede nach Haar- und Hautfarbe die Rede sein könne, er wird braun gefärbte Deutsche, weiße Tiroler, er wird hellfarbige Italiener finden, und er wird auf den Begriff von Mischlingen kommen.

Und doch sind alle diese Verschiedenheiten vorhanden in einer und derselben großen Familie. Das, was der unbefangene Beobachter, der nicht Naturforscher ist, wahrgenommen hat, ist natürlich in viel größerem Umfange und auch viel früher wahrgenommen worden von demjenigen, der sich mit Forschungen in diesem Fache abgiebt, von demjenigen, der die Naturgeschichte des Menschen und der Tiere zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht hat.

Aber was dem unbefangenen Beobachter Anlaß giebt zu sagen, hier findet ein Unterschied statt, das genügt dem Naturforscher durchaus nicht; er will nicht äußerlich an der Oberfläche haftende Unterschiede, er verlangt tiefer greifende, er verlangt aus dem Bau hervorgehende (anatomische), und auf diese Weise gestalten sich diejenigen Unterschiede, die man in der Naturgeschichte des Menschen mit dem Worte Rassen bezeichnet, und um jederzeit wissen zu können, was für Unterschiede man meint, giebt man den Rassen auch besondere Namen, wobei nicht selten, wiewohl ganz unschicklich, der Name eines Landes, eines Gebirges gebraucht wird, in welchem man die gedachte Rasse besonders rein repräsentiert zu sehen glaubt. So ist es mit dem Wort äthiopische Rasse, welches wo möglich noch viel ungeschickter gewählt ist als das Wort kaukasische, denn die Neger sind gerade in Äthiopien nicht zu Hause, sondern im ganzen mittleren und südlichen Afrika, und die kaukasische Rasse stammt weder aus dem Kaukasus, noch ist sie dort besonders heimisch, sondern sie ist verbreitet über Europa, Kleinasien, den Nord- und Nordostrand von Afrika und den ganzen westlichen Teil von Südasien (der Name kaukasische Rasse ist ihr von Blumenbach gegeben, welcher den Schädel einer Georgierin untersuchte und für den vollkommensten Typus der Rasse erklärte und sie danach benannte).

In solcher Weise, nichts anderes meinend als besonders ausgezeichnete Typen des Menschengeschlechts, spricht man von einer mongolischen Rasse, von Papuas oder Australnegern, von Rothäuten oder eingeborenen Amerikanern und sucht dadurch die Verschiedenheiten zu bezeichnen, welche im Menschengeschlechte vorkommen, und welche nun einmal nicht abzuleugnen sind, so sehr der menschliche Hochmut sich auch dagegen sträubt. Um aber diesem Hochmut, wie thöricht er sei, zu schmeicheln, sagt der Naturforscher, es existiert nur ein menschliches Geschlecht, es hat nicht gleich den Tieren verschiedene Speciesunterschiede, es hat nur Rassenunterschiede.

Daß sich des Menschen Stolz sträubt gegen die Annahme mehrerer Arten von Species, ist allerdings sehr thöricht, und das Warum ist äußerst schwer zu begreifen. Würde der gewaltige riesige Baum, der Baobab, der Stolz und die Zierde des tropischen Afrika, etwa verlieren an Schönheit und Majestät, wenn er nicht die einzige Art dieser Familie wäre, wenn es außer der Adansonia digitata noch eine Adansonia aculeata oder eine Adansonia cordifolia gäbe? Sind die Palmen weniger edel und schön, weil sie einer Familie angehören, welche viele Species hat, ist die Eiche minder kräftig und prächtig, ist sie nicht mehr der Schmuck unserer Wälder, weil es auch noch eine Korkeiche, eine immergrüne und eine Steineiche giebt? Ebenso muß man fragen, was liegt daran, daß der Mensch zu einer Familie gehört, welche nur eine Species oder drei oder fünf oder noch mehr Glieder

zählt? Man kann wohl Schwierigkeiten finden, aber keineswegs etwa Unehrenhaftes, des „homo sapiens“ nicht Anständiges, und sobald er dieses behauptet, beweist er ziemlich unwiderleglich, daß er den ihm von Linné gegebenen Ehrentitel nicht verdient, was man allerdings auch noch aus anderen Gründen zu bestreiten berechtigt ist, weil der sogenannte weise Mensch auch noch in vielen anderen Fällen höchst unweise handelt.

Das ganze menschliche Geschlecht gestaltet sich, bildet und verbildet sich, dem allgemeinen Leben hingegeben und von einer mächtigen Natur ergriffen, auf die mannigfaltigste Weise aus, und es giebt kein lebendes Geschöpf irgend einer Gattung, welches sich in dieser Hinsicht an die Seite des Menschen stellen könnte, der sich über die ganze Erde ausgebreitet hat, der, die milden Himmelsstriche Indiens bewohnend, nur von Pflanzenkost lebt, der, die heißen Erdstriche Afrikas, der, die gemäßigten Klimate der Nordhälfte Asiens und Amerikas mit tödlichen Waffen durchwandernd, nur von Fleisch lebt, der, den eisigen Norden beider Weltteile als Fischer bestreichend, ganz ausschließlich aller anderen Nahrung, nur Fische und andere Seegeschöpfe verspeist, oder der, endlich sowohl die gemäßigten als die heißen Zonen zu seinem Sitze wählend, sich halb von tierischer, halb von Pflanzenkost nährt, wie er nach seiner eigenen Wahl sich dieselben verschafft.

Kein lebendiges Geschöpf vermag so verschiedene Temperaturen zu ertragen. Bei der grimmigsten Kälte, bei einer drei Monate lang dauernden ununterbrochenen Nacht, bei welcher selbst die dort geborenen Hunde wahnsinnig werden, lebt er ganz heiter und wohlgemut, vermag er auch den drei Monate langen ununterbrochenen Tag zu ertragen. Die feuchten Wälder von Amerika, die sandigen Ebenen von Afrika, die Hochebenen von Asien, die Gebirge Indiens, nichts ist ihm unzugänglich, überall schlägt er seine bleibende Stätte auf, und wenn er die ihm angedichtete Weisheit wirklich hätte, könnte er überall leben; nur weil er sie nicht hat, erliegt er im Süden, in den heißen Zonen seiner Schlemmerei und in den kalten Zonen der thörichten Meinung, der Branntwein müsse ihm helfen, weil er augenblicklich scheinbar wärmt, indessen gerade dieses in kleinen Mengen vortreffliche Reizmittel in den großen Quantitäten, in denen es leider genossen wird, den Körper zerstört. Die Eskimos und Samojeden, die Finnen und Lappen, so lange europäische Kultur und die Industrie, welche nur geübt wird, um die Ausübenden zu bereichern, ihnen nicht den verderblichen Branntwein zuführte, ertrugen die Kälte besser als jetzt und erreichten eine mittlere Lebensdauer, welche der in glücklicheren Zonen lebender Menschen nicht nachstand, und es ist durchaus irrtümlich, anzunehmen, das Leben dort in jenen kalten Gegenden werde nur auf Kosten der körperlichen Wohlgestalt erkauft. Die Vegetation nur schrumpft im Norden zusammen, nicht der Mensch, und

neben den dort lebenden Lappen von kleiner Gestalt wohnten die gewaltigen Recken der Vorzeit, die norwegischen Seeräuber oder Seekönige, wie sie sich gerne nennen ließen, und neben den Eskimos auf dem Festlande von Amerika wohnen Rothäute von so kräftigem Körperbau, wie nur irgend andere in Nordamerika lebende Völker, so wie seitlich den Eskimos gegenüber an der Nordostspitze von Asien ein tüchtiges, kräftiges und wohlgestaltetes Menschengeschlecht wohnt, die Tschuktschen, Jakuten ꝛc., welche ebenso wenig geistig als körperlich verkümmert sind wie ihre südlicheren Nachbarn; eine Ansicht, welche man den Eskimos gegenüber gleichfalls längst aufgegeben, seitdem man sie näher kennen gelernt, ihre Fröhlichkeit, ihre Neigung zu Scherz und Satire, ihre Lernfähigkeit u. s. w. wahrgenommen hat. Viel eher stumpft die große Hitze ab als die große Kälte, denn wir sehen in Äquatorialregionen allerdings die körperlichen Begierden vorwalten und die sonst bezähmende Macht des Geistes sehr stark zurücktreten.

Aber der Geist ist nicht an eine Nationalität oder an eine Zone gebunden, in den heißesten Gegenden der Erde, in Indien, scheint er sogar zuerst zur Thätigkeit erwacht; dann sah man das heutige Arabien, Armenien, Persien, überhaupt Kleinasien mit seinem gebirgigen Hintergrunde sich auf den Gipfel der Kultur schwingen, in einem kleinen, engbegrenzten Kreise, welcher kaum um ein Bedeutendes erweitert wurde, als die Griechen in denselben eintraten; aber allerdings, wenn auch das Terrain nicht um viele Quadratmeilen ausgedehnter war, so war doch dafür Kunst und Wissen um so höher gehoben, beides verflachte sich nicht mit der Ausdehnung, sondern es vertiefte sich in einer so wunderbaren Weise, daß unsere gelehrten Schulmänner noch heutigen Tages der Ansicht sind, es habe sich nie mehr zu einer ähnlichen hohen Staffel erhoben.

Mit der Römerherrschaft wurde die Kultur um so viel weiter ausgebreitet, als die Römer selbst die Welt ausbreiteten, die Grenzen derselben erweiterten, die, bis dahin ziemlich beschränkt, nun auf einmal einen beträchtlichen Raum dreier Weltteile umfaßte.

Wurde mit der Erweiterung des Kulturkreises zugleich eine Vertiefung, eine Mächtigerwerdung bezweckt durch die Griechen, und kann man dies durchaus nicht sagen, als die Römer dies Geschäft in die Hand nahmen, so wird man doch bei der abermaligen Erweiterung dieses Feldes in der neueren Zeit, ohne ungerecht zu sein, nicht leugnen dürfen, daß mit ihr zugleich ein wirkliches Mächtigerwerden eingetreten ist und es vollkommen den Anschein hat, als wolle sie sich jetzt ohne alle Grenzen über die ganze Erde verbreiten, und als wolle sie überall tiefe Wurzeln schlagen.

Aber wenn auch niemand dies verkennen kann, so muß man doch, wenn man seine Augen nicht absichtlich verschließen will, zugestehen, daß

immer nur noch ein äußerst geringer Teil der Menschheit dieser Kultur zugänglich ist, und daß die bei weitem größere Zahl von Menschen und der bei weitem größere von Menschen bewohnte Raum der Erde dieser Kultur noch nicht zugänglich ist, daß noch tiefe Nacht auf diesen Ländern und ihrer Bevölkerung ruht, daß nicht nur eine unzählbare Menge von Geschöpfen unserer Art in Dürftigkeit und Jämmerlichkeit geboren und eine ganze Reihe von Jahrtausenden so geblieben ist, sondern daß vielleicht eine ganz ähnliche Zahl der gegenwärtig bekannten Völker und eine ähnliche Zahl von Individuen Jahrtausende lang in ähnlichen Zuständen leben wird, für Dürftigkeit und kümmerliches Dasein geboren, ohne irgend eine geistige Anregung erwachsend, für alle Aussicht auf eine bessere Zukunft verschlossen, nur da ist, um zu leben, zu vegetieren, ihr Geschlecht fortzupflanzen und dann zu sterben gleich den Tieren des Feldes. Große Philosophen haben diesen traurigen Zustand vielfältig erwogen und zum Vorwurf philosophischer Betrachtungen gemacht, über das Unglück sprechend, welches diese leiblich verunstalteten und sittlich toten Geschöpfe der Erde betrifft, über die Qual, welche sie von unruhigen Träumen erdulden, über die Angst, welche finstere Dämonen, die sie drohend umringen, ihnen bereiten, lebend und sterbend ohne eine andere Ahnung, als daß die strenge Natur, welche sie gebar und sie gefangen hielt, sie auch wieder verschlingt.

Hier ist man wohl zu weit gegangen; denn so wenig das Tier unglücklich genannt werden kann, welches keine Hoffnung auf ein zukünftiges Leben hat, so wenig kann der Mensch, auf einer *so überaus niedern Stufe* stehend, gerade dieser Stellung wegen für unglücklich gehalten werden. Dieses wird er erst von *unserem* Standpunkt aus betrachtet, und das ist durchaus *nicht der seine*; im Gegenteil ist er vielleicht viel glücklicher daran als wir, ist er vielleicht besser als wir, denn er thut das Gute nicht in der Hoffnung auf eine künftige Belohnung, und er läßt das Böse nicht aus Furcht vor künftiger Strafe, sondern er *thut* das Gute um des *Guten* willen, und er *läßt* das Böse deshalb, weil es *böse* ist, und es ist daher in seiner Existenz so wenig eine Härte oder eine Grausamkeit zu erkennen wie in der Existenz des Tieres, welches gleichfalls ohne Aussicht für die Zukunft lebt, dem die unmittelbarste Gegenwart das einzige, dem sie Lohn und Strafe zugleich ist.

Der Verfasser will noch einmal sagen, daß dieses weder sein Standpunkt ist, noch daß es überhaupt der Standpunkt des nach unseren Begriffen religiös und moralisch Gebildeten ist; aber jene Menschen, von denen hier die Rede ist, sind auch nach unseren Begriffen weder moralisch noch religiös gebildet, können also auch in unserem Sinne gar nicht tugendhaft, eventualiter selig werden. Da sie jedoch von alledem nichts wissen, so entbehren sie auch nichts und können darum sehr glücklich sein. Um mich eines trivialen

Vergleichs zu bedienen, wollen wir den Tabakraucher betrachten, welcher in eine Lage versetzt wird, in der es ihm unmöglich ist, sich die lieblichen Cigarren zu verschaffen, welche wir so hoch schätzen und so teuer bezahlen. Wird er nach einer der Radak- oder Ralik-Inseln verschlagen, so wird er in der Entbehrung des gewohnten Genusses unglücklich sein, der Eingeborne aber durchaus nicht, obwohl er ganz in demselben Falle ist, er hat nämlich auch keine Cigarren. Jener aber *kennt* den Genuß und entbehrt ihn *schmerzlich*, dieser kennt den Genuß *nicht*, entbehrt also auch durchaus *nichts*. Man darf dieses nur auf die geistige Sphäre des Menschen anwenden, um den Vergleich so weit richtig zu finden, als überhaupt Vergleiche zwischen physischen Dingen und geistigen Begriffen richtig sein können.

In früheren Zeiten hat man sich wunderbare Vorstellungen gemacht von den Eigenschaften der verschiedenen Zonen. Die Römer nannten die Gegenden zwischen den Wendekreisen „Zona torrida", die *schreckliche* Zone; sie hielten diesen Erdgürtel für unüberschreitbar, sie glaubten wohl allenfalls, daß jenseits desselben auch noch Menschen wohnten, die Zona torrida aber war ihnen ein Flammenmeer, als abwehrende Schranke zwischen die beiden bewohnten Teile der Erde gesetzt, damit die Menschen nicht zu einander kommen sollten, und noch in neuerer Zeit hatte man genügend absonderliche Begriffe von diesen Gegenden. *Steffens*, ein berühmter Philosoph und Naturforscher, sagt in seiner Anthropologie: „Sollen wir die Augen zuschließen vor der Härte der Natur? Ist sie weniger da, wenn wir sie uns verbergen? und tritt sie nicht eben für das edelste Gefühl, welches das Schicksal des Geschlechts als ein eigenes tragen möchte, mit großer Härte hervor? Sind wir getröstet, wenn wir seicht und oberflächlich gezeigt haben, wie die Hitze den Mund fast zur tierischen Schnauze verlängert, die Schenkel und Arme wie bei den Tieren austrocknet, die Haare zur Wolle kräuselt und den Kohlenstoff in das malpighische Netz absetzt?"

Wir möchten wohl fragen, ob das nachstehende Bild eines *Iman von Zanzibar* wollenartig gekräuseltes Haar verrät, ob sein Mund sich zur tierischen Schnauze verlängert, ob der Kohlenstoff sich in das malpighische Schleimnetz abgesetzt hat? Und doch ist dieser Mann und sein ganzes Geschlecht dem heißesten Teil der heißen Zone angehörig, denn sein Wohnsitz liegt 5° südlich vom Äquator. Es ist also nicht die furchtbare Hitze, welche das Menschengeschlecht umgestaltet, so wenig wie die furchtbare Kälte dieses thut. Es leben seit viel längerer Zeit als derjenigen, zu welcher unsere Geschichtsbücher reichen, in dieser heißen Zone Mauren neben Negern, und unter den Schwarzen, welche wir gewöhnlich und sehr fälschlich mit dem Namen Neger bezeichnen, wohnen zahlreiche Stämme, der kaukasischen Rasse angehörig und nichts weniger als entstellt, sondern von schönen körperlichen Formen.

Die Naturwissenschaft kann sich der Notwendigkeit, mehrere menschliche Stämme anzunehmen, nicht entziehen, weil die Grundverschiedenheiten zu groß, zu bedeutend sind, um sie mit dem Titel Abarten, Varietäten belegen zu dürfen. Die Notwendigkeit ist da, es fragt sich nur, in welcher Art wir diese Verschiedenheiten bestimmen wollen, denn sie sind zu groß, um übersehen werden zu können, und sie sind so feststehend, daß Jahrtausende sie nicht verwischen. Das Sprichwort sagt: es sei vergeblich, einen Mohren weiß zu waschen. Dies Sprichwort gilt nicht mehr. Durch Waschen mit Chlor oder Bleichwasser kann man ihn allerdings weiß waschen, und die Krankheit der Albinos oder Kakerlaken ist eine solche Weißwaschung, durch die Natur bewerkstelligt; aber der Mohr, welcher weiß gewaschen oder durch Krankheit weiß erscheint, ist dennoch kein Kaukasier; er hat weder sein wolliges Haar, noch seine vortretenden Freßwerkzeuge, noch die übrigen Kennzeichen des Negertypus verloren. Der Mauritanier, welcher seit 2000 Jahren den ganzen Norden von Afrika bewohnt, ist durch den Sonnenbrand wohl bräunlich, wohl gar sehr dunkelbraun geworden, aber sein Knochenbau, seine Gesichtsbildung, sein glattes Haar, alles dieses hat sich durchaus nicht verändert, seit wie lange er auch in diesen heißen Gegenden heimisch ist, und die

Der Iman von Zanzibar.

Frauen sind nun vollends dem Dunkelwerden gar nicht ausgesetzt, weil sie, im Harem verschlossen, von dem Sonnenbrand nicht leiden können. Das maurische Weib des Kabylen ist so braun wie ihr Gatte, die Städterin dagegen, welche den Harem nicht verläßt, unterscheidet sich von der Spanierin, von der Türkin, von der vornehmen Araberin so wenig, wie die Negersklavin, welche das Serail des Sultans bewacht, sich von derjenigen unterscheidet, die ihre Heimat nie verlassen hat. Dies sind durchweg Beweise für die Zähigkeit des Rassentypus, und es geht daraus die Forderung hervor, diesem Fingerzeig zu folgen und unbeirrt von dem Hochmut des Menschen, welcher nun durchaus einmal nur einem einspecieshaltigen Geschlecht angehören will, die Einteilung des Menschengeschlechtes in Rassen zu versuchen.

Aber wie! Die Einteilung des Menschengeschlechtes nach Rassen durch eine wissenschaftliche Begründung ist ziemlich neu. Sie gehört dem vorigen Jahrhundert an, noch Linné nahm nur eine Species an, und daß er ein paar Affen mit dem Ehrentitel homo beehrte, zeigt nur, daß auch große Gelehrte irren können; im übrigen hat er wohl selbst schwerlich gemeint, daß der homo lar und homo troglodytes Menschen seien, er hat nur nicht geglaubt, dieselben zu dem Geschlechte simia zählen zu dürfen.

Blumenbach ging schon systematischer zu Werke. Auch noch von dem Gedanken befangen, es sei für den Menschen unehrenhaft, wenn man ihm verschiedene Species anhänge, hat er doch schon nicht mehr Varietäten, sondern feststehende Rassen angenommen, während man in alten Zeiten nichts weiter als schöne und häßliche, hell- und dunkelgefärbte Menschen sah.

Blumenbach hält sich an diejenigen Unterschiede, welche am lebhaftesten in die Augen fallen, vor allen Dingen Farbe der Haut und Beschaffenheit des Haares: so ist ihm der Kaukasier weiß und mit schlichtem Haar versehen, der Mongole gelb von Farbe mit dünnem, schlichtem Haar und Bart, der Malaye braun mit schwarzem Haar schwachem Bart, der Amerikaner rot mit sehr straffem, dickem, schwarzem Haar, der Neger schwarz und nicht mit Haaren, sondern mit Wolle versehen, ein Kennzeichen, welches man allerdings gelten lassen darf. Das Negerhaar ist zwar nicht ganz gleich der Wolle des Schafes, welche nicht eigentlich rund gekräuselt, sondern im Zickzack geknickt ist, aber es ist darin durchaus wollenähnlich, daß es nicht lang wächst, sondern gleich der Wolle der Schafe nur einige Zoll erreicht und die Negerinnen in den Sklavenstaaten, welche das Tragen von Zöpfen sehen und überaus schön finden, sich ganz vergebliche Mühe machen, auch ihre Wolle in Zöpfe zu bringen.

Die übrigen von Blumenbach aufgestellten Kennzeichen sind durchaus unzulänglich, um Rassenverschiedenheiten zu begründen, denn sie sind nicht konstant: es giebt braune Kaukasier ähnlich den Malayen, es giebt braun-

rote Kaukasier ähnlich den Amerikanern, es giebt Kaukasier mit so starkem und straffem Haar, wie man es nur bei den eingeborenen Amerikanern findet, während es bei diesen wieder viele, ganz besonders aber Frauen giebt, die langes, schwarzes, aber seidenartig weiches Haar haben. Es giebt Europäer mit einem so schwachen und so dünnen Bart, wie ihn die Chinesen und Japanesen haben, und es giebt Malayen, deren Hautfarbe und deren schönes, groß gelocktes Haar und deren wohlgepflegter Bart sie einem Europäer ganz gleich machen würde, wenn nicht im Knochenbau des Gesichts etwas Verräterisches läge.

Aus allem diesem geht hervor, daß so schwankende Kennzeichen nicht entscheidend sind. Man hat daher nach anderen gesucht, oder man hat diese mit anderen verbunden, hat also z. B. auch die Farbe der Iris mit in den Kreis gezogen. Dasjenige, was dem Auge die Farbe giebt, die sogenannte Iris, kann bläulich, kann grünlich, kann hell oder auch so dunkelbraun sein, daß man das Auge schwarz zu nennen sich befugt glaubt, und man sagt nun, wenn das Haar blond, die Hautfarbe hellrosig und die Iris blau oder grau ist, so gehört ein solches Individuum der kaukasischen Rasse an.

Man sieht, wie wenig haltbar auch diese Bestimmung ist, denn unter solchen Umständen würden Spanier, Italiener, Griechen, würden die schönsten Menschen der Erde, Georgier und Mingrelier ꝛc., würden Perser, Araber und Armenier nicht zur kaukasischen Rasse gehören. Ebensowenig paßt die Annahme, daß Neger und Malayen eine braune Iris haben, denn häufig haben sie grünliche und nicht selten haben sie graue Augen. Mat hat demnach auch die Einteilung in drei Rassen, nämlich in Menschen mit *heller Farbe*, hellen Augen und schlichtem Haar, in solche von *dunkler* Hautfarbe, dunklen Augen und gleichfalls schlichtem Haar, und endlich in solche von dunklen Augen, dunkler Farbe und kurz *gekräuseltem* Haar aufgegeben und hat abermals nach anderen Hülfsmitteln zur feststehenden Einteilung gesucht, wobei übrigens nicht zu vergessen ist, daß die Farbe der Augen eine bei weitem konstantere, bei weitem unveränderlichere genannt werden müsse als die Farbe der Haut. Die Holländer und die Engländer, welche in den afrikanischen und asiatischen Kolonien seit Jahrhunderten hausen, haben wohl ihre Hautfarbe, keineswegs aber die Farbe ihrer Augen verändert. Die Engländer liefern eigentlich keinen glücklichen Beleg für diese Behauptung, denn ihnen geht ihr nebeliges Alt-England so weit über alle andern Erdteile, daß sie, nachdem sie sich in sechs oder zehn Jahren genügenden Reichtum zusammengescharrt haben, immer wieder nach England zurückkehren, wo sie doch besseres Ale, frischere Butter und feistere Hammel finden als am Kap oder in Indien. Mit den Holländern ist es anders. Auf Batavia, auf Sumatra und Borneo giebt es Kaufmanns- und Beamtenfamilien, welche

seit zwei Jahrhunderten daselbst ansässig sind; man erkennt sie sofort an ihrer körperlichen Fülle, welche noch größer ist als die der Chinesen. Aber obschon ihre Haut bräunlich geworden ist, ja braun, wenn sie nicht den bevorzugten Ständen angehören, sondern etwa Arbeiter sind, die sich nicht verbergen können, wenn die Sonne am heißesten scheint, so hat man doch noch niemals einen Holländer mit braunen Augen gesehen. Es ist also die Farbe der Augen für sich keine zufällige, sondern eine von der Beschaffenheit des ganzen Körpers abhängige und ihr entsprechende Erscheinung; im übrigen muß man bei einer solchen Einteilung immer die echten braunen oder blauen Augen im Sinne haben, welche zwar sehr gut von denen zu unterscheiden sind, die scheinbar diese Farbe haben, bei denen sich aber ein fremdes, beigemischtes Element nicht verkennen läßt. Echte blaue Augen findet man selbst bei den Norddeutschen nicht allzuhäufig, dagegen bei den Schweden und Norwegern sie fast immer in vollster Reinheit und begleitet von schönem blonden Haar und hellrosiger Haut auftretend, gerade so wie hinwiederum die echten braunen Augen nur dem Süden angehörig sind und dann immer mit dunklem Teint und schwarzem Haar verschwistert vorkommen.

Beide Nationalitäten haben sich rein erhalten. Nach Schweden und Norwegen sind weder die Römer, noch Italiener und Griechen gedrungen, so wenig wie nach Spanien und Griechenland die blonden Nordländer. Daß sich in Deutschland das blaue Auge nicht ausschließlich findet, da es doch gewiß das Erbe der blauäugigen und goldhaarigen Germanen sein müßte, rührt vielleicht nicht davon her, daß schon die Römer etwas von ihrem Blute dem deutschen beigemischt hätten — wir wollen hoffen, daß in jener Zeit der Stolz der deutschen Jungfrauen noch groß genug gewesen sei, um eine Verbindung mit den Todfeinden ihres Vaterlandes zu verabscheuen — aber es rührt davon her, daß seit der Zeit Karls des Gr. und vielleicht noch mehr seit den Kreuzzügen die südlichen und die nördlichen Völkerschaften vielfältig durcheinander gewürfelt worden und aus den beiden sehr scharf getrennten Abarten nunmehr Mischlinge entstanden sind. Diese Mischungen zeigen sich in dem braunen Haar, welches keineswegs schwarz, sondern eine Mischlingsfarbe ist von blond und schwarz, und sie zeigen sich in den vielfachen Schattierungen der Iris in grau, in grünlich, in hellbraun, in fleckig u. s. w. Wie umgekehrt die Farbe der Augen konstant bleibt, wo nicht eine Vermischung verschiedenen Blutes eingetreten ist, sehen wir bei den Juden, bei denen, mit wenigen Ausnahmen, das Auge ganz entschieden jene dunkelbraune Färbung hat, die dasselbe so charakteristisch macht. Wo ein Jude blaue oder grüne Augen hat, läßt sich immer mit Bestimmtheit nachweisen, daß sein Vater oder sein Großvater sich entweder mit einer

Christin verheiratet hat, oder es hat die Mutter den Stamm nicht rein erhalten.

Wie wenig die Hautfarbe geeignet sei, die Rasse zu bestimmen, geht z. B. daraus hervor, daß französische Naturforscher, und unter diesen besonders Herr von Halloy, auch die Finnen und Türken zur weißen Rasse zählen, welche doch mongolischer Abkunft sind, aber allerdings dies in ihrer Hautfarbe nicht mehr erkennen lassen, da sie sich der weißen bis zur vollständigsten Gleichheit genähert haben. Ebenso rechnet er die Hindus zu den Malayen, während wir sie zu der kaukasischen Rasse zählen; dasselbe gilt von Abessyniern und Fellahs, die trotz ihrer dunklen Farbe zur kaukasischen Rasse gezählt werden müssen, während Halloy sie zu den Malayen schlägt.

Wir wollen zugeben, daß die Farbe der Haut so beständig wäre, wie die Farbe der Augen, so kann sie doch unmöglich als Kennzeichen einer Rasse gelten, wenn wir bei unserer Einteilung selbst sagen, die schwarzen Abessynier, die braunen Mauren und Andalusier, die hellfarbigen Deutschen gehören zu derselben Abart, oder die Mongolen sind gelb wie die Chinesen, oder kupferrot wie die Japaner, oder weiß wie die Finnen; wir müssen demnach konstantere, wo möglich einer Rasse ausschließlich eigene Kennzeichen aufsuchen. Da hat sich denn als am bewährtesten herausgestellt der Knochenbau überhaupt und die Form des Kopfes insbesondere; denn obschon jeder Mensch seinen Kopf für sich hat und kein Schädel dem des anderen vollkommen gleich ist, so wenig wie es überhaupt zwei ganz gleiche Gesichtsbildungen (ja auch nur zwei ganz gleiche Blätter eines und desselben Baumes) giebt und innerhalb einer nach dem Schädelbau bestimmten Rasse gar nicht unbedeutende Varietäten vorkommen, so ist doch wiederum gar nicht zu leugnen, daß die Hauptformen des Schädelbaues so konstant sind, daß man allerdings nach demselben Völkerfamilien, Völkerstämme, Rassen auseinanderhalten kann.

Menschenrassen und Rassentypen.

Schon die wenigen Merkmale, welche in vorhergehender Darstellung berührt wurden, zeigen, daß eine scharfe Charakteristik der einzelnen Menschenrassen mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist. Es darf daher nicht wundern, wenn die Ansichten hierüber ungemein verschieden sind. Und wie unsicher und ungenügend sind die bisherigen Beobachtungsgrundlagen! Ist doch erst in neuester Zeit begonnen mit genauen Messungen aller Körperteile der Nationalitäten und mit einer hierauf beruhenden Vergleichung. Und doch

ist auch dieses unzureichend, wenn nicht neben jenen Kennzeichen noch das ganze geistige Wesen des Menschen berücksichtigt wird. Gar die Frage: in welchem Zusammenhange die gegenwärtig lebenden Menschenrassen mit jenen fossilen der quaternären Epoche, den Troglodyten und ihren Nachfolgern stehen, ob und wie sich die heutigen mit jenen ausgestorbenen auf gemeinsame Urstämme zurückführen? über diesen und ähnlichen Fragen liegt noch ein vollständiges Dunkel.

Vergegenwärtigen wir uns dasjenige, was Anthropologie, Ethnologie und Geologie in dieser Beziehung zu Tage gefördert haben.

Bei aller Ähnlichkeit der Menschen der allerverschiedensten Himmelsstriche und trotz der vielen Zwischenstufen, welche von einem Menschenstamme zum andern hinüberführen und somit die Grenze total verwischen, ist doch zweifellos, daß gewisse Menschentypen existieren und diese als Repräsentanten der Menschenrassen inbezug auf Größe, Körperbau, Größe der einzelnen Teile, Hautfarbe, Schädelbildung, Kapazität der Lungen, Windungen des Gehirns ꝛc. voneinander ungemein abweichen. Nicht minder ist dieses der Fall hinsichtlich ihrer Konstitution, ihrer Acclimatisationsfähigkeit, Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten, ihrer Geistes- und Gemütsfähigkeiten.

„Ein jeder — so schreibt Darwin — welcher die Gelegenheit gehabt hat, muß von dem Kontraste überrascht gewesen sein, zwischen dem schweigsamen, selbst morosen Eingeborenen von Südamerika und dem leichtherzigen, schwatzhaften Neger, zwischen den Malayen und Papuas, welch letztere doch unter denselben physikalischen Bedingungen leben und nur durch einen sehr schmalen Meeresstrich voneinander getrennt sind . . .

„Wenn ein Naturforscher, welcher noch niemals zuvor einen Neger, Hottentotten, Australier oder Mongolen gesehen, diese miteinander zu vergleichen hätte, so würde er sofort bemerken, daß sie in einer Menge von Charakteren voneinander abweichen.“

Diese Vergleichung würde ihn zunächst führen auf die Hautfarbe, Schädelbildung und Behaarung, dann auf die Verbreitung und auf die zwischen ihnen liegenden Übergänge. Wenn dieser Naturforscher nun den Urmenschen, den primären Menschen, genau kennte, so würde ihm leicht möglich sein, den Rassencharakter festzustellen. Das letztere ist aber eine unzutreffende Voraussetzung; der Urmensch fehlt; alle seine Auffassungen und Vergleichungen erstrecken sich also auf die in größerer oder geringerer Kultur mannigfach veränderten, gegenwärtigen Menschen, und die Resultate werden davon abhängen, ob der Naturforscher diesen oder jenen Menschentypus zum Ausgangspunkte wählt, ob er dieses oder jenes Merkmal für das wichtigste und entscheidende hält. „Die Europäer waren insgesamt noch Wilde, als die Chinesen und die Ägypter bereits eine gewisse Stufe

der Civilisation erreicht hatten. Hätten letztere bei Beurteilung unserer Vorfahren den nämlichen Maßstab angelegt, dessen wir uns nur zu oft bei der Beurteilung fremder Rassen bedienen, so hätten sie wohl Merkmale auffinden können, die für eine niedrigere Stufe der Europäer sprechen, und namentlich hätte ihnen die weiße Haut, auf die wir so stolz sind, als ein solches Merkmal gelten dürfen. Ob sich also die ursprünglich höhere Stellung einer Menschenrasse durch ein äußerlich hervortretendes materielles Merkmal zu erkennen geben kann, das wissen wir nicht."

Gleichwohl unterscheiden sich die Menschengruppen, und diese Unterschiede müssen als *Rassencharaktere*, als *ethnologische* aufgefaßt werden.

Vergegenwärtigen wir uns nun die Hauptpunkte dieser Charakteristik, um später zu den verschiedenen Gruppierungen selbst überzugehen.

1. Hautfarbe.

Die Hautfarbe wird allgemein zu den wichtigeren Charakteren gerechnet.

Da die verschiedene Färbung auch dem naturwissenschaftlich minder Gebildeten auffällt, so kann es nicht wundern, daß hiernach die Völker seit dem Altertum unterschieden wurden in Weiße, Schwarze, Gelbe ꝛc.

Schon früh hatte man auch bemerkt, daß die dunkle Hautfarbe um so intensiver werde, je näher dem Äquator die Menschen wohnen. Und in der That ist dieser Einfluß nicht ganz abzuleugnen: der Europäer, welcher sich in den Tropen acclimatisiert, verliert seine weiße Haut und damit die rosige Gesichtsfarbe; umgekehrt erhielt der von G. *Rohlfs* aus Bagirmi mitgebrachte Negerknabe nach zweijährigem Aufenthalte in Europa eine hellbraune Farbe. Wie gelegentlich bereits angedeutet, ist die Hautfarbe zurückzuführen auf die Färbung des zwischen der weißen Lederhaut und der farblosen Epidermis liegenden malpighischen Schleimkörper, dessen Pigment bei den verschiedenen Menschenrassen nach Färbung und Menge verschieden ist.

Nach der Hautfarbe werden die Menschen eingeteilt in die *weiße* (kaukasische), *gelbe* (mongolische), *schwarze* (äthiopische), *olivenbraune* (malayische) und *kupferrote* (amerikanische) Rasse.

Hierbei muß jedoch daran erinnert werden, daß selbst das Negerkind nicht schwarz geboren wird, sondern rötlich bis bräunlich, vielmehr sich das volle Schwarz im 1. bis 3. Jahre einstellt. Auch die braunen Malayen kommen heller zur Welt und färben sich erst allmählich. Mit der Farbe der Haut stehen im Zusammenhange ihre Ausdünstungen, welche beim Neger einen stark alkalischen, ranzigen, bockähnlichen Geruch annehmen.

2. Schädelbildung.

In der Schädelbildung zeigen die verschiedenen Rassen die unzweideutigsten Unterschiede; denn aus vielen sorgfältigen Schädelmessungen hat sich ergeben, daß namentlich hinsichtlich des Verhältnisses von Länge und Breite des Schädels die bedeutendsten Abweichungen auftreten.

Denkt man sich zwei gerade Linien gezogen, die eine von dem vorspringendsten Teil der Stirn über die Nase abwärts bis zum hervorspringendsten mittleren Teil des Oberkiefers vor den Schneidezähnen, die zweite vom äußeren Gehörgange bis zu dem zuletzt genannten Teile des Oberkiefers — so bilden beide Linien einen Winkel, welchen man Gesichtswinkel nennt. Je kleiner dieser Winkel ist, desto mehr treten die Kiefer gegen die das Gehirn einschließenden Schädelknochen vor. Beim Menschen nähert sich dieser Winkel mehr einem rechten, bei den Tieren wird er um so schiefer (spitzer), je mehr die Kiefer hervorragen; ja bei vielen Vögeln, Fischen, Amphibien verschwindet er ganz, der Schädel (das Ohr) liegt hinter und in einer Ebene mit dem vorspringendsten Teile des Gesichtes. Der Gesichtswinkel schwankt bei den verschiedenen Menschenrassen zwischen 70 bis 90 Grad, beim Orang-Utang beträgt er 67 Grad.

Es war namentlich Camper, welcher auf die Wichtigkeit des nach ihm benannten Gesichtswinkels hinwies; er und seine Nachfolger wollten beobachten, daß die Größe des Gesichtswinkels einen Maßstab für die Intelligenz bilde.

Camper untersuchte und fand nämlich die Gesichtswinkel zu:

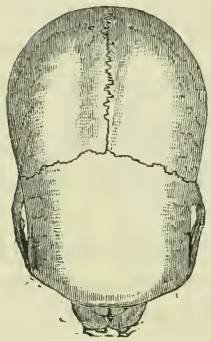
Griechische Statuetten	100	Grad
Römische = ...	95	=
Weiße Rasse	80	=
Gelbe Rasse	75	=
Schwarze Rasse	70	=
Jugendliche höhere Affen . . .	65	=

Eine genauere Messung des menschlichen Schädels wurde von Retzius angebahnt. Derselbe machte besonders aufmerksam auf das Verhältnis der Länge zur Breite des Schädels, was sehr hervortritt, wenn man denselben von oben betrachtet. Eine Schädelform, bei welcher der Längsdurchmesser von der Nasenwurzel zum Hinterhauptshöcker den Breitendurchmesser vom äußersten Punkte des einen Scheitelbeines bis zu dem gegenüberstehenden verhältnismäßig am meisten übertrifft, nennt Retzius langköpfig oder dolichocephal; eine solche, bei welcher der Längendurchmesser den Breitendurchmesser nur wenig übertrifft, nennt er kurzköpfig oder brachycephal.

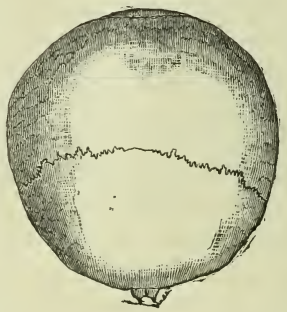
Bei den Langköpfen ist das Verhältnis des Längs- zum Querdurchmesser wie 9 : 7, bei den Kurzköpfen wie 8 : 7. Nach Brocas Vorschlage wird gegenwärtig noch eine Mittelform angenommen, deren Verhältnis auf der Grenzscheide beider liegt, die mittelköpfige oder mesocephale. Setzt man die gefundene Schädellänge gleich 100, so läßt sich die Breite durch eine unter 100 liegende Zahl ausdrücken, und diese nennt man den Schädelindex. Bei normalen Schädeln liegt die Schädelbreite stets unter 100.

Ein ebenso wichtiger Faktor liegt in der Beschaffenheit der Schneidezähne und dem dadurch bewirkten größeren oder geringeren Vorspringen der Kinnbacken.

Bei allen normalen Menschen in der Profilansicht wird die Stirn oder der vorderste Teil des eigentlichen Schädels durch einen Teil des Gesichtes und zwar durch den Rand des Oberkiefers überragt, so daß eine gerade Linie von der Stirn nach dem vorspringenden Alveolarrande, eine eben solche Linie von dem Gehörgange nach dem letzteren einen Winkel verschiedener Größe bildet. Dieser Winkel ist das Maß der Überragung oder des Vorspringens der Kinnbacken, und letzterer wird daher Prognathismus genannt. Je stärker prognath der Schädel ist, um so kleiner und schiefer wird der Winkel, um so mehr entfernt er sich von einem rechten; je geringer prognath derselbe ist, um so mehr nähert er sich einem rechten, um so weniger springen die Schneidezähne des Oberkiefers vor, die Stirn und Kinnbacken liegen geradlinig oder orthogonath.



Schädel eines Bewohners der Tatarei.



Schädel eines Neuseeländers.

Hiernach teilt man alle Schädelformen in schiefzähnige oder prognathe und in geradzähnige oder orthogonathe.

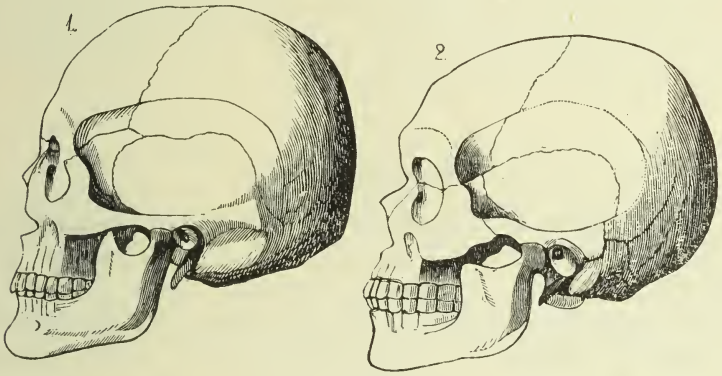
Mit Rücksicht auf obengenannte Gesichtspunkte unterscheidet nun Retzius schief- und geradzähnige, Lang-, Mittel- und Kurzköpfe, also sechs verschiedene Schädelformen, und gruppiert die Menschen hiernach.

Pruner-Bey und Broca haben so die Schädelindices der verschiedenen Völker der Erde bestimmt und sind nach ihnen und nach Dieterici von der Gesamtbevölkerung der Erde mit 1300 Millionen etwa 1000

Millionen dolichocephal (langköpfig), 300 Millionen brachycephal (kurzköpfig).

Ferner wird hierbei noch die Kapazität der Schädelhöhle (Volumen und Gewicht des Gehirns) berücksichtigt. Broca setzt die Schädelkapazität des Australnegers = 100 und findet dann diejenige des afrikanischen Negers = 111,60, des blonden Europäers = 124,8. Pariser Schädel vom 13. bis 19. Jahrhundert zeigten, daß die Schädelkapazität in dem Maße sich vergrößert, als die Intelligenz zunimmt; ebenso beobachtete er eine Zunahme bei geistig thätigen Menschen.

Mit der Größe und Ausbildung des Gehirns ist die Entwickelung des Nervensystems aufs engste verknüpft. Nach zahlreichen Gehirnwägungen Brocas, R. Wagners u. a. ist das Gehirngewicht des Weibes im all-



gemeinen geringer als das des Mannes, und beide verhalten sich beim Europäer wie 111,7 : 100. Das kleinste Mikrocephalengehirn wog 300 Gramm. Bei europäischen Weißen ergab sich das Gehirngewicht zu:

2231	Gramm	für	Cromwell
2238	=	=	Lord Byron
1829,96	=	=	Cuvier
1420,0	=	=	Dante
1492,00	=	=	Gauß
1807,0	=	=	Byron (Dichter)
1226,0	=	=	Haußmann (Mineralog)
1580,0	=	=	Schiller
1352,0	=	=	Liebig.

Im ganzen schwanken die Gehirngewichte bei der weißen Rasse ohne Störung des allgemeinen Wohlbefindens zwischen 963 bis 1842 Gramm, im Mittel 1403 Gramm. Bei 963 Gramm und darunter stellt sich nach

Wagner Idiotie ein. Bei Negergehirnen schwankte das Gewicht zwischen 1013 bis 1507 Gramm.

Auch die Ausbildung der Gehirnwindungen wird hierbei in Betracht zu ziehen sein. Bei wilden Völkerstämmen soll die Zahl der Windungen geringer, die Form weniger kompliziert sein als bei civilisierten. Broca giebt die Schädelkapizität an bei

	Männer	Frauen
heutigen Parisern zu . .	1558	1337 ccm
Eskimos zu	1539	1428 =
Chinesen zu	1518	1383 =
westafrikanischen Negern zu	1430	1251 =
Australiern zu	1347	1181 =

Der Oberkiefer-Prognathismus zeigt sich besonders bei den Negern, und zwar an lebenden um so mehr wegen der dicken Lippen, während der Orthogonathismus die Weißen charakterisiert.

3. Behaarung.

Die Behaarung des Schädels bildet in der Neuzeit ein Hauptmoment zur Kennzeichnung der Rassen. Hierbei kommt es namentlich auf die Beschaffenheit des Haares an, und steht das lange, gerade Haar der gelben und der amerikanischen Rasse zu dem kurzen und krausen Haar (Wollkopf) der Neger im Gegensatz. Brown erwähnt bereits, daß der Querschnitt des Haares eines Negers eine verlängerte Ellipse darstellt, der einer Rothaut kreisförmig ist, der eines Angelsachsen zwischen beiden steht. Nach Pruner-Bey zeigen die drei Haupttypen und zwar Negerrassen, Hottentotten und Buschmänner den Haarquerschnitt einer verlängerten Ellipse. Hiernach ist der Querschnitt bei den arischen Stämmen oval, bei den gelben und amerikanischen Stämmen kreisförmig.

Häckel unterscheidet die Menschen als wollhaarige und schlichthaarige. Jene zeigen ein bandartig abgeplattetes, also im Querschnitt länglich rundes Haar, welches bei manchen Negerrassen, den Buschmännern Südamerikas, den Mincopie auf den Andamanen, den Papuas in Melanesien und einigen afrikanischen Stämmen kleinere, unregelmäßig oder regelmäßig über die Kopfhaut verteilte Büschel bildet.

Die schlichthaarigen Menschen zeigen cylindrisches Haar, also von kreisrundem Querschnitt, welches entweder platt oder straff herabhängt oder sich mehr oder weniger kräuselt und lockt. Hierbei ist dann noch für einzelne Rassen die Farbe des Haares von Wichtigkeit.

Häckel rechnet zu den wollhaarigen:

a) büschelhaarige:
1. Papuas (Homo papua),
2. Hottentotten (Homo hottentottus);

b) vließhaarige:
3. Kaffern (Homo caffer),
4. Neger (Homo niger);

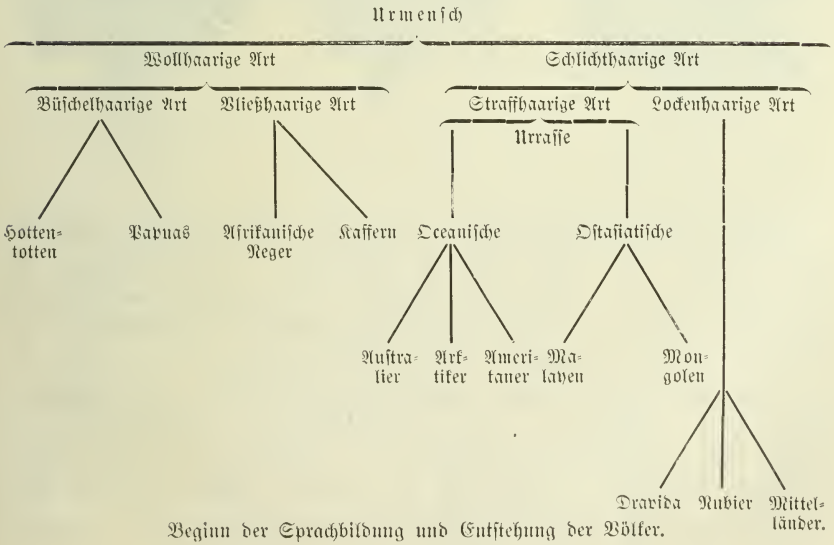
zu den schlichthaarigen:

a) straffhaarige:
5. Australier (Homo australis),
6. Malayen (Homo malayus),
7. Mongolen (Homo mongolus),
8. Arktiker (Homo arcticus),
9. Amerikaner (Homo americanus);

b) lockenhaarige:
10. Dravidas (Homo dravida),
11. Nubier (Homo nuba),
12. Mittelländer (Homo mediterraneus).

Nach Häckel und Müller läßt sich der Stammbaum dieser Menschenrassen aus einer Urform entspringend folgendermaßen darstellen:

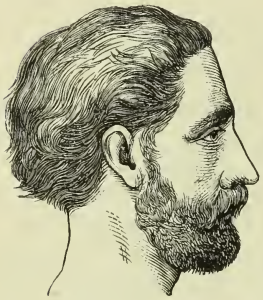
Häckel-Fr. Müller's Stammbaum der Menschenrassen.



Beginn der Sprachbildung und Entstehung der Völker.

Diejenige Einteilung des Menschengeschlechtes, welche in neuester Zeit vielfach angenommen ist, rührt von O. Peschel her. Dieser Forscher unterscheidet sieben Menschenrassen, nämlich:

1. Australier, 2. Papuanen, 3. Mongolenähnliche Völker, 4. Dravidas, 5. Hottentotten und Buschmänner, 6. Neger, 7. Mittelländische Völker.



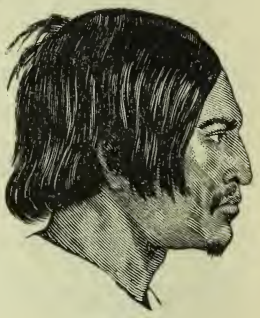
Mittelländer.

Mongol

Neger.

Australier.

Hottentotte.

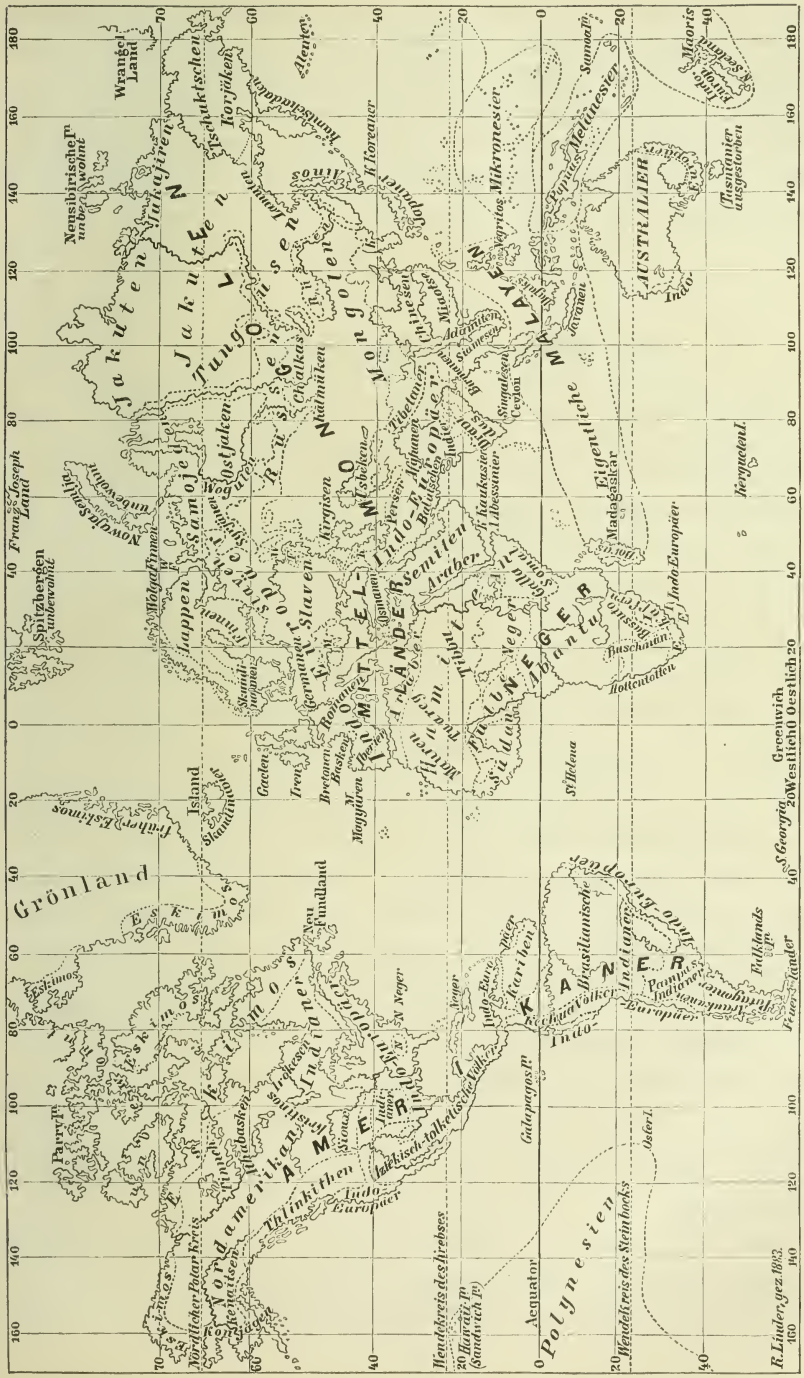


Amerikaner.

Menschenrassen.

Diese Ausführungen zeigen, wie unsicher die ganze Einteilung in Menschenrassen und wie schwierig namentlich die Unterbringung der Übergangsformen ist. Als die am deutlichsten ausgeprägten sind jedenfalls die bereits früher von Blumenbach unterschiedenen Haupttypen zu betrachten, die Neger, Mongolen und Mittelländer.

Diese drei Menschenrassen, zwischen welche sich die Übergänge einschieben, beherrschen den Erdball. 1. Die Neger zählen etwa 130 Millionen Individuen und sind in ihrer Entwickelung am meisten dem tropischen Klima angepaßt, während die andern für das gemäßigte Klima überlegen sind; 2. die Mongolen zählen 550 Millionen Individuen, darunter am wich-


Grönland
Island
Spitzbergen
Franz Joseph Land
Nowaja Semlja
Wrangel Land
Neusibirische Inseln
Jakuten
Jukagiren
Tschuktschen
Korjaken
Aleuten
Tungusen
Russen
Ostjaken
Samojeden
Lappen
Finnen
Kareler
Esthen
Livländer
Kurländer
Litauer
Preußen
Polen
Tschechen
Slaven
Germanen
Kelten
Basken
Magyaren
Türken
Mongolen
Kalmücken
Kirgisen
Chinesen
Tibetaner
Indo-Europäer
Semiten
Araber
Abessinier
Hamiten
Negervölker
Sudan-Neger
Kaffern
Hottentotten
Buschmänner
Madagassen
Malayen
Papuas
Melanesier
Mikronesier
Polynesier
Maoris
Australier
Tasmanier
Eskimos
Indianer
Nordamerikanischen Indianer
Thlinkithen
Irokesen
Dakotas
Mexikaner
Südamerikanischen Indianer
Kariben
Patagonier
Feuerländer
Falklands Inseln
St. Helena
Ascension
Kerguelenl.
S. Georgien
Aequator
Nördlicher Polarkreis
Wendekreis des Krebses
Wendekreis des Steinbocks
Greenwich
Westlich 0 Oestlich
Ausbreitung der Menschenrassen

tigsten die Chinesen; 3. die Mittelländer (früher unpassend Kaukasier genannt) mit 550 Millionen Individuen; dieselben sind körperlich und geistig am höchsten entwickelt, leben in allen Weltteilen und führen die Herrschaft. Die sonstigen Menschenrassen betragen zusammen etwa 120 Millionen Individuen und sind viele von ihnen in rascher Abnahme begriffen (z. B. Australier, Hottentotten, Buschmänner, Amerikaner). Ueber die Verbreitung siehe die Karte Seite 241.

Die Sprachen als Rassenkennzeichen.

Der Naturforscher wird den eingeschlagenen Weg der Messungen und den Vergleich der Messungen wohl schwerlich aufgeben, und es ist daher sehr wahrscheinlich, daß wir noch lange nicht zu genügenden, zu feststehenden, zu unabweisbaren Resultaten gelangen werden. Seitdem aber Humboldt auf die große Verwandtschaft der Sprachen fern von einander wohnender und fern von einander stehender Völker gewiesen hat, ist man darauf aufmerksam geworden, daß möglicherweise in der Sprachforschung ein Mittel zu finden sei, die Rassen zu bestimmen. Natürlich darf man nicht daran denken, zwei Völker seien eines Ursprungs, wenn sie 20 oder 30 Worte mit einander gemein haben, welche bei gleichem Klang auch dasselbe bedeuten; man muß jedenfalls tiefer, man muß auf den Bau der Sprache zurückgehen. Dieser Sprachbau ist gewöhnlich sehr kompliziert, und gleichzeitig ist er sehr mannigfaltig; wo nun bei zwei weit auseinander gehenden Volksstämmen sich nicht nur Wortähnlichkeiten, sondern auch grammatische Ähnlichkeiten oder Gleichheiten finden, wird man ein Recht haben, auf Verwandtschaft zu schließen. Man darf zum Vergleich selbstverständlich keine Mischlingssprache wählen. Die englische Sprache wäre z. B. vollkommen unbrauchbar, aus ihr ließe sich alles beweisen, woraus hervorginge, daß nichts bewiesen wäre; sie besteht aus Plattdeutsch (Niederdeutsch), herrührend von den angelsächsischen Eroberern, aus Französisch, herübergebracht durch die normännischen Eroberer, beide Sprachanteile aber so schauerlich korrumpiert, daß, wenn ausgesprochen, weder der Franzose, noch der Deutsche seinen Anteil daran erkennt, und sie besteht endlich noch aus einer nicht unbedeutenden Anzahl von Worten, welche den alten Völkern angehören, welche vor 2000 Jahren von den Römern besiegt wurden.

Auch ihre Grammatik ist nicht maßgebend, denn sie besteht eigentlich aus lauter Ausnahmen, daher es gerade demjenigen, der an einen geregelten Bau der Sprache gewöhnt ist, so sehr schwer wird, diese Sprache zu erlernen.

Will man vergleichen, so muß man die lateinische, die griechische, die deutsche, so muß man die Sanskrit-Sprache wählen.

Es ist eine Thatsache, daß die Sprache eines jeden Volkes sich von Mund zu Mund, sich von Generation zu Generation fortpflanzt. Das Kind lernt von Vater und Mutter nicht bloß die Wörter, welche dieses und jenes bezeichnen, es lernt auch die Art ihrer Verbindung, ihrer Abwandlung so gut wie das Zusammensetzen zu einer Rede, welche einen Gedanken ausdrückt. Diese Nachahmung geschieht ganz unbewußt, aber doch so vollständig genau, daß sich auch die Sprachfehler vererben, daß auch die grammatikalischen Schnitzer, welche die Eltern machen, von den Kindern selbst dann noch gemacht werden, wenn sie schon durch Gymnasialbildung zu einem Verständnis der Grammatik gekommen sind, welches die Eltern niemals erreicht hatten. Der Berliner wird sagen: „geh einmal um der Ecke herum", der Sachse wird sagen: „ich danke Sie bestens", wenn schon er einen solchen Fehler, in der lateinischen Sprache gemacht, an seinem Mitschüler spöttisch rügen würde. Die fremde Sprache ist dem schon zum Verstand gekommenen Knaben eingelernt, stellenweise eingebläut worden, die Muttersprache dagegen hat er in sich aufgenommen, lange bevor er über dieselbe nachzudenken vermochte.

In solcher Art überträgt sich die Sprache von Generation zu Generation unverändert Jahrhunderte lang, und um so mehr unverändert, auf je niederer Bildungsstufe die Völker stehen; denn sobald die Kultur einen gewissen Grad erreicht hat, beschäftigen sich Männer, welche Neigung dazu haben, mit ihrer Sprache, suchen die Regeln derselben auf oder geben ihr Regeln; das, was früher ein willkürliches Übereinkommen war, gestaltet sich zu einem Gesetz, die Sprache kann umgeformt, vermehrt, bereichert werden; nicht so aber bei den unkultivierten Menschen, bei denen lediglich das von Alters Hergebrachte gilt und der Urenkel genau dieselbe Sprache redet, welche der Urgroßvater gesprochen hat. Wie sehr eine Umwandlung wie die oben angeführte stattfindet, mag man erfahren, wenn man Französisch aus den alten klassischen Schriften gelernt hat und nun auf einmal einen Roman von Paul de Kock, Alexander Dumas oder anderen neueren Franzosen lesen will. Man versteht einen großen Teil der darin vorkommenden Worte gar nicht, und man sucht sie sogar vergeblich im Wörterbuch. Ebenso verschieden ist die Sprache eines Gottsched von der eines Humboldt, die Sprache eines Calderon von der eines Toreno, umgekehrt spricht der Schwabe in Ostpreußen, seit Friedrich Wilhelm I. dort angesiedelt, noch immer schwäbisch.

Den Verwandtschaften der verschiedenen Sprachen nachzuforschen, ist eine Aufgabe von großem Interesse für den Naturforscher und den Anthro-

pologen. Man sucht zuerst die Sprachen auf, welche eine gemeinschaftliche Mutter haben, die italienische, die französische und die spanische in der lateinischen; die schwedische, dänische, holländische in der deutschen; die russische, polnische, böhmische in der beinahe untergegangenen wendischen.

Nun will man aber wissen, ob die lateinische, die deutsche, vielleicht die griechische Sprache eine gemeinsame Wurzel irgendwo weiter rückwärts haben Das könnte wohl in Indien sein, und vielleicht wurzelt die polnische Sprache dort auch; dann käme man wohl gar zu dem Resultat, von welchem die Geschichte mit der Sprachverwirrung beim Turmbau zu Babel ausgeht, daß es nämlich ursprünglich nur eine einzige Sprache gegeben habe.

Im vorigen Jahrhundert hat man sich wirklich ernstlich bemüht, die Ursprache des ganzen Menschengeschlechtes zu finden, aber es hat sich doch bald genug gezeigt, wie völlig phantastisch ein solches Streben, wie wenig möglich überhaupt eine solche, allen gemeinsame Sprache sei, und man ist um so mehr von dem Gedanken zurückgekommen und hat sich zu einer Mehrheit von einander ganz unabhängiger, vom Urbeginn verschiedener Sprachen bekennen müssen, um so mehr, als man wirklich eine große Menge nicht unter einander verwandter Sprachen gefunden hat. Nach Balby, welcher über die ganze Erde 860 Sprachen annimmt, sind sie so verteilt, daß Asien 153 Sprachen in 17 Familien, Europa 53 Sprachen in 7 Familien, Afrika 114 Sprachen, Oceanien 117 Sprachen in 3 Familien und Amerika 423 Sprachen in 32 Familien enthält. Neuere Forscher, wie Tschudi, nehmen an, daß vier Fünftel derselben radikal von einander verschieden sind.

Wir sind weit davon entfernt, zu behaupten, daß diese Angaben vollkommen zulässig sind (wiewohl man schwerlich die Zahlen zu hoch angegeben hat); aber man sieht, welche Schwierigkeit das Unternehmen böte, in diese Verwirrung etwas Einheitliches zu bringen. Um nur das Einfachste und zugleich das Nächststehende, nämlich Europa, anzuführen, so sind die 7 Familien folgendermaßen geordnet: Eine Familie bilden die iberisch-baskischen Sprachen, eine andere Familie bilden die rätisch-etruskischen, eine dritte bilden die illyrisch-albanesischen Sprachen. Eine vierte Familie wird die indogermanische genannt, sie umfaßt die griechischen, lateinischen, keltischen, germanischen Sprachen und die der Litauer und der Zigeuner. Eine fünfte Familie ist die finnische; sie umfaßt die Sprachen der Lappen, Esthen und Magyaren. Die sechste und siebente Sprachfamilie ist die semitische und die türkische. Wer einen Begriff von der Verschiedenheit der deutschen, lateinischen, litauischen und griechischen Sprache hat, wird die Kühnheit zu bewundern wissen, welche in dem Gedanken liegt, diese Sprache und die vorhin genannten auf eine Form, auf die indo-germanische, zurückzuführen.

Wahr ist doch bei alledieſem, daß die typiſchen Eigentümlichkeiten der Sprachen beinahe unveränderlich ſind, während phyſiſche Eigenheiten ſich thatſächlich verändern und zwar in ſolcher Weiſe, daß verſchiedene Stämme, miteinander in Verbindung, einander ähnlich werden, urſprünglich gleiche Völker ſich aber im Laufe der Zeit ſo entfernen, daß ſich die Gleichheit, ja die Ähnlichkeit allmählich verliert.

Es ſoll mit dem Vorhergehenden nicht geſagt ſein, daß ſtammverwandte Völker die gewöhnlichen Kennzeichen ihrer Verwandtſchaft jederzeit verlieren, ſondern nur, daß es geſchehen könne, und daß es wirklich häufig geſchieht, indeſſen die gleich wichtigen Kennzeichen der Sprachverwandtſchaft nicht ſo leicht verwiſcht werden. Alles dieſes aber, was zu gunſten der Sprachvergleichung geſagt werden kann, muß doch nur cum grano salis aufgenommen werden, und es gehört mindeſtens ein ſo tiefes Studium der Philologie und Linguiſtik dazu, um hier ein entſcheidendes Wort mitzuſprechen, als es ein tiefes Studium der vergleichenden Anatomie fordert, um aus den Formen einzelner Knochen des Kopfes oder anderer Glieder des menſchlichen Leibes auf die Raſſenverſchiedenheit zu ſchließen oder die Raſſenverwandtſchaft dadurch feſtzuſtellen, denn man findet ſehr häufig, daß Völker, welche miteinander feindlich oder freundlich in dauernde Berührung gekommen ſind, ihre Sprachen dergeſtalt vermiſcht haben, daß die Löſung der daraus entſtandenen Verwirrung zu einer ſehr ſchwierigen Aufgabe wird. Es wird wohl niemand im Zweifel ſein, welchem Völkerſtamme ein Bewohner des Elſaß angehört, obwohl derſelbe, ſeit anderthalb Jahrhunderten mit Frankreich einverleibt, ſich der franzöſiſchen Sprache mehr als der deutſchen bedient — immer noch laufen beide Sprachen nur nebeneinander her, ſie ſind noch nicht ineinander übergegangen. Etwas ganz anderes iſt es mit Italien, welches nur eine Sprache und doch zwei Völker ganz verſchiedenen Stammes umſchließt. Die ehemals ſo tapfern, die als ſo heldenhaft geprieſenen und noch jetzt von Seiten unſerer Gymnaſiallehrer als die unüberwindlichen dargeſtellten Römer ſind doch vielmals bis nahe zu ihrem gänzlichen Untergange beſiegt worden, wie es denn durch die Gallier unter Brennus, durch die Karthager unter Hannibal, durch ihre eigenen Sklaven unter Spartacus, durch die Hunnen unter Attila und endlich durch die Goten unter Theoderich geſchah.

Die erſtgedachten Niederlagen waren vorübergehend, die letztere war ſo bleibend, daß mit ihr das Römerreich in ſeiner urſprünglichen Reinheit und Einheit erloſch. Aber was geſchah hinſichtlich der Sprache und der Sitten? Die Beſieger verloren die ihrigen und nahmen Sprache und Sitten der Beſiegten an. Im nördlichen Italien haben ſich die Longobarden wenigſtens dem Namen nach noch bis jetzt erhalten, die Lombardei beſtand

und besteht als Provinz oder gesondertes Reich noch bis zur Stunde, aber die Sprache nicht; nach dieser zu urteilen, sind die Lombarden von den Sicilianern so wenig verschieden, wie die Piemontesen von den Toscanern oder die Neapolitaner von den Römern. Dialektverschiedenheiten kommen, wie begreiflich, in jeder Sprache vor, aber Dialektverschiedenheiten sind nicht Sprachverschiedenheiten. Das siegende Volk ist in dem besiegten gänzlich aufgegangen und hat somit seine Eigentümlichkeit und seine Sprache verloren; etwas, das sich in der Geschichte sehr häufig wiederholt, viel öfter vorkommt als das Gegenteil, daß nämlich das siegende Volk seine Sprache behalten hätte. Das einzige durchgreifende Beispiel dürfte das von den Juden im gelobten Lande sein, in welches sie erobernd einzogen, in welchem sie sich bis zu ihrer Unterdrückung durch das übermächtige Babylon erhielten, ohne ihre Sprache an die Besiegten zu verlieren, mit der der Besiegten zu vertauschen. Für die späteren Zeiten paßt dieses Beispiel auch nicht mehr, denn in alle Welt zerstreut, sind sie in England zu Engländern, in Frankreich zu Franzosen geworden, haben sie die spanische, die deutsche, die italienische Sprache, haben sie die Sprache der Türken und Polen angenommen, und die ursprüngliche, die hebräische, ist zur Gelehrtensprache geworden, welche das Kind nicht von Vater und Mutter, sondern in der Schule lernt, wie wir Christen das Lateinische, das Griechische lernen.

Vom Gegenteil giebt es indessen unzählige Beispiele. Die Bevölkerung der Deutschen in den Freistaaten von Nordamerika ist durch die massenhafte Einwanderung so gestiegen, daß sie die englische bereits überwiegt; die Deutschen könnten mithin sowohl wegen ihrer Zahl als wegen ihrer bei weitem größeren Intelligenz die Herrschenden sein, sie überlassen aber die Herrschaft ihren immerwährend erbitterten Feinden und lernen demütig die Sprache derselben; ja, statt sich aufzuraffen, sich zusammenzunehmen, um das Heft in die eigene Hand zu bekommen, überlassen sie es nicht nur den Engländern, sondern sie sind auch albern genug, sobald sie nur ein wenig englisch radebrechen können, sich für Engländer auszugeben und ihre Nationalität zu verleugnen.

Gerade so wie die Goten, die Sieger über Rom, in Italien ihre Sprache verloren, haben die Eroberer von Unter-Nubien die ihrige verloren. Selim I., welcher sich im Jahre 1517 in Ägypten befand und dasselbe durch eine ganze Reihe blutiger Schlachten sich unterwarf und seinem Reiche einverleibte, sendete ein paar Hundert Reiter aus Bosnien, — wilde räuberische Leute slavischer Abkunft gleich den Kroaten, nach Ober-Ägypten, um auch Nubien zu unterwerfen. Diese Bosnier vollzogen den Auftrag Selims, welcher jedoch Ägypten bald verließ, worauf sie, die Eroberer von Nubien, ohne weitere Beaufsichtigung zurückblieben, das Land nach ihrer Weise be-

herrschten, aber als Volksstamm völlig untergingen. In den braunen Gestalten der Emire erkennt man noch jetzt die Abkömmlinge dieser Rasse, aber ihre Religion ist so gut verschwunden wie ihre Sprache, und sie haben nicht einmal mehr Erinnerungen, Traditionen an ihre früheren Schicksale.

Etwas ganz Ähnliches findet bei den Spaniern innerhalb der Minendistrikte von Peru statt, woselbst sie ihre romanische Sprache aufgegeben und die ihnen völlig fremde Quichua-Sprache angenommen haben, ein Verhältnis, welches beinahe immer sich auf geringe Zahlen zurückführen läßt, außer da, wo Deutsche mit ins Spiel treten, die sich nach ihrer Bedientennatur ohne alle Gewissensbisse der herrschenden Partei unterwerfen, wenn diese auch an Zahl weit untergeordnet ist.

Die Spanier sind zwar die Eroberer, aber gerade wie die Goten in Italien gegenüber der Zahl des unterdrückten Volkes nur geringfügig zu nennen. Wir wissen, daß Ferdinand Cortez mit 500 Abenteurern Mexiko eroberte, ein Land, in welchem das am schlechtesten bevölkerte Dorf ihm die doppelte Anzahl von Kriegern hätte entgegenstellen können; wir wissen, daß er mit 500 Kriegern Mexiko einnahm, welches Heere nach Hunderttausenden ins Feld stellen konnte. Wir wollen uns hier nicht weiter um die Gründe bekümmern, durch welche so Unwahrscheinliches zur Wahrheit wurde, sondern wir wollen nur auf die Zahlen zurückgehen und anschaulich zu machen suchen, daß 500 Krieger wohl ihre Sprache aufgeben mußten, wo sie von vielen Millionen umringt waren, welche eine andere Sprache redeten.

So auch ist es hier, wo zwar nicht jene gewaltigen Eroberer, aber doch deren goldgierige Nachkommen die Minendistrikte besetzten, wo sie sich, wenig an der Zahl, den vielen vorhandenen Einwohnern verständlich zu machen suchten und also deren Sprache lernten, weil es in ihrem Interesse lag. Diejenigen, welche bestimmt waren, das Gold aus dem Schoße der Erde heraufzuholen, die armen geknechteten Peruaner, hatten durchaus kein Interesse daran, von den Spaniern verstanden zu werden, wohl aber hatten die Spanier dieses Interesse, und dadurch wird begreiflich, daß in Peru mit einer gewissen Absichtlichkeit in kurzer Zeit das geschah, was sich in Italien ohne Absichtlichkeit in sehr viel längeren Zeiträumen ausbildete: der Austausch der Sprache der Eroberer gegen die Sprache der Besiegten. Wo der Eigennutz dazu half, geschah der Austausch in weniger als einem Jahrhundert; wo der Eigennutz nicht auftrat, geschah der Austausch dennoch, aber nicht in so kurzer Zeit, sondern in dem natürlichen Verhätnisse, welches durch die Zahl der Sieger gegenüber den Besiegten gegeben war. Kam eine halbe Million Ostgoten mit zehn Millionen Italienern zusammen, so mußten die Ostgoten zwanzigmal so schnell Italienisch lernen als die Italiener Gotisch.

Auch in viel kleineren Verhältnissen findet ganz Ähnliches statt. Kapitän Virgin, der Kommandeur der schwedischen Fregatte Eugenia, erzählt, daß die Chinesen auf der Insel Manila zwar ihre Tracht unverändert beibehalten haben wie im Mutterlande, den langen Haarzopf durchaus nicht ausgeschlossen, daß sie den Betrieb des Kleinhandels in ihre Hände genommen haben, gleich den Juden im Königreich Polen, daß sie aber die chinesische Sprache gänzlich vergessen haben und ein ziemlich mittelmäßiges Tagalisch und ein noch schlechteres Spanisch sprechen, mit diesem aber sich vollkommen behelfen, durcharbeiten, wie man es nennen will, da sie dem Sprachschatz ihres Volksstammes ganz untreu geworden sind.

Auch die Hottentotten in Südafrika haben ihre Sprache aufgegeben und sprechen nur holländisch, und die Neger auf Haiti sprechen nur französisch. Unter den farbigen Bewohnern in Brasilien hat sich das Portugiesische eingebürgert, aber allerdings in einer höchst seltsamen Form, nämlich vor allen Dingen auf die allergreulichste Weise verdorben, demnächst aber noch vermischt mit Brocken der französischen, der englischen und derjenischen Sprache der Eingeborenen, welche ihnen am nächsten wohnen und am häufigsten mit ihnen in Verkehr treten.

Man könnte sagen, dies seien Sklaven, welche die Sprache ihrer Herren angenommen hätten; dem scheint aber entgegen zu stehen, daß die Eingeborenen aus der Umgegend von Rio, d. h. die Amerikaner, ihre Sprache gegen die portugiesische vertauscht haben, zu welchem Tausche wirklich kein Grund ersichtlich war. In ähnlicher Weise steht es mit den Eingeborenen der Philippinen, denen von Mexiko und anderen; ein Ähnliches ist in Nicaragua der Fall, und wenn sich auch hier und dort der Sprachenaustausch dadurch erklären läßt, daß eine fortwährende Mischung zwischen den Eingeborenen und den Eingewanderten stattgefunden, so fehlt doch sehr viel daran, daß dieses überall stattgefunden habe, wo man eine solche Sprachvermischung oder Verwirrung findet. Humboldt giebt an, daß verschiedene Völker die Sprache der Karaiben angenommen haben, ohne einerseits mit ihnen verwandt, ohne andererseits von ihnen unterdrückt worden zu sein. Bei den Karaiben kommt noch gar ein wunderbarer Umstand vor, der nämlich, daß die Weiber eine Sprache reden, welche von der Sprache der Männer so verschieden ist, daß man glauben muß, sie gehörten nicht demselben Volksstamm an, und das Volk der Karaiben sei etwa dadurch entstanden, daß einige Individuen irgendwelcher Nationalität sich Frauen erobert hätten, welche einem anderen Volke angehört, wie es ja mit den Römern der Fall gewesen sein soll, welche sich durch den Raub der Sabinerinnen beweibt hätten, wiewohl man nicht in Abrede wird stellen können, daß es doch immer sonderbar sei, wenn sich während einer langen Zeit, d. h. im Laufe

von vielen Generationen, in denen diese Menschen verschiedener Stämme beieinander gelebt, die Sprachverschiedenheit nicht ausgeglichen haben sollte.

Wenn wir hier nachgewiesen haben, daß sehr häufig der Urbewohner des Landes seine Sprache verloren und gegen die des Siegers vertauscht hat, so kann man nicht in Abrede stellen, daß auch Fälle vorkommen, in denen das Entgegengesetzte geschehen ist; so haben die Engländer sich den Indiern gegenüber dergestalt verabscheuungswürdig gezeigt, daß die Sprache der Engländer von den unglücklichen Sklaven nicht angenommen worden ist, obschon ihre Herrschaft eine vollständig unbezweifelte und, man könnte beinahe sagen, unbestrittene geblieben ist. In einer ähnlichen Weise steht es mit den Spaniern auf den Philippinen; die Tagalsprache ist nicht unterdrückt, ist nicht ausgerottet worden durch die spanische, sowie es die malayische Sprache nicht geworden ist durch die holländische, obschon aus dem sogenannten Mutterlande unaufhörlich reichlicher Nachschub in die Kolonien gelangt.

Hiernach kann die Sprache nur in zweiter Reihe Wichtigkeit für den Rassencharakter haben. (Vergl. übrigens oben.)

Sittenverwandtschaft.

Haben wir schon in der naturhistorischen Untersuchung wenig und in der sprachlichen noch weniger ganz entschieden feste Anhaltspunkte gefunden, um verschiedene Rassen oder auch nur um Völkerstämme voneinander zu trennen, so wird es uns vielleicht gelingen, wenn wir die Sitten der Völker miteinander vergleichen. Denn diese Sitten sind ja, wenigstens teilweise, das Produkt der ganzen Denk- und Gemütsart der Menschen, ihre Gleichheit oder nur Ähnlichkeit würde also Schlüsse auf die Verwandtschaft der Rassen zulassen. Schon die Baulichkeiten könnten zum Vergleiche dienen, da sie wenigstens mitunter, wenn sie etwa von Stein sind, eine etwas längere Dauer haben als andere Werke von Menschenhand und sich nicht gar zu leicht der Beobachtung entziehen. So hat z. B. Humboldt die religiösen Bauwerke der Azteken mit denen der Tataren und Tibetaner verglichen und eine große Übereinstimmung darin gefunden. Nach anderen sollten die Trümmer von alten Tempeln in Yukatan große Ähnlichkeit mit den Tempeln des Buddha in Indien haben. Allein dieses und vieles damit Verwandte kann doch nichts weiter beweisen, als daß es möglich sei, manche Kulturelemente von Mexiko hätten ihre Wurzel in Asien. Dadurch beweisen zu wollen, daß die eingeborenen Amerikaner aus Asien nach Amerika gewandert seien, ist völlig thöricht und ist ungefähr mit dem Unternehmen zu vergleichen,

welches die englischen Geistlichen der Hochkirche immer wieder versuchen, nämlich die Schöpfung der Erde oder, wie sie sich ausdrücken, der Welt auf die Bibel zurückzuführen und daraus zu beweisen, daß auch die Amerikaner ihren Noah haben, was nicht sein könnte, wenn die Sündflut nicht über die ganze Erde gleichzeitig gegangen wäre.

Noch eher ließen sich Ähnlichkeiten in gewöhnlichen Sitten und Gebräuchen als maßgebend anführen; wenn z. B. den Verstorbenen bei zwei weit voneinander wohnenden Völkerschaften die wertvollsten Waffen und auch andere Gerätschaften von Wichtigkeit mit ins Grab gegeben werden, so ist dies schon eine Übereinstimmung, welche, wenn auch nicht berechtigt, die Völker für gleichen Stammes zu halten, doch dahin gedeutet werden kann, daß eine Übereinstimmung zwischen ihnen stattfindet, welche sich möglicherweise bis zu einer entfernten Verwandtschaft ausdehnen läßt. Dergleichen Übereinstimmungen würden z. B. sein: die Bestimmung der Abkunft eines Mannes nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter, zwar durchaus nicht gewöhnlich, aber vielleicht sehr vernünftig, weil gerade in dieser Anschauungsweise der Abkunft etwas Positives gefunden werden kann, während die Annahme, mit der wir uns begnügen, eine Voraussetzung einschließt welche eingestandenermaßen nicht immer gerade stichhaltig ist.

Aber diese Sitte, vollkommen natürlich überall, wo die Männer sich nicht das Recht vorbehalten haben, allein die Herren der Gefühle zu sein, beweist doch immer noch nicht gleiche Abstammung, sondern nur eine auf gleichen Ursprung zurückzuführende Sitte, und weil eine junge Negerin so gut berechtigt ist, ihrer Neigung Gehör zu geben, solange sie noch nicht verheiratet ist, wie eine Bewohnerin der glücklichen Tonga-Inseln — und folglich die Kinder verschiedener Liebhaber nach ihrer Mutter heißen, wird doch niemand die Neger für stammverwandt mit den Tonga-Insulanern halten.

Die Reibung erzeugt Wärme, wovon ein jeder Notiz nehmen kann, der seine beiden Hände etwas rascher aneinander reibt, er kann es in einer Viertelminute so weit treiben, daß ihm die beiden Handflächen schmerzhaft wehe thun. Die Beobachtung, daß Reibung Wärme erzeugt, muß wohl sehr alt sein, denn die Kunst des Feueranmachens besteht beinahe bei allen Völkern der Erde darin, ein paar Gegenstände, welche brennbar sind, so lange aneinander zu reiben, bis sie wirklich brennen, und auch wir hatten — obschon wir uns die Träger der Civilisation zu nennen gewohnt sind — sicher kein anderes Hülfsmittel, bis sich am Anfange dieses Jahrhunderts die Chemie hineinmischte, und von den Fläschchen mit konzentrierter Schwefelsäure und den dazu gehörigen Zündhölzchen sind wir auch zurückgekehrt zu der Reibung als dem bequemeren Mittel, denn wir brauchen seit 30

und mehr Jahren Streichzündhölzchen. Wenn nun die Bewohner von Kamtschatka und die von Australien, von Nord- und Südamerika und von Südafrika dadurch Feuer anmachen, daß sie einen runden trocknen Holzstab zwischen den Händen rasch quirlen, indessen sich eines seiner Enden in der Vertiefung eines Stückes Holz befindet, so wird deswegen doch niemand auf die Vermutung kommen, alle diese Leute seien eines Stammes, ebensowenig wie man diejenigen für stammverwandt halten wird, welche Feuer anmachen durch Reibung von Stahl an Stein, wie wir es sonst gemacht haben (Feuer anschlagen), und wie die Matrosen aller Nationen es noch jetzt machen, und wie unsere galanten jungen Herren, denen die Beschäftigung der Matrosen mit der Pfeife oder der Cigarre zu einem süßen Bedürfnis geworden ist, es mit dem Luntenfeuerzeug neuerdings gelernt haben.

Es ist eine nicht zu bestreitende Thatsache, daß gewisse Sitten bei vielen Völkern wiederkehren. Die Hochebenen Perus und Bolivias zeigen dem Reisenden auf den Bergspitzen Steinhaufen (Apachetas), welche von Menschen zusammengetragen und von jedem Vorüberziehenden mit einem Steine vergrößert werden. Es sind Denkmäler für Verunglückte, wie sie ähnlich über die ganze Erde verbreitet sind. Speke beobachtete sie am Victoriasee, Bastian in Birma und Borneo, Schlagintweit in Tibet, Ebers auf der Sinai-Halbinsel. In der Schweiz ist die Sitte ebenfalls zu Hause.

Die Beschneidung ist bei vielen Völkern eingeführt. Nach Herodot hatten sie die Ägypter und Äthiopen, von ihnen erhielten sie die Phönicier und die Syrer. Die Spanier begegneten ihr bei den Völkern Mittelamerikas, und auf dem australischen Festlande ist die Beschneidung noch bei fast allen Eingebornen verbreitet. In Afrika ist sie allgemein, mit dem Islam kam sie nach Südwestasien, Nordafrika, ja bis nach Europa, so daß noch heute etwa der siebente Teil der Menschheit diesem Gebrauch huldigt.

Die Eigentümlichkeit der Begrüßung der Eskimos, sich durch Reiben der Nasen zu bewillkommnen, beobachtete Linné bei den Lappländern, Darwin bei den Maoris Neuseelands, Lamont bei den Polynesiern; Wallace nennt sie den Malayenkuß, da sie ihm unter seiner Schiffsmannschaft beim Abschiede von Mangkassar begegnete.

„Wenn die Frau des Karaiben niederkommt, so legt der Mann sich ins Bett“ (welches er gar nicht kennt, wovon er gar keinen Begriff hat, — die Hängematte oder der flache Erdboden ist sein Bett), „bindet ein Tuch um den Kopf und läßt sich von ihr pflegen.“

Auf Borneo, bei dem Volke der Dajaken, muß noch heute der Vater eines Neugeborenen 8 Tage lang nur Reis essen, sich hüten, in die Sonne

zu gehen, und darf 4 Tage lang kein Bad nehmen. Die Sitte des väterlichen Wochenbettes fand Martius bei den Mundrucus und Manaos am Amazonenstrom; nach Bastian ist sie vorhanden bei den Indianern des südwestlichen Kolombia. Im vorigen Jahrhundert wurde sie bei den Negern des Kassange von einem Missionar, Zucchelli, angetroffen. Nach Strabo bestand diese Sitte auch unter den spanischen Iberern und den Basken. Nach Dobrizhoffer hat sie ihren tiefen Grund in dem Glauben der Völker, daß noch ein leibliches Band den Sprößling mit dem Vater verbinde und dieses durch sorglose und unmäßige Lebensweise des letzteren zerrissen würde. Damit harmoniert dann auch die Thatsache, daß die Wöchnerinnen dem Vater Vorwürfe machen, falls ein Neugeborener in den ersten Lebenstagen stirbt. Auch andere Gebräuche sind auf diesen Glauben zurückzuführen, wie z. B. derjenige, daß der Vater eines Kindes auf den Antillen kein Schildkröten- und kein Manatifleisch essen durfte, weil man befürchtete, durch ersteres entstünde Taubheit und Gehirnmangel, durch letzteres Entstellung des Kindes durch kleine, runde Augen.

In allen Weltteilen kehrt bei der Urbevölkerung die Hautmalerei und Tätowierung wieder. Die Zeichen- und Gebärdensprache europäischer Taubstummen findet ihre Wiederholung bei den nordamerikanischen Rothäuten.

Das Ausschlagen der Vorderzähne tritt bei den Negern auf und ebenso in Brasilien. Die Steppenbevölkerung Südrußlands schnürt die Schädel der freigeborenen Kinder zwischen Bretter, damit sie lang werden; ein Gleiches thun die Conivos am Ucayali in Südamerika, die Tschinuk in Britisch-Columbien u. s. f. Dieses Zusammentreffen gleicher Gebräuche bei voneinander ganz entfernt wohnenden Völkerschaften ist nur dadurch zu erklären, daß die Rassen einstens eine gemeinsame Urheimat hatten, von welcher aus sie sich mit diesen Gebräuchen verbreiteten und zu Spielarten wurden, oder diese Sitten entstanden erst nach der Verbreitung. In letztem Falle würde die ursprüngliche gleiche Denk- und Gemütsart, die Einheit des Menschengeschlechts, sich selbst in diesen absonderlichen Gebräuchen wiederspiegeln.

Klimatische Einflüsse.

Es kann nicht im entferntesten geleugnet werden, daß das Klima und die Nahrung Einfluß auf das tierische Leben habe. Um uns darüber ins Klare zu setzen, dürfen wir nur beobachten, und wir werden finden, daß Tiere und Menschen, reichlich genährt, von ganz anderer Beschaffenheit sind als schlecht genährte; der pommersche, der holsteinsche, der oldenburgische

Bauer scheint ein ganz anderes Geschöpf als der des mittleren und südlichen Deutschlands, weil er eine bei weitem reichlichere und kräftigere Nahrung hat; nicht so fleischig, nicht so massig, gewiß aber noch viel kräftiger ist der norwegische Bauer, weil ihm zu hinreichender Nahrung auch noch hinreichende Bewegung den Körper auszubilden hilft, so daß sich Fett nicht wohl ansetzt, welches die Glieder des Norddeutschen abrundet, wohl aber eine Muskulatur bildet, deren Straffheit ihn befähigt, die Strapazen seiner ländlichen Existenz zu erdulden, und zwar mit Leichtigkeit, so daß sie ihm keine Strapazen sind. Dagegen macht das Klima und die reichliche Nahrung von Fleisch und Speck den Samojeden, den Lappen, den Eskimo fett und rund. Um der Kälte Widerstand zu leisten, setzt er eine dickere Speckschicht an, die sich unter seiner Haut lagert und ihn weniger empfindlich macht gegen die Kälte, wie sie in noch größerer Dicke den Seehund und den Walfisch unempfindlich dagegen macht.

Das Klima betreffend, so sehen wir den Hasen, welcher Deutschland bewohnt, grau von Farbe, den Wolf, den Fuchs grau oder braun. Weiter nach dem Norden sehen wir dieselben Tiere für den Winter ein weißes Kleid anziehen, und noch weiter nach dem Norden, in der Nähe der Küsten des Eismeeres, haben diese Tiere einen weißen Pelz, im Sommer so gut wie im Winter, nur ist derselbe in letzterer Jahreszeit bei weitem dichter als im Sommer, was überhaupt der Fall ist mit allem, was man Fell nennt. In ganz gleicher Weise spricht sich dies bei den gefiederten Tieren aus, sie sind farblos im Winter, weiß und grau im Sommer, in diesem aber sind sie viel schwächer befiedert als im Winter.

Ebenso ist es mit der Reife, welche sich in südlichen Klimaten bei weitem früher einstellt als im nördlichen, und zwar bei Menschen und bei Tieren, und ebenso ist es mit der Fruchtbarkeit, die im Norden geringer zu sein, aber viel länger anzuhalten pflegt als im Süden, einesteils weil der Geschlechtstrieb nicht so frühzeitig geweckt wird, anderenteils weil er sich nicht so schnell verzehrt.

Fernere Beweise von dem Einflusse des Klimas auf das tierische Leben sehen wir in der Veränderung, welche Tiere und Menschen erleiden, die aus ihrer Heimat in auffallend verschiedene Gegenden verpflanzt werden. Schafe von England oder Deutschland, nach den heißen Gegenden von Amerika versetzt, verlieren ihre feine Wolle und behalten nur ein grobes und dünnes Haarkleid, das man kaum mehr als ein wollenes ansprechen kann. Unsere Gänse im Norden von Deutschland, ein Gewicht bis zu 25 Pfund erreichend, gehen schon im Süden von Deutschland bis auf allerhöchstens 10 Pfund herab — doch das mag vielleicht daher kommen, daß man in äußerst grausamer Weise die armen Tiere bei lebendigem Leibe rupft,

jährlich dreimal und im günstigsten Falle doch wenigstens zweimal, so daß sie wohl mit Reproduktion der Federn genug zu thun haben mögen und also nicht viel Fleisch und Fett ansetzen können — aber viel auffallender als dieses ist der Verlust des gesamten weichen Gefieders, den Gänse und Enten von selbst erleiden, wenn sie nach heißen Gegenden versetzt werden. Allmählich und schon im zweiten Jahre verschwindet der ganze Flaum, und es bleiben nur die glatten Deckfedern übrig, zwischen denen und dem magern Körper (denn ein Fettansatz findet auch nicht statt) sich ein hohler, ein leerer Raum befindet. Bei dem Menschen spricht sich dieses weder in der Abnahme des Haarwuchses, noch in einer Zunahme des Fettpolsters aus, wohl aber in körperlichen Zuständen, welche man Acclimatisationskrankheiten nennt, an welche sich sehr wichtige, das Leben bedrohende Veränderungen des ganzen körperlichen und geistigen Habitus knüpfen.

Der schnödeste Eigennutz hat Holländer, Engländer, Portugiesen und Spanier nach der Westküste von Afrika geführt, um dort unter den unglücklichen Negern dasjenige Hausvieh auszuwählen, was, in Brasilien auf den Markt gebracht, als schwarzes Fleisch einen reichlichen Gewinn verspricht. Alle diese Schurken, welche mit Menschen Handel treiben, setzen sich einer immerwährenden Todesgefahr aus; die Küsten von Afrika in der Äquatorialgegend sind in solchem Grade ungesund wie die Flußniederungen daselbst, welche sie bereisen, um von dort her ihre Rekruten zu beziehen. Diese heißen Sumpfgegenden, so höchst verhängnisvoll sie für die weißen Menschenräuber oder Käufer sind, haben doch durchaus keine Schrecken für die eingeborenen Neger, daher diese sich auch in den Zuckerrohr- oder Reispflanzungen, in den heißen Sümpfen der Louisiana, der Sklavenstaaten, in dem überaus freien und glücklichen Nordamerika ganz wohl befanden und deshalb auch besser bezahlt wurden als Neger aus anderen Gegenden und eben deshalb auch mehr gesucht wurden und immer wieder neue Europäer anziehen, welche sich den tödlichen Fiebern aussetzen in der süßen Hoffnung, durch zwei oder drei Reisen mit etwas mehr als je 300 Schwarzen zu Millionären zu werden. Ein wohlgebauter Congoneger ist immer seine 1500 Dollars wert, und sollte er für seinen Ankauf, seine Ernährung und Transport auch 1500 Mark in Anspruch nehmen, was jedenfalls eine lächerliche Behauptung wäre, so bleiben dem Sklavenhändler noch immer drei Tausend Mark übrig, was bei 1000 Negern die hübsche runde Summe von 3 Millionen beträgt.

Dieser Gewinn verlockt dazu, den klimatischen Krankheiten zu trotzen, aber sie lassen nicht mit sich spaßen, und der größere Teil von denen, die dem Moloch ihre Opfer bringen, um reich zu werden, erliegt den klimatischen Krankheiten, und man muß nicht etwa glauben, daß es sich darum handle,

von England oder von Portugal nach den Niger-Mündungen zu gehen — wir können deren viel näher haben.

Während die sämtlichen Fremden Rom verlassen, sobald das Frühjahr kommt, und die reichen und vornehmen Römer dieses auch thun, bleibt die ganze untere Schicht der Bevölkerung ganz ruhig in der heiligen Stadt, in der Stadt der Trümmer und Gräber, ohne daß man bemerkt, ihre Sterblichkeit nehme zu während der Herrschaft der Malaria, die den ganzen Sommer durch unausgesetzt weht, und die das Kupferdach auf der Kuppel der St. Peterskirche auf der Südseite grün bronziert, indessen die entgegengesetzte Hälfte desselben Daches unverändert bleibt.

Die Norddeutschen, die Engländer, die Franzosen, welche sich zu dieser Zeit dort aufhalten wollten, würden die ruinenreiche Hauptstadt der Welt als Leichen verlassen müssen, deshalb sie sich zurückziehen — flüchten könnte man besser sagen.

Die niederen Gegenden von Ungarn, die Ufer der Theiß und der Donau, sind für den Fremden nicht minder gefährlich als die pontinischen Sümpfe, indessen sie auf den eingeborenen Ungarn auf den Pferde- und Schafhirten, eventualiter Räuber, und auf den Fischer, der den ganzen Tag in den Sümpfen watet, ganz ohne Einfluß sind.

Alle diese Thatsachen kann niemand leugnen, aber deswegen ist es doch immer noch weder bewiesen, noch ernstlich behauptet worden, daß die klimatischen Unterschiede es wären, die die Unterschiede der Rassen bedingten. Wäre dies der Fall, so würde man schließen können, daß die Bewohner des äußersten Nordens und des äußersten Südens von Amerika einander gleich sein müßten, einer Rasse sein müßten, denn nicht nur ihre geographisch-physikalische Lage, sondern auch ihre Lebensweise ist so ziemlich gleich, und dennoch kann es kaum Verschiedeneres geben als Eskimos und Feuerländer, und nur völlig kenntnislosen, leichtsinnigen Franzosen kann es einfallen, die beiden Völker zu einer Rasse zu zählen.

Die Natur ist überhaupt keine Freundin von Systemen, und der Mensch hat seine Anordnungen nicht aus den vorliegenden Thatsachen, nicht aus der Natur herausgenommen, sondern er hat seine Systeme in sie hineingetragen, darum will auch alles nicht recht stimmen. Der eine behauptet, das gemäßigte Klima bringe die günstigste Entwickelung des menschlichen Körpers hervor, und er weist auf die Deutschen, die Friesen, die Schweden und Norweger hin und auf die fabelhaften Patagonier (ein Beweis, der jetzt wohl wird aufgegeben werden müssen); der andere behauptet, mit der größeren Wärme steige die Entwickelung, und er zeigt auf das Herrschergeschlecht der Südsee-Inseln. Aber einer wie der andere vergißt dasjenige, was seiner Behauptung gegenüber steht. An die Schweden und Norweger grenzen, ja

mitten unter ihnen wohnen die klein gestalteten Lappländer, und neben den für groß gehaltenen oder den für groß ausgegebenen Patagoniern wohnen die kleinen, unansehnlichen Feuerländer. Neben dem herrschenden Geschlechte auf den Sandwichs- und Gesellschafts-Inseln lebt das unansehnliche Volk, und wenn in dem gemäßigten Afrika wohlgestaltete Kaffern und Damaras und Ovampos wohnen, so grenzen unmittelbar an sie die Buschmänner, welche häufig genug nicht mehr als 1 m messen.

Gegen alle solche Thatsachen müssen die Hypothesen zurücktreten, und wenn in demselben Klima, auf dem nämlichen Boden und unter den nämlichen Verhältnissen große und kleine, geistig bevorzugte und vernachlässigte Menschen wohnen, so muß man sagen, wie groß auch der klimatische Einfluß sei, größer noch ist der Einfluß der Rasse.

Bei alledem wird niemand die sehr wesentlichen Einflüsse leugnen dürfen, welche das Klima, unterstützt von veränderter Lebensweise, ausübt.

Nordamerika ist zuerst von den Holländern, dann von den Engländern nach Vertreibung oder Unterdrückung der ersteren kolonisiert worden, aber man findet die eingeborenen Weißen weder den Holländern noch den Engländern ähnlich; sie sind schwächlicher, bei weitem weniger arbeitsfähig, sie sind mager, haben einen langen Hals, ihr Haar wird straff, grob, schlicht.

Alle diese Kennzeichen finden sich bei ihren europäischen Stammverwandten nicht. Das Haar des Engländers ist seidenartig weich, der Körper des Holländers neigt zur Fülle. In der klimatisch hervorgebrachten Umwandlung liegt offenbar eine Annäherung an den Habitus des eingeborenen Amerikaners; aber ein Amerikaner wird der Engländer doch nicht, wie sich sehr wohl beweisen läßt, da einige Familien holländischer Abkunft in Pennsylvanien und englischer Abkunft nördlich und südlich davon in New-York und Virginien seit drei Jahrhunderten wohnen und weder in Knochenbau, noch Augenstellung, noch physiognomischem Ausdruck, noch auch in Farbe den Eingeborenen gleich geworden sind.

Man hat dem entgegengehalten, daß die Mischlinge von Negern und Europäern in den spanischen oder portugiesischen Kolonien in dem tropischen Westafrika beinahe schwarz sind. Es wird dieses kaum in Abrede gestellt werden können; allein es würde sehr kühn sein, daraus herleiten zu wollen, daß das Klima aus den Portugiesen Neger mache. Wer die Portugiesen niederen Standes, die Bauern und die Matrosen, welche sich aus diesen rekrutieren, gesehen hat, wird zugestehen, daß ihre Farbe so dunkel sei, daß nur wenig daran fehle, sie schwarz nennen zu dürfen. Wenn nun schwarzbraune Europäer mit noch schwarzbrauneren Negerinnen Kinder erzeugen und diese schwarz sind wie ihre Eltern, so wird dieses Resultat wohl

niemand in Verwunderung setzen, aber immerhin werden diese Abkömmlinge keine Neger sein, und auch der Mulattentypus, der ihnen selbstverständlich eigen ist, wird in der zweiten Generation verschwinden, wenn schon die Negerfarbe bleibt, als von beiden Eltern ziemlich gleich auf die Kinder vererbt.

Die Farbe betreffend, so ist es ohnedies eine Thatsache, daß unter dem Äquator selbst durchaus nicht die schwärzesten Menschen wohnen; so ist es in Amerika und dem großen Weltmeere. Die Botokuden und die Puris im tropischen Amerika sind weit weniger dunkel als die Bewohner der Pampas oder die Feuerländer. Auf den Sandwichs-Inseln wohnen zwei offenbar verschiedene Menschenstämme bei einander, davon der eine hell-, der andere dunkelfarbig ist. In gleicher, aber südlicher Breite sind die Tonga-Insulaner von einer auffallend hellen, beinahe europäischen Farbe; viel dunkler erscheinen schon die Einwohner der nördlichen Hälfte von Neu-Seeland, und schwarz sind die Bewohner von Tasmania oder Vandiemensland, welche unter dem 45. Grade südlicher Breite wohnen, in einem Klima, das dem von England nahezu gleich ist, in welchem man keineswegs gewohnt ist, Schwarze als Eingeborne zu finden.

Dabei ist übrigens der klimatische Einfluß im allgemeinen nicht zu verkennen; man darf nur an die nach dem Süden gebrachten Tiere des Nordlandes denken. Sie sind darum als Beobachtungsmittel von besonderer Wichtigkeit, weil bei ihnen die Generationen so sehr viel schneller auf einander folgen, daß durchaus nicht selten ein Mensch zehn, von kleineren Tieren zwanzig, von Vögeln dreißig Generationen beobachten kann.

Am langsamsten von unseren Haustieren vermehrt sich das Pferd, doch kann man mit Sicherheit annehmen, daß alle vier Jahre eine neue Generation auftritt; mit dem Rinde findet es nach zwei Jahren statt, mit Schaf, Schwein und Hund nach einem Jahre, mit Hühnern, Gänsen ꝛc. nach einem halben Jahre. In Folge dieses schnellen Wechsels hat man sehr sicher die Einflüsse bestimmen können, welche das Klima ausübt. So sind denn die Mustangs, oder Pferde ursprünglich spanischer Abkunft, frei von der Beeinflussung des Menschen, zu viel schlankeren, dabei unglaublich dauerhafteren Tieren geworden, als ihre Urväter waren; so haben die schwerfälligen Rinder eine Leichtigkeit und Flüchtigkeit gewonnen, eine Raschheit der Körperbewegungen, welche sie befähigt, als Reittiere zu dienen. Die holländischen Ansiedler am Kap bedienen sich der Stiere nicht nur als Last- und Zugtiere, sondern sie reiten darauf und zwar in der Art, wie umstehende Figur es zeigt. Es ist nicht der Zufall, der einmal so was bedingt, die Stiere sind dazu gezogen. Sie werden gesattelt, ihr Zaumzeug ist nichts weiter als ein Strick, durch die Nasenlöcher gezogen, und man durchstreicht auf solchem Reitstiere mit größter

Schnelligkeit gewaltige Strecken, denen vielleicht das Pferd nicht gewachsen wäre. Wir würden bei uns den Stier so gut zum Reiten abrichten können wie am Kap, aber unser träges Tier würde nicht zu jenen Leistungen zu vermögen sein, welche sich dort von selbst verstehen.

Sehr viel auffallender sind indessen die äußerlichen Verwandlungen, welche mit dem Wollvieh oder dem Federvieh vorgehen. Nimmt man von Europa Schafe der edelsten Rasse nach den warmen Gegenden von Amerika oder von Afrika, so verlieren sie daselbst allmählich und zwar schon in der

ersten Generation die weiche, wärmende Wolle, und es tritt an ihre Stelle ein hartes, starres Haar, welches sich dem Ziegenhaar nähert, die feine Kräuselung verliert und zum Spinnen und Weben beinahe unbrauchbar ist. In ganz gleicher Weise verschwindet von dem Leibe der Gans, der Ente, des Huhns der Flaum, welcher unsere Betten füllt, und es bleiben nur die Deckfedern, die harten äußerlichen, den Flaum umhüllenden Federn zurück.

Es wäre überflüssig, beweisen zu wollen, was eigentlich selbstverständlich ist, und was ein jeder kennt, die Thatsache, daß das Klima Einfluß auf Menschen und Tiere hat. Wir können uns daher das übrige erlassen und wollen nun zu eingehender Betrachtung der Hauptrassen uns wenden.

Die Neger.

Die eigentliche Heimat der Negervölker ist Afrika und zwar vom Südrande der Sahara bis zu dessen südlichen Spitzen, den Wohnsitzen der Hottentotten und Buschmänner. Das ganze Mittelafrika, welches die etwas schwankende Bezeichnung Sudan führt, westlich bis zum atlantischen Ocean, südlich etwa bis zu 5° nördlicher Breite, östlich bis zu den oberen Nilgebieten ist hierher zu rechnen. Die allerverschiedensten Stämme gehören zu ihnen, teilweise in ihren Wohngebieten noch gänzlich unerforscht und von allem Weltverkehr gänzlich abgeschnitten. Der Senegal, Gambia, Assie, Volta und vor allem der Niger bezeichnen diese Gebiete. Der Lauf des Nigers bildet mit der afrikanischen Südküste fast ein Dreieck. Was westwärts vom Oberlauf liegt, heißt allgemein Senegambien. Der Raum zwischen den beiden Schenkeln des Nigerdreiecks wird im Norden eingenommen von den Fulah oder Fulbe, Pullo oder Fellatah. Mehr südwestlich und nach der oberguineischen Küste zu, welche durch die Niederlassungen der Engländer wohl am besten bekannt ist, wohnen die Fanti und Aschanti; östlich davon ist das Negerreich Dahomeh an der sogenannten Sklavenküste. Im Osten des Niger oder Kuara grenzen an die Fellatah-Staaten die Reiche Bornu und Bagirmi, an welche sich weiter östlich Wadai und dann die Landschaften des ägyptischen Sudan, Darfor, Kordofan, schließen. Die alle diese Reiche bewohnenden Negervölker gebieten hier über reich bewässerte, fruchtbare Landstriche und sind teilweise seßhaft, ja sitzen sogar dicht und haben es zu gewisser, allerdings eigentümlicher Gesittung gebracht. Das eben angedeutete Terrain, das Sudan, wird von den eigentlichen Sudannegern bewohnt, während der davon südlich gelegene Teil Afrikas, etwa bis zur Kalahari-Wüste, die Bantuneger einnehmen. Beide Negerstämme gehören zusammen, da sie in den hervorstechendsten Kennzeichen übereinstimmen.

Der Charakter der Fellatah-Reiche und ihrer Bewohner ist erst durch die Reisen von H. Barth, G. Rohlfs und G. Nachtigal erschlossen worden. Heinrich Barth durchforschte zunächst die Länder am Tsadsee und ging von der Hauptstadt Bornus, Kuka, an genanntem See nordwestlich über Sokoto nach Timbuktu, während sich Rohlfs mehr südwestlich nach Lagos an der Mittelguineischen Küste zu wandte. Gegen Ende des Jahres 1862 hatte G. Nachtigal „seine kranken Lungen auf die Nordküste von Afrika geführt" und war er dann, völlig genesen, längere Zeit in Tunis, als G. Rohlfs von dem Kaiser von Deutschland beauftragt wurde, dem Scheich Omar, Sultan von Bornu, Geschenke zu überbringen als Zeichen dankbarer Anerkennung des treuen Schutzes und der Unterstützung, welchen dieser den

deutschen Reisenden Barth und Overweg, Vogel, von Beurmann und Rohlfs gewährt hatte. Diese Geschenke wurden von G. Rohlfs nach Tripolis gebracht und übernahm deren Überbringung an den Sultan G. Nachtigal, welcher die Reise von dort im Jahre 1869 antrat und über 5 Jahre fortsetzte. Sein Weg führte ihn südlich durch das Wüstenreich Fezzan mit der Hauptstadt Murzug, durch das Land Tibesti nach dem Reiche Bornu mit der Hauptstadt Kuka am Tsadsee, Kanem und Borku (also der östlichen Sahara), nach Bagirmi südöstlich vom Tsadsee u. s. w., und die wertvollsten Aufschlüsse über jene Negerreiche wurden gezeitigt.

Ein in Amerika geborner Neger (Creolneger).

Bevor wir an der Hand dieser Reisenden noch einiges über diese Negerstämme erfahren, ist es angezeigt, uns des allgemeinen über den Charakter des Neger-Typus zu orientieren.

Beistehende Figur zeigt einen Creolneger Amerikas, einen Angehörigen jener Mischlingsrassen, welche in gewisser Art den Negertypus gerade dadurch am besten charakterisieren, daß sie seine Gesamteigentümlichkeiten in sich aufgenommen haben. Wir sehen einen runden, dicken Kopf mit stark vorspringenden Backenknochen; wir sehen die Augen vortretend und durch eine breite Nase mit weiten Nüstern von einander getrennt; Kinn und Mund springen vor; dicke, wulstige Lippen charakterisieren gleichfalls die Negerphysiognomie. Das Haar um Mund und Backenknochen, der Bart ist überhaupt sehr spärlich, das Haar des Kopfes durchaus wollig, ist auch durch seine feine Kräuselung der Wolle des Schafes ganz gleich; der Hinterkopf wird davon ganz bedeckt, auf der Stirne springt in einem Winkel von der Linie, die man von den Ohren senkrecht aufwärts ziehen kann, eine Schnippe vor; von beiden Seiten dagegen tritt das Haar gänzlich zurück, so weit zu-

rückschreitende Winkel bildend, wie es einstmals im vorigen Jahrhundert Mode war, die Haare durch Ausrupfen künstlich zurückzudrängen. Der Hinterkopf springt nicht so weit zurück als bei den Europäern.

Ein wesentliches Kennzeichen der niedriger stehenden Rasse ist der mehr oder minder große Gesichtswinkel; je kleiner dieser ist, desto tierähnlicher wird das Haupt.

Man wird nämlich leicht einsehen, daß, je niedriger das Ohrloch liegt, um so viel größer das Oberhaupt sein muß, um so viel weniger Raum übrig bleibt für diejenigen Teile des Gesichts, welche man die unedleren, die Freßwerkzeuge nennt. Man sieht ferner gleichzeitig, daß, je mehr die Stirne mit den Augenbrauen zurückweicht, je schräger die Linie, welche längs der Nase herabgezogen wird, sich legen muß, und daß umgekehrt eben diese Linie steiler wird, mehr senkrecht wird, je weiter die Stirne vortritt.

Wird der Kopf sonach hinsichtlich desjenigen Teils, der das Gehirn einschließt, größer, wird die Stirn vorspringender und das Ohr niedriger gelegen, so wird der Winkel, den die beiden Linien bilden, immer größer werden; er wird sich immer mehr dem rechten nähern, und dieses hält man für das sicherste Kennzeichen der edleren Rasse, daher der Gesichtswinkel bei allen Untersuchungen über diesen Gegenstand eine große Rolle spielt. Man betrachtet das Vortreten der Stirne als ein Kennzeichen großen Verstandes, das Vortreten der beiden Kinnladen, welche man zusammen mit dem Namen der Freßwerkzeuge belegt, als Zeichen tierischer Bildung. Das Vortreten dieser letzteren verkleinert, das Vortreten der Stirn vergrößert den Gesichtswinkel, und es ist somit gerechtfertigt, diesen Winkel für ein wirklich brauchbares Kennzeichen und Unterscheidungszeichen höherer und niederer Stellung in der Stufenleiter der menschlichen Rassen anzuerkennen. Macht man Versuche mit Bestimmung des Gesichtswinkels an den menschenähnlichsten Tieren, an den Affen, so findet man den Gesichtswinkel 40 Grad (also sehr spitz), bei den mehr ausgebildeten, größeren Affen 50 Grad, und das allerhöchste von diesen Maßen findet man beim Orang-Utang und beim Gorilla. Bei diesem letzteren steigt der Winkel bis auf 59 Grad, was das Äußerste zu sein scheint, bis wohin das Tier gelangt. Aber die menschliche Schädelbildung ist doch eine um ein Bedeutendes andere als die Schädelbildung des menschenähnlichsten Tieres. Der Neger, welcher einen Kopf hat, der durch seine hervortretenden, schräg hinausragenden Schneidezähne sich dem Affentypus am meisten nähert, hat doch einen Gesichtswinkel von 68 bis 70 Grad. Der Europäer hat im geringsten Falle um 10 bis 12 Grad mehr für seinen Gesichtswinkel zu beanspruchen als der Neger, er hat einen Gesichtswinkel von mindestens 80 Grad; durchaus nicht selten kommen aber 85—86 Grad vor, und der Verfasser hat selbst einige Ge-

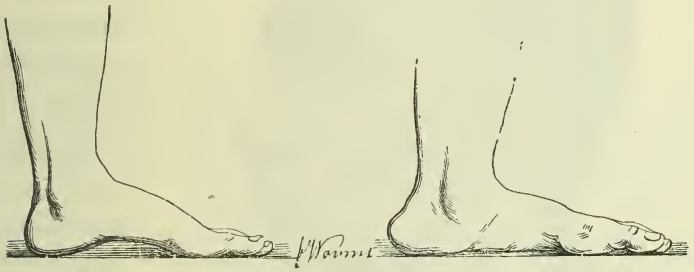
sichtswinkel gemessen, weil die ganze Form des Profils auffallend an die geraden Physiognomien der von griechischen Künstlern uns übertragenen Gesichtsbildung erinnerte, und hat sie in einzelnen Fällen 90 Grad gefunden. Die griechischen Künstler sind allerdings weiter gegangen, sie haben ihren Statuen 95 Grad, in einigen Fällen sogar 100 Grad gegeben. Über diese hinauszuschreiten, ist wohl niemandem eingefallen, wenn er etwas Schönes hat bilden wollen; die Natur aber ist in der That darüber hinausgegangen, allerdings nicht um etwas Schönes zu bilden. Die Unglücklichen, welche an dem sogenannten Wasserkopf leiden, haben einen Gesichtswinkel, welcher größer ist als 100 Grad; unzweifelhaft auch zeigt sich gerade bei diesen das äußerst Krankhafte, und bei dem ersten Anblick eines solchen gewahrt man an dem geschwollenen Kopf die Mißbildung. So stößt denn, wie Napoleon sagte, das Erhabene unmittelbar an das Lächerliche, denn ein von einem griechischen Künstler gebildeter Apollokopf, dessen Gesichtswinkel 100 Grad beträgt, und ein fratzenhaft verzerrter Wasserkopf, der durch seine ungeschickte Dicke widerwärtig auffällt, und dessen Gesichtswinkel 101 Grad beträgt, stehen unmittelbar nebeneinander. Aber eben weil dieses krankhaft ist, kann es nicht als eine Norm angesehen werden, man darf hierin nicht weiter gehen, als das Gefühl für das Schöne es gestattet.

Ein anderes Kennzeichen der Negerrasse liegt in der Hüftengegend, in dem sogenannten Becken. Man pflegt dabei zwei Dimensionen vorzugsweise zu unterscheiden, den größeren Durchmesser von einer Hüfte zur andern und die Tiefe desselben, welche von vorn nach hinten geht und sich bei einem Manne verhält wie 44 zu 27 und bei einem Weibe wie 49 zu 28, ein Unterschied, welcher nur sehr gering genannt werden muß. Bei einem Neger gestaltet sich das Verhältnis ganz anders, der größere Durchmesser verhält sich zum kleineren wie 38 zu 27; seine Breite ist um mehr als ein Viertel geringer als die Breite eines wohlgewachsenen Europäers. Übertragen wir dieses in Maße, in Zolle z. B., so müssen wir sagen: wenn der Negerkörper etwas über einen Fuß Tiefe, z. B. 13 Zoll von vorn nach hinten gemessen hätte, so würde er von einer Seite zur andern gemessen 19 Zoll Breite haben. Wenn man die Maße an einem Europäer nimmt, welcher dieselbe Tiefe hat, 13 Zoll von hinten nach vorn gemessen, so würde seine Breite 2 Fuß, annäherungsweise beinahe eine Elle betragen, der Europäer würde also beinahe um ein volles Viertel breiter erscheinen als der Neger. Die eigentümlichen Verhältnisse des Negerbeckens hat man als tierische Charaktere gedeutet. Quatrefages sieht darin nur eine Bildung, welche auf der Stufe des kindlichen Alters stehen geblieben ist.

An das Becken schließen sich unmittelbar die Schenkel, und die Bildung derselben bei den Negern unterscheidet sich beinahe ebenso auffallend

von der Schenkelbildung der Europäer, daß sich sehr wohl Maße dafür angeben lassen. Der Schenkel des Negers ist ungleich in seinen Durchmessern; je nachdem man denselben von vorn nach hinten oder von außen nach innen mißt, zeigt er sich sehr verschieden Der Schenkel des Negers ist flach in einem Grade, daß er an den des Pferdes erinnert; der Schenkel des Kaukasiers ist zwar nicht kreisrund in seinem Querdurchschnitt, sondern oval, aber doch nur in einem so geringen Grade, daß der Sänger des Hohenliedes vollkommen berechtigt ist, zu sagen: „Seine Beine sind rund wie Marmelsäulen und gegründet auf goldenen Füßen" (Hohelied Salomonis Kap. 5, Vers 15), oder „Deine Lenden stehen rund aneinander wie zwo Spangen, die des Meisters Hand gemacht hat" (Hohelied Salomonis Kap. 7, Vers 1).

In Folge der Ungleichheit der beiden Durchmesser und zugleich Rücksicht nehmend auf die geringe Breite des Beckens, erscheint der Neger von



vorn betrachtet neben einem Europäer mager und dürftig, wenn dagegen beide von der Seite betrachtet werden, so nehmen sie einander nicht viel in ihren Dimensionen, sie sehen fast gleich stark aus.

Auch der Fuß nimmt an dieser unschönen Bildung Anteil. Der Neger hat den recht eigentlichen Plattfuß, welcher in unseren nordischen Gegenden vom Soldatenstande ausschließt, nicht bloß weil er unschön, sondern weil er nicht geeignet ist, den Körper auf die Dauer, d. h. auf Märschen von größeren als gewöhnlichen Längen und überhaupt bei größeren Anstrengungen, zu tragen.

Der Fuß des Europäers bildet einen von der großen Zehe beiderseits nach außen laufenden Bogen, der in der Ferse seinen Endpunkt findet, ebenso bildet er vom Ballen der großen Zehe bis zur Ferse einen zweiten Bogen von senkrechtem Durchschnitt, welcher auf seinem hinteren zweiten Drittel das Bein trägt. Diese deutliche Wölbung gewährt dem Fuß diejenige Elasticität, vermöge deren der ganze Körper, auf diesem Gewölbe ruhend, leicht getragen, gehoben, ja geschnellt werden kann (wie beim Sprunge).

Der Plattfuß des Negers fällt neben dem schöneren Bau des europäischen Fußes so sehr auf, daß selbst derjenige, der von den sämtlichen anatomischen Verhältnissen gar keine Kenntnis hat, diese Eigentümlichkeit sofort entdeckt. Der Weiße in Amerika sagt vom Neger: er tritt mit der Höhlung seines Fußes ein Loch in den Sand. Die Bezeichnung ist so außerordentlich richtig, daß man in der That den Fußtritt des Europäers von dem des Negers sofort unterscheiden kann dadurch, daß bei dem ersten der Boden zwischen der großen Zehe und der Ferse auf der inneren Seite des Fußes unberührt bleibt, während bei dem Neger auch diese Stelle den vollen Eindruck der auftretenden Sohle erhält. Dabei sind die Füße schmal und lang, die Zehen sind sehr lang gespalten, und die Nägel daran sind so scharf und krallenartig, daß sie auffallend an die Hinterhände der Affen erinnern.

Ein Neger von Mozambique.

In Abessinien zeichnen sich die Neger aus durch eine stark vorspringende Ferse, welche daselbst als untrügliches Charakterkennzeichen dient. Bei andern Negerrassen (z. B. den Jolofs, den Bambaras) tritt dasselbe jedoch nicht auf.

Wenn alle diese Kennzeichen zusammentreffen, so wird nicht geleugnet werden können, daß sie ein gutes Unterscheidungsmerkmal abgeben, allerdings bei weitem nicht so gut wie bei den Tieren, bei weitem nicht so auffallend wie z. B. bei den Hunden, wo trotz der ungeheuren äußeren Verschiedenheit im Bau des Kopfes sowohl als der übrigen Glieder, wie dieselben sich beim Schäferhund, beim englischen Bulldogg, beim Neufundländer, beim Spitz oder Bologneser, beim Mops, beim Dachshund, beim Windspiel ꝛc. zeigen, niemand darin wird verschiedene Species, sondern immer nur Rassen erkennen wollen — aber immerhin sind bedeutende Unterschiede vorhanden,

und sie könnten unzweifelhaft gebraucht werden, um einen Rassentypus festzustellen, wenn sie nur, wie oben bemerkt, immer alle vorhanden wären. Dies ist aber durchaus nicht der Fall, denn der eigentliche Negertypus findet sich nur zwischen dem Senegal und dem Niger in dem nach Süden gerichteten Teile des großen westlichen Vorsprunges von Afrika, dessen einzelne Teile mit den Namen Pfefferküste, Zahnküste, Goldküste, Sklavenküste bezeichnet werden. Nach dem Innern von Afrika hinein pflanzt sich der Negertypus fort nach Cordofan und Darfor, aber südlich vom Niger und vom Äquator kommt schon der Negertypus nicht mehr in seiner Reinheit vor, kaum daß die Congo-Völker ganz im Innern diesen Typus einigermaßen erhalten haben. Wir sehen in der Zeichnung einen Schwarzen von Mozambique, von der entgegengesetzten Seite von Afrika; er hat das Wollenhaar des Negers; er hat auch noch vorspringende Freßwerkzeuge, aber seine Nase ist so fern von der Negernase, daß sie im Gegenteil römisch genannt werden muß, was derjenigen Form, welche wir mit dem Namen des Negertypus bezeichnen, auch nicht im entferntesten entspricht. Ebenso sehen wir an der vorstehenden Figur, einem Mädchen aus Monjolo, weder die vorspringenden Backenknochen, noch die kreisrunden Ohren, weder die platt gequetschte Nase von ungewöhnlicher Größe, noch erscheinen die Lippen in dem Grade aufgeworfen, welchen wir zu beanspruchen pflegen, wenn wir vom Negertypus sprechen wollen. Die

Eine junge Negerin aus Monjolo.

beiden letzten Zeichnungen würden wir gar nicht für solche von Negern halten, wenn uns die dunkle Schattierung der Zeichnung nicht einen Fingerzeig gäbe, denn starke krause Haare und etwas oder sogar viel aufgeworfene Lippen findet man auch bei Europäern.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei den einzelnen Stämmen der Sudanneger stehen, so müssen wir zunächst diejenigen nennen, welche in Senegambien die Gebiete nach dem Innern des Landes bis zum Nigerstrome bewohnen. Unter ihnen tritt der eigentümliche Volksstamm der Peul, Pul, auch Fulbe, Fulah oder Fellatah hervor. Der Name Fulbe heißt die „Gelben oder Gelbbraunen", um sie von den eigentlichen Schwarzen zu unterscheiden.

Fulah.

Bereits von Mungo Park werden diese Stämme geschildert, der ihnen einen europäischen Gesichtsschnitt nachrühmt. Nach Barth verliert sich derselbe im Alter von 20 Jahren und macht einem affenartigen Ausdruck Platz. Er ist einer der intelligentesten Negerstämme und hat sich die Herrschaft über weite Gebiete der Nigerländer erobert.

Im mittleren Sudan, zwischen den Fellatah-Reichen und dem Südrande der Sahara befinden sich die Negerkönigreiche Bornu, Bagirmi, Wadai und Darfor, welche durch die Reisen Barths, G. Rohlfs', Nachtigals etwas näher bekannt geworden sind.

Die Reiche Bornu und Bagirmi zeigen nach Rohlfs und Nachtigal das Bild einer ganz eigenartigen Civilisation. Es bestehen hier Negerstaaten mit einer organisierten Verwaltung, einem Heerwesen, und die Völker selbst bebauen den Boden, sind auch in manchen Künsten geübt und nicht mehr als Wilde zu betrachten.

Im Bagirmi-Lande nennt Nachtigal die Sourhay-Neger als Typus der Bewohner. Sie zeigen eine mittlere Statur und angenehme Gesichtszüge, namentlich die Männer. Die Kleidung besteht aus einem schmalen Stück Fell von der Ziege, der Gazelle, der Wildkatze, das um die Lenden geschlungen wird. „Ihrem Haarschmucke, welchen sie in der mm-

derbarsten Weise frisieren, wenden sie große Sorgfalt zu; sie flechten kleine Zöpfe, die sie kammartig ordnen oder zu kleinen Hörnern gestalten oder konisch über die Stirne aufbauen. Als Waffen dienen ihnen Lanze und Messer; das Fußvolk trägt auch schmale oder 2 m lange Schilde aus Büffelhaut oder Flechtwerk. Die Kleidung der Frauen ist noch bescheidener; sie beschränkt sich auf einen dünnen Strick oder eine Perlenschnur, welche um die Hüften gewunden und, zwischen den Beinen durchgezogen, vorne befestigt wird. Dazu kommen verzierte Lederstrumpfbänder, Perlenhalsschnüre und ein Stückchen Glas oder Holz, das durch eine oder beide Lippen gesteckt wird. Sie scheren entweder das ganze Haupt oder zum mindesten die Stirne. Beide Geschlechter schlagen sich einen der Schneidezähne aus."

Somari-Frau.

Im Südosten des Tsadsees breitet sich der Staat Wadaï aus. „Was hier den Fremden vorzüglich frappiert" — schreibt Nachtigal — „ist die Rohheit der Einwohner, die Armut des Landes und die Vorzüglichkeit der Regierung Sultan Alis. Die Einwohner stehen weit hinter denen von Bornu zurück, sowohl durch Rohheit des Gemütes als Mangel an aller Kunst und Industrie. Zu Wadaï gehört auch das Land der Runga, Kuti und Banda. Die Stämme des letzteren wohnen am südlichsten und nennen sich wohl, da die meisten dem Kannibalismus ergeben sind, Nyamanyan (Nyamnyam)."

Der östlichste Nachbarstaat Wadaïs, bereits am südlichen Saum der Wüste und schon im ägyptischen Sudan gelegen, ist Darfor und die Landschaft Kordofan, in welchen Gegenden der Ackerbau auf der tiefsten Stufe steht.

Unter den erforschten Gegenden des Niger-Gebietes sind an dem Oberlaufe des Stromes zu nennen die Negerstämme der Mandingos und

Bambarras. Die Hauptstadt Segu an den Ufern des Niger ist mit Erdmauern umgeben und besteht aus viereckigen, mitunter zweistöckigen, geweißten Lehmhäusern mit flachen Dächern. Stromabwärts liegt die zweite Stadt Sansandig von 30—40 000 Einwohnern, wo ausnahmsweise jedermann arbeitet und großer Reichtum herrscht. Dieser oder jener Häuptling würde aus seinem Magazin eine Million in Gold leichter herausholen als viele europäische Banquiers; außerdem giebt es Sklaven, diesen großen afrikanischen Reichtum, in Fülle. Das Geld dieses Landes ist das Kauri, eine kleine einschalige Muschel der indischen Meere (Cypraea moneta, das Otternköpfchen); ganze Schiffsladungen davon kommen an die Küste, besonders Dahomeh; von dort gelangt das Geld nach Segu, Timbuktu und Haussa. Es wird indes nur für die laufenden Auslagen und als Rechnungsmünze verwendet.

Als courantes Geld dient in Segu ein anderes, nämlich ein lebendiges, der Sklave, der hier ein fiktiver Wert ist. Der schönste Jüngling des Landes, der einen guten Sofa abgeben kann, d. h. ein funfzehnjähriger Kriegersklave, ist die höchste Landesmünze: er gilt zuweilen soviel als zwei Gefangene. Ein schönes Mädchen, im Besitz aller ihrer physischen Vorzüge und zu einer Tara geeignet, macht ihm indes bisweilen den Preis streitig. Die eigentliche courante Zahlungsware ist aber die 18—30jährige Frau, wenn sie keine große Schönheit und besonders, wenn an ihr nichts eine vornehme Herkunft verrät. In Segu finden sich alle Typen des westlichen Sudân vereinigt; man findet dort den reinen Pul oder Fulah und alle Mischungen mit den verschiedenen mauriſchen Rassen, der Soninke, Mahuke, Joloff und Bambarra. Unter Toucouleurs versteht man Bewohner der Landschaft Futa, welche Beimischung von Fulah-Blut in den Adern haben. Der schönste Typus wird unstreitig erzeugt durch die Vermischung der Fulah- und der berberischen Rasse; sie übertrifft vielleicht an Schönheit selbst den reinblütigen Pul.

Die Länder der nördlichen Guineaküste, Sierra Leone, Liberia, Zahnküste, Goldküste, an deren wichtigsten Punkten die Briten Handelsniederlassungen haben, beherbergen nach dem Innern hin zahlreiche Negerstämme. Unter ihnen sind zu nennen die Gallinas in Sierra Leone, wahrscheinlich Nachkommen der Mandingos, die Krumeger östlich von Liberia, die Aschantis zwischen den Strömen Assinie und Volta im Innern der Goldküste und das Negerreich Dahomeh.

Die Sklaverei steht in allen diesen Reichen in üppigster Blüte, sie ist daselbst ein nationales Institut, so daß man, wie Hellwald schreibt — „keck sagen kann, in Afrika ist die eine Hälfte der Menschheit in der Sklaverei der anderen Hälfte. Zur Sklaverei geben verschiedene Ursachen Ver-

anlassung; obenan die Kriege, denn alle Kriegsgefangenen werden Sklaven, dann Hungersnoth, welche manchen Freien zwingt, seiner Unabhängigkeit zu entsagen. Die Zahlungsunfähigkeit ist die dritte Ursache der Sklaverei; als vierte gelten gewisse Verbrechen, wie Mord, Ehebruch und Zauberei, welche nach den afrikanischen Rechtsgewohnheiten mit dem Verluste der Freiheit bestraft werden. Wo die Sklaverei herrscht, dort treffen wir auch sicher den Sklavenhandel, denn dort ist sie zu einem Bedürfnis geworden, welches befriedigt sein will. Wo aber ein Bedürfnis einmal vorhanden, dort läßt die Befriedigung desselben nie lange auf sich warten, deshalb sind auch alle Bemühungen, den Sklavenhandel zu unterdrücken, bislang im allgemeinen völlig fruchtlos geblieben. Wohl konnte man durch sorgfältige Überwachung der Küsten den transatlantischen Sklavenhandel verhindern, welcher lange von der Westküste Afrikas aus getrieben wurde, nicht aber jenen, der im Innern des Kontinentes selbst stattfindet. Verlegt man ihm den einen Weg, so sucht und findet er einfach einen anderen; dies ist alles; sein Ziel erreicht er aber unter allen Umständen. Dies lehren die neuesten Erfahrungen, denen wir auch die Kenntnis verdanken, daß die günstige Rückwirkung auf die Schwarzen, welche schwärmerische Menschenfreunde von der Unterdrückung des Sklavenhandels durch europäische Kriegsschiffe erhofften, ausgeblieben sind."

Seit die Engländer vollständig im Besitze der Goldküste sind, da sie 1872 die daselbst befindlichen Niederlassungen der Holländer ankauften, brach die alte Feindschaft zwischen den Briten und den im Innern wohnenden Aschantis von neuem aus und machte sich in den Kriegen von 1873—74 Luft. Der Aschantikrieg brachte die Gelegenheit, interessante Nachrichten über diesen und den ihm nahe verwandten Stamm der Fantis zu sammeln.

Beide Stämme trennten sich nach einer alten Sage, und zwar als sie auf einem Kriegszuge Hunger litten; der eine Stamm ernährte und rettete sich vom Hungertode durch den Genuß des Krautes Fan und erhielt daher den Namen Fantis (Fan-Esser), der andere durch den Genuß der Pflanze Schan, daher Schantis (Schan-Esser). Über diese Negermonarchie werden wir später noch einiges zu berichten haben.

Östlich vom Aschantireich liegt dasjenige der Dahomeh, ein Königreich, dessen Negereinwohner dem Fetischismus ergeben sind, welcher die Form eines Schlangenkultus (Ophiolatrie) annimmt. In der Stadt Whydah (sprich Waida) giebt es einen Schlangentempel, in welchem mehr denn 100 solcher geheiligten Tiere gehalten werden. (Siehe weiter unten.)

Im allgemeinen sind die Neger von Dahomeh, Fons genannt, zwar nicht von großer Gestalt, aber sehr kräftig gebaut; sie klettern wie Affen

an den hohen Ölpalmen hinauf, trinken Palmwein sehr mäßig, sind aber um so mehr auf Branntwein erpicht. Ihre Gemütsart ist heiter; man kann mit ihnen bequem verkehren, doch haben sie einen unwiderstehlichen Hang zum Stehlen. Alles im Lande, Leib, Leben und Habe sämtlicher Bewohner, gehört eigentlich dem Könige. Der Thron vererbt sich auf den ältesten Sohn. Der wichtigste Würdenträger ist der Mehu, Premierminister, und jede Provinz hat einen Vicekönig, den Avoghan. Dieser stellt die nötige Anzahl von Soldaten; doch besitzt der König außerdem noch eine weibliche Leibgarde, ein wahres Amazonencorps, dessen Tapferkeit sehr gerühmt wird. Alle Frauen dieser Truppe gelten für Weiber des Königs, in Wahrheit aber leben sie im Cölibat.

Im östlichen Teile Afrikas, und zwar demjenigen der Nilquellen und seiner linken Nebenflüsse des oberen Nils, dem Bahr el Ghasal oder Gazellenfluß und Bahr el Arab, wohnt eine Anzahl interessanter Negerstämme, wie der Nuehr, der Dinka und Bongo, der Nyamnyam und Monbuttu, die erst durch G. Schweinfurths Reisen in neuester Zeit näher bekannt geworden sind.

Am Gazellenflusse wohnen die Dinka und Bongo.

Einzelne Stämme derselben gehören zwar einem großen Menschenschlage an, im allgemeinen jedoch übersteigt das Mittelmaß dieser Neger nicht 1,4 m. Ihre Hautfarbe ist von der tiefdunkelsten Schattierung. Das spärlich wachsende Haar scheren sie sich bis auf einen Schopf, und nur Stutzer tragen dasselbe voll und möglichst lang. Beide Geschlechter haben die Sitte, die vorderen Schneidezähne sich auszubrechen, infolge dessen ihre Sprache sehr unartikulierte Laute vernehmen läßt. Der Hauptreichtum der Dinka besteht in ihren Herden; das Rindvieh gehört der Zeburasse an, und außer diesem besitzen sie auch Schafe, Ziegen und Hunde. In Beziehung auf ihre Kochkunst können die Dinka den Vergleich mit den Nubiern vorteilhaft bestehen, und ihre Mehl- und Milchspeisen gleichen den besten Produkten dieser Art aus europäischer Küche. Zu ihren Waffen, Geräten und Zierraten findet das Eisen die weitgehendste Verwendung und steht im Werte auch höher als das Kupfer; da jedoch das Land der Dinka, in seinen westlichen Distrikten zumal, das Eisenerz nicht liefert, so besitzen die Bewohner auch nicht die Kunstfertigkeit in seiner Verarbeitung, wie ihre Nachbarn. Hinsichtlich ihrer religiösen Vorstellungen sind die Dinka um vieles aufgeklärter als ihre nubischen Unterdrücker und verwerfen namentlich den orientalischen Glauben an die Wirksamkeit des bösen Blickes.

Die Bongo nähren sich von Viehzucht, Jagd und Fischerei.

Die Hautfarbe der Bongo ist wie die der benachbarten Mittu, Nyamnyam und Kretsch ein erdiges Rotbraun; den Bongo gegenüber erscheinen

die Dinka, Nuehr und Schilluck von tiefschwarzer Farbe. Auch im Körperbau unterscheiden sich von diesen die Bongo, Nyamnyam, Mittu und Kretsch durch ihre meist nur mittlere Körpergröße, den gedrungeneren Bau der Gliedmaßen, durch eine schärfer ausgeprägte Muskulatur, vornehmlich aber durch das Überwiegen der Länge des Oberschenkels, verbunden mit einer breiteren Schädelbildung; ihre Haare sind kurz, kraus und wollig; auf die Pflege derselben wird wenig Sorgfalt verwendet. Die Männer tragen stets einen Schurz von Fell oder Zeug, den sie an einer um die Lenden geschlungenen Schnur befestigen; die Frauen dagegen binden sich Blätter oder Gräser um die Hüften; sehr häufig ist bei ihnen auch ein Schweif aus dem Baste der Sanseviera in Gebrauch, der, einem schwarzen Roßschweife gleich, hinten lang herniederwallt. Alle übrigen Körperteile bleiben bei beiden Geschlechtern unbedeckt, und ein Kopfputz von Federn kommt nur bei festlichen Gelegenheiten in Anwendung. Große Vorliebe zeigen aber beide Geschlechter für Schmucksachen und Zierraten, bestehend in Glasperlen, welche in Schnüren um den Hals getragen werden. Durch einen eigentümlichen Schmuck suchen sich die Frauen der Bongo auszuzeichnen. Gleich nach der Verheiratung eines Mädchens beginnt man die Unterlippe zu durchlöchern und durch Einführung von Holzpflöcken nach und nach derart zu erweitern, daß sie endlich das Fünf- und Sechsfache ihres natürlichen Volumens erreicht; in die gleichfalls durchlöcherte Oberlippe wird ein kupferner Nagel oder ein Ring gesteckt. Ebensowenig intakt bleiben die Nasenflügel, in welche je ein bis drei Strohhälmchen eingezogen werden; durch die Knorpel der durchbohrten Nasenscheidewand wird ein Kupferring getrieben, wie bei den Büffeln und Zuchtstieren, um sie lenksamer zu machen. Oberarm, Brust und Bauch werden in Zickzacklinien tätowiert. Die äußere Erscheinung der Bongo-Frauen entspricht nicht sehr unseren Begriffen weiblicher Reize. Alle ausgewachsenen Weiber dieses Volkes erreichen einen so hohen Grad von Beleibtheit und tragen so erstaunliche Fleischmassen an sich herum, daß man beim Vergleich mit den nervigdürren Gestalten ihrer Männer nicht genug über den Kontrast der beiden Geschlechter staunen kann. Die Schenkel erreichen häufig die Stärke des Brustumfanges schlanker Männer, und die Hüftenpartie ist nach Art der Hottentottenweiber stark aufgetrieben. Dazu trägt der lange Bastschweif noch das seinige bei, um einer gravitätisch einherschreitenden fetten Bongo-Frau die frappant ähnlichen Formen eines tanzenden Pavians zu verleihen.

Selbst die wohlhabendsten Bongo freien nicht mehr als höchstens drei Frauen, ärmere begnügen sich mit einer einzigen. Der Bräutigam zahlt dem Vater der Braut den Preis in der Regel durch 10 2pfündige Eisenplatten und 20 Lanzenspitzen; für Geringeres giebt es nur alte Frauen!

Die so geschlossene Ehe kann auch leicht wieder gelöst werden. Wer es will, darf sein Weib dem Schwiegervater wieder zurückschicken, in der Regel ist aber doch nur Kinderlosigkeit der Grund zur Ehescheidung. Indes ist der Kindersegen gewöhnlich sehr bedeutend. Die Bongo begraben ihre Toten, und zwar die Männer mit dem Gesichte nach N., die Weiber nach S. gekehrt. Von einem Fortleben nach dem Tode, einer Seelenwanderung und dgl. finden sich bei dem Bongo nicht die leisesten Begriffe, dagegen ist der Glaube an Geister, Teufel und Hexen sehr verbreitet.

Nyamnyam.

Das Land der Nyamnyam liegt bereits auf der Wasserscheide des Nil und Kongo. Schweinfurth zeichnet diesen Negerstamm in folgender Weise:

„Lange Haarflechten und Zöpfe, stets das feingekräuselte Haar der sogenannten echten Negerrasse, häufig über die Schultern bis zum Nabel herabhängend, bedecken den runden breiten Kopf, dessen Proportionen sich auf den unteren Stufen der Brachycephalie bewegen; eine beispiellose Größe und Offenheit der mandelförmig geschnittenen, etwas schräggestellten Augen, welche, von dicken scharf abgezirkelten Brauen beschattet, in ihrem weiten Abstande voneinander eine ebenso außerordentliche Schädelbreite verraten, erteilt dem Gesichtsausdruck ein unbeschreibliches Gemisch von tierischer Wildheit, kriegerischer Entschlossenheit und dann wieder Zutrauen erweckende Offenheit; die Nase von gleicher Länge und Breite, ein von sehr breiten Lippen beränderter, selten die Nasenbreite überragender Mund, ein rundes Kinn und wohlausgepolsterte Wangen. Der Körper ist untersetzt, zur Fettbildung geneigt, ohne scharf ausgeprägte Muskulatur und übersteigt selten die durchschnittliche Höhe mittelgroßer Europäer; die Hautfarbe zeigt ein erdiges Rot.

„Dörfer und Städte giebt es hier zu Lande nirgends. Die Hütten, zu kleinen Weilern gruppiert und von je einer Familie bewohnt, finden sich weithin über das Kulturland zerstreut. Auch der Hof eines Fürsten besteht

nur aus einer größeren Anzahl der von ihm und seinen Weibern bewohnten Hütten. Die Bauart derselben entspricht jener der oben bei den Bongo beschriebenen Hütten, nur ist das Kegeldach von höherer und spitzigerer Gestalt. Eigentümlich geformte kleine Hütten („Bamogih") mit glockenförmigem Dache sind als Schlafgemächer für die halbwüchsigen Knaben der Vornehmen errichtet. Den Weibern obliegen die Geschäfte des Feldbaues und des Hauswesens; sie leben viel zurückgezogener und abgeschlossener als jene der Bongo und Mittu, und namentlich Fremden gegenüber beobachten sie eine strenge Zurückhaltung. Die Häuptlingswürde, welche bei den Nyamnyam erblich vom Vater auf den ältesten Sohn übergeht, bringt keine anderen Vorteile mit sich, als daß ihrem Inhaber der Ertrag der Jagd an Elfenbein und die Hälfte des Elefantenfleisches zufällt. Die Machtbefugnis des Häuptlings besteht darin, daß er die waffenfähigen Männer zu Jagd- und Kriegszügen zusammenzurufen hat, und in dieser Hinsicht ist seine Autorität eine unbedingte; außerdem vollzieht er eigenhändig die Hinrichtung der zum Tode Verurteilten. Alle Art von Auszeichnung und von äußerem Prunk ist dem Nyamnyam-Häuptling fremd. Die geringe Kleidung, deren der Nyamnyam bedarf, wird von ihm am liebsten aus verschiedenfarbigen Fellen zusammengesetzt und in einen Lendenschurz ziemlich malerisch drapiert; die Tätowierung beschränkt sich bei Männern wie bei Frauen auf das Einritzen einiger weniger einfachen Figuren. Verstümmelungen des Körpers zu Schönheitszwecken kommen bei den Nyamnyam nicht vor, ausgenommen, daß sie die unteren Schneidezähne spitz feilen, um sich ihrer im Handgemenge als einer wirksamen Waffe zu bedienen. Bei einer naturwüchsigen Wildheit besitzen die Nyamnyam ein ziemlich erregbares Gemüt und finden namentlich viel Freude an der Musik, für welche sie mehrere einheimische Instrumente ersonnen haben. Auch Sänger von Profession, wenngleich nicht immer von sonderlicher Stimme und Begabung, ziehen unter ihnen in phantastischem Aufzuge umher und lassen bei Gelegenheit eines Festes- oder Abendschmauses sich vernehmen. Die Nyamnyam-Sprache, oder richtiger gesagt, der Zandey-Dialekt (Zandey ist der Name, mit welchem das Nyamnyam-Volk sich selbst bezeichnet) gehört, wie alle Sprachen am oberen Gazellenflusse, dem großen nubisch-libyschen Sprachstamme an. Ausdrücke für abstrakte Begriffe fehlen derselben fast gänzlich. Eine bestimmte Benennung eines göttlichen Wesens konnte Dr. Schweinfurth in derselben nicht entdecken, doch haben die Nyamnyam einen Ausdruck für Gebet oder Gottesdienst. Der Glaube an böse Geister und Gespenster ist unter ihnen sehr verbreitet, ebenso werden Ordalien in Kriminalprozessen und Wahrsagekünste bei wichtigen Unternehmungen, namentlich bei Krieg, hoch in Ehren gehalten. Der weitverbreitete Ruf des Kannibalismus der Nyamnyam ist ein wohlbegründeter.

Sie rühmen sich selbst ihrer wilden Gier und tragen voll Ostentation die Zähne der von ihnen verspeisten Menschen auf Schnüren gereiht am Halse und schmücken die Pfähle an ihren Wohnungen mit den Schädeln ihrer Opfer. Verspeist werden nicht nur alle Kriegsgefangenen, sondern auch Leute, welche eines plötzlichen Todes starben; als besonders wertvoll geschätzt wird das Fett von Menschen. Einzelne Nyamnyam-Stämme sollen jedoch der Anthropophagie abgeneigt sein. Von den Nyamnyam merklich verschieden sind die im Quellgebiet des Uelleflusses wohnenden A-Bonga und Monbuttu."

Die Hautfarbe der Monbutto ist eine merklich lichtere als die ihrer Nachbarn im Norden der Nyamnyam. Eigentümlich genug ist, daß sich bei Schweinfurth, der von Norden vordrang, die gleiche Beobachtung wiederholt, wie bei Livingstone, der vom Süden kam, im innersten Kerne Afrikas nämlich eine hellfarbigere Rasse anzutreffen. — Von Dr. Schweinfurth wurden unter den Monbutto auch zahlreiche Individuen mit hellen Haaren beobachtet, welche auch außerdem ziemlich deutliche Anzeichen des Albinismus an sich trugen. In ihrer Physiognomie zeigen die Monbuttu manche Annäherung an den semitischen Typus, namentlich ist es die lange und gebogene Nase, welche den Negern sie gänzlich fremd stellt. Polygamie herrscht unter ihnen ohne jede Beschränkung, dabei nehmen jedoch die Weiber ihren Männern gegenüber eine sehr selbständige Stellung ein, und auch gegen Fremde beweisen dieselben sich keineswegs so zurückhaltend wie die gesitteten Frauen der Nyamnyam.

Akka.

Die Häuptlinge und Könige der Monbuttu stehen sich besser als jene der Nyamnyam, da ihnen außer ihrem Monopole des Elfenbeins und Kupfers noch eine besondere Abgabe von dem Ertrage des Feldbaues geleistet wird. Die Anthropophagie ist bei den Monbuttu noch weit mehr im Schwange als bei ihren nördlichen Nachbarn, und es sind dieselben vielleicht die ärgsten Kannibalen ganz Afrikas. Äußerlich unterscheiden die Monbuttu von den Nyamnyam sich hauptsächlich durch ihre Rindenkleidung und durch ihren Haarputz, welcher, aus vielen Wülsten übereinandergehäuft, den Hinterkopf gleichsam in einen starken Cylinder verlängert.

Eines der merkwürdigsten Resultate von Dr. Schweinfurths Reise nach Munjas Residenz ist die Feststellung der wirklichen Existenz jener Zwergvölker des äquatorialen Central-Afrika, von welchen zahlreiche Berichte alter Schriftsteller sowohl als neuerer Reisender melden, ohne daß jedoch bis dahin ein unantastbares Zeugnis für die Wahrheit solcher Behauptungen hätte beigebracht werden können. Dr. Schweinfurth aber sah die Akka, diese afrikanischen Pygmäen, deren Körperhöhe im Mittel nur 1,46 m beträgt, am Hofe des Monbuttu-Königs, in dessen Nähe ein Teil dieses Volkes sich angesiedelt hat, und hält sie mit Entschiedenheit für eine Aboriginer-Rasse des centralen Afrika. Besonders auffällig ist ihr großer, auf einem schwachen, dünnen Halse schaukelnder Kopf. Die Prognathie erreicht bei ihnen den höchsten Grad, so daß Gesichtswinkel von 60° entstehen. Die dem entsprechend stark vorstehenden, jedoch nicht aufgeworfenen Lippen umgeben den halboffenen Mund mit einem scharf abgegrenzten Saume, ein Merkmal, welches ihnen eine starke Affenähnlichkeit verleiht. Die Gelenke ihrer Glieder sind eckig und vorspringend, die Kniee allein von plumper, runder Gestalt, und sie kehren, im Gegensatze zu der Gewohnheit der übrigen Afrikaner, beim Gange die Füße nach einwärts. Ihren eigenen Angaben zufolge sind die Akka, auch Tikkitikki genannt, ein Jägervolk, welches keine anderen Haustiere kennt, als Geflügel.

Die Nilgebiete werden östlich von der Küste des roten Meeres durch die Hochländer Abessiniens geschieden. Dieselben sind 1876 von G. Schweinfurth und P. Güßfeldt bereist und des nähern erforscht worden. In diesen Gebieten wohnen verschiedene, durch Hautfarben, die vom Schwarz durch Braun und Rotbraun bis zu Olivenfarben gehen, große Völker.

Während die eigentlichen Abessinier als Reste der großen äthiopischen Völkerfamilie zu betrachten sind, wohnen auf den Abstürzen dieses Hochlandes der Samhara die Somali, Danakil und Galla, über welche nur wenig Nachrichten durch Barth und Haggenmacher vorliegen.

Die Somali und Galla sind zwar durch ihre Hautfarbe mit den Negern verwandt, müssen jedoch wegen ihrer sonstigen Eigentümlichkeiten scharf von ihnen getrennt werden. Die Kleidung der Galla besteht aus einem doppelten Schurztuche aus grober Baumwolle; als Schmuck tragen die Männer messingene Halsketten, die Frauen eiserne Hand- und Fußringe, Perlen dagegen sind nicht beliebt. Die Waffen bestehen nur aus Speeren mit 15 mm breiter Klinge; außerdem tragen die Männer am kleinen Daumen und am Zeigefinger der rechten Hand eiserne Schlagringe mit einem 2 cm langen Stachel; ein wohlgezielter Faustschlag im Handgemenge, der beliebtesten Kampfweise der Galla, ist fast immer tödlich. Die Stellung der Frauen ist ausnahmsweise frei und geachtet; Mädchen genießen das

Recht, einen nicht zusagenden Heiratsantrag abweisen zu dürfen; die Frau muß zwar die Lasten des Hauswesens tragen, hat aber dafür auch innerhalb der Schranken des Haushalts das gebietende Wort zu führen. Monogamie ist bei den Galla die Regel, und auf Sittenreinheit vor der Verheiratung wird strenge gesehen. Die politische Organisation ist so wie bei den Somali eine patriarchalische; an der Spitze jedes Stammes steht ein Heikisch oder Sultan, der jedoch keine absolute Gewalt besitzt; die Religion der südlichen Galla ist nicht der Islam, sondern besteht in dem Glauben an ein höchstes Wesen Waka, dessen Definition oder vielmehr Nichtdefinition dem Gottesbegriffe hoch entwickelter Kulturvölker ziemlich nahe kommt.

Der Südosten Afrikas zwischen dem Äquator und 10,5° südl. Breite wird von der Suaheli- oder Sansibarküste gebildet, deren Bewohner, die Suaheli, ein muhamedanisches Mischvolk darstellen, die man meist als Araber bezeichnet, und welche einen lebhaften Handel treiben, welcher jedoch in den Händen der ostindischen Eingeborenen ruht. Besonders der Sklavenhandel, welcher mit Menschen aus dem Innern getrieben wird, hat hier eine große Ausdehnung.

Araber und Somalis von Ägypten, Arabien und Maskat kommen mit Buggalos an die afrikanische Ostküste, um Sklaven zu kaufen, und mit diesen stehen die Hindu-Kaufleute in geheimen Geschäftsbeziehungen. Der arabische Käufer wendet sich im allgemeinen an den Vorsteher eines Dorfes, der auch ein Araber oder Afrikaner ist, und macht durch dessen Vermittlung das Geschäft mit den indischen Firmen ab. Diese Vorsteher treiben den Handel auch für eigene Rechnung, fangen Sklaven aus dem Innern ein und verkaufen sie. So geschieht es, daß die Kaufleute von Bunnia und Bhattia im allgemeinen in Handelsgenossenschaft mit den Arabern stehen. Die indischen Sklavenhändler gehen nicht selbst in das Innere des Landes. Sie bleiben an der Küste und senden afrikanische oder arabische Häuptlinge mit Waren dahin, welche die letzteren dort verkaufen und dagegen Sklaven einhandeln. Sie nehmen Pulver, Gewehre, Lutschi-Tuch, falsche Perlen und andere ähnliche Waren mit. Sobald sie in das Innere gelangen, unterhandeln sie mit andern Leuten wegen Einfangung von Sklaven, und diese letzteren nehmen es immer auf sich, die Sklaven binnen einer gewissen Frist an die Küste zu liefern. Jedes Individuum, welches einem Dorfe von zwanzig Hütten vorsteht, wird Mukhi, d. i. Häuptling, genannt. Diese halten beständig eine gewisse Anzahl Sklaven vorrätig, um den Markt zu ernähren, während die Zwischenhändler ihrerseits in gewissen Zwischenräumen von diesem oder jenem Häuptling einige Sklaven kaufen, um zu zeigen, daß eine beständige Nachfrage nach dieser Ware ist. Die Sklavenbesitzer stehen in der Regel auf der untersten Stufe der Kultur. Sie kennen den

Wert des Geldes gar nicht und tauschen ihre Sklaven gegen Gewehre, Schießpulver und ordinäre Schmucksachen ein. Das Pulver gebrauchen sie zu ihrem Vorteil. Sie versetzen die Dörfer durch blinde Gewehrschüsse in Angst und Schrecken und nehmen dann, die Verwirrung benutzend, ganze Familien gefangen. Oft geraten die Häuptlinge selbst mit einander in Streit. Sie ziehen Schießpulver allen anderen Waren vor. Im allgemeinen bedecken sie sich mit Häuten und verwenden selten Tuch für ihre Bekleidung. Es ist sehr leicht, für Schießpulver Sklaven einzutauschen. Jedes Faß enthält $2\frac{1}{2}$—$12\frac{1}{2}$ kg Pulver, und für $2\frac{1}{2}$, ja selbst für 1 kg kann man einen Sklaven kaufen. Für ein Gewehr sind zwei Sklaven zu haben. Diese Gewehre und das Pulver werden aus Frankreich und Amerika bezogen. Die Häuptlinge geleiten die Sklaven an die Küste und verkaufen sie durch Vermittelung der Hindu-Kaufleute an die Buggalo-Wallahs. Jeder Sklave kostet 16—32 Reichsmark, während die Araber sie für 40 bis 60 Reichsmark das Stück verkaufen. Mehrere indische Kaufleute haben fabelhafte Reichtümer durch diesen Menschenhandel gesammelt.

Von der Sansibarküste nach dem Innern Afrikas liegt das Gebiet der Seen Tanganjika, Ukerewe und Njassa, welches namentlich durch Livingstone und dann durch Stanley, Cameron (1871 und 1875) erschlossen wurde. Alle Stämme, welche hier wohnen, sind mit einander verwandt, wie sich u. a. auch aus ihrer Sprachenähnlichkeit ergiebt. Das Sprachgebiet hat nämlich u. a. die Eigentümlichkeit, daß gewisse Bezeichnungen häufig wiederkehren. Bei all diesen Völkern bedeuten die sog. Präfixen U, Wa, M das Land, seine Bewohner und die einzelne Person; so bedeutet z. B. Ugogo das Land, Wagogo seine Bewohner, Mgogo einen Einzelnen. Das südliche Küstenland, Mozambique-Land bewohnen z. B. die Makua-Neger, eine körperlich wohlgebildete Rasse, welche besondere Vorliebe für das Tätowieren hat. Der ganze Körper vom Kopf bis zum Fuße wird mit gewissen für einzelne Stämme bestimmten Charakterzeichen tätowiert. Auf der Gesichtshaut erzeugen sie sogar kleine Knötchen, Warzen; die Zähne werden wie diejenigen einer Katze zugespitzt.

Zu erwähnen bleiben noch diejenigen Negerstämme, welche das westliche äquatoriale Afrika, und zwar die Stromgebiete des Ogoway und des Kongo, die sogenannte Loangoküste und das Gabun bewohnen. Diese Küstenstriche befinden sich in französischem Besitze und sind seit 1874 des näheren bekannt geworden. In diesem westlichen Äquatorial-Afrika ist der menschenähnliche Affe, der Gorilla, zu Hause; er bewohnt die Wälder mit anderen Affenarten und wird von vielen Negerstämmen für einen Menschen gehalten, weswegen sie auch sein Fleisch verschmähen. Südlich vom Ogoway nach dem Innern des Erdteils hausen Ischogo und Aschango, mit anderen

Stämmen zur Familie der Aschira gehörend; am unteren Ogoway und am Gabun sitzen die Schekianis, Bulus und Mpongies. Diese Stämme sind eigentliche Waldmenschen, da sie in fast wildem Zustande in Wäldern leben und dem rohesten Aberglauben verfallen sind. Eine Geschichte haben diese Stämme nicht; ihre Nachrichten reichen nicht über die nächsten Vorfahren. Von der christlichen Religion, welche man ihnen gepredigt, haben sie nicht mehr als die Sonntagsfeier angenommen. Interessant ist ihre große Eitelkeit, welche sich in der drolligsten Weise kundgiebt.

Südlich vom Gabun leben die Fan, die als Kannibalen bekannt sind.

Zu den Schwarzen gehören auch die sämtlichen Bewohner der oberen Nil-Länder von Nubien bis Habesch (Abessinien). Einige dieser Völker

Kopftracht der Ischogo.

sind sehr negerähnlich, sie haben aber nicht vorstehende Backenknochen; anderen Völkern fehlt wiederum das kurze wollige Haar, statt dessen ist das ihrige gelockt und wächst auch um ein Beträchtliches länger; andere Stämme haben weder platte Nasen noch dicke Lippen.

Die Nubier in den mittleren Regionen des Nil erscheinen zart und beinahe von weiblichen Formen, zugleich sind diese Formen nicht ungeschickt, sondern nach den Berichten mehrerer Reisenden beinahe idealisch schön; sie haben äußerst kleine Hände und Füße; die Farbe der Mädchen und Frauen ist in der Regel nicht dunkler als die Farbe der Sicilianerinnen vom Lande, indessen die Männer schwarzbraun oder schwarz sind. Ihre Gesichtszüge sind viel mehr europäischer Art, als daß sie negerartig wären. Die Stirn ist hoch, die Augen sind groß und feurig und haben keine starken Brauen,

ebenso stehen die Backenknochen nicht vor, und die Nase ist auch nicht breit und flach, sondern im Gegenteile ganz der europäischen entsprechend, teils leicht gebogen, teils ganz gerade, unter allen Umständen aber nicht negerartig. Ebenso ist es mit dem Haar, welches leicht gekräuselt und kleinlockig, aber keineswegs auch nur im entferntesten wollenartig ist; ihr Kinn ist wohl gerundet, und ihr Mund, obwohl viel größer, als mit den eigentlichen Begriffen von Schönheit verträglich, hat doch keineswegs wulstige, vorspringende Lippen, sondern es sind dieselben nicht anders gestaltet als bei den Nordländern, im Falle daß die letzteren einen großen Mund haben.

Ein Habesch oder Abessinier aus Tigré.

Noch auffallender ist die Gestalt der Abessinier oder des Landes Habesch; nicht nur ist hier die Hautfarbe außer dem eigentlichen Negerschwarz auch noch braun in allen möglichen Schattierungen, von denen die helleren sich durchaus nicht von denen der Südspanier unterscheiden, sondern sie haben auch glattes oder nur wenig gelocktes Haar, eine fein zugeschärfte Nase, einen Mund, der durchaus nicht aufgeworfene Lppen zeigt oder auch nur unproportioniert wäre, sowie denn überhaupt die ganze Körperbildung (die Farbe abgerechnet) höchst auffallend an die kaukasische erinnert. Aus Lefevres bekanntem Werke seiner Reise in Abessinien, welche er mit Quartin-Dillon und Petit zwischen 1839 und 1843 unternahm, entlehnen wir das Bild eines jungen Abessiniers aus Tigré, den, wenn er keine Wollhaare hätte, wohl schwerlich jemand für einen Neger erkennen würde, umsoweniger, als die Bewohner des Nordrandes von Afrika alle sehr

dunkelfarbig sind: die Stirn ist hoch, die Nase gerade, der Blick frei und offen, das Auge zwar nicht groß, aber sehr wohlgebildet und freundlich; der Mund ist beinahe klein zu nennen, das Gesicht oval mit jener eigentümlichen Zuspitzung nach unten, welche man ganz besonders schön zu nennen pflegt. In diesem Lande haben wir Personen mit schlichtem, fast borstigem Haar und Zügen, welche mit der kaukasischen Gesichtsbildung auf das vollkommenste übereinstimmen, daher man auch geneigt ist anzunehmen, daß die Bewohner von Habesch ursprünglich weißer Rasse gewesen sind, und daß sie erst durch Beimischung der benachbarten Stämme im Süden und Westen die dunkle Farbe und sonstige Eigentümlichkeiten, welche sie dem Neger ähnlich machen, erhalten haben.

Die geistigen Fähigkeiten betreffend, so bemerken wir nochmals, wie schon ganz am Anfange dieses Buches, daß wir dem Neger im einzelnen geistige Fähigkeiten durchaus nicht absprechen wollen. Zu Toussaint und zu Christophe Dessalines, der, wenn auch ein äußerst grausamer Mensch, doch ein guter Soldat und tüchtiger Anführer war, könnten wir nicht nur die ganze Reihe talentvoller Neger anführen, welche Blumenbach in seiner Naturgeschichte namhaft macht (Jakob Elizar Captein zeichnete sich durch seine Predigten und theologischen Schriften in lateinischer sowie in holländischer Sprache ganz besonders aus); aber es handelt sich nicht um einzelne Beispiele, sondern um eine allgemeine Regel, dieser suchen wir nahe zu kommen. Wenn man diese aufsucht, so läßt sich durchaus nicht in Abrede stellen, daß, so weit die Erfahrung reicht, die Negervölker im allgemeinen sich niemals einer solchen geistigen Ausbildung fähig gezeigt haben, als diejenige ist, zu welcher die Völker anderer Rassen gelangt sind, wobei wir ausdrücklich bemerken wollen, daß durchaus nicht vorzugsweise die Europäer gemeint sind, sondern man dreist sagen könne, daß die mongolischen, die malayischen, ja selbst viele der amerikanischen Völker den Kulturzustand der Neger bei weitem übertreffen, und bei letzteren stehen bleibend, dürfen wir nicht einmal die Mexikaner und Peruaner anführen, welche sich auf einer unverhältnismäßig hohen Kulturstufe befanden, und diese amerikanischen Ureinwohner haben ihre überwiegende Kultur ganz aus sich selbst geschöpft, während die Neger trotz ihrer Jahrtausende alten Verbindung mit Abessiniern, Kopten, Ägyptern und Römern, und ihrer jüngeren Verbindung mit Spaniern und Portugiesen, mit Engländern und Holländern noch immer nicht weiter fortgeschritten, sondern auf demselben Punkt stehen geblieben sind, auf dem die ersten Entdecker sie fanden.

Die geistige Begabung der Negerrasse betreffend, so würde es sehr unrecht sein, wenn man dieselbe nach dem beurteilen wollte, was sie im Sklavenstande leisten, man muß sehen, wie sie sich in ihrer eigentlichen

Heimat zeigen, und wenn man dieses thut (wie denn jetzt durch die vielfältigen Reisen dahin uns Aufschlüsse geworden sind, an welche man nur noch vor 30 Jahren nicht zu denken gewagt hätte), so nimmt man wahr, daß ihnen sehr unrecht gethan worden ist, als die Behauptung, sie seien kaum etwas Besseres als gewöhnliche Tiere, aufgestellt wurde.

Die Neger und ihre Abkömmlinge von Weißen, die Mulatten, haben außerordentlich viel Gedächtnis und infolge dessen ein an das Wunderbare grenzendes Sprachtalent. Die Nation, mit der sie den nächsten Umgang haben, giebt ihnen zuerst eine neue Sprache; so sprechen sie in Nordamerika englisch, in Mittelamerika spanisch, in Südamerika portugiesisch, am Kap holländisch mit gleicher Leichtigkeit, aber sie tauschen auch mit ihrem Herrn die Sprache. Kommt ein holländischer Neger in den Dienst eines Franzosen, so dauert es gar nicht lange, und er hat die früher erlernte Sprache mit einer neuen vertauscht. Allerdings vergißt er auch die früher gelernte sehr bald, und man pflegt deshalb den Neger der Unaufmerksamkeit zu beschuldigen, man pflegt zu behaupten, daß er nur mit dem Gedächtnis, nicht mit dem Verstande auffasse, was ich als Thatsache gern zugeben will, wodurch aber nach meiner Überzeugung die geistige Befähigung des Negers noch keineswegs als so sehr niedrig stehend zu kennzeichnen ist. Welchem Lehrer in unseren europäischen, ja in den besten derselben, in den deutschen Schulen — welchem Lehrer wäre es wohl nicht aufgefallen, daß unter zwanzig seiner Schüler, ja vielleicht unter funfzig derselben, kaum einer seine Lehren mit dem Verstande ergreift? Das Gelernte wird beinahe immer nur vom Gedächtnis erfaßt, wie wäre es sonst möglich, daß bei so sehr vielen Menschen, welche Gymnasien und sogar Universitäten besucht haben, alles früher Gelernte, Geschichte, Geographie, Mathematik, Naturkunde ꝛc., bis auf die letzte Spur erloschen ist und sich nur das erhalten hat, was durch den täglichen Gebrauch immer wieder aufgefrischt wird; so die lateinische Sprache bei dem Arzt und dem Juristen, so die hebräische und griechische Sprache bei dem Theologen und dem Philologen, so die Mathematik bei demjenigen, der sich der Naturlehre widmet. Im übrigen wissen sehr viele Neger ihr Sprachtalent mannigfaltiger auszubilden, und es giebt nicht nur an den Küsten eine Menge solcher Leute, die drei oder vier Sprachen der mit ihnen handeltreibenden Nationen verstehen, ja dieselben lesen und schreiben, sondern unsere berühmten Reisenden haben auch im Innern von Afrika sehr häufig Neger gefunden, welche nicht nur viele Dialekte und Sprachen der Eingeborenen verstehen und sprechen, sondern auch Arabisch und Koptisch oder Türkisch, auch wohl alle drei Sprachen miteinander.

Was das Rechnen betrifft, so glaubt man bemerkt zu haben, daß sie, ohne Hülfe eines Schreibmaterials, im Kopfe viel schneller und mit viel

größeren Zahlen rechnen als Europäer; also auch hierin stehen sie diesen keineswegs nach. Zu meiner nicht geringen Verwunderung habe ich bemerkt, daß Personen von Bildung, daß Beamte nicht das kleinste Exempel, nicht die allergeringste Haushaltsrechnung im Kopfe zu machen imstande sind, daß sie darin von ihrer Köchin oder ihrem Bedienten übertroffen werden. Mechanisch wenden sie das Einmaleins an, wenn sie die Feder oder den Bleistift in der Hand haben, aber ohne solche Unterstützung können sie nichts machen. Der Neger kommt beinahe niemals in diese Verlegenheit, was denn doch kein Beweis von Mangel an Verständnis genannt werden kann.

Bewunderungswürdig ist ihr Talent der Nachahmung. Sehr rasch fassen sie alles Charakteristische einer Persönlichkeit auf, vorzugsweise wenn dasselbe sich dem Komischen nähert, daher die Neger in den Besitzungen der Europäer jenseit des Meeres auch in der Regel sehr fröhlich, sehr heiter gestimmt sind. Ihre Herren, ihre Zuchtmeister, diejenigen, welche ihre Herrschaft besuchen, die Frau vom Hause, die Kinder, der alte Haushofmeister, alle sind ihnen ein Gegenstand der Nachahmung, ein Gegenstand der Satire und des Spottes, ein Gegenstand des Gelächters. Ganze Tage bringen sie damit zu, und Tag und Nacht würden sie benutzen, um sich über die Personen lustig zu machen, welche ihnen zunächst stehen.

Auf die Künste selbst, auf Malerei und Bildnerei scheint sich dieses Talent nicht zu erstrecken, alles, was sie in der Art in ihrer Heimat leisten, zur Ausschmückung ihrer Heiligtümer oder ihrer Häuser, ist von der allerrohesten Art.

Von den Künsten aber ist Musik und Dichtkunst für sie nicht nur von höchstem Reiz, sondern sie zeigen auch dafür ein ganz ungewöhnliches Talent. Fast alle ihre Feierlichkeiten sowohl als ihre Vergnügungen begleiten sie mit Gesang; in einigen der Negerreiche giebt es eine Kaste, einen erblichen Stand von Sängern, die zu gleicher Zeit die Historiker dieser rohen Völker sind. Als Stand sind sie zwar verachtet, weil sie sich ihre Gesänge bezahlen lassen und um so kühner im Loben sind, als ihnen mehr dafür gegeben wird; aber auch im Tadeln sind sie kühn, sie sprechen Tadel zwar immer nur in der Form der Satire aus, aber sie thun es straflos, weil man sie für begeistert hält von bösen oder guten Dämonen, welche ihre Kinder in Schutz nehmen, ein Glaube, welcher manche böse Handlung verhindert, indem derjenige, der sie ausüben will, sich selbst fragt, wie wohl ihre Sänger darüber berichten werden. Sie haben demnächst auch musikalische Instrumente und sind so weit darin gekommen, daß sie nicht nur Trommeln und Hörner haben, sondern auch Pfeifen, Triangel, Glocken und zitherartige Instrumente von 8 bis zu 17 Saiten, die mit jenen starken Haaren bezogen sind, welche im Schweif des Elefanten sitzen; auch eine Art Hackebrett, teils mit klingenden

Steinen, teils mit Saiten, die über Kürbisschalen gezogen sind, hat man gesehen, und unter den Mandingos am mittleren Laufe des Senegal hat man sogar klarinettenartige Instrumente gefunden, welche eine Länge von 3 bis 4 Meter hatten. Ihre Musik hat gleichzeitig Harmonie, was für die sogenannten Wilden durchaus charakteristisch ist, da dieselbe sich sonst immer nur in einer Melodie bewegt, die von allen Mitsingenden in demselben Tone begleitet wird; bei der Negermusik findet man Quarten, Serten und Oktaven, die anderen Intervalle scheinen ihnen allerdings unbekannt außer den Quinten, welche sie besonders im satirischen Gesang, bei Spott und Hohn anzuwenden pflegen. Wie unvollkommen dieser Grad der Harmonie auch sei, so ist er doch unverkennbar, und er setzt schon ein gewisses Verständnis der Musik voraus, welches man sogar den Griechen zur Zeit ihres größten Glanzes absprechen muß, denn sie hatten nur die Melodie und hatten von einer harmonischen Begleitung gar keinen Begriff.

Mit dieser Neigung zu den Künsten steht im grellsten Widerspruch die entsetzlichste, die greulichste Barbarei derjenigen, die wir als eigentliche Negervölker zwischen dem Senegal und dem Niger wohnend bezeichnet haben. Der Verkehr mit den Europäern hat keinen Einfluß auf sie gehabt. Allerdings darf man nicht vergessen, daß die Beschuldigung der Engländer, nach welcher sie so roh geblieben sind, obschon sie Jahrhunderte lang mit der gebildetsten Nation der Erde verkehren (nämlich mit den Engländern), um so lächerlicher ist, als gerade von dieser gebildetsten Nation der Erde nur diejenigen mit den Negern in Verkehr treten, welche als der Abschaum der Menschen zu betrachten sind, nämlich die Sklavenhändler. Aber dennoch steht die Thatsache fest, daß keine andere Menschenrasse so durch und durch bestialisch gegen ihresgleichen handelt, als eben diese. Gewiß ist, daß die Spanier, Portugiesen, Franzosen den Negern auch nicht die Koryphäen der Wissenschaft, der Gesittung, der Religion zugesendet haben, sondern vielmehr rohe Matrosen und deren Führer, welche in manchen Fällen schlimmer sind als die Untergebenen. Dennoch hätten die Neger auch von diesen lernen können, daß sie sich nicht untereinander fressen, sich nicht schlachten, um Mahlzeiten aus dem Fleisch ihrer Brüder zu bereiten, sondern daß sie Tiere mancher Art dazu verwenden, und daß sie demnächst auch Pflanzen bauen, von deren Ertrag sie sich Speisen bereiten. Diese Erfahrungen sind aber an den Negern spurlos vorübergegangen. Von einer Erhebung zu höherer moralischer Gesittung war bei ihnen keine Rede, sie kannten keinen Ackerbau und lernten ihn nicht, sie kannten keinen anderen Erwerbszweig als den Raub, vor allen Dingen den Menschenraub, um Sklaven zu haben und Gegenstände zur Hinrichtung, ferner den Raub von Herden und anderen Lebensmitteln, und selbst hier zeigt sich die außerordentliche Dummheit der ganzen Rasse. Sie

rauben, doch nicht lediglich um des Vergnügens willen, geraubt zu haben, sondern sie thun es, um das Geraubte zu besitzen und zu benutzen, aber sie gehen doch damit ohne allen Verstand schonungslos um; sie haben einen Raubzug bis 30 deutsche Meilen von ihrer Heimat entfernt gemacht, sie haben Hunderte von Menschen und Tieren zusammengetrieben, und sie führen dieselben aus der beraubten Gegend in die Heimat der Räuber zurück. Dabei werden die menschlichen wie die tierischen Herden von ihren Peinigern umstellt, mit gleicher Eile fortgetrieben, ganz ohne Rücksicht auf Nahrung und Ruhe. Von 100 der geraubten Geschöpfe gelangen kaum 20 dahin, wohin man sie haben will, alle übrigen unterliegen unterwegs der Erschöpfung ihrer Kräfte, und sie werden dann von den Raubtieren zerrissen. Aber welchem der räuberischen Neger fiele ein, auch nur das Geringste gegen den Hunger oder zur Abhülfe irgend eines Bedürfnisses zu thun, um seine Gefangenen, sie mögen nun zwei- oder vierbeinig sein, bis zu dem Orte gelangen zu lassen, welcher bestimmt ist, sie schlachten zu sehen.

Hier nun darf man nicht glauben, daß jenes abscheuliche Gewerbe des Menschenraubes durch die Europäer, durch die Sklavenhandel treibenden Nationen hervorgerufen oder auch nur begünstigt worden wäre; im Gegenteil, so alt und älter als unsere Geschichte ist der Sklavenhandel, also der Sklavenraub; nicht nur hatten die Römer schon schwarze und andere Sklaven, es hatten schon die älteren Ägypter und die ebenso alten oder noch älteren Assyrier und Babylonier bereits schwarze Sklaven, und sie hatten dieselben sogar in einer grausamen, abscheulichen Form, nämlich als Verschnittene. Raubzüge in die Länder der Schwarzen, lediglich um der Schwarzen willen, sind vor 3000 Jahren so gut gemacht worden, wie sie jetzt von den Negern untereinander gemacht werden. Raubzüge werden jetzt noch gemacht von den Türken und Arabern den Nil hinauf, um in Nubien oder Habesch Sklaven zu fangen und sie nach Unterägypten zu bringen, um sie daselbst zu verkaufen, entweder als Arbeiter in den Gärten, den Ländereien oder auch in den Werkstätten der Türken, oder auch nach vorhergegangener Vorbereitung zum Dienst im Serail an einen Pascha oder sonst einen reichen Türken zu ungeheuer hohen Preisen, dessen Eifersucht Bewachung seines Serails fordert durch ein Geschöpf, welches außer stande ist, in seine Rechte einzugreifen.

Wie die Negerstämme untereinander sich bekriegen und die stärkeren über die schwächeren ihre Sklavenjagden ausführen, das erzählt G. Nachtigal in seinem großen Reisewerke „Sahara und Sudan". Die Bagirmi-Leute unternahmen einen Raubzug gegen diejenigen von Kimre, welche zum Gaberistamme gehören. Nachtigal war Zeuge desselben. Er sagt darüber: „Etwa 60 Reiter und ungefähr 400 Fußkämpfer brachen auf

und fanden die Feinde, welche von ihrem Anzuge unterrichtet waren, in ihren Kriegswohnungen auf den prachtvollen Eridodendron-Bäumen des Waldes. Ihre Stroh- und Lehmbauten auf dem Boden hatten sie seit Wochen verlassen und diese Wohnungen zu ihrer Sicherheit bezogen. Das Eridodendron wird daselbst allgemein als Zufluchtsort in den Zeiten der Gefahr benutzt. Seine Höhe, der kerzengrade Wuchs des hartholzigen Stammes, die quirlförmige Anordnung der Äste in mehreren Etagen und ihre fast horizontale Richtung lassen diesen Baum besonders geeignet für solchen Zweck erscheinen. Die unterste Etage, als noch allzusehr im Bereiche der Angreifer, wird meistens unbenutzt gelassen. In der nächst höheren werden möglichst wagrechte, benachbarte Äste durch darüber gelegte Stangen zu einer Plattform vereinigt, auf welcher ein solides dickes Strohgeflecht befestigt und darauf der Hausstand errichtet wird. Dieser besteht gewöhnlich in einer kleinen Hütte, welche auch Getreidevorräte, Wasserkrüge und Hausgerätschaften (z. B. die Holzmörser zur Mehlbereitung) enthält, und selbst Haustiere, Ziegen, Hunde und Hühner werden mit hinaufgenommen. Oberhalb dieser Abteilung wird häufig am Stamme selbst aus starkem Geflecht von Zweigen und Stroh ein Korb nach Art eines Mastkorbes angebracht, der eine oder zwei Personen fassen kann, und in dem der größte Teil des Waffenvorrats der auf dem Baume befindlichen Leute aufbewahrt wird. Der oder die Hauptkrieger des Baumes befinden sich in diesem Behälter, dessen Seitenwandung etwa ein Meter hoch ist, schleudern von dort aus die erwähnten harmlosen Wurfgeschosse aus Rohr und halten Handeisen und Lanzen bereit für den Fall, daß es den Angreifern gelingen sollte, die unterste Etage zu erklimmen. Je nach Umfang und Höhe der Bäume wohnen eine oder mehrere Familien auf denselben. Während der Nacht, in welcher kein Angriff zu befürchten ist, steigen die Bewohner nach Bedürfnis herab, um ihre Vorräte an Wasser und an Getreide, das in versteckten Gruben verborgen gehalten wird, zu erneuern. Zum Hinauf- und Herabsteigen dienen primitive Leitern aus dünnen Baumstämmchen, Schlinggewächsen und Pflanzenfaserstricken.

„Von einem ordnungsmäßigen Angriff, einem gemeinsamen Handeln unsererseits war nicht die Rede. Sobald wir den bewohnten Bäumen gegenüber standen, begnügten sich die meisten damit, ihre Speere und Lanzen drohend zu schwingen und sich vorsichtig durch Schilde zu decken, in deren Ermangelung auch Stücke von Strohgeflecht aus den halbzerstörten Hütten oder stärkeren Matten benutzt wurden. Andere zerstreuten sich im Walde in der Hoffnung, eine vergessene Ziege, einen Hund oder ein paar Hühner zu finden, auf eine Getreidegrube zu stoßen oder gar ein armes Menschenkind zu entdecken, das von seinem Baume herabgestiegen und, vom Überfalle überrascht, vielleicht den Zufluchtsort nicht hatte erreichen können.

Die Bagirmi sowohl wie ihre heidnischen Bundesgenossen waren der Lage der Dinge gegenüber ratlos. Hunderte von bewaffneten Männern umstanden die einzelnen Zufluchtsstätten, mit Worten und Gebärden drohend, doch ohne den Mut, einen Angriff zu wagen; denn die ersten Ersteiger eines Baumes mußten, solange bewaffnete Verteidiger desselben vorhanden waren, als verloren angesehen werden. Die Bäume zu fällen, fehlten die Werkzeuge, und die gewöhnlichen Waffen reichten nicht bis zur Höhe der Belagerten. Freilich verfügten der König und der Falsiha über eine Anzahl Flinten bewaffneter Sklaven, doch keiner derselben war imstande, eine Flinte anzulegen, zu zielen und zu treffen. Die Mordwaffe möglichst weit vom Körper entfernt haltend, sobald sie zu feuern beabsichtigten, konnten dieselben höchstens das Leben ihrer eigenen Genossen in Gefahr bringen. Am ehesten schien es den Belagerern noch gelingen zu können, die Strohkonstruktionen der Flüchtlinge durch Feuer zu zerstören, die Verteidiger dadurch höher in die Bäume hinaufzutreiben und diese so allmählich zu erobern. Wo hinlängliche Deckung es erlaubte, einigermaßen gefahrlos die unterste Etage eines bewohnten Baumes zu ersteigen, versuchte man auch, mittelst angezündeter Strohbündel, die zu langen Stangen befestigt waren, Hütte und „Mastkorb" in Brand zu stecken; doch selten gelang es, und wenn Stroh und Holz wirklich einmal Feuer gefangen hatten, so löschten die Belagerten dasselbe ohne Schwierigkeiten mit ihrem Wasservorrat.

„Schon begann ich über das Schicksal unserer armen Gegner beruhigt zu werden, als zu meinem Schmerze durch meine eigenen Leute sich das Blatt wenden zu wollen schien. Almâs und Hammu beteiligten sich am Kampfe, der für sie freilich nur ein Jagdvergnügen war, das weder die Gefahren und Anstrengungen anderer Jagden mit sich brachte, noch, bei der Stetigkeit der Ziele, große Geschicklichkeit erforderte. Meine Empörung über diese feige Unmenschlichkeit machte keinerlei Eindruck auf die beiden Fanatiker; meine Autorität fand hier ihre Grenzen, denn es handelte sich für jene um eine religiöse Berechtigung, über die zu urteilen der Christ nicht kompetent war. Sie hatten auch nicht das geringste Bedauern, diese „verfluchten Heiden" wie Perlhühner zu erlegen, hatten dieselben doch ihre Unterwerfung unter einen mohammedanischen König und die Gesetze des Islam verweigert! Wenn nicht glücklicherweise Almâs ein nur mittelmäßiger und Hammu ein sehr ungeschickter Schütze gewesen wäre, und wenn nicht beide ihre Munition frühzeitig verbraucht hätten, so würden viele der unglücklichen Kimre-Leute an diesem Tage ihr allzugroßes Vertrauen in die Baumwollenbäume mit dem Leben bezahlt haben.

„Ich war Augenzeuge der ersten Opfer des Tages. Von der Höhe seines Mastkorbes schleuderte der hochgewachsene junge Vorkämpfer eines

von mehreren Familien bewohnten Baumes seine harmlosen Rohrgeschosse, sich durch den Schild oder die Brustwehr des Korbes möglichst deckend. Zuweilen richtete er sich zu seiner ganzen Höhe auf, ballte zornig die Faust gegen seine Verfolger und rief ihnen Worte des Hohns und der Verachtung entgegen, die von ermutigenden Zurufen der Frauen aus der nächsten Umgebung begleitet wurden. In einem solchen Augenblicke brach er, von einer Kugel Almâs getroffen, lautlos zusammen. Bald darauf wurde ein zweiter Verteidiger des Baumes, der sich weiter oben auf einem Seitenaste befand, zum Tode getroffen, klammerte sich krampfhaft für einige Sekunden an die Zweige und stürzte dann als tote Masse von der Höhe herab. Eine scheußliche Scene entspann sich, die Unsrigen fielen über den Leichnam her, und im Nu war derselbe mit dem Handeisen zerhackt und zerfetzt. Und die Wütendsten hierbei waren nicht die Bagirmi, sondern ihre heidnischen Bundesgenossen, gewissermaßen die Stammesangehörigen des Opfers, die sich bei einer anderen Gelegenheit desselben Schicksals versehen mußten. Ein Dritter, der letzte erwachsene Mann auf dem Baume, wurde durch einen Schuß verwundet, stieg mit seinen Angehörigen unter Aufwendung seiner letzten Kräfte zum Gipfel empor und klammerte sich dort schweigend an, während sein Blut in langen Linien die graue Rinde des Stammes herabrieselte. Da endlich wagten die feigen Verfolger den Baum zu erklimmen. Bald wurden die Ziegen, Hunde und Hühner herabgereicht oder herabgeworfen, der Tote und Verwundete in die Tiefe geschleudert und den untenstehenden Genossen zu bestialischer Zerfleischung überantwortet und die Frauen und Kinder nebst einem Greise allmählich herabgezerrt. Kein Schrei, keine Klage kam über die Lippen der Überlebenden. In verzweiflungsvoller Ergebenheit ließen sie sich mit Stricken aneinander binden, um mit dem Schmerze über den Tod der Ihrigen und den Verlust ihrer Heimat den Weg in die Sklaverei zu wandeln.

„Ein einziger Baum wurde ohne Beihülfe der Feuerwaffen allmählich erstiegen und so gewissermaßen erobert; doch befand sich auf demselben nur ein rüstiger Kämpfer, und dieser war wohl durch den Anblick der eben beschriebenen Katastrophe des benachbarten Baumes entmutigt. Nachdem es gelungen war, seine Hütte in Brand zu stecken, zog er sich in eine größere Höhe zurück und wurde hier von einigen mit Lanzen angegriffen, während andere sich der hier und dort in den Verzweigungen versteckten Frauen und Kinder bemächtigten. Sobald jener verwundet herabgeworfen war und durch den Sturz aus der Höhe oder unter den Handeisen der Unsrigen sein Leben ausgehaucht hatte, flohen zwei vierzehn- oder funfzehnjährige Knaben in die äußersten Wipfel und Zweige des Baumes und stürzten sich, als sie von ihren Verfolgern fast erreicht waren, mit verzweifeltem Heroismus in

die Tiefe. Kaum hatte ich vor dem gräßlichen Anblick, der mir das Herz zusammenschnürte, unwillkürlich für einen Moment die Augen geschlossen, als ich beim Wiederaufblick auch schon anstatt menschlicher Leichname nur formlose Massen erblickte; in wenigen Minuten hatten die Barbaren ihre Opfer der Köpfe beraubt, ihnen die Eingeweide herausgerissen, sie zerstückelt und zerhackt.

„Endlich wurde der Baum entdeckt, welcher dem Häuptling von Kimre als Zufluchtsort diente. In einer untern Etage befindet sich dicht gedrängt das Kleinvieh, das neugierig und harmlos über den Rand der Plattform herabschaute. Der Hauptverteidiger hielt von seinem Korbe aus mit großer Geschicklichkeit die Brandapparate der Feinde ab und verhinderte mit bewunderungswürdiger Umsicht diese, welche, ermutigt durch die ungewohnten Erfolge des Tages, die unterste Etage erstiegen hatten, am weiteren Vordringen. Der Häuptling selbst saß mit zwei Frauen und vier Kindern in der Teilungsstelle dreier mächtiger Äste und schleuderte von dort seine unzulänglichen Handpfeile. Der geringe Vorrat der Bagirmi an Pulver und Blei wurde gegen diesen erschöpft, doch glücklicherweise ohne wesentlichen Erfolg, so wenig gedeckt auch der Häuptling und die Seinen waren. Als es gelungen war, den jüngeren Krieger zu verwunden und zum Rückzuge in die oberen Regionen zu zwingen, suchten auch die Bagirmi höher zu steigen; doch der Häuptling verlor keinen Augenblick seine Kaltblütigkeit und suchte die Position, so verzweifelt dieselbe ihm auch erscheinen mußte, zu halten. Ohne jede Deckung dem Gewehrfeuer ausgesetzt, wurden die Frauen und Kinder nach oben geschafft, was nicht leicht war bei dem zarten Alter der letzteren, von denen jedes einzelne von der Mutter hinaufgetragen werden mußte, während der tapfere Mann zu Lanze und Wurfeisen griff und die Verfolger in Schranken hielt. Sein und der Seinigen Schicksal wäre gleichwohl auf die Dauer kaum zweifelhaft gewesen, wenn die Munition der Unsrigen länger vorgehalten hätte. Doch mit den Handwaffen allein den Baum zu erobern, hätte, obgleich derselbe nur von einem Manne verteidigt wurde, eine Opferwilligkeit der vordersten Angreifer erfordert, welche durch die Aussicht auf die bescheidene Beute einer Ziege, eines Hundes oder eines kleinen Kindes nicht erzeugt werden kann. So waren zu meiner großen Genugthuung der Häuptling und seine Familie gerettet.

Da die Bagirmi mit ihren in Vergleich zu früheren derartigen Versuchen bedeutenden Erfolgen sehr zufrieden waren, so wurde gegen Mittag die Jagd aufgegeben. Die meisten Baumfestungen waren unangegriffen gelassen worden, und wir kehrten nach Bröto zurück, das wir gegen Abend erreichten. Ich selbst hatte durch mein Betragen bei den Bagirmi nicht gerade gewonnen, sondern im Gegenteil ihre an meine Beihülfe geknüpften

Hoffnungen arg enttäuscht. Meinen Hinterladekarabiner auf dem Rücken, weigerte ich mich, sowohl selbst zu schießen, als andere mit demselben schießen zu lassen, und in meiner tiefen Verstimmung suchte ich meinen Ekel an der feigen Grausamkeit meiner Begleiter nicht zu verbergen und führte in Anbetracht meiner schutzlosen Lage bedenklich unkluge Reden. Leider mußte ich später hören, daß meine Friedfertigkeit bei den Verfolgten nicht die gehörige Anerkennung gefunden hatte. Dieselben waren im Gegenteil geneigt gewesen, in dem harmlosen Fernrohr, das ich auf ihre Baumwohnungen richtete, obgleich sie keine materiellen Wirkungen des Instrumentes konstatieren konnten, eine nicht unwesentliche Beihülfe ihrer Feinde zu sehen. — Der Erfolg des Tages bestand übrigens nur in einem halben hundert Sklaven, nicht aber in der Unterwerfung der Leute von Kimre, welche ihren schönen Wald verließen und sich in ein südöstliches Nachbardorf Namens Kaviatu, das durch einen Erdwall geschützt war, zurückzogen. Eine andere „Sklavenjagd" wurde gegen die Leute der Koli unternommen. Dieselben hatten sich durch eine Art Festung geschützt, einen $1^1/_2$ Meter hohen Lehmwall, innerhalb dessen sie den Feind erwarteten. Als sie die verlangte Unterwerfung abwiesen, begann der Angriff, welchen die Verteidiger vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag ruhmreich bestanden. Während dieselben für ihre höchsten Güter, Leben, Familie und Freiheit, kämpften, hatten die Bagirmi keine höheren Triebfedern, als Beutegier oder höchstens rohe Lust am Kampfe. Ihr Ziel war nicht der endliche Sieg, sondern der persönliche Vorteil, und daraus entsprang ein Mangel an einheitlichem Vorgehen, der den Belagerten zum wesentlichen Vorteil gereichte. Sobald mittelst der vorhandenen Äxte Zugänge in den künstlich verdichteten Rand des schützenden Haines gehauen worden waren — im Innern war dieser lichter und von regelmäßigen Pfaden durchschnitten — und die Belagerten ihre Aufmerksamkeit diesen Angriffspunkten ausschließlich zugewendet hatten, begannen auf allen Seiten die Privatunternehmungen der Angreifer. Jeder suchte für eigene Rechnung Menschen oder Haustiere einzufangen, von denen jene zur Hälfte, diese sämtlich dem Erbeuter gehören, und von allen Seiten sah man Habgierige unter den dichten Büschen hinkriechend verschwinden oder auf demselben Wege mit einem Kinde oder einer Ziege zurückkehren. Bei dieser Zerfahrenheit, und da überdies die von den Heiden sonst sehr gefürchteten Panzerreiter dem Dickicht gegenüber unverwendbar waren, würde Koli an diesem Tage nicht erobert worden sein, wenn nicht eine allzugroße Übermacht und die Feuerwaffen auf unserer Seite gewesen wären.

„Auf der östlichen Seite des Dickichts hielt sich der Falsiha mit seinen Leuten, während auf der nördlichen der Ngârmâne und auf der westlichen der Mbarma operierten und die uns begleitenden Mannschaften der Sâra, Ndamm,

Bûa, Njillem und Tummak ohne Ordnung das Gehölz umgaben und auf Beute lauerten. Ich blieb in der Umgegend des Falsiha, denn hier durfte der entscheidende Kampf erwartet werden. Nachdem ein Eingang geschaffen war, der mehreren Kriegern gleichzeitig den Durchtritt erlaubte, drangen die Unsrigen unter dem Schutze der Flintenträger, die hinter den dickeren Bäumen Deckung fanden, allmählich in das Innere des Hains vor. Dieser lichtete sich, und ein breiter Pfad, der von den Belagerten verteidigt wurde, führte zum Kriegsdorfe. Als einige der vordersten vom Almâs erschossen worden waren, wich zwar die Schar zurück, doch vom Dorfe her kamen die Frauen und Mädchen, erquickten ihre Krieger mit Merissa und frischem Wasser und stachelten sie durch feurige Reden zu neuem Wagnis an. Dieselben ermannten sich auch und trieben ihre Verfolger zum Dickicht hinaus, um gleich darauf aber selbst wieder zurückgeworfen zu werden. So entstand ein fast regelmäßiges Hin- und Herwogen des Kampfes, in dem freilich die armen Heiden allmählich an Terrain verloren. Für jeden Feind, den sie töteten oder verwundeten, fielen manche der Ihrigen, während doch Verluste um so schwerer für sie wogen, je mehr sie an Kriegerzahl den Angreifern nachstanden.

„Es herrschte eine große Hitze an diesem Tage, und da wir nicht so glücklich gewesen waren, einen Brunnen in der Umgebung zu finden, litten wir sehr vom Durste. Hammu, dem es gelungen war, sich seitlich durch das Gebüsch bis zum Dorfe zu schleichen, brachte mir von dort ein Gefäß mit Wasser und erzählte von den großen Vorräten an Getreide und Bodenfrüchten, welche daselbst aufgespeichert seien. Da ich den Wunsch hegte, die Zufluchtsstätte zu sehen, bevor sie der Zerstörung anheimfallen müßte, betrat ich ebenfalls den Hain und erreichte auf einem Seitenpfade, von dem aus ich in einiger Entfernung unsere Kämpfer erblicken konnte, die äußersten Hütten des Dorfes. In diesen befanden sich nur kleine Kinder, denn die Frauen trugen gerade ihren Kriegern frisches Getränk zu. Als ich mich dann schleunigst wieder zurückzog, geriet ich auf den Hauptpfad, und zwar in einem Augenblicke, in dem sich die Leute von Kolï zu einem wütenden Angriff ermannten. Die Bagirmi wurden zu einer wilden Flucht gezwungen, in die auch ich natürlich verwickelt wurde, und überholten mich bald, denn im Laufe verlor ich das einzige Paar Schuhe, das ich noch mein nannte, und die zarte Haut meiner nackten Füße paßte ebensowenig zu den Baumwurzeln und Ästen am Boden, wie mein weites Bornugewand zur schnellen Fortbewegung. Meine imponierende blaue Brille, das letzte unzerbrochene Exemplar, fiel zur Erde, und mein Tarbüsch blieb mit seiner flottierenden Quaste in den Zweigen eines Baumes hängen. Scheu zurückblickend, sah ich die schwarzen Verfolger mit ihren geschwungenen Waffen und ihren geschwänzten Schurzfellen heranstürmen; schon hörte ich ihr Kriegsgeschrei in

nächster Nähe, sah Speere und Wurfeisen an mir vorüberfliegen, und ein frühzeitiges Ende meiner Laufbahn als Reisender schien mir gewiß, als plötzlich der Boden unter meinen Füßen schwand und ich in den flachen Graben vor die Füße unserer Pferde rollte. Beschämt schlich ich barfuß, barhäuptig und aus einer oberflächlichen Schnittwunde am rechten Fuße blutend zu meinem Pferde, band mir ein Stück Baumwollenzeug zum Schutze gegen die Sonne um den Kopf und verwünschte meine unzeitige Neugier.

„Die Katastrophe wurde dadurch beschleunigt, daß es gelang, eine der dicht gedrängten Hütten des Zufluchtsdorfes in Brand zu stecken. Obgleich ein windstiller Tag war, so waren doch die Anstrengungen der Belagerten, dem Feuer Einhalt zu thun, vergeblich; das Dorf mit seinen reichen Getreidevorräten wurde eingeäschert. Die Verwirrung und Mutlosigkeit der Bewohner nahm zu, und immer häufiger und kecker wurden die Versuche der Unsrigen, sich der Frauen und Kinder des Feindes zu bemächtigen. Die Zahl der heidnischen Kämpfer schwand sichtlich, und die Kräfte der Überlebenden sanken; die eingeäscherte Wohnstätte war nicht mehr zu halten. Es war Mittag, als dieselbe verlassen wurde und sich alles in den dichtesten Teil des Gehölzes zurückzog, nicht fern von dem Punkte, den der Mbarma besetzt hielt. Dort konzentrierte sich nun der Kampf, ein Kampf der Verzweiflung, dessen entsetzliche Scenen mir in schmerzlichster Erinnerung geblieben sind.

„Zwischen zwei Feuer gestellt — die Unsrigen drängten von dem brennenden Dorfe nach —, versuchte die verzweifelte kleine Schar wiederholt nach der Seite des Mbarma hindurchzubrechen und ihr Heil in der allerdings bewunderungswürdigen Schnelligkeit ihrer Beine zu suchen. Doch sobald die Vordersten den kühnen Versuch mit dem Leben bezahlt hatten, krochen die Übrigen entmutigt wieder in den vorläufigen Schutz des Dickichts zurück. Ich sah einen hochgewachsenen, blutbedeckten Mann, dem es gelang, die Reihen der Bargirmi zu durchbrechen, und der in mächtigen Sätzen über die Ebene dahin flog. Doch seine Kräfte verließen ihn mit dem strömenden Blut; halb zu Tode gehetzt, hauchte er unter den Streichen der uns begleitenden Heiden — seinen Stammesverwandten! — sein Leben aus. Schwerverwundete wurden aus dem Gebüsch hervorgezogen und abgethan; halb ohnmächtige Frauen und Mädchen wurden aus ihren Verstecken herbeigeschleppt, und nicht selten entspann sich ein blutiger Streit um ihren Besitz. Bei jungen Mädchen und kleinen Knaben konnte man deutlich, trotz der schwarzen Hautfarbe, das Erbleichen der Furcht und des Entsetzens bemerken. Zarte Kinder — eine nutzlose Beute — wurden schonungslos aus den Armen der Mütter gerissen und, wenn es zum Streit bei der Teilung kam, so gräßlich an ihren Gliedmaßen hin- und hergezerrt, daß man fürchten mußte, sie würden buchstäblich auseinandergerissen werden. Ein noch sehr

junges Füllen verendete unter den Händen der gierigen Bewerber, noch ehe es einen Herrn bekommen hatte, wurde sofort seines Felles entkleidet und von denjenigen Heiden, deren Sitte den Genuß des Pferdefleisches gestattet, am Feuer geröstet und verzehrt.

„Endlich, etwa um 2 Uhr Nachmittags, hieß es, daß die überlebenden Männer sich unterwerfen und vor dem Falsitha erscheinen wollten, wo dieser die wütigen Bagirmi und die heidnischen Gefährten derselben zurückzuhalten sich verpflichten könne. Derselbe war mit dem besten Willen nicht imstande dazu; er hatte die Herrschaft über die aller menschlichen Gefühle entkleidete Menge verloren. Es gelang zwar seinen Leuten, zwei der Unglücklichen, welche zum Zeichen der Unterwerfung ihren entblößten Dolch um den Hals gebunden hatten, vor ihn zu führen: einen jungen mit seiner Jobe bekleideten Mann und einen Greis, der eine Schußwunde am Oberschenkel hatte; doch es gelang nicht, die Wut der Menge soweit zu besänftigen, daß auch die Übrigen hätten herauskommen können, ohne ihr Leben zu gefährden. Die beiden Gesandten begaben sich wieder zu den Ihrigen, und die kleine verlorene Schar schien kämpfend sterben zu wollen. Noch einmal folgten die ergreifenden Scenen der wahnsinnigen Versuche, die kompakte Masse des Feindes zu durchbrechen, der letzte kurze Akt des Trauerspiels. Da man aber jetzt ohne Gefahr das Dickicht nach etwa noch versteckten Frauen und Kindern durchsuchen konnte, so wurde das allgemeine Interesse von den letzten Kämpfern abgelenkt, und während der Hader um den Besitz der Unglücklichen, die Eltern, Heimat, Freiheit und Hoffnung verloren hatten, auf allen Seiten entbrannte, ekelhafter als selbst die rohen Greuel des Kampfes, konnten zwanzig und einige Männer, die letzten Verteidiger von Koli, hervorkommen und sich, ohne gerade gemißhandelt zu werden, auf Gnade und Ungnade ergeben. Der König von Bagirmi besaß einige hundert Sklaven mehr, aber eine glückliche, wohlhabende Ortschaft war vom Erdboden verschwunden."

Die Religion der Neger ist in der Regel Fetischismus, Ein jeder betet das an, was er für seinen Gott zu halten geneigt ist, ein besonders geformtes Schwein, ein Stück Holz, dem der Neger selbst eine beliebige Gestalt gegeben hat, einen Baum, das Feuer, einen Schakal, das Wasser, eine Schlange — oder sonst irgend etwas. Der letztere, der Schlangendienst, ist ziemlich allgemein verbreitet und besonders die Bewohner von Dahomey beten die Schlangen mehr an als andere natürliche Gegenstände, ja für die Schlangen selbst haben sie im allgemeinen — ein jeder neben seinem Privatfetisch, eine besondere Zärtlichkeit; sie erbauen denselben sogenannte Tempel, Hütten, in denen sehr viele derselben reichlich gefüttert werden, aus denen nach Belieben ins Freie zu spazieren keiner dieser Schlan-

gen verwehrt ist, wohin sie aber gerne zurückkehren, weil sie dort reichlich mit Nahrung versehen werden. Die hier gefütterten Schlangen genießen des öffentlichen Schutzes, und eine solche auf ihrem Spaziergang töten, würde unter den Einwohnern von Dahomey sofort den Tod des Frevlers zur Folge haben. Glücklich ist es für den Frevler, wenn derselbe sich einem Priester gegenüber findet; dieser ist niemals abgeneigt, ein vernünftig Wort mit sich reden zu lassen und eine Buße von so und so viel Flaschen Rum der Ermordung des Frevlers vorzuziehen, welche ihm nichts eintragen würde.

Überall unter den ganz rohen Menschen erscheint die Herrschaft des Zufalles zuerst als eine geheimnisvolle, entsetzliche Macht. Der rohe Mensch fühlt, daß ihm etwas begegne, was er nicht vorher wußte, daß ihm etwas geschehe, woran er keinen Anteil hat. Er fühlt auch, daß er nichts gegen solche Macht thun kann; so wendet er sich denn an diese geheimnisvolle Macht selbst und bittet sie um ihre Gunst und opfert ihr, um durch diese Opfer den bösen Willen derselben zu besänftigen, damit sie ihm gestatte, sich seinem Schicksale, oder wie er es sonst nennen möge, entziehen zu dürfen, oder er bittet, ihm wenigstens kund zu thun, was ihn bedrohe, damit er dem Bedrohlichen ausweichen könne. So schafft er sich selbst Zauberer und Orakelspender, den Widerspruch nicht fassend, daß ein Schicksal, dem man auszuweichen vermag, kein Schicksal mehr sei, indem es nur durch das Unabweisbare dazu gemacht wird, eine Lehre, welche von den alten Griechen viel tiefer gefaßt wurde. Derjenige, der durch des Orakels Mund sein Schicksal kannte, versuchte ganz vergeblich, sich demselben zu entziehen. Alle Mittel, die er anwandte, um ihm zu entgehen, führten nur erst recht dazu, daß es auf das vollkommenste erfüllt wurde.

Die Menge der Götter, welche die Negervölker haben, ist unzählig; ein jeder Mensch macht sich seinen beliebigen Gott und opfert ihm, solange es ihm gefällt, läßt ihn aber wieder laufen, wenn er ihm nicht mehr gefällt, wenn er nicht seine Schuldigkeit thut, will sagen, nicht dasjenige, was derjenige wünscht, der ihn zu seinem Gotte erhoben. Will der Neger aus diesen mittleren Regionen Afrikas irgend etwas thun, so wird er immer seinen Fetisch zuvörderst fragen, um seine Gunst bitten, oder er wird sich wohl gar für diesen besonderen Fall einen besonderen Gott aussuchen, etwas, das ihm besonders ins Auge fällt, etwas, das ihm beim Ausgehen zuerst aufstößt, einen Hund, einen Baum, einen Strauß, und er fällt alsbald vor diesem neugebackenen Gotte auf die Knie und bittet ihn um seine Gunst, um seine Unterstützung, und er erklärt, daß er ihn für immer zu seinem Gotte behalten wolle, wenn er thue, um was gebeten worden.

Das sind die Fetische. Nicht etwa die Schlangen, man kann von diesen höchstens sagen, daß sie mehr und allgemeiner verehrt werden, und das rührt

wahrscheinlich daher, daß sie sich verbergen, daß sie weniger zu sehen sind, nicht so alltäglich in die Augen fallen wie die Hunde, die Strauße oder andere Tiere, Dinge, wie man das nennen will; auch sind die Schlangen nicht heilig, sondern nur die in Dahomey an einzelnen Orten gefütterten und gepflegten sind es.

Auf solche Weise mögen wohl allmählich Religionen ausgebildet worden sein. Man betet das Feuer an, dann den Geist, der es regiert, die Sonne, die es repräsentiert; man betet das Meer an, alsdann den Geist, der es bewohnt, der es empört, der es beruhigt. Und wohnen die beiden Völker nebeneinander, so wird auch bald das Erforderliche zu einem Religionskrieg vorhanden sein, in welchem jedes dem andern durch frommes Abschlachten und gottgefälliges Martern beweist, daß seine Religion die rechte, daß sein Gott der mächtigere sei. Diejenigen Negerstämme Mittelafrikas, in welchen sich nach Angabe der Reisenden eine zwar eigentümliche, aber doch eine Kultur entwickelte, stehen auch in ihren religiösen Vorstellungen höher. So besitzen die Nachbarstämme der Bagirmi alle den Glauben an ein höchstes Wesen, für dessen Existenz ihnen der Donner spricht, dessen Sitz sie höher in die Wolken verlegen.

Auch hieraus geht, wie aus dem vorher Gesagten hervor, daß die Neger sich auf der Stufenleiter der menschlichen Gesellschaft noch nicht besonders hoch gehoben haben, daß sie noch nicht vermocht, ihren Geist mit so abstrakten Gegenständen, wie der Begriff von Gott, zu beschäftigen; es sind Menschen, bei welchen das Gehirn und mit ihm das geistige Leben zurücksteht, dagegen die Muskulatur und mit ihr das tierische Leben bei weitem höher ausgebildet ist, als bei den Europäern. Ob es wahr sei, daß das Hinterhauptsloch des Negers mehr hinterwärts liege, als bei den Kaukasiern, oder ob es nur scheinbar sei und dieser Schein daher rührt, daß der Hinterkopf der Negerrasse bei weitem weniger ausgebildet ist, dadurch also der Anschein hervorgebracht wird, als ob das Hinterhauptsloch eine andere Stellung einnehme, wollen wir dahingestellt sein lassen, aber das Tierische spricht sich in der Gewalt der hinten am Haupte befestigten Muskeln besonders gut aus. Der Nacken ist so stark, daß man ihn mit dem eines Stieres vergleichen kann, und der Hals ist auch bedeutend kürzer. Derselbe beträgt bei einem wohlgewachsenen Europäer 10 bis 14 Centimeter, bei dem Neger beträgt er nur selten mehr als 7 Centimeter und erreicht niemals 10 Centimeter, was wiederum vollständig affenmäßig ist. Von dieser außerordentlichen Stärke der Halsmuskeln mag es herkommen, daß die Neger alles auf dem Kopfe tragen, gleichviel, ob es ein Klavier oder ob es ein Apfel, eine Flasche Wein ꝛc. ist, auf den Schultern will er nichts tragen.

Man ist gewohnt, die geistige Thätigkeit ganz ausschließlich von dem Gehirn abzuleiten; sollte die Ansicht richtig sein, so könnte man das Neger-Gehirn zur Verstärkung der vorhandenen Beweise benutzen. Das Gehirn besteht aus einer eigentümlichen konsistenten, phosphorhaltigen Fettmasse, welche äußerlich ganz eigentümlich gewunden ist und beim Menschen so vielfältig, daß man glaubt, einen jener aus dicken Bandstreifen von Korallenmasse zusammengesetzten Bau zu sehen, dessen Windungen ganz labyrinthisch ineinander verschlungen sind. Man glaubt, die Zahl der Windungen, die mannigfaltige Verflechtung derselben zeige die höhere geistige Thätigkeit an. Wenn dies der Fall ist, so haben wir abermals einen Beweis für die niedrigere Stellung der Negerrasse, denn glaubt man nach der Hinwegnahme der Schädeldecke eines Kaukasiers, den vorhandenen Windungen kaum folgen, sie nicht entwirren zu können, so haben sie bei dem Neger weder die Hälfte der Zahl, noch die Hälfte der Tiefe in den Einschnitten. Auch ist das Gehirn des Negers kleiner als das des Europäers, und auffallend ist dieses besonders bei dem vorderen Teile desselben, bei dem sogenannten großen Gehirn; daher mag es auch kommen, daß die vier Abschnitte des Gesichtsanteiles so auffallend verschieden sind zwischen Neger und Europäer. Man pflegt bekanntlich anzunehmen, daß der untere Teil des Gesichts, Kinn und Lippen bis zur Nasenwurzel, gleich sei der Nase bis zum Stirnbein, und gleich sei der Stirne bis zu den Haarwurzeln, endlich auch gleich sei der Höhe des darüber liegenden Schädelanteiles bis zum Scheitel. Es ist dieses die alte, auf Beobachtung beruhende Einteilung des Gesichts durch Maler und Bildhauer; vollkommen wahr ist sie nur für das Ideal derselben, doch nähert sich das Gesicht *wirklich schöner* Menschen diesem Verhältnis so sehr, daß nur sorgfältige Messung mit dem Zirkel die Unterschiede findet, und bei den übrigen gewöhnlichen Menschen, welche nicht auf Schönheit Anspruch machen können, reduzieren sich die Unterschiede doch immer nur auf ein oder zwei Zwölftel des Zolles.

Ganz auffallend anders ist es bei den Negern. Nimmt man den Kopf eines normal gebauten Europäers zu 30 Centimeter an, so hat ein jeder der vier Teile 7 Centimeter und der überschüssige Teil in den kleinen Abteilungen dient zur Hervorbringung der physiognomischen Verschiedenheiten. Mißt man den Schädel eines Negers aus, so zeigt sich das Merkwürdige, daß die Maße, welche einander gleich sein sollen, von oben nach unten gezählt, immer mehr wachsen und zwar in solch einem ungeheuren Maße, daß die Größe der Freßwerkzeuge (obere und untere Kinnlade) gerade doppelt so groß ist als die Scheitelhöhe, statt ihr gleich zu sein, im ganzen aber der Anteil des Kopfes der kleinste ist, der Anteil der Freßwerkzeuge aber der größte, woraus vorzugsweise die tierische, die unschöne Gesichtsbildung hervorgeht.

Wenn man glaubt, die Negerphysiognomien seien untereinander gleich, so verfällt man in denselben Irrtum, den der Städter so oft begeht, wenn er bei einem Spaziergange ein von der Stadt entfernt liegendes Dorf berührt: weil die Farbe aller älteren Leute sehr dunkel ist, und weil sie durch die atmosphärischen Einflüsse, denen sie sich ohne Schonung immerfort aussetzen müssen, auch noch einen groben Teint und häufige Falten haben, so glaubt man, sie hätten sämtlich dieselbe Physiognomie. Es geht sogar noch weiter. Reisende aus dem Norden, welche Griechenland oder Italien oder Spanien besuchen, glauben anfangs, alle Spanier, alle Griechen seien einander gleich. Es bedarf der Versicherung garnicht, daß diese Annahme eine ungerechtfertigte sei, sie rührt nur von der fehlerhaften Gewohnheit her, die Gesamtmasse als typisch auffassen zu wollen. Wenn aber ein Europäer unter Negern wohnt, wie es z. B. in den Kolonien ganz allgemein ist, so beschäftigt er sich nicht mit der Gesamtmasse, sondern er sucht die Individuen auf, und dann bemerkt er alsbald, daß ein jedes derselben seine besondere Physiognomie hat, und daß sie nicht ähnlich untereinander sind, wenigstens nicht mehr als die Kaukasier oder die Malayen. Geht man weiter, und mißt man die Differenzen, sucht man nun, um wieviel die Nase des einen Negers länger als die des anderen, die Stirne höher, die Breite des Gesichts größer ist, so findet man zwar immer nur Unterschiede, die sich in Linien angeben lassen; aber größer sind die Unterschiede bei den Europäern auch nicht, ja man kann unbedenklich sagen, die

Ein Habesch oder Abessinier aus Tigré.

gedachten Unterschiede seien sogar bei den Negern größer. Das Bild, welches wir geben, und welches Waitz in seiner Anthropologie der Naturvölker mitteilt, zeigt einen jungen Neger aus Tigre in Habesch im nordöstlichen Abessinien. Vergleicht man dieses Gesicht mit dem auf S. 260 gegebenen und mit dem auf S. 264 dargestellten, so wird man sagen müssen, solche Unterschiede fänden sich bei der kaukasischen Rasse nicht, denn die Gesichtsbildung des gegenwärtigen Negerporträts ist so vollkommen edel, daß ein jeder sie für eine sehr schöne, der kaukasischen Rasse angehörige halten wird; ja, ohne das Wollenhaar und die Farbe würde man gar nicht zugeben, daß es eine Negerphysiognomie sei.

Die Kongo- und die Nyam-Neger sind die häßlichsten und tragen den Negertypus am auffallendsten. Bei den südlicher wohnenden Völkern ist die Nase nicht mehr so tief eingedrückt, noch so breit gequetscht, weiter südlich zeigen die Owampos, die Damaras schon ganz gefällige Formen, und bei den letzteren findet man Gestalten sowohl als Gesichter, welche schön genannt werden können, und welche zu Modellen zu wählen kein Bildhauer anstehen würde. Die Kaffern zählt man schon nicht mehr zu der eigentlichen Negerrasse, doch immer zu den negerartigen Völkern, und bei ihnen scheint die Körperbildung am weitesten vorgeschritten zu sein.

Was das Gesicht des Europäers so anmutig, so schön macht, ist die verschiedene Färbung der einzelnen Teile. Die Nase, die Wangen, die Stelle unterhalb der Augen, die Stirn, das Kinn, die unteren Teile der Wangen — dies alles hat verschiedene Farbe. Am meisten treten die Lippen hervor. Auch die Augenbrauen haben in den meisten Fällen etwas Auszeichnendes. Nicht so beim Neger, bei welchem alle Teile des Gesichts, ja des ganzen Körpers dieselbe Farbe haben. Auch die Lippen, welche bei den Negern auf den Ladenschildern ganz prächtig zinnoberrot sind durch die Kunst des Anstreichers event. Malers, hat die Natur durchaus nicht so glücklich bedacht; sie können kaum verschieden genannt werden von dem übrigen Gesicht. Das Braun der Wangen und des Kinnes ist von dem Braun der Lippen äußerst wenig verschieden. Da, wo die beiden Lippen sich vereinigen, zeigt sich allerdings eine Spur von Röte, aber sie ist von außen gar nicht sichtbar, und nach innen verliert sich der rötliche Streifen in die schmutzig-braun aussehende Rachenhöhle hinein. Ebensowenig zeichnen sich die Augenbrauen aus, die Haare derselben sind zwar schwarz, aber sie laufen in die Farbe der Stirn so über, daß sie sich fast gar nicht unterscheiden.

Auch die Haare der Negervölker sind von eigentümlicher Beschaffenheit. Während die Haare der Europäer cylindrisch gestaltet sind, als ob man sie hätte durch einen Drahtzug laufen lassen, sind die Haare der Neger platt,

als wenn sie durch die Walzen einer Lahnfabrik gegangen wären, sie sind flach wie die Haare des Schafes, sie bilden recht eigentliche Wolle, sie sind kurz und gekräuselt; allerdings haben sie nicht diejenige Kräuselung, welche das Haar des Schafes zeigt, sie sind nicht im Zickzack hin- und hergebogen, sondern sie haben die Kräuselung des Lahns, welcher, über den Draht gewickelt, zur Kantille geworden ist. Das runde Haar des Europäers ist entweder ganz schlicht oder großlockig, mitunter auch kleinlockig, wie das des Bartes, auch wächst es ellenlang und darüber. Es giebt Frauen, welche einen so schönen, dabei nicht krankhaften und erschöpfenden Haarwuchs haben, daß die Länge desselben beinahe ihrer Körperlänge gleichkommt; die Negerhaare haben die Eigenschaft der Haare an den verborgenen Teilen des menschlichen Körpers, sie werden nur einige Zoll lang. Auch der Bartwuchs der Neger ist äußerst schwach, er bedeckt gewöhnlich nur den äußern Rand der Lippe und dort nur in einem äußerst geringen Grade. (Vergl. oben.)

Auch das Auge des Negers hat etwas Besonderes. Die Iris ist so tief dunkel gefärbt, daß sie sich von der schwarzen Pupille beinahe gar nicht unterscheidet. Bei dem Auge des Europäers treten die Farben so lebhaft auseinander, daß man sehr wohl unterscheiden kann, ob die Iris grau oder blau oder braun ist; nur in den allerseltensten Fällen ist die Iris des braunen Auges so dunkel, daß man dieses Auge mit dem Worte *schwarz* bezeichnet, und diese seltene Ausnahme ist bei dem Neger das Alltägliche, zugleich ist das Weiße des Auges immer gelb. Auf den Europäer, der dessen nicht gewohnt ist, macht dies einen unangenehmen Eindruck, solche Färbung berechtigt bei uns zu dem Schlusse, daß eine Leberkrankheit zum Grunde liege; darum glaubt er auch, daß der Neger stets krank sei, bis er die Überzeugung gewonnen hat, daß die Schwarzen ohne Ausnahme an diesem Fehler leiden, bis er sich nach und nach überzeugt, daß diese Krankheit nicht, wie doch bei Krankheiten gewöhnlich, die Ausnahme, sondern im Gegenteile die Regel ist.

Die Haut der schwarzen Rasse ist überaus grob und porös, man sieht die Poren so deutlich, wie man auf der Haut des Vogels die Narben der ausgerissenen Federn sieht, nur sind die Poren nicht erhaben, sondern vertieft, auch sind sie nicht regelmäßig gestellt und bilden also nicht eine Zeichnung, wie dieses auf der Gänsehaut allerdings der Fall ist. Trotz dieser äußeren Unschönheit ist die Haut so sammetweich und fühlt sich so lieblich an, daß man diese Empfindung beinahe verführerisch nennen könnte. Das Berühren der Negerhaut bringt ein schwer zu beschreibendes Wohlgefühl hervor, und es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses der Grund zu den vielen fleischlichen Sünden unter den Pflanzern ist. An die Farbe gewöhnt man sich sehr bald, ja wenn dieselbe nicht grauschwarz ist, sondern *braunschwarz*, so hat auch sie etwas sehr Bestechendes.

Aber ein Übel haftet an allen Negern: sie haben eine so starke und tierisch riechende Ausdünstung, daß sie für viele Menschen, namentlich für die Europäer der nordischen Hälfte dieses Erdteils, ganz unerträglich ist; anders scheint es mit den Spaniern und Portugiesen, die sich sehr bald daran gewöhnt haben, was die vielen Mischlinge auf den Pflanzungen beweisen. Der Grund liegt vielleicht darin, daß sie selbst eine sehr starke, impertinent riechende Ausdünstung haben. Daß übrigens auch die Yankees, die Abkömmlinge der Engländer in Nordamerika, sich daran gewöhnen, daß auch sie mit den „verfluchten Niggern" sich befreunden können, beweist die Zahl der Mulatten, Terzeron, Quadron und der andern Farbigen, welche die der eigentlichen Schwarzen bei weitem übertrifft. Das Vorurteil der Yankees gegen die Neger reicht allerdings bis in die Kirche, aber keineswegs bis ins Bett; der Amerikaner würde sich für immer geschändet halten, wenn er mit dem Neger innerhalb desselben Raumes zu Gott betete, aber von einer Herde schwarzer Tiere dutzend- oder schockweise braune Kinder zu haben und sie dann bei nächster Gelegenheit als Sklaven zu verkaufen, dieses schändet, dieses entehrt ihn nicht, und dabei ist ihm auch der Geruch der schwarzen Rasse nicht unangenehm.

Die Hottentotten und Buschmänner.

Die Landschaften Südafrikas bewohnen zwei große, von einander scharf getrennte Rassen: die Kafirs und die Hottentotten. Die Zusammengehörigkeit der Kafir- und Kongovölker geht aus der Thatsache hervor, daß ihre Sprachen, die Bantusprachen, Elemente einer gemeinsamen Ursprache enthalten. Man nennt sie daher auch Abantuvölker. Ihr Trivialname „Kaffern" entstammt dem arabischen Worte Kafir, d. i. Ungläubiger. Ihre Haut ist dunkel, fast schwärzlich, ihr Haar wollig, niemals schlicht oder straff. Nach ihrer geographischen Lage unterscheidet man die Gruppen Ama Zulu und Ama Xosa (Ama-Leute), die Betschuanen und die Damara. Die Betschuanen sind am ausgebreitetsten.

Abweichend von der Familie der Abantu sind die Hottentotten (oder Stotterer, Spottname, welchen ihnen die Holländer wegen ihrer Schnalzlaute gaben) oder richtiger Koi-koin (Menschen). Ihre Hautfarbe ist fahl, gelbbraun, das Haar sehr kraus und verfilzt, die Stirn schmal, ihre Backenknochen hervortretend, das Kinn spitz. Man unterscheidet 3 Gruppen: die eigentlichen Hottentotten, die Korana und die Namaqua.

Das weibliche Geschlecht zeigt eine eigentümliche Fettbildung, die

Stetopyga, welche sich auf dem oberen Teile des Gesäßes ablagert und wie eine Balggeschwulst herausteht, so daß die Kinder einer solchen Frau sich derselben als einer Art Sattel bedienen, darauf reitend und den Leib der Mutter mit beiden Händen umschließend, wenn sie selbst bei einem längeren Marsche müde werden. Ein solches Fettpolster befindet sich auch bei manchen Affenarten, so z. B. bei den Mandrils und dem Pavian, aber als typisches Kennzeichen kann dieser Auswuchs nicht betrachtet werden, da derselbe nicht immer vorkommt, was schon daraus hervorgeht, daß man es als eine besondere Schönheit betrachtet, und daß Frauen, welche von der Natur nicht in solcher glücklichen Weise begünstigt sind, sich dergleichen künstlich anfertigen und einen queu de Buschmann tragen, wie unsere vornehmsten Damen einen queu de Paris.

Hottentotten.

Als besonders charakteristisch gilt für die Hottentotten die Schmalheit der Lenden, was gleichfalls zur Unterstützung der Affenähnlichkeit benutzt worden ist. Diese Schmalheit aber geht so weit, daß die ähnliche Beschaffenheit der Neger dadurch weit überboten wird, also wieder nicht benutzt werden kann, um die Stammverwandtschaft mit den Negern zu beweisen.

Das Ohr des Hottentotten hat keinen hinteren Rand, es ist von der Rück- und Oberseite nicht überwölbt, was wiederum an das Ohr der großen Affen erinnert, aber von dem Ohr des Negers vollständig abweicht.

Die Augen liegen tief und stehen beträchtlich von einander ab, sie sind schief geschlitzt und sinken hinter die vorstehenden Backenknochen und die ganz kleine Nase weit zurück. Diese Nase springt noch nicht um einen Viertelzoll aus der Gesichtsfläche hervor; es hat den Anschein, als wenn weder ein Nasenknochen, noch ein Nasenknorpel vorhanden wäre, und bei der ganz ungewöhnlichen Breite der Nase und der weiten Öffnung der Nasenlöcher, die sich stark seitwärts ausdehnen, macht das Gesicht den Eindruck, als wäre es gewaltsam flach und breit auseinander gedrückt.

Das Haar ist keine Wolle, es bedeckt auch nicht den ganzen Kopf als

ein ununterbrochenes Vließ, sondern es steht darauf vereinzelt in einer großen Menge von Büscheln mit erkennbaren Zwischenräumen umher, jeder einzelne Büschel bildet eine Locke; das Haar aber ist stark, und kurz abgeschnitten zeigt es sich borstenartig straff.

Die berüchtigte natürliche Schürze, welche die Hottentottenfrauen haben sollen, ist, wenn sie wirklich vorkommt, nur als eine Mißbildung zu betrachten. Man stellt sich darunter gewöhnlich eine schlaff herabhängende Verlängerung der Bauchhaut vor, durch welche Ansicht man wohl auf den ganz falschen Namen Schürze gekommen ist; sie ist weiter nichts als eine Verlängerung der kleinen Schamlippen, die aus der Schamspalte hervorragen und zwischen den Schenkeln herabhängen.

Den ganzen Körper ins Auge fassend, so steht derselbe bei den Hottentotten beinahe immer unter mittlerer Größe. $1^1/_2$ Meter gilt bei ihnen nicht mehr als klein, und ihre Weiber haben selten mehr als $1^1/_3$ Meter. Alle diese Kennzeichen zusammengenommen lehren uns, daß zwischen Hottentotten und Negern viel mehr Unähnlichkeit stattfindet als Ähnlichkeit, darum sie auch von der neueren Schule nur negerartige Völker genannt werden, gleich den Kaffern und vielen anderen.

Besonders eigentümlich ist die Sprache der Koi-koin, welche nach Moffat, Lepsius, M. Müller und Whitney Ähnlichkeit mit der altägyptischen zeigt, was andererseits von anderen, z. B. Fr. Müller, Hahn und Steinthal, bestritten wird. Jedenfalls wird zugegeben, daß das Volk auf eine lange Vorzeit zurückblicken müsse, während welcher die hohe Entwickelung der Sprache statthatte.

Als die Portugiesen mit ihnen in Berührung kamen, waren es nur Rinderhirten ohne Ackerbau, welche auf tiefer Kulturstufe standen, sich namentlich durch ihre Unreinigkeit auszeichneten. Noch jetzt soll beim Namastamme der Gebrauch walten, daß der Schamane das Brautpaar bei Abschluß einer Heirat mit Urin besudelt. Sie leben in Horden unter dem Befehl von Häuptlingen. Sie verehren den Mond und glauben an eine Fortdauer nach dem Tode.

Merkwürdig ist die Ähnlichkeit der Hottentotten mit den Fidschipapuanen.

Die Buschmänner (Bosjemans) werden zwar den Koi-koin zugezählt, doch bilden sie einen besonderen Stamm und gehören zu den am tiefsten stehenden Völkern Afrikas. Sie gelten in Südafrika als vogelfrei und führen ein zigeunerartiges Leben, sich von eßbaren Knollengewächsen, Honig, Reb- und Perlhühnern ꝛc. nährend.

Mit den Buschmännern verwandt sind die sogenannten Zwergvölker Afrikas, welche bereits Herodot und Aristoteles erwähnen als absonderlich

kleinen Menschenschlag oder Pygmäen. Nach Schweinfurth sind die Akkâ höchstens $1^1/_2$ Meter groß; Stanley ergriff ein Männlein der Watroa von 1380 mm Höhe am Kongo. Ihre Hautfarbe ist etwas heller, auch zeichnen sie sich durch die Zierlichkeit ihrer Hände und Füße aus.

Die unglücklichen Hottentotten haben so furchtbare Schicksale durch die Holländer und Engländer erlitten, wie nur die Javanen, Indier und Australier. Sie hatten die ganze Südspitze von Afrika bis 10^0 vom Kap und noch beträchtlich mehr im Besitz; sie hatten prächtige Hütungen, auf diesen außerordentlich zahlreiche Herden von Rindern, Ziegen und Schafen; sie waren einfach in ihren Sitten, waren ehrlich, kamen ihren Versprechungen auf das genaueste nach, und ihre Gewissenhaftigkeit ging sogar so weit, daß, wenn sie eine Kuh für ein Stück Rolltabak verkauften und die Kuh ihrem Besitzer etwa entlief, der Tabak zurückgegeben wurde, bis die Kuh wiedergefunden oder durch eine andere ersetzt worden war.

Nun kam die Bestialität, nicht sowohl der Hottentotten, als vielmehr der gemein gesinnten, niedrig gesinnten Holländer, welche diese Unglücklichen um so härter bedrückten, je mehr sie geneigt waren, alles friedlich auszugleichen. Unzählig viele Hottentotten wurden auf Menschenjagden eingefangen und zu Sklaven gemacht. Die Regierung der Niederlande wollte dieses zwar nicht, aber die Gouverneure kehrten sich so wenig an deren Willen, wie die russischen Beamten in den entfernten Provinzen an die Befehle des Kaisers, denn sie sagen so wahr als edelmütig: „Gott ist hoch, und der Kaiser ist fern", ein Gedanke von großer Tragweite, welcher vieles sehr erklärlich macht, was sich sonst kaum würde erklären lassen.

Nicht nur glaubte man sich berechtigt, die Hottentotten überhaupt zu betrügen und zu hintergehen, indem man ihnen für ihre Produkte nicht den tausendsten Teil von dem gab, was sie dem Käufer wert waren — man glaubte sich auch noch überdies berechtigt, den Preis, den der unverschämteste Eigennutz festgesetzt, um den zehnten Teil herabzusetzen durch die unverschämteste Verfälschung, aber natürlich zum größesten Vorteil der Kolonie. Dieselbe erhielt allerdings viel des nützlichsten Viehes, teils für wenig, teils für gar kein Geld. Vierbeinige Bestien wurden so herbeigeschleppt, um die Kolonisten zu nähren, zu kleiden, um ihre Handelsgegenstände zu bezahlen, zweibeinige Bestien wurden gestohlen, gejagt, gefangen, um den Boden zu bearbeiten. Ja, das war eine Zeit! da konnte man die Kapkolonie blühen sehen, da gab es in den Niederungen die herrlichsten Reis- und Zuckerfelder, da gab es in weitem Flachlande prächtige Tabakspflanzungen, und auf den weiten Wiesenflächen grasten ungezählte Herden; aber die dummen Hottentotten begriffen die Vorteile nicht, welche die Kolonie davon hatte, die beraubten Familien rotteten sich zusammen, waren unverschämt

genug, Rückgabe der Entführten zu fordern und wohl gar mit Krieg zu drohen — unverschämt! Krieg anzufangen, weil die Holländer eine halbe Million von ihrem Herdenvieh und vielleicht 50 000 männliche und vielleicht 10 000 weibliche Hottentottentiere gestohlen hatten!

Mir fällt zwar eben ein, daß die Franzosen mit Algier auch Krieg angefangen haben, lediglich um eines Fächerschlages willen, den ein französischer Konsul von dem Dey erhalten hat, aber das ist ja doch ein ganz anderer Fall, dieser Geschlagene war ein Mitglied der großen Nation, überhaupt ein Mensch und nicht ein Schwarzer.

Dennoch hat es seit jenen Zeiten nie an Zwistigkeiten zwischen den Hottentotten und den Holländern gefehlt, wodurch die letzteren nach und nach ihrer Nahrungsmittel, ihres Viehstandes beraubt und in die Wüsten zurückgedrängt worden sind, wo denn höchst großmütig die Engländer, welche im Besitz der Kapkolonie den Holländern folgten, ihnen gestattet, ganz nach ihrer eigenen Bequemlichkeit zu verhungern. Welche Thorheit! Hätte man sie, wie die Holländer es thaten, als Zug-, Last- und Arbeitstiere benutzt, so würde Südafrika vielleicht jetzt 2 Millionen Centner Tabak nach Europa führen, statt daß im Gegenteil 100 000 Centner davon eingeführt werden, Bitterfelder und Vierradener Bösewicht aus der Mark für die Kaffern, und Virginia oder Havanna oder Portoriko für die Herren von Amerika her. Das kommt von der leidigen Humanität; zugleich sind durch die Not, welche man ihnen zu erdulden gestattet, die Hottentotten so heruntergekommen, daß sie weit unter mittlerer Größe stehen, daß die Männer höchst selten 5 Fuß und die Frauen meistenteils nicht mehr als 4 Fuß erreichen, während le Vaillant, der im Jahre 1780 jene Gegenden als Naturforscher bereiste, die Hottentotten als wohlgebildete Menschen von gewöhnlicher Größe und ungewöhnlicher körperlicher Vollendung schildert, derart, daß er sogar bewogen wurde, einen recht hübschen kleinen Roman mit seiner lieblichen Heldin, der ausgezeichnet schönen Narina, zu spielen.

Der leibliche und geistige Charakter der Kafirs und Hottentotten ist neuerlich durch einen gründlichen Kenner südafrikanischer Völker, Dr. G. Fritsch (Die Eingebornen Südafrikas, ethnolog. und anatom. beschrieben. Breslau 1872), klargestellt worden.

Er betrachtet die Ama Xosa (d. h. Leute des Xosa) als Repräsentanten der ganzen Kafirgruppe und betont, daß sich dieselben im Bau ihrer Schädel und ihres Skeletts sehr auffallend von den europäischen Rassen, denen sie nach frühern Beschreibern sehr nahe gestellt wurden, unterscheiden. Fritsch sagt, der Knochenbau des Kafir verhalte sich zu dem eines Europäers wie derjenige eines wilden Tieres zu dem einer gezähmten Gattung.

Sein Körper zeichnet sich in Folge von Abhärtung mehr durch Zähigkeit

und Widerstandsfähigkeit gegen schädliche Einflüsse als durch bedeutende positive Leistungen aus; wie die Muskulatur der A-bantu keineswegs Erstaunliches leistet, so übertreffen auch die Sinnesorgane solche europäische Rassen nicht in auffallender Weise; am bemerkenswertesten ist noch die Schärfe des Gesichts. Hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten der Kafirs ist bezeichnend, daß sie die höchsten Gedanken religiöser Philosophie auf die platte Wirklichkeit zurückführen. Das Ideal des Kafirs, der Gegenstand, für den er schwärmt, und den er in seinen Liedern mit Vorliebe besingt, das sind seine Ochsen, d. h. sein wertvollstes Besitztum. Die Sorge, sein geringes, aber mühsam erworbenes Eigentum oder wohl gar das unter Angst und Gefahr bewahrte Leben zu verlieren, also alles, was für ihn bei dem Mangel höherer Vorstellungen Wert haben kann, mischt seinem Charakter eine gewisse Feigheit bei. Vielfach werden die Kafirs als Helden gepriesen, mit Unrecht. Ein unverschämtes, bramarbasierendes Auftreten ist jedoch bei ihnen gewöhnlich, so daß man wirklich glauben kann, einen stolzen Krieger vor sich zu haben, während es nur ein erbärmlicher Wicht ist, der seinen Vorteil versteht. Diesen im Auge zu behalten, ist die größte Tugend des A-bantu; alles andere wird dem materiellen Vorteile untergeordnet. Wo es etwas zu erhaschen giebt, kümmert er sich wenig um die sonst von ihm bewahrte äußerliche Ruhe und Gelassenheit; gewaltsame Beraubung, obwohl häufig genug und zum Teil sogar gewerbsmäßig betrieben, ist indes doch viel seltener als Stehlen, welches in der Form des Viehdiebstahls so verbreitet ist, daß es eine politische Bedeutung erhält. Die mit dem Diebssinn zusammenhängende Heuchelei ist gleichfalls stark ausgebildet. Dennoch entbehrt der Kafir durchaus nicht des Rechtsgefühls, ja er besitzt sogar eine bewundernswerte Gewandtheit, in Rechtsfragen zu urteilen. Im allgemeinen aber macht er über alles, was nicht in den engen Kreis seiner wenigen Bedürfnisse und Neigungen fällt, sich ungern Sorgen; am liebsten giebt er sich einer gedankenlosen Fröhlichkeit hin und genießt das Heute, indem er den kommenden Tag für sich sorgen läßt; so lange er in dieser harmlosen Laune ist, zeigt er sich umgänglich, gastfreundlich und zuvorkommend. Er sucht Gesellschaft, um sich zu unterhalten, und wenn er dann im Kreise guter Freunde um den Biertopf lagert, schwatzt und schmupft, erscheint er als der gutmütigste Mensch von der Welt, während die Wildheit in seinem Charakter schlummert. Wird die ruhende Leidenschaft aufgeregt, so gerät der Kafir in einen Zustand der Raserei, in welchem ihm die größten Scheußlichkeiten ein besonderes Vergnügen zu machen scheinen; dagegen ist er weder nachtragend noch rachsüchtig. Die Neigung zur Gedankenlosigkeit ist ein bedeutendes Hindernis seiner Bildungsfähigkeit; sein Geist besitzt nicht Elasticität genug, um die Belastung mit weittragenden Gedanken auszuhalten. Die religiösen Ideen

der Kafirs stehen daher auf allertiefster Stufe; alle haben sie unklare Vorstellungen von einer Fortdauer nach dem Tode, und die Geister der verstorbenen Vorfahren sind es, welche bei den meisten Gegenstand eines gewissen Kultus werden. Außer diesem Ahnenkultus hegen die verschiedenen Abteilungen der A-bantu selbstverständlich noch den mannigfachsten Aberglauben, worunter der Glaube an Hexerei obenan steht und eine entsetzliche Verbreitung zeigt.

Auch Dr. Wangemann spricht sich in seinem Buche: Ein Reisejahr in Südafrika, Berlin 1868, ganz ähnlich aus. Er sagt:

„Der Unterschied zwischen Kaffer und Hottentott (dieser Name als Gesamtname der Farbigen in der alten Kolonie gebraucht) ist ein durchgehender. Der Hottentott hat keinerlei Gefühl für Nationalität; er bildet mit den 350 000 seinesgleichen auf keinerlei Weise ein Volk, während bei den Kaffern nur etliche Hundert beieinander wohnen dürfen, um sich als Kaffern zu fühlen. Der Hottentott ist von Geburt ein sklavisch gesinnter Mensch, der in dem Weißen seinen gebornen Herrn sieht, den er zwar belügen und betrügen möchte, dem er aber allzeit sklavisch gehorcht. Der Kaffer dagegen sieht den Europäer als den Eindringling an, den er fürchtet und haßt, dessen Joch er gern abwürfe, dem er aber nie als Sklave unterthan zu sein sich entschließen würde. Der Hottentott ist schwach, schlaff von Charakter, der Kaffer verschlagen, zäh festhaltend an seiner Meinung; der Hottentott kennt keinerlei Nationalsitte, der Kaffer ist von derselben bis in die innerste Faser beherrscht. Er hat seine angestammten Fürsten, denen er blindlings folgt, und deren Macht er anerkennt, selbst wo sie von den Engländern gebrochen ist; er hat ein Familienbewußtsein, eine sehr energische Liebe zu seinen Blutsverwandten; nur mit Mühe gewöhnt er sich an den Gedanken, daß nicht das ganze Land mehr sein Eigentum ist. Während der Hottentott den Wert des Geldes kaum achtet, sondern, wo er etwas besitzt, es sofort in Kleider und allerlei Tand verwandelt, daher auch, wenn der Missionar nur den richtigen Zeitpunkt abzupassen versteht, gern willig und reichlich zu Kirche und Mission beiträgt, hält der Kaffer das Seine zäh und geizig zusammen und glaubt noch dem Missionar einen Gefallen damit zu thun, wenn er sich durch ihn mit den Gnadenmitteln bedienen läßt. Kein Hottentott würde es wagen, trotzig und ungehorsam dem Lehrer entgegen zu treten, während dies dem Kaffer in heftigen Augenblicken leicht begegnet. Einen auffallenden Kontrast zu diesem Stolze und Selbstbewußtsein des Kaffern bildet sein Hang zum Betteln. Des Bettelns schämt sich der König so wenig als der geringste Knecht. König Sandeli bettelte bei mir um einen Sixpence zu Tabak, um dieselbe Summe, wie die nackten Betteljungen in St. Vinzenz. Der Kaffer ist hart und zähe und darum ein besserer, natürlicherer

Ackergrund als der weiche, schwammige Hottentott, obgleich es andererseits ungemein schwer hält, in solch Steinherz einzudringen."

Ein anderer Beobachter sagt: „Die Hottentotten sind keineswegs so beschränkt, wie man sich allgemein vorstellt, doch sind echte unvermischte Hottentotten nur an abgelegenen Stellen Südafrikas noch zu finden. Der Hottentott unterscheidet sich in geistiger Hinsicht von dem Kaffer namentlich dadurch, daß er frei von Aberglauben ist. Sein Sinn ist noch mehr auf das Materielle gerichtet als der des Kaffern, so daß er sich der Bekehrung zum Christentum allgemein entzieht. Von hervorragender Entschlossenheit haben sich die Hottentotten in ihren Kriegen mit den Engländern und den Eingeborenen als gute Soldaten bewährt. Auch in anderer Hinsicht ist von Moral nicht viel bei ihnen zu bemerken; sittliche Grundsätze für seine Handlungsweise zu suchen, fällt niemandem ein. Wenn nicht die Furcht vor Strafe die Leute zurückhält, etwas Schlechtes zu thun, die Stimme des Gewissens dürfte selten stark genug dazu sein. Lüge, Diebstahl und Sinnlichkeit sind deshalb weitere Laster dieser Stämme, doch stets nur wechselnde Erscheinungen der Gedankenlosigkeit und des Leichtsinns bei mangelnder Moral. Religiöse Instinkte sind den Hottentotten indes unstreitig eigen.

„Die Namaqua erfreuen sich zumteil noch einer gewissen Unabhängigkeit; ihre Leidenschaften sind leicht erregbar, doch nicht besonders heftig; während aber Sinnlichkeit und Selbstsucht als hervorstechender Charakterzug bezeichnet werden, findet andererseits lobende Erwähnung die eheliche Zuneigung und die Verehrung der Kinder gegen ihre Eltern, obgleich das Aussetzen hülfloser alter Leute ziemlich allgemein behauptet wird. Ebenso soll Unzucht selten sein und, wenn entdeckt, schwere Körperstrafen im Gefolge haben. Die lebhafte Gemütsart der Namaqua prägt sich auch in ihrer Neigung zu festlichen Tänzen aus, die indes doch Kultus der Sinnlichkeit sind. Die Korána haben durch den Einfluß der Kolonisten und der Betschuanen schon vieles Fremde aufgenommen; sie zeichnen sich durch Stumpfsinn und Mangel an geistiger Regsamkeit aus. Ihr Benehmen ist stiller, häufig fast mürrisch, und sie überarbeiten sich ebenso ungern als die übrigen Hottentotten. Von Natur aus sind die Korana gutmütig und verraten wenig Neigung zu kriegerischen Unternehmungen, doch hält es nicht schwer, sie durch die Aussicht auf Beute zu reizen und in unbedachtsame Wildheit zu versetzen. Während die meisten von ihnen gewöhnlich friedlich in ihren Kraalen unter den Kolonisten leben und der Umgegend in keiner Weise lästig fallen, geraten die Leute bei unruhigen Zeiten in eine Art von Fieber, welches sie Thaten vollbringen läßt, die ihrer Natur sonst völlig fremd sind. In den Missionsschulen sind sie wegen ihrer Indolenz und Trägheit keine

besonders erfreulichen Schüler; für geistige Bildung zeigen sie wenig Anlagen und noch weniger Lernbegier; solange die Tabaksspenden dauern, erscheinen sie wohl zu den Unterrichtsstunden, aber ohne solche Lockung ist es schwer, sie heranzubringen. Aus freien Stücken haben sie sich natürlich mit geistigen Dingen den Kopf auch nicht warm gemacht, doch fehlt es nicht an mancherlei Aberglauben, über den sie aber nur sehr ungerne sprechen. Die Korana sind leidenschaftliche Verehrer der starken Getränke, sowie des „Dacha" und des Tabaks, und fröhnen einer hochgradigen Sinnlichkeit. Nicht nur dulden sie den Auswurf der weißen Bevölkerung gern unter sich, sondern sie leisten den Zügellosigkeiten dieser Menschen jeglichen Vorschub. Auch wurden die höchsten Lehren der christlichen Religion von ihnen in sinnliche, gemeine Beziehungen verdreht. Endlich ist ihnen ein Hang zum Diebstahl und zur Lüge nicht abzusprechen; wenn ihnen die Versuchung nahe tritt bei Gegenständen, deren Besitz ihnen Vorteil gewährt, so nehmen sie davon, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen. Ein Missionar, der ihnen den fehlenden Begriff „Gewissen" beibringen wollte und deshalb auf das der Sünde folgende schmerzliche Unbehagen im Innern hinwies, erhielt später, als er seine Katechumenen fragte, was sie sich also unter Gewissen vorstellen, die Antwort: „Leibschmerzen"."

Nachdem in diesem Jahrhundert die Engländer von dem Kap Besitz ergriffen und, um die Kolonien der anderen Völker zu verderben, die Sklaverei abschafften, mußten sie dasselbe auch in der Kapkolonie thun. Dies bewog 5000 holländische Bauern (Landbesitzer), die verhaßte englische Besitzung zu verlassen und sich eine neue am Port Natal zu gründen, nahezu 200 deutsche Meilen von der Kapstadt, von dem Sitz der englischen Regierung, weil es ihnen durchaus verderblich schien, den Hottentotten einzubilden, daß sie Menschenrechte hätten, Missionare zu ihnen zu schicken, welche sie unterrichteten, Tribunale einzusetzen, vor denen sie Recht und Schutz gegen die Weißen suchen konnten.

Der Missionar Dr. David Livingstone, wie alle Engländer hochmütig auf seine Vorfahren, die wer weiß was alles gewesen sind, bis sie so weit herunterkamen, daß der arme David in seinem 19. Jahre Baumwollenspinner wurde in einer großen Fabrik, in welcher er lernte (während die Maschine die Arbeit verrichtete, welche er beaufsichtigte) wissenschaftliche Bücher zu lesen und seinen Geist so vorzubilden, daß eine Missionsgesellschaft sich seiner annahm, ihn Medizin und dann Theologie studieren ließ und ihn hierauf nach Südafrika schickte — Dr. Livingstone, zehnmal mehr durch seine eigene Thätigkeit, zehnmal mehr geworden durch seine Studien und die Ausdauer, mit denen er die Früchte sammelte, als er jemals hätte durch seinen Ahnherrn, der in der Schlacht von Culloden als Kämpfer für

das alte Königshaus geblieben ist, und dessen Geburtsort Walter Scott in dem vierten Gesange des „Herrn der Inseln" besingt — erzählt aus eigener Anschauung das Folgende:

„Die freien Boers (spr. Buhr, Bauern) bestehen aus Leuten, welche sich dem Bereich der englischen Gesetze entzogen haben, und viele englische Deserteure (eine saubere Rasse in aller Herren Ländern angeworbenen Gesindels) und andere Wichte haben sich ihnen beigesellt. Die Boers geben an, daß sie durch die Emancipation der Schwarzen in ihren Rechten schwer beeinträchtigt worden seien, und daß sie sich zurückgezogen hätten zur Gründung eines eigenen Freistaates, innerhalb dessen Grenzen sie ohne Belästigung in der ihnen geeignet scheinenden Behandlung der Schwarzen fortfahren könnten. Ich darf wohl nicht erst hinzusetzen, daß die geeignete Behandlung nichts weiter sei als Herbeiführung gezwungener, unbezahlter Arbeit, d. h. also recht eigentlich die Sklaverei.

„Als die Boers unter Anführung des jetzt verstorbenen Hendrick Potgeiter sich im Lande der Zulu-Kaffern niederließen, woselbst die Buschmänner unter der Oberherrschaft der Kaffern lebten, wurden sie von den ersteren als Befreier begrüßt; sie hatten jedoch Ursache, ihre Befreiung sehr zu bedauern, denn die Weißen erschlugen zwar ihre Feinde, machten aber ihre Freunde mit Kind und Kindeskindern zu Leibeigenen. Sie müssen düngen, jäten, ernten, sie müssen Häuser, Straßen und Kanäle bauen; allein man muß den Holländern doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie diesen Buschmännern die Erlaubnis nicht vorenthalten, in derjenigen Zeit, welche ihnen etwa übrig bleiben sollte, für ihren eigenen Unterhalt zu sorgen. Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen, wie Boers in ein Dorf kamen und nach ihrer gewohnten Weise 20 bis 30 Weiber verlangten, die ihre Gärten jäten sollten. Ich habe es gesehen, wie diese Weiber sich mit ihren Nahrungsmitteln auf dem Kopfe, ihren Kindern auf dem Rücken und den Feldbaugerätschaften in den Armen auf den Schauplatz der unvergüteten harten Arbeit begaben. Dabei rühmen sich die Boers ihres ungeheuren Edelmuts, indem sie den Buschmenschen erlauben, in ihrem (der Holländer) Lande zu wohnen, dafür nichts verlangend als einen geringfügigen Anteil ihrer Arbeitskraft."

Diese Ansicht grenzt bei aller ihrer Nichtswürdigkeit doch haarscharf an das Komische. Nur ein einziges Mal ist den Hottentotten vor etwa 200 Jahren ein kleines Stückchen Kapland, höchstens dreimal so groß als die Niederlande, abgekauft worden. Wirklich abgekauft und bezahlt mit 114 Gulden von dem holländischen Oberbefehlshaber am Kap, Oberst van Ribeek (1672). Ein schöner Preis, denn van Ribeeks Gehalt betrug in der That nicht mehr als 150 Gulden monatlich. Was nun aber Port

Natal betrifft und die ganze von den Holländern als die ihrige in Anspruch genommene Landstrecke, so haben sie daran kein größeres Anrecht als der Verfasser an Südasien oder der Leser an Neu-Holland; dies scheinen aber freilich sehr thörichte Untersuchungen, denn Recht hat jedesmal derjenige, der im Besitze ist.

„Ein Mensch in einem civilisierten Lande kann es beinahe nur mit Mühe begreifen, daß Leute — Christen, civilisierte Menschen — plötzlich verabredetermaßen aufbrechen, nach zärtlichem Abschied von Weib und Kindern, um fremde Weiber und Kinder zu rauben und die Männer dann selbst niederzuschießen, aus keinem anderen Grunde, als weil sie nicht von derselben Farbe sind. Entsetzlich sind die Greuel, welche mir von den armen Eingeborenen erzählt wurden, und ich glaubte sie anfänglich nicht, die Eingeborenen der Übertreibung zeihend, bis die Boers selbst, bald bedauernd und entschuldigend, bald prahlend in sichtlich befriedigter Eitelkeit, von den blutigen Auftritten erzählten, an denen sie selbst Anteil genommen.

„Die Boers alle sind, ihren Überlieferungen nach, sowohl Christen als von den wackersten Menschen herstammend, welche die Welt nur jemals gesehen (von Hugenotten und Holländern, aber in einer wunderbaren geistigen Verirrung nehmen sie den Namen Christen ausschließlich aller anderen für sich in Anspruch, für die Weißen, die ganze farbige Rasse nennen sie schwarzes Eigentum — schwarze Geschöpfe. Sie sind das auserwählte Volk Gottes, denen die Heiden als Erbteil übergeben worden, sie betrachten sich als die Rute der göttlichen Heimsuchung an den Heiden, wie es die Juden im Altertume waren.

„Dabei haben sie eine Feigheit, die so unglaublich ist wie ihre Unmenschlichkeit; niemals haben sie einen Angriff auf die tapferen, kriegerischen Kaffern gethan, immer sind es die sanftmütigen, demütigen Buschmenschen, gegen welche sie ihre Streifzüge richten, und selbst hierbei verfahren sie auf eine jeden Mann schändende Weise. Haben sie erfahren, daß irgendwo ein Kraal der dürftigen Wüstenkinder eine große Herde Kühe und eine Portion Kinder besitzt, so werden ein paar benachbarte Stämme gemietet, um sich ihrem Zuge anzuschließen. Diese rücken nun gegen den Kraal vor, umstellen denselben, und die Landbesitzer, hinter ihnen in Sicherheit, schießen durch die Lücken oder über ihre Köpfe hinweg alles tot, was erwachsen ist; um die hülflosen Greise bekümmert man sich nicht, es wäre schade, einen Schuß auf sie zu verwenden, hülflos wie sie sind, sterben sie bald ohne solche Pulververschwendung, ebenso die Säuglinge und die kleinen unbrauchbaren Kinder; aber die kleinen, welche circa sechs bis neun Jahre alt sind, nimmt man mit, um aus ihnen Sklaven zu ziehen."

Dr. Livingstone erzählt weiter, wie verhaßt den Boers die Missio-

nare seien, welche die Schwarzen unterrichteten und ihnen die thörichte Meinung beibrächten, sie seien auch Menschen und seien nichts Schlechteres als die weißen Leute. Weil er einigen Buschmännern Gewehre geliehen hatte, um eine Elefantenjagd anzustellen, damit er für sich und seine nächste Umgebung für einige Zeit Nahrung habe, wurde das Märchen verbreitet, er habe denselben 500 Musketen geliefert, um sie zum Kriege gegen die Boers zu befähigen, und weil er ihnen zu eben dieser Jagdpartie einen eisernen Kochtopf geliehen hatte, so wuchs derselbe in rasender Schnelligkeit zu einer Kanone, einer Haubitze, einem Bombenkessel an. Alles höchst begreiflich und höchst glaubwürdig, denn die Engländer haßten und verabscheuten die Abkömmlinge der Holländer, hatten sie doch nur Sir John Herschel mit seinem ungeheuren Fernrohr nach der Kapstadt entsendet, damit derselbe von der Sternwarte aus sorgfältig erspähe, was die Boers 1000 englische Meilen von der Kapstadt machten! Infolge dieser Befürchtungen wurde auch Livingstone von den Holländern nicht nur angefeindet, sondern auch in dem Stamme der Bakuena, in welchem er sich niedergelassen hatte, angegriffen und geplündert Drei Missionsstationen wurden infolge dieser abscheulichen Ansichten durch die Abkömmlinge der Holländer zerstört.

„Der verstorbene Prätorius, damals Hauptanführer der Boers, sandte im Jahre 1852 400 Boers aus, um die Bakuena anzugreifen. Die Boers rühmten sich der vollständigsten Gewalt über alle Schwarzen, welche ihnen von den Engländern auf Gnade oder Ungnade übergeben worden wären, rühmten sich, daß ihnen versprochen worden sei, keine Waffen und keinen Schießbedarf mehr in die Hände der Schwarzen gelangen zu lassen. Infolge dieses entweder wirklich gegebenen oder nur vorgespiegelten Versprechens wurde der beabsichtigte Angriff nunmehr thatsächlich ausgeführt. Die Boers fielen in das Land der Betschuanen ein, überrumpelten die Bakuena, erschlugen eine beträchtliche Anzahl von Erwachsenen und schleppten 200 von unseren armen Schulkindern mit sich fort in die trostloseste Sklaverei. Die Eingeborenen verteidigten sich zwar bis Einbruch der Nacht, entflohen dann aber unter dem Schutze der Dunkelheit in die Berge. Bei diesem schändlichen Raubzuge waren zum erstenmal einige von den Angreifern gefallen, sonst hatten sie immer widerstandslos gesiegt. Die Folge hiervon war, daß die Boers die Freundlichkeit hatten, mich, den Lehrer des Christentums, als denjenigen zu bezeichnen, der die Schwarzen gelehrt hätte, die Boers zu erschlagen. Zur Rache dafür zündeten die Boers und guten Christen mein Haus, nachdem sie es vollständig ausgeplündert hatten, an. Die Bücher einer guten Bibliothek, mein einziger Trost in der Einsamkeit, wurden zwar nicht fortgeschleppt, aber sie wurden zerrissen und die Blätter umhergestreut. Mein Vorrat von Arzneien ward zerstört, und alle Möbel und

die Kleidungsstücke der gesamten Familie wurden fortgeschleppt und unter den Boers öffentlich versteigert, um die Kosten des Raubzuges zu decken. Dies geschah durch Weiße, durch Christen — nachdem mein Haus — das eines Weißen — jahrelang unterer dem Schutze der Schwarzen vollkommen sicher und unangetastet gestanden hatte.

„Bei diesem Raubzug litten auch andere nicht wenig. Es war damals Mode in Südafrika, auf Löwen, Antilopen, Seekühe und Elefanten zu jagen, und viele Engländer waren nach meiner Station gekommen und hatten die Jagd daselbst aufgenommen, sie hatten dabei 85 Stück Hornvieh bei mir zurückgelassen, damit es sich bei guter Weide ausfüttere und nach beendeter Jagd als frischer Vorspann ihre Heimreise sofort antreten könnte. Sie fanden von alle diesem Vieh nichts, es war von den Boers geraubt, und die Hüter der Herde hatte man erbarmungslos geschlachtet, die rückkehrenden Jäger fanden 14 Tage später von ihnen nichts weiter als die gebleichten, weit umher zerstreuten Knochen."

Wenn man dieses alles betrachtet, so kann man nicht umhin zuzugestehen, daß die Schwarzen vielmehr Ursache haben, sich über die Weißen zu beklagen, als umgekehrt, und es dürfte sich hier herausstellen, daß sie so wenig als die sonstigen Wilden die schlimmeren sind, und daß sie besser seien als ihr Ruf. Wo die Neger zuerst mit den Europäern in Berührung kamen, haben sie sich freundlich gesinnt gezeigt, selbst die Mandingos nicht ausgeschlossen, welche die nächsten Nachbarn der grausamen Dahomeys sind. Mungo Park gelangte zu ihnen halb nackt, von Krankheit aufgerieben als unglücklicher und ungläubiger Flüchtling. Er wurde mit uneigennützigster Gastfreundschaft und herzlichster Teilnahme aufgenommen und verweilte sieben Monate unter ihnen in der Hauptstadt, von dort gesund und wohl genährt und von vielen Personen sicher geleitet nach dem Meere zurückkehrend.

Gegenwärtig findet man allerdings die Leute überall anders gestimmt, und je länger die Verbindung dieser schwarzen Bevölkerung gedauert hat, desto weniger ist mit ihnen durchzukommen, denn sie hat alle Laster und alle Abscheulichkeiten angenommen, welche ein dauernder Umgang mit dem Auswurfe aller Nationen, mit den Matrosen, nur irgend herbeiführen kann.

Wandert man von Afrika ostwärts nach den großen Inseln, so sieht man schon ganz zunächst auf den Komoren und anderen schwarze oder Negerstämme, noch weiter nach Osten bilden sie die Bevölkerung eines ganzen Weltteils (Neu-Holland) und pflanzen sich von hier fort über die Inseln von Südasien, über Borneo, Celebes, Neu-Guinea, die neuen Hebriden, die Fidschi-Inseln ꝛc.; allein die Modifikationen des Negertypus fallen hier schon so bedeutend auf, daß die Naturforscher der Gegenwart die

Papuas, Alfurs, Fidschi-Insulaner ꝛc. zwar noch zu den Schwarzen, aber keineswegs mehr zu den Negern zählen.

Betrachten wir den Mann und die Frau von Neu-Kaledonien (im Jahre 1859 von Victor Rochus bereist), so werden wir nicht in Abrede stellen, daß die Negerähnlichkeit unverkennbar sei, auch von der dunkeln Farbe selbst abgesehen, und man hat Ursache zu mutmaßen, daß diese Bevölkerung mit der Negerbevölkerung von Afrika höchst nahe verwandt ist. Es sind die wolligen Haare, die aufgeworfenen Lippen, die breite Nase und noch viele andere Kennzeichen unverkennbar vorhanden. Woher sie eingewandert, wie sie auf diese Inseln gelangten, ist allerdings eine andere Frage, sowie es auch fraglich ist, ob die vorhandenen bedeutenden Unterschiede dieser Australnegerrasse als einer solchen, ganz eigentümlichen angehören, oder ob sie als Resultat der Mischung zwischen Negern und Malayen betrachtet werden müssen. So z. B. ist das Haar zwar außerordentlich kurz gekräuselt, aber es ist doch keineswegs mehr Wolle; ferner haben die Bewohner der Inseln, je weiter nach Osten man geht, immer längeres Haar, und auf dem Fidschi-Archipel bildet es eine ganz ungeheure Perücke, ein Toupé von ganz riesigen Dimensionen, und ferner haben die Papuas von Neu-Holland zum Teil einen sehr starken Bart, was sich bei den eigentlichen Negern niemals zeigt. Von den Australnegern bis zu den Batas auf den Sunda-Inseln oder den Dajaks auf Borneo findet sich durch die Papuas von Neu-Guinea und die Alfurs von Celebes eine so regelmäßige Stufenleiter und ein so vollkommener Übergang von einem zum andern, daß ein

Neu-Kaledonier.

Maler, mit großem Fleiß zeichnend, kaum diese Abstufungen besser wiedergeben könnte, und dieselben mit allen den Völkern von Neu-Holland, mit den Negern von Mittelafrika in eine Klasse zusammenwerfen, hieße eine Sünde gegen die gesunde Vernunft begehen. Ob die höchst dürftige Körperbildung der schwarzen Neu-Holländer von der erbärmlichen Nahrung und der geringen Quantität derselben herrührt, wissen wir allerdings nicht, doch möchte man es beinahe bezweifeln, denn es giebt auch andere Völker, die auf höchst geringe und schlechte Nahrung angewiesen sind, auf Fischkost und sehr karg zugemessene Früchte, so fast auf allen Koralleninseln, und doch wohnen auf denselben Menschen von ungewöhnlicher Körperschönheit, genügender Körperfülle und zum Teil auch von großer Gesittung, welches letztere ich hauptsächlich deshalb anführe, weil man die furchtbare Roheit der Neu-Holländer sowie ihre Körperbeschaffenheit ihrem elenden Leben zuschreiben will.

An die Frage, ob diese verschiedenen Menschenstämme einem und demselben Grundtypus angehören, oder ob sie Übergangsstufen bilden, ob sie Mischlinge sind, schließt sich eine andere Frage: ob es überhaupt möglich sei, daß es für den Menschen einen Schöpfungsmittelpunkt gegeben habe, und wenn dieses der Fall, ob es nicht gerade der Neger sei, welcher diesen ursprünglich gebildet habe, eine Ansicht, welche wir schon früher flüchtig berührt haben, und über welche sich einer der berühmtesten Naturforscher, Link, in folgender Weise ausspricht:

„Wenn die Frage wäre, welcher von den Völkerstämmen der ursprüngliche sei, so kann die Naturgeschichte nur für die Neger stimmen. Die ersten organischen Wesen waren die am wenigsten entwickelten Pflanzen, dann folgten die Tierpflanzen, die Schaltiere, die Fische, dann folgten die Amphibien, die Säugetiere und endlich der Mensch. Da nun die organischen Bildungen überhaupt von den unvollkommensten anfingen, so könnte man sagen, daß die Menschenbildung auch von der unvollkommensten angefangen haben müsse, und das ist unzweifelhaft diejenige, welche der tierischen am nächsten stand, die Negerbildung. Aber auch von einer anderen Seite gelangt man zu der Folgerung. In jeder Tierart ist die schwarze Varietät die ursprüngliche, die weiße hingegen die spätere, die ausgeartete. Weiße Pferde, weiße Ochsen, weiße Kaninchen, weiße Tauben sind ohne Zweifel Ausartungen von der ersten ursprünglichen Bildung, und es giebt vielleicht kein Säugetier, dessen ursprünglicher Stamm eine weiße Farbe hat. Das wilde Schwein ist schwarz, das zahme braun oder gelblich." (Sollte denn auch wohl der Eisbär ursprünglich schwarz gewesen sein? Sollte auch der Storch, der Schwan einen schwarzen zum Stammvater haben? Sollte dasselbe mit dem Kakadu der Fall sein, den man noch niemals anders als weiß gesehen hat?)

„Diesen beiden bedeutenden Gründen mögen wir noch einen dritten hinzufügen. Nur innerhalb der Wendekreise konnte der Mensch sich ohne künstliche Hülfsmittel gegen die Witterung schützen, also der erste Mensch, der nicht wie die Schnecke aus einem Hause an das Licht trat, mußte zwischen den Wendekreisen sein Eden finden, in Afrika oder auf den indischen Inseln, und das Stammvolk an beiden Orten sind Neger; wir mögen daher wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten, daß der Negerstamm zwischen den Wendekreisen der Urstamm ist, daß wir Europäer ausgeartete, abgeblaßte, schwächere, aber eben darum schönere und klügere Menschen sind."

Es widerstrebt uns allerdings, anzunehmen, daß ein Neger der Stammvater aller, auch der höchst civilisierten, höchst kultivierten und am schönsten gestalteten Menschen sein soll, allein dies ist doch nur ein Vorurteil. Sind die Gründe, welche Link anführt, zum größten Teile bereits widerlegt durch die neuesten Forschungen, so sind doch so unzählige Übergänge, nicht von einzelnen Personen, sondern von wirklichen Volksstämmen vorhanden, daß man sich der Ansicht nicht verschließen kann, es möchte eine sehr allmähliche Verwandlung wohl möglich sein. So haben die Fullahs in Centralafrika keine schwarze, sondern eine kastanienbraune Farbe, eine Adlernase, eine hohe Stirn, eine schöne Gestalt, und das einzige die Negerrasse charakterisierende Kennzeichen ist das wollige, krause Haar. Ganz am äußersten Ostende von Mittelafrika wohnen die Gallas, die Somalis und andere, welche sich auch eigentlich nur durch das Wollenhaar verraten, sonst aber, so schwarz sie auch sein mögen, oder so hell ihre Farbe geworden ist, sich in ihrer Körper-, in der Gesichtsbildung der kaukasischen Rasse mehr nähern als der Negerrasse, gerade oder gebogene Nasen und nicht dicke Lippen haben, sowie auch ihre Augen schön geformt, ihre Unterkiefer nicht bedeutend hervorstehend sind. Den Negercharakter verleugnend ist ihre geringe Muskelkraft, vermöge deren sie schwere Arbeit nicht ertragen, und die Weiber dabei mehr Ausdauer zeigen als die Männer.

Fast alle Spuren des Negercharakters verschwinden bei den Habesch (Abessiniern), deren Haar gar nichts Wollartiges hat, sondern ganz entschieden schlicht ist, deren Physiognomie, was den Bau der Nase, der Stirn, der Backenknochen betrifft, sie den Europäern im höchsten Grade nähert, wobei nur der geringe Bartwuchs und die dunkle Farbe sie nergerähnlich erscheinen läßt.

Die eigentlichen Negervölker haben es nirgends zu einer bedeutenden Stufe der Kultur gebracht, überall sind sie niedrig stehen geblieben; schwer ist stets die Beurteilung einer ehemaligen Kultur für die Jetztzeit; es fehlt uns für die älteren Epochen gänzlich an schriftlichen Nachrichten, und was wir wissen wollen, müssen wir aus den Steinen zu lesen suchen. Nord-

afrika und ganz Ägypten, ehemals auf dem höchsten Gipfel der Kultur stehend, kann jetzt nur noch als Ruinenfeld betrachtet werden, und leider hat das laufende Jahrhundert das Seinige gethan, um auch diese Ruinen zu zerstören. Wo jetzt in Algerien, in Tunis und Ägypten nur Wüstensand weht, da lebten in jenen fernen Zeiten Millionen von fleißigen Ackerbauern, unternehmenden Kaufleuten, Gewerbetreibenden und Künstlern. Wo ehemals Tausende von Städten, unter ihnen vor allen Dingen Karthago, jahrhundertelang die Nebenbuhlerin von Rom, ihre Palastreihen ausbreiteten, da findet man jetzt nur noch die Fundamente dieser Bauten und die kolossalen Cisternen, welche die Gewässer der Berge sammelten und läuterten, um sie dann als Trinkwasser nach den Städten zu führen — jetzt sind dieselben Viehställe der Kabylen. Mit Ägypten ist es nicht ganz so schlimm, aber auch hier sieht man von den Tausenden von Städten nur Tempelruinen, diese aber nur deshalb, weil sie aus so ungeheuren Steinen übereinander geschichtet sind, daß die Erbärmlichkeit der jetzigen Generation daran scheitert. Würden sie transportabel sein, würden sie anstatt 200 oder 300 Centner nicht mehr als 2 oder 3 wiegen, so würden auch sie so sicher von der Erde verschwunden sein wie die kaiserliche Burg der Hohenstaufen.

Was die alten Ägypter waren, ein Gemisch von sehr verschiedenen Völkern, welche sich zwar voneinander gesondert haben mögen, aber doch bei einander wohnten, ist so ziemlich bekannt. Wahrscheinlich noch vor diesen blühte in jenen Gegenden der mächtige Staat Meroë am oberen Nil, auf einer Insel desselben oder vielmehr auf einer Halbinsel am Einfall des Tagazzi in den Nil. Dort soll ein Negervolk gelebt haben unter einer vollständigen Priesterherrschaft, zwar unter einem Könige, welcher jedoch immer von den Priestern und zwar aus ihrer Kaste gewählt wurde, bis 300 Jahre vor Christi Geburt der damalige König Ergamenes seine Wähler ermorden ließ und sich unabhängig von der Priesterkaste machte, darauf aber nach Unter-Ägypten ging und Theben sowohl als die Oase des Jupiter Ammon besetzte; auch hier indessen war die Priesterkaste die herrschende, man hält sie für eingewandert aus Indien, hauptsächlich weil sie schlichte Haare und hellere Hautfarbe hatten. Dort findet man (in Meroë) noch viele Altertümer, z. B. drei mächtige Gruppen von Pyramiden, im ganzen über achtzig, welche gleichfalls wie die ägyptischen mit Hieroglyphen bedeckt sind. Die Hauptstadt dieses Landes wird von dem jüdischen Geschichtschreiber Josephus Saba genannt und soll angeblich dasjenige Saba sein, dessen Königin Salomo in seiner Herrlichkeit aufsuchte. Erst seit Kambyses in Ägypten einzog, wurde die Hauptstadt desselben Staates Meroë genannt. Diese Gegenden wurden von schlichthaarigen Völkern bewohnt, deren Haut jedoch schwarz oder braun war. Herodot,

der Vater der Geschichte, schildert die Völker, welche unter dem Heere des Xerxes waren, und erwähnt dabei auch dieser; er sagt: „Die Äthiopen jenseits Ägypten und die Araber führte Arsames. Die östlichen Äthiopen — denn zweierlei befanden sich beim Heere — waren den Indiern zugeordnet, sie unterscheiden sich von diesen gar nicht, außer in der Sprache und den Haaren, denn die östlichen Äthiopen haben gerade Haare, die von Libyen aber von allen Menschen das krauseste Haar."

Er nennt die Äthiopen des Ostens Asiaten! denn er rechnet den östlichen Teil von Afrika bis zum Nil zu Asien, sowie wir jetzt umgekehrt geneigt sind, den westlichen Teil von Asien, nämlich Arabien, zu Afrika zu rechnen, mit dem es bei weitem näher verwandt ist in Hinsicht auf Bodenbeschaffenheit, Klima, Pflanzen, Tiere ꝛc.

Die Araber allerdings sind in das nördliche Afrika von Osten her eingewandert, aber es liegt gar kein Grund vor, anzunehmen, daß auch die alten Ägypter von dorther gekommen wären.

Die Australier und Papuanen.

Haben wir mit den Negern unsere Betrachtungen über die verschiedenen Rassen angefangen, so müssen wir, falls wir nicht schwer zu verteidigende Sprünge machen wollen, auf die Australier übergehen, eine Rasse, von welcher man allerdings würde sagen können, daß sie sehr wenig von derjenigen verschieden sei, welche wir in dem vorherigen betrachtet haben, welche indessen immerhin ganz gute Kennzeichen der Unterscheidung liefert, besonders wenn wir sie Schritt für Schritt verfolgen, von da, wo sie sich unmittelbar an die Negerrasse anschließt, bis dorthin, wo sie bei noch immer vorhandener Ähnlichkeit sich doch am meisten von ihr entfernt.

Die nächste Stelle, wo wir sie neben den Negern und Malayen finden, ist Madagaskar. Diese Bevölkerung nennt sich Malgaschen oder Malekassen, und das Wort Madagaskar ist wohl nichts weiter als eine durch Portugiesen oder Spanier hervorgebrachte Umwandlung des ursprünglichen Wortes, sie haben sich dasselbe mundrecht gemacht.

Man muß nicht glauben, daß die Eingeborenen von Madagaskar einen kompakten Völkerstamm bilden, aber man muß auch nicht glauben, daß sie untereinander solche Abweichungen zeigen, wie wir dieselben zwischen Völkern verschiedener Rassen finden; wir können uns die Verschiedenheiten ungefähr so denken, wie die germanische Varietät der kaukasischen Rasse sie uns zeigt. Und diese Verschiedenheiten sind sehr groß. Wer den phlegmatischen

Holländer kennt, glaubt kaum, daß der äußerst lebhafte Bewohner Schwedens mit jenem gleichen Stammes sei, ebenso unterscheidet sich der fast durchweg blondhaarige und blauäugige Norddeutsche höchst auffallend von dem fast durchweg schwarzhaarigen und schwarzäugigen Österreicher.

Ich habe fast durchweg gesagt, um mich davor zu bewahren, daß man mir tadelnd vorwerfe, ich hätte sehr ungerechtfertigt die Österreicher schwarzhaarig und die Norddeutschen blondhaarig genannt. Ungerechtfertigt wäre dies allerdings gewesen, aber charakteristisch ist immerhin das häufigere Vorkommen der einen oder der anderen Haarfarbe unter den verschiedenen Stämmen desselben Volkes, und solche Verschiedenheiten, wie bei oben genannten, werden wir auch bei den Madagassen und bei dem Übergange von ihnen zu den eigentlichen Papua-Negern finden.

Man pflegt besonders drei Hauptvölker auf Madagaskar zu unterscheiden, die Sakalaven, welche den westlichen Teil der Insel, die Betsimasarakas, welche den östlichen, und die Hovas, welche das Centrum der Insel bewohnen. Die ersteren zeigen sich vorzugsweise negerähnlich, sie sind nicht groß von Statur, aber sehr muskulös, sehr dunkel von Farbe und haben schwarze, stechende Augen und krause Haare, so kraus, daß sie sich der Wolle nähern; man ist aber der Meinung, daß diese Leute durchaus keine reine Rasse repräsentieren, man hält sie, und wahrscheinlich mit Recht, für Mischlinge von Afrikanern und Malayen. Neuerlich werden sie zu den Malayen gezählt. Sie scheinen in früheren Zeiten das herrschende Volk gewesen zu sein; alle Europäer, welche dieselben besucht haben, erkennen sie als tüchtige und tapfere Leute an, dennoch haben sie sich vollständig besiegen lassen von denjenigen, welche das Centrum der Insel bewohnen, obschon sonderbarerweise der Herrscherstamm noch immer diesem besiegten Volke angehört. Es scheint, als habe man diese Urbevölkerung wenig geachtet, denn die Nachrichten über dieselbe sind äußerst sparsam, dagegen ist die höher geachtete Varietät, wenn man so sagen darf, die der Hovas, vielfältig beobachtet und beschrieben worden. Ihre Äußerlichkeit verrät sie als Abkömmlinge der Malayen, sie sind bei weitem nicht so schwarz von Farbe als die Strandbewohner, auch ist ihr Haar, wenn schon immer kraus, doch niemals kurzlockig und wollenartig. Die Gesichtszüge sind nicht scharf geschnitten, und bei den Mädchen herrscht eine eigentümliche Lieblichkeit vor, welche man nicht allgemein findet unter den Schwarzen, wodurch sich am besten das Gesagte dokumentiert, daß es nämlich keine eigentlichen Neger sind, mit welchen wir zu thun haben. Wenn die Männer schon eine sehr dunkle Farbe haben, so zeigen sich die jüngeren Frauen und Mädchen doch so häufig in einer helleren Farbe, daß man zweifelhaft wird, ob man sie zu den Negern zählen dürfe, und sobald man ihre Sitten betrachtet, würde

man sogar genötigt sein, dieses ganz und gar abzulehnen, denn dieselben nähern sich in auffallender Weise denjenigen, welche man unter den malayischen Polynesiern findet. Dazu gehört das Kauen von Betel, der Gebrauch, sich bei Beratungsversammlungen durch eine Art Kavagetränk zu begeistern, obschon es nicht die Wurzel einer Pfefferpflanze ist, welche das Berauschungsmittel hergiebt, sondern der Tabak, den man pulverisiert und dann abkocht. Es gehören ferner dazu die Tätowierungen, welche man vorzugsweise bei den Kriegern findet, die hier wie dort eine eigene Kaste zu bilden scheinen, was so weit geht, daß sie nur unter sich heiraten dürfen, und daß, obschon sonst die Heiraten unter nahen Verwandten als verbrecherisch gelten, doch die Fürsten ihre nächsten Verwandten heiraten dürfen, um den Stamm vollkommen rein zu erhalten. Das Nämliche geschieht unter den Fürsten auf den Sandwichs-Inseln u. s. w. Sie sind ferner von ungemeiner Fröhlichkeit und einer Neigung zu allen erdenklichen Unterhaltungen, welche sie fähig macht, selbst die Sklaverei, in der sie sich unter ihren Herrschern befinden, ganz zu vergessen. Nicht minder charakteristisch für die Verwandtschaft mit den Polynesiern ist die Freiheit, mit der die Mädchen über sich und ihre Gunst zu verfügen haben. Nur von der Gattin verlangt man Treue, und es macht einem Mädchen nicht die geringste Schande, mehrere Liebhaber gehabt und mit denselben gewechselt zu haben, es fehlt ihr dennoch nie an einem Manne.

Madagassin.

Es ist genau so wie auf den Gesellschafts-, den Sandwichs- und den Freundschafts-Inseln, und es dürfte deshalb nicht ganz verwerflich sein, diese Völker als einander verwandt anzusehen.

Ihre nächsten Nachbarn in Afrika stehen an geistiger Befähigung ihnen weit nach. Sie haben sich mehrere wichtige Kunstfertigkeiten zu eigen gemacht; sie verstehen zwar nicht Metalle aus ihren Erzen zu gewinnen, aber sie wissen dieselben teils unter dem Hammer, teils im Gießlöffel und in der Form sehr wohl zu behandeln. Hier scheint ein fremder Einfluß unverkennbar, und das mag der von den Malayen asiatischen Ursprungs gewesen sein; gewiß haben diese aus Asien mannigfache Kenntnisse mitgebracht, welche den Bewohnern von Afrika gänzlich abgehen. Für gering hinsichtlich der Bedeutung, welche man ihr beizulegen pflegte, dürfte die Neigung zu achten sein, bei Versammlungen Reden zu halten, denn diese haben nicht allein die malayischen Polynesier, sondern ebenso gut die Schwarzen (unter denen sich manche sogar in einem hohen Grade auszeichnen, wenn es darauf ankommt, klangreiche und hochtönende Ansprachen zu halten) und die Nordamerikaner.

Madagaskar ist bewohnt von sehr vielen verschiedenen Stämmen. Die Antavares (das Volk des Donners) bewohnen die Küstenprovinzen des nordwestlichen Teiles, die Betsimasarakas haben das Land und den mittleren Teil der Ostküste inne, werden für das schönste Volk der ganzen Insel gehalten, sind mehr industriös wie die anderen, treiben auch Ackerbau und scheinen die am meisten trätablen der Insel zu sein. Die Betanimenes (das Volk des roten Landes) grenzen an den eben gedachten Stamm im Süden, sie sollen den schönsten und fruchtbarsten Teil von Madagaskar inne haben; man nennt sie sehr gastfreudlich, was man wiederum von ihren südlich wohnenden Nachbarn, den Antaxímes, nicht sagt, einem rohen, räuberischen Stamm, schwärzer und wollhaariger als alle anderen, ohne alle Industrie und, wie es scheint, nur vom Raube lebend. Die Antambasses wohnen in der Nähe des südöstlichen Kaps um die französischen Niederlassungen bei Fort Dauphin. Die Franzosen schildern sie als mild und fröhlich, von Körper groß und wohlgebildet. Den ganzen Süden endlich bis weit um die Westküste herum nehmen die Antanosses ein, welche mit den Taissambas verschmolzen zu sein scheinen. Sie gelten für die treuesten Anhänger der französischen Kolonisten.

Der westliche Teil von Madagaskar, welcher Mozambique gegenüberliegt, wird von den oben angeführten Sakalavas bewohnt, welche arabischen Ursprungs sein sollen; sie waren früher die Herrscher, bis die Hovas und die Radamas, welche das Innere bewohnten, von den Gebirgen herabkamen und die Herrschaft über die ganze Insel an sich rissen. Das Land der

Hovas im Centrum von Madagaskar ist nicht das größte an Ausdehnung, aber es ist das bestkultivierte, seine Einwohner sind die kräftigsten, und wenn man so sagen will, die gebildetsten. Durch ihre Industrie und ihre Waffen haben sie das Übergewicht über die Insel erlangt, und falls nicht die Franzosen oder die auf diese eifersüchtigen Engländer eingreifen, werden sie wahrscheinlich diese Übermacht behalten. Sie besitzen auf der ungefähr 2000 Meter erreichenden Hochfläche eine Stadt von solcher Ausdehnung, daß sie ihr den Namen Tananarivo, d. h. „die tausend Städte", gegeben haben. Das Land ist zwar während der heißen Jahreszeit sehr dürre und trocken, hat aber zur Regenzeit eine so reichliche Bewässerung und hat dabei eine dem Wachstum der Pflanzen so sehr günstige Temperatur, daß diese eine Jahreszeit genügt, um eine reichliche Bevölkerung für das ganze Jahr wohl zu nähren.

Der Engländer Ellis spricht ihnen die Originalität ab. Der innere Teil, der gegenwärtige Sitz der Hovas, soll zwar derjenige sein, den sie zuerst bewohnten, aber keineswegs ihr Ursitz, den man nach Java legen zu dürfen glaubt, jedenfalls werden sie eine von den Madagassen verschieden zu haltende Abart sein, indem sie bei feinem, schlichtem oder lang gelockten schwarzen Haar eine braune Haut haben, während die anderen bei viel dunklerer Färbung wolliges Haar zeigen. Die Fabel von den schwarzen Zwergen, welche das Innere von Madagaskar bewohnen und beherrschen, ist längst widerlegt; sie ist entstanden, wie gar so viele Unrichtigkeiten, durch einen Reisenden, welcher einen wirklichen Zwerg, d. h. eine Mißgestalt, gesehen hat und von dieser Erscheinung sofort die Anwendung macht, daß dort, wo der Mensch her sei, lauter Zwerge wohnten, eine einzelne Erscheinung zu einer allgemeinen machend, etwas, das nicht bloß vor Jahrhunderten geschehen ist, sondern noch jetzt vorkommt.

Gegenwärtig bildet Madagaskar ein unabhängiges Königreich unter der Herrschaft der Hova-Dynastie. Seit dem Jahre 1869, als sich die Königin Ranavalona taufen und alle Götzenbilder den Flammen übergeben ließ, hat das Volk die christliche Religion angenommen.

Wenden wir unsern Kurs von Madagaskar nach Nordosten und zwar der Äquatorialgegend zu, so gelangen wir in den ostindischen Archipel, dessen zahlreiche Inseln als die Überbleibsel eines einstigen umfangreichen Festlandes zwischen Südasien und Australien den Meeresspiegel überragen. Die Inseln dieses Archipels gehören in ihrem westlichen und nördlichen Teile hinsichtlich ihrer geologischen Beschaffenheit, ihrer Flora und Fauna, ja ihrer Bevölkerung nach Asien, in ihrem östlichen und südöstlichen dagegen nach Australien. Jene, die Sundainseln, die Molucken und Philippinen, liegen in der Nähe Asiens und werden voneinander und dem Festlande

durch teilweise sehr seichte Meeresarme getrennt, die vorherrschende Menschenrasse sind die Malayen; diese, Neu-Guinea und die angrenzenden Inseln, liegen in unmittelbarster Nähe Australiens, und ihre Bewohner sind vorzugsweise die Papuanen. Es sind jene Inselgruppen von Neu-Guinea bis zu den Viti- oder Fidschi-Inseln, welche man auch wohl als Melanesien zusammenfaßt.

Der Name Papuas ist wahrscheinlich von dem malayischen papuwah, d. h. kraushaarig, abgeleitet. Nach den Forschungen von Wallace ist ihre Hautfarbe schwarzbraun, niemals kohlschwarz wie bei den Negern, sie variiert übrigens nach B. Meyer zwischen den hellen Farbentönen der Malayen und den dunkeln der Neger.

Papua.

Das Haar wächst in kleinen Büscheln oder Locken und zwar zu beträchtlicher Länge, ist gekräuselt, rauh und trocken. Es bildet eine feste gekräuselte Frisur, auf welche der Besitzer sehr stolz ist. Der Bart zeigt dieselbe krause Beschaffenheit; auch Arme, Beine und Brust sind mehr oder weniger damit bedeckt. Die Figur nähert sich dem Europäer, jedoch sind die Beine lang und dünn. Das Gesicht ist etwas verlängert, die Stirn flach, die Nase groß, ziemlich gebogen und hoch, die Basis dick, die Nasenlöcher breit. Der große Mund zeigt dicke und aufgeworfene Lippen.

Der Papuane ist leicht erregt und leidenschaftlich in Sprache und Handlung und drückt dies durch Schreien, Gelächter, Geheul und drollige Sprünge aus. Über den Intellekt des Papuas sagt Wallace: „Der Malaye ist blöde, kalt, in sich geschlossen, ruhig; der Papua kühn, ungestüm, reizbar und geräuschvoll. Der erstere ist ernst und lacht selten, der letztere ist vergnügt und liebt das Lachen — der eine verbirgt seine Bewegungen, der andere trägt sie zur Schau." —

Der Papua Neu-Guineas geht in der Regel nackt einher. Besondere Sorgfalt verwendet er auf seine Frisur, welche in Zöpfe und Knoten geflochten und mit Bambuskämmen, Knochenstücken, Vogelfedern u. s. w. versehen ist. „Nase, Ohren, Hals und Arme werden verziert, und zwar die beiden ersten mit einem durch den durchbohrten Nasenknorpel oder das durchbohrte Ohrläppchen gezogenen Tierknochen, Bambusstäbchen oder einer Feder, ja die Nase selbst mit zwei miteinander verbundenen Schweinehauern, deren Spitzen nach oben gerichtet werden, Hals und Arme mit Ringen, Bändern und anderem Zierat. Die Sitte, die Haut aufzuschneiden, um erhabene Narben hervorzubringen, und sich Gesicht, Brust und Arme mit allerlei roten und schwarzen, mittelst glimmender Kohle eingebrannten und verschiedenen Erdarten eingeriebenen Flecken und Figuren zu bemalen, ist allgemein verbreitet. Dagegen läßt sich von der malayischen Sitte der Tätowierung mittelst der Nadel nirgends eine Spur nachweisen. Die Zähne werden von den Papuas spitz zugefeilt. Die Wohnungen stehen am Flußufer und sind gewöhnlich mehrere zu einem „Kampong“ vereinigt. Sie sind auf Pfählen errichtet, aus Bambus aufgebaut und gleichen vollkommen den an den Seen Mitteleuropas entdeckten Pfahlbauten.

„Die Papuas bauen Kähne (prâhu) aus ausgehöhlten Baumstämmen, welche sie mit langen Rudern geschickt fortbewegen. Bei der steten Gefahr des Umschlagens ist der Papua auf das Schwimmen angewiesen, und in der That ist er in dieser Fertigkeit sowie im Tauchen von Jugend auf ein vollendeter Meister. Von Haustieren finden sich eine eigene Gattung des Schweines (Sus papuensis) und der Hund. In vielen Gegenden werden Beeren und Früchte eingesammelt und für den späteren Gebrauch aufbewahrt. Ebenso ist die Bereitung des Sagos nicht unbekannt. An manchen Orten findet man angebaute Stücke Landes, mit Tabak, Palmen und anderen Nutzpflanzen besteckt. Selbst Hecken trifft man um solche Äcker gezogen, was einen gewissen Sinn für Eigentum verrät. Unter den Waffen sind Pfeil, Bogen und Lanze und ein aus hartem Holz zierlich geschnitzter Streitkolben zu erwähnen. Auch Messer und Äxte kommen vor, beide aus spitz zugehauenen Kieseln und denen bei uns in den Denkmälern der Steinzeit gefundenen ähnlich. Etwas den Papuas ganz Eigentümliches sind die Blasrohre aus Bambus von beträchtlicher Länge. Sie dienen als Signalzeichen, indem Staub mittelst derselben in die Höhe geblasen wird, ähnlich den Rauchsäulen bei anderen Völkern.

„Den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens bildet beim Papua die Familie. Das Oberhaupt derselben ist der Mann, welcher sich so viele Weiber nehmen kann, als er zu ernähren imstande ist. Die Braut wird vom Bräutigam durch Erlegung eines bestimmten Schatzes an Sklaven,

Waren und Lebensmitteln erkauft und demselben dann feierlich bei einem großen Festgelage, bei dem wohl nicht berauschende Getränke, aber verschiedene lärmende Instrumente die Hauptrolle spielen, übergeben. Mehrere Familien wohnen in Dörfern, sogenannten „Kampongs“ vereinigt beisammen. Über ein solches Dorf übt zwar in manchen Gegenden ein Ältester eine gewisse Autorität; diese ist aber immer sehr prekär, denn es werden ihm weder irgendwelche Abgaben entrichtet, noch zeichnet er sich vor anderen Bewohnern durch besseren Schmuck oder schönere Wohnung aus. Er treibt Handel mit malayischen Kaufleuten auf Neu-Guinea, besitzt Formensinn und schnitzt Figuren, besitzt eine Idee von einem höchsten Wesen, das über den Wolken wohnt.“ (F. Müller, allgemeine Ethnographie.)

Das Innere von Neu-Guinea ist nicht erforscht, auch begegnet der Reisende infolge der Natur des Landes und der Roheit seiner dortigen Bewohner daselbst großen Schwierigkeiten.

Die Südspitze von Neu-Guinea läuft in eine weit gestreckte Landzunge und in daran hängende kleine Inseln, von zahlreichen Korallenfelsen umgeben, aus. Einen der entferntesten Punkte bildet die Gruppe der Luisiaden. Vor nicht ganz einem Menschenalter fand dort eines der gräßlichsten Ereignisse statt, welches nur gedacht werden kann. Der Dreimaster St. Paul mit 20 Mann Besatzung und 217 chinesischen Passagieren, bestimmt, um nach Australien geschickt zu werden und dort Gold zu graben, wurde im Juli des Jahres 1857 vermöge eines furchtbaren Sturmes gezwungen, Schutz in der Nähe der östlichst gelegenen Insel des gedachten Archipels, Rossel, zu suchen. Der Sturm litt jedoch nicht das Einfahren in den schützenden Hafen, wo allerdings nicht Europäer, nicht eine wohlgeordnete Stadt, aber doch immerhin ein durch Korallenriffe eingeschlossenes, ruhiges Wasser ihrer wartete.

Das Schiff fand die Einfahrt nicht, es wurde auf die Klippen geworfen und von den überschlagenden Wellen in kurzer Zeit zertrümmert. Die Mannschaft und Passagiere retteten sich auf das Ufer und suchten nun auch ihrerseits so viel von den ans Land getriebenen Schiffsgütern zu retten, als irgend möglich.

Die Hoffnung, das Leben geborgen zu haben, sollte indessen nicht lange dauern. Die für unbewohnt gehaltene Insel war von Menschenfressern im eigentlichsten Sinne des Wortes bevölkert. Die Schiffbrüchigen, welche sich nach dem Innern der Insel zerstreuten, wurden überfallen, von der Gesamtmasse der dort Angekommenen vermochten nur acht mit einer Schaluppe zu entfliehen, welche nach unsäglichen Leiden ihrer Insassen ein englisches Schiff zur Hülfe bewogen. Dasselbe kam auf der Insel Rossel an, aber viel zu spät, um mehr als einen Chinesen und einen jungen Offizier zu

retten, alle übrigen waren in die Magen der unbarmherzigen Menschenfresser gewandert. Der erste Anfall auf die Unglücklichen hatte ein furchtbares Blutbad zur Folge, in welchem 50 derselben sofort auf die gräßlichste Weise abgeschlachtet wurden; von den Häuptlingen und deren Anhängern wurde das Blut getrunken, die Hirnschädel wurden den Ermordeten gespalten und das noch rauchende Gehirn wurde verzehrt, und nun erst ging man daran, große Stücke Fleisch abzuschneiden und sie zu verschlingen. Diejenigen Personen, welche älter waren, schlug man mit Keulen so lange, bis sie ganz zermalmt waren, dadurch wurde das Fleisch derselben weicher, zarter und den Kannibalen angenehmer; die würdigen Menschen also verstanden auch etwas von der europäischen Kochkunst, welche lehrt, das Fleisch von alten Rindern oder Hammeln durch Klopfen mürbe zu machen. Die beiden Geretteten erzählten, daß, nachdem dieser erste greuliche Anfall vorüber gewesen, die übrigen zwar geplündert und aller ihrer Kleider beraubt, dann aber mit Speis und Trank versehen worden wären, und daß man allmählich zu drei oder vier auf einmal schlachtete, um immerfort frisches Fleisch zu haben. So seien binnen den zwei Monaten, welche ihre Anwesenheit auf der Insel gedauert, die armen Unglücklichen einer nach dem andern getötet und verzehrt worden, die gräßlichen Menschen hätten nichts als die Knochen von ihnen übrig gelassen, aber auch diese nicht unzerstört, denn man habe dieselben gespalten oder zerschlagen, um das Mark daraus zu saugen, ein gräßliches Vorrecht, welches, wie es schien, die Häuptlinge und die Krieger sich besonders vorbehalten gehabt.

Die Jüngeren pflegte man über einen Baumstamm zu legen, sie an Händen und Füßen durch vier oder fünf dieser Menschenfresser halten zu lassen, worauf der Häuptling neben dem vorgebogenen Halse niederkniete, mit einem Feuerstein eine tiefe Wunde in eine der vorstehenden Adern riß und hierauf das ihm zuströmende Blut in langen Zügen trank.

War ein zu Schlachtender alt, so wurde er nicht mehr vorher geschlachtet, wie es bei dem ersten Wutanfall geschehen war, sondern er wurde bei lebendigem Leibe mit schweren Knüppeln mürbe geschlagen, auf Beine, Arme, Rücken und Bauch, bis er unter dieser gräßlichen Marter erlag, dann wurde er zerteilt und verschlungen.

Auf diese gräßliche Weise waren sämtliche Schiffbrüchige geblieben, und man darf wohl sagen, daß diese Menschenschlächterei das Schauerlichste ist, was man über die Menschenfresserei erfahren hat. Der Kannibalismus ist auf Neu-Guinea, dem Archipel von Neu-Britannien, den Salomons- und Santa Cruz-Inseln, sowie auf Neu-Kaledonien bis zum heutigen Tage verbreitet.

Während auf den Inseln an der neuguineischen Küste die Bewohner zu den reinen Papuanen gerechnet werden, sitzt auf den davon westlich

liegenden Molucken, den Bandainseln u. s. w. eine Mischlingsrasse von einer papuanischen Urbevölkerung mit malayischem Blut. Die nordwestlich davon liegenden Philippinen und die Nachbarinseln gehören ihrem geologischen Bau nach zu Asien, die Reste der dort ansässigen Urbevölkerung werden daher als asiatische Papuanen angesprochen. Dieselben führen bei den Spaniern den Namen Negritos, d. h. kleine Neger; ihre Rassenkennzeichen haben sich bei den Bewohnern der Ostküste Luzons am reinsten erhalten. Nach K. Semper beträgt ihre Körpergröße bei den Männern durchschnittlich 1489 bei den Weibern 1407 mm. Sie gleichen den australischen Papuanen in der glanzlosen, wollig-krausen Haarkrone und der Vereinigung der Haare zu Büscheln, ebenso in der flachen, unten breiten Nase. Die Haut ist dunkel-kupferfarbig, die Lippen sind wulstig, die Kiefer vorstehend.

Bewohner der Fidschi-Inseln.

Eine solche Mischlingsrasse von Malayen und Papuas sind auch die Urbewohner der Molucken namentlich der Insel Ceram (spr. Sirang). Dieselben, die Alfuru oder Harafura, sitzen im Innenlande und sind völlig wild.

Es ist bekannt, daß in früheren Zeiten die Neu-Seeländer gleichfalls Antropophagen waren, aber in einem solchen Grade, wie wir es bei der oben gemachten Beschreibung gesehen haben, scheinen sie es doch nicht gewesen zu sein und auch nicht in dem Grade, wie es die Fidschi-Insulaner bis in die neueste Zeit noch gewesen sind. Die Gruppe der Fidschi-Inseln oder richtiger Viti-Inseln, östlich von den Neuen Hebriden, besteht aus nicht weniger als 154 kleinen Inseln, welche vulkanischen Ursprungs und von Korallenriffen durchsetzt sind. Sie zählt etwa 140 000 eingeborene Mischlinge, welche dem Menschenfraße leidenschaftlich ergeben sind. Die Eingebornen stehen unter Häuptlingen, welche den Titel König führen. Seit 1874 stehen die Viti-Inseln unter englischer Oberherrschaft; sie bilden dem Namen nach ein Königreich, der frühere König der Eingebornen behielt diesen Titel bei. Ein englischer Chirurgus, Namens Macdonald, vom Schiffe Harald machte in Begleitung des Botanikers Milne und des Missionars Water-

house eine Exkursion auf der Insel Viti-Levu (Mitte August 1856). Es ist hier nicht der Ort, eine Beschreibung seiner Reise und seiner Entdeckungen zu geben, hierher gehörig ist nur der Umstand, daß er eine große Menge von freien baumlosen, mit üppigem Gras bewachsenen Flächen mitten im Urwalde fand, und daß er bei Befragung der eingebornen Führer dahin berichtet wurde, daß dieses ehemals kultivierte Bodenflächen seien, von denen die Dörfer verschwunden. Die Männer eines stärker bewohnten Dorfes hätten sich versammelt, um ein schwächer bewohntes zu überfallen, dabei seien alle in der Verteidigung ermordeten auf der Stelle gefressen, die andern aber nach dem Dorfe oder der Stadt derjenigen geführt worden, welche den Überfall ausgeführt, um hier allmählich abgeschlachtet und gegessen zu werden. Es geschehe dieses in der Regel durch die Häuptlinge, es sei dieses gewissermaßen ein Vorrecht derselben, und es dürfe keiner der Unterthanen sich erlauben, seine Hand nach einem Körper auszustrecken, von dem der Häuptling gegessen, bevor dieser sich gesättigt, aber auch dann erst, wenn er seine ausdrückliche Erlaubnis dazu gegeben. Die hohen Herrschaften hätten immer Denkmale für ihre Thaten aufgestellt. Jeder aufgefressene Mensch habe einen vor dem Hause des Häuptlings errichteten Stein erhalten. Viele derselben hätten 200, 300 und mehr Steine vor ihrem Hause stehen, bei einem Häuptling der Insel finde man aber mehr als 800 solcher Steine aufgestellt, woraus also hervorgeht, daß dieser König über 800 Menschen seines eigenen Volkes verzehrt habe, ein Ruhm, den kein anderer ihm zu schmälern vermöchte. Die Bewohner dieses Archipels betreffend, so gehören sie ganz entschieden zur Papuarasse, sie sind dunkel von Farbe, haben dieselbe Art von Haaren, den nämlichen wohlgestalteten Körperbau, und man würde vergeblich nach etwas suchen, was einen Rassenunterschied bedingte.

Am besten sind sie geschildert und am sorgfältigsten durch Dumont d'Urville und durch Wilkes in seiner Entdeckungsreise auf Kosten der Vereinigten Staaten. Der letztere zieht eine Parallele zwischen den Bewohnern der Fidschi-Inseln und der Tonga-Inseln, welche letzteren offenbar mit weniger Vorliebe geschildert sind, da er immer nur die rohe Kraft der Fidschi-Insulaner hervorhebt. Bei alledem können wir uns nicht einer Teilnahme für die Bewohner von Tonga enthalten, deren kleine zierliche Gliedmaßen, deren Fülle und graziöse Abrundung, deren schöne Formen, verbunden mit einer angebornen Feinheit im Benehmen, als ob sie eine gute Erziehung genossen hätten, er dem Unabhängigkeitssinne, der Kraft, der Größe, der Abhärtung und der daraus hervorgehenden Ausdauer mit einer Art von Widerwillen gegenüberstellt. Was kann es für einen echten Yankee auch Widerwärtigeres geben, als Anmut und vollends Erziehung! Wilkes sagt: „Es war angenehm, die Tonganer zu betrachten, aber ich fühlte mehr Interesse für die

Fidschier, der Kontrast war etwa dem von einem wohlerzognen feinen Manne und einem Bauern ähnlich."

Die Fidschier sind im allgemeinen mehr als mittelgroß, die Häuptlinge haben eine besonders kräftige Muskulatur, durch reichliche Nahrung und Übung bedingt; umgekehrt zeigen sich die niedrigen Klassen mager und dürftig, schlecht genährt und abgearbeitet aussehend. Ihre Hautfarbe liegt so ziemlich in der Mitte zwischen Schwarz und Kupferfarben, aber man findet häufig diese Farben für sich gesondert und ganz rein, was zu beweisen scheint, daß sie Mischlinge zweier verschiedener Volksstämme sind; doch haben sie, wenn schon schwarz, immerhin nichts von von einem Neger, denn ihre Gesichtszüge sowie ihre Haare sind nicht unter den Typus zu bringen, den man für untrennbar von der Negerrasse ansieht, selbst das bereits angeführte gekräuselte Haar beweist durch seine Länge, daß es nicht Wolle oder wollähnlich ist, ebenso wenig paßt der lange Backen- und Kinnbart und der lange Schnauzbart zur Negerrasse, ebenso zeigt sich der Körper derselben nicht minder behaart, wie der des Europäers, während der Leib der Neger haarlos erscheint. Auch die schöne Rundung der Schenkel, der Waden ist ist durchaus fern von der flachen Bildung der Neger.

Wilkes macht in seiner Beschreibung dem Menschengeschlecht ein schlimmes Kompliment. Er sagt ganz ernsthaft von den Fidschi-Insulanern, welche (zur Zeit seines Besuches, d. h. vor etwa 40 Jahren) noch wenig mit Europäern verkehrt hätten: „man könne in ihnen das Menschengeschlecht sehen, wie es im Zustande der Natur sei, und könne daraus Vergleiche entnehmen über die Wirksamkeit der Missionen und über den Einfluß der christlichen Religion." Dieses sagt er von den Fidschi-Insulanern, welche ihre Gefangenen förmlich mästen, wenn sie fett genug erscheinen, in sitzender Stellung zusammenbinden und sie dann lebendig in einen wohlgeheizten Backofen schieben und braten lassen, bis sie gar und angenehm genießbar sind. Dies sagt er von den Fidschi-Insulanern, welche Jagden auf ihresgleichen anstellen, Dörfer niederbrennen, Greise und Frauen auf dem Fleck ermorden, die im Kampfe gebliebenen jungen Leute noch auf dem Schlachtfelde verzehren und die Gefangenen mit sich schleppen und in der gedachten Weise sorgsam aufbewahren. Dies sagt er von den Leuten, deren Häuptlinge einen Ruhm darin suchen, jedem von ihnen verzehrten Menschen ein Denkmal zu setzen, und eitel darauf sind, die Zahl dieser Denksteine auf mehrere Hundert, ja auf 800 steigen zu sehen. Er geht allerdings von der Ansicht der Yankees aus, daß die Wilden eben wild sind — Wild der schädlichsten Art, welches man zu vertilgen sucht, wie man Füchse und Wölfe vertilgt. Welchen Einfluß die christliche Religion, so wie sie durch englische Missionare verbreitet worden, gehabt, sieht man an den ganz entvölkerten Sandwichs-,

Gesellschafts- und Neu-Seelands-Inseln, und die Engländer sind durch ihr Christentum nicht gehindert worden, den Krieg in Indien mit einer ebenso großen Barbarei zu führen, wie es die zur Verzweiflung getriebenen Bewohner des Landes gethan haben, eine um so größere Schande, als sie Bekenner der Religion der Liebe, als sie Christen sind. — Warum wählt Wilkes nicht die Bewohner der Tonga-Inseln, um zu zeigen, was ein Naturvolk sei? Diese sind schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von Cook besucht worden und sind als so liebenswürdige Menschen geschildert, daß man sich freut, dergleichen körperliche und geistige Typen als Menschen im Naturzustande kennen zu lernen, und spätere Besucher (nicht allein lebhaft erregte Franzosen, sondern ernste Deutsche und sogar höchst eifrige engländische Missionare) haben wiederholt und bestätigt, was in jener früheren Zeit über sie gesagt worden ist, und erst der Besuch Dumont d'Urvilles und seiner sechs Galeerensklaven, welche man ihm zur Vollzähligmachung seiner Mannschaft mitgab, haben Kampf und Krieg auf der Insel hervorgerufen, haben sie die Europäer von dem richtigen Standpunkt aus kennen gelehrt und haben den glücklichen Naturzustand, in welchem sie sich befanden, ganz glücklich beendet.

Der Naturzustand des Menschen ist nach Kapitän Wilkes der: daß sie ihre Eltern und Verwandten, wenn sie alt werden, erdrosseln, oder wenn es gefühlvolle Kinder sind, die nicht Hand an ihre Eltern legen wollen, sie lebendig begraben. Er erzählt, daß es schwer ist, die schaudererregenden Einzelheiten zu beschreiben, von denen die Missionare Augenzeugen gewesen seien. Sie erzählten dem Kapitän, daß sie während ihres Aufenthaltes nur von einem einzigen Falle natürlichen Todes Kenntnis erhalten, indem alle anderen ermordet seien, um gefressen zu werden, oder von ihren Kindern erwürgt oder lebendig begraben worden wären, um der Mühe der Ernährung und der Pflege überhoben zu sein. Und dennoch erzählt uns Wilkes, daß sie den Menschen in seinem Naturzustande repräsentieren.

Noch immer ruht ein tiefes Dunkel über den Ursprung der Bewohner der Fidschi-Inseln. Man glaubt an eine Vermischung der Bewohner von Tonga und von Fidschi und hält dies für gerechtfertigt, weil die Entfernung zwischen den Hauptinseln der beiden Gruppen so klein ist. Gewiß, sie ist sehr klein, man bedarf gar nicht des Daumens, um den Zwischenraum zwischen beiden zu bedecken. Auf einem 14zölligen Globus thut's noch immer der Zeigefinger, und die Breite desselben ist nicht groß; aber freilich, wenn man zu Schiffe von Groß-Tonga nach Groß-Fidschi will, muß man immer einhundertachtzig deutsche Meilen auf dem Meere zurücklegen, was für ein Boot der Fidschi- oder Tonga-Insulaner nicht leicht sein mag, obwohl die Verbindung sebst nicht geleugnet werden kann.

Die eingeborenen Fidschier scheinen fast so zu sein wie die Madagassen, die Urbewohner von Madagaskar, womit nicht gesagt werden soll, daß sie direkt von diesen abstammen, aber daß sie jedenfalls einem Zweig der Malayen polynesischen Ursprungs angehören; sie gleichen in vielen Einzelheiten den Papuas, sind aber in einem sehr wichtigen Punkte von ihnen verschieden. Die Papuas haben wenig Energie, wenig Thätigkeit des Leibes und der Seele, während sich die Fidschier durch die entgegengesetzten Eigenschaften auszeichnen, ihnen in Überlegungsgeist und Kraft nicht nur, sondern selbst den helleren und civilisierteren Bewohnern von Tonga überlegen sind, was eigentlich ganz gegen die allgemeine Regel ist. Im übrigen sind diese reinen Naturmenschen, so wiederholt Wilkes nochmals, in Bezug auf ihre Moralität unentwickelt, sind wirklich Nichtswürdige im stärksten Begriffe des Wortes und wirklich depraviert. Um nicht das moralische Gefühl seiner Leser zu verletzen, hat er unterlassen, manche Dinge zu erzählen, die unter seinen Augen vorgekommen; — er hätte sich nicht genieren dürfen, denn die amerikanischen Zeitungen enthalten tägliche Anzeigen, auf welche Weise jungen Mädchen bei vorkommenden Gelegenheiten aus einer für sie unbequemen Lage geholfen werden könne, und viele andere interessante Dinge, ohne daß dadurch das moralische Gefühl der Bewohner der nordamerikanischen Freistaaten verletzt wird.

Südöstlich von den Viti liegen die Freundschaftsinseln oder Tonga, deren Einwohner zu den hellfarbigen Polynesiern gehören und die andern Stämme in ihrer geistigen Bildung weit überragen. Nordöstlich befindet sich der Archipel von Samoa, ebenfalls mit hellfarbigen Polynesiern. Auf denselben befinden sich die großen Niederlassungen Hamburger Kaufmannshäuser, namentlich des Hauses Godeffroy. Wir finden die Papuas wieder auf Neu-Kaledonien, einer der großen abgeschlossenen Inseln des stillen Oceans, östlich von Australien. Seit 1853 unter der Herrschaft Frankreichs stehend, dient es als Strafkolonie für französische Verbrecher. Die Zahl der Eingeborenen mag sich auf etwa 30 000 belaufen. Auch sie sind dem Kannibalismus ergeben. Wie überall, wo die Wilden mit den Weißen zusammentreffen, sind sie dem Untergange geweiht. Für Neu-Kaledonien ist letzteres um so sicherer, als die Eingeborenen auch unter sich streitsüchtig und grausam sind; die Vielweiberei führt Haß und Streit selbst unter Familienmitgliedern herbei, die weiblichen Geburten sind weit geringer als die männlichen. Krieg, Trunksucht, Schmutz, fleischliche Laster, Schwindsucht ꝛc. bewirken ihren Untergang. Setzen wir nun unseren Weg von den Fidschi-Inseln in der nämlichen Richtung fort, so gelangen wir nach dem Kontinent von Neu-Holland, und wir finden dort wieder dieselbe Rasse, wie wir sie bis hierher verfolgt, nur in einem jammervoll elenden Zustande,

welcher zweifelsohne von dem Mangel an Nahrung herrührt. Wir würden, wenn sie nicht in einem gar zu jämmerlichen Zustande wären, die Neuholländer als die eigentlichen Repräsentanten der Papua-Rasse betrachten können, doch ist der hier wohnende Stamm der Papuas in solch entsetzlicher Weise heruntergekommen, daß man ihn nicht mehr als einen Typus aufstellen kann, und man darf wohl sagen, daß die Engländer hieran ganz allein schuld sind, denn Tasman, welcher Neu-Holland entdeckte, fand keineswegs daselbst jene hohläugigen und hohlwangigen, halb verhungerten Gestalten, welche sich jetzt den Blicken zeigen, wenn man so weit dringt, als sich noch Eingeborne finden; denn nach der gewöhnlichen Art englischer Ansiedler haben sie nichts Besseres zu thun gewußt, als die unglücklichen Eingebornen gleich wilden Tieren zu schießen; für wilde Tiere scheinen die Kolonisten die Unglücklichen auch zu halten. Gerade so, wie man es in Nordamerika gemacht, gerade so hat man es auch hier gemacht; es ist die nämliche Prozedur, wie sie in Indien, Neu-Seeland, den Sandwichsinseln ꝛc. befolgt worden ist, dieselbe Prozedur, welche zu dem wunderbaren Satze geführt hat, daß die Eingebornen aller Länder der Kultur erliegen, außer stande sind, dieselbe zu ertragen, daran untergehen. Es ist nicht sowohl die Kultur, woran die Unglücklichen erliegen, als die Branntweinpest und die Syphilis, welche man bei ihnen einführt, und welcher man, wo es den Kolonisten nicht schnell genug geht, durch die gezogene Büchse nachhilft.

Cook schildert die Neu-Kaledonier ähnlich den australischen Negern und meint, sie gehören offenbar zu derselben Völkerklasse wie die Bewohner der Neuen Hebriden, sie hätten dieselbe Farbe, wenn schon angenehmere Gesichter, hätten dicke Lippen, platte Nasen, volle Wangen und bis zu einem gewissen Grade das Aussehen von Negern. Forster erklärt, das Haar sei kraus, aber nicht wollig.

Die Inselkette, welche von der Heiligen Geist-Insel bis nach Neu-Kaledonien geht, und welche man die Neuen Hebriden nennt (obschon die letztgenannte Hauptinsel nicht eigentlich dazu gezählt wird), ist, wie es scheint, von demselben Volke bewohnt. Die Spanier, welche diese Inseln am frühesten besucht haben, erzählen nur wenig von ihnen, es waren für sie Schwarze und nichts weiter, sie gingen nackt und hatten krause Haare und mußten folglich Neger sein. Schon Bougainville macht einen Unterschied, er nennt sie zwar klein und häßlich und schlecht proportioniert (Cook sah welche von 6 Fuß 4 Zoll), er nennt sie kraus- oder wollhaarig, aber er sagt doch, es befänden sich auf den Neuen Hebriden zwei Arten von Menschen, Schwarze und Mulatten. Spätere Reisende dagegen geben schon bessere, d. h. günstigere Schilderungen von ihnen, aber auch sie erklären, daß die Inselgruppe von zweien, offenbar verschiedenen Menschenrassen bewohnt würde,

von denen die eine, nördlich und östlich wohnend, groß, derb und gut gebaut sei, indessen die andere, südlicher und westlicher wohnend, von Cook eine affenähnliche Nation und das häßlichste, mißgestaltetste Volk genannt wird, das er je gesehen. Er sagt, sie seien sehr dunkel gefärbt und klein, hätten einen langen Kopf und platte Affengesichter. Selbst Reinhold Forster erklärt, die Eingebornen von Mallikollo seien klein, hager, zwar sehr hurtig, aber doch von der Natur sehr vernachlässigt, und sie seien unter allen Menschen, welche er je gesehen, den Affen am ähnlichsten. Ihr Schädel habe einen sehr sonderbaren Bau, indem er von der Nasenwurzel an mehr zurückgedrängt erscheine als bei anderen Menschen. Dies ist allerdings die affenartige und höchst unschöne Bildung des Negerschädels, nur pflegt man den Ausdruck umzukehren, man sagt nicht, der Schädel scheint von der Nasenwurzel an zurückgedrängt, sondern man sagt viel anschaulicher und ebenso wahr, der untere Teil des Gesichts (die sogenannten Freßwerkzeuge) sei weit vorgedrängt. Das eine wie das andere sagt dasselbe, allein die Form steht klarer vor dem inneren Auge des Hörers, wenn man ihm sagt, daß Kinn, Gebiß und Nase weit hervorspringen, als wenn man anführt, daß der Schädel zurückweiche. Der tierische Ausdruck liegt eben darin, daß die zur Ernährung bestimmten Werkzeuge des Kopfes ein Übergewicht über die edleren, das Denken vermittelnden Teile haben.

Die Farbe dieser Leute ist nicht nur schwarz, sie ist rußig; die Gesichtszüge haben einen unangenehmen Ausdruck, das Gesicht selbst ist breit und flach, das Haar ist beinahe wollig und gekräuselt. Manche unter den Männern sind über den ganzen Körper, den Rücken nicht ausgenommen, behaart, und die Sitte, sich einen Strick aus Bast als Gürtel sehr fest um den Leib zu schnüren, verursacht, daß sie die Gestalt einer Ameise haben.

Daß sie zwei verschiedene Sprachen reden, scheint zu beweisen, daß sie zweien verschiedenen Stämmen angehören.

Australier.

Betreten wir das Festland Australiens, so werden wir sofort überrascht von der Eigenartigkeit seiner Fauna und Flora. Hier zeigt sich in der That eine andere Welt, die ganz isoliert dasteht und nur noch wenig gemein hat mit den sonstigen Erdteilen. Aus jener (tertiären) Zeit, als dieses Festland von dem asiatischen Kontinent abgelöst wurde, hat es eine fremdartige Vegetation, bestehend aus schattenlosen Laubwäldern mit den Riesenfackeln der Eukalyptusbäume und Sträucher, hat es die Beuteltiere, welche

in Europa zur Tertiärzeit noch hausten, herübergenommen und bis jetzt behalten. Australien ist also der älteste der Erdteile — die eigentliche alte Welt —, d. h. derjenige Erdraum, dessen Geschöpfe noch die Trachten der geologischen Vorzeit nicht abgelegt haben.

Die Bewohner Australiens teilen sich in drei Gruppen: Malayen, Papuas und Australneger oder Australier. Letztere bilden die Eingebornen des Kontinentes und Tasmaniens (hier sind sie vor wenigen Jahren ausgestorben). Die Australier „nehmen die tiefste Stufe auf der Leiter der Kultur ein; sie sind von Tieren nur durch ihre menschliche Gestalt und ihre grammatikalisch hoch ausgebildeten Idiome verschieden" (Hellwald). Nach ihrer Schädelbildung gehören die Australier oder „Blackfellows" zu den Schmalschädeln, bei welchen die Kiefer und Jochbogen der Backenknochen stark vorspringen, die Nase an der Wurzel schmal bleibt und sich nach unten stark verbreitert, ohne jedoch (wie bei den Papuanen) sich zu krümmen. Entsprechend den großen Kiefern, ist der Mund groß und das Gebiß sehr, namentlich der dritte obere Backzahn, stark ausgebildet. Die Haut ist immer dunkel, bisweilen schwarz, zuweilen, wie an der Süd- und Südostküste, kupferrot. Der ganze Körper zeigt eine starke Behaarung; die schwarzen, im Querschnitt elliptischen Haare stehen vom Kopfe ab, kräuseln, ja verfilzen sich und bilden eine zottige Krone.

Die Glieder des Körpers sind auffällig mager, der Bauch unverhältnismäßig dick; Waden sind so gut wie nicht vorhanden.

Zwar steht der Australier hinsichtlich seiner Geistesfähigkeiten noch sehr hoch über dem höchstentwickelten Tiere, aber verglichen mit anderen Menschenrassen, steht er doch sehr tief.

Sind die Australier hiernach von den afrikanischen Negern durchaus verschieden und nähern sich mehr den Papuanen, so weichen sie doch auch von diesen ab, namentlich noch durch den Bau ihrer Sprache. Die bei den Negern anzutreffenden Präfixen (vergl. oben) mangeln, vielmehr wird der Sinn der Wurzeln durch Nachsilben ergänzt und begrenzt. Die Worte sind mehrsilbig, beginnen gewöhnlich mit einem Konsonanten und schließen mit einem Vokal.

Die Gliederung des an sich kleinen Erdteils ist nur gering, — nur an zwei Stellen, und zwar im Norden in der Karpentaria-Halbinsel, im Süden durch die Insel Tasmanien — sind Vorposten in das Meer hinausgestreckt, und nur der nördliche steht nach einer Richtung, welche den Verkehr mit den Kulturländern erleichtert. Von der Torresstraße her mögen daher auch wohl die aus Neu-Guinea kommenden Einwanderer das Land bevölkert haben, vielleicht schon in einer Zeit, wo die vorgelagerten Inseln miteinander und mit dem Festlande zusammenhingen. Die Sprachenverwandtschaft der Papuanen und Australier verweist wenigstens auf derartige

Vermutungen; auch läßt sich nicht leugnen, daß die papuanischen Völker, trotz ihres Kannibalismus, in der Kultur den Australiern voranstehen.

Zu der geringen äußeren gesellt sich bei diesem Erdteile noch die geringe innere Gliederung des Bodens; und nur ein einziges großes Stromsystem entwickelt sich an der den Kulturländern abgewandten Seite, und die hohe Gebirgskette im Ostrande entwässert die von ostwärts kommenden Passate und entzieht den dahinterliegenden weiten Ebenen die Feuchtigkeit, erschweren die Vegetation, das Tier- und Menschenleben. Zwar zeigt das Innere Australiens keine afrikanischen Wüsteneien, aber die miteinander wechselnden Überflutungen und Dürre, die unregelmäßige Verteilung der Niederschläge vermag auch nur ein Grasland mit Buschland hervorzubringen. Nun ist der Erdteil, aus seinen primären und sekundären Gebirgsschichten zu schließen, zu den ältesten zu rechnen; er trennte sich früh von den Ländern der alten Welt. Jene Einflüsse dauerten also ungezählte Jahre und bewirkten die Eintönigkeit; die von der alten Welt abgelöste, bei der Abtrennung erst bis zu den Beutel- und Nagetieren gekommene Fauna entwickelte sich zwar eigenartig, aber auch eintönig und langsam, da die Faktoren, welche die Mannigfaltigkeit begünstigen, wie z. B. der durch eine reiche Tierwelt (z. B. Raubtiere) angeregte beträchtlich größere Kampf ums Dasein, fehlten. Auch der Mensch mußte unter diesen Verhältnissen und abgetrennt von seinesgleichen in der Erziehung zurückbleiben.

Daher sagt Peschel zutreffend: „So kann man denn füglich von Australien behaupten, es sei eine Insel ohne die Vorteile des Inselklimas, ein nahrungsreiches Steppenland ohne Steppenhuftiere, ein Land der Inselruhe oder eines schläfrigen Kampfes um das Dasein und daher ein Asyl für die Tier- und Pflanzentrachten der Vorzeit. Als daher später die Kultur von den fernen Festländern einzog, konnten ihr weder Menschen noch Tiere widerstehen; jene unterliegen und ziehen sich in das Innere zurück, um früher oder später ihrem Lose, dem Aussterben, zu verfallen.

Die Eingebornen Australiens an der Südwestecke des Festlandes, dem König-Georgs-Hafen, schildert und zeichnet Dumont d'Urville als erbärmliche, fleischlose Gestalten von durchaus schwächlichem, nicht widerstandsfähigem Körperbau. So werden sie auch von all denjenigen beschrieben, welche Neu-Holland später besuchten. Jedoch nach dem Innern bessert sich der Typus. Im nordöstlichen Seeengebiet bemerkte Mac Kinlay und Landsborough kräftige, gute Gestalten. Aber dort, wo diese Stämme mit der Civilisation in Berührung treten, verkommen sie mehr und mehr in niedriger, tierischer Lebensweise.

Ein nach Hunderttausenden zählender Volksstamm, die Yarra, sind gegenwärtig wahrscheinlich ganz von der Erde verschwunden, denn im Jahre

1859 zählte der ganze Stamm nur noch 17 Individuen; es ist kaum möglich, einen ergreifenderen Beweis für die traurige Lage, in der die Australier sich befinden, zu liefern.

Die Unglücklichen fühlen ihren Untergang und geben diesem Gefühl einfache Worte; sie erzählen, daß alle ihre Brüder fortgegangen sind, sie erzählen, daß, sowie die Weißen sich nähern — die Schwarzen unter ihnen verschwinden, und sie erzählen, wie allmählich nur weiße Männer hier

Eingeborene vom König Georgs-Hafen auf Neu-Holland.

wohnen werden, wo sie so lange in Glück und Ruhe gewohnt haben; sie wissen, daß die Schwarzen ganz von der Erde verschwinden werden, und sie bestätigen die höchst bequeme Regel, daß der weißen Rasse die Herrschaft vorbehalten sei, und daß alles derselben Fremde vor ihr, der herrschenden, schwinden müsse.

Wenn Europäer auf ihren Reisen tief in das Land Eingeborene finden, so machen sie von denselben ziemlich abschreckende Beschreibungen. Wir geben hier eine Ansicht, welche durch den Zeichner Rion aufgenommen worden ist. Die Regenzeit veranlaßt die Bewohner, ihre Hütte auf die bereits

angeführte Weise zu bauen; hinter der schützenden Wand kauert der Mann, kauert die Frau, jeder hat vor sich ein Feuerlein. An diesem wärmen sie sich, an diesem braten sie ihre Jagdbeute; es ist wenig genug, denn die arme Frau, welche ihre Kinder mit auf die Jagd schleppen muß, kann nicht viel tragen, und ohnedies ist es eine Seltenheit, daß ein vierfüßiges Tier gewonnen wird.

Es ist sonderbar, daß der physische Zustand, in dem sie sich befinden,

Australische Eingeborene.

doch von Hause aus, das will sagen, so ziemlich vom Beginn der Kenntnisnahme über den Kontinent von Australien, gleich elend beschrieben wird wie jetzt. Schon der berühmte und berüchtigte Admiral Dampier bezeichnet sie als die elendeste Menschenrasse, welche ihm vorgekommen, und er sagt: „die Hodmadoz von Monomotapa sind zwar ein erbärmliches, schmutziges Volk, aber was ihre Reichtümer betrifft, so befinden sie sich, gegen die Neu-Holländer gehalten, in einer vortrefflichen Stellung, denn sie haben Häuser, Kleider aus Fellen, Schafe, Geflügel, Erdfrüchte, Straußeneier ꝛc., was

alles den Neu-Holländern fehlt. Wenn man von ihrer Menschengestalt absieht, so muß man in der That gestehen, daß sie sich nur wenig von den Tieren unterscheiden; sie sind zwar ziemlich groß und gerade, aber sehr mager, haben lange, dünne Gliedmaßen, einen großen Kopf, eine runde Stirn, welche ziemlich vorspringend ist, und große buschige Augenbrauen; die immer halb geschlossenen Augen geben ihnen ein sonderbares, träumerisches Aussehen. Man pflegt dieses Herunterhängen der Augenlider für Schlaffheit der Muskulatur zu halten, doch ist der Grund ein anderer. Eine unbeschreibliche Menge kleiner, sehr lästiger Insekten schwirrt beständig in der Luft umher, und sie müssen die Augenlider immer so weit geschlossen halten, daß die beiderseitigen Augenwimpern sich vor der übrigbleibenden Spalte kreuzen, sie kriechen auch in die Nase und in den Mund, weshalb sie den letzteren fest verschließen, die sehr dicken Lippen beinahe übereinander legend. Die große breite Nase ist deswegen immer voll Schleim, und sie schnäuzen sich nur notgedrungen, weil sie darin ein Hindernis gegen das Tieferdringen der Insekten sehen.

„In dem Gesicht ist kein einziger anmutiger Zug, der Ausdruck ist stets widerwärtig. Bei Alten und Jungen, bei Männern und Weibern fehlen die zwei Vorderzähne des Oberkiefers; ob sie ihnen von Natur fehlen, oder ob sie sie ausziehen, weiß ich nicht; der Bart fehlt ihnen gänzlich." (Dies ist eine Bemerkung, welche sich auf eine einzelne Beobachtung stützt, denn allgemein ist die Sitte, sich den Bart auszurupfen, durchaus nicht, und daß die Bartlosigkeit eine künstliche sei, geht daraus hervor, daß sie bei den übrigen Schwarzen der Papua-Rasse nicht gefunden wird.) „Das Haar ist sehr verschieden, bald kurz und gekräuselt, negerartig, bald lang und dergestalt durcheinander gewirrt, als ob es künstlich toupiert wäre. Ihre Farbe ist kohlschwarz, wie die der Neger in Neu-Guinea." (Das will also sagen, durchaus nicht kohlschwarz, aber freilich nennen die Leute, welche nicht gewohnt sind, genaue Bestimmungen zu machen, auch das Gesicht eines norddeutschen Bauern, oder eines Soldaten, der vom Manöver kommt, schwarz, kohlschwarz, wiewol es nur eine leichte Bräunung erfahren hat.) „Sie haben keine Kleider, nur etwa einen Streifen Baumrinde um den Gürtel gebunden, worin entweder einige Baumblätter stecken, oder wovon Baststreifen herabhängen. Auch Häuser haben sie nicht, sie liegen an der freien Luft, die Erde ist ihr Bett und das Firmament ihr Betthimmel."

Spätere Reisende haben uns minder ungünstige Schilderungen hinterlassen, aber in den Hauptpunkten freilich stimmen die Beschreibungen alle überein. Wilkes, der amerikanische Reisende, erzählt in seinem Bericht, daß die Eingeborenen von Australien von jeder anderen Menschenrasse verschieden seien, sowohl in den Gesichtszügen als in der Farbe, den Sitten

und der Sprache; die ersteren betreffend, so nähern sie sich dem afrikanischen Typus, aber ihre Haare sind lang und seidenähnlich und erinnern mehr an die der Malayen. In der Sprache nähern sie sich wieder den amerikanischen Indianern (dies dürfte wohl schwierig nachzuweisen sein), während sich in ihren physischen Eigenschaften, Sitten und Gebräuchen sehr vieles bemerkt, was man bei keinem anderen Volke sieht, und wofür man keine Analogien findet.

Die Eingeborenen sind mittlerer Größe, mitunter auch etwas darunter. Ihre Statur ist schlank, die Arme und Beine sind lang und dünn, was unzweifelhaft von ihrer schlechten Nahrung und ihrer unregelmäßigen Lebensweise herrührt. Da ihre Speisen den menschlichen Bedürfnissen wenig genügen, so müssen sie, um überhaupt physisch bestehen zu können, sehr viel Nahrung zu sich nehmen. Die Folge davon sind dicke, vorspringende Bäuche, welche bei sonstiger Magerkeit ihnen ein sehr häßliches Ansehen geben.

Der Schnitt des Gesichts liegt zwischen dem der Afrikaner und dem der Malayen. Die Stirn ist gewöhnlich schmal und hoch, die dunkelbraunen Augen sind tiefliegend und immer halb geschlossen, die Nase ist an ihrem oberen Teile niedergedrückt und an der Basis breit gequetscht, was von einer gewaltigen Verstümmelung herrührt, welche die Mutter an ihrem neugeborenen Kinde vornimmt, denn von Natur hat die Nase eine vorspringend gebogene Form, welche man die römische zu nennen pflegt. Die Wangenbeine sind hoch, der Mund groß, mit starken, wohlgeordneten Zähnen versehen, das Kinn tritt häufig zurück, der Hals ist dünn und kurz.

Ihre Farbe nähert sich der dunkler Chokolade, sie ist rötlich schwarz, variiert aber sehr in der Schattierung. Solche, die reinen Blutes sind, zeigen sich zuweilen so hellfarbig wie die Mischlinge von Negern und Weißen. Besonders ausgezeichnet sind sie durch ihr Haar, welches seidenartig fein und zum Kräuseln geneigt ist, sonst dem der dunkelhaarigen Europäer gleicht und ihnen daher ein Ansehen giebt, welches sie sehr von den Negern unterscheidet. Viele Männer haben starke Backen- und Schnurrbärte und sind haariger als die Europäer.

Hier finden wir wenigstens eine Ansicht, nach der wir die Australier, wenn schon für sehr vernachlässigte, doch immer für wirkliche Menschen halten müssen; dagegen erzählt uns Bory de St. Vincent, „daß sie eine höchst bedauernswerte Ähnlichkeit mit der Physiognomie des Mandrill haben. Um diese vollkommen zu machen, fehlen ihnen nur die seitlichen Runzeln im Gesicht und die lebhaften Farben, in denen die Natur bei Ausstattung dieser großen Affen sich gefallen hat, um ihr Gesicht noch häßlicher zu machen; aber der Australier hilft nach, es scheint, als habe er ein Vergnügen daran, diese greuliche Ähnlichkeit zu vermehren; er wendet alle seine Kunst darauf, die Farben, welche ihm die Natur versagt hat, seinem Gesichte auf-

zuprägen: er beschmiert seine hervorspringenden Backenknochen, seine Stirn, die Spitze seiner Nase und sein Kinn mit einem roten Thon, welcher die Affenähnlichkeit auffallend vermehrt."

Er fährt in seiner Schilderung fort: „es sind die stupidesten von allen Menschen, die letzten aus den Händen der Natur hervorgegangenen." (Dies scheint sehr inkonsequent, er sollte lieber sagen die ersten, denn es läßt sich nicht annehmen, daß der Mensch zuerst in seiner größten Vollkommenheit geschaffen worden, und daß der Natur allmählich die schöpferische Kraft ausgegangen und ihre Geschöpfe immer unvollkommener geworden seien, der umgekehrte Gang scheint doch der naturgemäßere.) „Ohne Religion, ohne Gesetze, ohne Künste leben sie paarweise in dem jämmerlichsten Zustand ohne jedes gesellschaftliche Band. Sie haben keine Idee von ihrer Nacktheit, sie haben auch keine Wohnungen, nicht einmal Zelte, kaum bilden sie sich eine Schutzwand gegen den Regen, dem sie sich mit einer dummen Gleichgültigkeit aussetzen; kaum vermögen sie sich ein Feuer anzuzünden, um ihre Muscheln oder Eidechsen daran zu braten, und auch nur solche Tiere vermögen sie zu fangen, denn sie haben als Waffen nicht einmal den Bogen, so einfach derselbe auch ist, sie haben nur einen schlechten Speer, eine Keule und das bekannte Wurfholz."

Sehr auffallend weicht von dieser Ansicht (daß sie stupid und stumpfsinnig seien) dasjenige ab, was Kapitän Gray über sie sagt, und was man für glaubwürdig ansehen muß, da derselbe lange Zeit in ihrer Nähe gelebt und genaue Bekanntschaft mit ihren Sitten und mit ihrer Sprache gemacht hat. Vor allen Dingen bestehen unter ihnen große, ausgedehnte Familienverbindungen (also gerade das Entgegengesetzte von dem, was St. Vincent sagt); dann führt er an, daß der scheinbar vertierte Zustand, in dem sie sich befinden, nicht aus mangelhaftem Verstande herrühre, sondern der Erfolg eines sehr künstlich zusammengesetzten Systems von Gebräuchen und Einrichtungen sei, welche so nachträglich auf den Geist der Eingebornen wirken, sie in einer grausamen und harten Weise beschränken, man möchte fast sagen am eigentlichen Denken hindern, also gewiß allgemein schädlich sind, aber doch wieder beweisen, daß bei Erteilungen derselben gedacht worden ist. „Wie in verschiedenen religiösen Satzungen, so ist hier durch eine traditionelle Civilgesetzgebung den Australiern alle Thätigkeit des Verstandes verboten, die Entwickelung einer moralischen Qualifikation untersagt und sie an den hoffnungslosen Zustand der Barbarei gebunden, von dem sie nicht loskommen können, indem diese Gesetze so klug berechnet sind, daß sie ganz entschieden einen vorgesetzten Zweck andeuten, und zwar vor allen Dingen den, jeden Versuch zunichte zu machen, der darauf hinausgehen könnte, sie umzustoßen."

Eine solche Einrichtung ist um so merkwürdiger und wunderbarer, als die Gesetze nicht geschrieben, sondern nur traditionell, nur überliefert sind und dennoch ein ganz festes Bestehen haben, und dennoch sich verbreitet haben über den ganzen australischen Kontinent. Nach Grays Ansichten beziehen sie sich vorzugsweise auf die Verheiratung verschiedener Individuen und auf Befestigung der gesellschaftlichen Verhältnisse, wodurch eben die großen Familien entstehen, welche die nämlichen, allen einzelnen Mitgliedern angehörigen Familiennamen haben. Kapitän Gray führt diese Familiennamen an: Ballaroke, Dittaroke, Djekoke, Gwerrinjoke, Kotojumeno, Maleoke, Mongalung, Namyungo, Narrangar, Nagarnook, Ngotok, Nogonynk, Fdondarup, Waddaroke, Yungaree.

Wo ein Mann, der einen solchen Familiennamen hat, mit einem Weibe desselben Familiennamens zusammentrifft, ist es ihm auf das entschiedenste verboten, sich mit demselben zu verbinden, was auf Verwandtschaft in weiblicher Linie deutet. In der That haben Grays Forschungen gezeigt, daß die männlichen sowohl als die weiblichen Kinder nicht den Familiennamen des Vaters, sondern den der Mutter annehmen.

Es scheint, als ob eine solche Verwandtschaft sich viel weiter als lediglich auf die Menschen erstrecke, denn die Eingeborenen haben selbst unter Tieren und Pflanzen Verwandte. Jede Familie nimmt sich ein Tier oder eine Pflanze als eine Art Symbol ihrer Familie — vielleicht ist dies zu weit gegangen, und man dürfte sagen „Wappenbild" — an, sie nennen dasselbe Kobong. Sobald dieses der Fall, so wird es von der Familie des Kobongs niemals getötet oder abgebrochen, während eben dasselbe Tier oder diejenige Pflanze für diejenige Familie, die einen anderen Kobong hat, durchaus nicht heilig ist, d. h. ohne alle Verantwortung getötet, abgebrochen oder abgehauen werden darf.

Wie Gray meint, erinnert dieses auffallend an die nordamerikanischen Völkergruppen, welche gleichfalls solche Wappentiere haben, welche ihnen heilig sind, und er gründet auf diese Ähnlichkeit der Gebräuche eine Familienverbindung, eine Verwandtschaft; allein dies scheint doch etwas zu weit gegangen, man könnte dann auch die Familienverwandtschaft der Türken und der Chinesen beweisen, weil sie beide Opium rauchen, oder die Familienverwandtschaft der Europäer und der Nordamerikaner, weil sie beide Tabak rauchen — dies sind einzelne Gebräuche, deren Ursprung zweifelhaft ist, aber welche immer nur von einer Familie auf die andere übergegangen sind und keinen verwandtschaftlichen Wert haben, weil sonst man auch behaupten müßte, daß die Chinesen, welche gern heißen Arrak trinken, mit den Engländern verwandt sein müßten, weil diese gern heißen Rum trinken.

Etwas, was man gar nicht glauben sollte, erzählt uns Gray, daß

nämlich die Australier Gesetze haben, welche sich auf den Besitz von Ländereien beziehen. Bei uns, wo man den Acker bebaut, würde man diese vielleicht Agrar- oder Kulturgesetze nennen; dort in Australien hat man freilich weder den Begriff noch den Namen, denn kein Australier hat jemals Land angebaut, und trotz dessen gehört das Land nicht allein einem Stamme, sondern die einzelnen Teile desselben gehören den einzelnen Personen an; die Grenzen sind fest bestimmt umschrieben, und sie werden nicht überschritten, es sei denn im Kriege oder bei großen gemeinschaftlichen Feierlichkeiten. Alle auf solch einem Landstücke, Landstriche befindlichen Pflanzen und Tiere gehören vor allen Dingen dem Stamme, der ganzen Familie, demnächst aber den einzelnen Familienhäuptern an, und zwar so, daß nicht nur kein Stamm seine Jagd, seine Ernten auf das Gebiet eines anderen Stammes ausdehnt, sondern auch kein Einzelner seine Jagden auf die mehr vereinzelten Gebiete der Einzelnen zu erstrecken wagt.

Man findet hierin auch eine gewisse Ähnlichkeit mit dem, was die Polynesier „tabu“ nennen, obwohl das Wort selbst hier keineswegs existiert. Die Thatsache ist, daß eine Teilung der verschiedenen vorhandenen Schätze aus dem Tier- und dem Pflanzenreiche nach Familien stattfindet, und daß es keinem Einzelnen einfällt, die Berechtigung hierzu zu bestreiten, obschon sich kein geschriebenes Gesetz findet, und nicht einmal ein Priester sich angemaßt hat, die vorhandenen Gesetze nach einer gewissen Norm auszulegen, und wenn diese Norm auch von nichts weiter bedingt worden wäre, als von dieses Priesters persönlichem Willen; trotz der gänzlichen Willensfreiheit dieser Eingeborenen, ist doch der Begriff von Eigentum in doppelter Weise bei ihnen eingeführt, es giebt nicht allein ein Eigentum des Einzelnen, sondern auch ein Eigentum des Stammes, welches man Staatseigentum nennen könnte, insofern wenigstens, als eine große Familie, in einem gewissen Distrikte wohnend, eine Art von Staat bildet.

Es gehört vielleicht zu den größten Merkwürdigkeiten, daß zwei Nationen, welche durch dreihundert deutsche Meilen voneinander getrennt sind, die des Golfes von Carpentaria und die des Golfes von St. Vincent (unter dem nämlichen Längengrad), die Beschneidung haben, allerdings in der Art, wie die Polynesier die Operation vollziehen, welche die obere Hälfte der Vorhaut dem Bändchen gegenüber aufschlitzen, was zur Folge hat, daß die ganze Haut, welche als Bedeckung dient, zurückgeht. Aber in welcher Weise die Operation auch gemacht werden möge, sie findet statt bei den so entfernt voneinander wohnenden Stämmen und gestattet den Schluß auf eine nahe Verwandtschaft unter ihnen.

In gleicher Weise erlaubt die über das ganze Kontinentalland verbreitete Polygamie an ihre Verwandtschaft zu denken; auch der Raub der Weiber,

ist durchaus allgemein verbreitet. Die Bewerbungen beginnen mit dem Niederschmettern durch einen Keulenschlag und mit der Entführung der Geliebten, eine Methode, welche gewiß nicht die Billigung unserer Damen erhalten würde, welche aber immerhin eine gewisse Gesetzmäßigkeit und durch ihre allgemeine Verbreitung eine Familienähnlichkeit unter ihnen allen darthut, welches denn wiederum beweist, daß sie bei weitem weniger roh sind, als man in der Regel zu glauben pflegt, daß nur ihre Gesittung nicht mit unseren Begriffen über eine solche übereinstimmt, sowie wir ja auch die Polygamie für strafbar halten, indessen sie im Orient durch Religion und Staatsgesetze erlaubt und gar nicht unmoralisch ist.

Am meisten schwindet die Meinung von der Niedrigkeit ihres geistigen Standpunktes unter Betrachtung der Leichenfeierlichkeiten, welche bei ihnen üblich sind. Es wird ein Grab gemacht von vielleicht einer Elle Tiefe, der Boden dieses Grabes wird mit einer breiten Baumrinde und mit Zweigen bedeckt, auf welche man den Leichnam legt, der in seinen Mantel gehüllt ist. Man legt wieder grüne Zweige über ihn, dann wird die Grube mit Erde ausgefüllt, und über den Hügel breitet man grüne Zweige in reichlicher Menge aus; dann legt man alle die Werkzeuge, welche der Verstorbene gebraucht hat, seinen Wurfstab, seine Jagdgerätschaften, zu beiden Seiten des Grabes nieder. In die benachbarten Bäume werden Ringe eingeschnitten, ungefähr in der Höhe, zu welcher man bequem gelangen kann; nun sammelt man kleine Zweige, kehrt damit alle Erde, die ihnen anhängen könnte, sorgfältig ab und verbrennt sie darauf an einem Feuer, das zu Häupten des Grabes angezündet wird.

Nunmehr bemalen die Trauernden sich das Gesicht schwarz oder weiß, und zwar in Flecken auf der Stirne, auf den Backen, auf der Brust und tragen diese Trauerzeichen beträchtliche Zeit lang. Um Thränen hervorzulocken, kratzen sie sich die Nasenspitze blutig; sie tragen keinen Schmuck, so lange die Trauerzeit dauert, und da sehr häufig mehrere Personen denselben Namen haben, wie bereits oben bemerkt, so legen sie während der Trauerzeit diese ab und bedienen sich anderer, damit der Name des Verstorbenen nicht ausgesprochen werde.

Auch bei dem Begraben der Weiber wird ähnlich verfahren; man giebt ihnen gleichfalls die Gegenstände ihrer Arbeit mit in das Grab ꝛc., was alles darauf zu deuten scheint, daß sie an ein Leben nach dem Tode glauben.

Auch ihre Sprache zeigt an, daß sie einer großen Familie angehören, denn man hat versucht, die Dialekte aufzuzeichnen, und hat gefunden, daß die Wurzeln der Wörter fast überall gleich sind durch ganz Neu-Holland, und daß die abweichenden Beziehungen in den einzelnen Sprachabteilungen

weniger von einander unterschieden sind, als z. B. in der deutschen Sprache der Fall ist. Allerdings darf man nicht vergessen, daß die Nachrichten hierüber äußerst dürftig sind, daß es überhaupt noch nicht lange her ist, daß man gefunden, die Sprachverwandtschaft deute auf Stammverwandtschaft, und da es sehr schwer ist, diese ohne Verwandtschaft isoliert dastehenden Sprachen, diese Sprachen, welche mit keiner der unserigen Ähnlichkeit haben, genau kennen zu lernen, so ist es wohl möglich, daß die Nationen selbst dem von den Engländern aufgestellten Gesetz, der Civilisation erliegen zu müssen, wirklich erlegen sind, bis wir dahin kommen, sie so weit kennen zu lernen, ihre Sprachen gründlich zu erforschen. Dieselben werden bis dahin wohl ausgestorben sein, die unfähigen Völker werden der Civilisation erlegen sein. Wer sollte sich nicht freuen des bevorstehenden Sieges der Kultur über die Wildheit und Rohheit!

Die Malayen und Polynesier.

Der Verbreitungsbezirk der Malayen und Polynesier ist ein ausgedehnter und erstreckt sich von Madagaskar östlich über die Südasien vorgelagerten Sunda-Inseln, die Molucken und Philippinen, die mikronesischen und polynesischen Inseln im stillen Ocean bis zur Osterinsel.

Sie werden in 3 Gruppen unterschieden, und zwar als Hovas, die auf Madagaskar zu Hause sind, als eigentliche Malayen auf der Halbinsel Malakka, den Sundainseln, den Molucken und Philippinen, endlich als Mikronesier und Polynesier der Süd-See.

Der Bildung ihres Schädels nach sind sie als Mittelköpfe zu bezeichnen, welche also zwischen den Breit- und Schmalschädeln stehen; die Jochbogen stehen mehr oder weniger vor. Ihre Hautfarbe ist dunkel, jedoch nicht schwarz; sie geht vom Ledergelb zum Braunen und Bläulichen. Das Haupthaar ist lang, straff, im Querschnitt walzenförmig; Bartwuchs fehlt oder tritt nur sehr spärlich auf.

Die Sprache der Malayen, welche das Hauptmittel zur Abgrenzung der Unterabteilungen abgiebt, zeigt bei allen gemeinsame Wurzeln, woraus man schließt, daß sich die einzelnen Stämme schon sehr früh trennten. Wahrscheinlich liegt die Heimat der Stämme im südöstlichen Asien (ausläufern des Festlandes, Sunda-Inseln), von wo aus sie sich dann nach Osten verbreiteten. Die herschenden Ostpassate und die westlich gerichteten Meeresströmungen erleichterten diese Wanderung.

Auf den Sandwichs-Inseln kommen Insel- und Ortsnamen vor, welche

mit solchen der Samoagruppe übereinstimmen. Die Überlieferungen der Maoris auf Neu-Seeland geben noch Namen und Zahl der Schiffe sowie die Küsten an, an welchen einstens ihre Vorfahren landeten und Besitz ergriffen. Die Zahl der neuseeländischen Häuptlinge, von denen ihre Geschichte berichtet, erstreckt sich über 18—20 Geschlechter, woraus zu schließen, daß kaum 400 Jahre seit dieser Besiedelung verflossen.

Hiernach wären die asiatischen Malayen die auf ihren Ursitzen verbliebenen. Daß auch die Hovas auf Madagaskar Abkömmlinge dieser Urstämme sind, beweist die Ähnlichkeit madagassischer und malayischer Worte. — Beginnen wir unsere Wanderung durch die malayische Zone vom Norden aus mit den Philippinen. Man kann dieselben auch als Übergangsort der mongolischen Rasse nach dem südlich gelegenen Inselmeer betrachten; die ganze Inselgruppe hängt nach Süden zu ebenso genau mit Borneo, Celebes, Sumatra und Java zusammen, wie gegen den Norden durch die Insel Formosa mit China und Japan. Die größten Inseln des Philippinen-Archipels sind im Norden Luzon, im Süden Magindanao.

Alle Inseln werden von etwa 6 Millionen Menschen bewohnt, die dem west-malayischen Stamme angehören und die den Namen Tagalos oder Bisayas führen und im Innern derselben noch roh und unabhängig, an Küsten zum Theil den Spaniern unterworfen sind. Außer den Tagalos giebt es auch Negritos, womit die Spanier die schwarzen Eingebornen, die Aëtas oder Itas bezeichnen, die etwa zu 25 000 vorhanden sind und zur Papua-Rasse zählen. Endlich ist noch ein Mischstamm der Irayas vorhanden, dessen einer Teil, die Catalanganes, von Tagalos mit Chinesen, der andere aus Tagalos mit Negritos hervorging. Als die Philippinen von Magelhaen entdeckt wurden (1520), schätzte man die Bewohnerschaft auf drei Millionen Menschen. Den Königen von Spanien legte eine päpstliche Bulle die Verpflichtung auf, diese ihnen von dem wahren Beherrscher der Welt, von dem Papste, geschenkten Länder zum Christentum zu bekehren; deshalb wurde eine große Anzahl von Mönchen dorthin geschickt, und sie haben sich ihres Auftrages so gut entledigt, daß sie die einzigen und alleinigen Herrscher des Archipels sind und der Krone Spaniens nur die Berechtigung zugestehen, einen General-Gouverneur nach Manilla zu senden und so viel an Abgaben in Empfang zu nehmen, als sie, die hohen Würdenträger der Kirche, geneigt sind, von ihren Einkünften abzugeben.

Als die Spanier die Philippinen in Besitz nahmen, waren dieselben von mehreren verschiedenen Völkerschaften bewohnt. Diejenigen Stämme, deren Sitze in der Nähe des Meeres lagen, hatten die Hautfarbe und die Gesichtszüge der von Indien her bekannten Malayen, und sie hatten auch in ihren Gewohnheiten, in ihren Gesetzgebungen, in ihren religiösen Ge-

bräuchen eine große Ähnlichkeit mit ihnen. Einer dieser Stämme wird von den spanischen Berichterstattern Tagalos genannt; der Name hat sich so eingebürgert, daß man noch jetzt die malayischen Bewohner Tagalen nennt, und daß dieser Name auf einen weit verbreiteten Sprachstamm übergegangen ist, welchen man hier in seiner größten Reinheit zu finden glaubt. Noch drei oder vier andere Namen werden genannt, doch sind dieselben für uns von geringer oder von gar keiner Bedeutung und dürften denselben Wert haben wie Zerbster, Dessauer, Bernburger und Köthener. Diese alle sind Deutsche, wie jene alle Tagalen sind, und die Sprachverschiedenheiten würden wahrscheinlich auf Luzon nicht größer sein wie in den anhaltischen Fürstentümern. Die tagalische Sprache ist auf Luzon durch die Mönche zur Schriftsprache erhoben worden. In ihrer üppigen Müßigkeit Langeweile empfindend, mußten sie eine Beschäftigung suchen, und sie fanden diese in der Aufzeichnung tagalischer Worte, in Aufsuchung ihrer Beugungsformen, in Untersuchung über ihre verschiedene Bedeutung durch eine solche oder andere Betonung, und so entstanden Wörterbücher, Grammatiken und Lexika der Synonyma, so entstand eine ganze Litteratur, welche sich anfangs nur auf dem religiösen Gebiet bewegte, dann aber auf das Feld der Geschichte überging und einen großen Schatz von Untersuchungen mannigfacher Art barg, der nur leider durch die Trägheit der Nachfolger jener um die Geschichte der Philippinen verdienten Männer teils mutwillig zerstört, teils unbeachtet zu Grunde gegangen ist; während die älteren, wahrhaft gelehrten Männer sich mit Liebe den sprachlichen und wissenschaftlichen Beschäftigungen hingaben, hatten die neueren nur Freude an Hahnenkämpfen, Stiergefechten und an Trinkgelagen, welche gewöhnlich in die abscheulichsten Orgien übergingen, so daß die Werke ihrer Vorgänger allmählich nicht nur in Vergessenheit gerieten, sondern auch wohl gar aus den Bibliotheken verschwanden, glücklich genug, wenn sie noch in die Hände von Männern wie Chamisso kamen, der einen Schatz von tagalischen Druckschriften von seiner Reise um die Erde mitbrachte.

In den gebirgigen Teilen von Luzon und in den undurchdringlichen Wäldern, welche den Fuß der Berge umgeben, wohnen jene Wilden, die von den Spaniern Negritos oder Negrillos genannt werden, welche man für die Urbewohner der Philippinen hält, und von denen wir bereits gesprochen haben, deren wir auch hier nur erwähnen, um darauf zurückzuweisen, daß man das Land, welches die malayische Rasse auf den Philippinen einnimmt, nicht für das eigentlich heimatliche der Tagalos hält.

Die malayischen Uferbewohner sind nur, so weit die Westküste reicht, den spanischen Mönchen unterworfen. Die ganze Ostküste steht nicht unter spanischer Herrschaft; ebenso ist es mit Mindanao, woselbst zwar ein

spanisches Fort und eine Besatzung befindlich, die Bevölkerung selbst aber nur zum allergeringsten Teile christlich und den Spaniern zinsbar ist, im Gegenteil stehen sie unter einem großen Sultan und sehr vielen kleinen, die sich vollständig frei erhalten haben. Ein Wunder, welches die Bekehrung von Luzon so sehr erleichterte, scheint seine Wirkung nicht auf die große Insel Mindanao, noch auf die vielen anderen umherliegenden erstreckt zu haben. Dies Wunder nämlich geschah gleich im Anfange der spanischen Herrschaft. Die große Lagune, der See im Süden von Luzon, hatte einen Berg, welcher plötzlich zu toben begann. Der Teufel fürchtete die Nähe der Christen und wollte sie durch seine Wutausbrüche verscheuchen, aber die Dominikaner veranstalteten eine Prozession, welche unter Vortragung wunderthätiger Heiligenbilder rund um den See ging, worauf der Teufel so wütend wurde, daß er einen noch viel entsetzlicheren Lärm machte, als bis dahin. Die Heiligen siegten indessen in dem Kampfe, denn als die Prozession zu Ende war und der Lärm aufhörte, bemerkte man, daß der Berg eingestürzt sei, und er hat sich seit dieser Zeit nicht mehr bewegt (was zwar keineswegs wahr ist, denn der Berg ist noch ein immer thätiger Vulkan, so wie noch viele andere auf Luzon — was aber in Beziehung auf das Wunder ganz gut klingt und ganz notwendig gewesen zu sein scheint).

Dies Wunder bewog die Volksstämme von Luzon, sich sofort dem Christentume anzuschließen (was auch nicht wahr ist), aber auf den übrigen Inseln geschah weder ein solches Wunder, noch reichte, wie gesagt, dieses mit seiner Wirkung bis dorthin.

Über diese Eingebornen der Philippinen haben wir viele Beschreibungen, von Dampier, von de la Fuente, von Torres, von Marsden, von Chamisso, von Meyen und anderen. Zum großen Teile stimmen diese darin überein, daß sie in Farbe und Körperbildung auf dem ganzen Archipel beinahe gleich und den indischen Malayen, welche nicht die Nasen platt quetschen, nicht den Nasenknochen einbrechen, einknicken, sehr nahe verwandt sind. Ihr Körperbau ist äußerst elegant und zierlich; sie sind nur mittlerer Größe, aber so anmutig geformt, so graziös in ihren Bewegungen, daß man vollkommen bestochen wird durch ihren Anblick; Hände und Füße sind so klein, die Gelenke so fein, daß sie an die äußerste Grenze gelangen, und wenn sie noch kleiner wären, Mißbildungen genannt werden müßten. Die Gesichter sind oval, die Nasen klein, aber gerade, die Lippen von lebhafter Färbung, die Zähne wundervoll, so lange sie jung sind (d. h. so lange als sie durch das Betelkauen noch nicht verdorben sind), die Haare sind schwarz, seidenartig, bei den Männern schön gelockt, bei den Frauen schlicht, aber nicht minder fein und zart.

Die braune Farbe der philippinischen Malayen hat viele Abstufungen,

von der sehr dunklen Schattierung, welche den Fischern, Jägern und Ackerbauern eigen ist, bis zu der ganz hellen der Fürsten, der Sultane und ganz besonders ihrer Frauen, welche sich von den Bewohnern des südlichen Europas wenig oder gar nicht unterscheiden. Es giebt in Griechenland und Sicilien hellfarbige Frauen, mit denen die hellfarbigen Tagalfrauen den Vergleich vollständig aushalten.

Das Volk, wo es sich unbeeinflußt erhalten, ist geschickt, industriös, ist fleißig. Die männliche Bevölkerung ist sehr kriegerisch, und die malayischen Sultane haben diese Neigung häufig benutzt, um ihre Untergebenen zum Seeraub anzuführen, der sich von den südlichen Philippinen aus über die ganzen zu Südasien gehörigen Inseln, von Mindanao bis Neu-Guinea und Sumatra, bisweilen auch noch weiter bis in den bengalischen Meerbusen erstreckt. Sie sind prächtige Schiffsbauer, und ihre mit 200 Kämpfern und Ruderern besetzten Boote, aus aufgerollten Bambusbrettern gemacht, haben eine Tragkraft und eine Segelfähigkeit, welche sie zum Gegenstande der Furcht und des Neides der spanischen Schiffsbaumeister macht.

Diese Neigung zu Seefahrten und Raubzügen hat sich über den ganzen großen Archipel verbreitet, und der Hauptsitz der furchtbarsten Piraterie, die bis auf diese Stunde noch keineswegs zerstört ist — der Hauptsitz eines wohlorganisierten Seeräubersystems, welches der englischen und holländischen Schiffahrt unglaublichen Schaden thut, ist die Insel Celebes, welche von den Bugis oder Boughis bewohnt ist. Die Insel besteht aus vier weitgestreckten Halbinseln, deren zwei und zwei immer weite, tief in das Land einschneidende Buchten einschließen. Diese Halbinseln selbst sind aber auf das mannigfaltigste eingeschnitten und gezackt und bieten den nicht tiefgehenden Ruderschiffen der Eingebornen die vortrefflichsten und unnahbarsten Zufluchtsstätten; kein Kutter, ja nicht der kleinste Schoner würde in diese, noch überdies von der üppigsten Vegetation beschatteten Buchten und Baien eindringen können, ohne Gefahr zu laufen, auf den Grund zu gehen und dann natürlich eine Beute der Piraten zu werden, daher es so schwer ist, diesen Räubern zu nahen und sie unschädlich zu machen.

Die nördlichste Halbinsel kehrt ihre Spitze gegen Mindanao und ist durch eine ganze Reihe kleiner Inseln, die Talantes, damit so verbunden, wie Borneo durch den Sulu-Archipel. Wenn die Ansicht, daß die Bewohner der Philippinen den eigentlichen Stamm der malayischen Rasse bilden, richtig ist, so würden wir in diesen Archipelen die Übergangsstraßen zu suchen haben. Die Ähnlichkeit zwischen den Bewohnern von Celebes und denen von Mindanao ist durchaus nicht zu verkennen. Die ganze körperliche Beschaffenheit ist dieselbe: der zierliche Wuchs, das seidenartig weiche, lange Haar, das ovale Gesicht finden wir wieder, nur die Farbe ist anders, ist heller, und

dieses schreibt man einer Vermischung mit Chinesen zu. Sollte dies der Fall sein, so wäre es sehr wunderbar, wenn diese Vermischung nicht sehr viel früher auf Luzon stattgefunden hätte als auf Celebes. In Manila allerdings ist, seit der Besitznahme durch die Spanier, das chinesische Element sehr stark vertreten, aber die Eingeborenen verabscheuen die Chinesen so sehr, daß sie sich mit ihnen entweder gar nicht oder doch nur höchst ausnahmsweise verbinden. Es scheint übrigens auch, daß die Farbe für die Stammähnlichkeit oder Verschiedenheit durchaus nicht maßgebend sein könne, denn helle und dunkle Schattierung findet man bei jeder Rasse und bei jedem Volke, und die Unterschiede zwischen Andalusiern und Deutschen sind hinsichtlich der Farbe viel größer als die Unterschiede in der Farbe zwischen den Malayen von Luzon und Celebes.

Man ist geneigt zu glauben, daß die letztgenannte Insel als ein Mittelpunkt der Civilisation für die ganze umgebende Inselwelt zu betrachten sei, und man kann, so sagt wenigstens der Engländer Crawford, an der Sprache sowohl als an den moralischen Eigenschaften der Bewohner von Sumbava, Flores, Butuk, Timor, Salayar diesen Einfluß deutlich wahrnehmen.

Die ursprünglichen Eingeborenen sollen nicht Malayen (diese sind eben die Eingewanderten), sondern die Alfurs sein, gerade so wie die Dajaks in Borneo, welche den Bergbewohnern von Celebes gleichen; aber die ringsum an den Küsten wohnenden Malayen scheinen trotz ihrer Stammverwandtschaft doch zwei verschiedenen Völkern anzugehören, zum mindesten kann nicht geleugnet werden, daß sie zwei verschiedene Dialekte der malayischen Sprache reden. Die sich dadurch unterscheidenden Völker sind die Wugis oder Bugis und die Mankassen, Menkassen oder Mangkassaren. Wir Europäer verwandeln das Wort in Makassar. Die Bugis hält man für das älteste und gebildetste Volk der Insel; sie haben nicht nur eine alte, verborgen gehaltene, heilige Sprache, sondern eine zweite, deren nicht bloß die Herrscher und die Priester, sondern auch die Laien mächtig sind; sie haben eine Schriftsprache, sie haben die Schreibekunst und besitzen eine beträchtliche, eine an Zahl bedeutende Litteratur, welche aus nationalen Traditionen, aus Romanzen, aus prosaischen Erzählungen bestehen soll, und sie haben auch eine große Zahl von Übersetzungen aus indischen Schriften. Daß die malayischen Schriften ihr Eigentum sind, dürfte sich von selbst verstehen, weil eben diese ja nur in einem anderen Dialekte aufgesetzt sind. Die Bugis oder Wugis haben auch einen Kalender gehabt, doch hat nicht entschieden werden können, welche Zeitrechnung sie hatten, bis späterhin sie die mohamedanische annahmen, und dieses ist wahrscheinlich nicht lange vor der Besitzergreifung des Landes durch die Portugiesen geschehen; denn als diese am

Anfang des 16. Jahrhunderts zuerst nach dem Süden von Celebes kamen, fanden sie dort nur wenig Mohamedaner, vielmehr soll damals die Hindu-Religion dort allgemein geherrscht haben, wie wir ja auch bei den verwandten Völkern auf Java die großartigsten Baudenkmale im indischen Pagodenstile finden, leider so vernachlässigt und so vollständig der Zerstörung übergeben, durch die Feuchtigkeit des Klimas und den dadurch bedingten wuchernden Pflanzenwuchs in solcher Weise aufgerieben, daß nur noch erbärmliche Trümmerhaufen die Stätten bezeichnen, auf denen in früheren Zeiten sich die herrlichsten Denkmale indischer Baukunst befanden, Werke von solcher Schönheit und Ausdehnung, daß die indischen kaum wagen dürfen, sich ihnen an die Seite zu stellen, denn mit Ausnahme der höhlenartigen Arbeiten von Elefantine und Salsette und der wunderbaren Arbeiten von Ellora giebt es, soweit wir Indien kennen, nichts, was an wunderbarer Pracht und Ausdehnung mit den Tempelbauten von Java verglichen werden könnte.

Dergleichen Denkmale hat Celebes allerdings nicht aufzuweisen, selbst den Anfang der indischen Kultur kann man nicht bestimmen, weil sich nicht einmal Inschriften auf Felsen, Grabstätten oder dergleichen finden, die hinwiesen auf eine Zeit, eine Epoche, in welcher die Indier geherrscht, noch viel weniger, in welcher sie angekommen wären; aber die Eingeborenen, soweit sie Bildung genug haben, um sich auf ihre Abstammung zu besinnen, oder Wert darauf legen, sagen, daß ihre Eltern Indier gewesen seien. Was man über die Existenz von Hindu-Tempeln erzählt, ist bis jetzt noch durch nichts bestätigt worden, und es mag wohl sein, daß die Behauptung der vornehmsten Eingeborenen, von diesen oder jenen indischen Königen abzustammen, lediglich der Eitelkeit solcher Leute zuzuschreiben ist. Die Thatsache, daß viele ihrer Herrscher die Namen von Hindugottheiten haben, wie z. B. Batara-Guru u. dergl., deutet jedenfalls auf eine Verbindung mit Indien. Der eben genannte Name ist ein Beiname des Siva (Schiva). Da er in Java bekannt ist und zugleich dem ältesten Herrscher der Bugis angehört, so könnte es wohl möglich sein, daß eben dieser Herrscherstamm von Java hierher gekommen sei, welche Ansicht auch der Umstand unterstützt, daß sich viele Ortsnamen hier vorfinden (Majopahit, Gresik, Javan ꝛc.), welche in Java allgemein sind. Wie nun Deutsche ein Berlin, Königsberg, Dresden, Münster nach Amerika verpflanzen und Engländer dasselbe mit London, Manchester und Edinburg thun, so könnten wohl Javaner ein Gleiches gethan haben, wenn man nicht genau den umgekehrten Schluß ziehen will, nämlich den, daß die Bewohner von Celebes ihre Sprache und ihre Religion, ihre Eigennamen nach Java übertragen hätten. Daß Wilhelm von Humboldt in der Sprache der Bugis oder Wugis neben den malayischen Worten auch eine große Anzahl von Sanskritwörtern findet, scheint zu be-

weisen, daß ihre Sprache ein Mittelglied, ein Verbindungsglied zwischen den west-malayischen und ost-malayischen Stämmen bildet.

Die Einwohner von Celebes haben einen entschiedenen Charakter. Sie sind redlich, wortgetreu, sind in ihren Handelsbeziehungen und in ihren politischen (das will sagen: diplomatischen) Verhandlungen von großer Glaubwürdigkeit. Dies würde nämlich ihre Untauglichkeit bekunden. Die Sprache ist ja nach Talleyrands Ausspruch nicht dazu da, um seine Gedanken auszudrücken, sondern im Gegenteil, um seine Gedanken zu verbergen; aber gleichviel, man giebt den Bugis schuld, daß sie einen so thörichten Grad von Redlichkeit besäßen, um sich an ihr gegebenes Wort zu binden. Jedenfalls setzen die Kaufleute, welche mit den Bugis in Verbindung treten, ein größeres Vertrauen auf das Wort dieser Leute als auf die heiligsten Eide der Bewohner von Java, Sumatra, Borneo ꝛc.

Die Eingeborenen von Borneo, der größten Insel auf Erden, wenn man Neu-Holland als Kontinent betrachtet — sind eine neue Abart desselben Stammes. In früheren Zeiten wurden sie als wild und bösartig sehr verschrieen; die Versuche der Europäer, in das Innere einzudringen, sind fast immer mißglückt. Sie wurden entweder in Sklaverei, in harter Gefangenschaft gehalten, oder sie wurden in kürzerer Weise abgethan, sie wurden ermordet. Dies ging so fort bis zum Anfange dieses Jahrhunderts; Holländer, Spanier, Engländer, Portugiesen, sie mochten sich beschäftigen, womit sie wollten, wurden von den kleinen Beherrschern der großen Insel gefangen gehalten, zu Sklavendiensten verwendet, andere aber entweder auf Befehl der Fürsten ermordet, oder sie wurden getötet, noch bevor sie das Angesicht der Fürsten erblickten. Fast immer aber läßt sich nachweisen, daß die Europäer selbst an der Behandlung schuld waren; sie stellten sich den Eingeborenen feindlich gegenüber, verletzten ihre Sitten und Gebräuche, beschimpften ihre Gottheiten und wurden dann dafür bestraft, in der Weise, wie es bei uncivilisierten Völkern üblich, wie es bei ihnen natürlich ist, bestraft durch den Tod oder durch die Sklaverei, und daß diese Ansicht nicht unrichtig sei, hat die neuere Zeit gelehrt. Kaufleute mit Waren versehen, welche für diese uncivilisierten Völker von Wichtigkeit waren, wurden unbehindert in das Innere gelassen, und selbst Reisende, von denen man durchaus nicht behaupten kann, daß sie etwa deswegen geschont worden wären, weil sie den Eingeborenen ungekannte Vorteile zugeführt hätten — Geographen — Naturhistoriker — Sprachforscher — sind weit in das Innere gedrungen, sobald sie sich der Thorheit enthielten, die Bewohner, welche sich gastfrei gegen sie bezeigten, rücksichtlich ihrer Vorurteile zu beleidigen. Um von einem sonst ganz anständigen Mann ermordet zu werden, braucht man gar nicht bis nach Borneo zu gehen. Wenn ein Reisender irgendwo auf der

That ertappt wird, die Gattin oder Tochter seines Gastfreundes schwer beleidigt — gemißbraucht zu haben — so darf er sich nicht wundern, wenn ein Beil ihm den Kopf spaltet oder eine Papierschere in Ermangelung eines Dolches den Weg zu seinem Herzen sucht; und wenn ein zelotischer Protestant vor einem italienischen oder spanischen Heiligen ausspeit oder ihm eine Ohrfeige giebt, so muß man ihn wirklich närrisch nennen, wenn er sich wundern sollte, augenblicks darauf ermordet zu werden. Wenn dies nun einem englischen Missionar begegnet, nachdem er seinen Unterricht in der christlichen Liebe und Duldung dadurch angefangen hatte, daß er die Götzen der fremden Völker von ihren Thronen herabwirft und die Gegenstände, welche man ihnen als Opfer dargebracht hat, mit Füßen tritt, so kann er sich durchaus nicht wundern, wenn er sich von unchristlichen und nicht gebildeten Völkern verabscheut, von solchen aber, die Zeugen seiner Missethat waren, gefangen genommen und mit dem Tode bedroht sieht. Daß die Bewohner von Borneo gastfreundlich und milderen Ansichten sehr zugänglich sind, beweist uns der Engländer Brooke, welcher ein unabhängiges Fürstentum auf Borneo beherrscht, einerseits von den Malayen, andererseits von den Dajaks umgeben, das beweist ferner die Reise der Frau Ida Pfeiffer, welche sich lange Zeit unter den wildesten der Wilden im Innern von Borneo aufgehalten hat, ohne im geringsten von denselben bedroht worden zu sein. Was Rienzi vor 50 Jahren darüber sagt: „Und doch wäre es für ein oder zwei kräftige, kluge und unterichtete Europäer, die sich zum Schein mit dem Tauschhandel, demnächst aber mit praktischer Ausübung der Heilkunde beschäftigten, durchaus nicht schwer, einen großen Teil des merkwürdigen Landes nach allen Richtungen zu durchforschen, nur dürften sie vor den Gefahren und Unbequemlichkeiten einer solchen Reise nicht erschrecken, müßten die Sprache der Eingeborenen lernen, müßten sich kleiden wie diese und leben wie diese, dürften nicht über ihre heiligen Gebräuche und ihre Religion spotten, dürften sich nicht nach ihren Weibern gelüsten lassen und vor allen Dingen nichts thun, was dieselben auf den Gedanken leiten könnte, daß die Besuchenden ihre Unabhängigkeit gefährden wollten", ist noch heutigen Tages vollkommen wahr und ist durch die oben genannte Reisende bewahrheitet worden, obschon die Eingeborenen in dieser Zeit von Seiten der Holländer und Engländer sehr herbe Erfahrungen gemacht haben.

Die größte der vier Sundainseln ist Borneo, deren Küstenstriche im Besitze von Engländern und Holländern sich befinden, während das Innere nur sehr wenig erforscht ist. Um die ganze Küste zieht sich ein höchst fruchtbarer Landgürtel, in welchem die kleinen Dörfer und Weiler der eingeborenen Dajaks liegen.

Die Stämme, welche im Innern leben, werden Wilde, werden Punams genannt, sie gehören zu den Alfurs oder Arfakis. Auf der Nordostküste steigen ihre Niederlassungen bis zur See hinab, dort verschmelzen sie mit den Küstenbewohnern, und dort treiben sie das Seeräubergewerbe, mittelst dessen sie die Philippinen und auch die unter holländischer Oberhoheit stehenden Molucken brandschatzen; ja, es scheint beinahe, als gehörten die Einwohner der Gewürzinseln zu ihrem Stamme, es scheint, als seien dieselben von ihnen aus bevölkert worden. Sie werden auf ihren Reisen und auf ihren gebrechlichen Kähnen weithin geführt, haben eine unbeschreibliche Mäßigkeit, leben nur von Reis und einigen ihrem Lande angehörigen Hülsenfrüchten; aber freilich, wenn die Not sie treibt, oder wenn sie viele Kriegsgefangene gemacht haben, sind sie auch nicht blöde, sich an dem Fleische dieser zu ergötzen, sie sind also das, was man Menschenfresser nennt, wiewohl keineswegs in dem Grade, wie es die Papuas von Neu-Guinea und überhaupt die Küstenbewohner der benachbarten großen Inseln sein sollen. In der Regel ist aber Sago und Reis ihr Hauptnahrungsmittel.

In dem Gebirge findet man nicht selten Schwarze mit glänzender Haut und krausen Haaren, welche man für die Stammväter der Papuas auf Neu-Guinea und der Negrillos auf den Philippinen hält; doch sind dieselben so überaus wenig bekannt, daß man so gut wie nichts von ihnen weiß, und es wird den neueren Reisenden vorbehalten sein, uns Näheres über sie zu berichten. Daß man imstande sei, mit ihnen zu verkehren, wenn man ihre Vorurteile schonen will, hat Frau Ida Pfeiffer bewiesen; nur ist, was sie uns von ihnen erzählt, soweit es die Naturforschung, soweit es die Anthropologie betrifft, zu dürftig, um einen Anhaltspunkt für die nähere Beschreibung zu liefern. Wir müssen uns also an die Dajaks wenden, welche näher bekannt sind, wenn es auch schon nicht lange her ist, daß man sich mit ihnen nicht ohne Furcht beschäftigt hat, d. h. nicht ohne Furcht, von ihnen gefressen zu werden.

Die Dajaks zerfallen in mehrere Stämme, bei allen aber nimmt man eine gleiche Schönheit des Körperbaues wahr. Wir geben umstehend eine Zeichnung nach dem ikonographischen Atlas der niederländischen Kolonie, welche zwei Dajak-Frauen von dem Stamme der Biadjous zeigt. Ein jeder wird eingestehen, daß die Gestalten tadellos schön sind, und daß selbst das Gesicht der auf dem Ufer stehenden Frau, welche ihr Kind von der Dienerin in Empfang nimmt — wenn auch nicht schön — doch gewiß mild und lieblich ist. Die Physiognomien der Männer sind allerdings viel härter, mitunter zurückstoßend; dies kommt aber nicht von einer körperlichen Mißbildung her, sondern von wilden Leidenschaften, denen sie unterliegen. Fortwährend mit den die Küsten bewohnenden Malayen in Krieg oder in Einzelkämpfe ver-

wickelt, werden sie von Furcht, von Kampfeswut, von Rachsucht bewegt, werden ihre Gesichter davon durchfurcht. Stets auf Sicherstellung ihres Lebens bedacht und angewiesen, ist der Mord einem sich ihnen unberufen Nähernden nicht nur kein Verbrechen, sondern sogar etwas Rühmliches. Kein Dajak darf sich um ein Mädchen bewerben, wenn er nicht das Haupt eines von ihm erschlagenen Feindes aufzuweisen hat; der Ruhm eines Kriegers steigt um so höher, je mehr solcher Häupter in seinem Besitze sind. Dieselben werden am Feuer gedörrt und dienen zum Schmuck des Hauses, über welchem sie zur Zierde aufgehängt werden. Sind die kriegerischen Leidenschaften dieser Menschen aber nicht aufgeregt, so hat sich erfahrungsmäßig ergeben, daß sie nicht furchtbarer sind als ein anderes wildes Volk.

Dajakische Frauen.

Die Dajaks sind im allgemeinen von einer bei weitem schöneren Farbe als die Malayen, als diejenigen nämlich, welche man vorzugsweise so zu nennen pflegt, denn wir müssen nochmals bemerken, daß diese Dajaks mit den Malayen eines Stammes sind und die vorkommenden Verschiedenheiten nur ganz äußerlich und durchaus nicht charakteristisch in dem Grade sind, daß sich daraus Rassenverschiedenheit herleiten ließe. Sie zerfallen aber auch unter sich, wie oben gesagt, in verschiedene Stämme, und wir wollen

davon nur die beiden anführen, welche sich durch ihre Lebensart auffallend voneinander unterscheiden: die Land-Dajaks und die Fluß-Dajaks. Diese letzteren unterscheiden sich von den ersteren vor allen Dingen nur durch eine hellere Hautfarbe, eine physiognomische Verschiedenheit läßt sich nicht entdecken; Körperbau, Gesichtsbildung, die Art des Haares, glatt und schwarz, durchaus nicht wollenartig gekräuselt, sondern großlockig, findet sich bei beiden Stämmen, nur die Lebensweise innerhalb der schattigen Wälder, welche die Flüsse auf das dichteste umgeben, läßt sie minder dunkel gefärbt erscheinen als diejenigen Dajaks, welche auf den freieren Höhen und in einer anderen Art von Beschäftigung leben, nicht Fische angelnd im Schatten herrlicher Bäume, sondern den Acker bestellend. Die das Innere bewohnenden Dajaks sprechen selbst von einem kraushaarigen, negerartigen Volke, welches auf den Bergen zu finden sein soll; sie verlangen davon geschieden, nicht damit verwechselt zu werden; sie halten sich für gesittete Leute, nicht für Wilde. Sonderbar aber ist die Abneigung zwischen Land- und Fluß-Dajaks; jeder dieser Stämme verachtet den anderen und will sich nicht verwechselt wissen. Die Land-Dajaks treiben übrigens auch sehr häufig das Gewerbe der Fischer; sie wohnen nämlich zwar auf den Höhen, aber doch niemals fern von den Flüssen, die auf diesen Höhen ihre reichliche Nahrung finden und durch die ungeheure Masse der herabgespülten Erde während der Regenzeit das Unterland gebildet haben, welches in der That eine schlammige Flußniederung ist, zu Zeiten unter Wasser gesetzt, einer riesigen Vegetation Nahrung giebt, aber auch allen möglichen Amphibien, welche von dem ungeheuren Reichtum an Fischen leben.

Nun sind die Dajaks äußerst reinliche Leute, und sie lieben folglich das häufige Baden, welches sie beinahe regelmäßig zweimal täglich vornehmen. So sind sie mit dem Wasser vertraut, bauen sich große und starke Kähne und besuchen sehr häufig mit diesen das Unterland, wo sie dann immer Furcht und Entsetzen verbreiten, indem sie ein Dorf der Fluß-Dajaks überfallen und den Männern die Köpfe abschneiden. Nur darum, nur um diese Trophäe ist es ihnen zu thun. Aber die Fluß-Dajaks sind nicht weniger auf Köpfe erpicht als die Bergbewohner, so machen auch sie wiederum Züge die Flüsse hinauf in ganz gleicher Absicht. Sie rauben und plündern nicht, sie überfallen ein Dorf, zünden die Häuser an und schneiden den Männern die Köpfe ab. Wenn etwas anderes geschieht, so ist das Privatsache; es entführt etwa ein junger Dajak ein junges, hübsches Mädchen und verheiratet sich mit demselben, wenn er auch ihres Vaters Haupt an dem Giebel seines Hauses zu hängen hat.

Der Name Dajaks scheint ihnen von den Europäern gegeben worden zu sein, sie selbst nennen sich nicht so, sie haben auch durchaus keinen ge-

meinsamen Namen und unterscheiden sich in ungezählt viele Stämme; aber allerdings sind sie, wie bereits bemerkt, so wenig von einander abweichend, so sehr einander ähnlich, daß ein allen gemeinsamer Name vollständig gerechtfertigt ist.

Die eigentlichen Malayen, Malayen im engeren Sinne, bezeichnen sie gleichfalls mit dem Namen Dajaks, und es scheint ein Schimpfname zu sein; das Wort wird für eine Hautkrankheit gebraucht, welche bei den Küstenmalayen häufig ist, aber bei den Dajaks noch häufiger sein soll; es ließe sich vielleicht für Krätzige, für Aussätzige gebrauchen. Die Dajaks werden von den Malayen als solche angesehen, bei denen diese Krankheit häufiger ist, und deshalb werden sie von den Malayen mit diesem unangenehmen Worte bezeichnet. Die Europäer, welche sie besucht haben, erklären indessen, daß die Krankheit unter den Dajaks nicht häufiger vorkomme als unter den seeräuberischen Malayen, aber da sie Schweinefleisch äßen, welches die Malayen, da sie dem Islam angehören, verachten, so mag dieses denn mehr als die gedachte Krankheit an dem Beinamen schuld sein; der Genuß des Schweinefleisches macht unrein; in den Augen der Malayen geht das so weit, daß sie denjenigen schon für verunreinigt halten, der ein Schwein angerührt, ja der die Ausdünstung desselben eingeatmet hat.

Ein günstiges Zeugnis für sie sind die Strafen, welche sie auf Mord, auf Beschimpfung eines Mannes, auf Ehebruch und auf Diebstahl gesetzt haben. Diese Verbrechen sind bei ihnen so verabscheut, daß sie dieselben mit dem Tode bestrafen. Sie haben auch eine große Verehrung gegen alte Personen und gegen Verstorbene, denen sie Opfer bringen und deren Leichname sie mit besonderer Sorgfalt in dazu bestimmten Häusern verwahren, sie durch Luftzug und Hitze austrocknen und sie so gewissermaßen mumifizieren.

Unter einigen Stämmen der Dajaks findet man Überlieferungen, welche nach Indien hindeuten. Sie stellen ihre Zeitrechnung nach Yugas, nach Zeitaltern an, wie es die Indier machen; sie glauben, daß sie sich jetzt in dem letzten Zeitalter, in dem des Unglücks, in dem des Weltunterganges befinden, sie glauben ferner, daß bei einer Verfinsterung der Sonne oder des Mondes ein Drache (Rahu) diese Weltkörper verschlinge. Die Verfinsterung selbst heißt Grahana. Beide Wörter sind indischen Ursprungs. Bei einer Verfinsterung machen sie einen furchtbaren Lärm, um den Drachen zu verscheuchen; dieses alles sind Sitten, welche aus Indien stammen. Es finden sich noch viele ähnliche Kennzeichen einer Verwandtschaft der Gebräuche zwischen denen der Halbinsel Malakka und dem benachbarten Borneo. Es sollen überdies noch Ruinen großer Bauten im Innern von Borneo zu finden sein, wie man derselben auf Java bereits vor Jahrhunderten ent-

deckte, so dürfte es wohl, besonders wenn man die körperliche Ähnlichkeit der Bewohner Indiens und Borneos in Betracht zieht, gerechtfertigt erscheinen, wenn man die Bewohner von Borneo als aus Indien abgeleitet betrachtet.

Die Malayen im eigentlichsten Sinne bewohnen die Küsten von Borneo zu ihrem größeren Teil; nur der Norden dieses Landes ist ihnen nicht unterworfen, sonst haben sie sich überall die Herrschaft angemaßt, das ganze sogenannte Unterland gehört ihnen; sie haben zum Teil sehr mächtige Reiche, die von Sultanen beherrscht sind, gegründet und bewachen mit Eifersucht ihre Schöpfungen. Die Holländer haben allerdings einzelne Forts angelegt und bewohnen gemeinschaftlich mit Malayen zwei große Städte, Banjermassing und Pontianak; allein sie treiben von hier aus doch nur Handel und nicht Politik, wie sie wohl gerne möchten. Borneo ist ihnen nicht unterworfen, und es scheint, als würden sie sich allmählich so hier wie am Kap das Scepter von den Engländern aus der Hand winden lassen, die vorläufig nur durch Privatleute, wie den rühmlich bekannten Radja Brooke, oder unter dem Vorwande, der Seeräuberei zu steuern, später aber durch diplomatische Überlistung oder durch offenen Krieg die Herrschaft an sich bringen.

Wir finden unter den Küstenmalayen, unter denen, welche den eigentlichen Typus derselben geben sollen, ganz vorzugsweise schöne Menschen; unzweifelhaft wird zu diesen gezählt werden müssen ein Sultan von Borneo, welchen Belcher gezeichnet hat. Die Bezeichnung Sultan von Borneo ist eine durchaus falsche, denn es giebt keinen solchen, wenn schon jeder dieser malayischen Fürsten sich einbilden mag, daß er der einzige rechtmäßige Herrscher wäre; aber es war bei den früheren Reisenden üblich, so äußerst allgemeine Bezeichnungen zu gebrauchen; es ist der Sultan von Gunungtabur, welcher hier gemeint, und welcher in dieser gewöhnlichen Tracht dargestellt ist.

Man würde allerdings sehr irren, wenn man annehmen wollte, die Malayen sähen überhaupt so aus, wie die Zeichnung sie uns giebt; aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Hauptsache bei der vorhandenen Entstellung, die breite platte Nase, durchaus künstlich ist. Die malayischen Mütter pflegen ihren Kindern entweder selbst unmittelbar nach der Geburt die Nase einzudrücken, d. h. das Nasenbein zu brechen, oder sie lassen es durch die Frau thun, welche ihnen in der Stunde beisteht. Es gilt nun einmal für eine Schönheit, ein flaches breites Gesicht zu haben; eine vortretende Nase gilt ebenso gut für hündisch, wie weiße Zähne dafür gelten. Man feilt diese letzteren daher, weit abwärts gehend, spitz aus, verkürzt sie so viel als irgend thunlich (d. h. die Schneidezähne) und färbt sie durch eine eigentümliche Pflanzensubstanz tief und glänzend schwarz. Es wird

zwar behauptet, daß dieses nur einmal im Leben geschehe, allein das ist unmöglich, indem die Reproduktion, der fortwährende Stoffwechsel allerdings die Formen, aber keineswegs die künstlich hinzugefügten Farben ersetzt.

Allerdings springen bei der malayischen Rasse die Backenknochen vor, wir wollen indessen nicht vergessen, daß ein großer Teil dieses vermeintlichen Vorspringens auf die flach gedrückte Nase kommt. Wenn bei einem Gesicht irgend eines Europäers die Nase in das Gesicht hineingedrückt gedacht wird, wenn zwischen den beiden Backenknochen nicht eine Hervorragung (die Nase), sondern eine Fläche zu sehen wäre, so würde man gleichfalls sagen, die Backenknochen ständen vor, etwas, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man ein solches Gesicht zu sehen bekommt, welches wohl durch eigene Schuld in die Notwendigkeit gekommen wäre, die Hülfe eines berühmten Arztes in Anspruch zu nehmen, ohne vielleicht die Mittel dazu zu haben. Dergleichen Unglückliche machen den Eindruck, welchen ein Malayen- oder Kalmücken-Gesicht macht; man glaubt die Backenknochen vorgesprungen, indessen doch wirklich die Nase zurückgetreten ist.

Der Sultan von Gunungtabur.

Es scheint, als habe diese Rasse sich von der indischen Halbinsel Malakka über die ganze große indo-asiatische Inselgruppe verbreitet, was man sich auffallend bestätigen sieht durch die Schädelbildung, welche nahe übereinstimmt mit dem mongolischen Typus, der sich von der Tatarei aus durch Japan und China, durch ganz Anam und Siam, Ava und Birma bis zum Äquator hin erstreckt, doch natürlich mit solchen Modifikationen, wie sie zum Teil von dem Klima, von der Lebensweise und von den wunder-

lichen Gewohnheiten herrühren (Verschiebung der Schädelknochen, Eindrücken der Nase und dergleichen mehr). Es ist möglich, daß die Malayen eine Mischlingsrasse tatarischen und indischen Ursprungs sind; die schräge Augenstellung ist im allgemeinen kaum zu verkennen, aber sie ist doch so abgeschwächt, daß der Unterschied zwischen einem Malayen und einem Mongolen höchst auffallend ist. Die Stirn geht wohl ein wenig, aber durchaus nicht stark zurück, so daß bei den nicht durch mütterliche Liebe verunstalteten Malayen das Profil meistenteils schön und edel genannt werden muß. Die Lippen sind nur durch den Betelgebrauch verdorben; wo dieses noch nicht eingetreten ist, erkennt man sie als sehr wohlgebildet, nur freilich bekommt der Mund eines malayischen Mädchens ein abschreckendes Ansehen durch die unangenehme Röte, durch den blutig scheinenden Schleim, der ihn benetzt, und ihr Gesicht etwas unserem Geschmack durchaus nicht Ansprechendes durch die schrecklich eingedrückte Nase, welche uns unwillkürlich an die Folgen einer ekelhaften Krankheit erinnert. Die Hautfarbe ist weniger gelb, als sie gelb gemacht wird. Gelb gilt für schön, Gelb ist gewissermaßen die Farbe der Vornehmheit, man könnte sagen, die Hoffarbe; es werden also Mittel angewendet, um der Haut ein safrangelbes Ansehen zu geben, wozu man sich teils der Alhenna, teils der Kurkuma bedient und diesen Anstrich täglich erneuert. Die eigentliche Farbe ist beim weiblichen Geschlecht vielmehr eine krankhafte Blässe, welche indessen durchaus kein Krankheitssymptom ist, sondern, wie die Farbe der Italienerinnen, dieser Varietät eigentümlich ist. Bei den Männern waltet die braune Farbe vor. Die Fürsten und alle ihnen zunächst stehenden Würdenträger bedienen sich übrigens gleichfalls jenes Schönheitsmittels; sie färben alles, was von ihrem Körper sichtbar ist, hochgelb. Bei den Fürsten will das sagen — Gesicht, Hände und Füße — bei den Hofchargen aber, bei den vornehmen Leuten, von denen man etwa sagen möchte, sie seien in Hoftracht, ist es mehr als das. Nur der untere Teil des Körpers ist bekleidet, sowohl die Beine für sich (mit Ausschluß der Füße) als auch die Hüftengegend durch umgelegte kostbare Stoffe, in deren Befestigungsanteil (man kann nämlich nicht sagen, in deren Gürtel, weil dergl. selten getragen wird) die verschiedenen Waffen hängen, vor allen Dingen ein entsetzlicher Krisch und ein anderes breites, gleichfalls vergiftetes Messer. Was nunmehr von diesen Kleidungsstücken nicht bedeckt wird, also von den Hüften aufwärts der ganze Oberkörper, ist so gelb bemalt, ohne daß die Haut dabei im geringsten mit im Spiele sei, denn selbst bei derjenigen Rasse, welche man vorzugsweise die gelbe nennt, bei der chinesischen, bei der tatarischen, kommt die gelbe Farbe als natürliche doch keineswegs vor.

Die Zierlichkeit der Gliedmaßen erinnert vollständig an die körperliche Beschaffenheit der eigentlichen Indier; ungemein fein geschnitten, haben die sämt-

lichen Glieder eine Zartheit und ein Ebenmaß, das jeden mit Bewunderung erfüllt, welcher Gelegenheit hat, diese zu betrachten. Wenn man von der Idee der Vermischung mongolischen Blutes mit dem indischen ausgeht, so darf man nicht vergessen, daß die Fettleibigkeit der Chinesen niemals vorkommt, insofern sie als kennzeichnend zu betrachten wäre. Daß einmal ein reicher Prasser auch dick werden und einen Hängebauch bekommen könne, soll wohl nicht geleugnet werden können, allein es ist die Ausnahme, während das Fettwerden der Chinesen zur Regel wird. Die Haare, welche bei ihren nördlichen Nachbarn in der Regel ziemlich dünn sind und nicht selten braun, auch blond und zwar bis zu der unschönen grünlichen, olivenfarbigen Schattierung, sind bei den Malayen immer schwarz, sind lang und mäßig gelockt, dergestalt, wenn man alles zusammenfaßt, was man über die körperliche Beschaffenheit der malayischen Rasse Unbestreitbares weiß, man sagen muß, diese Rasse gehöre überhaupt zu den ganz besonders begünstigten; wäre die uns unschöne Farbe nicht (abgesehen von der Färbung), so würden wir unbedenklich die Behauptung unterschreiben, die Malayen seien, sowohl Männer als Weiber, in einem ungewöhnlichen Grade schön.

Ein vornehmer Malaye in Hoftracht.

Die nämliche Menschenrasse bewohnt auch noch Sumatra, Java, die kleinen Sundainseln, die Molucken und einen nicht unbeträchtlichen Teil der Küstenländer von Neu-Guinea. Auf Sumatra scheint eine mehr als gewöhnliche, ziemlich hohe Kultur heimisch gewesen zu sein, die Bewohner sollen nächst den Javanern das gebildetste Volk des ganzen Inselreiches ge-

wesen sein, wobei immer der Gedanke festgehalten werden muß, daß wir hier durchweg von derselben großen Rasse, von der malayischen sprechen.

Auch hier sieht man wieder die Neigung der Malayen, sich der Strandgegenden zu bemächtigen. Das Innere ist von Leuten bewohnt, welche man als den Harfurs oder Alfurs angehörig zu betrachten pflegt; im übrigen scheinen aber die Malayen vorwaltend zu sein, ganz gewiß an den Küsten. Hier auf Sumatra hält man sie für einen Urstamm, oder geben sie sich dafür aus, und Menangkabau scheint ihr Paradies, ihr eigentlicher Ursitz gewesen zu sein. Hadang ist mit dem eben genannten Namen gleichbedeutend, es ist ein Oberland, und das Plateau, welches nahezu den Mittelpunkt desselben bildet, und welches Agam heißt, ist ungefähr 1000 Meter hoch. Körperlich unterscheiden sie sich nur wenig von den Malayen, und zwar ungünstig dadurch, daß die Männer wenig oder gar keinen Bart, die Frauen aber an den verborgenen Teilen gleichfalls äußerst schwach behaart sind, ungefähr wie die Mädchen, die bei uns an die Grenze der Pubertät gelangt sind, indessen die übrigen Haare, die des Kopfes, grob und dick sind; im übrigen ist ihr Körperbau ganz besonders schön, und wenn etwa ein Europäer tadelnd ausspricht: ihre Brüste sind klein, kegelförmig und spitz hervortretend, so zeigt er nur, daß er nicht weiß, was die Gesetze der Schönheit erfordern; gerade diese Kleinheit und Kegelförmigkeit ist den Gesetzen der Schönheit vollkommen entsprechend; eine starke, weit hervortretende, halbkugelförmige Brust wird niemals einen Künstler begeistern, und eine solche Brust wird er nie zum Modell wählen.

Die Malayen sind träge und arbeitsscheu. Arbeiten ist eine Schande, nur Sklaven arbeiten; einen Malayen wird man auch nicht bewegen, für Geld zu arbeiten, denn dieses vergrößert die Schande nur noch. Sind sie aber durch irgend ein Unglück Sklaven geworden, so hört ihr Vorurteil gegen die Arbeit auf, sie können sogar fleißiger sein als andere, und zwar aus einem sehr ehrenwerten Grunde: sie wollen sich weder schelten noch weniger schlagen lassen und pflegen auch sofort einen Schlag mit dem Tode des Beleidigers zu rächen. Haben sie dies gethan, so ruht kein Schimpf mehr auf ihnen, wohl aber bleibt derselbe haften, so lange die Beleidigung noch nicht gerächt ist.

Im allgemeinen hält man sie für sehr verderbt; Diebstahl, Menschenraub und Mord kommt bei ihnen häufig vor, von Wohlthaten, Ehrlichkeit und Treue, von Dankbarkeit scheinen sie keine Freunde zu sein; dagegen haben sie sich eine der noblen Passionen, das Spiel, in einem solchen Grade angeeignet, daß sie Hab und Gut, daß sie Weib und Kind und zuletzt sich selbst verspielen, eine Höhe, bis zu welcher unsere berühmtesten vornehmen Herren es doch nur selten bringen.

Auch andere Leidenschaften, das Opiumrauchen, das Betelkauen im Übermaß, das Trinken und böse Sitten aller Art haben unter ihnen überhand genommen. Kinderraub, Jungfrauenraub, fast immer verbunden mit Entehrung, Diebstahl unter den abschreckendsten Verruchtheiten gegen diejenigen, welche versuchen wollen, sich dagegen zu wehren, sind so vollständig an der Tagesordnung, daß nicht nur keines sich darüber wundert, sondern dem Übelthäter sogar eine Art Ruhm daraus erwächst, ganz wie dieses in Italien, Spanien und Griechenland auch so ist. Als einen besonderen Beweis von Grausamkeit des Charakters führt man die Neigung zu Hahnenkämpfen und die abscheuliche Sitte an, den zum Kampf bestimmten Hähnen den Sporn am hinteren Teil des Fußes abzuschneiden und durch gut angeschnallte, wohlgeschliffene Federmesserklingen zu ersetzen. Gewiß hat man hierbei unrecht, und es ist wohl nicht schlimmer, zwei Hähne gegeneinander zu hetzen, als ein halbes Dutzend Pferde bei einem Wettrennen tot zu jagen und ebenso viele Menschen das Genick brechen zu lassen, oder Stiergefechte zu veranstalten, bei welchen 20 Pferden die Gedärme aus dem Leibe gerissen und die Pikadores, von den Hörnern der Stiere gespießt, in die Luft geworfen werden. Wollte man die Vergleiche nicht statuieren, so dürfen wir auch bei der einfachen Thatsache bleiben, bei dem Anschnallen der gekrümmten Federmesserklingen an die Füße der Kampfhähne, was in England so gut geschieht wie in Spanien und in Nordamerika so gut wie in Südamerika, und man wird die Leute, die dies thun, doch nicht unmoralisch nennen können, sie werden ja im Gegenteil von uns Deutschen als Mustermenschen aufgestellt.

Jede auffallende Aktion bringt eine Reaktion zum Vorschein, dies war auch bei den Malayen auf Sumatra der Fall. Ihre Religion ist ein sehr korrumpierter Islam, dem jedoch der Koran zum Grunde liegt, wenn schon unter auffallender Entstellung seiner Gesetze, auch ist ihnen Mahomed der große Prophet, und Mekka, wie weit immerhin von ihnen entfernt (um ein volles Fünftel des Erdumfanges), ist ihr Wallfahrtsort. Von dorther kamen im Jahre 1805 Priester zurück, welche die Sittenverderbnis durch heftige Deklamationen straften, auf Besserung drangen und eine neue Lehre oder vielmehr eine neue Sekte stifteten, die Sekte der Padries, welche darauf drang, alle die bisher herrschenden Laster abzuschaffen, die Spielwut, das Betelkauen, das Tabak- und Opiumrauchen, das Trinken berauschender Getränke, die Ausschweifungen mit dem weiblichen Geschlecht (daher sie auch die unter den Bekennern des Islam durchaus nicht gebotene Monogamie einführen wollte, was aber an der Sinnlichkeit der Orientalen scheiterte) und vieles andere, was man wohl höchst anerkennenswert hätte nennen müssen, wenn sich nur nicht der wütendste Fanatismus hinein gemischt hätte,

der, den Koran in der einen Hand, das bluttriefende Schwert in der anderen, das Land durchzog und unnachsichtlich mit dem Tode bestrafte, was nicht den neuen Gesetzen gehorchen wollte. Drei fromme Schwärmer folgten auf einander, herrschten mehr als 30 Jahre mit dem rücksichtslosesten Despotismus, und es bedurfte der Anstrengung aller Kräfte der holländischen Regierung, um über diese Tyrannei zu siegen, was erst durch Tötung des berüchtigtsten der drei Gewalthaber, des Iman Tuanku, und Eroberung seiner Hauptstadt Bagnol geschah.

Bei alledem liegt in den Malayen viel Rechtsgefühl, das zeigen ihre Gesetze, welche man verständig nennen kann; so wird der Diebstahl und überhaupt jedes grobe Verbrechen nach gewissen Regeln bestraft, allein es ist dem Beschädigten in die Hand gegeben, die Strafe dahin abzuändern, daß er, man möchte sagen, einen Vorteil dafür hat — für die Beschädigung eine Entschädigung; so wird der Diebstahl mit Abhauen einer Hand bestraft, aber wenn der Bestohlene es vorzieht, sich das geraubte Gut seinem Werte oder seinem doppelten Werte nach wiedererstatten zu lassen, so gilt dieses für die Strafe, und der Übelthäter bleibt unverstümmelt. Auf den Ehebruch ist die Todesstrafe gesetzt, der beleidigte Gatte aber hat das Recht, eine gewisse Summe, meistens zwischen hundert und zweihundert Piaster, als Schadenersatz anzunehmen. Geld ist in jenen Ländern etwas sehr Seltenes, und 200 Piaster sind sehr viel; in der Regel wird der zu Bestrafende sie nicht haben, nun, dann kann er sich dieselben von einem reichen Manne borgen, dem er sich selbst als Pfand dafür giebt, er wird so lange der Diener des Darleihers, bis die Summe abgezahlt ist, was allerdings lange dauern kann, da man nur 10 Piaster jährlich abverdient; aber er kann auch diese Zeit verringern, wenn er etwa verheiratet ist und Kinder hat und diese — für welche er doch während seiner Dienstzeit nicht sorgen könnte — mit in die Dienstbarkeit bringt, wodurch sich seine Dienstzeit auf ein Dritteil, auf ein Vierteil verkürzen läßt. Mordthaten aller Art können in ähnlicher Weise von den Verwandten des Ermordeten zu ihrem Vorteil ausgebeutet werden, lediglich der Ehebruch von Seiten der Frau wird unnachsichtlich mit dem Tode bestraft; umgekehrt wird der Mord an jemandem, der thätlich beleidigt hat, gar nicht bestraft. Wenn der Malaye einen Schlag empfängt, und er sticht den Beleidiger auf der Stelle tot, so bleibt er vollständig straflos, kein Mensch denkt daran, den Mörder zur Verantwortung zu ziehen.

Hinsichtlich des anmutigen schönen Körperbaues und der großen Gewandtheit derselben ist zu bemerken, daß dieselbe weniger etwas Erworbenes als vielmehr Angeborenes ist. Die Männer sind zu arbeitsscheu, um zu turnen, wie wir körperliche Übungen nennen würden, aber wenn es ihnen

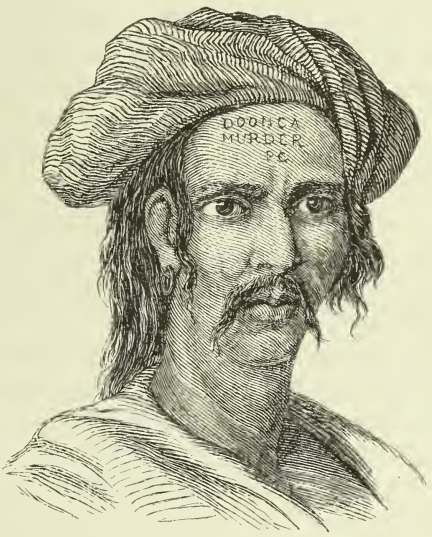
notwendig scheint, machen sie dieselben, ohne sie vorher gelernt zu haben. Sie gehen äußerst leicht bekleidet, in den meisten Fällen genügen dem Manne wie der Frau ein paar baumwollene Tücher, welche durch einen Gürtel befestigt werden, ein eigentliches Beinkleid wird nur von den sehr reichen und von den fürstlichen Personen getragen. Die Folge davon ist ein sehr günstiger Einfluß der Luft auf den menschlichen Körper, daher sind sie auch nur selten einer Krankheit unterworfen, außer den schrecklichen Epidemien, welche dem südlichen Asien angehören, wie Cholera u. dergl. Ihr Blut scheint so gesund, daß sie selbst bei sehr schweren Verwundungen weder Entzündung noch Wundfieber haben. Ihrer Bekanntschaft mit den Europäern danken sie die Einführung der ansteckenden Pocken und der Syphilis, welche beide furchtbare Verheerungen unter ihnen gemacht haben.

Auf Sumatra liegt das von den Holländern unabhängige Reich Atschin, welches etwa so groß wie Bayern ist. Seine Einwohner gehören dem ältesten Stamme der Malayen an und sprechen die alte Sprache in großer Reinheit. Die Atschinesen sowie die südlich von ihnen sitzenden Battas sind sehr häßlich, auch stehen sie unter dem Rufe des Kannibalismus. Neuerdings haben die Holländer blutige Kämpfe mit diesem Stamme zu bestehen gehabt.

Verfolgen wir dagegen die Malayen weiter, so sehen wir sie auf der Halbinsel Malakka und den benachbart gelegenen Inseln verbreitet; auf Malakka findet man elf verschiedene kleine Staaten, man glaubt, daß sie das reinste Malayisch reden. Unter ihnen herrscht die Ansicht, daß die malayische Bevölkerung der Inseln des indischen Meeres nicht von Malakka ausgegangen sei, sondern von Sumatra, und ein besonderer Stamm, die Bewohner von Humbo, nennen sich sogar noch nach dieser Ansicht Orang-Menangkabau, d. h. Menschen von Menangkabau. Sie behaupten, daß sie den Siak-Fluß in Sumatra hinab, über die Malakka-Straße hinweg und den Linggi-Fluß auf dieser Halbinsel hinaufgezogen und dort ein neues Reich gegründet hätten.

Die Malayen der Halbinsel weichen in ihrem Charakter etwas von den anderen ab. Während sie im allgemeinen aufbrausend, zum Nachdenken nicht geneigt, leidenschaftlich, demnächst aber träge sind, zeigen sich die malayischen Bewohner von Malakka nachdenklich, vorsorglich, überlegend; sie sind ferner thätig, im Handel spekulativ und sind zum Wagnis geneigt, aber immer sind sie zugleich höchst gewinnsüchtig und betrügerisch. Die Neigung, Beleidigungen zu rächen, teilen sie mit allen Malayen, aber bei ihnen geht die Rachsucht in jene Zerstörungswut über, welche nicht allein den Beleidiger, sondern alles, was lebt, vernichten will. Man nennt diesen Wahnsinn „Amoklaufen". Der Beleidigte setzt sich finster und grimmig

brütend in einen Winkel und überlegt, auf welche Weise er seinen Feind bestrafen wolle, er raucht dabei seine mit Opium gewürzte Pfeife und steigert dadurch seine Wut bis zum wirklichen Wahnsinn. In diesem springt er plötzlich auf, reißt seinen Krisch aus der Scheide und sticht damit alles nieder, was ihm in den Weg kommt. Er stürzt auf die Straße und ruft immerfort Amok! Amok! Unter diesem Wutgeschrei (es heißt: schlagt tot! schlagt tot!) stürzt er die Straßen entlang, und wer einen solchen Unglücklichen mit seinen blutigrot unterlaufenen Augen und seinem geschwungenen Dolche sieht, sucht eiligst in irgend ein Haus zu entkommen, und der, dem es nicht gelingt, ist ein sicheres Opfer des Todes. In den holländischen Besitzungen hat man wohlabgerichtete Amokjäger, starke mit einer Art Heugabel bewaffnete Männer, welche die Verpflichtung haben, den Amokläufer niederzuwerfen, indem sie ihm die beiden Zinken der Gabel um den Hals legen, ihn durch einen kräftigen Stoß zum Sturze bringen, die Zinken in die Erde bohren und dadurch das Aufstehen verhindern; andere treten schleunigst hinzu, binden den Wahnsinnigen an Händen und Füßen und übergeben ihn dem Gericht, welches beinahe immer das Todesurteil über ihn verhängt. Auf den englischen Besitzungen in Indien wird der Amokläufer auf der Stirne mit seinem Namen und dem Worte „Murder“ gebrandmarkt und nach einem Deportationsorte, z. B. Singapore, gebracht und als Strafarbeiter verwendet.



Trotz dessen, daß diese Einrichtung im ganzen vernünftig genug ist, wird der Amokläufer doch selten gefangen, bevor viele Opfer durch ihn gefallen sind.

In großer Reinheit findet man die malayische Rasse noch über Java und die daran stoßenden Inseln bis Timor verbreitet. Die Insel Java (spr. Dschava), der Kern der holländischen Kolonien im ostindischen Archipel, deren Fruchtbarkeit fast beispiellos ist — Reis, Kaffee, Thee, Tabak, Kampfer, Fieberrinde, Gewürze — zählt 18—19 Millionen Einwohner, wovon über 16 Millionen Javanen, also malayischen Stammes sind. Sie haben nächst den Chinesen und Japanesen die meisten Fortschritte im Ackerbau

gemacht, wenn sie auch sonst in der Civilisation zurück sind. Scheinbar von eigenen Sultanen regiert, stehen sie vollständig unter holländischer Herrschaft und ertragen dieselbe geduldig, ja es geht ihnen dabei wohl. Während die sonstigen wilden Stämme unter der Kultur der Weißen zu Grunde gehen, vermehren sich hier die Eingebornen in bedeutender Weise. „Alle Malayen — sagt Hellwald — haben zwar bedeutende Anlagen, allein durch ihr ganzes Wesen geht ein sinnlicher Zug, sie kommen über das „panem et circenses“ nicht leicht hinaus, sind zufrieden, wenn sie Reis, Fische und Betel haben, und das haben sie, da sie sorgsame und treffliche Ackerbauer und Schiffer sind, und dazu häufig einen Tanz, eine musikalische Vorstellung, Theater und Tierkämpfe — dann sind sie befriedigt und denken nicht an Empörung. Auch befinden sich die Eingeborenen wohl bei diesem Systeme und gedeihen außerordentlich, wie das enorme Wachsen der Bevölkerungsziffer darthut. Die Bevölkerung der kleinen Insel Madura stieg z. B. von 393 426 in 1856 auf 676 818 im Jahre 1871. Nichts spricht beredter als diese Zahlen zu Gunsten des vielgeschmähten und wenig verstandenen Kolonialsystems der Holländer.“ —

Was die körperliche Ausstattung betrifft, so ist sie ganz der der übrigen Malayen entsprechend. Da sie aber seit vielen Jahrhunderten unter despotischen Herrschern stehen, welche durch die Holländer zwar ihre Einkünfte, aber nicht ihr Ansehen bei dem Volke verloren haben, so ist ihr Charakter jämmerlich verdorben; sie haben alle Untugenden der Sklaven, sie sind feig, zaghaft, gefühllos, niedrig gesinnt, gleißnerisch, rachsüchtig, nachtragend, abergläubisch; doch haben sie auch einige große Tugenden: sie sind sehr höflich, sehr dienstfertig, höchst geduldig und langmütig, äußerst folgsam, sehr freigebig und demnächst sehr anhänglich an ihr Geburtsland und wollen gern da begraben sein, wo ihre Eltern und Voreltern liegen; auch ihre Spiele sind nicht so grausam als die anderer Malayen, ihre Kampfhähne bekommen nicht Messer angeschnallt; sie lassen auch Wachteln miteinander kämpfen und Heuschrecken, am meisten belustigen sie sich am Schattenspiel mit Puppen, welche aus Leder ausgeschnitten hinter einem beleuchteten Vorhang geführt werden, wozu der Führer drollige Geschichten erzählt, witzige Bemerkungen macht und das Ganze zu einer Art satirischer Schule erhebt, welche thatsächlich den Zweck hat, das Laster zu geißeln, indem es dasselbe lächerlich macht. An diesen Spielen haben die javanischen Malayen eine nicht zu beschreibende Freude, und sie können stundenlang, ohne zu ermüden, den drolligen Schattenbewegungen zusehen und den meistenteils politischen Witzen zuhören.

Über die sämtlichen Gestade aller der großen und kleinen Inseln, welche als die Fortsetzung von Südasien betrachtet werden können, lebt zerstreut

malayisches Volk von allen möglichen malayischen Stämmen. Ihre Herkunft ist so dunkel als ihre Geschichte. Ihr malayischer Typus ist unverkennbar, da sie aber in diesem zugleich eine große Ähnlichkeit mit den kaukasischen Indiern haben, so ist man zweifelhaft, ob sie nicht ebensowohl indischen Ursprungs sein können als rein malayischen. Diese Leute leben fast ausschließlich von Seeräuberei und wohnen viel mehr auf Schiffen als auf dem Lande, deshalb sie auch von den Menschen Orang-Laut (Menschen des Meeres) genannt werden. Rienzi nennt dieselben Meerzigeuner und nimmt als unzweifelhaft an, daß Indien ihr Vaterland sei, daß sie aber zu solchen Verbrechern gehören, welche durch ihre Unthat der Kaste verlustig geworden, zu den Parias herabgesunken sind, die keineswegs eine eigene Kaste bilden, sondern vielmehr aus denjenigen allen bestehen, die kastenlos geworden sind. Man glaubt, sie hätten sich — als unrein von Indien ausgestoßen, dann mit allen benachbarten Völkern, zu denen sie gewandert — vermischt, so mit den Chinesen wie mit den Japanern, so mit den Dajaks oder Battas auf Sumatra wie mit den Mangkassars auf Celebes, und sie hätten so allmählich von allen diesen Völkern ihren Typus aufgenommen, wie sie auch von den drei in ihrer nächsten Nähe herrschenden Religionen viel aufgenommen haben, ohne sich zu einer von diesen Religionen zu bekennen, denn sie rufen, sobald es ihnen angezeigt ist, Jesus an, falls sie mit Holländern, rufen Brahma an, wenn sie mit Indiern, und Mahomed, wenn sie mit Malayen zu thun haben. Sie scheinen auf das innigste verwandt zu sein mit der ausgestoßenen Kaste der Tschengaris, welche sich unter dem Namen der Zigeuner über ganz Europa verbreitet haben, denn die Worte „Zingaris“ in Siebenbürgen, „Giganos“ bei den Portugiesen, „Atzinghani“ bei den Griechen u. s. w. sind doch nur Allitterationen des indischen Stammwortes.

Über ihren Ursprung ist das Wunderlichste und Verschiedenartigste, was man auffinden konnte, zusammengestellt worden. Der eine leitet sie vom kimmerischen Bosporus, der andere von Tunis, der dritte von den aus der Geschichte entschwundenen Juden — oder von den Äthiopiern, Ägyptern, Kolchiern, den Tscherkessen u. s. w. ab. Nach den Untersuchungen Junghuhns gehören sie den Dajaks an, welche malayische Sitten angenommen haben und vielleicht eine Vermischung aus beiden sind. Der Dialekt der malayischen Sprache, den sie vorzugsweise reden, hat sich wahrscheinlich durch sie über den ganzen asiatischen Archipel verbreitet und ist für diese Meeresgegenden dasselbe, was die Lingua franca im Mittelmeer, und was die Ligoa geral an den Küsten von Südamerika ist.

Diese Meermenschen sind von dem ausgezeichnetsten Wuchs, von ungewöhnlich guter Körper- und Gesichtsbildung und scheinen den besseren

Teil der Formen aller der Volksstämme, mit denen sie sich vermischt, auf ihre Nachkommen übertragen zu haben. Das Land scheint nicht ihr Element zu sein, denn da sind sie furchtsam, faul, feige; auf ihren flüchtigen, leicht gebauten Kähnen dagegen sind sie äußerst regsam, wenn sie bei ihren Beutefahrten in einen Kampf verwickelt werden, sind sie wild, verwegen, tollkühn, aber auch unbarmherzig gegen ihre Gefangenen, darum sind sie sehr gefürchtet, und man geht ihnen, so weit man vermag, aus dem Wege.

Ihre Gottheiten heißen Diwatas, was an den Brahmaismus erinnert (Devetas, Götter). Ihre Gebräuche sind höchst blutig, es scheint, als seien sie eine Nachahmung des Dienstes der furchtbaren Göttin Kali, welche Menschenopfer fordert; auch die Strafen, welche sie ausüben, haben diese entsetzliche Färbung; es scheint sogar, als ob sie Menschenfleisch äßen. Rienzi wurde von einem dieser Meerzigeuner, von einem schlauen, abgefeimten Burschen, der bereits alle möglichen Gewerbe betrieben und sich auf allen Meeren umgethan hatte, erzählt, er selbst habe nie Menschenfleisch gegessen (Rienzi bezweifelt die Wahrheit dieser Angabe), aber er habe bei einem Radjah gedient, welcher sich dieses Vergnügen nicht versagt habe, sondern sehr auf das Menschenfleisch erpicht gewesen wäre und sehr viele verschiedene Leckerbissen davon gekostet habe. Derselbe versicherte, das Innere der Hände und Füße sei dasjenige, was am besten schmecke, ebenso sei es mit den Ohren, welche einen ganz vortrefflichen Bissen lieferten. Am Fleisch sei das meistgeschätzte dasjenige, was man vom Kopf bekommen könne: die Wangen, der Mund, die Nase (das würde also ungefähr so sein wie mit dem Fleisch unserer Tiere, bei welchen ja auch bekanntlich Schweinskopf, Schweinsohren, Kalbskopf ꝛc. zu den größten Delikatessen gehören). Derselbe erzählte ferner, das Fleisch der Schenkel und der Arme sei dasjenige, das man am meisten schätze, aber auch das Bauchfleisch sei nicht zu verachten; ferner sei vorzuziehen das Fleisch junger Leute, besonders das der Mädchen, und das der dunkelfarbigen Dajaks schmecke besser als das der hellfarbenen. Er erzählte ferner, der Krieg sei auf Kalemettan, d. h. Borneo, nicht selten geführt worden, nur um des Menschenfleisches willen, und es werde dann von den menschenfresserischen Kriegern ihrem Fürsten stets das beste gebracht, welcher es gewöhnlich roh verspeise, in Salz und Pfeffer getaucht auch wohl mit Citronensaft gewürzt, welches eine außerordentlich gute Speise sein solle. Er erzählte ferner, wenn Verbrecher hingerichtet werden sollten, so sei der Fürst immer dabei, um das Blut aus dem Kopfe zu trinken, er nehme dann den abgehauenen Kopf bei den Haaren, halte denselben über den Mund und lasse so das Blut ganz frisch und warm hineinlaufen. Um dieses Genusses willen werden viele Verbrecher auf solche Art hingerichtet. Wenn der Radjah nicht Verbrecher habe, um sein Gelüste

zu ſtillen, ſo pflege er ganz einfach einen Sklaven ſchlachten zu laſſen. Nicht ſelten kaufe er auch Menſchen zum Abſchlachten, und wenn ſo gekaufte Perſonen recht fett wären, ſo zahle er mitunter hundert Piaſter für einen einzelnen Menſchen. Ehebrecher ſollen von den Verwandten des Beleidigten ſelbſt geſchlachtet werden, und ſie werden ſofort an dem Pfahl, an welchen ſie gebunden ſind, verzehrt; es wird ſogar behauptet, daß das Verzehren des Leichnams bei lebendigem Leibe geſchehe, daß man von dem gefeſſelten Unglücklichen die Stücke abſchneide, welche etwa der Ehemann für die wohlſchmeckendſten halte.

Auch von den Neu-Seeländern hat man ganz dasſelbe erzählt, es bleibt allerdings fraglich, ob ſo ſchauerliche Vorfälle wirklich geſchehen, ob nicht vieles durch die erzählungsſüchtigen Reiſenden geſagt worden iſt, ohne daß etwas Wahres daran zu finden ſei.

Dieſe Tſchengaris ſind überhaupt ein ganz verworfenes Volk, daher ſie auch von vielen der indiſchen Nationen Sudas, Schelme, genannt werden. Zu Lande ſind ſie Hauſierer, handeln mit allen möglichen Kleinigkeiten, auch mit Menſchenfleiſch, wenn es ihnen gerade paßt, nämlich mit friſchem; ſie ſtehlen Kinder und junge Mädchen und verkaufen dieſelben, ſie verkaufen auch ihre eigenen Kinder und geben ihre Weiber und Töchter gegen eine mäßige Vergütigung einem jeden, der Neigung hat, von ihrer Schönheit Gebrauch zu machen. Hierzu ſollen ſich ſehr viele finden, denn man erzählt, daß ihre Weiber überaus reizend wären, und die wollüſtigen Indier bezahlen gern und viel für Erhöhung eines Vergnügens, das in der gewöhnlichen Weiſe genoſſen nicht mehr Anziehungskraft genug für ſie hat. Dieſes Gewerbe iſt auch der Grund, weshalb die Mädchen der Sudas alle Tänzerinnen ſind, viele derſelben von einer bewundernswürdigen Geſchicklichkeit.

Andere unter ihnen geben ſich mit Wahrſagen ab, welches ſie durch ſonderbar wilde Geſänge und Beſchwören der böſen Geiſter einleiten. Dieſe Geiſter helfen ihnen aus der Phyſiognomie und aus den Linien der Hand die Geſchicke derer erkennen, die ihnen dafür Geſchenke geben. Je größer dieſe ſind, deſto glücklicher das Schickſal des Fragenden.

Das Beſchwören und Herbeirufen durch eine Trommel hat ſie in den Ruf gebracht, daß ſie Umgang mit böſen Geiſtern haben, daß ſie Zauberer ſind; ſie werden daher ſehr gefürchtet und wahrſcheinlich mit vollem Grund, denn ſie ſind lügneriſch, diebiſch, ſie ſind Räuber und heimtückiſche Strolche, ſie ſind Trunkenbolde und haben ſo wenig Geſittung, daß ſie nicht einmal das Verbrecheriſche der Vermiſchung unter ſich ſelbſt kennen. Sie leben in kleinen Familien beieinander, Mutter und Vater, erwachſene Töchter und Söhne, alle ſo, als ob ſie miteinander verheiratet wären.

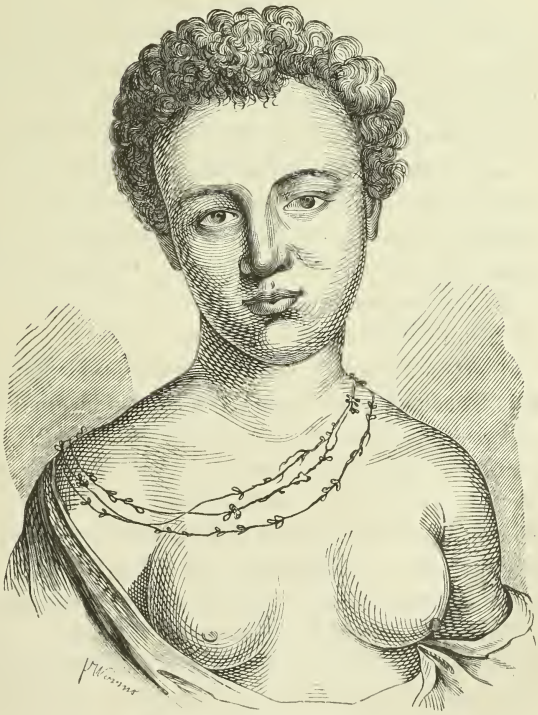
Was hier über die Tschengaris gesagt worden, erleidet nur wenig Modifikationen dadurch, daß man unterscheiden muß zwischen denen, die das Festland von Indien bewohnen, und denjenigen, welche vorzugsweise Schiffahrt und Seeraub treiben, mehr auf den Schiffen als auf den Inseln ihre Heimat haben. Die ersteren haben gar keine Religion, die letzteren bekennen sich, wenigstens äußerlich, zum Islam, wenn schon in seinen verdorbensten Formen. Aus diesem Unterschiede geht hervor, daß bei den Mohamedanern die Ehre der Weiber in höherem Preise steht, daß sie nicht entweder aus Neigung oder für Geld sich einem jeden überliefern, der mit ihnen anzubinden geneigt ist, daraus geht ferner auch hervor, daß sie sich nicht mit dem Wahrsagen abgeben, wie die Landbewohner, weil dieses nach den Gesetzen des Islam ein höchst schweres Verbrechen ist, der Umgang mit bösen Geistern.

Die Bevölkerungsgruppe der malayischen Polynesier, zu welcher wir uns nun wenden wollen, hat einen sehr großen Verbreitungsraum für sich und doch im Verhältnis zu diesem Raume nur ein äußerst kleines Territorium, es umfaßt nämlich die Inseln des stillen Meeres östlich von den Philippinen, östlich und nördlich von Neu-Guinea, den Salomons-Inseln, den neuen Hebriden und den Fidschi-Inseln, es gehören also dazu die Bewohner der Ladronen und Karolinen, der Marschalls-Inseln, der Sandwichs-Inseln und aller von hier aus südlich gelegenen Gruppen bis nach den Freundschafts- oder Gesellschafts-Inseln (Tonga und Tahiti). Diese große Familie, welche zwar nicht einen Dialekt, wohl aber eine Sprache mit verschiedenen Dialekten redet, ist sichtlich untereinander verwandt. Zunächst wohnen uns die Tonga-Insulaner, sie sind die Nachbarn der Fidschis, aber von ihnen in auffallendster Weise verschieden. Sie haben die Statur und die eleganten Formen, die feinen Gliedmaßen der Malayen, aber sie haben weder die platte Nase noch die eingedrückte glabella (die Vertiefung der Stirn an der Nasenwurzel und zwischen beiden Augen), welche bei dem Kaukasier nur wenig, bei dem Malayen aber sehr stark ausgeprägt ist. Sie haben auch keine vorspringenden Backenknochen, so wenig wie ihre Farbe dieselbe ist, bei dem Malayen stets zu dem Olivenfarbenen hingeneigt, bei den Tongaern und allen zu der Familie gehörigen rein braun in sehr verschiedenen Schattierungen.

Die Leute sind stark und kräftig, nicht selten 2 Meter groß, sind muskulös, und man kann so wenig von einem allgemeinen Habitus sprechen, daß im Gegenteil ihre Physiognomien ganz europäisch genannt werden können. Gewiß findet man bei ihnen auch charakteristische Gesichter, aber keineswegs solche, von denen man sagen könnte, sie ließen mit Bestimmtheit eine fremde Rasse erkennen.

Unsere Zeichnung liefert zwei Tongaer nach dem Atlas der „Astrolabe", sie sind nach der Natur gezeichnet, es sind nicht Phantasiegebilde, sondern Porträts. Der Jüngling Latu und das junge Mädchen Tule. Außer der bei uns ungewöhnlichen Haartracht der letzteren würde niemand daran zweifeln, wohlgebildete Europäer vor sich zu sehen. Der Reisende Anderson sagt: ihre Gesichtszüge sind so verschieden, daß es kaum möglich ist, eine allgemeine Ähnlichkeit aufzufinden, durch welche man sie charakterisieren könnte. Vielleicht könnte man auf den ersten Blick sagen, sie hätten eine sehr volle Nasenspitze, aber bei näherer Bekanntschaft mit ihnen findet man bald, daß es ebenso viele mit geraden, mit ganz gewöhnlichen oder echt römischen Nasen giebt. Auch dicke Lippen kommen vor, doch durchaus nicht in solcher Weise, daß man sagen könnte, sie seien charakteristisch, es sind sogar im Gegenteil die dicken Lippen sehr viel seltener als die gewöhnliche Form.

Ein Tonga-Häuptling Latu.



Ein Tongamädchen Tule.

Das Haar ist im

allgemeinen schwarz, gleich dem der Italiener und Spanier, aber es giebt unter ihnen weit mehr Personen, welche dunkelbraunes, ja hellbraunes Haar haben, als bei den südeuropäischen Völkerstämmen. Die Hautfarbe betreffend, hätten wir zu dem oben Gesagten noch hinzuzufügen, daß sie sehr variiert, und daß man besonders junge Mädchen von so heller Hautfarbe trifft, wie sie nur Südeuropäer haben, ja nach den Beobachtungen einiger Naturforscher werden sogar die Kinder so weiß geboren wie die europäischen; je reifer das Alter, desto dunkler wird die Farbe, und daß die Wirkung der Sonne das meiste dabei thut, zeigt sich ganz unzweifelhaft dadurch, daß die Männer, welche das Land bebauen, die dunkelste Farbe haben, indessen Frauen und Mädchen der vornehmen Stände, der Herrscher-Familien, der Adeligen überhaupt, welche sich der Sonne nicht auszusetzen brauchen, von den europäischen fast gar nicht zu unterscheiden sind.

Auf den Tonga-Inseln finden sich Bewohner von sehr verschiedenem Aussehen; sie unterscheiden sich in die Adeligen oder die Herrscher-Familien und in die arbeitende Bevölkerung; die erstere Klasse ist an körperlicher Fülle und Schönheit der anderen bei weitem überlegen.

Die Tonga-Insulaner, etwa 30 000 an der Zahl, überragen die andern Stämme der Inseln des stillen Oceans auch an geistiger Bildung sehr bedeutend. Sie zeigen im Bau ihrer Häuser, in Fertigung ihrer Gerätschaften, ihrer Kleider, Waffen ꝛc. ziemliches Geschick und Kunstfertigkeit. Sie stehen unter der Herrschaft des Königs Georg, eines tapfern, weisen Monarchen.

Östlich von den Tonga-Inseln liegen die Sozietäts- oder Gesellschafts-Inseln, auf welchen sich ebenfalls ein Geist der Unabhängigkeit erhalten hat und die Eingebornen zu vier Königreichen vereinigt sind, über welche Frankreich das Protektorat führt. Die Hauptinsel ist Tahiti, jene Stadt, deren schöne eingeborene Mädchen in allen älteren Reisebeschreibungen ungemein gerühmt werden.

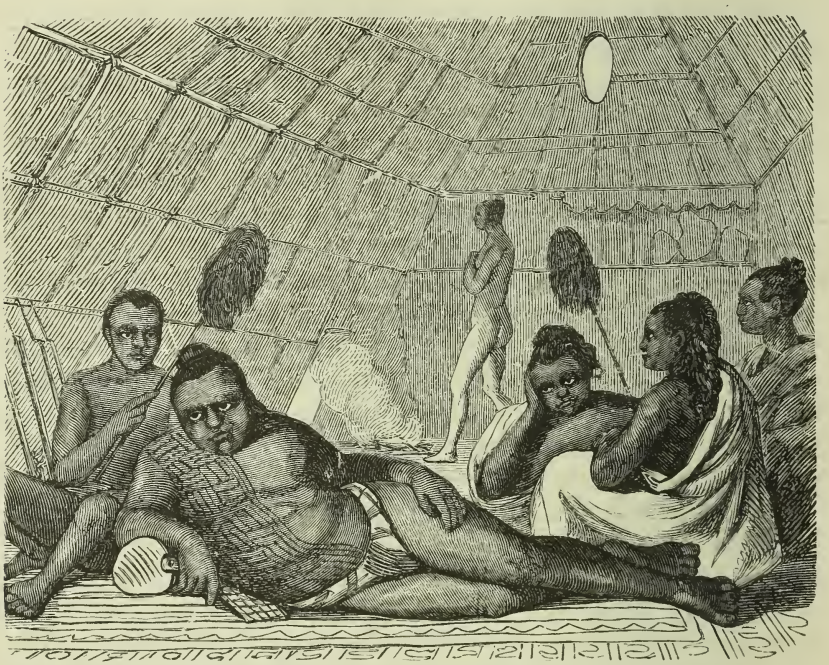
Auf Tahiti und der Gesamtmasse der Gesellschafts-Inseln wohnt fast dieselbe Abart der großen malayo-polynesischen Rasse; zunächst teilt sie gleich den Bewohnern von Tonga sich in verschiedene Klassen, und es hält sich die herrschende oder Adelsklasse für etwas unendlich Erhabeneres als als alle anderen, und wenn auch keineswegs eine ausgesprochene Sklaverei vorhanden ist, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß das Leben eines Menschen aus dem Volke nicht in die Wageschale fällt gegenüber dem Leben eines Menschen aus der Adelsklasse. Auf die Tahitier im allgemeinen paßt die Schilderung von Ellis sehr gut. Er sagt: „Ihre Statur geht gewöhnlich über die Mittelgröße hinaus, aber ihre Glieder haben keine so gute Muskulatur, sind nicht so kräftig gebaut als die der Sandwichs-Insulaner. In der Größe und physischen Kraft stehen sie den Neu-Seeländern nach und

gleichen wahrscheinlich im Äußeren den Bewohnern der Freundschafts-Inseln so sehr wie alle übrigen Völker des stillen Meeres, ohne jedoch den Ernst der Neu-Seeländer oder die leichte Fröhlichkeit der Bewohner der Marquesas-Inseln zu zeigen. Ihr Verstand ist wohlgebildet, obgleich sich bei denjenigen, die zur Korpulenz neigen (wie dies bei der vornehmen Klasse durchaus der Fall ist), eine gewisse Trägheit zeigt, welche auf ihre Handlungen übergeht. Die nicht so Gestalteten sind gemeiniglich lebendig in ihren Bewegungen, stattlich in ihrem Gange und in ihrem Benehmen durchweg anmutig, ohne die geringste Verlegenheit. Diejenigen, welche in den Gebirgen wohnen und häufig auf- und absteigen, machen insofern eine Ausnahme, daß sie ihre Füße stark einwärts setzen, weil sie des leichteren Bergsteigens wegen nicht wie die Europäer bloß die große Zehe, sondern auch die vier anderen brauchen, was ihnen ein sehr ungeschicktes Aussehen giebt."

Ellis geht hier von der Ansicht des überbildeten Europäers aus, der das Auswärtssetzen der Füße schön findet. Der Sohn der Natur ist klüger, er findet das Zweckmäßige schön, nicht nur schließt der Europäer durch die künstliche Stellung seiner Füße den Gebrauch der vier übrigen Zehen fast ganz aus (man kann an den Stiefeln und Schuhen die stärkere Abnutzung an der großen Zehe sofort erkennen), sondern er drückt auch durch diese unnatürliche Stellung die mächtigen Gesäßmuskeln so zusammen, daß bei einem längeren Marsche das fortwährende Aneinanderreiben derselben die Unbequemlichkeit erzeugt, welche man den Wolf nennt, wovon der Wilde in Nordamerika so wenig wie in Südindien etwas weiß.

Ellis fährt fort: „Ihr Gesicht soll offen und einnehmend sein, obgleich ihre Züge kühn und zuweilen stark ausgeprägt sind. Der Gesichtswinkel ist häufig ebenso groß wie bei Europäern, außer wenn schon in der Kindheit das Stirn- und das Hinterhauptsbein zusammengedrückt sind. Dies wurde nämlich von den Müttern an männlichen Kindern, die zu Kriegern bestimmt waren, ausgeübt. Die Stirn ist zuweilen niedrig, aber häufig hoch und schön geformt; die Augenbrauen sind dunkel und gut gezeichnet, zuweilen gebogen, aber allgemeiner gerade; die Augen selten groß, aber glänzend und voll und achatschwarz; die Wangenbeine keineswegs hoch; die Nase weder gerade noch Adlernase, oft etwas voll um die Nasenlöcher; sie ist selten platt, obleich es früher bei den Müttern und den Ammen im Gebrauch war, auf die Nasenlöcher weiblicher Kinder einen Druck anzuwenden, indem viele eine platte und breite Nase für zierlicher hielten. Der Mund ist im allgemeinen gut gebildet, wiewohl die Lippen zuweilen groß sind, jedoch nie so groß, daß sie denen der Afrikaner glichen. Die Zähne sind immer vollständig, außer im höchsten Alter, und wenn auch bei manchen ziemlich groß, merkwürdig weiß und selten mißfarbig oder zer-

stört. Die Ohren sind groß; das Kinn steht zurück oder vor, gewöhnlicher ist das letztere der Fall. Die Form des Gesichts ist rund oder oval und zeigt nur sehr selten eine Ähnlichkeit mit der winkligen Form der tatarischen Physiognomie, während das Profil häufig eine auffallende Ähnlichkeit mit dem europäischer Gesichter hat. Das Haar ist glänzend schwarz oder dunkelbraun, schlicht, aber nicht dünn und drahtartig wie das der amerikanischen Indier, oder, wenige vereinzelte Fälle ausgenommen,



Königin Pomare und ihre Diener.

wollig wie das der Neger in Neu-Guinea oder Neu-Holland, häufig ist es weich und kraus, obgleich selten so schön wie das der zivilisierten Eingeborenen, welche die gemäßigten Zonen bewohnen.

„Es herrscht ein beträchtlicher Unterschied in der Statur zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlechte, jedoch ist dieser Unterschied nicht so groß, wie es öfters in Europa vorkommt. Die Weiber sind, obgleich gemeiniglich zarter in der Form und kleiner als die Männer, doch im ganzen genommen stärker und größer als Engländerinnen. Sie sind zuweilen merkwürdig derb und groß von Körperbau, doch immer nur zuweilen, und es unterliegt kaum einer Frage, ob nicht große Personen

weiblichen Geschlechtes ebenso oft in Europa vorkommen als hier; aber überhaupt zeichnet Rundheit und Fülle, ohne in das Korpulente überzugehen, dieses Volk im allgemeinen aus."

Nicht allein die Frauen sind häufig sehr stark, d. h. korpulent, sondern es gilt dieses vorzugsweise von der Häuptlingskaste, welche an Länge und Breite den niedriger Geborenen soweit überlegen ist, wie unser Bild zeigt. Die auffallend kleineren, dienenden Personen gehören dem Volke an, die Vornehmen sind durchweg viel mächtiger gebaut, viel besser ausgestattet.

„Gleichweit entfernt von dem Schwarz der Afrikaner, von dem Gelb der Malayen und dem Kupferfarbenen der Nordamerikaner, scheinen sie eine Mittelfarbe zwischen den beiden letzten Schattierungen zu haben, etwas dunkler als die Malayen und etwas heller als die Rothäute. Aber es läßt sich auch hier keine bestimmte Färbung bezeichnen, denn es herrscht eine beträchtliche Verschiedenheit in der Farbe der Bevölkerung, teils nach dem Stande, dem sie angehören, teils nach der Höhe des Terrains, welches sie bewohnen, so daß wiederholt werden muß, was wir schon so oft gesagt haben, daß nämlich die Bewohner des südlichen Europa mindestens ebenso dunkel, häufig aber viel dunkler gefärbt sind als die Bewohner der Gesellschafts-Inseln. Diejenigen Teile des Leibes, welche meistenteils bedeckt sind, selbst nur mit den leichten Zeugen des einheimischen Industrie, bleiben ihr ganzes Leben hindurch so sehr viel heller, daß man bei Entblößung derselben, z. B. beim Baden, glaubt eine Europäerin zu sehen, und sich nur darüber wundert, daß Gesicht und Hände etwas dunkler gefärbt sind, als man gewohnt ist, dies bei Europäern wahrzunehmen. Trotz dessen, daß die Farbe des Gesichts im allgemeinen nicht die helle der Europäer ist, entbehrt doch das weibliche Geschlecht der anmutigen Veränderung nicht, welche bei uns durch das Erröten hervorgebracht wird. Man sieht oft das Rot blühender Gesundheit und Kraft auf dem jugendlichen Antlitz sich ausbreiten unter dem lichtbraunen Anflug, der die erwachende Glut der Freude oder einer sonstigen Aufregung wie ein dünner Schleier verbirgt. Den hellsten Teil der Bevölkerung bilden immer die Frauen, welche Zeuge weben, Matten flechten, also sich unter Dach befinden, den dunkelsten Teil der Bevölkerung hingegen bilden die Fischer, welche gleichzeitig am wenigsten bekleidet und am meisten der Sonne ausgesetzt sind.

„Die geistige Kapazität der Bewohner der Gesellschafts-Inseln hat seit der Bekanntschaft mit den Europäern sich nur teilweise entwickelt, doch hat man zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß sie nicht bloß neugierig, sondern forschend sind, daß sie im Vergleich mit vielen anderen Nationen eine beträchtliche Geschicklichkeit, daß sie Erfindungs- und Nachahmungsgabe besitzen. Sie waren völlig unbekannt mit der Schriftsprache, konnten folglich ihren

Geist nicht durch eine regelmäßige und fortdauernde Kultur erheben, aber ihre Mythologie, ihre Sagen von den Göttern, die historischen Gesänge ihrer Barden, die schöne, bilderreiche und leidenschaftliche Beredsamkeit, welche sich in ihren Nationalversammlungen kundthut, und namentlich die Reichhaltigkeit, die Mannigfaltigkeit, die Genauigkeit, auch Reinheit ihrer Sprache, verbunden mit einer seltenen Ausdehnung ihres Zahlensystems, liefern den Beweis, daß ihre geistigen Fähigkeiten durchaus nicht gering seien.

„Seit bei ihnen Schulen errichtet und die Buchstaben eingeführt worden sind, haben nicht nur junge Leute lesen, schreiben und rechnen gelernt und ihre Aufgaben mit Leichtigkeit gefaßt, wie man kaum in den zivilisierten Ländern Größeres findet, sondern man hat auch an Personen reiferen Alters Erfahrungen über ihre Lernfähigkeit gemacht, welche sehr zu ihren Gunsten ausfallen. In England konnte Ähnliches höchst selten und nur unter Anwendung der ausgezeichnetsten Lehrer, der besten, bewährtesten Hülfsmittel und der unermüdlichsten Geduld erzielt werden.“ Wenn dieses auch für uns nicht viel sagen will, da wir die Engländer als Leute kennen, welche nur durch die neunschwänzige Katze und bei Kindern durch die allergrausamste Anwendung der Rute unterrichtet werden können, so ist das Zeugnis doch von um so größerer Bedeutung, als es von einem Engländer selbst herrührt, welche sehr schwierig in Anerkennung fremden Verdienstes sind. (Ellis, polynesian Researches. Teil II. S. 19. u. 20.)

Ellis fährt fort: „Sehr viele Leute, welche das 30. Jahr bereits überschritten hatten, lernten in Zeit von einem Jahre nicht nur vollständig den Gebrauch des Alphabets, sondern sie lernten im Neuen Testament lesen, und sie behielten ganze Seiten und ganze Bücher auswendig. Sie eigneten sich ferner die Regeln der Arithmetik mit großer Leichtigkeit an und nahmen die Lehrgegenstände, welche ihnen geboten wurden, so leicht auf, daß die Lehrer Mühe hatten, sich mit gleicher Schnelligkeit für die Stunde in der tahitischen Sprache vorzubereiten. Nicht weniger als 10 000 Personen haben in der tahitischen Sprache die Bibel lesen gelernt, und fast eine gleiche Anzahl kann schreiben oder befindet sich im Unterricht. In der Haupt- und in den verschiedenen Zweigstationen erhalten täglich viele Tausende Unterricht in den ersten Principien menschlicher Kenntnis und göttlicher Wahrheit.“

Derselbe Berichterstatter sagt: „Es ist ein sonderbarer Umstand in der Physiologie der Bewohner dieses Teils der Erde, daß die Fürsten und die Personen mit erblichem Rang fast ohne Ausnahme den Landleuten oder dem gemeinen Volke an würdevollem Benehmen und in physischer Kraft ebenso überlegen sind wie im Rang und den übrigen Verhältnissen, obwohl sie nicht etwa wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaften gewählt wurden, son-

dern ihren Rang und ihre hohe Stellung von ihren Vorfahren ererbten, und zwar iſt dieſes der Fall nicht nur auf Tahiti, ſondern auch auf den nahe und fern darum gelegenen Inſeln des ſtillen Meeres. Der Vater des letzten Königs maß 2 Meter, Pomare 193 cm, der gegenwärtige König von Raiateo iſt ebenſo groß. Die Gliedmaßen ſind gut gebildet, und die ganze Figur ſteht im Verhältnis zur Höhe, was den früheren Beobachtern die Meinung aufdrängte, die Herrſcher und die Unterthanen gehörten verſchiedenen Menſchenraſſen an, die erſteren ſeien Abkömmlinge eines großen Volkes, welches auf die Inſeln gekommen und die Eingebornen beſiegt und

Bewohner von Tahiti.

unterdrückt habe. Es ſcheint dies jedoch nicht notwendig dazu zu gehören; eine beſſere Behandlung in der Kindheit, beſſere Nahrung und Pflege mögen reichlich genügen, um den auffallenden Unterſchied zu erklären."

Eugène Deleſſert, welcher von 1844 bis 1848 eine Reiſe durch jene Strecken des großen Oceans gemacht hat, iſt begeiſtert von der Schönheit dieſes Völkchens; er ſagt:

„Endlich ſah ich dieſe Bevölkerung, welche den erſten Reiſenden ſo lachende Schilderungen entlockt hat, und in den verſchiedenen Gruppen von Männern und Frauen, welche ihre leichten Überwürfe mit der vollkommenſten Grazie und einer unbeſchreiblich lieblichen Koketterie trugen — erfreute ich mich des herrlichen oceaniſchen Volkes.

„In der That, es waren die vollendetsten Formen des menschlichen Geschlechts, welche sich meinen Blicken darstellten. Das weibliche Geschlecht hatte höchst regelmäßige Züge und eine Haltung, gleichzeitig stolz und selbstbewußt und doch bescheiden und lieblich. Ihre Farbe war die des heißen Erdstrichs, dem sie angehört, aber sie war nicht dunkler als die der Andalusier, und sie hatte auf die Schönheit durchaus keinen störenden Einfluß, wie man es nicht selten bei den die heißen Gegenden bewohnenden Wilden findet. Wenn man diese wunderschönen, großen, ausdrucksvollen schwarzen Augen sah, fragte man sich unwillkürlich, ob diese reizenden Weiber nicht Abkömmlinge von auf diese Inseln verschlagenen Kaukasiern der edelsten Art wären, so waren sie von der Natur begünstigt, so herrliche Gestalten zeigten sie, so graziös waren ihre Stellungen, ihre Gebärden, ihre ganze Haltung, so fein und harmonisch gebildet waren ihre kleinen zierlichen Hände und Füße, so vollendet edel und schön ihre ganze Gesichtsbildung.

„Die Männer sind in der Regel groß, stark, kräftig gebaut, vollkommen proportioniert. Die Elasticität ihres Ganges, die Geschicklichkeit in ihren gymnastischen Spielen deuten eine Kraft und Energie an, welche dem schönen Körperbau vollkommen parallel läuft, und welche bei den Europäern immer seltener wird. Ihre Art sich zu kleiden zeugt von ungewöhnlichem Geschmack, und die große Reinlichkeit, welche man an ihnen wahrnimmt, erhöht die Annehmlichkeit, sie zu sehen, in hohem Grade.

„Ich kann mir vollkommen das äußerste Erstaunen der ersten Reisenden denken, welche die Inseln besuchten, sie befanden sich in einer Gegend, deren natürliche Reize in wunderbarster Weise erhöht wurden durch eine Bevölkerung von so seltener Schönheit, von so bewundernswürdiger Liebenswürdigkeit und von teilweise so milden und freundlichen Sitten, daß der Name der neuen Cythere ein vollkommen geeigneter scheinen mußte, wiewohl er diesen schönen Inseln nicht lange blieb."

Über die Verschiedenheit der beiden Tahiti bewohnenden Stämme sagt Lesomme in seiner Naturgeschichte der Säugetiere:

„Die Tahitier sind ein Zweig der oceanischen Rasse, obwohl man geglaubt hat, daß sich auf diesen Inseln zwei solcher Äste zusammengefunden hätten. Der sichtbare Unterschied zwischen dem edlen und dem niederen Volke beruht doch immer nur auf etwas ganz Oberflächlichem, auf einer helleren Haut, einem kräftigeren Körperbau, und dieser Unterschied beruht lediglich darauf, daß diese vornehmere Klasse sich weniger der Sonne aussetzt und besser genährt und gepflegt ist. Obschon dieser Unterschied wirklich statt hat, sieht man doch häufig recht sonnverbrannte Leute unter ihnen und auch solche, die der großen Fülle entbehren. Alle Tahitier sind schöne Männer, ihre Glieder haben vortreffliche Verhältnisse, ihre Muskulatur ist

ungewöhnlich kräftig, aber sie ist mit jener Fettlage bedeckt, welche die Fülle der Glieder abrundet und ihnen das schöne Ansehen giebt, durch welches wir uns so gerne bestechen lassen. Wir haben viele der Eingebornen gemessen, sowohl viele dem Adel angehörige und haben die mittlere Größe immer gleich gefunden, so daß der vermeintliche Unterschied thatsächlich nicht stattfindet."

Genau verwandt mit den eben gedachten Bewohnern von Tahiti sind die der Sandwichs-Inseln, welche man gewöhnlich nach der Hauptinsel, Hawaii, benennt, sie haben nur eine etwas dunklere Hautfarbe. Choris, der Maler, welcher die Expedition unter Kotzebue, deren Zierde Adelbert von Chamisso war, begleitete, nennt sie absolut schwarz und sagt sogar: „Die Kinder, welche soeben zur Welt kommen, sind bereits vollkommen schwarz. Das hübscheste, zarteste junge Mädchen, welches sich am wenigsten der Sonne aussetzt, ist schwarz, diejenigen, welche genötigt sind, im Sonnenscheine zu arbeiten, sind beinahe blauschwarz." Wenn man die Zeichnungen betrachtet, welche er in seinem Atlas von den Bewohnern der Sandwichs geliefert hat, so findet man allerdings diese Behauptung bestätigt, ja die Farbe ist mehr blau und violett als schwarz, ganz abscheulich, ungefähr wie eine in Verwesung übergehende Choleraleiche; allein ich möchte beinahe glauben, daß diese Färbung in einem Fehler seines Auges liegt, denn die den Bildern Tameameas, des Königs, und Kohumanu, der Königin, gegebenen Tinten sind so natürlich, daß sie sich nirgend anders finden. Wir haben einen anderen Berichterstatter, den Kapitän Virgin von der schwedischen Fregatte Eugenia, welcher uns gleichfalls farbige Bilder von Sandwichs-Insulanern giebt; seine Worte hierüber sind: „Ihre Hautfarbe ist am Körper braun, im Gesicht mit etwas rot gemischt." So stellt man sich auch jederzeit die Bewohner des Inselmeeres vor. Das Bild einer tahitischen Frau, welches er seiner Beschreibung beifügt, ist durchaus nicht dunkel, sondern kann beinahe hellbraun genannt werden.

Abgesehen von dieser Auffassung der Farbe, welche, wie der Verfasser beinahe glauben muß, von dem Organ des Beschauers herrühre, fällt die Beschreibung überall gleich aus. Choris übrigens zeichnet sich auch hier dadurch aus, daß er den Unterschied zwischen der edlen und unedlen Rasse als einen sehr großen darstellt, wie er in der That keineswegs sein soll.

Wie bereits hervorgehoben, finden sich gewisse Benennungen von Inseln und Orten gleichzeitig auf der Hawaii- und der Samoa-Inselgruppe, woraus zu schließen, daß die Vorfahren der Sandwichs-Insulaner ihren Urfitz auf der Samoagruppe hatten. Allerdings mögen sie zunächst die Marquesas besiedelt haben, da in ihren Gesängen auch diese Inseln erwähnt werden, auch die Mundart der Hawaiier oder Kanaken sich derjenigen der Marque-

saner sehr nähert. Nach den 67 Namen ihrer Königslisten, von denen wenigstens 45 historisch beglaubigt sind, und bei einer durchschnittlichen Regierungsdauer von 20 Jahren würde die Besiedelung der Hawaiigruppe etwa in die Mitte des 10. Jahrhunderts n. Chr. fallen. Übrigens liegen in den physischen Charakteren und den Sprachen der Polynesier Beweise vor, daß sie einen Zweig der malayischen Rasse bilden, weswegen wir sie auch mit diesen in eine Abteilung bringen. Darnach würde natürlich der Wohnsitz der Urvorfahren der Polynesier sich nach Westen verlegen, wahrscheinlich auf die Molukken, und die Einwanderungen von dort aus nach Osten hin verteilten sich etwa nördlich von Melanesien nach drei Richtungen: den Samoainseln, den Fidschiinseln und den Tongainseln. Auf den Fidschiinseln fanden die Einwanderer bereits eine schwarze Urbevölkerung, woraus sich der Mischlingscharakter ihrer Bewohner erklärt. Namentlich auf dem Samoaarchipel blühten die Kolonien der Einwanderer und gaben dann Kolonisten Hawaii, Tahiti und den Marquesas. Namentlich war Hawaii der weitere Ausgangspunkt dieser Wanderungen.

In den Gesängen der Polynesier dieser Inseln, welche G. Grey sammelte, wird sogar die Kolonisierung Neuseelands beschrieben, welche wegen der großen Entfernung mit verhältnismäßig viel größeren Schwierigkeiten verknüpft gewesen sein muß. Die Bewohner von Rarotonga entdecken hiernach Neuseeland. Ein gewisser Ngahué, von der Königin seiner Insel, die einen Nephrit von ihm besessen hatte, verfolgt, kam auf seiner Flucht dahin. Er kam später begnadigt wieder nach Rarotonga zurück; hier war aber mittlerweile Krieg unter den Insulanern ausgebrochen; als dieser beendigt war, folgten die Besiegten dem Ngahué nach Neuseeland und nahmen es in Besitz. Zur Reise wurden von mehreren Häuptlingen 6 Kanoes gebaut. Das eine dieser Kanoes, in einem der vorgenannten Gesänge Arawa genannt, war aus einem zu Rarotonga gefällten Baume hergestellt, wie ausdrücklich gesagt ist. In den Gesängen wird weiter erzählt, wie die auf dem Meere Fahrenden unter Stürmen zu leiden haben, wie sie dann nach der Landung zuerst den Boden bebauen und in das Innere des Landes eindringen. Übrigens darf man sich diese Schiffe nicht zu klein vorstellen. In Greys Gesängen ist gesagt, daß das Fahrzeug Arawa und auch die anderen je 140 Krieger aufnehmen konnten. Ein Anführer der Ausziehenden Namens Ngatoro-i-Rango „besteigt das Dach des Hauses, das auf jener die beiden Kanoes verbindenden Ebene stand". Die auf Neuseeland Einwandernden fanden daselbst auch Eingeborne; die gefundenen Schädel derselben zeigen, daß dieselben Papuanen sind.

Für ihre Fahrten benutzten die Polynesier die Sterne als Kompaß; sobald man die Fahrt von einer Insel zur andern kennen gelernt hatte,

wurden die Erlebnisse in einem Gesange niedergelegt, welcher sich auf die folgenden Geschlechter vererbte. Einer der Eingeborenen, Tupaia, hatte von seinen Reisen eine Karte gezeichnet, welche Cook zu Gesicht kam; er berechnet, daß derselbe fast 400 Seemeilen westlich gekommen sein müsse; das übrige Gebiet hatte er auf Grund der heiligen Gesänge seines Vaterlandes beschrieben. Diese Gesänge gestatten auch die Zeit dieser Fahrten zu bestimmen. Jeder derselben besteht nämlich aus einzelnen Versen, welche den Namen des Häuptlings, seines Weibes und seines Sohnes enthalten. Die Lieder selbst wurden von den sog. Arepo aufbewahrt. Auf den Marquesas zählte Porters Freund Gattanewa, der von dem ersten Kolonisten im tongaischen Teile des Archipels abstammt, 88 Vorgänger. Nach Williams stand Narotonga im Jahre 1840 unter dem 29. Abkömmlinge Karikas, des Gründers der Kolonie. Auf Grund solcher Dokumente haben Thomson und Remy berechnet, daß die Tonga-Insulaner etwa im Jahre 419 nach den Marquesas gekommen seien und die Tahitier etwa gegen 700 nach den Sandwichs-Inseln. Beschäftigen wir uns noch einige Augenblicke mit der neuseeländischen Inselgruppe.

Die Doppelinsel Neuseeland gehört zu Großbritannien. Die Eingebornen, Maori (Maori bedeutet soviel wie eingeboren), sind auf die Zahl von 38 000 Köpfen zusammengeschmolzen, wovon noch die Hälfte befreundete Stämme bilden.

Auf diesen Inseln haben wir zweierlei Leute zu unterscheiden, die herrschende Klasse, die Maoris, und die Untergebenen oder Sklaven, die Taorekas. Der physische Unterschied scheint gerade wie bei den übrigen Südsee-Insulanern nur davon herzurühren, daß jene sich einer größeren Pflege, einer größeren Behaglichkeit und Bequemlichkeit des Daseins erfreuen; sie sind nicht größer als die Europäer und sind, namentlich was die Beine betrifft, nicht so gut gebaut. Dies hat jedoch keineswegs seinen Grund in einer wirklichen Vernachlässigung der Natur, sondern lediglich in einer üblen Angewohnheit, welche sich bei unkultivierten Völkerschaften sehr häufig findet, sie sitzen nämlich nicht wie wir auf einer Erhöhung, sondern sie hocken dergestalt nieder, daß Wade und Lende einander gegenseitig drücken, daß das Gesäß auf den Fersen liegt und die Kniee aufrecht vor dem Leibe stehen. Dieses Zusammenklappen der unteren Gliedmaßen giebt ihnen, da es von frühester Kindheit an geschieht, eine unedle Haltung, die zusammenziehenden Muskeln und Sehnen innerhalb der Kniekehlen werden verkürzt, die Streckmuskeln auf der vorderen Seite der Muskeln verlängert, und darum stehen selbst die stolzesten Häuptlinge mit gebogenen Knieen, und es kostet ihnen eine bedeutende Anstrengung, gerade zu stehen, wobei dennoch die veränderte Form drr Wade deutlich sichtbar ist. Wir haben es also

nicht mit einer Vernachlässigung von seiten der Natur, sondern mit einer üblen Angewohnheit zu thun.

Mit den Neu-Seeländern vorgenommene Versuche, um zu ermitteln, ob die Naturmenschen oder die kultivierten, die civilisierten die stärkeren seien, haben die Wagschale zu Gunsten der letzteren geneigt, aber man hat nicht genug Gewicht darauf gelegt, daß die zum Versuch gestellten Europäer fast durchweg Matrosen waren, Leute, an das rüdeste Leben, an gewaltige Anstrengungen, an Aufbieten der ganzen Muskelkraft gewöhnt. Der sogenannte Wilde übt seine Kräfte niemals lediglich in der Absicht, sie zu vermehren, auch arbeitet er niemals so viel, als erforderlich wäre, um vermöge der Übung durch Arbeit die Kräfte zu erhöhen, die Natur hat ihm zu viel geschenkt, als daß er nötig hätte, eine besondere Thätigkeit auf Erwerbung ihrer Schätze zu verwenden. Würde man ein paar Dutzend wohlgebildeter Stadt- und Landleute mit gleichviel Maoris oder überhaupt Neu-Seeländern ohne Rücksicht auf die Kaste vergleichen, so würde das Resultat wahrscheinlich ein anderes gewesen sein. Ihre Farbe ist braun in sehr vielen Schattierungen, die Gesichtszüge gleichen auffallend den europäischen, das will sagen, charakteristische Gesichtszüge, durch welche man imstande wäre, jeden einzelnen als einen Neu-Seeländer zu erkennen, sind nicht vorhanden. Da aber häufig stark gebogene Nasen vorkommen, so kann man vielleicht sagen, ihr Gesicht hätte einen orientalischen Charakter. Die Lippen sind nicht ungewöhnlich dick, die Zähne sehr gut gestellt und weiß, die Augen sind groß, offen und beweglich, die Gesichter im allgemeinen kann man nach europäischen Begriffen schön nennen, alle sind ausdrucksvoll.

Alles, was wir angeführt haben, paßt auch auf die niedere Abart; man kann sie nicht einmal als zwei Varietäten betrachten, sondern nur etwa als besser ausgebildete oder als ein wenig verkümmerte Individuen derselben Rasse, obschon selbst die Begleiter d'Urvilles sich für berechtigt hielten, anzunehmen, daß zwei Varietäten derselben Rasse sich hier vermischt hätten, nämlich Eingeborne, Autochthonen oder Aboriginer, und ein erobernder Stamm von der polynesischen Rasse. Im seltsamen Widerspruch damit steht die Versicherung, daß nicht ein einziges Individuum gefunden worden sei, von dem man zu behaupten wagen könne, daß es einer oder der anderen Rasse bestimmt und ausschließlich angehöre. Die herrschende Kaste nämlich ist so eifersüchtig auf ihre Reinheit, daß eheliche Verbindungen nur unter Personen derselben Kaste geschlossen werden. Die niedere Kaste kann allerdings veredelt werden, denn niemand hindert ein junges Mädchen, ihre Gunst einem Manne aus der höheren Kaste zu schenken; aber Umgekehrtes darf nicht stattfinden, es kann also die höhere Kaste nicht depraviert werden. Wenn nun dennoch der Naturforscher keinen physischen Unterschied findet

zwischen den beiden Kasten, so mag sich daraus doch wohl ergeben, daß sie nicht verschieden sind, und daß sie, wie bereits oben gesagt worden, ihre bessere körperliche Ausbildung nur einer besseren, d. h. zweckmäßigeren Lebensweise verdanken.

Was von diesen älteren Ansichten zu halten ist, dürfte aus obigen Bemerkungen, die Wanderungen betreffend, hervorgehen. Der gemeinsame Ursprung aller Polynesier und ihre Zugehörigkeit zu einer Rasse geht aus ihren physischen Merkmalen und aus ihrer Sprache, aus ihren Gesängen hervor. Ihre Vorfahren haben, von Inselgruppe zu Inselgruppe vordringend, nach und nach die oceanischen Gebiete in Besitz genommen.

An dieser Stelle soll übrigens noch einen Augenblick der überraschenden Thatsache gedacht sein, daß auch diese Rasse dem Aussterben geweiht ist, gleich allen niedrigen Rassen, mit welchen die Weißen bei ihrem Vordringen in Verbindung kommen. Dieses Verhängnis lastet besonders stark auf den Polynesiern. Noch Cook schätzte die Bewohner der Sandwichs-Inseln, auf 300 000 Seelen; 1861 waren sie auf 67 000 zusammengeschmolzen. Auf Neu-Seeland befanden sich nach Cook 400 000 Maori; 1856 waren noch 56 000 vorhanden. Die Marquesas hatten 1813 nach Porter 19 000 Krieger und hiernach eine Volkszahl von 70—80 000 Seelen; 1858 fand Jouan nur noch 2500—3000 Krieger, entsprechend einer Seelenzahl von 11 000. Tahiti zählte nach Cook und Forster 24 000 Einwohner; 1857 dagegen nur noch 7212 Köpfe, also nur noch $^1/_{32}$ von ehemals. Die Baß-Inseln bewohnten nach Davies am Anfang dieses Jahrhunderts noch 2000 Einwohner; 1874 hatten sie sich auf 300 verringert. Ähnliche Erscheinungen lassen sich in ganz Polynesien beobachten, und es ist mit Recht die Frage aufgeworfen, woher diese schnelle Abnahme rühre. Zunächst ist beobachtet, daß die polynesische Rasse an einer großen Sterblichkeit leidet, womit natürlich eine Abnahme der Geburten in Verbindung steht. Jouan fand auf Taio Hae, einer der Marquesas-Inseln, die Bevölkerung nach 3 Jahren von 400 auf 250 vermindert; nur 3 oder 4 Kinder wurden in dieser Zeit geboren. Nach Delapin waren auf den Sandwichs-Inseln unter 80 verheirateten Frauen nur 39 Mütter, und in 20 Häuptlingsfamilien waren nur 19 Kinder. Remy ersieht aus statistischen Nachrichten, daß daselbst 1849 auf 4520 Todesfälle 1422 Geburten kommen.

Wenn auch Kriege, Hungersnot, Krankheiten einen Einfluß äußern mögen, wenn auch die eindringende Civilisation, die Unterjochung durch Fremde, veränderte Sitte ꝛc. ihr Teil dazu beitragen mögen, so ist diese schnelle Abnahme hier um so sonderbarer, als die Polynesier im ganzen noch Herren ihrer Eilande sind. Nach Beobachtungen der Schiffsärzte Bourgarel und Brulfert, wird diese immense Abnahme herbeigeführt durch Tuberkulose, von welcher

ein großer Teil der Bevölkerung ergriffen ist. Fast alle Polynesier leiden an hartnäckigem Husten, und meistens steckt hinter diesen Bronchialkatarrhen Tuberkulose. Woher diese schreckliche Krankheit stammt und ob sie, durch die Weißen eingeschleppt, allmählich zu einer Epidemie geworden — das ist ungewiß; darüber schweigen die Nachrichten. Eins aber ist gewiß, kaum ein Jahrhundert wird dahin gehen, und die reine polynesische Rasse dürfte verschwunden sein.

Die Amerikaner.

Der ursprünglichen Anordnung des Stoffes gemäß mag die Rasse der Amerikaner, der Rothäute, unpassend auch Indianer genannt, den Mongolen in der Betrachtung voraufgehen, obwohl die neueren Forschungen dargethan haben, daß dieselbe nur als ein Zweig des großen mongolischen Stammes zu betrachten ist, welcher früh über die Beringsstraße, vielleicht auch über den Archipel des stillen Oceans nach der Neuen Welt einwanderte. Die körperliche Ähnlichkeit der Beringsvölker mit den Eingeborenen Nordwestamerikas, namentlich die schiefgestellten Augen, vorstehenden Backenknochen und der dünne Bartwuchs, spricht für die Einwanderung über die seichte Beringsstraße, welche wahrscheinlich sehr früh, vielleicht zu einer Zeit, wo die Alte und Neue Welt daselbst noch durch eine Landenge verbunden waren, stattfand. Dagegen kann man nicht geltend machen, das nordische Klima habe den Sitz und die Wanderung verhindern müssen, da es Thatsache ist, daß die Polarvölker große Kältegrade viel leichter ertragen und sich dabei behaglich fühlen. Hierüber äußert sich Steller: „Wenn ich im Winter unter meinem Bette und meiner Pelzdecke am Morgen fror, sah ich, daß die Itelmen, sogar ihre kleinen Kinder, bis an die halbe Brust nackend und bloß in ihrer Kuklanda, ohne Decken und Betten, lagen und wärmer anzufühlen waren als ich.“ Einige Horden der Feuerländer führen ein vollständig nacktes Leben bei jedem Wetter. Darwin erzählt von einer feuerländischen Frau: „Es regnete heftig, und das süße Wasser mit dem Gischt des salzigen rann an ihrem Leibe herunter. In einem zweiten Hofe, nicht weit von dem vorigen, besuchte eine andere Frau mit einem kürzlich geborenen Säugling an der Brust das Schiff und trieb sich außen herum aus lauter Neugierde, während Schlossen fielen und auf ihrem Busen wie auf der Haut des Kleinen tauten.“ — Auch die Verschiedenheit der Sprache der amerikanischen und asiatischen Völker, welche man früher als Grund für ihre Rassenverschiedenheit hervorhob, trifft nicht mehr zu, seit man erkannt

hat, daß in dem Nahuatl in Mexiko gerade so wie im Uralaltaischen, Ugrischen und Bulgarischen das Objekt zwischen Subjekt und Thätigkeitswort eingeschoben und alles dreies in ein Wort vereinigt wird. Auch eine Anzahl Sagen, Gebräuche, Erfindungen haben die Nordasiaten mit den Amerikanern gemeinsam. Die Waffentänze und Schamanenbräuche der Ostjaken finden sich bei den Koluschen; das Märchen von einem Abenteurer, welcher an einem hohen Baume bis in den Himmel klettert und sich dann bald an einem Riemen, bald an einem Strohseil oder einer Haarflechte oder an der Rauchsäule einer Hütte wieder herunterläßt, kennen die ugrischen Volksstämme ebenso wie die Hundsrippen-Indianer. Bei den Itelmen Kamtschatkas gilt es als große Sünde, ein brennendes Holzscheit anders als mit den Fingern anzufassen, namentlich nicht mit der Messerspitze, wie bei den Sioux oder Dacota ꝛc.

In Farbe, Statur und Haar unterscheiden sich die Bewohner von Amerika fast gar nicht von einander oder doch so außerordentlich wenig, daß man von der Zeit der ersten Bekanntschaft mit ihnen bis auf unsere Tage durchaus nicht zweifelhaft darüber gewesen ist, daß sie sämtlich einer Rasse angehören. Allerdings ist es durchaus nicht so, wie Don Herrera oder Don Antonio de Ulloa sagt: daß es genüge, einen Amerikaner gesehen zu haben, um sie alle zu kennen (dies ist jener übereilte Schluß, der in ähnlichen Fällen auch von uns gemacht wird; kommt ein Städter auf ein fern gelegenes Dorf, dessen Bewohner sich wirklich mit Acker und Pflug beschäftigen, so glaubt er auch, sämtliche Bewohner hätten das nämliche Gesicht, und thatsächlich gelingt es ihm lange nicht, sie von einander zu unterscheiden), aber es ist doch immerhin ein Beweis, daß die Ähnlichkeit zwischen den Stämmen eine auffallende sein müsse. Selbst Alexander von Humboldt sagt: „Die Bewohner von Neuspanien (Mexiko) gleichen im ganzen denen von Kanada, Florida, Peru und Brasilien“ (das sind die verschiedensten Lagen, welche man nur aussuchen kann, Kanada im äußersten Norden, Florida im äußersten Osten, Peru im äußersten Westen und Brasilien im Süden). „Die Farbe ist gleich bräunlich, die Haare sind gleich schlicht und glatt, sie haben alle wenig Bart, längliche Augen mit gegen die Schläfe emporgerichteten Winkeln, stark hervorragende Backenknochen, breite Lippen und im Munde einen Ausdruck von Sanftmut, welcher gegen ihren ernsten und finstern Blick auffallend absticht.“ Humboldt sagt ferner in seinem Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neuspanien: „Man erstaunt beim ersten Blick über die Ähnlichkeit der Züge der Bewohner von dreiviertel Millionen Quadratmeilen Landes, nämlich von den Feuerlandsinseln bis zum Lorenzstrom und bis zur Beringsstraße, und glaubt ganz deutlich zu sehen, daß sie sämtlich trotz der ungeheuren

Verschiedenheit der Sprachen alle von einer Wurzel abstammen." In dem treuen Bilde, welches Volnay über die Indianer von Kanada entworfen hat, erkennt man auch die vom Rio Apure bis zum Rio Caony zerstreuten Völkerschaften, in beiden Amerikas ist es nur derselbe Typus. Dies hindert übrigens durchaus nicht, zuzugeben, daß die amerikanischen Völker ebenso von einander verschieden sind wie die europäischen, wo wir auch dieselbe Rasse in verschiedenen Formen auftreten sehen, so daß allerdings der blondhaarige Schwede mit blauen Augen und heller Hautfarbe sehr deutlich von dem braunen, schwarzhaarigen Sicilianer zu unterscheiden ist, aber doch dieselbe Rasse sich unverkennbar in beiden ausspricht.

Dr. Morton sagt über diesen Gegenstand: „Die halbbekleideten Feuerländer, zusammenschauernd unter den Unbilden ihres Winters, haben doch dieselben charakteristischen Gesichtszüge wie die Indianer der tropischen Ebenen, und diese gleichen wieder den Stämmen, welche die Gegend im Westen der Felsengebirge bewohnen, sowie denen, welche das große Thal des Mississippi eingenommen haben, und auch denjenigen, die in Kanada bis zu den Grenzen streifen, welche die Eskimos einnehmen. Alle haben in gleicher Weise das lange und schlichte Haar, die braune oder zimmetfarbene Haut" (man sieht, hier ist schon von kupferfarbenen keine Rede mehr); „die dicken Augenbrauen, das Auge des Mannes, das, so lange er nicht aufgeregt, stumpf und schläfrig erscheint, mit dem Erwachen seiner Leidenschaften aber wunderbar leuchtend wird — die vollen, scharf aneinander schließenden Lippen, die große hervorspringende Nase — lauter Züge, welche alle den amerikanischen Völkern zukommen, gleichviel ob dieselben an den Flüssen wohnen oder am Meeresstrande und sie sich von den Fischen nähren, oder ob die dunklen Wälder ihr Ursitz sind und das wildeste Getier ihre Nahrung.

„Trotz dessen läßt sich nicht im mindesten leugnen, daß Verschiedenheiten vorkommen, welche ebenso auffallend wie unerklärlich sind, so z. B. die Schattierungen der Hautfarbe, welche von der gewöhnlichen, durch die Einwirkungen der Luft und des Lichtes hervorgebrachten Färbung bis zum Dunkelbraun variieren und zwar merkwürdigerweise in solcher Art, daß man durchaus nicht sagen kann, das Klima trage die Schuld davon. Diese Thatsachen sind aber nur Ausnahmen von einer allgemeinen Regel und ändern nichts an der eigentümlichen physischen Gestaltung des Amerikaners, der immer Amerikaner bleibt, er sei ein athletischer Karaibe oder ein verkümmerter Chayma, ein dunkelbrauner Kalifornier oder ein hellfarbiger Borroa, welche alle als Glieder derselben Rasse betrachtet werden müssen.

„Nicht weniger deutlich zeigt sich diese Gleichheit der Gestaltung in der Knochenbildung. Ich (Morton) hatte Gelegenheit, nahezu 400 Schädel aus den verschiedensten Teilen von Nord- und Südamerika zu vergleichen,

und man kann sich kaum mein Erstaunen vorstellen, als ich fand, daß bei allen dieselben Merkmale in höherem oder geringerem Grade ausgeprägt sind."

Sehr häufig kommen auffallende Formverschiedenheiten in der Knochenbildung der Hirnschale vor, allein diese sind durchaus künstlich. Viele der amerikanischen Völker hatten unter sich den Gebrauch eingeführt, den noch weichen Schädel der neugeborenen Kinder durch aufgelegte Bretter, welche vermöge einer festen Umschnürung einen ununterbrochenen Druck ausübten, nach einem gewissen Schönheitsmodell zu formen, welches uns allerdings abscheulich vorkommen mußte, für den Geschmack der Amerikaner aber etwas bezaubernd Schönes hatte, weil sie sonst gewiß nicht mit vieler Mühe solche Formen hervorgebracht haben würden. In neuerer Zeit haben die Eingebornen diese Mode aufgegeben, und somit hört auch diese auffallende Abänderung des Schädelbaues auf, geht auf ihr natürliches Maß zurück, und dann findet man eine Schädelbildung, welche der edelsten Rasse entspricht. Daß sich übrigens die Natur nichts vorschreiben lasse, geht daraus hervor, daß trotz der Verunstaltung des Schädels die räumlichen Verhältnisse desselben nicht verändert worden sind, alles, was das Haupt an Ausdehnung verloren hat, die Höhe betreffend, hat es wiedergewonnen in der Breite, dergestalt, daß die innere Räumlichkeit nicht geringer ist als bei den Europäern. Ist man der Ansicht, daß von der Menge des Gehirns der Geist, der Verstand, die Denkfähigkeit abhänge, so kann man durchaus nicht finden, daß es den Amerikanern daran fehle, daß sie ihnen in geringerer Menge zugemessen sei.

Angeblicher Typus der amerikanischen Rasse.

Die Augenhöhlen sind zwar groß, die Augen aber sind kleiner als bei den Europäern und liegen tief; es wäre dieses unschön, wenn nicht das Feuer, die ungeheure Lebhaftigkeit der Augen den ungünstigen Formen das Gleichgewicht hielte; im übrigen findet sich die tiefe Augenlage auch bei den nördlich wohnenden Völkern viel weniger.

Humboldt bemerkt, daß die Nase eines der bedeutendsten Merkmale in dem Gesichte der Eingebornen bilde, sie sei meistens entschieden gebogen, ohne jedoch eine Adlernase zu sein (s. Zeichnung S. 385). Die Nasenhöhlen sollen der Größe der Nase entsprechen, und von der Ausdehnung der Riechhaut wird die merkwürdige Schärfe des Geruchsvermögens der Amerikaner abgeleitet, aber er meint, daß die große Vollkommenheit dieses Sinnes sowie des Gehörs viel mehr der beständigen und anhaltenden Ausbildung zuzuschreiben sei als der Form der Organe.

Wie wenig übrigens in diesen Angaben Bestimmtes zu finden ist, wie wenig alle anderen Behauptungen Ausschließendes, kann man an d'Orbignys Behauptung sehen, der da sagt: daß sich die amerikanischen Stämme in viel größerem Maße voneinander unterscheiden, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. „Als allgemeinen Grundsatz dürfen wir annehmen, daß die Glieder jeder einzelnen Nation eine Familienähnlichkeit unter einander haben, welche sie deutlich von ihren Nachbarn unterscheidet und dem geübten Auge des Naturforschers gestattet, in der großen Masse von Nationen alle vorhandenen Typen zu erkennen, ohne sie miteinander zu verwechseln. Ein Peruaner unterscheidet sich mehr von einem Patagonier und ein Patagonier mehr von einem Guarani als ein Grieche von einem Äthiopier oder von einem Mongolen." Eine Behauptung, welche ich übrigens nicht gerne unterschreiben würde.

Die geistige Befähigung der Amerikaner muß man nicht nach dem beurteilen, was Martius darüber sagt, welcher nur Botaniker war und selbst die Botanik bis zu seiner Reise nach Brasilien nur in dem königlichen Garten zu München betrieben hatte, sondern was wirkliche Forscher, was Anthropologen darüber gesagt haben. Es gehört wenig dazu, die Behauptungen des Herrn von Martius zu widerlegen, höchstens hat man die Keckheit des Mannes zu bewundern, welcher sagen konnte: „Einzelne Teile des Leibes unterscheiden ihn von allen übrigen Völkern der Erde, aber mehr noch die Beschaffenheit seines Geistes und Gemütes. Auf der niedrigsten Stufe der Humanität, gleichsam in moralischer Kindheit befangen, bleibt er unberührt und unbewegt vom Hauch einer höheren Bildung, kein Beispiel erwärmt ihn, keins treibt ihn zu edlerer Entfaltung vorwärts. So ist er zugleich ein unmündiges Kind und in seiner Unfähigkeit, sich zu entwickeln, ein erstarrter Greis."

Die Nordamerikaner wenigstens haben nicht Ursache, sich bei Herrn von Martius wegen dieser Schilderung zu bedanken. Cooper, ein amerikanischer Engländer, also ein geborener Todfeind der amerikanischen Rasse, hat doch in seinen Romanen, in denen er gerade die Schilderung der eingebornen Rasse sich angelegen sein läßt, diese zu einer seltenen moralischen Höhe erhoben. Wie parteiisch er auch ist und wie wenig er auch ansteht, die großen moralischen Fehler der Eingebornen offen darzulegen, so hat er es doch nicht über sein Herz gebracht, unter den anglo-sächsischen Einwanderern Gestalten aufzusuchen, welche an ritterlichem Sinne, an Tapferkeit, an Edelmut, Worttreue, aufopfernder Hingebung zu vergleichen gewesen wären mit den schönen und erhabenen Gestalten, denen seine Sittengemälde ihren unbeschreiblichen Reiz verdanken. Wäre Cooper ein romantischer Deutscher, so könnte man glauben, daß er seiner Phantasie habe die Zügel schießen lassen, der Nordamerikaner aber, der Yankee läßt sich so nicht hinreißen, trägt seiner Phantasie nicht in solcher Weise Rechnung, da muß schon die Überzeugung mitgewirkt haben.

Martius fährt fort: „Dieser unerklärbare, fremdartige Zustand des Urbewohners von Amerika hat bis jetzt fast alle Versuche vereitelt, ihn vollkommen mit dem besiegenden Europa zu versöhnen, ihn zu einem frohen und glücklichen Bürger zu machen, und eben in dieser seiner Doppelnatur liegt die große Schwierigkeit der Wissenschaft, seine Herkunft und jene frühere Epoche seiner Geschichte zu beleuchten, in welcher er sich seit Jahrhunderten zwar bewegt, aber nicht veredelt hat."

Man muß gestehen, daß die Europäer sich alle mögliche Mühe gegeben haben, „den Sohn der Wildnis" zu veredeln, wenn auch nicht wie Parthenia durch die Liebe, so doch auf andere Weise. Die Spanier haben die Bewohner von Mexiko und dem peruanischen Hochlande zu Tausenden zusammengetrieben und haben sie durch Feuerspritzen getauft, in denen aber, wie begreiflich, geweihtes Wasser befindlich war. Sie verfuhren so mit der alleredelsten Absicht, um die Leute, welche sie mit Kartätschen niederschießen lassen wollten (eine Erfindung, welche keineswegs erst während der französischen Revolution, sondern beinahe drei Jahrhunderte früher durch die Spanier gemacht geworden ist), nunmehr in den christlichen Glauben aufgenommen, nicht der Hölle verfallen, sondern dem Himmel gewonnen zu sehen. In gleich vortrefflicher Absicht haben die Portugiesen Tausende von großen Fleischerhunden nach Brasilien gebracht, um mittelst dieser die Wilden aus ihren Waldverstecken heraus nach ihren Missionsstationen zu hetzen und solchergestalt für ihr Seelenheil zu sorgen. Und die Engländer versuchten in ihren Kolonien mit der gezogenen Büchse das zu bewerkstelligen, was Spanier und Portugiesen durch Fleischerhunde bewerkstelligten. O, die

Wilden haben große Ursache, den Weißen dankbar zu sein. Meinen Sie nicht auch, Herr von Martius?

„Wer immer den amerikanischen Menschen in der Nähe unbefangen betrachtet (sagt der Ebengenannte), wird zugestehen, sein dermaliger Zustand sei weit entfernt von jenem kindlich heiteren Naturleben, das uns eine innere Stimme als den lauteren Anfang menschlicher Geschichte bezeichnet und die älteste schriftliche Urkunde als solchen bekräftigt. Wäre der gegenwärtige Zustand jener Wilden ein solcher primärer, so würde er eine höchst anziehende, wenn auch demütigende Einsicht in die Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechtes gestatten, wir müßten anerkennen, daß nicht der Segen göttlicher Abkunft über jenem roten Geschlechte gewaltet, sondern daß nur tierische Triebe in trägen Fortschritten durch eine dunkle Vergangenheit sie zu der dermaligen unerfreulichen Gegenwart ausgebildet hat. Aber im Gegenteil, vieles weist darauf hin, die amerikanische Menschheit stehe nicht auf dem ersten Wege jener einfachen, ich möchte sagen naturhistorischen Entwickelung. Sie ist ohne Zweifel schon zu manchem gekommen, was nicht in der Richtung jener Einfalt liegen konnte, und ihr jetziger Zustand ist nicht mehr der ursprüngliche, sondern vielmehr ein sekundärer, degenerierter.

„Außer den Spuren einer uralten, gleichsam vorgeschichtlichen Kultur dürfen wir wohl auch die rätselhafte Verteilung der Völker in eine fast unzählbare Mannigfaltigkeit anführen, welche die Ursache der Zerstückelung, der Verderbnis der Sprache und der damit gleichen Schritt haltenden Entsittlichung gewesen sein möge, allein die Ursachen dieser sonderbaren geschichtlichen Mißentwickelung bleiben darum nicht weniger unbekannt und rätselhaft. — Hat etwa eine ausgedehnte Naturerscheinung, ein Land und Meer zerreißendes Erdbeben, dergleichen jene viel besungene Insel Atlantis verschlungen haben soll, dort die Menschen in ihren Strudel hineingezogen? — Hat sie etwa die Überlebenden mit einem so ungeheuren Schrecken erfüllt, der, von Geschlecht zu Geschlecht forterbend, den Sinn verdüstert und verwirrt, verhärtet und diese Menschen von den Segnungen der Menschheit hinweg wie in unsteter Flucht auseinander jagen mußte? — Haben vielleicht Sonnenbrände, haben vielleicht Wasserfluten den Menschen der roten Rasse mit einem gräßlichen Hungertode bedroht und mit unselig roher Feindschaft bewaffnet, so daß er, mit dem entsetzlichen Bluthandwerke des Menschenfraßes gegen sich selbst wütend, von seiner göttlichen Bestimmung bis zur Verfinsterung der Gegenwart abfallen konnte? — Oder ist diese Entmenschung eine Folge lang eingewurzelter, widernatürlicher Laster, welche der Genius unseres Geschlechts mit jener Strenge, die dem Auge eines kurzsichtigen Beobachters in der ganzen Natur wie Grausamkeit erscheint, am Unschuldigen wie am Schuldigen straft?"

Daß die gedachte Entmenschung nicht gerade eine Folge unnatürlicher Laster oder eines Sonnenbrandes oder einer Hungersnot sei, geht schon daraus hervor, daß sogenannte civilisierte Menschen sich noch größerer Abscheulichkeiten schuldig machen. Der Hunger thut zwar entsetzlich viel, er lehrt die Matrosen eines proviantlosen Schiffes sich untereinander auffressen, und daß es nicht allein Matrosen sind, die auf solche Gräßlichkeiten verfallen, hat uns die Landreise des berühmten John Franklin nach den Polarregionen bewiesen, auf welcher ein Kanadier seinen Hunger durch Ermordung eines seiner Zeltgenossen zu befriedigen suchte, wofür er dann auch auf Franklins Befehl erschossen wurde. Was ist denn aber schuld daran, daß jemand, um seinen Triumphzug recht glänzend zu machen, siebzehn Puris einfangen läßt, wobei einige 30 Wehrlose ermordet wurden? War eine Hungersnot daran schuld, daß derselbe sie seinen Familien entführte, oder wußte der große Forscher nicht, daß diese Leute auch Familien und daß sie Liebe zu denselben haben? War ein Sonnenbrand daran schuld, daß er sie, ohne ihre Lage, ihren Freiheitssinn, ihre Gewohnheiten zu bedenken, auf ein Schiff packen ließ, wie es die Sklavenhändler mit ihrem schwarzen Menschenfleisch thun, wobei denn auch nach und nach auf der Überfahrt vierzehn starben? War es eine Wassersnot, welche ihn veranlaßte, die drei Übrigbleibenden ohne Akklimatisationsversuch von Triest nach der Hauptstadt zu bringen, wo sie denn auch starben, nachdem sie ihren Dienst vollzogen, seinen Triumph verherrlicht hatten? Suche doch jeder in seinem Herzen nach dem Grunde solcher oft besprochenen Grausamkeiten, er wird finden, daß es gar keiner Welt und Natur verändernder Ereignisse bedürfe, um die Härte des menschlichen Herzens zu erklären, suche auch keiner die Menschheit zu verbessern, zu bekehren, ohne das große Werk bei sich selbst angefangen zu haben.

Zu Herrn von Martius' oben angeführten Bemerkungen fügt Prichard die Fragen: ob denn, wie Martius zu glauben scheint, die amerikanischen Nationen in Beziehung auf intellektuelle Fähigkeiten wirklich den Nationen Europas nachstehen und ob wirklich ein Unterschied hinsichtlich der Moral, des Gemütes und des Gewissens bestehe? Allerdings haben diese Leute eine andere Moral als wir, aber was sie für moralisch halten, das thun sie sehr wohl, so wie sie auch umgekehrt das nach ihren Begriffen Unmoralische unterlassen und vielleicht mit größerer Konsequenz, als wir dasselbe bei den Europäern finden, die mitunter nicht gar zu streng in der Befolgung selbst gegebener Moralgesetze sind.

Die Frage, ob diese Nationen bildungsfähig seien, ist schon durch ihre Geschichte zur Genüge aufgeklärt worden, ihre Bauten, ihre Skulpturen erregen noch in ihren Trümmern die Bewunderung der Geschichtsforscher.

Ihr Kalender war vollkommener als der, den die Griechen gefunden hatten, und sie haben die Länge des Sonnenjahres genauer zu bestimmen gewußt, als Alexandriner und Römer. Und dieses ist geschehen, ohne daß sie in den Ägyptern ihre Lehrer der Astronomie gehabt hätten.

Daß die Amerikaner nicht so massenhaft zum Christentum übergetreten sind, wie man es von den Negervölkern erzählt und wie es früher in China und Indien der Fall gewesen sein soll, mag auch wohl mehr an seinen Bekehrern als an den zu Bekehrenden gelegen haben. Zuerst haben die katholischen Missionare alles vertilgt, was sich von anderen Sekten in Amerika gezeigt — verruchte Ketzer, welche ehemöglichst der Hölle zu überweisen, eine gern geübte und erfüllte Christenpflicht war! — dann haben die Engländer dieses Geschäft mit vielem Glück fortgesetzt, und die Missionare der Hofkirche haben die anderen Sekten verflucht und haben ihre Anhänger gegen jene Missionare und gegen die von ihnen Bekehrten aufgehetzt, sie zum Kriege, zur Vertilgung in diesem Kriege aufgemuntert, wie dies Geschäft ja noch jetzt auf Neuseeland fortgesetzt wird. Da dürfte es wohl kein großes Wunder sein, wenn die Neigung für das Christentum unter den Eingebornen nicht unmäßig groß ist. Am einfachsten gliedern sich die Amerikaner nach dem Erdteil in die Jägerstämme Nord- und Südamerikas. Unter den großen Gruppen beider sind im hohen Norden zu nennen die Kenai und Athabasken, welche an die Eskimos und andere Beringsvölker im Nordwesten grenzen. Die Kenai sitzen in Alaska am Yukonstrome, der in das Beringsmeer sich ergießt, die Athabasken östlich vom Felsengebirge bis zur Hudsonsbay. Als Horden derselben treten hervor die Tschepewyan-, die Kupferminen- und Hundsrippen-Indianer. Durch ihre Wanderungen verbreiteten sich die Indianer bis nach dem Oregon, ja bis in das Hochland Neumexikos (die Navajos und Apatschen) und bis fast an den mexikanischen Golf (die Lipani am Rio grande del Norte). Östlich vom Mississippi wohnen die Delawaren, zu welchen auch die Mohikaner gehörten, in Kanada die Irokesen. Im Gebiet der Vereinigten Staaten zwischen den Felsengebirgen und dem Mississippi, südwärts bis Arkansas sitzen die Dakota oder die „sieben Rotfeuer", besser gekannt an ihrem Spottnamen Sioux. In Südamerika finden wir in Brasilien, Guyana und Venezuela sehr niedrig stehende Jägerstämme: die Tupi, die Lengnas oder Zunglo-Indianer, so genannt, weil sie die Unterlippe durchbohren; am Paraná und südlich die Pareris, die Gôs und Cren, zu welchen die Botokuden gehören, die Amazonas-Indianer. Am Rio Negro wohnen die Miranches, im Guyana die Kariben u. s. w. Alle diese Horden führen ein der Kultur feindliches Jägerleben; diejenigen Nordamerikas, welche zu dem Fischfang und Ackerbau übergingen, stehen höher als die Südamerikaner.

Unter ihnen können als Kulturvölker angesprochen werden die Stämme Neumexikos, welche auch sprachverwandt sind, indem sie Anklänge aus dem Nahuatl oder dem Altmexikanischen enthalten. Hierher gehören die Moqui, die Utah, die Digger (Kalifornien) und die Schoschonen oder Schlangen-Indianer (am Snake River), die Komantschen. Die letzteren sind im Besitze des mexikanischen Kalenders und teilen das Jahr in 18 Monate zu 20 Tagen. Die Nahuatleken treten auf in Guatemala, in Mexiko, Texas; sie bewohnten, wie bereits von den Spaniern im 16. Jahrhundert berichtet wird, kleine Ortschaften mit steinernen, 2—3 Stockwerke hohen Häusern, bauten Mais und Bohnen, züchteten Truthühner und spannen Baumwollenzeuge. Ähnliches hat sich bis heute bei den Pueblos-Indianern erhalten, wenn sie auch mit den Nahuatleken keine Sprachverwandtschaft zeigen. In Guatemala sitzt noch ein anderes Kulturvolk, die Kitsche (Quiché), deren Kultur diejenige der vorgenannten erreicht. In Südamerika sitzen Kulturvölker nur auf den Hochebenen zwischen den Kordillerenketten oder am Gestade des stillen Meeres. Zu nennen sind die Muysca oder Tschibtscha (Chibcha), nach Süden bis Chile die Kitschua (Quichua), die Cara in Quito u. s. w.

Wir werden später noch einiges über den Kulturzustand dieser Stämme mitzuteilen haben, namentlich über diejenigen Altmexikos. Gehen wir nun zu den Amerikanern oder Indianerstämmen über, so müssen wir dieselben in zwei Kategorien sondern, solche, die seßhaft sind und Ackerbau treiben, und solche, welche nur von den Erträgnissen ihrer Jagd leben. Vorweg ist auch hier hervorzuheben, daß die ganze Indianerbevölkerung in schneller Abnahme begriffen ist. Die Gesamtzahl derjenigen der Vereinigten Staaten beläuft sich gegenwärtig auf ca. 380 000.

Wenn sich's um eine allgemeine Charakteristik der Amerikaner handelt, so kann man ungefähr folgendes sagen, was auf alle paßt, im Süden angefangen bis zu den Grenzen der Eskimos, diese selbst natürlich ausgeschlossen, weil sie der ursprünglichen mongolischen Rasse angehören. Die Statur im allgemeinen ist gleich der der kaukasischen Rasse, gewöhnlich sind sie muskulöser als diese, dagegen sehr selten korpulent. Das Gesicht ist bei den Männern länglich, bei den Mädchen dagegen auffallend zur Rundung geneigt. Unter den Männern finden sich sehr viel schöne und ausdrucksvolle Physiognomien, was bei dem weiblichen Geschlechte äußerst selten; dagegen ist das letztere, so lange die Jugend dauert, von einer unbeschreiblichen Milde und Lieblichkeit, die nur langsam in das Böse und Gehässige der alten Weiber übergeht, welche vorher auf das gräßlichste gemartert und mit Verachtung behandelt werden müssen, um zu dieser Charakterveränderung zu gelangen. Die Stirn ist meistens niedrig, die Augen sind nicht groß, sehr schwarz, bei den Männern, wenn nicht Leidenschaft sie bewegt, ziemlich teil-

nahmlos, bei den jungen Weibern schmachtend, hingebend. Der Mund hat durchaus nichts Ungewöhnliches, die Zähne sind zwar nicht klein, aber wohlgestellt, die Männer verderben dieselben durch den Gebrauch des Tabaks. Die Backenknochen treten hervor, ebenso die Knochen der Stirne, daher die Augen tiefliegend erscheinen, die Augenbrauen sind schmal und sehr fein, das Haar dunkel, überaus reich, bei dem männlichen Geschlecht grob, bei dem weiblichen Geschlecht nicht selten seidenartig weich, aber niemals zur Lockenbildung geneigt. Auf den übrigen Körperteilen, selbst auf den geheimsten, haben sie fast gar kein Haar, der Bart der Männer ist äußerst schwach und wird deshalb ausgerupft, nur die sehr alten Männer, welche es nicht mehr für nötig finden, für ihre Schönheit zu sorgen, rupfen die Haare nicht mehr aus und erhalten dann auch noch einen ziemlich starken Nachwuchs des Bartes.

Ihre Farbe ist im allgemeinen braun, ein jeder Europäer hat seine eigene Vergleichungsstufe dafür, kastanienbraun, zimmetbraun, schmutzigbraun, am allgemeinsten hat sich der schlechteste Name eingebürgert, kupferrot. Die Kinder werden so weiß geboren wie die der Europäer, das ununterbrochene Leben im Freien färbt sie braun, indessen sie es nicht mehr sind als die Araber oder andere südlich vom Mittelmeere wohnende Kaukasier, viele dagegen erreichen niemals die Farbe der andalusischen Landleute, und die jungen Mädchen haben alle eine Färbung, höchstens so dunkel als die der sicilianischen Bäuerinnen. Sehr viel von den falschen Nachrichten über ihre Farbe mag die wunderliche Sitte, sich zu bemalen, beigetragen haben; zwar ist es nicht immer die rote Farbe, welche sie anwenden, doch wird sie gern, und wo sie dazu kommen können, angewendet, gewöhnlich ist es ein roter Thon, den sie dazu nehmen, Bolus, und dieser sieht allerdings so aus wie neues Kupfer. Wäscht man aber das Pigment ab und läßt man die Haut in ihrer natürlichen Farbe hervortreten, so kann man lediglich von Braun in verschiedenen Schattierungen sprechen. Ihrer ganzen Natur nach sind die Rothäute auf ein nomadisierendes Leben angewiesen, daher sie auch genötigt sind, überall gegen die sich seßhaft machenden Weißen einen dauernden Krieg zu führen, welcher sie weiter und weiter zurückdrängt und ausrottet. In den Vereinigten Staaten sucht man sie im Zaume zu halten durch zahlreiche, allerdings schwach besetzte Forts, welche in unendlich ausgedehnten Prairien vom Mississippi bis zu den Rocky Mountains und Sierra Nevadaberge zerstreut liegen. Die hier hausenden Indianer — die Sioux, Kiowas, Arapahoes, Chevanees, Crows und Comanches wandern den Büffelherden folgend im Sommer nach dem Norden bis zu dem White River und Yellowstone, im Winter nach Süden zum Republican-, Fork- und Arkansasflusse, den Platte, die Überlandstraße und die wüsten Einöden durchkreuzend.

Gegen den Weißen, der ihnen das Terrain abringt, sind sie trotz aller Verträge aufs grimmigste erbittert, gehen sie mit bestialischer Grausamkeit vor, töten ganze Familien, überfallen Auswandererzüge, berauben und vernichten nicht selten die Vereinigte-Staaten-Post. Seit dem Jahre 1867 fungiert eine Kommission der Vereinigten Staaten zur Ordnung aller Indianer-Angelegenheiten, deren Hauptaufgabe darin besteht, ein Terrain zu suchen, auf welches dieselben angewiesen werden sollen. Daselbst sollen die Stämme während der ersten 10 Jahre von der Regierung erhalten werden, bis sie dann in der Lage sind, in seßhafter Lebensweise ihren Unterhalt zu besorgen.

Das Projekt ist auch in der Ausführung begriffen, wie die Nachrichten aus den letzten 10 Jahren verlautbaren. So bildet die „Nation der Cherokees" im Indianerterritorium mehr als den vierten Teil der 60 000 dort wohnenden Indianer und besitzt einen Landstrich von 50 Meilen Breite an der Südgrenze von Kansas. Ihre Verwaltung führt sie selbst durch eine eigene Regierung. Der Ackerbau brachte ihr 1872 ca. 3 Mill. Bushel Welschkorn, 100 000 Bushel Weizen, ebenso viel Hafer und 80 000 Bushel Kartoffeln, so daß sie also noch ausführen konnte. Andere Stämme haben sich ähnlich seßhaft gemacht und organisiert.

Die Ausrottung der Rothäute wird übrigens ganz systematisch und geschäftsmäßig betrieben. Die in den noch von Indianern durchschweiften Gebieten liegenden Ansiedelungen der Weißen ernähren sich vornehmlich vom Verkaufe des „Feuerwassers" an den roten Mann, der wie die meisten Naturkinder leidenschaftlich diesem Getränke ergeben ist, welches seine physische Konstitution von Grund aus zerstört.

Unter den Charakterzügen der Indianer ist der abstoßendste die unmenschliche Grausamkeit. Ein Ausfluß derselben ist die schändliche, nur bei den Stämmen Nordamerikas vorkommende Sitte des Skalpierens oder Abziehens der oberen Schädelhaut am lebenden Menschen, und fast niemals überlebt ein Opfer die furchtbare Operation; dennoch hat sich dieser Fall vor mehreren Jahren zugetragen, und der Dulder, William Thompson, ein Telegraphist an der Pacific-Eisenbahnlinie, die bekanntlich quer durch Nordamerika gehend, auch durch Indianerterrain führt, konnte erzählen, wie das Skalpieren thut.

„Mein Feind — berichtet er — nahm das Messer heraus, stach mich in den Hals, wickelte das Haar um seinen Finger und begann dann mit Sägen und Haken meinen Skalp abzuziehen. Obgleich der Schmerz grauenhaft war und ich Schwindel und Unwohlsein fühlte, so wußte ich doch recht gut, daß ich mich ruhig verhalten mußte. Nach ungefähr einer halben Stunde that er den letzten Schnitt am linken Schlaf, und da der Skalp noch ein bischen hing, so gab er einen Ruck; da dachte ich, ich müßte

mein Leben aushauchen. Ich kann es Ihnen nicht beschreiben. Ich fühlte gerade, als ob der ganze Kopf weg wäre. Darauf schwang sich der Indianer in den Sattel und galoppierte davon. Aber wie er wegging, ließ er meinen Skalp wenige Fuß von mir entfernt fallen, welchen ich nun glücklich erlangte und verbarg."

In welcher Weise übrigens die Kultur diese Stämme beleckt, davon erzählt ein amerikanisches Blatt. „Neulich stolzierte ein solcher roter Stutzer in den Straßen Watertowns umher, der sich gewiß nicht wenig auf sein fashionables Kostüm einbildete. Er trug einen neuen seidenen Cylinderhut von tadelloser Form, Mackinow-Blanket, Leggins und Moccasins und um den Hals, mit einem schwarzen Schuhbande befestigt, einen schneeweißen Papierkragen à la Byron. Bloß eins fehlte, um sein Kostüm zu vervollständigen, — er hatte kein Hemd an." Dem vor einiger Zeit gestorbenen Häuptling der Washoe Indianer, Sun, widmete eine in Montana erscheinende Zeitung folgenden Nachruf: Er war eine gute, alte, rote, doch sehr schmutzige Haut. Er besaß einen Magen, der alles vertragen konnte. Seine Achtung vor der Wahrheit war allgemein bekannt, er ging ihr immer aus dem Wege. Er hinterließ kein Testament. Sein Nachlaß besteht in einem Paar Schuhe."

Wenn man in dem früher Gesagten das findet, was so ziemlich auf alle paßt, so soll doch durchaus nicht geleugnet werden, daß gewisse besonders abgegrenzte Stämme auch besonders ausgestattet sind. So ist der Inkastamm, welcher die Andeskette bewohnt, schon von sehr viel hellerer Farbe und auch von robusterer, untersetzterer Statur. Von einem Volke der Inkas kann man übrigens nicht reden, es sei denn, man wolle damit sagen, das Volk der Inkas, d. h. der Herrscher; Quichua ist der eigentliche Name, Inkas sind ihre Häuptlinge, und ob diese, wie man früher geglaubt hat, einen besonderen Stamm bilden, ist schwer zu erforschen. Die Seite 395 folgenden Zeichnungen können uns einen Begriff über die physiognomische Schönheit des durch die Phantasten des vorigen Jahrhunderts so hoch gepriesenen Menschenstammes geben.

Diese Quichuas bewohnten die ganze mittlere Höhe des Andesgebirges von dem Titicacasee bis nach Mexico, in einer Region, welche zwischen 2000—5000 Meter über der Meeresfläche liegt. Es ist gar keine Frage, daß hier eine andere Beschaffenheit der Luft vorhanden sein und dieselbe den Körperbau modifizieren muß; dieser nämlich ist angewiesen, auf die Konsumtion von Sauerstoff zur Bereitung einer gewissen Menge von Kohlensäure, indem die Kohle von dem Blute abgesondert wird, in eine Gasart zu verwandeln, welche den Körper verlassen und ihn eben hierdurch geschickt machen soll, neue Mengen Kohlenstoff aufzunehmen, welche noch nicht ver-

braucht, welche noch nicht durch den Körper gegangen sind und denselben also ergänzen, seine Verluste ersetzen können.

Die Gesetze der Chemie stehen unerschütterlich fest. Gewisse Quantitäten des einen Stoffs fordern gewisse Quantitäten eines anderen Stoffes, um sich in einen dritten Körper zu verwandeln; wenn nun ein solcher Körper von dem Menschen gebraucht, aber dabei nur halb so inhaltreich ist, als vorausgesetzt wurde, so muß, um die Verwandlung zu bewerkstelligen, der fragliche Körper doppelt so viel aufnehmen. Dies nun tritt bei dem Atmen in der größten Vollständigkeit ein. Bedarf ein Mensch in der Nähe oder in der Höhe der Meeresoberfläche in einer gewissen Zeit einen Kubikmeter

Mädchen und Frau des Quichnastammes.

atmosphärischer Luft, um die nötigen Veränderungen mit dem Blute des Menschen zu bewerkstelligen, so braucht derselbe Mensch, 4000 Meter über dem Meere atmend, genau doppelt so viel dem Raume nach, also 2 Kubikmeter, um dasselbe zu bewerkstelligen. Allein hiervon hängt noch mancherlei ab. Damit die Lunge eine gewisse Quantität Luft aufnehmen könne, muß sie eine gewisse Räumlichkeit haben, und damit diese Räumlichkeit nicht nur vorhanden sei, sondern auch wirksam werden könne, muß, abgesehen von der größeren Umfänglichkeit der Lunge, auch der Brustkasten, in welchem sie sich befindet, größer, d. h. räumlicher sein. Und merkwürdig genug, die Praxis der Natur bestätigt hier genau, was die Theorie aufstellt; so sehen wir denn diese Andesbewohner mit einem breiten Brustkasten und einem

größeren Rumpf versehen, als derselbe im Verhältnis zum übrigen Körper sein müßte, vorausgesetzt, daß der Prozeß des Atmens in einer dichteren Atmosphäre vor sich ginge, und diese größere Räumlichkeit unterscheidet die Quichuas von den Bewohnern der niederen Lande, deren Brustkasten bei weitem weniger breit, deren Rumpf bei weitem weniger lang ist.

In diesen wenigen Worten liegt eine Beantwortung der oft gethanen Frage: „Können Menschen auf dem Monde leben?" Der Mensch ist ein Geschöpf unter ganz bestimmten Verhältnissen an ganz bestimmte Bedingungen geknüpft. Kann schon der Mensch, so wie er in der Nähe der Meeresoberfläche oder einer dieser entsprechenden Höhe geboren, nicht ohne Unbequemlichkeiten leben, wenn die Masse der Atmosphäre nur einen halb so großen Druck ausübt, als er gewohnt ist, und bildet die Natur denselben freiwillig um, wenn er sich eine Reihe von Generationen hindurch in solchen Regionen befindet, so unterliegt es keinem Zweifel, daß der Mensch in einer Atmosphäre, welche so außerordentlich dünn ist, daß man gar keinen zu großen Fehler begeht, wenn man sagt, sie sei beinahe gleich Null, eine solche Umformung erhalten müßte, daß er überhaupt aufhörte, ein Mensch zu sein. Nehmen wir an, daß nur diese eine Bedingung vorhanden sei, daß der Mensch unter allen Umständen bei gleicher Größe auch gleiche Quantitäten Sauerstoff einnehmen müsse, so würde der irdische Mensch schon auf dem Himalaya einen viermal größeren Brustkasten haben müssen als der Bewohner der Gangesniederungen. Könnte er nur 15 Kilometer über der Erde festen Fuß fassen, so würde sein Rumpf im Verhältnis zu seinen Gliedmaßen 16mal so groß sein müssen als an der niedrig gelegenen Erde Damit hört aber schon der Begriff Mensch auf, denn ein Fleischballon, hohl, um 1 Kubikmeter Luft aufnehmen zu können, mit daran baumelnden Händchen und Füßchen, ist nicht mehr ein Mensch — in wie viel höherem Grade müßte dieses auf dem Monde stattfinden, wo die Höhe der Atmosphäre so gering ist, daß man Jahrhunderte lang geglaubt hat, es existiere keine.

Die Quichuas betreffend, so haben ärztliche Untersuchungen und Messungen an Lebenden und Gestorbenen dargethan, daß eine solche Vergrößerung der Lungen und des Rumpfes wirklich statt hat, und daß Pferde und Hunde, welche von dem Unterlande bis nach den Hochebenen von Quito gebracht, zu ihrem Dienste, d. h. zum Laufen und Jagen, ganz unbrauchbar sind, daß sie engbrüstig erscheinen und diese Engbrüstigkeit selbst durch mehrjährigen Aufenthalt in jenen Gegenden nicht verlieren, daß erst ihre Abkömmlinge im zweiten Gliede dazu brauchbar werden, wozu sie selbst brauchbar waren, so lange sie in Meereshöhe oder nicht weit davon lebten.

In allem übrigen erscheinen die Bewohner jener Höhen den anderen Amerikanern gleich oder sehr ähnlich; allenfalls kann man sagen, daß diese

Abart ungewöhnlich große Nasen hat, vielleicht auch mit dem vorhin Gesagten zusammenhängend, indem die Schleimhäute der Nasen ebenso gut räumlich vergrößert sein müssen als die Lungen, um bei der viel dünneren Luft eine gleiche Riechkraft zu entwickeln.

Die gedachten Quichua-Stämme wohnen auf den grasreichen, aber baumarmen Hochebenen der Andes zwischen den Gipfeln derselben und dem stillen Meere, also auf der Westseite des Gebirges; dagegen giebt es am östlichen Abhange der Andes in derjenigen Provinz des Inka-Reiches, welches die längst ausgestorbenen Herrscher Antisuyu nannten, ein anderes Volk, eine andere Abart desselben, über welches d'Orbigny berichtet, daß es uns die merkwürdigsten Aufschlüsse über die Wirkung klimatischer Verhältnisse auf den Menschen gäbe.

Hier nämlich giebt es keine schattenlosen Plateaus, keine großen, kahlen Bergebenen, auf welchen der Quichua-Hirt mit seinen Herden umherzieht, mitten unter den Trümmern seiner alten Civilisation und den Ruinen seiner Monumente von den dürftigen Produkten seines dürren Bodens lebend — hier wohnt der antisische Wilde am Fuße steiler Felsen und unter großen und prächtigen, schattenreichen Bäumen, deren mächtige Zweige ein großes, hohes Gewölbe bilden, welches die Sonnenstrahlen nicht zu durchdringen vermögen, unter dem Einfluß solcher lokaler Verhältnisse, die das vollkommene Gegenteil von demjenigen sind, was die Natur den Bewohnern der westlichen Ebenen gewährt hat, wenn man nicht behaupten will, daß die äußeren Einflüsse, das Klima und die Lage überhaupt, gar keinen Einfluß auf die Konstitution des Menschen haben.

Die Zahl jener Bevölkerung ist eine geringe, sie soll etwa 15 000 betragen, aber soll trotz ihrer geringen Anzahl so vortreffliche Typen bieten, daß d'Orbigny sagt: „Die Antisier geben uns eine unzweifelhafte Probe von dem Einfluß der Lokalverhältnisse, so sind sie unter anderem fast vollständig weiß, wenigstens im Vergleich mit den Quichuas und anderen Bewohnern der Hochebenen auf der Westseite der Andes, und selbst unter diesem Stamme sind die Familien, welche die freieren, höher gelegenen Ebenen bewohnen, am dunkelsten gefärbt, während diejenigen, welche mitten in den tiefsten Wäldern wohnen, wo sie die Strahlen der Sonne nicht erreichen können, die hellsten von allen Nationen sind.

„Die Statur dieser Völker giebt einen anderen, wichtigen Beweis für diesen Einfluß. Die Bergbewohner sind kleiner, die Bewohner der niedrigen Ebenen größer, und die Formen ihres Körpers sind schön, elegant und doch zugleich kräftig, sie sind stark und lebhaft."

Die helle Farbe dieser Bevölkerung ist so alt, daß ihr Name Yuracarès aus der Quichua-Sprache herrührt (Yuras weiß und Karès Menschen).

d'Orbigny sagt über sie: „Ich glaube in ihrer hellen Farbe die dauernde Wirkung der ununterbrochenen Schatten zu erkennen, in denen sie innerhalb ihrer dichten Wälder leben, welche gleichzeitig fast einen ununterbrochenen Regen veranlassen. Diese helle Farbe der Rassenkreuzung zuzuschreiben, ist darum unmöglich, weil sie bei schweren Strafen sich nicht mit anderen Personen verbinden als mit solchen, die ihrem Stamme angehören, und im Gegensatz zu beinahe allen anderen, welche die weiße Rasse für eine höher stehende halten, glauben sie, daß die Weißen sehr tief unter ihnen stehen."

Etwas Ähnliches kommt auch in dem südlichen Teile der Andes vor, dort, wo die Araukos ihren Sitz haben, also in Chile. Von allen Berichterstattern, welche dasselbe sagen, wollen wir nur Darwin und Fizroy vorführen, denn die älteren Berichte, z. B. die von dem bekannten Berichterstatter Chiles, Molina, schmecken doch gar zu sehr nach den absonderlichen Ansichten jener Zeit, wie z. B.: „Ein Stamm, welcher in der Provinz Boroa lebt, ist rein weiß und rot ohne irgend eine Beimischung von Kupferfarbe."

Aber Kapitän Fizroy, welcher über die Anrokos oder über die Araukanos einen genauen und ausführlichen Bericht giebt, führt auch die Bewohner von Boroa an und sagt: „Ich war sehr überrascht durch die eigentümliche Physiognomie dieser Aboriginer, welche ich während meines Aufenthaltes in Chile sah. Darwin und ich bemerkten, jeder für sich und ohne von einander etwas zu wissen, daß ihre Gesichter an die Porträts von Karl I. erinnerten, dafür muß doch wohl einiger Grund vorhanden gewesen sein. Jedoch machten sie diesen Eindruck nur bei dem ersten Blick, bei näherer Betrachtung verschwand dieser, und ich glaubte eine größere Ähnlichkeit mit der Hindurasse zu erkennen. Ihr Gesicht hat weder die offene Freimütigkeit eines Patagoniers, noch die stupide, lauernde Bosheit eines Feuerländers, wohl aber lag darin ein schwermütiger Zug unterdrückter Kraft und Thätigkeit, welcher sagte: wir sind gebeugt, aber nicht überwältigt.

„Die Araukos teilen sich in viele verschiedene Stämme, welche im Äußeren einander sehr ähnlich sind, ich betrachtete sie mit vielem Interesse, weil ich des schweren Unrechts gedachte, das die Spanier ihren Vorfahren gethan. Am Flusse Cauten lag die Stadt, welche die Reichsstadt genannt wird und in der Geschichte der Araukos berühmt ist. Nahe dabei wohnt der Boroa-Stamm, von welchem manche Individuen lichtgefärbte Augen, helle Farbe, blondes und selbst rotes Haar haben. Ich sah eine von diesen Eingebornen in Valdivia, die zwar blaue Augen, aber dunkles Haar hatte. Sie sagte mir, daß es in ihrem Lande Boroa viele gäbe, die ähnliche Augen hätten wie sie, ferner daß manche rote und weiße Farbe, einige sogar ein wenig rötliches Haar hätten. Ihre Eltern hatten ihr gesagt, daß solche

Leute von den Huinkas abstammten (d. h. wörtlich Meuchelmörder), von den Sträflingen spanischen Ursprungs, welche zur Abbüßung ihrer Vergehen nach verschiedenen Provinzen verwiesen wurden. Ich habe auch aus anderen, sichereren Quellen Ähnliches gehört. Nach anderen Angaben sind diese hellfarbigen Leute Kinder derjenigen Frauen, welche ihre Vorfahren zu Gefangenen gemacht haben, als sie die spanischen Städte eroberten. Viele von diesen Leuten haben wirklich blaue Augen und eine ziemlich helle Hautfarbe, einige wenige haben rotes Haar; aber die beiden Boroanos, welche ich sah, hatten

Frauen und Mädchen aus den Gebirgen von Chile.

allerdings blaue Augen und eine hellere Hautfarbe, aber entschieden schwarzes Haar."

Die Ansicht, welche hier ausgesprochen wird, scheint keineswegs die richtige zu sein, weil die Spanier so dunkelfarbig sind, wie Amerikaner nur sein können. Sollten auch wirklich vor ein paar Jahrhunderten spanische Frauen mit blonden Haaren (was schon allein ein Widerspruch ist) von den Araukanern gefangen worden sein, so mußten deren Abkömmlinge, wenn auch zuerst das Charakteristische der Mutter an sich tragend, doch allmählich wieder zurückgehen auf die Form und Farbe des Stammes, wie aus

Mulatten wieder Neger werden, wenn nicht immer von neuem helles Blut in die Mischung eintritt. Demnächst sind die Gesichtszüge dieser hellfarbenen Frauen ganz die der Araukos von reinem Blut, wie die Zeichnung auf der S. 399 deutlich zeigt, welche araukanische Frauen und Mädchen in ihren gewöhnlichen Beschäftigungen am häuslichen Herde darstellt, und es ist viel wahrscheinlicher, daß die Farbenveränderung von einer vorläufig noch unbekannten Lokalursache herrührt, wie wir Ähnliches ja auch unter den Negervölkern sehen; während die Bewohner von Senegambien 20° nördlich vom Äquator tief dunkelbraun (schwarz) sind, haben die 20° südlich vom Äquator wohnenden eine graue und die Kaffern eine hellbraune Farbe.

Die amerikanische Rasse verbreitet sich auch über das niedrig gelegene Land, über Brasilien und die Guyana, und zwar in einer unglaublichen Menge von kleinen Stämmen. Mehr oder weniger nehmen auch sie alle teil an der äußerlichen Beschaffenheit der amerikanischen Bevölkerung, aber eigentümlich ist bei alledem, je näher sie dem östlichen Meere, dem atlantischen Meere wohnen, desto mehr ihre physiognomische Ähnlichkeit mit den Andes-Völkern verschwindet. Einige derselben entstellen sich durch Tättowieren, andere, wie z. B. die Botokuden, dadurch, daß sie große runde Pflöcke in ihre Ohrläppchen bringen, welche sich allmählich so ausdehnen, daß sie nur noch wie eine Schnur, wie ein sehr dünner Riemen das Stück Holz umschließen, welches hineingezwängt wird. Sie schneiden auch die Unterlippe quer durch und drängen gleichfalls ein rundes Stück Holz da hinein, allmählich so groß werdend, daß es einer mäßigen Tabaksdose gleich wird; wenn die jüngeren nur einen Pflock von einem Zoll Durchmesser tragen, so haben ältere Personen einen solchen von drei Zoll Durchmesser; übrigens thun es nur die Männer, Frauen entstellen oder verzieren ihr Antlitz in der Regel nicht auf diese Weise.

Die Mongolen.

Die Mongolen Nordasiens bilden von der großen Rasse, von welcher wir sprechen wollen, nur einen einzelnen Stamm, oder vielleicht besser gesagt, nur einen Zweig. So wie mit der Bezeichnung „kaukasische Rasse" für die Bewohner von Europa durch Blumenbach, der den vollendet schönen Schädel einer Cirkassierin zu untersuchen erhielt, so war es auch mit der Bezeichnung „mongolisch". Man sollte lieber zurückgehen auf die alten historischen Bezeichnungen Iran und Turan, und man thut es auch seit etwa 20 Jahren, den seit mehreren Jahrtausenden währenden Kampf be-

rücksichtigend, welcher in Asien zwischen Turan und Iran, dem nördlichen und dem südlichen Teile, bestanden hat — nicht mehr, wenn schon bis jetzt nicht viel bessere Bezeichnungen aufgefunden worden sind. Das, was man im Altertume Skythen nannte, gehört zu der Gruppe der turanischen Völker und war in jenen Zeiten ein Muster, gewissermaßen ein Vorbild derjenigen Menschenrasse, welche wir später die mongolische und noch später die turanische benennen sehen. Zu ihr gehören nicht bloß die eigentlichen Mongolen, die Tataren, die Kalmücken, sondern auch die Tunguſen, Türken, Finnen und Samojeden, die Koreaner und Japaneſen, die Tibetaner, Birmanen und Chineſen, die Beringsvölker (Kamtſchadalen, Tſchuktſchen, Eskimos, Aleuten, die amerikaniſchen Thlinkiten), ja die Amerikaner ſelbſt. Die Mongolen ſind alſo namentlich in Aſien verbreitet und herrſchend, teilweiſe auch in Europa und Amerika, ja neueſtens auch in Auſtralien; ſie bilden ein Drittel der ganzen Menſchheit, an 400 Millionen, das will ſagen, unter drei Menſchen gehört immer einer der mongoliſchen Raſſe an.

Peſchel unterſcheidet ſie — wenn wir vom malayiſchen Stamm und den Amerikanern, die er auch noch zu den mongoliſchen Völkern rechnet, abſehen — in

1. Südoſtaſiaten mit einſilbigen Sprachen, zu denen gehören die Bewohner Hinterindiens, diejenigen von Tibet und der ſüdlichen Abhänge des Himalaya und gegen Norden und Nordoſten die Chineſen. „Ihnen allen ſind straffes, ſchwarzes Haar, Mangel an Bartwuchs und Leibeshaar, eine farbige, meiſt ledergelbe Haut und ſchiefgeſtellte Augen eigen. Schmalſchädel gehören unter ihnen zu den größten Seltenheiten; es ſind vielmehr ausgeſprochene Kurzköpfe, Geradzähner, deren Jochbogen vorſpringen.“ Das größte Kulturvolk der mongoliſchen Raſſe ſind jedenfalls die Chineſen, auf welche wir noch ausführlicher zurückkommen.

2. Die Koreaner und Japaner teilen mit den vorhergehenden die Merkmale der mongoliſchen Raſſe, unterſcheiden ſich jedoch von ihnen durch die mehrſilbigen Sprachen.

3. Die Mongolen des Nordens der alten Welt, welche vom ochotskiſchen Meerbuſen bis zu dem europäiſchen Lappland ſitzen und die vielfach mit den Bewohnern des Abendlandes ſich vermiſcht haben. Hierher gehören: wahre Mongolen, Tunguſen, Türken, Finnen, Samojeden.

Ihre Hautfarbe iſt eine gelbe bis gelbbraune; das Kopfhaar iſt ſtraff, ſchwarz, walzenförmig; der Bart und das Leibeshaar ſproßt nur wenig oder fehlt; die Augen ſind meiſtens ſchief geſtellt; die Jochbeine ſtark vorſpringend, die Naſe platt; der Schädel ſehr breit und auffallend niedrig. Dieſe Völker leben von Jagd, Fiſchfang und Viehzucht und haben nachweislich ihre Wohnſitze ſtetig verändert.

4. Nordasiaten, deren Stellung als Rasse noch sehr unbestimmt begrenzt ist. Hierher gehören die Ostjaken am Ob und Jenisei, die Jukagiren in den Tundren am sibirischen Eismeer, die Ainu (d. h. Mensch) auf der Nordhälfte des japanischen Archipels. In dem Schädel den Japanern ähnlich, zeigen diese Völker einen üppigen Bartwuchs, haben buschiges Haupthaar und ein reichliches Haarkleid am ganzen Leibe. Letzteres ist namentlich bei älteren Männern auf Brust und Rücken vorhanden.

5. Die Beringsvölker, zu welchen eine Anzahl nordasiatischer und amerikanischer Stämme gehören, welche die Ufer des Beringsmeeres bewohnen und sich von dort durch Wanderung bis nach Grönland verbreitet haben. Diese Völker zeigen eine rötliche oder bräunliche Hautfarbe, straffes, walzen-

Tschuktschenmädchen.

förmiges Haar, mit einer einzigen Ausnahme Mangel an Bartwuchs und eine beinahe gänzliche Kahlheit am Leibe.

Zu diesen Völkern rechnet Peschel: 1) die Itelmen oder Kamtschadalen, deren Hauptnahrungserwerb der Fischfang, deren Haustier der Hund ist. 2) Die Korjaken und Tschuktschen am ochotskischen Meere bis zur Beringsstraße, sie nähren sich von Fischerei und vom Ertrage ihrer Renntierherden. 3) Die Namollos und Eskimos. Jene grenzen an die Tschuktschen und bewohnen die Küste der Beringsstraße und des Eismeeres; diese, die Eskimos, deren Name „Rohfleischesser" bedeutet und aus der Sprache der ihnen nahen Indianerstämme herrührt, während sie sich selbst In-nu-it (von in-nu, der Mensch) nennen, sind erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts von der atlantischen Küste des östlichen Nordamerika nach Grönland eingewandert. 4) Die Aleuten bewohnen die gleichnamigen vulkanischen

Inseln, welche von den Halbinsel Alaska nach Kamtschatka sich hinziehen. 5) Die Thlinkiten und Vancouverstämme, sitzen vom Süden des Eliasberges an der Küste bis zum Dixonsund und zeigen eine den Südeuropäern ähnliche Hautfarbe. (Thlinkit heißt „Mensch".)

Nach dieser allgemeinen Übersicht der Völker mongolischen Stammes betrachten wir einige der wichtigsten noch etwas näher und beginnen, dem Plane des ursprünglichen Verfassers gemäß, mit den Eskimos. Dieselben bewohnen Grönland, jenes Polarland, welches sich vom Nordpol

Eskimos von der Nordwestküste von Amerika.

aus halbinselartig als mächtige Landmasse zwischen Europa und Amerika in das Polarmeer einschiebt und mit seinem südlichen Ende bis zum 60° nördlicher Breite herabreicht.

Die Eskimos sind äußerst untersetzter und zugleich kleiner Statur. Sie machen den Eindruck einer ungewöhnlichen Fettheit, aber sie sind nur kurz und dick, ihre verhältnismäßig ebenso kurzen Gliedmaßen sind nicht nur ungewöhnlich muskulös, sondern auch sehr kräftig, sehr ausgebildet. Der Kopf ist ziemlich rund, aber so groß, daß er nicht im richtigen Verhältnis mit dem kleinen Körper zu stehen scheint. Das Gesicht ist sehr breit, kurz und flach; die Nase liegt sehr tief, ohne zugleich ungewöhnlich breit zu

sein; die Backenknochen treten stark hervor. Der Mund ist groß, ohne daß die Lippen auffallend dick sind. Die Haare sind natürlicherweise fett, ohne eingeölt zu sein, sind trotz dessen hart, dick und schwarz, der Bart ist schwach. Unsere Zeichnung giebt ein Paar Einwohner des Kotzebue-Sundes, einen Mann und ein Weib. Ihre Farbe ist durch Fett und Ruß und Schmutz so entstellt, daß man sie schwer erkennen wird; hat sich einer derselben bewegen lassen, sich gehörig zu waschen, so nimmt man wahr, daß die Haut schmutzig gelb ist und die Wangen einen Anflug von Rot zeigen. Es ist sonderbar, daß hier eine Ausnahme von der Regel stattfindet, welche uns lehrt, daß die den Polen näher wohnenden Völker die weniger dunkel gefärbten sind.

Ältere und neuere Beobachter geben ein sehr wenig übereinstimmendes Bild von diesen Menschen. Einer der ältesten, der Missionar Cranz, sagt von den Grönländern, daß sie meistens unter 157 cm, sonst aber wohl proportioniert sind. „Ihr Gesicht ist gewöhnlich breit und platt, mit hohen Backenknochen, aber runden und plumpen Wangen; ihre Augen sind klein und schwarz, aber ohne Feuer; ihre Nase ist nicht platt, wohl aber klein und wenig vorstehend; der Mund ist klein und rund und die Unterlippe etwas dicker als die Oberlippe. Der Körper hat über und über eine dunkelgraue Farbe, aber das Gesicht ist braun und blau, nur bei wenigen schimmert das Rötliche durch. Diese dunkle Farbe scheint ganz und gar nicht von der Natur gegeben zu sein, da die Kinder bei der Geburt so weiß sind wie die der Europäer. Sie mag zum Teil von ihrem Schmutz herrühren, indem sie beständig mit Thran und Fett umgehen, in dem Qualm ihrer Lampen sitzen und sich nur selten waschen. Sie haben allgemein kohlschwarzes, langes und straffes Kopfhaar, aber keinen Bart, weil sie denselben ausraufen; ihre Hände und Füße sind klein und weich, aber ihr Kopf und ihre übrigen Gliedmaßen sind groß. Sie haben eine hohe Brust und breite Schultern; ihr ganzer Körper ist fett."

Die Hauptbeschäftigung der etwa 10000 Seelen zählenden Eskimos ist an den Küsten der Herings- und Seehundsfang, im Binnenlande die Renntierjagd. Der kurze Sommer Grönlands ist lediglich zur Verproviantierung für den Winter bestimmt. Nach L. v. Buch hat die menschliche Gesellschaft von diesem Volke keine geistige Bereicherung zu erwarten, da seine Kraft gänzlich durch den Kampf mit der strengen Natur um die kümmerliche Notdurft des Lebens aufgezehrt werde.

Nicht geringe Verdienste haben sich die Eskimos um die Polarforschung erworben, indem sie den Reisenden die Pfade des Eismeeres öffneten und suchen halfen. W. Parry wurde von einer Eskimofrau der Weg zur Fury- und Heklastraße gezeigt; der Eskimo Hans führte Kane bis zum 81.

Breitengrad. „Wenn wir — sagt Peschel — den Berichten der älteren und neueren Seefahrer auf dem Gebiet der nord-westlichen Durchfahrt folgen, und wir sehen ihre Schiffe vor uns in der Gefangenschaft des winterlichen Eises, es senkt sich dann auf sie die arktische Nacht herab, die 3 oder 4 Monate dauern soll, so beobachtet man jedesmal die Bangigkeit, daß selbst der Europäer mit aller seiner Herrschaft über Kraft und Stoff doch jener strengen Natur nicht gewachsen sei und sein Leben und seine Freiheit abhange von der Laune der künftigen Jahreszeit. Wenn dann am Bord der Ruf ertönt: die Eskimos sind angekommen! so ist es uns, als wurden von befreundeter Hand die Türen des arktischen Meeres geöffnet. Wie die Helfer im Dunkeln, erscheinen Wesen unseres Geschlechtes, denen weder die Kälte noch die Nacht ihre Lebensheiterkeit raube, und die vergnügt noch wandern und umherziehen, wo die Natur mit allen Schaudern eines Dante'schen Höllenringes gepanzert erscheint."

Eskimos.

Eine Fortsetzung des Eskimo-Stammes und nur sehr wenig von ihm abweichend findet sich in Kamtschatka und in dem ganzen nördlichen Sibirien bis zu den Lachsessern, wie die Russen sie nennen, und wie wir es von ihnen angenommen haben. Samojeden heißt nichts weiter als: Salmenesser, sie selbst aber nennen sich Khasowo, bewohnen die Ufer des asiatischen Eismeeres vom Jenisei bis zum nördlichen Europa um Archangel und stehen durch die Jakuten und Kamtschadalen mit den amerikanischen Eskimos auf beinahe ganz gleicher Linie. Ihre Abkunft haben sie mit den übrigen Völkern der mongolischen Rasse gemeinsam aus Hochasien; der nördliche Abhang des Altai-Gebirges ist noch von ihnen bewohnt. Die Samojeden zu beschreiben, hieße eigentlich nichts weiter, als das über die Eskimos Gesagte wiederholen, denn sie sind denselben in den meisten Stücken, selbst bis auf die Lebensart gleich. Aber die Jakuten dürften sich in etwas von ihnen unterscheiden. Ihr Wohnsitz ist das nordöstliche Sibirien, zwischen der Lena und dem äußersten Nordmeer; sie sind also die eigentlichen Vermittler zwischen den

Samojeden und den Kamtschadalen oder überhaupt allen denjenigen Völkerstämmen — allen denjenigen Nationen, welche die Ränder des Eismeeres bewohnen. Sie sind aber in eine pfadlose, kalte Wüste zerstreut, welche in dem nördlichen Teile beinahe unter ewigem Schnee liegt, an dem unteren Teile der Flüsse ungeheure Sümpfe und große Weideländer umfaßt, in dem südlichen Teile aber ebenso pfadlose Wälder, nur von wilden Tieren bewohnt, einschließt. Das Klima des Landes, dem sie angehören, könnte man ein schreckliches nennen; die mittlere Temperatur liegt zwischen 7 und 8° C. unter Null. Während der zwei kältesten Monate sinkt die Temperatur so weit herab, daß das Quecksilber hämmerbar ist. Während des kurzen Sommers taut die Oberfläche der Erde zwar auf, und da die Sonne in dieser milden Jahreszeit sehr lange über dem Horizont bleibt, so kann man allenfalls einige mehltragende Gräser von sehr kurzer Vegetationsperiode, wie Gerste u. dergl., anpflanzen, denn bei diesem fast ununterbrochenen Sonnenschein dringt die Wirkung doch beinahe 1 Meter tief, woher denn auch die Möglichkeit rührt, daß Wälder dort, daß überhaupt Bäume existieren, die im gefrornen Boden nicht würden leben können — aber von 1 Meter abwärts bildet die Erde einen festen Felsen, an dem die trennende Art Funken giebt oder zersplittert. Bohrversuche haben übrigens gezeigt, daß selbst hier das Gesetz: daß die Erdwärme bei 30 Meter Tiefe um 1° C. zunähme, seine Gültigkeit hat.

Sie haben nicht mehr aus Holz geschnittene Götter, aber sie opfern doch noch immer einem *sichtbaren* Gott, obwohl sie denselben den unsichtbaren nennen, soweit sie zum Christentume bekehrt sind, d. h. soweit es dahin gekommen ist, daß russische Priester einmal jährlich sie besuchen und den Gottesdienst nach dem Ritus der russisch-griechischen Kirche halten, auch nach diesem trauen und taufen lassen; aber trotz dieser Ceremonien, welche sie gedankenlos mitmachen, und trotz eines unsichtbaren Gottes, an welchen sie glauben *sollen*, hat jede Nation doch eine absonderliche Gottheit, welche immer ein Tier ihrer Gegenden ist, welches sie heilig halten, welches sie auch niemals schlachten oder schießen oder, wenn es ihnen getötet überbracht wird, essen, obwohl sie darin, daß andere es essen, welche nicht ihrer Nation, nicht den Verehrern dieses Tieres angehören, durchaus nichts sie Verletzendes finden. Trotz ihres Christianismus haben sie noch viele andere Gebräuche, welche an das alte Heidentum erinnern, so z. B. hängen sie als Opfer für den unsichtbaren Gott Messing- oder Kupferstücke oder sonstige Kostbarkeiten an einen Baum oder an einen sonstigen Gegenstand, den sie für besonders schön halten, und der dadurch zum Sitz des unsichtbaren Gottes geeignet scheint. Zu ihrem Neujahr, welches sie mit dem Beginn des Frühlings, d. h. am Anfange des April, feiern, kommen sie dann an solcher Opfer-

stätte zusammen, um zu sehen, welchen Erfolg ihre Opferungen gehabt haben. Je mehr von diesen ihrem obersten Gotte gewidmeten Kostbarkeiten abhanden gekommen sind, desto größere Freude haben sie daran, und sie bezeigen dieselbe dadurch, daß sie dieser Gottheit neue Opfer bringen, ihre Pferde schlachten, ihr Trankopfer bieten, indem sie Weihwedel in Kumiß, ein berauschendes Getränk aus Pferdemilch, tauchen und dieses auf die Erde, in die Luft und in das Feuer spritzen, sich selbst aber dabei nicht vergessen, sondern in der Regel zu Viert ein Pferd verzehren und von der gegorenen Milch so viel trinken, daß sie besinnungslos an der Opferstätte liegen bleiben.

Eine jakutische Tänzerin.

Die körperliche Ausstattung betreffend, so ist dieselbe eine ziemlich günstige; sie erreichen bis 2 Meter an Höhe, und es scheint beinahe, als sei Wachstum und körperliches Wohlsein ziemlich parallel laufend mit ihrem Wohlstande und dem Klima, unter welchem sie wohnen. Die mehr südlich hausenden Stämme sind durchweg größer und kräftiger, die Bewohner des Nordens sind die kleineren und weniger gut ausgestatteten, was denn doch wahrscheinlich mit der größeren oder geringeren Fülle der Nahrungsmittel und der Temperatur zusammenhängt. Ihre Farbe ist ein bleiches Braun, ihre körperliche Bildung eine regelmäßige, man möchte fast sagen eine schöne, ihre Gesichtsbildung eine durchaus nicht unangenehme, wie die hier gegebene Zeichnung beweist, eine jener priesterlichen Tänzerinnen darstellend, welche durch ihren Tanz der Gottheit ein Opfer bringen und dadurch sowohl wie durch die übrigen Leistungen, welche sie den Gästen gewähren, ihren Priestern oder Schamanen ein reichliches Einkommen sichern. Die Bekleidung, die wir hier sehen, ist keineswegs die der Jakuten, wohl aber der Tänzerinnen, welche innerhalb der heißen, dunstigen Hütten keiner weiteren Bedeckung bedürfen, wie denn überhaupt diese Nordländer, die eigentlichen Eskimos mit

inbegriffen, alle überflüssige Kleidung von sich werfen, so lange sie sich in der Hütte befinden, welche gewöhnlich eine Temperatur von 40° hat, und sich nur dann, wenn sie auf die Jagd und den Fischfang ausgehen, warm bekleiden.

Der Schnitt ihrer Gesichter erinnert auffallend an den tatarischen Ursprung, ohne ihn jedoch gar zu sehr durch die schräge gestellten Augen zu verraten. Die Gesichtszüge sind überhaupt nicht eigentlich scharf geschnitten und drücken mehr eine behagliche Sanftmut als Leidenschaft und Kraft aus. Die Frauen erscheinen lebhafter als die Männer und machen einen angenehmen Eindruck, so lange sie sehr jung sind, denn zu ihren regelmäßigen Zügen gesellen sich schwarze, sehr feurige Augen und blauschwarze Haare (welche die Männer ganz kurz tragen); aber allerdings sieht man dieses nur bei den jungen Mädchen, weil sie schon leider sehr früh, vor dem zwanzigsten Jahre, durch Falten im Gesicht entstellt werden.

Eine benachbarte Familie, zu dieser großen mongolischen Rasse gehörig, ist die der Baschkiren, welche jedoch durchaus nicht mehr rein zu sein scheint, wenigstens findet man unter ihnen so verschiedene Gestalten und so verschiedene Gesichter wie beinahe bei keiner sibirischen Nation; selbst der ganze Körperbau, nicht bloß die Form des Gesichts, der Schnitt der Augen sind höchst abweichend von einander. Demnächst giebt es blondhaarige, braun- und schwarzhaarige, mit großen runden, mit ovalen, mit kleinen Gesichtern, mit schwachen und mit starken Bärten, von großer, von mittlerer, von kleiner Statur, bald mager, bald fett — das einzige, allen gemeinsame Kennzeichen sind auffallend kleine Augen, von denen man übrigens nicht einmal sagen kann, daß sie durchweg schräg sind.

Manche der älteren Forscher, wie Pallas und andere, betrachten sie trotz dessen als die Urbewohner des südlichen Uralgebirges, sie selbst betrachten sich als die Abkömmlinge der Nogaï-Tataren, welche, lange bevor man die Baschkiren als gesonderten Völkerstamm kannte, jene ungeheuren Strecken bewohnten. In einer gewissen Art ist dieses schon darum wahr, weil ihr jetziger Wohnsitz auf dem Wege liegt, den die kriegerischen Völkerschaften Nord- und Ostasiens einschlugen, als sie Europa überschwemmten.

Ganz nahe mit ihnen verwandt sind auch die Kirgisen oder Kirgis-Kasaken. Der Name Kasak soll einem Tatarenstamm angehören, soll der Name dieses Volkes sein, da derselbe aber mehr als irgend ein anderer räuberisch war, so wurde er mit Räuber gleichbedeutend, und gegenwärtig sagt man allgemein, Kasak heißt Räuber, es ist aber nur so wie ehemals mit Algier, Marokko, Tunis, wo zwar auch früher jeder ein Räuber war, wo das Wort Tunese keineswegs Räuber bedeutet. Aber dieses Räuber- und Wanderleben gefiel den tatarischen Horden anderer Stämme; so wurde der

Name Kasak auch auf diese übertragen, so also auf die donischen Kosaken, welche nicht zu der eben gedachten Familie gehören. Der Name Kirgisen ist nach Radloff dadurch entstanden, daß eine ihrer Horden Kyrk, die Vierzig, eine andere Jüs (Dschüs) die Hundert hieß.

Die Kirgisen bewohnten das Land zwischen dem Jenisei und dem Tom an dem Fuße des Sagangebirges; dort wohnten sie noch, als Sibirien durch die Russen erobert wurde, später aber, als sie am Anfange des 18. Jahrhunderts der Übermacht weichen mußten, zogen sie weiter nach Südwesten und setzten sich an den Grenzen der hohen Bucharei fest.

Diese Kirgisen, noch jetzt ein vollständig wanderndes Volk, bauen kein Land an, selbst nicht einmal ein Stückchen Garten, um Blumen zu ziehen, denn sie glauben, wenn sie sich herablassen, Bauern zu werden und in Häusern zu wohnen, sei es um ihre Freiheit geschehen; nur die ärmsten Kirgisen, welche nicht vom Ertrag ihrer Herden leben können, bauen in den Flußthälern Getreide, sind auch deshalb auf das schlimmste verachtet von den anderen wandernden Kirgisen. Die Länder, welche vom Sir oder vom Jaxartes bewässert werden, scheinen ihr Paradies zu sein. Mit dem beginnenden Frühjahr zieht die ganze Horde fern von dem Flusse rechts oder links von demselben nordwärts, bis im Sommer die Steppe dürr zu werden beginnt, dann wenden sie sich dem Strome zu und gehen wieder nach Süden. Dort würden sie während des heißen Sommers keine Nahrung gefunden haben wegen der zu hohen Temperatur, welche während des Wachstums der Gräser im Norden — im Süden alles verbrennt. Nun rücken sie mit dem beginnenden Herbst und in den Winter hinein nach Süden, wo sie an den schilfreichen Ufern der Flüsse sowohl Nahrung für ihr Vieh (welches wieder die Nahrung der Kirgisen ist) als hinreichendes Brennmaterial finden, um die ganz kurze Zeit der Ruhe ungefährdet zubringen zu können, bis in den ersten Tagen des März die Nordwanderung wieder beginnt. Sie brechen ihre aus Weiden und Birken geflochtenen Hütten ab und wandern damit eine Tagereise weiter, in dieser Entfernung finden sie das Gras noch unberührt, und ihre Herden haben bei einigen Quadratmeilen Raum für eine Woche Futter. Die sofort wieder aufgeschlagenen Hütten werden von neuem abgebrochen, und es wird abermals um eine Tagereise weiter gewandert. Größerer Bequemlichkeit wegen stehen nicht selten diese Hütten auf Rädern und werden von Ochsen an ihren Bestimmungsort gezogen. Ihre Nahrung besteht fast ausschließlich aus Fleisch und tierischen Substanzen, sehr trocknem Käse aus Stutenmilch und Kumiß, gegohrener Milch, welche schwach berauschende Wirkungen hat, mitunter destilliert wird, worauf man das Destillat einer abermaligen Destillation unterwirft, bis es die verlangte Stärke hat.

Die Kirgisen haben die Eigentümlichkeiten, welche man den Mongolen überhaupt zuschreibt, viel mehr ausgeprägt als die Kalmücken. Daß sie krumme Beine haben, ist übrigens kein Rassezeichen, sondern rührt davon her, daß sie fortwährend zu Pferde sitzen. Sie sind nicht so korpulent als die vorhin gedachten und sind überhaupt, wie es den Anschein hat, von reinerer Rasse; ihre Physiognomie ist der chinesischen ähnlich; über den Augen stehen die Knochen vor, dagegen der Nasenknochen, welcher die Augen scheidet, so tief eingedrückt ist, daß die Trennung der beiden Augen beinahe ganz verschwindet und zwischen ihnen keine Erhöhung, sondern eine Fläche, ja beinahe eine Vertiefung liegt. Die Backen stehen weit vor und zwar in solcher Weise, daß man den Knochen nicht wahrnimmt, sondern vielmehr glauben müßte, es hingen große Fleischklumpen an den Wangen, welches einer Mißgestaltung auf ein Haar ähnlich sieht. Der Bart ist kurz und dünn, die Haut hat eine dunkle Färbung, viel mehr durch Sonnenbräunung als von Natur aus, denn auf den durch Kleidern bedeckten Teilen des Körpers sehen sie minder dunkel aus als die Europäer. Die Frauen, welche weniger an die Luft kommen, unterscheiden sich durch die Farbe von Europäern gar nicht.

Ein chinesischer Schulmeister.

Das wichtigste aller Reiche Mittelasiens ist jedenfalls das chinesische, welches die Länder Mandschurei, Mongolei und China umfaßt, in einer Größe, derjenigen Europas gleich, mit einer Einwohnerzahl von 400 Millionen. Dies Reich der „blumigen Mitte“ oder das „himmlische Reich“ umschließt das Stammvolk der ganzen Rasse, die Mongolen, welche die Mongolei bewohnen. Dieses Land und Volk ist neuerlich durch russische Reisende, namentlich durch die Astronomen Fritsche 1873 und durch Prschewalski etwas mehr bekannt geworden. Es ist das Volk, welches man als den Typus der ganzen Rasse betrachtet, daher man auch selbst die Rasse nach ihm benannt hat und die sämtlichen Nationen, welche wir vorhin angeführt haben, in gleicher Weise als ihre Abkömmlinge betrachtet, sowie auch die Japaner und Chinesen, welche an der allgemeinen Ähnlichkeit teilnehmen. Die Schädel dieser Rasse kann man beinahe pyramidal nennen, sie neigen sich in vier Flächen vom Gesicht aus nach oben in einem spitzen Winkel zusammen, und wenn die natürliche Abrundung aller einzelnen Teile nicht vorhanden wäre, so würde diese Form von abschreckender Häßlichkeit sein, wozu noch kommt, daß die Wangenknochen stark hervorstehen, daher die Basis der Pyramide breit, die Nase flach, die Stirn zurücktretend mit dem Gesicht in einer Linie nach oben verläuft. Diese Breite des Hirnschädels an der Basis, wo sich die Sinnesorgane befinden, hält man für den Grund der außerordentlichen Entwickelung desselben. Thatsache ist es, daß Tunguſen, Kirgisen, Mongolen und Baschkiren Geruch, Gehör, Gesicht von solcher Schärfe haben, daß sie sich dreist darin mit den nordamerikanischen Eingeborenen vergleichen können. Ich will nicht davon sprechen, daß sie eine Herde wittern, welche von ihnen über Wind ist; eine große Menge von Tieren nahe bei einander hat eine so entschieden charakteristische Ausdünstung, daß wir sie auch wittern, wenn schon begreiflich nicht auf solche Entfernung wie jene Leute, deren Sinne ununterbrochen und von Kindheit an geübt sind; aber die Mongolen, die Kalmücken ꝛc. wittern einen einzelnen Wolf oder einen Tiger, welcher zur Sommerszeit nicht selten von Indien nordwärts über den 50. Grad hinaus wandert. Ebenso vortrefflich ist ihr Gehör, und ihr Auge erkennt in der Steppe Gegenstände auf eine Entfernung, auf welche der europäische Städtebewohner sie mit einem nur wenig vergrößernden Fernrohr nicht entdeckt. Ob ihr Geschmackssinn auch so ausgebildet ist, wollen wir dahingestellt sein lassen. Das vorher Gesagte aber ist thatsächlich und mag vielleicht von der größeren Räumlichkeit des unteren Gehirnanteils, welcher die Sinne mit Nerven versieht, kommen, wahrscheinlicher aber von der größeren Übung, wie es sich ja auch unzweifelhaft nachweisen läßt, daß Jäger und Seeleute ein viel geübteres Auge haben und Musiker ein viel geübteres Ohr als andere Personen. Beinahe komisch ist

die Ansicht, daß sie von der Natur auf das Reiten angewiesen seien, weil sie krumme Beine hätten, die zum Gehen nichts taugen; jedenfalls verhält sich die Sache gerade umgekehrt. Schon die Kinder von zwei Jahren reiten auf Schafen und großen Hunden und bedienen sich ihrer Füße nur ungern zum Gehen. Kaum halb erwachsen, kommen sie vom Pferde oder Kamel nur herunter, um zu schlafen; darum werden ihre Beine krumm, und weil sie nun gar nicht geübt im Gehen, so können sie nur schlecht gehen und gehen auch nur ungern. Die Mongolen und Tungusen sind im allgemeinen nicht groß, ihre Haare sind schwarz und schwach; die Tungusen reißen das Barthaar aus. Unter den Weibern giebt es welche, die ziemlich angenehme Gesichter haben, die wohl selbst unter Europäern hübsch genannt werden dürften, indessen, wie wir leider auch hier wiederholen müssen, sind die Kennzeichen überhaupt weit entfernt davon, einen allgemein erkennbaren Typus abzugeben, und Beobachter, welche gerade unseren Gegenstand zu dem ihrigen gemacht haben, wie z. B. Jean Barrow, sagen: daß es unter ihnen Männer sowohl als Weiber gebe, welche hellfarbig und blühend aussähen, daß von ihnen manche schöne blaue Augen, hellfarbige Gesichter, gerade oder Adlernasen, braunes Haar und starke buschige Bärte hätten und bei weitem mehr das Ansehen der jetzigen Griechen als das der Mongolen besäßen.

Im Süden der eigentlichen Mongolei liegt das tibetanische Hochgebirge, im Süden und Osten hiervon wiederum China und Japan. Diese ungeheuren Landstrecken, im ganzen vielleicht von 400 Millionen Menschen bevölkert, gehören alle einer und derselben Rasse an, alle derjenigen, welche man die mongolische nennt (immer vorausgesetzt, daß man die Einteilung festhält, welche wir der bequemeren Übersicht wegen bisher festgehalten haben). Der allgemeine Charakter ist nicht zu verkennen, das Gesicht ist in der Gegend der Backenknochen breit und geht von oben nach unten schärfer zu als bei anderen Rassen, und das Auge hat die Eigentümlichkeit, nach innen zu, nach der Nase hin, nicht einen spitzen Winkel, sondern eine vollständige Rundung zu bilden, so daß das obere und das untere Augenlid sich in einer unterbrochenen elliptischen Linie aneinander schließen.

Sehen wir von dieser Eigentümlichkeit ab, so hört das Charakteristische fast ganz auf. Linné nennt den Chinesen „homo macrocephalus monstrosus Chinensis“ (den großköpfigen, monströsen Chinesen, eine Bezeichnung, welche sich nur dadurch entschuldigen läßt, daß Linné niemals einen Chinesen gesehen, sondern die Rasse überhaupt nach schlechten Beschreibungen charakterisiert hat).

Abel Remusat hat von diesen Monstrositäten nichts bemerkt und ver-

sichert, daß es Leute gäbe nicht nur von schöner Farbe, sondern überhaupt so wechselvoll, als man es nur unter der europäischen Rasse findet. Die Chinesen haben im allgemeinen eine mittlere Größe, aber sie erscheinen deshalb klein, weil sie eine auffallende Neigung haben, dick, d. h. fleischig, fett zu werden. Es mag dieses von ihrer sehr bequemen Lebensweise herrühren; Arbeit ist ihnen etwas Abscheuliches und zugleich etwas Entehrendes. Die Japaner, welche dieses Vorurteil nicht in diesem Grade haben und doch offenbar derselben Rasse angehören, sind nicht zum Fettwerden geneigt und mögen daher auch nicht so klein als die Chinesen nicht sowohl sein als scheinen. Die Farbe ist, wie wir bereits gesehen haben, sehr verschieden und hängt ganz und gar von der Lebensweise dieser Menschen ab, so daß, wie überall, die Bebauer des Landes immer von einer dunkleren Farbe als die Bewohner der Städte sind. Über die Farbe der Frauen läßt sich kaum ein Urteil fällen, denn sie schminken sich weiß und rot in einem solchen Grade, daß selbst das Schminken an europäischen Höfen, wo es zur Hoftracht gehört, keine Idee davon giebt. Wird es dagegen einem Reisenden vergönnt, eine Chinesin etwa im Bade zu überraschen, so kann er wahrnehmen, daß die oben aufgestellte Behauptung, die Farbe sei nicht dunkler wie die der meisten Europäer, vollkommen gerechtfertigt ist. In den sogenannten Theehäusern kann man die Chinesin sehen, wie sie wirklich ist. Diese Theehäuser sind zum Vergnügen der Männer eingerichtet, und dort hat der Mann das Recht, ein Mädchen, das ihm gefällt und das er gut zu bezahlen gedenkt, so zu sehen, wie die Natur dasselbe geschaffen hat, eine Möglichkeit, welche sich der Forscher in solchen Dingen gewiß nicht entgehen lassen wird. Wie wenig jene übertriebenen Schilderungen mit der Wahrheit übereinstimmen, hat der Besuch der japanesischen Gesandtschaft an den europäischen Höfen gezeigt. Niemandem würde eingefallen sein, daß sie jener so sehr verschrieenen Rasse mit den vorstehenden Backenknochen, dem dreieckigen Gesicht, dem pyramidal gestalteten Schädel und den schräge aufwärts geschlitzten Augen angehörten. Sie hatten keine Röte auf den Wangen, dieser charakterisierende Teil der Schönheit gehört allerdings den Europäern an; aber sie hatten doch auch keine dunklere Farbe als die ländliche Bewohnerschaft von Süddeutschland und waren heller als Griechen, Sicilianer, Portugiesen und Andalusier, wie denn überhaupt die Farbe ein sehr schlechtes Rassenkennzeichen ist, wie wir an der kaukasischen Rasse selbst wahrnehmen, welche von da, wo sie in dem blonden Schweden oder Dänen ihre hellste Schattierung zeigt, zum Braun des Mauren und zum dunkelsten Braun (beinahe Schwarz) des Abessiniers und des Indiers geht.

Die Japaner sind nach unserer Anschauung von ihnen und nach den Erzählungen der neuesten Reisenden wohlgewachsen, kräftig, wenn schon nicht

so wohlgeformt wie die Deutschen, sie sind aber selten fett und dick, sondern durchweg schlank und muskulös. Nur die eigentlichen Feldarbeiter, welche bei ihren Verrichtungen den Oberkörper jederzeit unbedeckt lassen, sind braun, und dies würde bei dem süddeutschen Bauern, ja bei dem norddeutschen Bauern unter gleichen Umständen ebenso sein. Nur die Augen unterscheiden sie in entschiedener Weise von den Europäern, und zwar, wie bereits bemerkt, durch die etwas geneigte Stellung derselben, teils und vorzüglich durch die innere Rundung der Lider. Unter den Frauen und Mädchen giebt es welche, die man überall, selbst in den feinsten Gesellschaften Europas, für Schönheiten halten würde. Der Kopf ist allerdings bei den meisten etwas zu groß, die Augenbrauen stehen etwas höher, der Hals ist etwas kurz, aber wiederum nur bei den Männern, denn das weibliche Geschlecht ist schön und schlank gestaltet. Die Haare scheren sich die Männer ab, dagegen lassen sie den Bart stehen, worin sie sich von den Chinesen auffallend unterscheiden.

Das weibliche Geschlecht setzt dagegen großen Stolz in den Reichtum und in die Pflege der Haare. Wenn es auch sonst keinen Schmuck trägt, so hat doch das Haar allerlei dergleichen aufzuweisen. Bei unserer Figur (s. die Zeichnung S. 415) sehen wir nicht nur dieses geschmückte Haar sondern erkennen auch die eigentümliche Stellung der Augen und deren Form, sowie wir gleichzeitig wahrnehmen können, daß der Maler versucht hat, durch die Haltung des Schattens und Lichtes uns die geringe Färbung der Haut zu veranschaulichen. Wie bereits bemerkt, ist diese Färbung allerdings höchst verschieden, aber sie muß im allgemeinen weder als eine braune, noch als eine olivenfarbene, sondern als eine wechselvolle bezeichnet werden, die sich genau genommen von der europäischen wenig unterscheidet, und höchstens darin, daß der Ton ein anderer ist als der europäische.

Als ein Mittelglied zwischen der echt mongolischen und der japanischen Varietät könnte man diejenige anführen, welche die Halbinsel Korea bewohnt. Diese Leute haben aber einen stärker ausgeprägten Charakter als die Japaner, man würde sagen können, sie näherten sich den Chinesen, wenn sie die Neigung zum Dickwerden hätten; dies findet jedoch keineswegs bei ihnen statt, ihr Körperbau ist robust, man könnte beinahe sagen breit und grob, sowie auch der Gesichtsausdruck der mongolische ins Grobe übersetzt genannt werden könnte.

Gewöhnlich wird die Schiefstellung der Augen als ein ganz besonders feststehendes Zeichen der mongolischen Rasse betrachtet. Siebold, welcher sich lange in Japan und den angrenzenden Ländern aufgehalten hat, sagt: dasselbe sei nur scheinbar und beruhe auf einer eigentümlichen Gestaltung des Stirnbeins und der Gesichtsknochen. Der Augenbrauenbogen bildet eine Art von Wulst, welcher keineswegs die Scharfkantigkeit hat wie beim

Europäer, sondern breit und flach ist und sich nach der Mitte zusammenneigt und unter der Glabella über dem Nasenbein vereinigt. Hierdurch erscheinen die Augenbrauen schräg liegend; da nun zugleich die Backenknochen seitlich weit hervorstehen, wodurch das Gesicht an Breite gewinnt — so scheinen die Augen tiefer zu liegen und nehmen jene schräge Stellung an; übrigens erklärt Siebold, daß die Bewohner von Korea so viel Abweichendes hätten, daß er glaube, sie seien Mischlinge, sie seien nicht mehr eine reine Rasse oder eine Varietät einer solchen.

So wie die mongolische Rasse sich mit ihrem Ursitz in Hochasien nach Norden und Osten verbreitet hat, so hat sie sich auch nach Westen ausgedehnt. Ein ungeheurer Menschenstrom hat sich schon früh von Osten her über Europa ergossen, nicht nur nach Norden, wo die Finnen in Gesichtsbildung und Farbe ihren mongolischen Stamm verraten, sondern weiter südwärts über die Ukraine, Littauen und Polen, über Böhmen und Ungarn, woselbst durchweg ihre Formen gefunden werden, indessen sie weiter nach Westen in Deutschland, Frankreich und Italien, wohin sie unter Attila gelangten, erloschen sind.

Wir dürfen nicht auf die Geschichte der mongolischen Rasse zurück-

gehen, um hier nicht in ein Gebiet einzugreifen, was uns späterhin beschäftigen wird, aber wir dürfen wohl sagen, daß schon aus dem griechischen Altertum die Tataren mongolischer Abkunft unter dem Namen der Skythen bekannt sind und daß jene entsetzlichen Stämme, welche imstande waren, das Weltreich Rom an den Rand der Vernichtung zu bringen, und daß ferner jene furchtbaren Horden, die sich über das byzantinische Reich ergossen und den südlichen Teil von Europa, Griechenland, die Ufer des schwarzen Meeres sowohl als Kleinasien überschwemmten, mongolischen Ursprungs waren. Wir pflegen dieselben Türken zu nennen; allein dies ist nichts weiter als eine germanisierte Verdrehung des chinesischen Wortes Thu-Kiu, welches denjenigen Hiong-Nu-Stamm bezeichnet, der sich von seinem Hauptstamm absonderte, seinen Sitz an dem Gebirge Thu-Kiu nahm und davon selbst den Namen behielt.

Dieser abgesonderte Zweig des großen Stammes zeichnet sich durch einen ovalen Kopf, ein Gesicht mit frischer Farbe und schönen, regelmäßigen Zügen, durch schwarze, lebhafte Augen, eine fein gebogene Nase und durch fein geschnittene Lippen aus. Die Türken sind durchschnittlich von mittlerer Größe, kräftig gebaut, aber nicht zum Fettwerden geneigt. Das Haar pflegt dunkel zu sein, die Männer rasieren dasselbe vollständig ab, pflegen dagegen den Bart mit um so größerer Sorgfalt. Die Weiber haben schönes, langes Haar und halten viel darauf; der Ausdruck ihrer Gesichter ist lieblich und mild, wird jedoch durch allerlei Schminken sehr gestört.

Der Völkerstamm, dessen Ausläufer sich über die westlichen Lande ergossen, welches davon den Namen der Türkei (Turkistan) hat, befindet sich noch unter dem Namen der Uzbeken in den acht Provinzen des Belutgebirges, deren Hauptstadt Bokhara ist. Alle die Stämme, welche den Süden des gewaltigen russischen Reiches bewohnen, werden von den Russen Turkomanen genannt; aber alle diese Zweige weichen beträchtlich von einander ab, und man findet alle Zwischenstufen der Gesichts- und Körperbildungen zwischen den auffallendsten mongolischen und den schönsten europäischen Typen.

Dasselbe gilt von dem ugorischen oder ugrischen Zweige. Nachdem im 5. Jahrhundert Attila über Europa gekommen war, zogen ihm nach die ugrischen Völkerschaften, von jenseits der Wolga herkommend, es waren die Onoguren, die Soraguren und die Urogen, von denen die erstgenannten die mächtigsten gewesen zu sein scheinen, daher sie auch ihren Namen dem Lande gegeben haben, in welches sie zogen, das Land der Onoguren oder Uguren oder Unguren. Man glaubt noch heutigen Tages Spuren der großen Lager zu erkennen, welche die einwandernden Völker, die Hunnen und nach ihnen die Uguren, in den weiten, grasreichen Ebenen aufgeschlagen

haben. Riesige, viereckige Umwallungen von solcher Ausdehnung, daß die zahlreichste Horde darin Platz gefunden hätte, und von solcher Höhe, daß ein Jahrtausend, welches seit der Einwanderung vorübergerollt, sie nicht geebnet hat. Ein anderer Stamm scheint weiter nördlich gewandert zu sein und die Ukraine und die uns näher liegenden Länder besetzt zu haben. Wenn auch in den Gesichtszügen die Ähnlichkeit der Abstammung nicht verkannt werden kann, so ist doch die Sprache so weit von der ungrischen verschieden, daß nur eine entfernte Ähnlichkeit gefunden werden kann, wie es denn auch niemandem beikommt, die ungrische Sprache zu den slavischen zu zählen. Inwiefern unter solchen Umständen eine Verwandtschaft möglich ist, müssen wir dahingestellt sein lassen, die äußeren Kennzeichen aber sind allerdings bei beiden so nahe aneinder stehend, sie sind einander so sehr ähnlich, daß man immer von neuem dazu geführt wird, sie als gleichen Stammes zu betrachten.

Die Mittelländer oder Kaukasier.

Wir haben bereits gesehen, daß die Bezeichnung Kaukasier eine durchaus zufällige ist, sie ist auch vielleicht eine ganz ungerechtfertigte, denn der Kaukasus wird bewohnt von Völkern, welche bei weitem mehr den asiatischen Nationalitäten als denjenigen entsprechen, welche wir in der Regel mit dem Namen der kaukasischen bezeichnen. Im Kaukasus selbst wohnen die Abassen und Cirkassier, hauptsächlich Hirten und Räuber, die Kabardiner, ferner die Tschen-Tschengi, die Junguschi, die Avaren, die Lesghier ꝛc., von welchen allen man wie von den beiden erstgenannten sagen muß, sie seien Räuber und Hirten; alle haben eine entschiedene Form- und Sprachverwandtschaft mit den finnischen Nationen, woraus hervorgeht, daß gerade die Bewohner des Kaukasus nicht Kaukasier sind, also die Bezeichnung Kaukasier für die weiße, für die europäische Rasse eine durchaus falsche sei. Es soll damit das Verdienst Blumenbachs durchaus nicht angegriffen werden, man wußte es am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunders nicht besser. Man giebt den Völkern dieser Rasse gegenwärtig den Namen Mittelländer, um dadurch anzudeuten, daß sie das mittelländische Meer umwohnen. Daraus folgt, daß hierher gehören fast alle Europäer, soweit sie nicht mongolenähnlich sind (siehe oben), alle Nordafrikaner, sofern sie nicht der Negerrasse angehören, und sämtliche Vorderasiaten nebst den Iraniern und den Hindus, im ganzen circa 400 Millionen Menschen oder etwa $^1/_3$ der ganzen Menschheit. Die vorherrschende Schädelform der Mittelländer

steht in der Mitte zwischen den Lang- und Kurzköpfen, und sie kann also mesocephal oder mittelköpfig genannt werden. Die schiefen Zähne, ebenso die vorstehenden Backenknochen anderer Rassen fehlen hier gänzlich. Die Hautfarbe ist bei den nördlichen Völkern ganz hell, bei den südlichen wird sie gelb, ja bei den Nordafrikanern, Arabern, Zigeunern rot und braun. Das Kopfhaar ist geschmeidig, gelockt, im Querschnitt oval, nie walzenförmig, und so lang wie bei den Mongolen, auch nicht so kurz, straff und walzenförmig wie bei den Negern. Der Bartwuchs ist üppig. Die Nase zeigt stets einen hohen Rücken und wird nie platt- oder breitgequetscht wie bei den Negern oder Mongolen, die Lippen sind schmal, nie wulstig; edle Gesichtszüge sind viel häufiger als bei anderen Rassen, ja diese selbst anerkennen, wie Rohlfs von den Negern des Sudan angiebt, daß eine Frau mit kaukasischen Gesichtszügen als Schönheit gelte. Die Sprachen aller Mittelländer sind hoch entwickelt.

Gegenwärtig werden die Mittelländer in drei Hauptstämme gruppiert:

1. Die Hamiten, welche ganz Nordafrika bis zum Sudan sowie die Küstengebiete Ostafrikas bis jenseits des Äquators bewohnen und sich wieder in drei Äste teilen, die Berber, Altägypter und Ostafrikaner. Die Berber in Marokko nennen sich Masig, im Mittelgebiet der afrikanischen Wüste Tuârik, in Algerien Kabilen, in Tunis Suawua (Zuaven). Den Berbern an die Seite zu stellen sind die Tuben im südlichen Fessan, die Dasa bis an den Tsadsee und am Wadai. Die Altägypter sind am meisten vertreten durch die Fellachen, die Bauernbevölkerung am ägyptischen Nil, dann im nubischen Nilthale die Barâbra. Zu den ostafrikanischen Hamiten rechnet man die wandernden Stämme zwischen dem oberägyptisch-nubischen Nil und dem roten Meere.

2. Die Semiten. Dieselben bewohnen Vorderasien und Teile von Ostafrika und teilen sich in nördliche und südliche. Zu ihnen gehören die Araber, die Chaldäer, Syrer und Juden.

3. Die europäischen Völkerstämme von unbestimmter Stellung. Dieselben gleichen den Mittelländern in Bezug auf die Körperbeschaffenheit, unterscheiden sich jedoch durch ihre Sprachen. Es sind 1) die Basken, die Bevölkerung eines kleinen Küstengebietes im Norden der pyrenäischen Halbinsel (zwischen Bilbao und Bayonne), bei den alten Geographen Iberer; man hält sie für die ältesten Bewohner Europas. 2) Die Kaukasusvölker, welche den nördlichen Abhang des östlichen Kaukasus bewohnen und deren verschiedene Stämme (Awaren, Kasikumücken, Akuscha, Kürina) teils als Dagesthaner, teils als Misdscheghen (Tschetschenzen) teils als Abchasen und Adige oder Tscherkessen angesprochen werden.

4. Der indo-europäische Stamm. Derselbe gliedert sich zunächst in

zwei Äste, denjenigen der asiatischen und der europäischen Arier. Zu der asiatischen Hälfte, auch der arischen im engeren Sinne genannt, gehören 1) die brahmanischen Inder und die Iranier, nach der gemeinsamen Ursprache auch Sanskritvölker genannt; 2) die Völker, welche das Zend, die Sprache des Aveſta oder der altpersischen heiligen Schrift sowie der Keilinschriften geredet haben oder doch zu ihr in Beziehung stehen; 3) die Kurden, auf dem Randgebirge Irans und den Höhen Armeniens, die Osseten des Kaukasus, die Belutschen und Afghanen; 4) die Tadschicks in Westturkistan, die iranisch redende Bevölkerung der Khanate Chiwa und Bochara, ferner des russischen Samerkand und Kokand; 5) die Armenier, welche die Indo-Asiaten mit den Indo-Europäern verbinden.

Die europäischen Arier spalten sich in Nord- und Südeuropäer. Jene sind zu unterscheiden als Letten und Slaven einerseits, Germanen andererseits. Zu den Slaven die Russen, die Slovenen, die Croatier, Serbier, Bosnier und Herzegowiner; dann weiter westlich die Wenden, Polen, Tschechen und Slovaken.

Der germanische Stamm verästelte sich in die Gothen, Nord- und Südgermanen. Obwohl die urgothische Sprache nur noch in Ulfilas' Bibelübersetzung erhalten blieb, hat sich die altnordische erhalten bei den Skandinaviern und Dänen. Die Südgermanen spalten sich in die Mundarten Nord- und Niederdeutschlands, das Friesische, Sächsische, Angelsächsische, Plattdeutsche, Holländische und Vlämische und in diejenige Mittel- und Oberdeutschlands, welche seit der Reformation allgemein in Aufnahme kam.

Die Südeuropäer zeigen eine mannigfachere Verästelung, und zwar in Griechen, Albanesen, Italiker und Kelten. Als Abkömmlinge der lateinischen Römersprache sind das Italienische, Ladinische, Rumänische, Portugiesische, Spanische, Catalonische, Provençalische, Nordfranzösische zu nennen.

Wie aus dem oben Mitgeteilten ersichtlich, ist es die Sprachverwandtschaft, welche zuerst von Franz Bopp erkannt wurde, aus welcher auf die Familienverwandtschaft dieser Stämme geschlossen wird. Aus dem arischen Sprachstamme bildete sich einerseits das Sanskrit und Zend, andererseits das Griechische, Lateinische und Keltische, das Slavische, Germanische und die damit in Verbindung stehenden Tochtersprachen.

Liegt auch die Urheimat dieser Rasse und Sprache wahrscheinlich im südwestlichen Asien, so ist es doch wenig mehr als Vermutung, dieselbe am Fuße des sagenberühmten Ararat oder am Kaukasus zu suchen.

Die allen Tochtersprachen gemeinsamen Wurzeln lassen Schlüsse auf

die Urzeit der Indoeuropäer thun, welche zeigen, wie dieselben bereits im graueſten Altertum „den Acker bauten, ihn mit Rindern pflügten, Wagen mit Rädern gebrauchten, Milchwirtſchaft trieben und Waſſerflächen mit Ruderbooten, nicht mit Segelkraft befahren. Da gemeinſame Wurzeln in der Bezeichnung der verſchiedenſten indo-europäiſchen Sprachen für Schnee und Winter vorliegen, ſo dürfte man das alte Heimatland auch wohl nicht in die Afrika nächſten Teile Aſiens mit einer milden Regenzeit an Stelle des Schneewinters rücken." (O. Peſchel, Völkerkunde.)

Wie eine große, in ſich ſelbſt zurücklaufende Kette erſcheint uns die Sippe indo-europäiſcher Sprache: „an das nächſt vereinte Indiſch-Iraniſche fügt ſich der Ring des Letto-Slaviſchen, an dieſen reiht ſich das Germaniſche und ſo ferner das Keltiſche, das Italiſche, bis ſich der Ring der griechiſchen Mundarten wieder durch einige uns faſt ganz verloren gegangene Mittelglieder verknüpft mit dem Indiſch-Iraniſchen." (Delbrück, Einleitung in das Sprachſtudium. 1880.)

Der indo-europäiſche Stamm iſt als wahrer Typus der Mittelländer zu bezeichnen, da bei ihm die Raſſenmerkmale am ſchärfſten ausgeprägt ſind. Nur ein Aſt — die Hindu — macht davon eine Ausnahme, da er ſeine Reinheit durch Vermiſchung mit den Dravidas verlor.

Nachdem wir ſo einen Überblick der Raſſe, welcher wir ſelbſt angehören, erhalten haben, wollen wir mit dem urſprünglichen Verfaſſer dieſes Buches noch einige Notizen über einige Hauptſtämme beifügen. Unter den kaukaſiſchen Stämmen intereſſieren vorzugsweiſe zwei: die Armenier und die Georgier. Die letzteren machen die Hauptbevölkerung des Gouvernements Tiflis und Kutais aus. Sie leiten ihre Abſtammung von einem Sohne des Noah, von Thargamos (nach anderen nicht einem Sohne, ſondern einem Enkel des Noah, Kartlos). Nachdem ſich bei dem Turmbau von Babel die Sprachen verwirrt hatten und die Menſchen ſich nach allen Seiten zerſtreuten — ſo lautet die Sage — ging auch Thargamos mit ſeinem ganzen Stamme von Kindern, Enkeln ꝛc. nach Ararat und ließ ſich zwiſchen dieſem Gebirge und dem Maſiſi nieder, woſelbſt die Nachkommen 600 Jahre wohnten. Allmählich wurde ihre Zahl ſo groß, daß ſie in den gedachten engen Grenzen nicht mehr Raum hatten und ſich nun über Kleinaſien bis zum Kaukaſus ausdehnten. An deſſen ſüdlicher Grenze wohnen ſie noch, ſie ſollen die ſchönſten Menſchen der Erde ſein und ſollen hinter keiner Nation von Europa an Schönheit zurückſtehen. Die Männer ſollen meiſtenteils von großer Statur und herkuliſchem Körperbau ſein, ſie haben beſonders in den höheren Ständen ein wahrhaft ſchönes und edles

Aussehen. Ihre Hände und Füße sind klein und zart gestaltet, aber ihre Arme haben eine ungewöhnliche Kraft. Ihre Farbe ist weiß, ihr Haar braun, auch schwarz, sie haben regelmäßige Gesichtszüge, und man findet bei ihnen weit mehr Schönheiten (männliche wie weibliche) als bei irgend einem anderen Volke. Ihre Augen sind gleichfalls braun oder blau,

Ein georgisches Fürstenpaar.

ihre Wimpern ungewöhnlich lang; das Haar bei den Männern ist gelockt und schwarz oder blond, das Haar bei den Weibern ist ungewöhnlich fein und sehr lang. Sonderbar muß es bei den hier angeführten Kennzeichen, welches die allgemeinen sind, uns vorkommen, daß man gerade diese Typen in Georgien nicht für schön hält. Soll ein junges Mädchen für schön gelten, soll es für 20 000 Piaster (à ca. 43 Pf.) verkäuflich sein für

den Harem irgend eines Pascha, so muß dieses Mädchen nach georgischen Begriffen schön sein und dann sehr kleine Füße, kurze und dicke Schenkel, noch dickere Hüften, einen fetten Leib, breite Schultern, einen kurzen Hals, ein kugelrundes Gesicht und brennend rote Haare haben.

Nun giebt es auch dergleichen Schönheiten, und glücklich ist derjenige, der sie besitzt, sowohl der Käufer (denn seiner warten Paradiesesfreuden) als auch der Verkäufer (denn er ist im Besitze solcher Schönheit ein reicher Mann). Die Händler suchen sein Haus auf und überbieten einander; was kann ein Vater mehr wünschen! Aber gerade diese Schönheiten, wenn sie

Ararat.

auch nicht nach unserem persönlichen Geschmacke sein sollten, sind gar zu charakteristisch für die Rasse, welche Europa bewohnt, als daß man nicht aus dieser Eigenschaft einen Beweis dafür hernehmen sollte, daß die Europäer und die Georgier zu einer Rasse gehören; in keiner nämlich so sehr als in eben dieser kommen so auffallende Verschiedenheiten vor im Wuchs, in der körperlichen Ausstattung überhaupt, in der Farbe des Haares, der Augen ꝛc.

In dem Hochlande Armenien, dem Sitze der Armenier, liegt der sagenumwobene Ararat. „Seine isolierte Lage und seine imposante Erscheinung haben ihn seit der Urgeschichte der Menschheit mit einem geheimnisvollen Schleier von Legenden und Sagen umgeben. Eine Menge Ortschaften

in seiner Nähe tragen noch in ihrem Namen Spuren der Noachischen Tradition; so heißt das einzige Dorf, welches an seinem Abhange liegt, Aghurri: „er pflanzte die Rebe"; Nachitschewan, der Ort, wo Noah das Thal betrat, bedeutet: „er stieg zuerst herab", und der Name Eriwan, richtiger Jerjewan ausgesprochen, bezeichnet den Ort seiner dauernden Niederlassung. Das Grab Noahs wird bei Nachitschewan gezeigt und steht bei Armeniern und Tataren in hoher Verehrung. Merkwürdig bleibt hierbei, daß, während die biblische Tradition in aller Munde blieb, der Name des Berges sich gänzlich verlor; der anwohnende Armenier kennt ihn nur als „Massis Lêru", der Tatare als „Aghry Dagh" (Lêru und Dagh heißt Berg); nur das Kloster Etschmiadzin hat in seiner Wochenschrift den Namen Ararat wieder aufgenommen." (Thielmann, Streifzüge im Kaukasus ꝛc. 1875.) Der Ararat besteht nach Thielmann aus zwei Kegeln, die bis zu 2600 m Höhe durch einen Rücken miteinander verbunden sind und sich erst von dort trennen als großer und kleiner Ararat. Letzterer strebt von dem Rücken im Winkel von 45 ° als Kegel empor bis zu seinem gerundeten Gipfel, welcher jetzt den gemeinsamen Grenzpunkt Rußlands, Persiens und der Türkei bezeichnet. Der große Ararat hat dagegen unregelmäßige Formen, seine höchsten Abhänge von 4352 m an sind mit Gletschern und Firnschnee bedeckt.

Das Imposante des Ararats liegt nicht in einem schroff ansteigenden Kegel, denn im Gegenteil die Steigung ist allmählich, sondern darin, daß er sich aus einer ihn viele Kilometer breit umgebenden Ebene ohne Vorberg zur Höhe von 4645 m erhebt; da das davorliegende Aralych bereits 800 m Höhe hat, so beträgt seine Gesamthöhe 5155 m.

Die Bewohner des ganzen umliegenden Landes sind vorwiegend Armenier, ein christliches Volk, welches seit langem unter türkischer, russischer und persischer Oberhoheit steht. Sie haben die Merkmale ihres Stammes: gekrümmte, fleischige Nase, dicht zusammengewachsene Augenbrauen, in großer Treue konserviert, auch kennzeichnen sie sich durch ihre Kleidung und Lebensweise. Alle Reisenden schildern die Armenier als schöne Gestalten, von regelmäßigem Wuchs mit regelmäßigen Gesichtszügen. Bei den umwohnenden Völkern sind die Armenier nicht beliebt, ja sie betrachten es als Schande, wenn man sie für Armenier hält. „Ihre Verschmitztheit, ihre Falschheit und Geldgier sind zum Sprüchwort geworden." In der ganzen Körperhaltung liegt etwas so gleichzeitig Vornehmthueriges und Kriechendes, daß man es kaum fassen kann, wie zwei so verschiedene Geistesrichtungen sich vereinigen können.

Ihre körperliche Bildung ist durchaus schön, klassisch könnte man beinahe sagen, sie sind aber in eine Richtung gezwängt, durch die Eroberer

ihres Landes zurückgedrängt, welche der geistigen Entwickelung, vor allem der Entwickelung zum Edleren entgegengesetzt ist; es sind die Juden des Orients, zurückgewiesen auf den Geldgewinn, auf den Handel, auf die Vermittelung zwischen dem Begehrten und dem Begehrenden, und sie suchen vom einen wie vom anderen nach besten Kräften Vorteil zu ziehen. Nun ist dieses zwar eine rein menschliche Eigenschaft, der Mensch übt dieselbe, wo er auch sei, und wer er auch sei, kein Stand ist davon ausgenommen. Wenn aber ein Mensch oder ein Volk, ein Volksstamm sich ganz ausschließlich mit diesem Gewerbe beschäftigt, so erhält dieser Stamm dadurch ein Gepräge, welches durchaus nicht vorteilhaft ist, und dieses Gepräge ist es, welches man auf widerwärtige Weise vorwaltend bei den Armeniern findet. Überall spricht sich die List, spricht sich der Wunsch, Vorteil zu erlangen, d. h. den anderen gleichzeizig zu übervorteilen, aus. Kein vernünftiger Mensch wird es dem Kaufmann verdenken, wenn er die Waren seines Lagers teurer verkauft, als er sie einkauft; man wird im Gegenteil sagen, er sei ein Narr, wenn er es nicht thäte, er wendet ja seinen Besitz, sein Vermögen daran, und wenn auch Antonio in Shakespeares Kaufmann von Venedig sagt: „Wann nahm je Freundschaft Zins für unfruchtbar Metall?“ so sagt doch auch Hansemann: „In Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf,“ und gewiß hat er hierin recht, und der Kaufmannsstand ist gerechtfertigt. Wenn aber eine ganze Abart einer Rasse lediglich und ganz ausschließlich davon lebt, nicht nur Vorteil zu nehmen, sondern die Menschen zu übervorteilen, so ist dieses allerdings etwas sehr weit von dem Verschiedenes, was wir erlaubt nennen müssen, es gewinnt nicht nur etwas Widerwärtiges und Gehässiges, sondern etwas durchaus Gemeines, und das ist es, was sich auch in der Physiognomie der Armenier und derjenigen Volksstämme ausspricht, welche sich, ausschließlich aller anderer Beschäftigungen, mit dem Handel abgeben, der bei ihnen immer in absichtlichen Betrug ausartet. Wir finden die nämliche Niedrigkeit des Charakters bei den Chinesen, soweit wenigstens protestantische Missionare berichten, und auch bei den Griechen, und es mag wohl etwas Wahres daran sein, denn die „punica fides“ war schon zur Zeit des trojanischen Krieges berüchtigt; man kann also nicht sagen, das Volk sei verdorben durch die Sklaverei unter den Türken, denn die griechische Treue wurde berüchtigt, als das griechische Volk das vorwaltend herrschende war, und die Bücher Moses geben uns Beispiele einer Herz- und Treulosigkeit des auserwählten Volkes Gottes, welche keineswegs Folge einer lange dauernden Sklaverei war, denn sie finden sich so gut vor ihrer Einwanderung in Ägypten, als vor ihrer Gefangenschaft unter den Babyloniern, als vor ihrer Auflösung unter den Römern. Trotz dessen hat sich hier doch der Charakter der Armenier in

Jahrtausenden nicht verändert, sie haben noch immer dieselben physiognomischen Eigenschaften, welche sie schon in jener Zeit auszeichneten, als man die mit Keilschrift bedeckten Marmorpaläste in Assyrien baute, denn schon in diesen ziemlich rohen Skulpturen zeigen sich Gesichter, wie sie unsere Zeichnung bietet, die man noch jetzt als typisch zu bezeichnen gewohnt ist, ein Beweis, wie sehr die Kennzeichen einer Rasse feststehend bleiben, wenn die äußeren Bedingungen sich wenig oder gar nicht verändern.

Perser. Städter und Städterin. Bergbewohner.

Die nächstverwandte Varietät der iranischen Rasse ist diejenige, welche das eigentliche Persien bewohnt.

Die Schönheit der Perser wird seit dem frühesten Altertume hervorgehoben. Plutarch, Xenophon, Ammian Marcellin und viele andere Schriftsteller des Altertums nennen die Perser und vorzugsweise die persischen Weiber sehr schön, rühmen sie wegen ihrer Schönheit und Größe und nennen sogar Persien das Land, in welchem die Weiber durch ihre große Schönheit auffallen, und was hier aus den Worten alter Schriftsteller hervorgeht, das wird bestätigt durch die Skulpturen, die wir auf den Ruinen der Städte des medo-persischen Reiches finden; diese Bildhauer-

arbeiten beweisen, daß die Perser zu den schönsten Menschen der Erde gehörten.

Viele solcher Perser, deren Bildnisse man mit den Figuren verglichen hat, welche sich auf den Trümmern der alten Städte vorfinden, haben solche Ähnlichkeit mit diesen, daß man darüber zu erstaunen Ursache hat. Die Parsis in Indien, dunkler von Farbe als die Perser in ihrem Vaterland, haben doch ganz den europäischen Schnitt, und welcher europäische Reisende sie noch gesehen hat, der beschreibt sie als sehr schön.

Auch die dunkle Farbe verschwindet, sobald die Bedingungen dazu fehlen. Im nördlichen Teile Persiens und namentlich in den Gebirgsländern findet man Völker persischen Ursprungs, welche nicht nur viel heller von Farbe sind, sondern deren neugeborene Kinder so weiß sind wie nur Kinder der Europäer. Allerdings wird durch die Einwirkung der Sonne ihre Farbe der des polierten Mahagoni gleich, aber gleichzeitig blüht auf den Wangen und häufig auch auf der Spitze des Kinns eine so lebhafte Farbe, daß man beinahe geneigt ist, sie für künstlich zu halten, und welche man auch dafür halten könnte, wenn sie nicht höchst wechselvoll wäre. Die Augen sind lebhaft und glühend, die Nase gebogen und schön, der Bart ist reich, das ganze Aussehen trägt das Gepräge der Gesundheit, der Kühnheit und Unabhängigkeit. Die Weiber kann man klassisch schön nennen, und das, was die Dichter Persiens Gazellenaugen nennen, soll wirklich das Schönste sein, was es auf Erden giebt, groß, schwarz, feurig und dennoch von einem Hauch des süßesten Schmachtens überflogen.

Am nächsten scheinen mit diesen Bewohnern Vorderasiens die Griechen verwandt. Die ältesten Historiker geben selbst an, daß die Bewohner Griechenlands ursprünglich Barbaren gewesen und daß die nachherigen Bewohner dieses herrlichen Landes (allerdings auch Barbaren vom reinsten Wasser, wie uns ihre mit Greueln erfüllte Geschichte zeigt) eingewandert seien aus Ägypten und Kleinasien. (Die Blütezeit Griechenlands, vier und drei Jahrhunderte vor Christi Geburt, zeigt uns große Staatsmänner, große Philosophen und Künstler, aber das Volk ist um nichts besser, als es früher war, und daß es nicht besser geworden sei, sehen wir an den heutigen Griechen.)

Die halb fabelhafte Zeit, in welcher es noch gar keine Geschichte gab, ist vollkommen dunkel, aber halb religiöse, halb historische Sagen lebten im Munde des Volkes und vererbten sich vom Vater auf den Sohn. Nach diesen brachte Pelops Leute aus Phrygien nach dem Landstrich Griechenlands, welcher nach ihm den Namen erhalten haben soll, nach dem Peloponnes; Danaos brachte eben dahin Ägypter. Noch viele andere Völkerschaften ließen sich in Griechenland nieder, Eumolpos zog in Attika ein, die

Phönicier, welche Begleiter des Kadmos waren, nahmen Kadmeia ein, und so wurde ganz Griechenland besetzt mit kleinen Völkerstämmen, welche dem Lande nicht eigentümlich waren, welche aber schon Wissenschaften und Künste gepflegt hatten und viele Züge orientalischer Kultur, auch religiöse Begriffe in diese Nacht der Barbarei brachten, und von denen man wohl mit Recht sagen kann, daß sie zur Erhebung Griechenlands den Grund gelegt haben. Späterhin wurde Jonien zu Griechenland gezählt. Aber auch nur die südlichen Teile und die Küstengegenden erhoben sich in solcher Art, im Innern und im Norden blieb Griechenland von Barbaren besetzt, von Pelasgern, Thessaliern, Macedoniern, wie es noch ist; auch das von unsern Dichtern so gepriesene Arkadien ist nichts als der von jeder Kultur unberührt gebliebene Sitz der Barbaren. In Griechenland selbst waren die Arkadier als die rohesten berüchtigt. Und betrachten wir die gebildeten Griechen näher, so sehen wir sie in allem — im Schädelbau, in der Gesichtsbildung, in Farbe und Haar u. s. w. — verwandt mit den Nationen Kleinasiens, welche wir soeben verlassen haben, und man glaubt, daß die jetzigen Griechen, wenn sie auch keineswegs die Erben des Schönheitssinnes, der Kunst, der Philosophie ihrer Vorfahren genannt werden dürfen, doch die Erben der körperlichen Schönheit jenes großen untergegangenen Volkes seien. Die heutigen Griechen werden als Leute beschrieben, deren Formen noch jetzt einen Apelles begeistern würden, sie seien groß und schön gestaltet, ihre Augen seien voll Feuer, ihr Mund klein und voll der herrlichsten Zähne, viele derselben könnten in jedem Augenblick dem größten Künstler der Erde als Modell stehen. Von den Weibern sagt man, daß sie nicht nur in gleicher Weise vollkommen schön genannt werden könnten, sondern je nach der Situation, in der sie sich befinden, einer Pallas Athene, wenn sie in der Schlacht die furchtbare Ägide schüttelt, oder der Io, welche vom Jupiter umarmt wird, oder der Diana, welche den Endymion belauscht, wenn sie von der Liebe berührt sind, gleichen. Alles das läßt sich auch von den Bewohnern Kleinasiens, besonders von den Phrygiern, den Joniern, den Phöniciern, sagen.

Aber die Albanier im Norden Griechenlands unterscheiden sich von den Griechen des Südens sehr bedeutend. Diese Leute scheinen wenig empfindlich gegen die Veränderungen der Witterung; sie führen das ganze Jahr hindurch ein gleichmäßiges, ein rauhes Leben voll von Entbehrung. Vielleicht gerade daher sind sie sehr stark, muskulös, groß und schlank, aber dabei überaus kräftig gebaut, so daß ihre Brust sehr breit und ihre Schultern sehr stark sind. Da sie ihre Kinder so rauh erziehen, wie sie selbst zu leben gewohnt sind, so bleiben nur die stärksten und kräftigsten am Leben, und so sieht man nur frische, rote Gesichter, belebte, feurige Augen, schöne und gesunde Zähne.

Auch die Weiber haben dieselbe Kraft, dieselbe körperliche Bildung; sie teilen die Arbeiten ihrer Männer, sie teilen auch die Gefahren derselben, daher sind ihre Muskeln stark und elastisch, und sie behalten ihre jugendliche Frische viel länger als die Weiber im südlichen Griechenland. Die Bedürfnisse beiderlei Geschlechter sind äußerst gering und ihre Nahrung höchst einfach. Ihr wollener Mantel ist beim Schlafen ihre Unterlage und ihre Decke; sie leben von Milch, Käse, Eiern, von gekochtem Mais und Korn,

Griechische, albanische Krieger und Landleute.

Oliven und Kastanien. Man möchte demnach sagen, sie lebten vollkommen wie die Wilden.

Die Italien bewohnenden Völker werden selbstverständlich den Griechen ähnlich sein müssen, da Italien ja von Griechenland aus bevölkert worden ist; wir würden auch nur zu wiederholen haben, was wir von den Griechen und den Bewohnern Kleinasiens gesagt haben, wenn nicht eine vollständig andere Abart von Norden her eingezogen wäre, die lombardische, nach welcher noch ein großer Teil des nördlichen Italiens (vielleicht gerade seine segensreichsten Gegenden) benannt wird. Als das gewaltige römische Reich durch

seine Sittenverderbnis dem Untergange zueilte, kamen die blondhaarigen, die goldhaarigen Goten mit ihren riesigen Körpern, unterjochten zuerst das cisalpinische Gallien (das ist eben Norditalien bis zu den Alpen), verjagten die eigentlichen Bewohner, vertrieben sie weiter nach Süden, bis sie selbst ihnen folgten und den Römern in Rom Gesetze vorschrieben.

Allerdings nahmen die Sieger die Sprache der Besiegten an, aber ihre körperliche Beschaffenheit leistete beinahe ein Jahrtausend Widerstand, und erst sehr allmählich ging die Höhe des Wuchses der Lombarden, ging ihr blondes Haar verloren; aber noch jetzt sind sie entschieden größer als die eigentlichen Italiener, noch jetzt ist ihre Gesichtsfarbe heller und ihr Haar vielmehr braun als schwarz, erreicht niemals jene Tiefe der Farbe, welche man an den Neapolitanern und Sicilianern bewundert. In den Gebirgen des vicentinischen und des veronesischen Landes liegen zwanzig Dorfschaften, deren Bewohner noch vollständig die mächtige Körpergröße, die hochblonde Farbe ihrer Haare und sogar die teutonische Sprache ihrer Vorfahren, der Longobarden oder Alemannen, beibehalten haben.

Noch ein Volk, dem griechischen verwandt nach seiner ganzen physischen Beschaffenheit, bewohnt Spanien. Wir haben hier nicht die Berechtigung, uns auf historische Untersuchungen einzulassen, sie würden uns zu weit führen, deshalb halten wir uns an das nackte Faktum, wollen nicht von Kelten, noch Iberern, noch von den Mischlingen beider, den Keltiberern, sprechen, sondern nur anführen, daß Griechen und Phönizier Kolonien in Massilia (Marseille) und Gades (Kadix) und an hundert anderen Punkten diesseits und jenseits der beiden genannten Hauptorte anlegten, und daß in-

folge dessen die griechische und späterhin die lateinische Abart dieser Rasse in Spanien, in Iberien und Lusitanien (Spanien und Portugal) Wurzel faßten und sich ausbreiteten, und zwar in solcher Übergewalt, daß sie nicht Sprache und Sitten der Besiegten annahmen, wie dieses fast immer geschieht, da die Sieger gewöhnlich sich in der unverhältnismäßigen Minderzahl befinden, sondern im Gegenteile dem erorberten Lande Gesittung und Sprache aufdrängten.

So war es in Italien, wo die Goten und Longobarden ihre Sprache und ihre Sitten vertauschten gegen die der Römer, so war es aber keineswegs in Spanien, wo die Kolonisten, durch immer neuen Nachschub verstärkt, allmählich die Oberhand gewannen über die Eingebornen und dem besiegten Volke ihre Sprache aufdrängten, was späterhin durch die Mauren wiederholt wurde, und wovon wir nicht nur in den Ruinen ihrer wunderbar herrlichen Bauten, sondern auch in der jetzigen spanischen Sprache noch die Spuren finden; nur währte die Herrschaft der Mauren zu kurze Zeit, um Sprache und Gesittung *ganz* zu verwandeln, wir finden nur noch Bruchstücke der arabischen Sprache, übergegangen in die spanische.

Auch bei den Bewohnern der iberischen Halbinsel, wie bei denen der apenninischen, waltet das schwarze, zum Krauswerden geneigte Haar, waltet der dunkle Ton der Hautfärbung, die gedrungene Gestalt, welche nur selten die Mittelgröße überschreitet, vor, und es kann kaum anders sein, indem die ältesten Bewohner Spaniens zurückgedrängt, der phönicischen, der griechischen Abart Platz machten, diese wiederum durch die italische ergänzt wurde, worauf eine neue höchst zahlreiche Einwanderung von Afrika aus stattfand, also Kleinasien ebenso gut zur Geltung kam, direkt durch Einwanderung der Griechen und Römer.

Es bleibt uns nun noch übrig, von den *Deutschen* zu sprechen, welche den mittleren Teil von Europa inne haben. Unter dieser Bezeichnung verstehen wir alles das, was die Ostsee und deren Meerbusen und was die Nordsee umwohnt. Wir wollen uns durchaus nicht auf die Beantwortung der Frage einlassen, ob die alten Helden der Nordlande, die Goten, überhaupt aus China stammen, und ob die Religion Wodans oder Odins mit der des Buddha identisch sei (es giebt wohl schwerlich zwei Religionen, die einander *unähnlicher* wären), sondern es handelt sich darum, die physische Beschaffenheit der Völker darzuthun, welche den Norden von Europa inne haben, und ihre Verwandtschaft unter einander nachzuweisen.

Schon im Altertum wurden die germanischen Nationen als Leute von kräftiger Statur, großer Fülle, heller Haut und rotem Haar, blauen Augen ꝛc. beschrieben; bei Vergleichen mit den Lateinern wird immer hervorgehoben, daß sie größer seien als die Südländer. Es kommen diese Angaben so

häufig vor bei so verschiedenen Schriftstellern und bei so durchaus verschiedenen Gelegenheiten, daß es unmöglich ist, sich gegen dieses Zeugnis aufzulehnen; und es ist noch heutigen Tages so, denn wo braune Haare und braune Augen, wo schwarze Haare und was damit zusammenhängt, gefunden werden, darf man nur auf den Stammbaum zurückgehen, um darzuthun, daß eine Kreuzung zweier Rassen stattgefunden vor nicht langer Zeit. Der sicherste Beweis, daß es so sei, wird uns durch die Norweger und Schweden gegeben, welche (mit wenigen Ausnahmen) durchweg blondhaarig sind, durch die Dänen und Holländer und die Engländer, welche es noch immer zum bei weitem größten Teile sind, nicht etwa zur größeren Hälfte, sondern zu neunzehn Zwanzigteilen, indem bei den gedachten Nationen braune Augen und braune Haare oder sogar schwarze Haare geradezu als Seltenheit erscheinen und sich bei ihnen auch dasjenige vorfindet, was am sichersten die Mischung verschiedener Varietäten beweist, nämlich das Vorkommen von schwarzen Haaren bei blauen Augen. So etwas würde man in Schweden so gut wie in Sicilien als Mißgeburt bezeichnen, es kommt wohl dort auch gar nicht vor; in Rom aber und Neapel, wo auch die Zahl der nordischen Besucher mit jedem Jahre zunimmt und wo selbst die Natur ihren Tribut einzieht, selbst wenn die dazu Beisteuernden noch so verschiedener Art sind, kommt es allerdings häufig genug zum Vorschein, zum sicheren Beweise, daß die Abnormität gerade in Vermischung verschiedener Abarten ihren Ursprung hat. Daß solch eine Abnormität, daß die überaus helle und gerötete Gesichtsfarbe und die blauen Augen verbunden mit blauschwarzem Haar für etwas Schönes gehalten werden, beweist nur den gänzlich verdorbenen Geschmack; das Unnatürliche ist nie schön, und den Gesetzen der Natur folgend, wird ein Maler niemals eine Kassandra mit blauen Augen und schwarzem Haar oder eine Madonna mit schwarzen Augen und blondem Haar darstellen; zum schwarzen Haar gehört immer ein bräunlicher Teint und ein bräunliches Auge, zum blonden Haar ein rosiger Teint und ein blaues Auge.

Die herrlichen Nationen, denen diese Eigenschaften zukommen, haben sich über die gedachten Länder verbreitet, und wenn sie nicht in aller Reinheit bis zu den Alpen drangen, so ist dieses nur ein Beweis, daß sie sich keineswegs frei von Vermischung erhalten haben, wie denn auch die Österreicher, soweit sie deutschen Stammes sind, die Bayern, die Württemberger und die Badener im Osten, Süden und Westen von Völkern mit brauner Farbe und schwarzem Haar umgrenzt sind und eine Vermischung mit Ungarn, Slaven, Griechen, Italienern und Franzosen unzählig oft und auch in allen Ehren (durch Verheiratung) vor sich geht.

Ist Deutschland nebst der skandinavischen Halbinsel der Hauptsitz der

Alemannen und der Teutonen und einer unendlichen Menge von Völkern desselben Stammes gewesen, so war für den kriegerischen Sinn seiner Heldensöhne einerseits Albion, andererseits das an den Kanal stoßende Gallien das nächste Ziel der nordöstlich davon wohnenden Sachsen und Normannen. So wurde zuerst Britannien durch die Ostseebewohner erobert, Dänen und Friesen, welche Sachsen genannt wurden; die Rheinmündungen aber und die weiter westwärts liegende Bretagne und die südwärts liegende Normandie wurden von den Bewohnern Norwegens erobert und kolonisiert, und diese wieder bekriegten ihre Landsleute, die Sachsen in Britannien. Damals sah man Germanen gegen Germanen aufstehen, und wenn sie selbst überall sich den fremden Völkern gegenüber siegreich und unüberwindlich gezeigt hatten, so traten sie nun gegen einander auf und schlachteten sich gegenseitig in grausamster Weise, so vor vielen hundert Jahren Normannen und Sachsen in der Schlacht bei Hastings.

Im Süden und Osten von Deutschland wohnt eine Mischlingsrasse von Deutschen, welche die Eigentümlichkeit der alemannischen Varietät beinahe ganz verloren hat; ohne Zweifel kommt dies von der lange dauernden Verbindung mit den benachbarten Tribus einer anderen Varietät her. Dort wohnen nahe bei einander die Ungarn und die Slavonier, von dem südöstlichen Winkel Europas kommen auch Griechen, Handel oder Räubereien treibend, auf das Gebiet von Deutschland, und so kann es denn niemand verwundern, Gestalten zu sehen, die nicht übereinstimmend mit denen sind, welche man als typisch zu betrachten hätte. Ein ganz gleiches Verhältnis findet bei den Ungarn statt, sie sind so sehr verschieden von den stammverwandten asiatischen Völkern, ja von ihren eigenen Vorfahren, daß man sie kaum als Söhne derselben erkennen würde. „Kaum“ ist übrigens durchaus nicht der richtige Ausdruck, man würde sie in keinem Falle erkennen. Die Magyaren aus dem ursprünglichen Aufenthaltsort in den asiatischen Steppen, entweder mit Attila gewandert oder vielleicht auch mit den Petschenegen oder Chazaren vertrieben, vertauschten ihren Aufenthalt in den rauhesten Gegenden des alten Kontinents in einer Wildnis, in welcher Ostiaken und Samojeden nur in der kürzesten wilden Jahreszeit der Jagd nachgehen können, mit den fruchtbarsten Ebenen in dem warmen südlichen Europa; ein milder Himmelsstrich, ein glückliches Klima machte den fruchtbaren Boden zum fruchttragenden. Der herrlichste Graswuchs ernährte ihre Herden, sie lernten bald auch Getreide bauen von ihren Nachbarn oder von denjenigen Völkern, in deren Mitte sie sich niederließen; an Stelle der fortwährenden Not, an Stelle des ununterbrochenen Kampfes um die persönliche Existenz, an Stelle der unaufhörlichen Wanderungen zu Jagd oder Krieg trat die Ansässigkeit, trat ein ruhiges, bequemes Leben. Der niedere

Stand hat viel von seinen alten Sitten beibehalten. Der Rinderhirt, Schweinehirt, Schafhirt ist immer zugleich Räuber, und da er seine Lebensweise wenig verändert hat, ist seine Verwandlung auch nicht bedeutend geworden. Der höhere Stand, der Adel im Gegensatz zum Diener, zum Knechte, hat sich dagegen ganz von diesem wilden Leben zurückgezogen, hat eine civilisierte Lebensweise angenommen, hat sich bequeme Häuser gebaut, hat große Strecken Landes kultiviert, ist mit den deutschen und slavischen Nachbarn in Verbindung getreten, und so wandelte sich nach und nach das wilde, rohe Nomadenvolk mit den Zügen der Mongolen nicht nur in ein gesittetes und feines, sondern auch in ein schönes um. Die Gesichtszüge sind vollkommen regelmäßig, die Farbe ist eine blendend schöne, das Haar ist lang, reich und seidenweich, das Auge ist lebhaft, sprechend, kurz man kann mit Recht sagen, daß sie zu den schönsten Menschen in Europa gehören, sowie man gleichberechtigt ist, ihnen Lebendigkeit des Geistes, Verstand, kriegerischen Mut zuzuschreiben und zuzugestehen, daß sie darin vollkommen gleich sind ihren deutschen Nachbarn.

In derselben Weise wie wir hier ein Volk mongolischer Abkunft sich zu seinem Vorteil in einem ungewöhnlichen Grade verändern sehen, in demselben Grade hat sich auch die germanische Varietät der kaukasischen Rasse nach den Eigentümlichkeiten ihres Wohnsitzes und nach den klimatischen Verhältnissen verändert. Das alte Deutschland wurde im Süden von dem langen Zuge der Alpen, im Osten von der Weichsel und von den unbestimmten Wohnsitzen sarmatischer Völker begrenzt, im Westen von den Gebirgen jenseits des Rheines; im Norden dagegen hat es eigentlich keine Grenzen, denn es umschloß alle Länder, welche in der Nord- und Ostsee lagen, und welche für Inseln gehalten wurden gleich England und Island. Das alte Deutschland umschloß den gesamten Küstenstrich von der Mündung des Rheines und der Schelde bis weit über Dänemark hinaus und umschloß die ganze ungeheure skandinavische Halbinsel.

Daß bei einer so ungeheuren Ausdehnung der Wohnplätze, daß bei so außerordentlichen, klimatischen sowohl als Bodenverschiedenheiten sich die Menschen auch so verschieden zeigen, kann niemand verwundern, und so sehen wir denn auch die Germanen, welche, soweit sie den Römern bekannt waren, von diesen fast immer ganz übereinstimmend geschildert werden, doch außerordentlich verschieden auftreten und gradweise von den blonden Söhnen Schwedens und Norwegens angefangen und bis zu den Alpen aufwärts gehend alle die Verschiedenheiten entwickeln, welche in der kaukasischen Rasse überhaupt zu finden sind.

Die Dravidas oder Urbewohner Vorderindiens.

Den größten Verschiedenheiten in Völkerschaften und Stämmen begegnet man in Vorderindien und dem sich nach Westen anschließenden Beludschistan. Man trifft daselbst alle möglichen Kulturstufen durch- und nebeneinander zerstreut, vom gesitteten Europäer und gebildeten Hindu bis hinab zum rohen Wilden. Die Gesamtbevölkerung Vorderindiens übersteigt 240 Mill.; sieht man von den eingewanderten Europäern ab, so lassen sich deutlich zwei Rassen unterscheiden, die Hindu, namentlich in den nördlichen Ebenen vom Indus bis zum Brahmaputra ansässig, und die Dravida, die ganz Dekkan und die gebirgigen Teile des Innern bewohnen. Die Dravidas bildeten unzweifelhaft die Urbevölkerung, bevor die brahmanischen Arier um 2000—1500 v. Chr. einwanderten und sich vielfach mit ihnen vermischten. Ihre Haut ist meist dunkel bis schwarz gefärbt, ihre Lippen wulstig, wie diejenigen der Neger, allein es fehlt ihnen der den Negern eigentümliche Geruch und die vorstehenden Backenknochen. Ganz besonders aber haben sie langes schwarzes, niemals büschelförmiges, auch nicht straffes, sondern krauses oder gelocktes Haar. Hierdurch und durch die oft feine und edle Gesichtsbildung sowie durch das reichliche Bart- und Leibhaar unterscheiden sie sich von den Mongolen.

Vom ethnologischen Standpunkte kann man die Dravidarasse unter Einbeziehung der Ureinwohner von Ceylon in drei voneinander abweichende Stämme teilen, nämlich einen nord- und südindischen oder Mundastamm, den Dravidastamm im engeren Sinne und den Stamm der Singhalesen. Unter diesen Stämmen haben nur die kulturlosen Völker, die Mundas und die Stämme der Nilagiris, ihre alten Sitten und Gebräuche bis zur Gegenwart erhalten, die andern dagegen moderne Kulturelemente aufgenommen. Der Mundastamm oder die kolarische Familie sitzt quer über den Wendekreis im Westen und Südwesten von Kalkutta; es gehören zu ihnen die Santâl, Wundari, Kolh und andere Stämme. Dieselben, auch Dschengelstämme genannt, sind als Halbwilde zu bezeichnen, sie leben vom Ertrage der Jagd und des Ackerbaues und bedienen sich noch vielfach der Steingeräte. Sie verehren einen gütigen Schöpfer, glauben an böse Geister, an Zauberei und Hexen, welch letzterer man sich durch Austreibung und Tötung zu entledigen sucht.

Der eigentliche Dravidastamm umfaßt zehn sprachlich verschiedene Abteilungen: 1) die in Beludschistan wohnenden Brahui; dieselben sind ein noch unverdorbener, abgehärteter Stamm, gastfreundlich und von unerschütter-

licher Treue; am Saum der Westküste trifft man 2) die Tulu oder Tuluwa, die im Aussterben begriffen sind; 3) die Tamulen (Tamil) im sogenannten Karnatik, d. i. dem Lande der östlichen Ghats. Dieser Stamm, zu welchem auch die Nordhälfte von Ceylon gehört, umfaßt 10 Millionen Menschen, er ist der gebildetste und unternehmendste aller Dravidastämme und besitzt eine reiche und alte Litteratur. Bereits bei Beginn unserer Zeitrechnung wurde in Madura unter einem Könige des Pandscha-Reiches eine tamulische Akademie gegründet; der größte nationale Dichter dieses Stammes, Tiruvalluwers, dessen Hauptwerk der Kural oder Kurzweiler ist, lebte hier bereits 200—800 n. Chr.; 4) die Telinga oder Telugo an der Küste des bengalischen Meerbusens umfassen etwa 14 Mill.; 5) die Kanaresen (Kannadis, Karnatas) in Maisur und Kanara, über 5 Millionen Köpfe; 6) die Gond in Gondawa und die Khond in Khondistan im waldreichen Hügellande von Orissa, berühmt durch die Menschenopfer, welche alljährlich der göttlich verehrten Erde gebracht werden; 7) die Paharia, die am nördlichsten wohnen; 8) die Toda (Tuda, Tudavar) in den Nilagiri; 9) die Uran- und Radschamal-Kolh und 10) die Malabaren oder Malayala an der Malabarküste.

Auch die Urbewohner der Insel Ceylon gehören der Dravidarasse an, wie die Wurzel der singhalesischen Sprache, das Elu, beweist. „Alle Dravidasprachen sind in hohem Grade vielsilbig, dabei sehr sanft und wohlklingend anzuhören, begrenzen den Sinn der Wurzel durch angehängte Lautgruppen und beobachten dabei Gesetze der Lautharmonie." (Fr. Müller, O. Peschel).

Mischlingsrassen.

Das Menschengeschlecht in dieser vielfachen Gestaltung ist niemals streng genug abgegrenzt gewesen, daß nicht viele Stämme sich hätten mit einander vermischen können; wo es geschehen, ist eine Mischlingsrasse daraus entstanden, und als ein besonderes Kennzeichen der Einheit des ganzen Menschengeschlechts, als ein Zeichen, daß es nicht verschiedene Species, sondern nur eine einzige gäbe, sieht man den Umstand an, daß sich die verschiedenen Rassen fruchtbar mit einander vermischen und daß sie wieder fruchtbare Kinder mit einander erzeugen. Man nimmt nämlich an, daß verschiedene Species einer Familie sich zwar begatten und Kinder erzeugen können,

daß aber diese Kinder der Fortpflanzungsfähigkeit entbehren. Das Ganze beruht aber auf einem Irrtum, beruht auf mangelhafter Beobachtung. Man sagt: Pferd und Esel erzeugen Maultiere, diese unter einander sind unfruchtbar. Dies aber ist eben ein Irrtum. In Amerika, wo es große Herden von wilden Pferden giebt und wo auch Esel mit unterlaufen, giebt es Maultiere in Menge, die nicht absichtlich gezüchtet worden sind, und man hält gerade diese für die besten und feinsten. Aber solche Maultiere verbinden sich unter einander und erzeugen wieder Maultiere.

Wir haben eine außerordentliche Menge verschiedener Hundearten, es kann selbst bei gleicher Größe der Tiere kaum größere Unterschiede geben als die zwischen einem Mops und einem Bologneserhündchen, zwischen einem Schäferspitz und einem Bulldogg, zwischen einem Neufundländer und einem glatthaarigen Windhunde, und doch begatten sich alle diese Tiere unter einander, und darum nennt man sie Varietäten einer Species. Aber daß der Wolf nicht eine Varietät, sondern eine wirklich andere Species des Hundegeschlechtes sei, giebt man zu, und doch erzeugt der Wolf mit dem Schäferhunde, wenn sie schon sonst große Feinde sind, ganz wohlgebildete Junge, und zugleich solche, die fortpflanzungsfähig sind. Wir können also diese fruchtbare Vermischung zwar als ein charakteristisches Kennzeichen der Species erkennen, aber Untersuchungen und Beobachtungen anstellen, die das widerlegten oder bestätigten — können wir nicht. Wer will beobachten, ob ein Seehund sich mit einem Delphin, ob ein Narval sich mit einem Walroß begattet, und wer will vollends beobachten, ob die möglicherweise daraus hervorgehenden Jungen fortpflanzungsfähig sind? Um zu sehen, ob irgend eine Annahme vernünftig ist oder nicht, darf man sie nur auf die Spitze treiben wie hier, wir sehen alsbald das Unvernünftige daraus hervorleuchten, und man kann sich das fortwährende Wiederholen solcher Behauptung nur dadurch erklären, daß ein Schriftsteller dem andern nachschreibt, ohne nachzudenken; von Nachforschen wollen wir gar nicht reden.

Diese Vermischung zweier Säugetiere, also auch der Menschen von verschiedener Rasse bringt Junge oder Kinder hervor, welche teilhaben an den Eigenschaften beider Eltern. Ein Pflanzer findet Gefallen an einer schönen, vielleicht soeben gebadeten Negerin, und sie beschenkt ihn mit einem Kinde, das weder so schwarz wie die Mutter, noch so weiß wie der Vater, das weder so wolliges Haar wie die Mutter, noch so schlichtes Haar wie der Vater hat. Die Stirne des Mulatten ist höher wie die des Negers, die Freßwerkzeuge nicht so groß, die Haare nicht so wollig, die Lenden und Hüften nicht so schmal wie die des Negers, kurz es ist ein Mischling, es hat etwas von der bräunlichen Farbe des Vaters und von der schwarzen Farbe

der Mutter zu einem eigentümlichen Braun gemischt, das langlockige Haar des Vaters und das ganz fein wollenartig gedrehte der Mutter hat sich zu einem Haar vereinigt, was die Kräuselung des Barthaares hat u. s. w.

Wenn zwei Mulatten sich verheiraten, so erzeugen sie wieder Mulatten, und wenn die Enkel der ersten Mulatten sich unter einander verheiraten, so erzeugen sie abermals nur Mulatten, und das wird fortgehen, so lange sich Mulatten mit Mulatten verbinden; man wird eine feststehende Abart haben, und es könnte einem Naturforscher wohl einfallen zu sagen, das sei die sechste Menschenrasse.

Wenn ein nordamerikanisches Mädchen sich mit einem Weißen verbindet, so geht daraus ein Menschenschlag von ungewöhnlicher Schönheit und von seltener geistiger Begabung hervor. Würden zwei solche Leute, die man im gewöhnlichen Leben Halbblut-Indianer nennt, sich mit einander verbinden, so würde auch ihre Abart sich unverändert fortpflanzen, und wir hätten dann vielleicht eine siebente Rasse.

Auf diese Weise stellt man sich vor, daß überhaupt die verschiedenen Rassen entstanden sind. Habe es nun einen weißen oder einen schwarzen Adam gegeben, man nimmt an, seine Nachkommen hätten sich ursprünglich sehr nahe bei einander aufgehalten, wären durch die Notwendigkeit vertrieben, auf größere und fernere Räume übergegangen, seien hier entartet, und diese Entartung habe sich vererbt (die Kinder des schwarzen Adam sind hellfarbiger oder die Kinder des weißen Adam sind dunkler geworden, als die Voreltern wirklich waren).

Nun seien zufällig solche weiße und schwarze Menschen zusammengekommen, und es hätte sich daraus eine braune Rasse erzeugt. Dies setzt allerdings als Thatsache voraus, was im Grunde doch nichts weiter als eine durchaus unbewiesene Annahme ist; aber steht die Sache einmal fest, so unterliegt auch die Erzeugung einer Mischlingsrasse durchaus keinem Zweifel.

Wenn wir nun weiter fortschreiten, so werden sich sowohl aus dem Mulatten als aus dem Halbblut-Indianer neue Mischlingsrassen erzeugen können, indem man nicht bloß Mulatten oder bloß Halbblut-Indianer mit einander verbindet, sondern indem man dem Mulatten eine Negerin zur Frau giebt, alsdann wird die Rasse, wie wir uns sehr hochmütig ausdrücken, zurückschreiten auf die Rasse der Mutter; das Haar wird wieder viel wolliger werden, die Freßwerkzeuge werden wieder viel stärker hervortreten, der ganze Mensch wird dem Negertypus viel näher stehen als dem des Mulatten. Wird diese Person sich wieder abermals mit einem Neger verbinden, so wird der Sprößling dieser Verbindung vom Neger gar nicht mehr zu unterscheiden sein.

Auf der anderen Seite wird, wenn sich ein Mulatte mit einem Weißen verbindet, die Rasse vorwärts schreiten, die Farbe wird heller und das Haar wird schlichter werden. Solch einen Mischling nennt man Terzeron. Wird dieser Terzeron sich wieder mit einem Weißen verbinden, so entsteht ein Mischling mit langem schwarzen Haar, mit schön geformtem Gesicht, wenn es ein Mann ist, mit reichlichem Barte, und wenn es ein Weib ist, gewöhnlich mit den allerüppigsten Formen, an denen nur ein ächter Yankee in seinem unvernünftigen Hochmut einen Nigger erkennen kann. Diese gehen allerdings so weit, die Mischlingsformen bis zur siebenten Generation zu verfolgen, und sie behaupten da noch an der Weichheit des Nasenknorpels und dem Spalten unter dem Druck des Fingers den „verfluchten Nigger" heraus zu erkennen. Ein anderer kann das nicht, aber gleichviel, ob die ursprüngliche Reinheit in der vierten oder in der achten Generation hergestellt wird, es geschieht endlich, und die Spuren des einmal beigemischten Blutes verschwinden bald ganz und gar.

Mestize.

Diese unbestreitbare Thatsache erklärt die außerordentlich vielen Übergänge, welche man in den Formen des menschlichen Geschlechts findet, die Rassen haben sich nur da rein erhalten, wo die Völker ganz für sich wohnen, wo sie nicht andere Rassen zu Nachbarn haben. Wo aber dies nicht der Fall ist, tritt an den Grenzen, an den Berührungspunkten zweier verschiedener Stämme auch sofort die Vermischung ein, und sie gehen in einander über. Es mag nun drei oder fünf oder wer weiß wieviel ursprüngliche Rassen gegeben haben, sie werden in solcher mannigfaltigen Weise ineinander übergehen, daß man durchaus nicht imstande ist, die Anzahl dieser Abstufungen zu ermitteln, und daß sich Rassen in sich selbst verändern

können, unterliegt keinem Zweifel. Die Macht der nämlichen Einflüsse, die auch im Tier- und Pflanzenreich die Umwandlung der Arten herbeiführt, nämlich die Vererbung und die von außen herrührenden Verhältnisse, sie wirken abändernd auch auf die Menschenrassen.

Wie weit die letzteren die Rasse beeinflussen, sieht man an den in Mittelamerika herrschenden Kreolen (Criollos). Es sind dies die im Lande geborenen Weißen, die reinen Abkömmlinge der spanischen Eroberer, auf welche ein anderes Klima und andere Lebensbedingungen nach physischer und geistiger Beschaffenheit durchaus abändernd und, wie man sagen kann, entartend einwirken, so daß ihr gänzliches Verschwinden nur eine Frage der Zeit ist.

Über die Mischlinge von Weißen und Negern hat Burmeister umfangreiche Studien gemacht. In der Abhandlung über den schwarzen Menschen (Geologische Bilder, S. 95) spricht derselbe über die Mischlinge von Weißen und Schwarzen und sagt: „Die Untersuchung des Mulatten gewährt dem Naturforscher gerade in Brasilien ein ganz besonderes Interesse, weil er daselbst täglich Gelegenheit findet, die Eigenschaften dieser Mischlinge mit denen eines anderen Repräsentanten der Rassenkreuzung, des Maultieres, zu vergleichen; wobei die Erfahrung, daß beide völlig nach denselben Gesetzen gebildet sind, im höchsten Grade belehrend für ihn wird.

„Zuerst drängt sich die Thatsache auf, daß in dem Mischlinge die Rassen mit ihren excessiven Eigenschaften durch einander gemildert werden und das Grobe sich in Feinheit und Zierlichkeit verwandelt. Alle Bastarde haben etwas Graziöses, eine Erscheinung, welche bei näherer Betrachtung sich leicht erklärt, weil zur völligen Durchdringung der Eigenschaften beider Teilhabenden an dem Erzeugnis eine längere Gewöhnung, ein innigeres Ineinanderleben derselben notwendig erscheint und die Natur, so lange ein solches Vertrautsein miteinander noch nicht erfolgt ist, teils dem einen der beiden Erzeuger die Oberhand einräumt, teils sich auch mit Produkten begnügt, welche weniger massiv und materiell sind. Das älteste Kind einer Ehe ist gewöhnlich das am feinsten gebaute, die späteren Kinder werden solider, kräftiger, und während vorher eines der Eltern in dem Kinde das Übergewicht hatte, gleichen sich nunmehr die Eigenschaften beider mehr aus.

„Bei den Mulatten herrscht nach dieser Regel das Verhältnis der Erstgeborenen vor, weil beide Eltern einander sehr unähnlich sind und eine Vermischung beider Charaktere weniger leicht ist. Gewöhnlich überwiegt im Kinde zuerst die Mutter, danach der Vater; bei späteren Geburten pflegen die Eigenschaften beider Eltern abzuwechseln oder sich inniger zu mischen. Man kann in derselben Ehe neben einander Kinder mit krausen und mit

schlichten Haaren sehen, das eine Kind ist hellbraun, das andere dunkelbraun. Im Gesamtausdruck herrscht bei den Mulatten der Negertypus vor, weil die meisten Kinder von einer Negerin und von einem weißen Vater sind, das Umgekehrte kommt äußerst selten vor. Bei den Knaben herrscht die krause Haarbildung, bei den Mädchen die schlichte vor. Ist das Haar kraus, so ist es auch wollig und kurz wie das des Negers. Das schlichte Haar ist gewöhnlich großlockig, aber nicht weich; erst im zweiten oder dritten Mischungsgrade, wobei die Anteile der weißen Rasse immer reichlicher werden, erhält das Haar seine vollständige Fülle, worauf die Mulattinnen einen ganz besonderen Wert legen, es sorgfältig schmücken und keinen Teil ihres Körpers weniger vernachlässigen als diesen, indem sich durch seine Glätte und Fülle der größere Anteil an der weißen Rasse dokumentiert.

„Der Körperbau des Mulatten ist sehr zierlich; etwas kürzere Arme, ganz allerliebste Hände, eine ausnehmend schöne gewölbte Brust, die schönste Taille und unbeschreiblich kleine, gefällige Füße machen die ganze Persönlichkeit, namentlich im weiblichen Geschlecht, zu einem höchst angenehmen, reizenden Wesen, das ungemein viel Anziehungskraft für den Europäer hat. Ich hatte das Glück, oder wenn man will, das Unglück, in dem Hause eines solchen niedlichen Geschöpfes zu wohnen, das nach allgemeiner Annahme die hübscheste Mulattin im Orte war, und konnte dadurch so recht ihre Liebenswürdigkeit studieren, was mir viel angenehme Stunden verschafft hatte. Sie war die Geliebte meines Hausherrn (denn angetraute Eheleute trifft man unter Mulatten selten) und hielt auf ihre Würde, benahm sich in hohem Grade zurückhaltend und ließ sich nicht das geringste Unschickliche zu schulden kommen, aber mich behandelte sie schon als Weißen mit besonderer Auszeichnung und nahm manches von mir mit lachendem Munde hin, was andere sich nicht erlauben durften. Oft, wenn sie meinen Arbeiten zusah, was ihr namentlich beim Zeichnen viel Vergnügen gewährte, konnte ich die mephistophelische Bemerkung: ‚daß die Nackers doch gar zu appetitlich seien‘, nicht unterdrücken, und gelegentlich nahm ich die Europäer in Schutz, denen man den Umgang mit ähnlichen Frauenzimmern vorwarf. Ich mußte meinen ganzen angeborenen Stoicismus aufbieten, um mir in solchem Augenblicke die nötige Apathie zu bewahren. Es ist gar kein Vergleich zwischen einer weißen, indolenten, gleichgültigen Brasilianerin und diesen ausgelassenen, munteren, oft tollen und dabei körperlich hübschen Mulattinnen möglich. Wer die Wahl hat, kann nicht lange zweifeln, für welche von beiden er sich entscheiden müsse.“

Burmeister geht auf die fernere Beschreibung der Eigentümlichkeiten dieser Mischlinge ein und führt dann einen Vergleich derselben mit den

Maultieren durch, in welchem er konsequent das oben Gesagte feststellt; aber auch er muß gestehen, daß sich zu viele Verschiedenheiten finden, um ein eigentliches System aufbauen zu können. Es läßt sich nicht entscheiden, ob Vater oder ob Mutter den größeren Einfluß habe. Der berühmte Buffon behauptet allerdings das letztere, er findet den überwiegenden, namentlich auch den geistigen Wirkungskreis der Mutter so groß, daß er ihr gewissermaßen alles zuschreibt, eine Ansicht, welche zwar unsere Landwirte nicht teilen, welche die Veredelung der Pferde, Rinder, Schafe immer nur durch das männliche Geschlecht bewerkstelligen, wogegen die arabischen Pferdezüchter aber doch der Meinung Buffons huldigen. Sie schätzen eine Stute von vorzüglicher Schönheit höher und im Preise fünf- bis sechsmal höher als einen Hengst von derselben Schönheit und Abstammung. In früheren Zeiten, wo die Ausfuhr derjenigen Pferde, welche in gerader Linie von Salomos vom Himmel gekommenem Viergespann abstammen, bei großer Strafe verboten war, stand auf die Ausfuhr einer Stute von diesem edlen Geschlecht der Tod. Man wollte diese Pferde keinem anderen Lande gönnen, und man hielt die Übertragung der Rasse durch eine Stute für vollständiger möglich als durch das männliche Roß.

Dennoch sind viele der berühmtesten Reisenden darin übereinstimmend, daß die Farbe des Vaters sich besonders geltend mache. Lyell erzählt im ersten Teile seiner Reise in den Vereinigten Staaten über die Verbindung zwischen Weißen und Negerinnen, daß die Sklavin stolz auf ihre Verbindung mit einem weißen Manne sei, ja für eine Ehre halte, ein Mulattenkind zu haben, und daß sie auch hoffe, es werde dafür besser gesorgt werden als für ein schwarzes. Die Mulatten präsentieren beinahe den ganzen unerlaubten Verkehr zwischen dem weißen Mann und dem Neger, sie sollen nicht mehr als $2^1/_2$ pCt. der ganzen Bevölkerung ausmachen, was zur Folge haben würde, daß ein Vergleich sehr zum Nachteile Großbritanniens ausfallen dürfte; es giebt nämlich in den Sklavenstaaten keine Möglichkeit der Verheimlichung einer unehelichen Erzeugung, indem die Farbe des Kindes einen Stempel abgiebt, welcher sich von dem Bastard noch auf seine Enkel und Urenkel überträgt. Lyell meint, wenn es in England irgend ein solches erbliches und unauslöschliches Kennzeichen der eigenen Schwachheiten und der unserer Vorfahren gäbe, man sehr unerwarteten Enthüllungen begegnen würde.

Lyell sagt ferner: daß die Mulatten fast durchgängig Kinder von weißen Vätern und schwarzen Müttern sind und daß, wie bereits oben bemerkt, der entgegengesetzte Fall ein überaus seltener sei. Die farbigen Frauen, welche sich mit weißen Männern zu einer wilden Ehe verbinden, sind so wenig verachtet, daß sie im Gegenteil selbst eine solche Verbindung für eine

Ehre ansehen und von niemandem darum getadelt werden. Eine Dame in Alabama hatte ein farbiges Mädchen mit großer Liebe und Sorgfalt erzogen, und dasselbe erwies sich in jeder Hinsicht als eine vortreffliche und musterhafte Dienerin. Kaum 16 Jahre, ward dasselbe aber Mutter eines Mulattenkindes, und die Dame überhäufte natürlich die Dienerin mit sehr lebhaften Vorwürfen, welche das Mädchen sich auch so zu Herzen nahm, daß es ganz tiefsinnig wurde. Eines Tages kam dieses Mädchen von einem Besuch von der eigenen Mutter ganz getröstet und fröhlichen Herzens zurück und erklärte, daß ihre Mutter gesagt: sie habe gar keinen Grund sich zu schämen, denn sie habe gar nichts Unrechtes gethan.

In Paraguay ist die Vermischung von Spaniern und Indianern so vollständig geworden, daß der Indianertypus sich beinahe ganz verloren hat und die Gesichtszüge sogar mehr den blonden oder rötlich behaarten Engländern und Schotten ähnlich sind als den Spaniern. Die Vermischung von Nordamerikanern mit Weißen hat bessere Erfolge als die von Schwarzen mit Weißen. Schon in der ersten Generation sind die Kinder kaum noch von den Weißen zu unterscheiden, wenn es nicht durch die unbeschreiblich schöne Form der kleinen Hände und Füße ist, welche letztere man allerdings entblößt sehen muß, um ihre Schönheit beurteilen zu können. In der zweiten Generation ist die Rasse der Eingeborenen so vollständig in der weißen aufgegangen, daß kaum einmal mehr das dunkle, lang wachsende Haar daran erinnert.

Ein anderes ist es mit den Mischlingen von Negern und Rothäuten, welche man Zambos nennt, welche eine dunkle Bronzefarbe, stark gekräuseltes Haar und schiefgestellte Augen haben. Spix und Martius beschreiben eine solche Mischlingsabart, die Cafusos, welche viel mehr den Negern als den Amerikanern gleichen, schwache Beine, dicke Lippen (doch nicht negerartig aufgeworfen), starke Brust- und Armmuskeln haben. Sie zeichnen sich durch einen ungeheuren Haarwuchs aus; zu der Länge des Haares der Amerikaner kommt die scharfe Kräuselung des Negerhaares, so daß sie auf ihrem Kopfe Toupets zu tragen scheinen, welche dem Zeitalter Ludwigs XIV. und der schönen Fontanges Ehre gemacht haben würden. Das Toupet ist in der Regel 1 Fuß hoch, es kommt aber auch bis zu $1\frac{1}{2}$ Fuß Höhe vor. Pöppig beschreibt etwas Ähnliches bei den Cocamas, einer sehr kriegerischen Nation der südlichen Andes. Viele derselben haben sehr krauses und in der Form einer hohen Perücke aufwärts strebendes Haupthaar, eine Abweichung, von welcher man würde glauben müssen, daß sie durch Kreuzung mit Negern entstanden sei, wenn es dort (in Maynas) Neger gäbe. Die Perücke ist weniger dicht als bei den vorhin genannten Cafusos, ist auch nicht so hoch, aber vollkommen natürlich, nicht durch die

Kunst hervorgebracht, wie dieses z. B. bei den Häuptlingen auf den Fidschi-Inseln der Fall ist.

Eines läßt sich aus dem bisher Gesagten mit ziemlicher Sicherheit ableiten. Die Verschiedenheit der Kinder bei der Vermischung zweier Rassen ist größer, wenn die Rassen voneinander entfernt, als wenn sie einander näher stehen. Wenn ein Volk stets einen gewissen Typus zeigt, Formen, welche sich von einer bestimmten Grundform nicht bedeutend entfernen, so kann man daraus mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß es sich rein, daß es sich von Vermischung frei erhalten habe. Je auffallender dagegen die Verschiedenheiten unter Mitgliedern einer Nation sind, mit desto mehr Sicherheit kann man daraus schließen, daß sie sich nicht rein von fremden Beimischungen erhalten habe. Daß der Geist des einzelnen Individuums bedeutende Verschiedenheit in die Gesichtszüge legen könne, unterliegt keinem Zweifel. Zwei Söhne eines Vaters und einer Mutter können lediglich durch geistige Verschiedenheit auch körperlich voneinander so verschieden werden, daß man sie nicht wohl für Brüder erkennen kann. Wo aber dergleichen Verschiedenheiten bei einem Volke sich zeigen, das auf einer sehr niedrigen Stufe der geistigen Befähigung steht, wie z. B. dieses bei den nordasiatischen Völkerschaften der Fall ist, so muß man ein solches Volk für ein nicht mehr reinen, sondern für eines gemischten Ursprunges ansehen.

Das Mischlingsprodukt zweier Rassen steht gewöhnlich ziemlich in der Mitte zwischen beiden Eltern, daher der Übergang aus einer Rasse in die andere um so leichter ist, je näher die Rassen einander stehen. Zwischen Weißen und Amerikanern verwischt sich das beigemischte Blut in der zweiten Generation bis zum Unkenntlichen. Ein Mischling von Weißen und Amerikanern erzeugt Amerikaner, Rothäute mit Weißen dagegen Kinder, welche sich in nichts von den Europäern unterscheiden; durchaus nicht so bei der Vermischung von Weißen und Negern, bei denen die Veredlung so langsam vor sich geht, daß die eigensinnigen Nordamerikaner behaupten, noch in der achten Generation das farbige Blut zu erkennen. In der sechsten ist jedenfalls die noch fehlende Wangenröte charakteristisch, und in der fünften tritt noch ein auffallenderes Zeichen dazu, das ist die bräunliche Färbung des unteren Augenlides da, wo dasselbe unmittelbar auf dem Augenknochen aufliegt.

In die schwarze Rasse zurück geht es viel schneller; die Kinder einer Mulattin und eines Negers sind allerdings mitunter nicht dunkler als die Mutter, aber diese Kinder, wieder mit Negern verbunden, erzeugen vollständig schwarze Negerkinder.

Daß Negerinnen, welche von einem Weißen ein Kind gehabt, von einem Schwarzen nicht mehr empfangen, ist eine zwar noch neuerdings gemachte

Behauptung, sie entbehrt aber jeden Grundes; auch von amerikanischen Mädchen hat man dieses und ebenso sehr ohne allen Grund gesagt. Waitz führt in seinem klassischen Werk über die Einheit des Menschengeschlechtes an, daß auch von den Bewohnern der großen australischen Inselwelt, von Neu-Holland und Vandiemensland dasselbe erzählt werde, sie sollen nach einer fruchtbringenden Verbindung mit Europäern unfruchtbar für ihre Stammesgenossen werden, und er erklärt dieses ebenso gut für ein Märchen, wie das was von den Negern und Amerikanern hierüber gesagt worden.

Auf den Gesellschafts-Inseln, noch mehr auf den Freundschafts-Inseln sehen die Mischlinge sofort den Weißen gleich. Dort ist die Bevölkerung so sehr der weißen ähnlich in Hinsicht auf Formverhältnisse, auf Haarwuchs ꝛc., daß namentlich viele von den Tonga-Insulanern unbedenklich für Europäer erkannt werden würden, eine Vermischung zwischen Weißen und diesen also kaum einen anderen als den eben gedachten Erfolg haben kann.

Wir haben vorher bereits angeführt, wie weit die Mischung zweier verschiederer Rassen annäherungsweise erkennbar ist. Dem Vorurteile gegenüber sind sogar gesetzliche Bestimmungen erlassen, welche ausdrücklich verordnen, bis wohin eine Mischlingsrasse reichen soll und von wo ab ein solcher Mischling als rein zu betrachten sei. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist nach dem Gesetz der Quinteron und in der holländischen Guyana schon der Quarteron (oder Quadron) als Weißer zu betrachten. Dem widersetzt sich aber in Nordamerika der so alberne als ungerechtfertigte Abscheu vor den Mischlingen, durch welchen trotz des ausdrücklich zum Schutz der unglücklichen Mischlinge erlassenen Gesetzes der vermeintliche Makel, welcher an dem Farbigen haftet, auf eine wahrhaft abscheuliche Weise beliebig verlängert wird, solange man nur irgend mutmaßen kann, daß noch ein Tropfen Negerblutes in den Adern des Verdächtigen fließt. Es giebt dort förmliche Negerriecher, welche mit jedem Widerspruch trotzender Sicherheit behaupten, die Mischung herauszufinden. So in der neunten und zehnten Generation noch durch die deutlich bemerkbare dunkle Färbung der Genitalien (die Haut, welche an diesen zarten Teilen die Farbe der Schenkel hat, soll bei den Mischlingen braun sein, auch wenn die Schenkel schon die reinste Fleischfarbe haben).

In derselben Generation soll sich auch noch die Nagelwurzel bläulich oder bräunlich gefärbt zeigen, aber das sicherste und letzte Kennzeichen ist der Mangel der kleinen Halbmonde, welche an jeder Nagelwurzel eines Europäers von reiner Rasse in hellerer Farbe deutlich abschattiert sind. Die starke Hautausdünstung und der damit verbundene ganz eigentümliche Geruch nimmt zwar mit jeder Generation mehr ab, aber er ist doch selbst bei dem weiblichen Geschlechte noch in der fünften Generation deutlich be-

merkbar, und gerade er soll der Grund sein, warum Quadrons und Quinterons so viel Glück machen, warum sie die Begierden so sehr reizen. Geschmackssache! Es giebt Leute, bei denen gerade diese Eigenschaft allen Reiz vernichten wird; die Mischlinge scheinen auch die Ansicht nicht zu teilen, denn sie lieben stark riechende Parfüms, welche geeignet sind, den Ausdünstungsgeruch vollständig zu übertönen. Auch Jean Paul, der wohl eine Autorität genannt werden kann, teilte die Ansicht, daß jene Ausdünstung etwas Reizendes habe, keineswegs, und er sagt sehr entschieden: „ein Weib riecht immer am besten, wenn es nach nichts riecht."

Die Nordamerikaner behaupten, daß die Beimischung von Negerblut den Menschen in moralischer und in intellektueller Hinsicht jederzeit auf einer niedrigeren Stufe zurückhalte als den Weißen. Sollte der niedrige moralische Standpunkt die Rassenbeimischung beweisen, so würde nur ein sehr geringer Teil der Bevölkerung europäischer Abkunft in Nordamerika reiner Rasse zu nennen sein.

Die anderen europäischen Nationen teilen den Abscheu der prüden Engländer nicht. Die Franzosen auf Guadeloupe und der Guyana, sowie die Portugiesen und Spanier im übrigen südlichen Amerika halten die Neger wirklich für Menschen, und die Damen lassen sich deshalb auch nicht von Negern im Bade bedienen, was eine Nordamerikanerin angelsächsischer Abkunft ohne alles Bedenken thut, da der Neger ja nur ein Tier ist. Die europäischen Bewohner von Südamerika haben auch noch nicht herausgefunden, daß die Mischlinge von Negern und Weißen geistig wirklich so sehr beschränkt sind, als man im Norden behauptet. Im französischen Westindien sind fast alle Handwerker und der größte Teil der Industrie überhaupt, soweit derselbe nicht vom Plantagenbesitzer eingenommen ist, in den Händen der Mulatten. Man ist bereits im Jahre 1685 so weit gewesen, um in einem Gesetzbuche, welches der Code noire heißt, ihnen bürgerliche Rechte zu gewähren. Dieselben sind zwar alle sehr in Verfall geraten, aber sie wurden unter Louis Philipp im Jahre 1831 ihnen auf das vollständigste wiedergegeben, und man haßt dort die Mischlinge nicht wegen ihrer geringen geistigen Begabung, sondern man fürchtet sie, weil man von ihnen überflügelt zu werden besorgt, da sie mehr Verstand, mehr Thätigkeit besitzen als die Weißen.

In Bahia, Pernambuco, Maranhao und allen anderen Städten des nördlichen Brasilien bilden die Mischlinge den thätigsten Teil der Bevölkerung. Unter den Ärzten, Juristen, Staatsmännern, unter den Gelehrten überhaupt sind es in Brasilien vorzugsweise die Mulatten, welche durch Geist, Scharfsinn, Talent und Bildung hervorragen. Ganz vorzüglich befähigt sind sie für die schönen Künste: die Musiker, die Maler, die Bau-

künstler, die Dichter in Brasilien sind beinahe immer Mulatten oder Terzeronen. Weiter geht man in der Bezeichnung für das Wort Farbige überhaupt nicht, und der Quadron gilt auch ohne irgend welche Erklärung für einen Weißen, und viele Mulatten sogar, sobald sie durch die Gerichte auf ihr Ansuchen für Weiße erklärt worden sind, nehmen selbst in Rio, dem Kaisersitze, in besten Gesellschaften eine angesehene Stellung ein, und zu einer solchen Erklärung, wie die vorhin gedachte, gehört für einen Mulatten nur die persönliche Freiheit. Er darf nicht mehr im Besitz eines andern sein.

Auch auf der anderen Seite von Amerika sieht man ganz Ähnliches: in den gesamten, am stillen Meer liegenden großen und kleinen Republiken sind es die Mulatten, welche nicht sowohl Geistliche werden, als vielmehr wirklich Theologie studieren, was man von den Geistlichen der Südländer, Griechen, Italiener, Spanier, nur ganz ausnahmsweise sagen kann, die vielmehr den Dienst als Seelsorger so handwerksmäßig lernen, wie ehemals die württembergischen Staatsbeamten, Minister u. s. w., und dabei doch die höchsten geistlichen Würden erlangen können. Wenn die Mulatten nun dem leichteren Erlernen durch die Praxis das wirkliche Studium der Theologie vorziehen, so ist dieses jedenfalls kein Beweis für die niedrigere geistige Sphäre, der sie angehören sollen.

Eine ähnliche, den absurden Vorurteilen der hochmütigen Nordamerikaner — dies ist eigentlich eine Verdoppelung der Bezeichnung, ein Pleonasmus, denn Hochmut ist selbstverständlich etwas Absurdes — widersprechende Beobachtung ist auch in den von Arabern bewohnten Ländern gemacht worden.

Die Vermischung von Weißen und Negern ist dort etwas Alltägliches. Neger sind deshalb nicht geschändet, weil sie schwarz sind, Neger spielten überhaupt schon seit dem Beginn unserer Geschichte im Orient eine große Rolle, indem sie sich durch ihren Verstand von dem elenden Posten eines Eunuchen, eines verschnittenen Aufsehers des Harems, bis zu Ministern oder sonstigen hohen Würdenträgern des Staates aufschwangen, und so zum Teil noch jetzt, da man wenigstens in den maurischen Ländern Neger und Mulatten eine große Rolle spielen sieht, ja man sogar den Menschenschlag für um so schöner hält, je mehr sich durch Beimischung von Negerblut die Hautfarbe der schwarzen nähert, indem man auch dem Charakter der Männer eine um so größere Entschiedenheit, dem der Weiber aber eine um so größere Liebenswürdigkeit beilegt. Dies letztere stimmt mit Humboldts bereits angegebener Beobachtung überein.

Alle diese sehr verschiedenartigen Meinungen oder auch Resultate von Beobachtungen haben zu einer ganzen Reihe von Hypothesen geführt, welche darthun sollen, was für Folgen die Vermischung von Rassen haben müsse; aber wie die Beobachtungen selbst, so sind auch diese Hypothesen einander sehr widersprechend, und sie verlieren deshalb viel von ihrem Wert. Der eine erklärt, die Mischung verschiedener Typen bringe durchgängig eine Verschlechterung aller körperlichen und geistigen Eigenschaften hervor, und stützt sich auf die Mischlinge von malayischen Mädchen und holländischen Männern auf Java. Ein anderer behauptet, die Vermischung der verschiedenen Rassen sei das sicherste Mittel, den gesamten Menschenschlag der Erde zu erheben, zu verbessern. Man stellt sogar die Behauptung auf, daß erst in der Vermischung aller verschiedenen Hauptstämme untereinander (dergestalt, daß jedes Individuum Anteil an dem Blute aller Rassen habe) das Endziel der Entwickelung der Menschheit gefunden werde, und beruft sich auf die glückliche Mischlingsrasse, welche Neu-Seeland darbietet, wo die Eingeborenen und die Europäer ineinander übergehen.

Wieder andere Ansichten gehen dahin, daß Mischlinge überhaupt lediglich nicht kräftig und kaum einmal geeignet wären, die neu entstandene, die Mischlingsrasse selbständig fortzuführen, woraus sich z. B. ergeben würde, daß, wenn nicht immerfort neue Verbindungen zwischen Negern und Weißen entstünden, wodurch sich das Geschlecht der Mulatten vermehrte, sie als fortpflanzungsunfähig aussterben würden. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß diese Annahme jeden Grundes entbehrt und daß der geringe Anschein, den sie für sich hat, sich ganz einfach darauf zurückführen läßt, daß die Mulattenmädchen keine Neigung haben, sich mit Mulattenmännern zu verbinden, die sie für unter sich stehend erachten; sie wollen lieber die Konkubine eines Weißen als die Frau eines Mulatten sein, und sie halten

das erstere für eine Ehre, das letztere für eine Schande. Wo nun doch zwischen zwei Mulatten eine Ehe geschlossen wird, ist diese vollkommen fruchtbar, und man hat nachgewiesen, daß es Familien gegeben, welche bis in die fünfte Generation die Mischlingsfarbe der Mulatten fortgepflanzt haben, daß also Kinder von Mulatten und Enkel von Mulatten reiner Abart sich fortpflanzungsfähig gezeigt und so mit einander verbunden haben.

Im übrigen scheinen solche Untersuchungen ganz überflüssig, erstens wird sich niemals eine Norm aufstellen lassen, welche so allgemein gültig wäre, daß man nichts dagegen einwenden könnte, zweitens aber sind es nicht die Mischlinge allein, welche zu solchen Betrachtungen Anlaß geben, man sieht ganze Familien, ganze Volksstämme sich als sehr fruchtbar, aber auch als sehr unfruchtbar erweisen, sonst wäre ja überhaupt das Verlöschen, das Aussterben von Familien gar nicht möglich; wir haben ja dieser Beispiele in solcher Zahl, daß man Beweise dafür in ganz beliebiger Menge hernehmen könnte. In den bürgerlichen Ständen pflegt man noch nicht viel auf Stammtafeln zu halten, aber die alten Adelsfamilien haben sie noch jetzt, wo sie ihr Ansehen beinahe ganz verloren haben, indem es keine Schande mehr für einen Grafen ist, eine Bierbrauerstochter zu heiraten, wenn sie nur Geld hat. (In einem anderen Falle allerdings unterläge eine solche Verbindung einem sehr gerechtfertigten Tadel.)

Wer nun wüßte nicht von ausgestorbenen Familien? sollte man da etwa annehmen, vor 100 oder 150 Jahren sei in dieser Familie Rassenmischung vorgekommen, welche eine Verschlechterung des Stammes herbeigeführt, seine Zweige allmählich ihrer Fruchtbarkeit beraubt und den ganzen Baum auf diese Weise dem Untergange entgegengeführt habe? Ein jeder sieht auf den ersten Blick das Alberne einer solchen Behauptung ein, und so dürfte es denn wohl auch mit der Ansicht von der mangelnden Lebensfähigkeit der Mischlinge überhaupt und der Mulatten insbesondere sein. Auch hat sich die Mischung von Arabern und Äthiopiern oder Abessiniern, die der Türken und der Mauren, die der Spanier und der Einwohner von den Philippinen so gut als lebenskräftig, fortpflanzungsfähig, wie überhaupt auch als schön und nicht selten als schöner wie beide Eltern gezeigt. Gleiches gilt von den Abkömmlingen der Holländer und Hottentotten, die eine ganz neue Nation bilden, die Griquas, welche sich nur unter einander verbinden, da sie die Hottentotten hassen und von den Weißen gehaßt und gefürchtet werden.

Vererbung zufälliger Eigentümlichkeiten.

In England war es eine allgemeine Sitte, den Pferden die Schwänze bis auf einige Glieder abzuhauen, eine wahrhaft bestialische Operation wurde noch an den armen Tieren vorgenommen, damit sie den Schwanzstummel hoch tragen sollten und außer Stande waren, die empfindlichsten Teile ihres Leibes zu bedecken, nebstdem sie auch außer stande waren, sich die lästigen Insekten, Bremsen und dergleichen abzuwehren.

Zootomische Untersuchungen haben nach Blumenbachs Angabe ergeben, daß sehr viele der in England gezüchteten Pferde Schwänze mit einer Verkürzung von drei bis vier Gliedern hatten. Der große Naturforscher erzählt dasselbe von einer Hündin, welche jedesmal beim Werfen von Jungen einige mit ganz kurzem Schwanz hatte.

Es wären allenfalls nicht gar zu tief greifende Beispiele, da sie von Tieren herrühren, welche überhaupt eine bei weitem größere Reproduktionskraft haben als die Menschen, aber es fehlt bei diesen auch keineswegs an Beispielen. So erzählt Osann, daß die zufällige Verstümmelung und Verkrümmung des kleinen Fingers eines Mannes sich auf die Kinder vererbt habe, und Blumenbach bestätigt dieses aus eigener Anschauung, da er später den Vater und die erwachsenen Kinder persönlich kennen lernte.

Man kann mit Recht dagegen den Einwurf machen, daß, wenn dieses der Fall wäre, sich doch bei den Juden die Verstümmelung, welche sie aus Religionspflichten an ihren Knaben vornehmen, wohl auch einmal von selbst zeigen müßte.

Nun denn, das geschieht auch, und zwar durchaus nicht selten, so daß die Juden sogar für diese Erscheinung eine eigene Benennung haben: „Nauld Mohl“ (beschnitten geboren). Die Vorhaut ist in diesem Falle so kurz, daß es außerordentlich schwer wird, die von der Religion vorgeschriebene Verkürzung wirklich noch vorzunehmen, ein Umstand, den man von jedem jüdischen Beschneider wird näher erfahren können.

Ist dies nun der Fall mit künstlichen Verstümmelungen, wie sollte es nicht mit Besonderheiten möglich sein, welche durch die Natur hervorgebracht worden sind? Wir haben angeführt, daß eine Engländerin eine borstenartige, eine beinahe stachelschweinartige Behaarung gehabt und daß sich diese Sonderbarkeit auf ihre Kinder übertragen habe, so daß die weise englische Regierung diesem wunderlichen Stamme die weitere Verheiratung versagt habe, damit sich die Abnormität eben nicht fortpflanze. Wäre die Regierung nicht so weise gewesen, so würden wir jetzt vielleicht eine ganz neue Rasse von Borsten- und Stachelmenschen haben. Die Erblichkeit solcher Unvoll-

kommenheiten, Sonderbarkeiten, ja mancher Krankheiten ist allgemein bekannt. Die Schwindsucht überträgt sich von den Eltern auf die Kinder, die Hämorrhoiden sind erblich. In mancher Familie sind die Kahlköpfe, in mancher die schlechten Zähne, die dünnen Haare erblich. Glücklicherweise vererben sich die Eigentümlichkeiten nicht bloß von einer Seite, sondern von beiden Seiten auf die Kinder. Heiratet ein Mann, der schlechte Zähne oder sehr dünne Haare hat, ein Mädchen, welches an dem nämlichen Fehler leidet, so werden die Kinder gewiß diesen Fehler, vielleicht in verstärktem Maße an sich tragen. Hat der Vater aber schlechte Zähne und die Mutter besonders gute, so werden die Zähne der Kinder zwar nicht so schön wie die der Mutter, jedenfalls aber viel besser als die des Vaters sein.

Demnächst ist eine Thatsache, welche wohl niemandem entgangen sein kann, die Ungleichheit der Kinder eines Ehepaares unter sich und die Unähnlichkeit zwischen Kindern und Eltern. Man findet häufig zwar Ähnlichkeiten, aber man findet sie häufiger zwischen einander ganz fremden Personen, als man sie regelmäßig findet zwischen Geschwistern und zwischen Kindern und Eltern. Umgekehrt vererben sich die Verschiedenheiten, welche in einer Familie entstanden sind, auf die Nachkommen der einzelnen Glieder, und sie fixieren sich wohl gar, wenn zwei Personen, die solche Eigentümlichkeiten haben, sich mit einander verheiraten. Wer Neigung hat, einigermaßen zu beobachten, wird wohl schon wissen, daß es Familien giebt, in denen beinahe nur bucklige Kinder geboren werden, daß es Familien giebt, in denen sich die Kahlköpfigkeit fortpflanzt, sowie es wieder andere giebt, in denen Krankheiten, wie die Skrofeln, die Schwindsucht, sich vererben in einer so erschreckenden Weise, daß der Physiolog, ohne ein Prophet zu sein, den Mitgliedern solcher Familie ihr trauriges Schicksal voraussagen könnte, wenn es nicht gegen die Menschlichkeit verstieße, dergleichen zu thun, indem ein solches entsetzliches Schicksal nur dadurch zu ertragen ist, daß man es *nicht* kennt.

Es giebt nun allerdings so wenig ein Land der Buckligen, wie es ein Land der Hinkenden giebt, obwohl *Gellert* ein solches wirklich gefunden hat; andere Krankheiten dagegen zeigen sich so allgemein, daß man fast an deren Erblichkeit glauben sollte, wie z. B. die unter den Mädchen in Holland allgemein verbreitete Leukorrhöe, welche aber von dem Mißbrauch des Feuerstübchens, des erbärmlichen Theewassers und des noch viel schlechteren Kaffees und anderer erschlaffenden Nahrungsmittel und Gewohnheiten herrührt.

In Europa wird es nicht leicht vorkommen, daß Abnormitäten sich in solcher Art vererben, wie es nötig wäre, wenn dieselben gewissermaßen volkstümlich werden sollen, gewiß aber ist es, daß, wenn eine Familie irgend einen Fehler fortpflanzt, wir wollen nur annehmen, dünne Haare und in-

folge dessen Kahlköpfe — und diese Familie irgendwo in einem menschenleeren Gebirgswinkel von fremder Einwanderung unberührt ein Jahrhundert wohnen bliebe — derjenige Reisende, der sie nunmehr nach Zurücklegung der dritten und im Vorhandensein der vierten Generation auffände — unbedenklich würde sagen können, dort wohne ein Volk von Kahlköpfen.

So wie sich die Abnormitäten oder die Formfehler fortpflanzen, so pflanzen sich im Gegenteil auch wieder die normalen Formen fort, und sie geben dann Veranlassung zur Ausgleichung. Um bei dem gedachten Beispiel stehen zu bleiben, so wird ein junger Mann, einer Familie angehörig, die im 30. Jahre das Haupthaar bis zur Kahlköpfigkeit verliert, mit einem Mädchen verehelicht, in deren Familie dieser Fehler gar nicht herrschend ist, Kinder erzeugen, bei denen der Haarverlust erst im 40. Jahre eintritt, und wenn ein Abkömmling dieser Familie sich wieder in glücklicher Weise verbindet, so ist anzunehmen, daß damit vielleicht der Fehler der erstgedachten Generation ganz beseitigt sein werde.

Dieses giebt die vielen Varietäten, die man überall wahrnimmt. Die Farbe der Haut und die Farbe der Haare ist ebenso gewiß erblich wie die Übel der Zähne oder der Reichtum des Haares. Unter den blonden Schweden fand man vor einem Jahrhundert beinahe gar keine schwarzhaarigen Menschen; unter dem vornehmen Adel Englands, der sich in zwei feindliche Lager spaltet, den angelsächsischen und den normännischen, findet man den Typus der beiden Varietäten so klar und auf den ersten Blick schon so deutlich ausgesprochen wie den Haß, der diese beiden Geschlechter trennt und der sich in gegenseitiger Nichtachtung genügend offenbart.

Bei den Tieren ist dieses Vererben von körperlichen und geistigen Eigentümlichkeiten so vielfach beobachtet worden, daß es aufgehört hat, zweifelhaft zu sein. Die Abkömmlinge von edlen Hengsten in den großen Gestüten werden in der Regel als zweijährige Füllen verkauft, und man bezahlt sie mehr oder minder hoch nach den Eigenschaften des Vaters, obschon dieselben sich in dem Kinde noch gar nicht entwickelt haben. Man rechnet darauf, daß sie kommen werden. Dem (ursprüngl.) Verfasser war ein Beispiel bekannt, wo vor dem Ankauf eines wunderschönen weiblichen Füllens seitens der Gestütsverwaltung gewarnt wurde, weil es der Abkömmling eines sehr bösen und bis jetzt noch nicht gebändigten Arabers war, dessen Kinder zwar alle Schönheit ihres Vaters, aber auch alle Tücken desselben besaßen. In natürlicher Folge dieses Übelstandes war der Preis für das schöne junge Tier nur ein geringer, und deshalb wurde es trotz der ergangenen Warnung auch gekauft, aber sehr zum Nachteil des Käufers, denn weder freundliche noch harte Behandlung fruchtete etwas, der Eigensinn des Tieres war nicht zu besiegen, es war weder zum Reiten noch zum Ziehen

zu benutzen, und nach mehreren Unglücksfällen, die es verursacht hatte, wurde es trotz seiner Schönheit verschenkt und wiederholt immer wieder verschenkt, indem der jedesmalige Besitzer immer froh war, dasselbe wieder los zu sein.

Welch ein Vorteil für das Land würde daraus erwachsen sein, wenn man den Eigensinn des Vaters mit dem der Tochter gepaart und durch einige Generationen fortgepflanzt hätte!

So wie angeborne, so setzen sich auch angewöhnte Eigenschaften fort. Es wird ganz leicht, Ochsen in den Pflug zu spannen, wo dies überhaupt Sitte ist; die Tiere sind daran gewöhnt, sie vererben sowohl die Fähigkeit zu ziehen, als die Geduld, welche zum Erlernen des Ziehens nötig ist, von Geschlecht zu Geschlecht. Wo man die Kühe melkt, findet diese Operation gleich bei ihrer ersten Anwendung keine Schwierigkeiten; wo man dieses selten und nicht regelmäßig thut, wie im südlichen Europa, geben die Kühe durchaus keine Milch, wenn nicht das Kalb dabei steht. Gute Jagdhunde vererben nicht sowohl ihre Dressur als die Fähigkeit, dressiert zu werden, auf ihre Kinder, und bei recht guten Tieren dieser Art ist es wahrlich interessant zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit, mit welcher Methode die Mutter ihr Kind in der Kunst zum Stehen vor dem Wilde und zum Zuspringen zur rechten Zeit unterrichtet, und sie wendet dabei in den ersten Malen so entschiedene Zwangsmittel an, daß man den jungen Hund häufig bluten sieht; später genügt das bloße Zähnefletschen schon, um seine Jagdlust zu dämpfen, denn er weiß, daß die Mama nicht mit sich spaßen läßt, noch etwas später braucht sie auch nur einen Seitenblick auf ihn zu werfen, um ihn zu zügeln.

Solch ein Hund versteht seine Sache besser, als wenn er auf der hohen Schule mit Peitsche und Korallenhalsband durch einen Professor der Dressierkunst, durch einen alten grausamen Jäger ausgebildet worden wäre, und hier ist gewiß nur etwas Angelerntes vererbt und ausgebildet, denn das Natürliche in dem Hunde ist, nicht vor dem Wilde zu stehen und zu warten, bis der Jäger es schießt und die Beute für sich behält, sondern dem Wilde nachzuhetzen, es zu fangen und selbst zu verzehren.

Auch von körperlichen Eigentümlichkeiten gilt etwas ganz Ähnliches. In Nordamerika hat sich eine ganz neue Rasse von Schafen eingefunden, welche dort absichtlich gezüchtet wird, nachdem sie zufällig entstanden war. Im Jahre 1791 kam bei einem Farmer in Massachusetts unter seinen Lämmern eines zum Vorschein, welches ganz ungewöhnlich kurze Beine hatte. Das Tier wurde der Kuriosität wegen als eine Art Mißgeburt aufgezogen, und man entdeckte an demselben, nachdem es erwachsen war, eine höchst schätzenswerte Eigenschaft. Seiner kurzen Beine wegen konnte es nicht über die Fenze, über die Einzäunungen springen. Da das Tier bei den kurzen

Beinen einen langen Körper und auf demselben genügende Wolle hatte, so fiel dem Farmer ein, daß es gerade der gedachten Eigenschaft wegen zweckmäßig sei, die Fortpflanzung dieser Abart zu versuchen, und diese gelang über alle Erwartung. Die belegten Mütter warfen nicht eine Mischlingsrasse, sondern entweder ein Lamm, das ihnen vollständig glich oder ein solches, das dem Vater ganz ähnlich war, und so verbreitete sich diese Abart allmählich über den nördlichen Teil der Union, so daß man diese Art Schafe jetzt daselbst häufiger sieht als die gewöhnliche uns bekannte, welche keine kurzen Beine hat. Der Stammvater dieser Abart war lange Zeit als eine Art Wundertier betrachtet, und das um so mehr, als man gleich ganz richtig auf die Hauptsache einging, daß er nicht der Nachkömmling eines ebenso gestalteten Widders sei, sondern daß er offenbar eine Mißgestalt genannt werden müsse, welche Mißgestalt sich so fortpflanze wie eine ähnliche Mißgestalt bei den ungarischen Schweinen, die zusammengewachsene Zehe nämlich; der Fuß derselben endet nicht in einer gespaltenen, sondern in einer ungespaltenen Klaue, was ganz und gar gegen die Art verstößt, indem alle, die wilden wie die zahmen Schweine, gespaltene Klauen haben, auch die der allerentferntesten Gegenden, die chinesischen, die südafrikanischen so gut wie die in der Mitte von Europa wohnenden.

Vieles bei diesen Vererbungen ist noch völlig unerklärt. So kann man durchaus keinen Grund finden, warum wilde Rinder, wilde Schweine, wenn sie eingefangen und gezähmt werden, schon in der zweiten Generation anfangen, die ihnen ursprüngliche, die allen Tieren dieser Species ohne Ausnahme zukommende eigentümliche Farbe zu verlieren. Die wilden Katzen sind alle grau, die zahmen sind entweder grau und gestreift oder grau und nicht gestreift, oder ganz weiß, ganz schwarz, ganz hochgelb, oder sie haben ein Fell, das aus zwei oder auch drei dieser Farben zusammengesetzt ist. Die indischen Büffel mit den langen, schön geschweiften Hörnern sind schwarzbraun; wenn man wilde Kälber jung einfängt, in der Gefangenschaft erwachsen läßt und von ihnen Junge zieht, so verändern sie sich in der zweiten Generation bereits dadurch, daß sie scheckig werden. In der dritten Generation treten zu der ursprünglichen Farbe schon andere.

In Paraguay wurde auf einem der großen Landgüter der Jesuiten ein Bulle ohne Hörner zur Zucht gebraucht, und seine sämtlichen Abkömmlinge hatten denselben Fehler (aus diesem und dem oben angeführten Falle mit den Schafen in Nordamerika, welche daselbst sehr verbreitet sind und den Namen Otterschafe führen, weil man ihren langgestreckten Bau bei sehr niedrigen Füßen mit dem der Fischotter vergleicht, könnte man schließen, daß der Vater vorzugsweise für die Bildung seiner Nachkommen sorge). Es lassen sich von den meisten Haustieren solche Verwandlungen anführen, und es

läßt sich nach der Vielfältigkeit der Beobachtungen nicht mehr annehmen, daß immer Zufälligkeiten im Spiele wären, man ist genötigt, die Vererbungsfähigkeit solcher Abnormitäten als wirklich bestehend anzuerkennen.

Die Folge von solchen Vorkommnissen war, daß man sehr häufig davon Gelegenheit nahm, das gesamte Menschengeschlecht für ein einheitliches zu erklären. Man sagte, so gut wie dergleichen Abnormitäten entstehen können und diese sich fortpflanzen, ebenso gut wie bei Tieren kann dies auch bei Menschen geschehen. Es steht nichts der Annahme entgegen, daß ein blondes Menschenpaar unter seinen Abkömmlingen welche mit schwarzen Haaren zähle, und es werden Beispiele der Art unter uns zur Genüge angeführt (die Juristen, welche in dergleichen Dingen sehr ungläubig sind, gehen da, wo das Faktum sich nicht leugnen läßt, höchst unzart auf die römische Gesetzgebung zurück, nach welcher zwar mater certa, aber pater incertus). Wenn aber von den Naturforschern eine solche Verschiedenheit der Abkömmlinge behauptet wird, so ist immer die Rede von einem Falle, in welchem eine solche Ungewißheit des Erzeugers unmöglich ist, nur allerdings ist für diesen Fall auch überhaupt gar nichts erweislich. Aber dies ist gewiß, wie schwach ein solcher aus der Ökonomie der Tiere hergenommener Beweis auch sein möge, er ist doch ebenso gut wie eine große Menge anderer Beweise, welche man für das Gegenteil aufgestellt hat, und am Ende will man ja nichts weiter sagen, als daß plötzlich entstandene Eigentümlichkeiten sich in langer Reihe fortpflanzen. Waitz sagt a. a. O.: „Jedenfalls reichen die Fälle von Vererbung individueller Eigentämlichkeiten hin, um einen Weg zu zeigen, auf welchem die Entstehung sehr verschiedener Rassen möglich, wenn sie auch nicht erkennen lassen, auf welche Weise sie bei dem Menschengeschlechte wirklich vorgegangen ist. Zugleich eröffnen die Thatsachen, welche von einer Übertragung selbst gewisser leiblicher und geistiger Charaktere, oder vielmehr für einen prädisponierenden Einfluß aus der erworbenen Bildung auf die Begabung der Nachkommen sprechen, einen psychologisch und kulturhistorisch höchst interessanten Gesichtspunkt, aus welchem die allmählich fortschreitende Umbildung und Entwickelung eines Volkes in leiblicher wie in geistiger Rücksicht eine eigentümliche Motivierung erhält."

Zu dem, was wir oben über die Vererbung von Eigentümlichkeiten oder von Krankheiten bei Menschen gesagt haben, läßt sich noch manches hinzufügen, was kaum eines besonderen Nachweises bedarf, weil es allgemein bekannt ist.

Der Vater Friedrichs d. Gr. hatte eine ganz besondere Neigung für große Leute, und der erste Mann der Riesengarde fing mit $2\frac{1}{2}$ Meter an, und kein Mann im zweiten Gliede hatte weniger als 180 cm.

Er wollte einen großen Menschenschlag erzielen und verheiratete, wenn

irgend möglich, diese Riesen mit großen, kräftigen und wohlgebildeten Bauerdirnen, und in der That, er hat sich nicht verrechnet, es gelang ihm noch, während seines Lebens die Riesengarde aus seinen Landeskindern zu komplettieren, und hätte sein Nachfolger die Neigung seines Vaters geteilt, so würden die Bewohner der Mark wirklich das geworden sein, was die Patagonier nach Angabe der früheren Reisenden sein sollten, ein Volk von Giganten.

Die sprichwörtlich gewordene Hängelippe in dem österreichischen Kaiserhause, welche man fälschlich die habsburgische nennt, ist ein Erbteil aus dem Hause der Jagellonen, mit welchen die Habsburger sich ehelich verbanden, und sie hat sich durch eine ganze Reihe von Generationen bis zu dieser Stunde erhalten, gewiß ein Beweis der Hartnäckigkeit solcher Eigentümlichkeiten in der Vererbung.

Gefleckter Neger und Stachelmensch (S. 449).

Schlimmeres erfahren manche Familien, in denen die Blindheit erblich ist, und zwar in der traurigen Weise, welche tiefer eingreifend in das Schicksal der Betroffenen ist als das Unglück, blind geboren zu werden. Einzelne Mitglieder solcher Familien werden nämlich mit fehlerfreien Augen geboren, aber die Sehkraft des Auges beginnt im 30. Jahre zu schwinden und ist im 40. ganz erloschen, ohne daß dem Auge äußerlich irgend ein Fehler anzusehen wäre; es ist der schwarze Staar, der die Unglücklichen betrifft, doppelt unglücklich, weil sie wissen, was ihnen bevorsteht, und nur der einzige Trost bleibt, daß nicht alle Mitglieder ihrer Familie, sondern nur einzelne erblinden.

Auch der Albinismus muß unter solche erbliche Fehler gezählt werden. Er ist nicht allein unter den Negern zu Hause, eine Meinung, welche sich vielleicht lediglich daher schreibt, daß man die mit dieser Krankheit behafteten Menschen weiße Mohren nennt, sondern er kommt ebenso gut unter weißen und braunen wie unter schwarzen Menschen vor. Unter den Tieren,

besonders unter einigen Species, ist er sehr häufig. Weiße Tauben, weiße Mäuse, Kaninchen und dergleichen sind Albinos gerade so wie weiße Menschen, die schon in ihrer Jugend ganz weiße Haare, Augenbrauen, Augenwimpern haben. Was zur Entscheidung, ob solch ein Mensch oder Tier ein Albino sei oder nicht, führt, ist nicht die weiße Farbe der Haare, sondern die hell feuerrote Farbe der Iris. Solche Albinos haben, wie man sich fälschlich ausdrückt, rote Augen. Es ist nicht das Auge, sondern nur die mittlere gefärbte Stelle desselben, welche diese leuchtende Röte zeigt.

Bei uns im mittleren Europa ist diese Abart so selten, daß einige der damit Behafteten sich für Geld sehen lassen, in Central-Amerika dagegen und vor allen Dingen auf der Landenge von Panama kommen Albinos in solcher Menge vor, daß man sie für eine besondere Menschenrasse gehalten hat.

Diese Krankheit ist vollständig erblich, wie viele ähnliche Mißbildungen, vorausgesetzt, daß man den Albinismus dazu zählen dürfe, was manche Naturforscher nicht thun. Prichard gehört zu diesen, er erklärt den Albinismus nicht für eine Krankheit oder Mißbildung, sondern glaubt, daß die damit behafteten Menschen lediglich von besonderer Zartheit seien, zarter als andere, wie schon die blonden zarter sind als brünette Menschen, diese zarter als schwarzhaarige, diese noch immer zarter als solche mit brauner Haut und dunklem Haar (Spanier, Griechen, Mauren) und selbst diese noch immer viel zarter als die eigentlichen Neger.

Auch auf den Südsee-Inseln hat man den Albinismus sehr häufig bemerken wollen, wenn schon die sehr oberflächliche Art, in welcher die Beobachtungen in früherer Zeit gemacht wurden, zweifelhaft läßt, ob diese Menschen Albinos oder bloß von sehr zarter Farbe gewesen sind; es ist dabei fraglich, ob das Kennzeichen des Albinismus, die rote Farbe der Iris, vorhanden gewesen, keiner der Beobachter nämlich spricht hiervon, und wenn junge Leute von den Tonga-Inseln auf Otahaiti gesehen würden, so dürfte wohl nicht zweifelhaft sein, daß man sie für Albinos halten würde.

Wenn man im Jahre 1832 in Neu-Südwales (Neu-Holland) einen Menschen mit weißer Haut, blondem Haar und lichtblauen Augen gesehen hat, so war dies ebenso wenig ein Albino trotz seiner hellfarbigen Haut wie ein im Jahre 1844 im Innern von Afrika gefundener Neger mit hellbrauner Haut, rotem Haar und Bart und grüner Iris, in beiden Fällen ist wohl an eine Bastarderzeugung zu denken. Auch die Gebrüder Lander führen Ähnliches an:

„Ein Fetischpriester kam aus einer nahen Stadt heut Morgen, uns zu besuchen, und wollte die gewöhnliche Sprache seines Handwerks mit uns reden; allein wir wußten dieselbe zu hemmen, indem wir ihn mit ein paar

Nadeln beschenkten. In seiner Kleidung und Ausschmückung bemerkten wir nichts Besonderes, aber an seinem Körper bemerkten wir etwas Wunderbares. Die Hautfarbe nämlich glich einem braunen Papiere, die Augenbrauen und Augenwimpern waren silberweiß, die Augen hellblau, und dessenungeachtet waren im Gesichte die Negerzüge ganz deutlich ausgedrückt. Die Eltern des Mannes waren beide afrikanische Eingeborene, waren beide schwarz, und wir vermochten die Ursache der sonderbaren Färbung des Mannes nicht zu ermitteln."

Ebenso ist es mit der weiteren Bemerkung über den Häuptling des Rufi-Volkes oder -Stammes, welcher, ein „kohlschwarzer Mann", doch helle blaue Augen hat. Alle diese können nicht als Albinos bezeichnet werden, ebenso wenig diejenigen, welche zwar weiße Flecke auf der Haut haben, deren Haut selbst aber nicht unverletzt ist. Der Sitz der Farbe ist unter der Oberhaut in dem von Malpighi entdeckten und nach ihm benannten Schleime. Wenn die Oberhaut zerstört wird, und die Zerstörung setzt sich tief genug fort, um auch in das malpighische Schleimnetz einzudringen, so verliert dieses seine charakteristische Färbung, und nach der Heilung der Verletzung wird die Stelle so hell von Farbe wie bei einem blonden Nordländer. Bei Tieren entstehen an so verletzten Stellen Flecke mit weißen Haaren. Das Fell ersetzt sich vollständig wieder, aber die Haare der Haut sind schneeweiß, eine Erscheinung, welche man bei allen dunkelfarbigen Pferden, die einmal durch einen nachlässigen Reitknecht gedrückt worden sind, wahrnehmen kann.

Der Kropf.

Eine schreckliche Erbschaft hinterlassen manche Familien ihren Nachkommen in den verunstaltenden Kröpfen und in dem Kretinismus, dem erblichen Wahnsinn. Was den Kretinismus betrifft, der sich in den vielen versteckt liegenden engen Gebirgsthälern der Schweiz ausbildet, so ist man der Ansicht, daß er viel weniger eine Erbschaft der Eltern, als vielmehr die Folge der dumpfen Luft und der eigentümlichen Beschaffenheit des Trinkwassers (Gips und Magnesiagehalt) in diesen Thälern sei, und diese Frage hat ihre Erledigung in dem Umstande gefunden, daß die Kinder der

Leute, welche leider viele Kretins in ihren Familien zählen, dieser Krankheit nicht unterliegen, wenn sie sehr früh aus diesen ungünstigen Verhältnissen herausgebracht werden. Auf die Beobachtung der günstigen Erfolge stützt sich das Verfahren der Thalbewohner, ihre Kinder mit anderen zu vertauschen, die außerhalb der ungesunden Thäler geboren sind.

Die Vererbung körperlicher Absonderlichkeiten betreffend, so wären wir über dieselben so ziemlich im reinen, die Vererbung ist vorhanden; aber da der Mensch nicht mehr, wie unsere lateinischen Fibeln sagen: „constat ex duabus partibus, ex animo et corpore“ (besteht aus zwei Teilen, der Seele und dem Leibe), sondern ein lebendiges Ganzes ist, bei welchem dergleichen Unterabteilungen nicht wohl gemacht werden, ja wohl, wie Burdach meint, nicht im einzelnen, sondern als großes, weit verbreitetes Geschlecht ein lebendiges Ganzes bildet, welches gleich den Individuen im einzelnen, so auch im großen ganzen seinen Lebenslauf hat, der nicht ein Werk der Willkür und des Ungefährs, sondern in einer großen Idee begründet ist, so läßt sich wohl denken, daß auch die geistigen Eigenschaften so gut vererblich sind wie die körperlichen.

Viele Naturvölker brauchen ihre körperlichen Funktionen, ihre Sinne, ihre körperliche Thätigkeit überhaupt so völlig frei und beinahe ohne Übung, daß man diesen Gebrauch instinktmäßig nennen kann. Wir Europäer müssen im vorgerückten Knabenalter durch förmlichen systematischen Unterricht schwimmen lernen; es werden uns die Bewegungen gezeigt, sie werden sogar ohne Hülfe des Wassers zuerst auf frei schwebenden Gurten, welche wohl den Rumpf, aber nicht Arme und Beine unterstützen und tragen, gezeigt, dann giebt man dem jungen Menschen, dem Schüler, entweder ein Paar zusammengebundene Blasen unter die Arme, oder der Schwimmmeister hält den Schüler mittelst einer Leine an der Oberfläche des Wassers. — Welchem Südsee-Insulaner fiele dergleichen ein? Die Mutter nimmt ihr Kind täglich zum Baden mit in das Meer, natürlich bleibt es auf dem Grunde, auf dem Sandboden stehen, aber gelegentlich nimmt die Mutter dasselbe auf ihrem Arm wohl noch etwas weiter mit und wirft dasselbe dann neckend und scherzend in das Wasser, an einer Stelle, wo es den Boden mit seinen Füßen nicht mehr erreichen kann, und lachend patschelt das Kind im Wasser umher gleich einem Pudel, und es kann bei der nächsten Wiederholung des Versuches schon schwimmen, ohne daß Mutter oder Vater ihm gesagt hat: du mußt es so oder so machen. Man führt als eine Art Wunder und als einen Beweis der Vervollkommnung des Menschen durch die Rassenvermischung von den Kindern auf der Pitcairn-Insel an, daß sie, kaum drei Jahre alt, sich schon ganz mutvoll in die Brandung auf dem Korallenfels stürzen und darin umherschwimmen. Diese Kinder sind Nachkommen (Enkel und Ur-

enkel) eines englischen Matrosen Adams und der 29 Frauen von Tahiti, welche einzig übrig blieben aus einem furchtbaren Blutbade zwischen den Flüchtlingen europäischer Abkunft und ihren Begleitern von den Freundschafts-Inseln. Man braucht gar nicht bis in den stillen Ocean zu reisen, um wahrzunehmen, wie weit die Wirkung der Gewohnheit geht. Polen ist überaus reich an kleinen Seen, an jedem derselben liegt ein Dörfchen oder ein Dorf, und man möchte wohl schwerlich an allen diesen Punkten ein Kind von drei Jahren finden, das nicht vortrefflich schwimmen könnte; der ältere Bruder nimmt den jüngeren Bruder, die ältere Schwester nimmt die jüngere mit zum Baden, was in der Sommerzeit sehr fleißig betrieben wird, und so kommt es denn, daß die Kunst sich instinktmäßig fortpflanzt, während sie bei uns förmlich gelernt sein will.

In ganz ähnlicher Weise sieht man in Ungarn, in der Ukraine, in der Tatarei und ebenso in den großen endlosen Grasfluren der Pampas und der Savannen in Südamerika die Kinder mit ihrem Vater oder mit ihren älteren Brüdern auf die wilden ungesattelten Pferde klettern und im dritten Jahre sie schon selbständig und ohne Hülfe irgend eines Menschen tummeln, um so glücklicher, je wilder ein solches Pferd sich zeigt, und durchaus nicht beirrt durch hundertmaliges Heruntergleiten von dem wilden Tiere. Das giebt die zähen, unbesiegbaren Reiter, denen kein Pferd zu wild, ja man möchte fast sagen, denen keines wild genug ist, denn ihr Hauptvergnügen besteht darin, das Pferd, welches mit der Schlinge gefangen worden und noch nie einen Reiter getragen hat, zu bezwingen, zu bändigen und auf solche Weise zum Dienst des Menschen brauchbar zu machen.

Ganz dasselbe ist es mit dem Eskimo, dem der Fang des Seehundes eine Lebensfrage ist. Das Kind wird nicht von den Eltern unterrichtet, es wird nicht belehrt, dies oder jenes zu thun, den Wurfspieß, die Harpune so oder so zu führen; das macht sich alles von selbst, das macht sich, wie wir beim Tiere sagen würden, instinktmäßig, wiewohl wir dieses nicht vom Menschen sagen wollen.

Dergleichen Äußerungen der geistigen Thätigkeit, übertragen auf den menschlichen Körper, finden sich bei allen Völkern vor, denn das menschliche Geschlecht ist nicht geteilt, wie es unsere Geographen thun, nach so und soviel Weltteilen, Ländern, Völkern und Stämmen, es ist nicht geteilt, wie unsere Anthropologen sagen, nach so und soviel Rassen, Varietäten, Mischlingsabteilungen, sondern es ist ein großes Ganzes, und es hat seine Existenz, seinen Lebenslauf, seinen Fortschritt, seine Ausbildung gerade wie ein einzelnes Individuum.

Der Fortschritt des ganzen Menschengeschlechtes von seiner frühesten

Entwickelung bildet in der Reihe von Jahrtausenden eine große zusammenhängende Kette, deren einzelne Glieder nach der anderen Richtung aber noch kenntlicher vorliegen, indem sie Schritt für Schritt zu verfolgen sind, über die Erdfläche verteilt in allen möglichen Abstufungen der Aus- und Durchbildung. Was sich in der Geschichte uns darstellt, was wir glauben sollen auf die Autorität derjenigen, welche uns die Überlieferungen nachgelassen, das brauchen wir nicht erst zu glauben, das sehen wir vor uns, das geschieht in jedem Augenblick wieder, und wir haben nur die Augen zu öffnen, um es zu sehen und uns vollständig zu überzeugen. Eine Generation überträgt auf die andere ihre physischen und ihre geistigen Eigenschaften; in ununterbrochener Kette knüpft und schlingt sich von den ältesten Zeiten her bis auf den jetzigen Augenblick die Vererbung der einmal errungenen geistigen Kräfte, und jedes Erbteil ist ein Kapital, zu welchem im Laufe der gegenwärtigen Generation die Zinsen gelegt werden, welche sie damit erwirbt, um dieses Kapital der nächsten Generation um soviel vergrößert zu übergeben, damit dasselbe in der Folge und damit es immerfort geschehe und so das Stammkapital in ununterbrochenem Wachstum bleibe, wodurch also die Menschheit immer reicher wird, indem sich immer neue physische sowohl als geistige Verhältnisse bilden.

Man geht von der ganz sonderbaren Ansicht aus, daß in früherer Zeit das Menschengeschlecht ein besseres gewesen wäre. Ein jeder wird uns gerne glauben, daß es keinen talmudischen Adam gegeben habe, dessen Scheitel, wenn er auf der Erde stand, bis in den Himmel hinein reichte. Die Griechen waren nicht so kühn in ihren Schöpfungen, wiewohl sie auch Titanen schufen, welche den Olymp erstürmen wollten, aber sie gaben doch ihrem Achilles auch zwölf Ellen Länge, wie wir bereits wissen. Ein jeder wird uns gerne glauben, daß auch die Lebensdauer des Menschengeschlechts nicht so überaus groß gewesen ist. Wir wollen uns auf die Erklärung über die Länge und Kürze der Jahre nicht einlassen, denn sie führt durchaus zu nichts. Wir sehen, daß die 8- und 900 Jahr alten Patriarchen im 25. und 30. Jahre heirateten, und daß ihre Weiber die Fähigkeit, zu empfangen, im 45. Jahre verloren, gerade wie die unseren, und daß auch dieser Zeitraum ihnen selbst sehr wohl bekannt war. Die alte Sarah lacht über die Prophezeiung, daß sie noch einen Sohn empfangen werde, da es ihr schon lange nicht mehr gehe nach Frauenweise. Wir müssen daher diese Altersangaben so gut für märchenhafte Übertreibungen ansehen wie die Größe, Länge und Stärke der alten Helden Griechenlands, welche Felsstücke aufeinander schleuderten, als wären es Bachkiesel.

Ebensowenig wird man glauben, daß in früheren Zeiten die geistigen Vollkommenheiten so unendlich viel höher gestanden haben als die unsrigen,

eine Meinung, welche vorzugsweise von unseren gelehrten Schulen aus verbreitet worden ist, indem man sich wirklich überzeugt hielt, daß es niemals mehr so große, weise Staatsmänner, Dichter, Künstler gegeben habe, als zur Blütezeit Griechenlands und Roms.

Es ist eine Thorheit, dergleichen behaupten und beweisen zu wollen, aber es scheint in dem Menschengeschlecht, das mit sich selbst nicht zufrieden ist, eine Neigung zu liegen, das Alte, das Vergangene für besser und größer zu erklären. Wir finden dieselbe Neigung schon in jener Zeit ausgesprochen, auf welche unsere großen Schulmänner hinweisen als auf diejenige, in welcher die Philosophie, die Staats- und die Kriegswissenschaft so gut als die Kunst und alles übrige Wissen ihren Gipfelpunkt erreicht habe. Damals schon brachte man diese Ansichten in ein System; man sagte: nicht nur die Menschheit, sondern der ganze Weltlauf habe sich verschlechtert, es sei einst ein goldenes Zeitalter gewesen, es sei diesem ein silbernes und diesem ein ehernes gefolgt, und wir befänden uns jetzt im eisernen; eine Verschlechterung also habe stattgefunden in allem, worin sie überhaupt möglich sei. Dieser Pessimismus hat sich denn auch ganz konsequent auf uns übertragen; man hört die närrischten Dinge über die alte gute Zeit, es giebt wohl schwerlich einen Menschen, der das 50. oder 60. Lebensjahr erreicht hat, der nicht selbst in unserem, wie wir gerne sagen, aufgeklärten Jahrhundert sagte: ja damals, in meiner Jugendzeit war es freilich besser! Man lasse solchen würdigen Mann nur ausreden, man lasse ihn nur erzählen, worin es besser war, man wird äußersten Falls erfahren, daß man damals bessere Dienstboten hatte, weil sie sich nicht kleiden durften wie die Herrschaft und weil man sie bei kleinen Vergehen höchst eigenhändig züchtigen durfte. Man kann aber auch erfahren, daß in dieser guten alten Zeit ein wackerer Bürger der freien Reichsstadt Eßlingen oder Ulm oder irgend einer anderen auf öffentlichem Markte in den Bock gespannt und mit neununddreißig Kantschuhieben bestraft wurde, weil er gesagt, der hochweise Magistrat wisse auch nicht immer, was den Bürgern am dienlichsten sei! — bei der anerkannten Erblichkeit der Weisheit bei den Behörden allerdings ein gewagter Ausspruch. Wer einen solchen Zustand für einen wünschenswerten erkennt, hat allerdings seine persönliche Berechtigung für sich, allein es möchte doch zweifelhaft sein, ob dergleichen Ansichten zu den allgemeinen gehörten. Die Thatsache aber steht ziemlich fest, daß die Schwere der Verbrechen in älteren Zeiten sowohl eine viel größere, als daß ihr Vorkommen ein viel häufigeres war.

Die körperliche Größe betreffend, so zeigen uns die alten Denkmäler, daß sie nicht abgenommen habe; ebenso ist es mit der übrigen Ausstattung. Es hat immer große, mittlere und kleine Menschen gegeben, wie es schöne

und unschöne und wie es häßliche gab. Die sittliche Kraft ist zu den Zeiten eines Perikles wahrlich nicht größer gewesen als zu den unsrigen, und die Lustspiele des Aristophanes zeigen uns, daß zu seiner Zeit eine unglaubliche Menge von Schändlichkeiten so öffentlich getrieben wurde, daß wir um so mehr darüber erstaunen müssen, als uns die Griechen immer als Muster der Gesittung und Verfeinerung vorgeführt werden. Wir sehen, daß die Grausamkeit der Menschen eine ebenso entsetzliche als eine sich täglich auf die widerwätigste Weise zeigende war. Wir sehen, daß es in jenen berühmten Zeiten Gesetze gab, die uns jetzt mit Schaudern erfüllen, die man aber nötig fand, weil die Verbrechen so schlimm und die Zahl der Verbrecher so groß sein mochte, daß die Weisesten des Landes diese Gesetze für nötig erachteten; wir sehen aber auch, daß diese Gesetze nur für den Schrecken hatten, der nicht reich genug war, um die Wage der Themis für sich günstig zu neigen. Außer bei den barbarischen Völkern im südlichen Europa und außer in England, wo zwar jedermann vor dem Gesetz gleich sein soll, der Reiche aber den glücklichen Vorzug hat, damit gar nicht in Berührung zu kommen, sehen wir, daß sonst überall diese Schrecken gewichen sind.

Rücken wir ein paar tausend Jahre näher an unsere Zeiten, und beschauen wir uns das Mittelalter, die riesenhaften Helden in den eisernen Rüstungen von 80 Pfund Gewicht, was nehmen wir wahr? Erstens, daß es allerdings in großen Rüstkammern Harnische giebt, welche das angegebene Gewicht haben, zweitens aber, daß die allermeisten derselben doch nicht 40 Pfund überschreiten. Das muß jeder Soldat unserer Armee auf dem Marsche tragen, und zwar nicht als Kleidungsstück, wie es die Ritter trugen, sondern als abgesonderte Last in dem Gewehr, dem Tornister, der Patrontasche, dem Säbel u. s. w., und zwar nicht wie der wackere Ritter auf seinem Schlachtroß, sondern zu Fuß, und nicht bei einer Fehde zwischen zwei Raubrittern oder beim Überfall der Kaufleute auf der Landstraße oder der Bauern, die mit ihren Marktpfennigen, dem Erlös aus ihren verkauften Früchten und Gemüsen, aus der Stadt zurückkehrten, sondern auf lange währenden Märschen und in Tage lang dauernden Schlachten. Es wird demnach die Kraft dieser Ritter wohl nicht so sehr viel größer gewesen sein als die unserer Bauer- und Bürgersöhne, wobei übrigens nicht zu vergessen, daß der Vorteil physischer Ausbildung und guter Ernährung sehr auf die Seite der Ritter fällt, welche schon von Kindheit an sich in Führung der Waffen übten, welche schon von Kindheit an für sie gefertigte Waffen trugen und ihre Kräfte in ähnlicher Weise übten wie unsere Turner. Die Größe betreffend, so zeigen die Maße jener Rüstungen, daß die alten Ritter nicht einen Zoll voraus hatten vor den Menschen unserer Tage.

Der greise Arndt sagt in seinem Buche „pro populo germanico“ über die alte und neue Zeit folgendes:

„Ich habe lange genug gelebt und sehe auch diese dunklen und schwarzen Dinge und Zeichen der Zeit, wie ihr sie mir zeigt, aber alle die Jahre, wohin ihr zurückweiset als auf unschuldige paradiesische Zustände mit den jetzigen verglichen, nehme ich als solche nimmer von euch an. Wahrlich, das Laster ging damals ebenso frech, es ging in den höheren, vornehmeren Klassen frecher einher als jetzt, aber der böse Schein des Bösen und des Bösesten hat sich mehr zu den unteren Stufen der Gesellschaft herabgesenkt und macht dort größeres Getümmel, mehr Lärm und hat breiteren und schmutzigeren Boden. Dies ist der Hauptunterschied und kein anderer. Und will man im ganzen die Zeiten und Geschlechter gegeneinander halten und auf der Wage der Christlichkeit und Sittlichkeit wägen — wahrlich, wie ich schon mehrmals erklärt, ich tausche das Jahr 1850 gegen das Jahr 1760 oder 1770 nicht um. Wer das magere, bleiche und graue Angesicht des verschiedenen achtzehnten Jahrhunderts gesehen, der kann das Antlitz des Jahres 1850 nicht bloß mit Kains Fluch gebrandmarkt sehen.

„Soll ich bei diesem wahren Heidengeschrei, mit welchem man uns geradezu entartet und verdammt zur Hölle des Verderbens verurteilen will, soll ich dabei nicht auf die ganze große Millionenmenge der kleinen in jener Zeit sehr unterdrückten und verkommenen Menschen weisen, die verknechteten Bürger und Bauern nicht gegenrechnen.

„Ich sage, alles sieht von innen gewiß nicht schlechter, aber alles sieht von außen zehnmal und hundertmal besser aus als in jenen Jahren. Auf einen Unterschied und auf einen sehr entscheidenden Unterschied will ich zum Schlusse dieses Kapitels noch hinweisen. Die Menschen beten heute nicht weniger als damals, aber sie lernen und denken mehr und haben auch besser arbeiten und länger leben gelernt als damals. Wo sonst der dreißigste Mensch starb, stirbt jetzt der fünfunddreißigste, wo sonst der fünfunddreißigste starb, stirbt jetzt der vierzigste!

„Was antwortet ihr mir hierauf? Ihr könnt mir nichts Vernünftiges darauf antworten. Weil besser und menschlicher gelebt, weil freier gewirkt und gearbeitet und mehr gelernt und gedacht wird, kurz, weil der Geist des Menschen sich in seinem irdischen Gehäuse wohnlicher und behaglicher fühlt — deshalb wird auch später gestorben.“

Der gute, greise Arndt sagt ausdrücklich: er will nur auf diesen einen Unterschied hinweisen; wenn er das nicht gewollt hätte, wie vieles hätte er noch anführen können und müssen! Eltern- und Verwandtenmord, namentlich in den entarteten Südländern ein täglich vorkommendes Verbrechen, ein Verbrechen, welches durch professionierte Giftmischer vermöge der sogenannten

Succeſſionspülverchen betrieben und unterſtützt wurde, um des alten Vaters oder Oheims, um der reichen Tante los zu werden und ihre Schätze vergeuden zu können, wie überaus ſelten ſind ſie geworden, ſelbſt in jenen verruchten Ländern! Entführung und Jungfrauenraub durch vornehme Taugenichtſe, Unzucht und Schändung unſchuldiger Kinder und andere unnatürliche Verbrechen, mit denen im vorigen Jahrhundert das entnervte Alter prahlte,

Hexenverbrennung.

wo hört man noch davon, wenn es nicht vielleicht alle zehn Jahre einmal verübt wird?

Große Gelehrte fanden es ihrer Würde als Männer der Wiſſenſchaft, als Rechtskundige, als Chriſten angemeſſen, mächtige Folianten zu ſchreiben, wie man Hexen erkennen, wie man Hexen und Zauberer zum Geſtändnis bringen und wie man ſie beſtrafen ſolle, ſo der Malleus maleficorum, welcher infolge der vom Papſt Innocenz im Jahre 1484 für Deutſchland angeordneten Inquiſition geſchrieben wurde. (Der Hexenhammer.)

Der Hexenglaube bildete ſich ſchon im 4. und 5. Jahrhundert des

Christentums aus und wurde besonders durch die heiligen Legenden begünstigt, in denen dem Teufel das Vermögen eingeräumt wurde, in menschlicher, besonders aber in unzüchtiger Weibesgestalt zu erscheinen, in solcher Umgang mit Menschen zu pflegen, besonders um die Heiligen zu verführen, worüber Maler des Mittelalters uns gar schöne Bilder aufbewahrt haben. Der Teufel begnügte sich aber nicht damit, große Heilige, welche sich für stich- und hiebfest hielten, zu versuchen, sondern er machte es möglich, auch lüsterne Frauen zu besuchen und ihnen satanische Weihen zu geben, sie zu befähigen, Menschen und Tieren Böses zu thun; dies waren die Hexen, und sie werden schon von dem alten Gesetzbuch, welches man den Sachsenspiegel nennt, mit dem Feuertod bedroht. In jenen schönen „Zeiten der Reinheit und der Unschuld" wurden nach annähernd richtigen Schätzungen mehr als eine Million Hexen öffentlich verbrannt, welche auf der Folter ausgesagt hatten, daß sie mit dem Teufel verbotenen Umgang gepflogen, daß sie mit ihm ein Bündnis eingegangen, daß sie ihren Namen mit dem eigenen Blute in ein schwarzes Buch geschrieben, daß sie dem Teufel in allem zu Dienste sein wollten, daß sie durch ihr bloßes Anhauchen Mäuse und Ungeziefer hervorbringen, Männer unfähig zur Erzeugung, Weiber unfähig zur Empfängnis machen, sich in Katzen oder Wölfe verwandeln, Gewitter und Hagelwetter hervorbringen könnten ꝛc.

Nun, wir sind sie los, die Hexen und den Hexenhammer, aber welch eine Zeit war's, in der solche Greuel möglich gewesen, und wie thöricht muß der Mensch sein, der auf diese Zeit als eine so besonders gute hinweisen kann!

Wie menschlich ist unsere Gesetzgebung, wie grausam und wie entsetzlich ist die frühere! Der heutige Richter sucht auch ohne den Verteidiger alles hervor, was zu Milderungsgründen bei dem Urteile dienen könnte, und wie so vieles, was sonst mit den schwersten Strafen bedroht wurde, ist jetzt gar kein Verbrechen mehr, existiert nicht mehr als solches.

Welche andere Gestalt hat der Krieg angenommen! Leute, welche zu dem Zweck, Krieg zu führen, ausgehoben oder angeworben werden, ziehen gegen einander, liefern eine oder ein paar Schlachten, und dann kommt der Friede, in welchem etwas annektiert oder unrecht besessenes Gut herausgegeben wird, und dann ist alles wieder, wie es war. In der guten alten Zeit hatte der Erzbischof von Magdeburg mit dem Bischof von Havelberg irgend einen Streit, dann schickte er 100 Knappen aus unter Führung eines Kriegshauptmanns und ließ drei Dörfer auf gegnerischem Gebiet niederbrennen und die Einwohner, die nicht ermordet, die nicht in die Flammen gestürzt worden waren, in sein Gebiet führen, um entweder eine Einöde durch sie bevölkern zu lassen, oder um sie, was jedenfalls einfacher war,

dem Verhungern zu übergeben. Dann schickte der angegriffen Gewesene ein Fähnlein von 120 Knappen auf das Gebiet des Gegners und ließ dort sechs oder sieben Dörfer niederbrennen; dann machte es der erste wieder so mit einem Häuflein von 150 Knappen, und er ließ acht oder zehn Dörfer in Asche legen; darauf fing der zweite einen ähnlichen Zug mit 200 Söldlingen an, und so ging das fort, bis die beiden christlichen Kirchenhäupter genug hatten an dem Kriegsspiel, oder bis es ihnen an Geld fehlte, ferner ihre Truppen zu bezahlen, worauf diese im Lande umherstrichen, um sich selbst das Nötige zu verschaffen, wobei denn mitunter allerdings auch des Überflüssigen gedacht wurde. Und wie behandelte man im Kriege gefangene Könige! Wenn man sie auch nicht, wie dies zur Zeit der Römer geschah, den Ratten zur Speise überließ, so steckte man sie doch in grauenhafte Gefängnisse und hielt sie ohne Luft und Licht und kaum notdürftig genährt in jahrelanger Gefangenschaft. Nur die Engländer konnten noch im Jahre 1815 dergleichen wagen, jede andere Nation hätte gefürchtet, unter der Schande, eine solche Barbarei verübt zu haben, zu erliegen. Man ist jetzt gewohnt, dem gefangenen Könige die Achtung zu erweisen, welche seinem Stande gebührt. Und sollte man ihm auch sein ganzes Land nehmen, man thut es immer mit Manier, und auch das ist etwas wert; immer noch besser ist der ritterliche spanische Räuber, der höflich ersucht, ihm Börse und Uhr anzuvertrauen, und der sich dann höflich entschuldigt, daß er habe lästig werden müssen, als der Nordamerikaner, der erst erwürgt und dann raubt, oder der englische Leichenhändler, der tötet, raubt und dann noch den Ermordeten zur Sektion an einen Arzt verkauft.

Und jene Räuber selbst, die bandenweise zusammentraten und die Heerstraßen unsicher machten mitten im schönen Deutschland, wo sind die Wegelagerer geblieben, gegen welche selbst die Fürsten und Kaiser vergeblich einzuschreiten suchten, jene adeligen Herren, die das Räuberhandwerk, als zu den Vorrechten des Adels gehörig, gleich der hohen Jagd ansahen, jene Götz von Berlichingen, jene Hans von Selbitz, über deren Unthaten so große und mächtige Reichsstädte, wie Heilbronn und Nürnberg ꝛc., bei den obersten Reichsgerichten alljährlich und alltäglich Klage führten, so daß ein Kaiser, über die Erbärmlichkeit des Volkes jammernd, sagen mußte: „Sind das Menschen! Hat der eine nur ein Bein, so hat der andere nur einen Arm! was würdet ihr denn anfangen, wenn sie zwei Beine und zwei Arme hätten?“

Würden die Menschen jetzt noch so erbärmlich sein, daß man dergleichen von ihnen sagen müßte? Würden ganze Städte sich wohl noch von zwei Rittern und zwölf Knappen (mehr konnten diese Wichte niemals aufbringen) brandschatzen lassen? — Und sind nicht die Enkel jener Burgbewohner, der

eigentlich privilegierten Straßenräuber, sind nicht die Enkel jener Wegelagerer, von denen das auf den Landstraßen Sachsens vielleicht noch jetzt erhobene Geleit herstammt und zur Staatseinnahme geworden ist, sind die Enkel jener nicht gerade die gesittetsten, gebildetsten, nobelsten Menschen geworden, sind sie nicht die Repräsentanten des edelsten Teiles des Volkes, rühren nicht zum großen Teile von ihnen selbst die Gesetze her, welche das, was sonst ritterlich hieß, den übermütigen Mißbrauch der eigenen Kraft, verurteilen und bestrafen? Ist dieser Mißbrauch der Faust in jener Zeit, in der das Faustrecht abgeschafft wurde, nicht das schmachvolle Erbteil der niedrigst Geborenen und der auf der Stufe der Kultur niedrigst Gebliebenen geworden?

Was sind unsere viel beschrieenen Missethaten gegen die Juden im Vergleich mit dem Hepp Hepp der guten alten Zeit? Was sind unsere epidemischen Krankheiten gegen die Pest, den schwarzen Tod, und wie sie alle heißen, die furchtbaren Würgengel des Menschengeschlechts? Was sind unsere jetzigen Teuerungen im Vergleich mit dem, was die Chroniken uns im 15. und 16. Jahrhundert als Hungersnot entgegenführen? Worin bestanden sonst die Sorgen eines Staatsmannes, wenn nicht darin, die Lasten des Volkes und die Unterdrückung desselben bis zum Unerträglichen zu vermehren; worin bestehen sie jetzt, wenn nicht darin, die Lasten zu vermindern! und unter solchen Umständen vermag noch ein Mensch von der guten alten Zeit zu reden? Wahrlich, die fortschreitende Kultur schlägt den entgegengesetzten Weg ein, sie beseitigt jene Übel, welche unseren Vorfahren nicht als Übel erschienen, und welche unseren Zeitgenossen wohl gar als des Zurückwünschens wert vorkommen. Gott behüte die würdigen Männer, die solches unüberlegt aussprechen, vor der Erfüllung ihrer Wünsche und vor dem Rückschritt, den sie anzustreben scheinen!

Allerdings wogt das Menschengeschlecht ebenso gut wie das Meer, es steigt auf und steigt ab, Wellenberge wechseln mit Wellenthälern, es finden Schwankungen statt, es siegt zeitweise die Rohheit über die Kultur; wir haben ja gesehen, daß auf den Gipfelpunkt wissenschaftlicher, künstlerischer und geselliger Bildung die schnöden Ausschweifungen der Römer folgen konnten, in denen Kaiserinnen sich benahmen, wie die Dirnen der allerniedrigsten käuflichen Klasse in Paris sich nicht benehmen; aber wir haben auch ein Erheben gesehen, welches stufenweise vorgeschritten ist bis zur jetzigen Gesittung, in welcher man sich nicht scheut, das Schlechte schlecht zu nennen und das Gute gut, es möge beides erscheinen, wo es wolle.

Die Zeit schreitet vorwärts, große Männer erstehen, welche sich nicht bestimmen lassen von Gunst oder Ungunst des Schicksals, von Freundlichkeit oder vom Tadel der Menschen. Noch einem Kant vermochte man zu

sagen, es werde nicht gewünscht, daß er in seinen Lehren, besonders in seinen Schriften auf die Art fortfahre, welche dem und jenem Herrn mißliebig sei; noch einem Schiller vermochte man anzudeuten, es sei dem Herzoge von Württemberg nicht angenehm, wenn er seinen „Geisterseher" fortsetze, und selbst ein Schiller war nicht frei genug, um solchen Andeutungen widerstehen zu können, vielmehr gab er sein herrliches Werk auf, und da er nicht einmal sagen durfte, weshalb, und da er nicht einmal sagen durfte, es sei ihm freundschaftlichst verboten worden, so suchte er nach einigermaßen glaubhaften Scheingründen — er habe etwas anderes bezweckt, als man in dem Buche gefunden, er sei indignirt worden durch die falschen Motive, welche man seiner Schöpfung untergelegt, und was dergleichen mehr.

Dreißig Jahre nach Schillers Tode durfte Morwell, unbeirrt von einer Beaufsichtigung und nicht bedroht von der Willkür irgend so eines hohen Herrn, das Thema wieder aufnehmen, obwohl er in dem Lande wohnte, woselbst das ganze Drama spielte, er durfte in seinem Werk „Der Jesuit" sogar die sämtlichen Personen nennen, welche Schiller nicht einmal durch die Anfangsbuchstaben ihrer Namen zu bezeichnen wagte, obschon sie tot und der Geschichte verfallen waren: und man glaubt, die Zeit schreitet zurück? es sei jetzt schlechter als früher? In der That, wenn das nicht Aberglaube ist, Thorenglaube, so wissen wir nicht, was wir so bezeichnen sollen!

Die Zeit schreitet vorwärts, und ihr folgen die Menschen. Nicht deshalb hat Seume für die Freiheit gewirkt, weil sein Vater ein Freiheitsschwärmer war. Der wackere sächsische Bauer hat sein Bauerngütchen wohl nicht verlassen, wenn nicht um ein paar fette Schweine oder ein paar Säcke Getreide von Poserne nach Weißenfels zu bringen, aber daß sein Sohn in die Hände hessischer Werber fiel und von dem Kurfürsten von Hessen mit einem ganzen Regiment seiner Unterthanen an die Engländer verkauft wurde, um unter der Zucht des Rohrstockes mit den Engländern gegen die Freiheit zu streiten, das lehrte diesen den Segen der Freiheit kennen, und das bewirkte jene Verwandlung in ihm, welche in seinen herrlichen Werken nachklingt noch 50 Jahre nach seinem Tode, und welche nachklingen wird noch viele hundert Jahre später.

Nicht die Turner, welche Jahn gebildet, haben die Welt umgestaltet, man hat sie verfolgt, man hat sie und ihren Lehrer gefangen gesetzt, man hat den Gedanken, man hat den Sinn für die Freiheit zu unterdrücken geglaubt. Das war ein Irrtum; der Gedanke läßt sich nicht unterdrücken, und die Zeit ist eine treffliche Mutter, sie braucht zwar lange, um ihre Kinder zur Reife zu bringen, aber sie reifen doch, wenn schon langsam, sie reifen, und die Welt erkennt ihre Reife an, und es ist ein vergebliches Bemühen, diese Frucht, wenn sie einmal gereift ist, unterdrücken zu wollen; sie

fällt nicht verweſt vom Baume wie eine ſchlechte Birne, wenn ſie nicht gepflückt wird, ſie fällt wie die Frucht der deutſchen Eiche, und ſie ſchlägt Wurzel, grünt luſtig weiter, und um den einzelnen Eichbaum her entſteht ein Wald von jungen Eichen, von deutſchen Eichen!

Es vererben ſich ſogar geiſtige Eigenſchaften ſo gut wie Geiſteskrankheiten fort. Die hochberühmten Aſtronomen Caſſini folgten in vier Generationen auf einander. In mancher Familie findet man eine ſchaudererregende Neigung der Mitglieder derſelben zum Wahnſinn. Wenn man alle dieſe Sachen wohl erwägt, ſo bleibt ſchließlich beinahe kein Zweifel mehr an der vollſtändigen Einheit der menſchlichen Species. Sie wurde zuerſt als religiöſes Dogma aufgeſtellt. Es war höchſt ketzeriſch, daran zu zweifeln; die Bibel erklärte: Gott habe ein Menſchenpaar geſchaffen; das mußte angenommen werden, gleichviel ob es mit den Naturgeſetzen zuſammenſtimme oder nicht; dann kam die kritiſierende Vernunft und erklärte, es ſei Unſinn, aus einem naturwiſſenſchaftlichen Problem einen Religionsſatz zu machen. In überſinnlichen Dingen höre die Unterſuchung auf, ſei der Glaube am rechten Platze; in Sachen der Naturwiſſenſchaften gelte aber nur das Reſultat der Forſchung, und dieſe müſſe es für unmöglich erklären, daß aus einem wohlgebildeten Europäer von weißer Farbe ein mißgeſtalteter Auſtralneger von ſchwarzer Farbe werde. Nun kommt die Antikritik und fragt: warum nicht? Nur nicht ſo, daß ein weißes blondgelocktes Ehepaar einen Auſtralneger zum Sohn bekomme, wohl aber, daß durch klimatiſche Einflüſſe, durch Nahrung, Lebensweiſe u. ſ. f. ſich die Haut immer mehr bräune, das Haar immer kürzer locke, oder viel beſſer, daß nicht die weiße Farbe in die ſchwarze, ſondern die ſchwarze durch braun in die weiße übergehe und ſo ſich allmählich eine Veredelung herausſtelle, zu der, wie wir bereits geſehen haben, alle nur möglichen und erdenklichen Zwiſchenſtufen vorhanden ſind.

Varietäten und Abarten.

Wir haben bemerkt, daß der europäiſche Menſchenſtamm ſehr wohl in den afrikaniſchen übergehen könne, ja daß vielleicht thatſächlich ſolch ein Übergang ſtattgefunden hat. Zwiſchen dem europäiſchen und dem mongoliſchen Stamme ſoll ein Ähnliches nicht nachzuweiſen ſein, doch glaube ich, daß ganz dasſelbe hier ſtattfindet wie in dem vorigen Fall. Die Polen und Ungarn niederen Standes haben in ihrer körperlichen Bildung ſo außerordentlich viel Mongoliſches, daß man mitunter glaubt, einen Tataren und nicht einen Polen oder Ungar zu ſehen. Durchaus nicht iſt dieſes der Fall

mit den vornehmeren Klassen, bei denen eine vielfältige Vermischung mit europäischem Blut seit Jahrhunderten, vielleicht seit einem Jahrtausend stattgefunden hat. Je weiter man nach Osten reist, immer noch diesseits des Ural, desto mehr nimmt diese Veredlung ab, und man kann russische Fürstenfamilien sehen, welche die Behauptung, sie hätten tatarisches Blut in ihren Adern, mit dem Kantschu oder der Pistole von sich weisen würden (je nachdem), und welche doch den Kalmücken ganz deutlich zur Schau tragen. So dürfte das wohl noch weiter zu verfolgen sein, vielleicht um so mehr, als selbst die blonde deutsche Abart ihren Ursprung in Asien haben soll.

Die Germanen des Tacitus.

Die Abart mit blonden Haaren und blauen Augen war früher eigentlich ausschließlich in Deutschland zu Hause. Tacitus schreibt eine solche Eigentümlichkeit den Deutschen zu; er sagt wörtlich:

„Ich nehme die Ansicht derjenigen an, welche die germanischen Völker für eigentümlich rein und unvermischt halten, so daß sie nur sich selbst, nicht anderen ähnlich sind, denn bei ihrer großen Zahl ist doch ihre Gestalt immer dieselbe: sie haben lebhafte, trotzig blickende, blaue Augen, blonde Haare und mächtig große Körper, aber nur stark im kriegerischen Anfallen, nicht für angestrengte Arbeit, welche sie nicht so gut ertragen als andere, am wenigsten Hitze und Durst, da Himmel und Boden sie mehr an Kälte und Hunger gewöhnt haben mögen."

Wenn wir jetzt auch mit ziemlicher Gewißheit behaupten können, daß die germanischen Völker die stärksten unter allen seien, so mag dieses doch wohl ganz mit dem übereinstimmen, was Tacitus sagt, und auch dieselbe Ursache haben. Während nämlich die südlichen Völker in der Kultur schmachvoll zurückgekommen sind und vielleicht mehr entbehren müssen, als zu Tacitus' Zeiten die Deutschen entbehrten, so sind doch gegenwärtig die

germanischen Völker in der Kultur vorzugsweise vorgeschritten, daß sie unzweifelhaft die wohlgenährtesten sind, und daß sie Jahrhunderte lang ihre Nachbarn im Süden, Norden und Westen von ihrem Überflusse ernähren halfen.

Die blonde Varietät gilt für die höchste, für die vollendetste Stufe der weißen Rasse. Es ist dieses so sehr der Fall, daß selbst die schwarzhaarigen Völker, Griechen und Römer, die höchsten Ideale körperlicher Schönheit und ethischer Erhabenheit, die schaumgeborene Göttin und Christus, blond darstellten. Schwerlich haben die alten griechischen Maler viel blonde Deutsche gesehen, und dennoch ist die goldgelockte Aphrodite und Zeus' blonde Tochter Pallas Athene unter ihnen entstanden. Schwerlich haben Rafael, Julio Romano, Guido Reni, Correggio blonde Deutsche gesehen, wenigstens war es zu ihrer Zeit noch nicht Mode, daß die abgeblaßten Engländerinnen alle Straßen unsicher machten, und dennoch sieht man Christus und die Jungfrau Maria, die Himmelskönigin, und die büßende Magdalena immer mit reichem blonden Haar geschmückt.

Aus der angeführten Stelle des Tacitus geht hervor, daß es nur die Germanen, nicht die Gallier oder andere von den Römern unterjochte Völker waren, welche sich der goldenen Haare erfreuten, die so schön waren, daß, als die ersten deutschen Frauen als Gefangene nach Rom gebracht wurden, die Römerinnen sich das Haar gelb puderten, um ebenso schön zu sein. In Gallien sind die blonden Haare und die blauen Augen erst durch den germanischen Volksstamm der Salier und den Franken eingeführt worden; sie unterjochten die Gallier und machten sich zum herrschenden Volk, was Viktor Hugo sehr wohl aufgefaßt hat, indem er sein Volk gegen den Adel aufhetzt: — „Diese blondhaarigen, blauäugigen Fremdlinge sind eure Unterdrücker, sie müßt ihr zu beseitigen suchen." Und nach England zu den schwarzhaarigen Iren und Schotten und Gälen sind zuerst die Sachsen gekommen und dann die Normannen, ebenso ein salischer Volksstamm, wie die übrigen zerstreuten Salier zu demselben gehören.

Aber man behauptet, daß Germanien nicht der Ursitz der Germanen gewesen sei. Der berühmte Gelehrte Klapproth, vielleicht die erste Autorität in allem, was die chinesische Litteratur betrifft, führt in seinem tableau historique de l'Asie sechs verschiedene Völkerstämme an, welche von den Chinesen als hellhaarige bezeichnet werden. Die Namen einiger derselben, wie Katen und Alan, erinnern an Goten und Alanen, und man glaubt, daß die Deutschen zu diesen blauäugigen und hellfarbigen Stämmen gehören, glaubt dieses auch noch dadurch mehr begründen zu können, daß die deutsche Sprache sowohl in ihrer grammatikalischen Bildung als überhaupt auch in unzähligen Wurzelwörtern mit der indischen, mit der Sanskrit-Sprache verwandt ist. (Indogermanischer Sprachstamm.)

Geistige Verschiedenheit der Menschenrassen.

Wir haben bisher die Verschiedenheiten der Rassen eigentlich nur körperlich betrachtet, allein die geistigen Unterschiede sind offenbar noch größer als die körperlichen. Es ist viel darüber geredet, und es ist der Unsinn sowohl als die Unchristlichkeit, die Lieblosigkeit dieser Behauptung hervorgehoben worden. Es ist allerdings schwer einzusehen, warum es lieblos und unchristlich sein soll, einen dummen, einen geistig heruntergekommenen Menschen dumm oder heruntergekommen zu nennen, aber es war einmal Mode, gegen das Bestehen dieser geistigen Unterschiede loszuziehen, bis schließlich die Naturforscher, welche von jeher nicht gut gestanden haben mit den Theologen, sich ganz von diesen emanzipierten und sich das Recht der Forschung ohne alle Rücksicht auf bestehende Glaubenslehren vorbehielten.

Diese Forschungen haben denn auch dahin geführt, den geistigen Unterschied der verschiedenen Menschenrassen als zu Recht bestehend anzuerkennen.

Wer das Haus eines deutschen Bauern mit der von Torf überdachten modrigen Erdhöhle eines irländischen Bauern vergleicht, muß in der That zweifeln, ob diese beiden Volksstämme einer Rasse wirklich gleich geistig begabt sind; wer aber noch weiter geht und sich das Lager eines Neu-Holländers ansieht, sagt unzweifelhaft: nicht das Nest der Beutelmeise, nicht das Nest des Webervogels oder das des Republikaners, der mit seiner Familie oder mit seinem Stamme ein förmliches Vogeldorf in einem Baume erbaut, sondern das Lager des ersten besten Affen oder des Känguruh ist besser angelegt, sorgfältiger gefüttert, leistet der Witterung mehr Widerstand als eben dieses Nest der Eingeborenen.

Wer in Amerika nebeneinander, unter demselben Himmelsstrich, den Neger und den weißen Herrn sieht, welche beide schon seit sechs Generationen auf demselben Boden geboren sind, nimmt doch sofort den ungeheuren geistigen Unterschied wahr zwischen beiden Menschen, und er spricht sich schon in der bloßen Haltung aus. Man sollte meinen, der Nachahmungstrieb, der im Neger sehr lebhabt ist, müßte denselben schon gelehrt haben, den Kopf aufrecht zu tragen, gerade zu gehen, sich ordentlich zu halten. Auch tanzt ja der Neger mit Leidenschaft, er versteht also etwas von Haltung, von Veränderung derselben, von besonderem Gange — aber nichts von alledisem nimmt man bei dem Neger wahr, der, unwissend, stumpf, gleichgültig gegen die Schönheiten der Natur, die Bequemlichkeiten der Civilisation, gleichgültig gegen die Schöpfungen der Kunst, nichts verlangt, als seinen Magen zu füllen, zu faulenzen und zu schlafen. Seine Genüsse bestehen in barbarischen Tänzen, von den unzüchtigsten Geberden begleitet,

in Liederlichkeiten, welche aus diesen Tänzen hervorgehen, in ungeheurer Gefräßigkeit, und sein Charakter zeigt sich als gierig, geizig, tückisch, unlenksam, außer durch Furcht vor harter Strafe oder Hoffnung auf eine lustige Nacht; er zeigt sich eigenwillig und hartnäckig selbst gegen die Vorschriften, welche auf sein eigenes Bestes abzielen.

Die Philanthropen sagen: was kann man von einem Sklaven anderes verlangen! Tücke, Bosheit, Hinterlist sind von selbst gegebene Erfolge der vorangegangenen Bedingung. Wer kein Eigentum haben darf, ist gierig und geizig. Gebt dem Neger die Freiheit, und ihr werdet einen Menschen in ihm sehen, behaftet mit der Erbsünde und den daraus hervorgehenden Lastern wie alle Menschen, aber keinen schlechteren wie die anderen Menschen.

Dies ist in zweierlei Richtungen durchaus nicht wahr. Die Engländer haben den Sklavenhandel eigenmächtig untersagt, es gefiel ihnen so, denn sie wollten die Amerikaner, die Spanier und Portugiesen ruinieren, sie wollten die Pflanzungen, welche ohne Sklavenarbeit nicht bestehen können, zugrunde richten, um den Markt von Indien aus allein zu beherrschen.

Mit diesem Verbot des Sklavenhandels war natürlich die Aufhebung der Sklaverei in ihren eigenen westindischen Kolonien verbunden, so auch in der Guyana, wo zwar unzählige Neger als Arbeiter vorhanden sind, und wo mit der neunschwänzigen Katze reichlicher gewirkt wird als bei dem englischen Landheer und der Marine, wo aber doch diese unglücklichen Schwarzen nicht Sklaven sind, wenigstens nicht heißen, sondern Arbeiter genannt werden, wo aber auch infolge der Neger-Emanzipation viele Schwarze wohnen, welche wirklich frei, unabhängig, ihre eigenen Herren sind.

Die vielen Reden über die Menschenrechte, welche man seiner Zeit von den Engländern im Parlamente hörte, scheinen um so mehr durchweg heuchlerisch zu sein, als die Engländer es auf das entschiedenste verschmähen, diesen freien Negern die vorenthaltenen Menschenrechte angedeihen zu lassen! Sie werden auf das tiefste verachtet, verabscheut, man vermeidet jede Berührung mit ihnen, aber sie sind doch einmal frei, haben Haus und Hof und Garten und können sich durch eigenen Fleiß ihr reichliches Brot verdienen. Was aber thun sie statt dessen? Sie treiben sich den ganzen Tag bettelnd auf den Straßen umher, und sie liegen den ganzen Abend und einen großen Teil der Nacht in jenen schändlichen Schifferherbergen, wo Gin und Genever und Grogk bereitet und um den Lohn der Matrosen gespielt wird. Und ist die Nacht vorüber, so legen sie sich schlafen, bis sie glauben, daß die Zeit gekommen sei, wo die Ladies und die Herren spazieren reiten oder fahren, und wo wieder gebettelt werden kann.

Gut, sagen die Verteidiger der Emanzipation, möge das wahr sein, so ist es doch immer nur die Verwöhnung des Menschen, die Herab-

stimmung desselben durch die Sklaverei. Seht den Neger an, wo er in seiner Heimat sich befindet, und ihr werdet Menschen finden, die euch in nichts nachstehen.

Wir wollen sehen! In ganz Afrika, so weit die Negenstämme wohnen, regiert nur die Gewalt. Wir haben bereits oben die Beispiele der unerhörtesten Rohheit angeführt, sie sind alle verschwistert mit einer ebenso unglaublichen Dummheit. Die Leute haben nicht einmal Verstand genug, um das geraubte Gut sich zu erhalten, es zu benutzen. Sind denn in Afrika freie Neger? Ja wohl! sehr wenige! man könnte wohl eigentlich sagen, nur die Beherrscher der verschiedenen Volksstämme. Zwar giebt es noch eine große Zahl von Leuten, welche die Negerfürsten ihre Würdenträger, ihre Heerführer, ihre Berater in Kriegs- und Staats-Angelegenheiten nennen, aber alle diese stehen ebenso gut unter der unumschränkten Herrschaft des Gebieters, so wie hinwiederum ihre Weiber und ihre Sklaven unter der Herrschaft der Herren stehen, welche in jedem Augenblick über Leben und Tod ihrer Diener verfügen können, so wie der Herrscher über das seiner Räte verfügt. Sklaven sind also die Neger zum allergrößten Teil in ihrem eigentlichsten Vaterlande.

Nun betrachte man aber die Negervölker, welche seit Jahrtausenden mit civilisierten Völkern in Verbindung stehen. Das einst beinahe fabelhafte Timbuktu ist durch den Mut der Afrikareisenden den Blicken der Europäer erschlossen sowie viele Hauptstädte anderer gewaltiger Reiche.

Was sind sie, diese Städte, zu denen die große Karawanenstraße aus dem Norden von Afrika und aus Ägypten führt? Zahlreiche Anhäufungen von halbkugelförmigen Dingen, welche man für Heuhaufen halten möchte, welche aber in der That die Wohnungen, die Lehmhütten der Eingeborenen, der freien Neger, der Ackerbauer und Handelsleute sind. Außer der Verfertigung von Waffen und Matten haben sie keine Industrie; alles, was sie irgend brauchen, erhalten sie durch den Handel, und die Beschaffung von Lebensmitteln ist so gering, daß die Karawanen kaum das Nötige finden, um ihre Rückreise antreten zu können. Ihre Fürsten, ihre hohen Häupter haben zwar Lehmhäuser, welche nicht rund, sondern viereckig sind, aber dies ist auch der ganze Unterschied, denn es fehlt ihnen so an allen Bequemlichkeiten wie den Häusern der Dürftigsten unter den Dürftigen.

Wenn einige Verteidiger der Sklaverei, des ältesten, aber gewiß abscheulichsten Instituts unter den Menschen, die Behauptung aufgestellt haben, sie seien die Wohlthäter der gefangenen Schwarzen, sie seien ihre Lebensretter, denn seitdem der Sklavenhandel angefangen, habe das Schlachten derselben zur Ehre ihrer Götter unter ihnen aufgehört, so ist dieses in doppelter Hinsicht eine Lüge. Weit entfernt, daß der Sklavenhandel das

Aufhören der Kriege bewirkt, hat er sie im Gegenteil vermehrt; man rettet also nicht Schlachtopfern das Leben, sondern man vermehrt die Anzahl der Schlachtopfer, indem man veranlaßt, daß Menschen behufs des Verkaufes gefangen werden. Die andere Unwahrheit ist, daß ehemals die Gefangenen zur Ehre ihrer Götter geschlachtet und gegessen worden seien. Beides ist unrichtig; einem Baum, einem Strauch, einem Papagei oder einem Schakal, den man sich zum Gotte wählt, opfert man keine Menschen, und eine eigentliche Priesterherrschaft, welche im allgemeinen Macht und Ansehen hätte und Opfer fordern könnte, giebt es nicht, wenn es auch sonst Priester und Zauberer giebt. Kannibalen, d. h. Menschenfresser, waren die Afrikaner überhaupt nicht; — aber wenn die beiden Behauptungen auch unrichtig sind, so ist es keineswegs die bereits weiter oben gemachte, daß die Häuptlinge schonungslos mit dem Leben ihrer Untergebenen umgehen, sie zum Zeitvertreibe schlachten und sich jeder Grausamkeit und Schändlichkeit ohne die mindeste Veranlassung, als ihr Vergnügen daran, überlassen, und man kann wahrlich nicht sagen, daß die armen Neger unter diesen Umständen sich in glänzenden, ja nur in besseren Verhältnissen befänden wie die Sklaven in Südamerika.

Nordamerika, nun ja, das war es etwas anderes. Dort hatte die angelsächsische Rasse Wurzel gefaßt, und dort hatte sie bei den Sklaven die Rute und die Peitsche eingeführt, wie bei ihren eigenen Kindern. Dort stand der Sklave als ein verabscheutes Geschöpf so tief unter dem Weißen, daß er ihm nur ein Haustier war, und daß die prüde junge Lady, welche sich entsetzlich geschämt haben würde, wenn ein Weißer sie im Unterrock gesehen, sich ohne Scheu von dem Neger zum Bade entkleiden, sich von ihm abwaschen, trocknen, einwickeln und so auf ihr Lager zur Morgen- oder Mittagsruhe tragen ließ.

Warum denn nicht? Es ist ja kein *Mensch*, es ist *nur* ein *Nigger*, ein *Haustier*, warum sollte man sich vor demselben mehr genieren als vor einem Hunde oder vor einem Schafe, welches beim Baden zusieht — und sonderbar, doch wissen die weißen Männer sehr wohl, daß die *Negerinnen* Menschen sind, oder sollten sie dieselben *wirklich* für Tiere halten? dann trieben sie allesamt jenes abscheuliche Laster, wegen dessen Sodom unterging.

So war es im südlichen Teile von *Nordamerika*. In *Südamerika* hat der Sklave eine andere Stellung. Gewöhnlich sind hier die Kinder der Weißen von Negerinnen gesäugt, gewöhnlich sind Sklaven und Sklavinnen mit der Familie aufgewachsen. Jetzt, wo man nicht mehr neue Sklaven nach Amerika einführen kann, es wenigstens nur selten geschieht, findet eine Geburtsverwandtschaft fast allgemein statt, infolge dessen die Neger mit großer

Nachsicht behandelt werden, auch die alten, denn sie sind mit dem Vater und Großvater aufgewachsen und haben ihren jetzigen Herrn auf den Armen umhergetragen. Zudem sind Spanier und Portugiesen nicht gerade sehr fleißige Arbeiter, und wenn in der Pflanzung nur ebenso viel geschieht, wie sie zu thun imstande wären, so sind sie schon zufrieden; ferner lebt man auf den südamerikanischen Plantagen außerordentlich üppig, was Essen und Trinken betrifft; Schweinefleisch und Wild, Früchte aller Art, gegorner Palmsaft sind in reichlicher Menge vorhanden. Was in aller Welt kann ein Neger mehr verlangen, um glücklich zu sein, da ihm überdies der Umgang mit einer oder mehreren schwarzen Schönen durchaus nicht verwehrt wird, falls er sich nur hütet, seinem Herrn ins Gehege zu kommen und nicht die Erstlinge zu pflücken.

Aber auch hier wie in Afrika sieht man den freien Neger bei weitem schlechter leben als den Sklaven. Sobald er sein eigener Herr ist, bettelt er gerade so gut wie in Jamaika oder in New-Orleans; sein Häuschen verfällt, sein Gärtchen verwildert, er lebt nur von der Mildthätigkeit der Vorübergehenden und vom betrügerischen Spiel. Sein nächster Verwandter im Innern von Afrika weiß jetzt noch so wenig von der Landwirtschaft und der Viehzucht, daß er lediglich nur von der Jagd und von dem Fischfang lebt und die erstere so vernichtend betreibt, daß er zehnmal mehr verwundet, als er tötet, und zehnmal mehr tötet, als er verbrauchen kann. Und daß, alle jene edlen Tiere, Gazellen, Rinder, Ziegen ꝛc., Zebra, Gnus, Giraffen und Elefanten, nicht schon längst ausgerottet sind, rührt nur davon her, daß die Bevölkerung von Afrika überhaupt eine äußerst geringe ist.

Wohl noch niedriger als die afrikanischen Neger stehen die neuholländischen Schwarzen, obwohl sie alle freie Menschen sind, obwohl sie alle in kleinen Familien leben und also wenigstens befähigt sind, denjenigen Kulturgrad zu erreichen, den die Patriarchen vor und nach Abraham erreicht haben. Diese Leute hatten gewaltige Herden von allerlei Hausgetier, mit Ausnahme des für unrein gehaltenen Schweines; sie wohnten zwar nicht in prachtvollen Palästen mit polierten Porphyr- und Marmorsäulen, ihre Gemächer waren nicht abgeteilt durch die prachtvollsten persischen Teppiche, wie wir dieses auf den Darstellungen der großen Maler aus der Zeit der Blüte italienischer Kunst sehen, aber sie hatten doch gewaltig große, mit Filz gedeckte Zelte, in denen Abteilungen sowohl für die verschiedenen Bewohner als für die Wirtschaftsbedürfnisse eingerichtet waren, und sie genossen sonst vielfältiger Bequemlichkeiten.

Wo wäre von all diesem nur im entferntesten die Rede bei den Schwarzen von Neu-Holland, obschon sie ganz wohl dazu befähigt gewesen wären, und obwohl man hätte glauben sollen, daß die Not sie dahin treiben

würde; denn wo das Land freiwillig nur wenig eßbare Früchte bietet, wird man mit verdoppeltem Eifer daran denken, ſich künſtlich welche zu ziehen.

Man würde übrigens ſehr unrecht thun, wenn man die Schwarzen auf den übrigen großen Inſeln des indiſchen Oceans in eine Kategorie bringen wollte mit dieſen Unglücklichen.

Dajak von Borneo.

Der bloße Anblick zeigt ſie uns jenen körperlich ſo weit überlegen, daß man ſie vollſtändig für unſerer eigenen Raſſe angehörig betrachten müßte, wenn nicht die dunkle Farbe das Fremde in ihnen verriet. Der Ausdruck in dem Geſicht, die Muskulatur, das Verhältnis der einzelnen Glieder untereinander, die Form der Hände und Füße, dies iſt alles ſo vollkommen ſchön, daß kein Maler, kein Bildhauer ſich beſſere Modelle wünſchen könnte. Und ſo grauſam dieſe Dajaks und Alfurs ſind, ſo verſtehen ſie ebenſo geſchickt die wichtigſten Gegenſtände für ihre Exiſtenz anzufertigen, und ſie übertreffen ſogar diejenigen, welche ſie unterjocht haben, die Malayen, in der Geſchicklichkeit, das Eiſenerz zu bearbeiten, Stahl zu fabrizieren und Waffen daraus zu ſchmieden.

Sehen wir ab von den eigentlichen Negern in Afrika und von den Schwarzen in Neu-Holland, ſo dürfte es im übrigen wohl ſchwer ſein, die Meinung aufrecht zu erhalten, daß die verſchiedenen Menſchenraſſen eine

wirklich verschiedene geistige Begabung hätten, und es wird sich wohl kaum etwas anderes nachweisen lassen, als daß es diesen Rassen an der Gelegenheit zur Ausbildung fehlt, denn Empfinden, Denken, Wollen ist doch unzweifelhaft allen Menschen eigen. Man kann sogar von vielen Tieren dieses geradezu behaupten, oder besser, man kann es beweisen, denn zum Behaupten gehört allerdings weniger Kunst als Keckheit.

Die Temperamente.

Jeder Mensch hat die Fähigkeit, äußere Eindrücke zu empfangen; man dürfte wohl annehmen, daß diese Fähigkeit unzweifelhaft bei allen Menschen ganz ähnlich ist, und daß höchstens der Unterschied stattfindet, der aus der mehr oder minderen Trefflichkeit der Sinne oder aus der Übung derselben hervorgeht. Verschieden aber ist in den Individuen die Fähigkeit, diese Eindrücke mehr oder minder tief in sich aufzunehmen oder umgekehrt diesen Eindrücken zu widerstehen.

Man pflegt ganzen Völkern diese Fähigkeit zu- oder abzusprechen. Man sagt: die Italiener, die Griechen, die Spanier sind höchst sinnliche Menschen, sie lassen sich von jedem Eindruck beherrschen, sie geben einem jeden augenblicklich nach, sind daher verliebt bis zur Raserei oder werden zornig bis zum Mord und Wahnsinn oder werden niedergeschlagen durch ein unglückliches Ereignis, durch einen geistigen Schmerz scheinbar bis zur Vernichtung; — aber so viel Wahres daran ist, so darf man doch nicht vergessen, daß sich nur Gradationen darbieten, daß nur ein Mehr oder Weniger stattfindet zwischen diesen und anderen Völkern, und daß sie nicht allein die unglückliche Bevorzugung haben, vor Liebe oder vor Zorn in Raserei zu geraten und im Unglück den Kopf zu verlieren. Daß das letztere namentlich keineswegs eine ausschließlich italienische oder spanische Eigenschaft ist, geht schon daraus hervor, daß in den Zeiten großer Revolutionen alle Behörden, denen man doch sonst die erbliche Staatsweisheit zuzuschreiben pflegt, die Besinnung — wie man sich auszudrücken pflegt, den Kopf verlieren, nicht zu handeln, sich und anderen nicht zu helfen wissen, davonlaufen gleich Karl X. oder Louis Philipp oder vielen anderen hohen Häuptern.

Man könnte sagen, die Seele sei ein Resonanzboden, derselbe sei aber verschiedenartig ausgehobelt, bei dem einen sei er so zart, daß er bei jedem Ton mitvibriert und das ganze Instrument, den Menschen, in Schwingungen versetzt, in eine äußere Thätigkeit, welche durch ihre Lebhaftigkeit den Eindruck ausspricht, den die Seele empfangen hat. Bei einem anderen ist

dieser Resonanzboden schon von größerer Derbheit, die Töne, die ihn bewegen sollen, müssen schon bei weitem stärker sein wie die eines Kontrabasses oder eines mittleren Orgelregisters. Endlich giebt es Menschen, deren Resonanzboden so dick und aus so zähen, unelastischen Stoffen gemacht ist (Sohlenleder), daß selbst die Erfurter Glocke diesen Resonanzboden, diese Seele, nicht zum Mitschwingen veranlassen würde.

Die Extreme sind selten, aber sie kommen vor. Der Verfasser hörte einen Mann von 30 Jahren die Äußerung machen: er könne nicht begreifen, wie ein Mann mit einer Frau eine halbe Stunde lang ungestört beieinander sein könne, ohne Angriffe auf ihre Tugend zu wagen — und das war nicht etwa ein Italiener, sondern ein Deutscher. Er hörte einen anderen die Äußerung machen: die ganze Welt sei — — — (er brauchte hierbei das eine der Elemente, aus welchen Faust die Spottgeburt des Mephisto zusammengesetzt erklärt) — und es sei nicht wert, sich die Haare zu kämmen um dieser Welt willen. Das ganze Leben sei so erbärmlich, daß ein jeder Hund verschmähen würde, diese Beute fortzutragen. Und der das sagte, war ein Franzose, gehörte also einer Nation an, welcher man große Empfänglichkeit für äußere Eindrücke zuzuschreiben pflegt, deren Resonanzboden nicht mit dem Schlichtbeil behauen ist.

Man pflegt diese Unterschiede in der Auffassung sinnlicher oder geistiger Eindrücke Temperament zu nennen, und man unterscheidet die Temperamente in cholerische, sanguinische, phlegmatische und melancholische und giebt ihnen ganz besondere Eigenheiten, bezeichnet gern Menschen danach — ein phlegmatischer Mensch, ein cholerischer Mensch — hat aber wohl sehr unrecht, aus diesen vier Temperamenten und ihrem Vorhandensein in dem Menschen eine eigene Lehre zu machen; doch wird es vielleicht nicht ganz uninteressant sein, wenigstens einiges darüber zu sagen, da wir wohl nicht verständlich davon reden können, wenn wir nicht wenigstens die nächsten Begriffe festgestellt haben.

Wie die bekannten vier Elemente des Empedokles in der ganzen griechischen Philosophie eine Hauptrolle spielen, zur Erklärung des Materiellen, so sollten sie auch für den menschlichen Körper die Grundlage bilden. Hippokrates und seine Nachfolger substituierten für den Körper Elementar- oder Kardinalsäfte, nämlich für die Wärme das Blut, für die Kälte den Schleim, für die Feuchtigkeit die schwarze Galle, für die Trockenheit die gelbe Galle. Der menschliche Körper stellte also ein Gemisch dieser „geheiligten Vier" dar, wozu der Leib natürlich zweierlei Gallen haben mußte; von der Mischung dieser vier Elemente hing Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod ab. Auch die Temperamente waren den griechischen Ärzten Folge dieser Mischung, und es ist natürlich, daß es ihrer vier geben

mußte. Nach Galen stehen zu oberst die Gegensätze von Wärme und Kälte; jeder dieser Gegensätze sollte sich mit Feuchtigkeit oder mit Trockenheit verbinden können; er unterschied also: das warmfeuchte, warmtrockene, kaltfeuchte und kalttrockene Temperament. Die Kardinalsäfte geben die Namen für dieselben: das warmfeuchte wurde das sanguinische genannt vom lateinischen Sanguis, das Blut; das warmtrockene cholerische oder biliöse, vom griechischen Chole und lateinischen Bilis, die Galle; das kaltfeuchte phlegmatische, vom griechischen Phlegma, der Schleim; das kalttrockene melancholische oder atrabilöse, vom griechischen melaina chole, lateinisch atra bilis, schwarze Galle.

Erst der berühmte Haller sagt sich von der alten Galenischen Theorie der Temperamente gänzlich los; er handelt die Temperamente bei dem Blute ab, jedoch nur, um zu beweisen, daß sie von ihm, von der Ernährung überhaupt völlig unabhängig auftreten, vielmehr ihren Grund haben in der größeren oder geringeren Stärke und der Reizbarkeit der festen Teile des Körpers. So gelangte man bald dahin, das Nervensystem als Grundlage der Temperamente anzusehen, und war es Wrisberg, welcher diese Lehre weiter ausbildete. Nach ihm ist z. B. das cholerische Temperament stets mit einem größeren Hirn, mit gröberen und stärkeren Nerven und mit einer großen Empfindlichkeit verknüpft; kleines Hirn, feine Nerven, stumpfe Sinne charakterisieren das phlegmatische Temperament. Diese Gegensätze versinnlicht Wrisberg durch Gegenüberstellung des Menschen und des — Walfisches.

Während in dieser Temperamentslehre das Körperliche die Grundlage bildet für die Seelenstimmungen, verfuhr die Psychologie des vorigen Jahrhunderts umgekehrt; sie sah die Seele als Grundlage an und den Körper lediglich als Werkzeug der Seele. Selbst Kant, welcher zwar zugiebt, daß die Temperamente insgemein das Körperliche im Menschen zur Ursache haben mögen, legt nur der Seele Temperament bei, indem das Gefühl oder das Begehrungsvermögen und die hierdurch erzeugte Thätigkeit sie verursache. Gefühl und Thätigkeit können mit Erregbarkeit oder Abspannung verknüpft sein, daher kann man vier Temperamente unterscheiden, „wodurch dann die alten Formen beibehalten werden können und nur eine dem Geiste dieser Temperamentslehre angepaßte, bequemere Deutung erhalten." So ward der Ausdruck Temperament, den man früher für die eigentümlichen Mischungen der Bestandteile des Körpers brauchte, auf Thätigkeiten der Seele übertragen, und es bedurfte nur eines kleinen Schrittes, um den Namen Temperament für die Grundstimmung selbst zu gebrauchen, wie es gegenwärtig allgemein geschieht, wo man von heiterem, schwermütigem ꝛc. Temperament spricht.

Noch der berühmte Physiolog Joh. Müller behandelt die Temperamente mehr im Sinne der empirischen Psychologie als der Physiologie; er unterläßt es, auf die organische Grundlage des näheren zurückzukommen. Die exakte Physiologie der Gegenwart hat die Lehre von den Temperamenten so gut wie ganz fallen lassen, weil die ihr zugrunde liegenden nerven- und muskelphysiologischen Untersuchungen erst gemacht sein müssen, bevor man an Erklärung und Beschreibung so komplizierter geistiger Vorgänge gehen kann. Trotzdem lassen sich die Temperamente bei den Menschen recht wohl konstatieren, und man ist daher berechtigt, von ihnen zu reden, auf Grund der zum Ausdruck kommenden Erscheinungen.

Das sanguinische Temperament soll bei sehr vollblütigen Menschen am häufigsten zu finden sein und sich durch große Lebhaftigkeit des Gefühls, durch rasche, lebhafte, aber nicht tiefe Eindrücke geltend machen. Zugänglich jeder Bewegung, von allem, auch dem Leichtesten ergriffen, soll der Sanguiniker sein wie die Oberfläche des Wassers, welche von dem leisesten Winde gekräuselt wird, aber sich alsbald wieder beruhigt, wenn dieser Wind aufhört, oder seine Wellen in anderer Richtung treibt, wenn die Strömung der Luft sich ändert. Im Sanguiniker wird das Begehrungsvermögen sehr leicht erregt. Der Wille ist da, aber wenn der schnell gefaßte Entschluß nicht ebenso schnell ausgeführt wird, so unterbleibt die That, sie und der Beweggrund, beide sind vergessen. Der Sanguiniker ist leicht gerührt, und kann man seiner Tasche in solchen Augenblicken beikommen, so giebt er willig und mit Freuden; aber man muß nicht denken, daß die Not des Armen, die ihn tief ergriffen und zu herrlichen Entschlüssen bewegt, morgen noch ebenso ihn ergreift, um zu geben, was er beschlossen. Der Sanguiniker hat viele Fehler, er gesteht sie aufrichtig, er empfindet herzliche Reue, gelobt sich und anderen Besserung, aber gleich nach diesem Gelöbnis findet er irgend eine Gelegenheit zur Sünde, und alsbald hat er vergessen, was er versprach, und er verfällt in dieselben Fehler und Sünden und Laster, von denen er sich befreien wollte. Fortwährend ist er heiter, Gram und Sorgen kennt er nicht; er gewinnt von allem die beste, selbst vom Unglück oft eine heitere Ansicht; daher ist er ein vortrefflicher Gesellschafter, aber kein vortrefflicher Mensch. Bei

Der Sanguiniker.

vieler Anlage zum Guten wird er durch die Sinnlichkeit und einen oft keine Schranken kennenden Leichtsinn beherrscht.

Das cholerische Temperament ist nicht nur empfänglich für äußere Eindrücke, sondern es weiß dieselben auch zu bewahren. Alles geht bei dem Choleriker tiefer; sein Begehrungsvermögen ist stark und anhaltend; die Leidenschaften lodern gewaltig und heftig auf; der Zorn wird leicht erregt und hat eine durchaus nicht geringe Energie. Haß und Liebe sprechen sich scharf aus, Widerstand erregt die Begierde mehr und mehr. Milde, Nachgiebigkeit, Ruhe entwaffnet den Cholerischen und scheint zu bewirken, daß die Leidenschaft, welche fähig wäre, gleich einer Bombe ein Haus zu zerstören, in kleinen Portionen allmählich verpufft. Der Cholerische scheut schwere Arbeit nicht; ist seine Willensthätigkeit einmal durch irgend etwas angespornt, so vermag er lange Zeit unermüdlich auf die Erfüllung hinzuarbeiten. Ehre und Ruhm sind die Haupttriebfedern seiner Handlungen; er will sich überall hervorthun; bescheidene Sphären sind daher nicht diejenigen, in denen er sich wohl fühlt; er will immer ändern und bessern und macht sich dadurch mitunter sehr lästig. Viel mehr ist er zum Herrschen als zum Gehorchen geboren, und nicht selten artet sein Stolz, sein Hochmut, sein Zorn aus, weit über die Schranken der Mäßigkeit gehend. Im Kampf ist er tapfer, wird er leicht verwegen und tollkühn, aber er ist nach demselben auch gewöhnlich grausam.

Das phlegmatische Temperament macht den Menschen schwer beweglich, sein Gefühl wird nur langsam angeregt, es dauert zwar länger fort als bei dem Sanguiniker, aber es fehlt ihm an Thatkraft, seinen Wünschen Geltung zu verschaffen. Der Phlegmatiker liebt Ruhe, liebt Genuß, aber selbst für seine herrlichsten Genüsse will er keine Anstrengungen; für heftige Leidenschaften ist er unzugänglich, er wird daher nicht leicht zu Unbesonnenheiten verleitet, sondern er geht ruhig und gemessen zu Werke. Daher kommt es wohl auch, daß Leute, denen man solches Temperament zuschreibt, in angenehmen Verhältnissen leben, Ordentlichkeit und Pünktlichkeit in allen häuslichen Angelegenheiten lieben, ihren Geschäften regelmäßig obliegen, jedoch nur ungern angestrengt arbeiten.

Alle diese Besonderheiten führen sehr leicht zu großen Fehlern, Faulheit, Gleichgültigkeit, welche wohl gar bis zur Indolenz gehen kann, sobald das Gleichgültige anfängt, beschwerlich zu werden.

Das vierte der sogenannten Temperamente ist das melancholische, welches von zu schwerem Blute und von schwarzer Galle herrühren soll. Man schreibt den Personen dieses Temperaments einen langsameren Blutumlauf und daher ein dunkleres, nicht genügend oxydiertes Blut zu, auch glaubt man, daß das Herz und das ganze Arteriensystem geringere Erregbarkeit

besitze. In Leuten dieses Temperaments sind die Gefühle nicht leicht angeregt, und wenn einmal angeregt, so bleibt dieses dauernd und wechselt nicht so leicht. Der Melancholiker ist lebhafter Affekte keineswegs unfähig, aber sie überfallen ihn nicht plötzlich, sondern sie steigern sich gradweise. Seine Stimmung ist ernst, und darum ist er auch vorsichtig und bedacht. Da er wenig mitteilsam, da er in sich gekehrt ist, ahnt man meistenteils nicht, was in ihm vorgeht, bis der Ausbruch einer lange im stillen genährten Leidenschaft dem Beobachter eine staunenswerte Tiefe der Empfindung verrät, deren man den Melancholiker gar nicht fähig gehalten hätte. In Liebe und in Freundschaft macht dieses Temperament höchst beständig und großer Aufopferung fähig, es macht für Geschäfte pünktlich, und obwohl das Lernen neuer Dinge schwer wird, ist doch die Festigkeit, mit der die schwer erworbenen Eindrücke haften, eine reichliche Entschädigung für die Mühen. Selbst strenge gegen sich, wird mit unerbittlicher Strenge die Erfüllung der Pflichten von anderen gefordert. Da die Welt nicht immer „Ja" zu solchen Forderungen sagt, nicht immer leistet, was der Melancholiker hofft, derselbe oft in seinen Erwartungen getäuscht wird, so gelangt er sehr leicht zu Schwermut, Verachtung und zum Haß gegen die Menschen, zur thörichten Peinigung seiner selbst und wohl gar zu jener furchtbaren Geisteskrankheit, welche man Melancholie nennt.

Das melancholische Temperament.

Man glaubt behaupten zu dürfen, daß jedes Temperament mit besonderen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten der Seele in Verbindung stehe, daß es Klugheit oder Dummheit, Tapferkeit oder Feigheit, Ehrlichkeit oder Falschheit, Freigebigkeit oder Geiz hervorbringe. Man glaubt, daß der Mangel gewisser Geistesfähigkeiten, z. B. großen Verstandes, klarer Urteilskraft, von dem Temperament abhänge. Unter allen Umständen, und zu welcher Meinung man sich auch bekennen möge, muß man nicht glauben, daß irgend ein Temperament bei irgend einem Menschen in seiner, man möchte sagen, Vollkommenheit gefunden wird, immer sind Mischungen von verschiedenen Temperamenten vorhanden; nie tritt ein Temperament rein hervor, und die Gradationen, die Abstufungen der verschiedenen Anteile der Temperamente, welche sich in einem Menschen vereinigen, sind so unendlich, daß man wohl schwerlich zwei Menschen finden wird, bei denen eine vollkommene Gleichheit stattfindet.

Aus diesen verschiedenen Temperamenten — aus der natürlichen An-

lage, welche in dem Menschen steckt, und aus dem Charakter, welcher beides beherrscht, soll die Individualität des Menschen als moralisches Wesen hervorgehen. Die natürliche Anlage ist der Keim der Pflanze; wie sie sich entwickelt, hängt vom Glück oder Unglück ab; das Temperament ist die Blüte derselben, und der Charakter ist die entwickelte Frucht.

Nach diesem allen mag man leicht ermessen, in welcher Weise ganze Völker von einem gewissen Temperament beherrscht werden können. Die Individualitäten sind zu weit auseinanderlaufend, um eine solche Annahme zu gestatten; was darüber gesagt werden kann, ist immer nur bedingungsweise zu nehmen. Es giebt keine Familie, deren Mitglieder sämtlich einerlei Temperament hätten, selbst wenn Vater und Mutter ein ganz gleiches gehabt haben sollten. Wem wäre nicht aufgefallen, daß von dreien Knaben eines Elternpaares der eine heiter, fröhlichen Sinnes, immerfort geneigt zum Spielen, der andere über alle Maßen fleißig, pedantisch ernst, der dritte geneigt zur Ruhe, schwer beweglich, unfleißig u. s. w. wäre? Wer hätte dieses nicht bemerkt, trotz dessen daß die Kinder, von einem Elternpaare abstammend, doch eigentlich gleiche natürliche Begabung haben und die Keime derselben nun bei einer ganz gleich geleiteten Erziehung auch die nämlichen geistigen Thätigkeiten entwickeln müßten? Nichts von alledem findet statt. Wir brauchen nicht nach England zu gehen, wo die verderbliche Einrichtung der Majorate in der Regel von dem Augenblick, wo das Selbstbewußtsein, wo das Gefühl erwacht, tödlichen Haß zwischen den zurückgesetzten jüngeren Söhnen und dem auf Kosten aller übrigen bevorzugten älteren hervorruft. Wir dürfen nur auf das Landgut eines wohlhabenden Deutschen gehen, wo alle Kinder von demselben Kandidaten, dem Herrn Hofmeister, unterrichtet und erzogen werden. Wir werden den einen Knaben sich mit dem Jäger oder mit dem Kutscher tummeln, wir werden ihn mit den Knechten auf dem Acker umherlaufen oder wohl gar im Winter dreschen und Häckerling schneiden sehen. Ihm sind alle körperlichen Thätigkeiten angenehm, während der jüngere (oder auch der ältere, denn hiervon hängt es gar nicht ab) so viel zu Hause sitzt, daß der andere ihn Stubenhocker nennt. Er freut sich über das Lernen, er will ein Gelehrter werden, er will in die Fußtapfen des Großvaters treten, der Konsistorialrat oder Regierungs-Präsident oder Professor war. Derselbe Großvater ist es ja auch für den anderen, warum will denn der nicht auch Professor werden?

Körperliche Ähnlichkeiten sind zwar auch nur selten allgemein in einer Familie, aber sie kommen doch viel häufiger vor als Temperaments- oder Charakterähnlichkeiten. In der habsburgischen Kaiserfamilie soll sich die hängende Unterlippe als Familienähnlichkeit zeigen, bei den Bourbons die Neigung zur körperlichen Fülle und die gebogene Nase, und kann es wohl

größere Verschiedenheiten des Charakters und des Temperaments geben als die zwischen dem Stammherrn, dem Grafen von Habsburg, und seinem Sohne Albrecht dem Ersten, wie zwischen Kaiser Joseph II. und Kaiser Franz II. (so hieß er als deutscher Kaiser, als Kaiser von Österreich hieß er Franz I.), wie zwischen Ludwig XIV. und Ludwig XVI.? Wo sollen denn nun, wenn sie nicht einmal in den Familien herrschen, herrschende Volkstemperamente vorkommen, und zwar solche, die sich Jahrtausende lang unverändert von Generation zu Generation fortpflanzen? Das Unerklärliche erklärt sich dadurch, daß es nicht wahr ist. Was man darüber gesagt hat, beruht auf schlechten, unzureichenden, ungenauen Beobachtungen. Man kann leicht von den Bewohnern von Neu-Holland sagen, sie seien trübsinnig, schwermütig, nicht zur Freude aufgelegt; — wo soll denn bei den armen Leuten, denen ihr Boden nur dürftige Wurzeln, nur geringfügige Früchte, denen die Wälder nur äußerst geringe Massen von Wild und denen die Bäume keinen Schatten geben, wo soll denn bei diesen Leuten, welche fortwährend im Kampf mit den Elementen und schweren Sorgen um ihren Lebensunterhalt stehen, — wo soll denn bei ihnen ein fröhliches, ein heiteres Temperament herkommen?

Einfluß der Erziehung.

Man hat in Amerika vermocht, unter der Herrschaft des Jesuiten Francia einige Völkerstämme, zu den gefürchtetsten gehörig, in willenlose Sklaven, in völlig geistesarme Tiere zu verwandeln, sie so zu unterdrücken, daß sie von ihren allenfalls noch übrig gebliebenen geistigen Befähigungen gar keinen Gebrauch machen. Kann man denn nun von diesen Völkern reden als solchen, die ein ernstes, die ein schwermütiges Temperament haben?

In Tahiti, einer der schönsten Inseln des stillen Oceans, lebte ein heiteres, glückliches, mit allen Schätzen der Natur reich beschenktes Völkchen in ungetrübter Wonne. Die ersten Entdecker, Franzosen und Engländer, können dieses Volk nicht wunderbar genug beschreiben. Die Insel wurde Neu-Cythere genannt, weil ihre Bewohner lediglich auf der Welt zu sein schienen, um der heiteren Göttin zu opfern. Schön von Gestalt, fröhlichen Herzens, mitteilsam in jeder Weise, kamen sie den Fremden mit einer noch nirgends gefundenen Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit entgegen, und diese glücklichen Menschen hatten auch Verstand, hatten auch geistige Fähigkeiten, waren kriegerisch trotz ihrer Neigung zu sinnlichen Freuden, hatten mancherlei Handwerke und Künste gepflegt, genossen unzähliger Bequemlichkeiten, welche nicht

immer Eigentum sogenannter wilder Völker sind; — man konnte dies schöne Fleckchen Erde die „Insel der Glücklichen" nennen.

Da kamen zu dem sinnlichsten und lebensfrohesten Volke der Erde eine Anzahl Missionare, Engländer aus den niedrigsten Volksschichten, auf gewisse Religionslehren abgerichtet, sonst von den allerbeschränktesten Kenntnissen und Geistesanlagen, zu jenem freundlichen und lieblichen Völkchen, beschäftigten sich damit, Lebensmittel und Naturallieferungen einzusammeln, alle Freuden zu verbieten, den Sonntag in abgeschiedenster Weise zu heiligen, wöchentlich mehrmals stundenlang in einem Betsaal zu sitzen und Reden zu hören, von denen jene nicht das Allergeringste verstanden, und sie haben auf solche Weise ein Volk von heimlichen Sündern und von finsteren Heuchlern gemacht. Liest man ihre Berichte, so erstaunt man über die Scheußlichkeiten und Schändlichkeiten, welches dieses Volk von Sündern verübt hat, über den gräßlichen Seelenzustand, in welchem sie dieselben gefunden, und über die segensreichen himmlischen Wirkungen der Gnade, welche sich aus ihrem Munde über diese Kinder des höllischen Abgrundes ergossen und sie zu reinen, geläuterten Menschen gemacht habe; indessen die älteren deutschen und französischen Naturforscher, welche diese Gegenden besucht, die Liebenswürdigkeit und Gesittung des Volkes nicht genug preisen können, in geistiger Beziehung ganz als von ihresgleichen sprechen, während die neueren und neuesten eben jene abschreckenden Schilderungen von ihnen machen, wie wir weiter oben angeführt.

Wo sind nun in jenen finsteren Heuchlern, welche am Sonntag nicht einmal kochen dürfen, weil dieses den Sonntag entheiligt, welche am Sonntag nicht einmal spazieren gehen, weil dieses Gott mißfällig, welche aber für die Herren Missionare Steine aus dem Meere brechen (Korallenfels), um ihnen engländische, unzweckmäßige Häuser zu bauen, weil dieses Gott wohlgefällig ist, wo sind denn an ihnen die anererbten Temperamente? Man sieht recht deutlich, wie nur die Erziehung es gewesen ist, welche diesen verderblichen Einfluß geübt — nicht doch, diesen veredelnden.

Die Vorfahren, erwachsen unter dem glücklichsten und mildesten Himmelsstrich, in einem Lande, dessen Reize so groß wie seine Fruchtbarkeit sind, nur Glückliche um sich sehend und selbst zum Glück geneigt, genossen bald selbst des Glückes, das sie um sich her sahen und das sie nun selbst zu verbreiten verstanden. Alle diese Einflüsse haben weichen müssen vor den finsteren Ansichten abgetakelter Matrosen, die nach einem in allen möglichen Lastern und Schändlichkeiten zugebrachten Leben nunmehr in Üppigkeit und Ruhe schwelgen wollen. Welche Thorheit ist es zu glauben, daß diese Menschen nun fromme Christen geworden seien! Diese Art von Erziehung schlägt nicht tiefe Wurzeln. Unter allen möglichen Androhungen der entsetzlichsten Strafen haben die

Missionare sich zu unumschränkten Gebietern der Insel gemacht, und so lange sie sich in dieser Stellung behaupten werden, so lange wird auch die Frömmigkeit der Otahaitier vorhalten; aber die Seelenthätigkeit der Menschen ist etwas sehr Elastisches, und sobald der Druck, der auf ihr ruht, nachläßt, schnellt die Feder empor, geht zurück in ihre ursprüngliche Lage, in diejenige Lage, welche durch die Gesamtheit der sie umgebenden Natureindrücke bedingt ist. Die Civilisation kann bleibende Fortschritte machen, dergleichen Thorheiten aber, wie sie dort geübt werden, verlieren ihre Wirkung, sobald die Ursachen verschwinden.

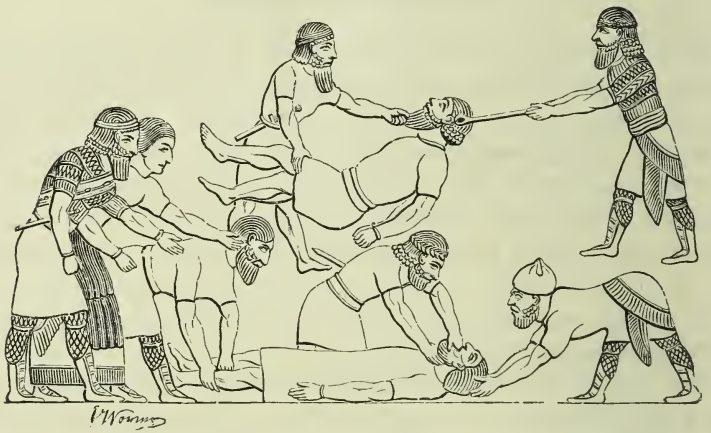
Grausamkeit der Völker.

Man spricht gerne von der Grausamkeit des einen, von dem Hochmut des anderen, von der Milde und Gutmütigkeit des dritten Volkes; das sind lauter Ansichten, die gar keinen festen Grund haben. Wer hätte nicht von der unerhörten Grausamkeit der nordamerikanischen Eingeborenen gelesen, wem wäre nicht bekannt, wie sie ihre Feinde auf eine sinnreiche Art auf das entsetzlichste quälen? Wer meiner älteren Leser wird sich nicht solcher Erzählungen aus Campe erinnern; und was ist an allen diesen Geschichten? nichts als das nackte Faktum, daß der gefangene Krieger am Kriegspfahl des Dorfes zu Tode gemartert wird. Nicht aus Grausamkeit der Marternden, sondern zur Ehre des Gemarterten.

Die siegreiche Partei hat einen Helden gefangen. Daß er sterben müsse, ist der Kriegsgebrauch bei uncivilisierten Völkern. Das versteht sich also eigentlich von selbst; aber der Gefangene ist ein großer Krieger, dem es eine Schande wäre, wenn er schmerzlos stürbe; man martert ihn, um ihm Gelegenheit zu geben, seine Mannhaftigkeit zu beweisen, und die entsetzlichsten Qualen entlocken seiner Brust nicht einmal einen Seufzer, nicht einmal eine Klage; er lacht seinen Quälern ins Gesicht, er verhöhnt sie; er will nicht geschont sein, er würde sie verhöhnen, wenn sie es thäten. Er braucht sich gar nicht quälen zu lassen, er darf nur bitten, daß man ihn verschone, und alsbald geschieht es. Wenn die Leute grausam wären, würden sie ein Vergnügen daran finden, den Gefangenen schreien zu hören, seinem Auge Thränen zu entlocken; aber das ist gar nicht ihre Absicht; — er weint, es ist ein Weib — Weiber martert man nicht, so würden sie sagen, den Gefangenen losbinden und ihn gehen lassen, wohin er Lust hat.

Das ist die eine Seite des Bildes von der grausamen Nation; nun wollen wir auch die andere ansehen: es kommt ein verirrter Wanderer in

die Hütte eines Eingeborenen. Er hält die eine Hand flach vor sich hin, das ist das Friedenszeichen; er schreitet auf den Herd zu, setzt sich daran, und nach einiger Zeit macht er ein Zeichen, daß der Herr des Hauses ihm seine Pfeife abtrete, oder er raucht selbst und bietet seine Pfeife dem Hern des Zeltes an, das ist der Friedensakt, und er ist ratifiziert von beiden Mächten, sobald ein paar Züge aus der Pfeife gethan sind. Nun ist der Fremde ein Gastfreund geworden, und der Herr des Zeltes wird von diesem Augenblick für seinen Gastfreund sorgen, als wäre er sein Bruder, er wird für ihn auf die Jagd gehen und den Stier erlegen, er wird ihn pflegen, wenn er krank ist, und wiederhergestellt, wird er ihn durch das Land seiner eigenen Feinde führen und ihn mit seinem eigenen Leben beschützen, mit seinem Körper ihn gegen den Tomahawk der Angreifer decken. Dies alles sind keine Beweise



von grausamer Gemütsart; wohl aber wissen Franzosen und Deutsche, nur nicht Yankees, den Edelmut, die Seelengröße, die seltene Liebenswürdigkeit und den großen Verstand als feuerfest in allen Proben zu rühmen. Wie mögen diese Menschen erst gewesen sein, bevor sie so schreckliche Erfahrungen machten, als man ihnen aufzulegen für gut fand!

Die wilden Leidenschaften, von denen wir den indianischen Krieger durchdrungen sehen, werden durch Erziehung und durch ihre religiösen Ansichten genährt, denn zum Ertragen von Schmerzen werden schon die Knaben angehalten. Geschlagen werden, ist eine Entehrung, aber verwundet und gemartert werden, um die Standhaftigkeit zu prüfen, ist nicht nur keine Schande, sondern das standhafte Ertragen derselben ist eine Ehre.

Unter den europäischen Völkern sollen Erziehung und Religion die Härte und die Grausamkeit bekämpfen und Liebe und Milde an deren Stelle setzen.

Ob das wohl wahr ist? ob das wohl geschieht? Sehen wir die Kriegs-

geschichte, die Sitten- und die Religionsgeschichte aller europäischen Völker, so finden wir sie mit Blut geschrieben. Wo sind gräßlichere Marterinstrumente erfunden worden als in Europa? Welches wilde Volk ist so sinnreich gewesen, den spanischen Stiefel und die pommersche Mütze, den gespickten Hasen und die Leiter, die Wippe und die glühende Zange, die Feuer- und die Wasserprobe zu erfinden? Welches wilde Volk hat den Tod des Verbrechers durch schauerlichere Martern erschwert? Von unten auf rädern, einzelne Gliedmaßen abhauen, durch Rutenstreiche oder durch Hiebe der neunschwänzigen Katze töten, bei lebendigem Leibe verbrennen, durch die Pferde zerreißen lassen, und gar, wie in dem schönen Frankreich viele Jahrhunderte lang Sitte war, die Hinrichtung durch die torture préalable, welche bis auf zwei Stunden ausgedehnt werden konnte, einleiten?

Ich kann mich nicht besinnen, daß irgend ein Missionar oder Reisender dergleichen von den Nord- und Südamerikanern, von den Negern oder Hottentotten, von den Papuas oder den Malayen erzählt hätte; dergleichen Schandthaten gehören der fortgeschrittenen Civilisation an, darum sind sie in Europa in Gebrauch gewesen und sind es teilweise noch, und nur China, gleichfalls ein sehr civilisiertes Land, erfreut sich des Ruhmes, ähnliche Erfindungen gemacht zu haben.

Und hat uns denn die Religion der Liebe wirklich zur Liebe geführt? Unter welchen Greueln ist sie durch Spanier und Portugiesen in Amerika eingeführt worden, und unter welchen Greueln in Ostindien, wie furchtbar hat eine christliche Sekte im Herzen von Deutschland und von Frankreich gegen die andere gewütet, wie hat man im Namen Gottes und zur Ehre desselben die Albigenser und die Hugenotten, die Hussiten, die Calvinisten und die Lutheraner schlachten lassen! Welch ein scheußlicher Fanatismus, der wahrlich nicht in den Geboten der Religion der Liebe liegt, entzündete den 30jährigen Krieg mit seinen Greueln und verhalf einem Tilly zu einem Platz in der Walhalla in Regensburg! Welcher Fanatismus bewegte noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts und in neuester Zeit die Tiroler zur Verketzerung der Protestanten, zu der öffentlichen Bitte, die Gleichberechtigung derselben mit den Katholiken aufzuheben, vor allem aber das herrliche Tirol vor der Pest der Niederlassung solcher Ketzer, vor dem Segen des Toleranz-Ediktes zu bewahren!

Toleranz! wo wäre die weniger zu finden als bei uns! Wir senden Missionare nach Persien und der Türkei, nach Indien und zu den Malayen, auf die Inseln des stillen Oceans; überall nimmt man die neuen Lehrer gut auf, und viele bekennen sich zu den Lehren, und weder der Sultan in Konstantinopel, noch der Schach von Persien hat etwas dagegen. Was würden unsere Regierungen und besonders unsere Geistlichen sagen, wenn der Schach

von Persien oder der türkische Sultan ein halbes hundert Muftis zu uns schicken wollte, um Proselyten für den Koran zu gewinnen? Unzweifelhaft würde man sie und ihre Entsender für verrückt erklären und die Sendboten so schleunig wie möglich über die Grenze zurückbefördern.

Was heißt das? Man will wohl die Toleranz *für sich haben*, aber man will sie nicht anderen gewähren; es ist die bekannte Geschichte von dem Bauern und dem Hunde des gnädigen Herrn: — mein Hund hat deine Kuh zerrissen? — Ja, Bauer, das ist ganz was anders!

Ist denn nun unsere gerühmte Toleranz etwas anderes als eine lächerliche Prahlerei mit einem Dinge, welches nicht existiert, einer Tugend, welche man zwar bei anderen in Anspruch nimmt, selbst aber nicht üben *will*?

Und wie nun unsere Kriege, die Heere der civilisierten Völker! Daß die Franzosen in Algier eine Höhle, in welche sich 3000 Greise, Weiber und Kinder geflüchtet hatten, ausräucherten, wie man einen Bienenkorb räuchert, bis alles tot ist, hat noch keinen zu dem Ausspruch bewogen, die Franzosen seien ein grausames Volk.

Von den Engländern unter Marlborough, von den Oesterreichern unter Prinz Eugen, von den Russen unter Suwarow erzählt man anmutige Historien, ob sie wahr sind, weiß ich nicht, aber es hat noch niemand versucht, solche Sachen von den Amerikanern oder den Negern zu erfinden.

Und wie nun erst nicht im Kriege, sondern bei Revolutionen, wo nicht das Heer unter den Befehlen eines Feldherrn, sondern das Volk unter Leitung seines Rachegefühls auftritt gegen die vermeinten oder wirklichen Beleidigungen! Und wir wollen von der Grausamkeit der wilden Völkerschaften reden? In der That, es gehört viel Selbstbewußtsein dazu, aber um so weniger Selbsterkenntnis!

Trägheit. Faulheit.

Wir sprechen von der Faulheit, von der Arbeitsscheu der uncivilisierten Völker und halten sie für die alleinigen Erben dieses Lasters.

Von den Negern in den Sklavenstaaten wollen wir nicht sprechen, diese können leicht die Faulenzerei von ihren Herren gelernt haben, welche drei Vierteile des Tages und die ganze Nacht auf dem Ruhebette zubringen! Wie sie es nur aushalten?

Aber der Neger in seinem Vaterlande, dem die Natur so viele Kokosbäume giebt, als er für sich und seine Familie braucht, dem die Banane, dem manche mehlreiche Wurzel und dem jeder Bach und jeder Busch Nah-

rung an Fischen, an großen und kleinen Säugetieren und Vögel liefert, der Neger ist wirklich faul. Warum sollte er nicht? er hat zu essen und zu trinken, er braucht nicht Lehrjunge, Geselle und Meister, er braucht auch nicht Gymnasiast, Student, Auscultator, Referendarius und Assessor zu werden, ohne etwas zu beißen und zu brechen zu haben, wenn nicht seine Eltern oder seine Gläubiger es ihm geben. Er hat auch kein Konzert und kein Theater, er hat auch keine erste und keine zweite Kammer, wegen der er sein schattiges Lager verlassen sollte.

Aber wer wollte denn von diesen Leuten so viel reden! das sind Wilde, die sind nun einmal nicht anders. Die civilisierten Europäer sind durchaus nicht faul.

Nun, das kann man nicht gerade allgemein sagen, ein sehr altes Sprichwort meint: „Wenn der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß!" — und er muß wohl, denn er arbeitet für seine Existenz, indessen er ist ja auch nur — wie du und ich, lieber Leser — ein nordischer Barbar; sieh dich unter den kultivierten Menschen im Süden von Europa um, da wird es wohl anders sein.

Die Lazzaroni versperren die Zugänge zu allen Kirchen und Palästen, weil sie im Schatten der von Säulen getragenen Hallen liegen und schlafen. Man will etwas fortgeschafft haben, man wendet sich an einen solchen zerlumpten Kerl; aber er ist höchst empört, daß man ihm einen solchen Antrag macht, er ist satt und will schlafen, was braucht er die Kupfermünzen des Fremden!

Man wendet sich an einen andern, der hat sich gestern satt gegessen; an einen dritten, der hat sich vorgestern satt gegessen, er hat keine Zeit, Geld zu verdienen. Endlich findet man jemand, der hungrig ist, der übernimmt die Arbeit und arbeitet nun allerdings in Wut und Grimm darüber, daß er überhaupt arbeiten muß, dreimal so viel als ein anderer! Dann hat er ein paar Lire verdient, kann sich zwei Tage lang mit Maccaroni anfüllen, dann zwei Tage lang mit dem faden, aber saftreichen Fleisch der Wassermelone; und wenn er diese verzehrt und verdaut hat und hungrig zu werden beginnt, dann darf man wieder fragen, ob er etwas zu verdienen geneigt sei.

Und vor seiner Hütte und in seiner Werkstatt, d. h. auf der Straße vor der Hütte, liegt der spanische Schuster und schläft. Man weckt ihn, er soll die Schuhe ausbessern. Er reibt sich die Augen, greift in die Tasche, findet, daß er noch ein paar Marawedi darin hat, und er kehrt sich um und antwortet: „Kommt die andere Woche wieder, vielleicht!"

Haben die civilisierten Nationen wirklich viel voraus vor den Wilden?

Brutalität.

Und die Brutalität vieler Menschen dieser sogenannten civilisierten Nationen ist auch nicht so ganz ohne! Man darf nur die Bestialitäten ansehen, welche in den Seestädten verübt werden, wenn die würdigen Repräsentanten dieser civilisierten Nationen von ihren Seereisen zurückkehren, wenn sie in wenig Tagen verschleudern und verprassen, was sie als Lohn oder als Beute im Laufe von Jahren erworben haben. Niedrigkeiten, Scheußlichkeiten, widrige, gemeine Äußerungen der wütendsten Begierden, die die Haut schaudern machen.

Ei, was sind das für Menschen! wird man sagen, gemeine Matrosen und die niedrigsten Wesen weiblichen Geschlechts.

Aber, edler Philanthrop, bedenke doch, was du sprichst! Giebt es denn höhere und niedere Menschen, wie es verschieden organisierte Menschen oder Tiere giebt? Man wehrt sich auf das ernstlichste gegen eine Annahme

von Verschiedenheiten unter den Menschen, man gestattet ja nur die Civilisation als einzigen Unterschied; diese entsetzlichen Menschen gehören alle der europäischen Rasse, und zwar nicht etwa den Türken und Griechen an, sondern den Engländern, Deutschen, Holländern, Franzosen und Dänen — und dennoch begehen sie Dinge, vor denen sicherlich ein Bewohner der Marquesas-Inseln zurückschrecken würde.

Wir haben bisher nur die Schattenseiten des Menschen betrachtet. Schlimm genug, daß wir zugestehen müssen, wir erschrecklich civilisierten Leute stünden nicht auf einem unmäßig höheren Standpunkte als diese sogenannten Wilden. Man ist ja gewohnt, die Civilisation als eine Lehrerin der Tugend zu betrachten, gewiß wenigstens ihr zuzuschreiben, daß sie die edleren Gefühle im Menschen nähre, daß sie ihn bessere; vielleicht ist auf Seiten des Lichtes das Übergewicht bei den erleuchteten Völkern. Aber was man über diesen Gegenstand durch die vorurteilsfreien Reisenden erfährt, ist leider auch nicht von der Art, daß wir dadurch besonders getröstet werden könnten.

Gastfreundschaft ist leider diejenige Tugend, welche bei den Europäern am allerwenigsten zur Geltung kommt. Die unglücklichen Münzen, mit denen alles bezahlt wird, scheinen die Gefühle so weit herabgestimmt zu haben, daß man nicht einmal bemerkt, wenn ein anderer Hunger hat, falls man nur selbst satt ist.

Aufopfernde Freundschaft, Redlichkeit, Treue, Selbstverleugnung, Edelmut, edelmütiges Verzeihen bei erlittenem Unrecht wird überall gerühmt als etwas sehr Ehrenwertes, wird von den Europäern, wo es sich etwa findet, hoch gepriesen. Man pflegt dasjenige, was am seltensten ist, am höchsten zu achten. Sollten die gedachten Tugenden hiervon eine Ausnahme machen, und sollten sie wirklich unter den Europäern so vorzugsweise oft vorkommen und trotz dessen so sehr in Achtung stehen? Jeder Reisende in fernen Weltteilen weiß Handlungen zu erzählen, die ihn in Entzücken, die ihn in größtes Staunen versetzt haben, indessen die sogenannten Wilden nicht viel Aufhebens davon machen.

Familienliebe.

Die Familienliebe ist ein gewaltiges, ein mächtiges Band, und wir sehen wohl überall dieselbe auf gleiche Weise sich äußern. Die Kinder hängen sämtlich zuerst an der Mutter, später hängen die Knaben vielleicht mehr am Vater; die Mutter liebt ihre Kinder mit gleicher Zärtlichkeit. Von der

Titularmutter, von der Stiefmutter erzählt man allerdings mancherlei nicht eben Löbliches, aber das gilt doch immer als Ausnahme, denn, dem Himmel sei Dank, haben nur die wenigsten Kinder Stiefmütter; bei den Wilden freilich kennt man diesen Begriff nicht, die zweite Frau wird da nicht die Stiefmutter, sondern die Mutter; aber immerhin ist es schon kein gutes Zeichen, daß der Name Stiefmutter ein böses Vorurteil mit sich führt. Im allgemeinen findet man in den Polarländern so gut wie in der Äquatorialregion und bei den civilisierten wie bei den wilden Völkerschaften gleiche Zärtlichkeit, gleiche Aufopferungsfähigkeit der Eltern für die Kinder; nur bei dem, was man von den Kindern für die Eltern verlangt, macht sich eine veränderte Stellung geltend. Ist es denn wahr, das böse, böse Sprichwort: „Ein Vater kann wohl zwölf Kinder ernähren, aber zwölf Kinder nicht einen Vater?“ Es muß wohl etwas daran sein, denn sonst hätte das Sprichwort kaum entstehen können. Bei den Wilden ist dieses Sprichwort auch nicht bekannt, da braucht man gar nicht zwölf Kinder, um einen Vater zu ernähren, der Gedanke, die Eltern Not leiden zu lassen, tritt gar nicht auf. Bei den nordamerikanischen Jägervölkern soll früher der Gebrauch geherrscht haben, daß der ergraute Vater, nicht mehr fähig, den fliehenden Hirsch durch unablässige Verfolgung so zu ermüden, daß er sich einholen und töten läßt, seinen Lieblingssohn auffordert, mit ihm in den Wald zu kommen und ein Grab zu graben. Das ist ein Todesurteil für den alten Mann, welcher fühlt, daß er im Kampfe dem Gegner nicht mehr gewachsen ist, und daß er während des Friedens seinen Haushalt nicht mehr ernähren kann.

Ob der Sohn mit Widerstreben den Tomahawk auf das Haupt des Vaters fallen läßt oder nicht, der Gebrauch ist gräßlich, und er ist auch bei allen denjenigen Völkern, von denen man behauptet, daß sie ihn früher gekannt haben, außer Gebrauch gekommen, seitdem sie sich, wenn auch nur zeitweise, ansässig gemacht und sich der Pflanzenkost bedienen gelernt haben. In keinem Falle ist er so gräßlich wie der Gebrauch der europäischen Landleute, sich von ihren Eltern das Landgut abtreten zu lassen, welches sie bisher bewirtschaftet, gegen den sogenannten Altenteil. Das heißt, Vater und Mutter ziehen sich zurück in ein Zimmer des früher von ihnen bewohnten Hauses, übergeben das Übrige dem Sohne und der Schwiegertochter und bedingen sich nur die erforderliche Nahrung aus.

O mein Himmel, mit wie vielen Flüchen und Verwünschungen wird diese dürftige, erbärmliche Nahrung — viel schlechter, wie man sie dem mißliebigsten Knecht reicht, gegeben, wie oft hört man laut und im stillen die Frage: „Werden sie nicht bald sterben? wie lange werden sie mir noch mein Eigentum schmälern?“

In der That, noch keiner von allen Reisenden hat dergleichen von den

Wilden des afrikanischen oder amerikanischen Festlandes oder der Inseln des großen Oceans erzählt, obschon da und dort durch Priester eingeführte gräßliche Sitten (Menschenopfer), überhaupt Opfer aller erstgeborenen Kinder insbesondere, die Völker selbst höchst verdorben haben könnten. Die Verwandtenliebe ist geblieben, und die Eltern bringen das schreiende Kind auf den Fidschiinseln oder auf Neu-Holland mit denselben Mitteln und unter Bezeigung der nämlichen Freundlichkeit zum Schweigen, zur Ruhe, wie bei uns; ja die Achtung vor dem Alter ist einer derjenigen Züge, welche gerade recht allgemein anerkannt werden, gelobt werden durch sämtliche Reisende, indessen bei uns nicht nur, wie das Sprichwort sagt: „das Ei klüger sein will als die Henne", sondern auch überhaupt die Achtung gegen das Alter, lediglich weil es das Alter ist, nicht besonders weitgehend sich zeigt. Der junge Wilde läßt seine Stimme niemals im Rate hören, bevor er dazu direkt aufgefordert worden ist, und selbst dann thut er es mit Rückhalt und mit äußerster Bescheidenheit. Aber wie sollten unsere Staaten regiert werden, wenn dies hier so wäre! bei uns weiß im Gegenteile die Jugend alles besser als das Alter, und von einer Achtung gegen dasselbe ist so wenig die Rede, daß es im Gegenteil ein Gegenstand des Spottes ist — ein alter Narr mit längst vermoderten Ansichten, ein alter Dummkopf, der keinen Begriff von den Fortschritten der Zeit hat ꝛc.

Bei den Grönländern, überhaupt bei den Eskimos soll es Gebrauch sein, bei Zwillingsgeburten das eine Kind zu töten, und wenn eine Mutter als Wöchnerin stirbt, das Kind mit zu begraben. Das ist gräßlich, aber was soll der Vater mit dem Säugling anfangen, er muß täglich auf den Seehundfang, er kann sich mit Wartung seines Kindes nicht beschäftigen. Was sagen wir aber dazu, daß die einst so hoch stehenden Römer und Griechen die meisten ihrer Kinder aussetzten, nicht weil sie den Ausspruch eines Orakels fürchteten, sondern weil sie nicht Neigung hatten, mehr als ein Kind, höchstens zwei Kinder zu erziehen? Wäre die Sitte allgemein gewesen, so würde man gar nicht begreifen können, wie das Land überhaupt sich bevölkern konnte; zum Glück war diese schreckliche Sitte wiederum ein Eigentum der gebildeten Klassen, dem armen Bauern oder Hirten fiel es nicht ein, sein Kind in den Wald zu den Wölfen zu tragen oder es von einem Felsen herabzustürzen.

Die Verstoßung wurde mit so ungemein wenig Ceremonie vollzogen, daß man wirklich erstaunt. Die Wehmutter legte das neugeborene Kindlein vor dem Vater auf den Boden. Hob er das Kind auf, so hieß es angenommen, ging er daran vorüber, so wurde es irgendwo hin ins freie Feld getragen und der Gnade des Zufalls überlassen, oder es wurde, noch einfacher, in den Fluß geworfen.

Man erzählt sich von den Bewohnern der Gesellschaftsinseln, daß eine Verbindung unter den Vornehmeren geherrscht habe, welche nur das Vergnügen zum Zwecke gehabt. Diese, dem vornehmen Stande Angehörigen, hatten unter sich ausgemacht, daß sie sich jeder Freude, nur nicht der Elternfreude hingeben wollten, und hatten daher gelobt, keines ihrer Kinder leben zu lassen, so lange sie Mitglieder dieser Gesellschaft wären. Man nennt dies mit Recht eine große Abscheulichkeit, und man braucht gar nicht erst einen Geistlichen oder überhaupt einen Moralisten zu fragen, ob ihm das gefalle. Ein jeder schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen und findet das gräßlich und abscheulich. Darüber spricht man allerdings nicht, daß in allen Zeitungen, und zwar täglich die Anzeige zu lesen ist: „Damen, welche ihre Niederkunft in größter Verschwiegenheit und bei guter Pflege abwarten wollen, finden unter Zusicherung der größten Diskretion ein Unterkommen in der konzessionierten Entbindungsanstalt von . . . Straße . . Nr. . . .“ O, die armen Würmchen, welche gegen die Vorausbezahlung von 150 Mark für das erste Jahr kaum den ersten Monat überleben.

In dem höchst moralischen nordamerikanischen Freistaate geht man bekanntlich noch ein wenig weiter. Man zeigt an, wo und durch wen den Folgen einer leichtsinnig eingegangenen Verbindung vorgebeugt werden könne. Sollte man auch noch eine Entschuldigung finden für ein unglückliches, getäuschtes, Entehrung befürchtendes Mädchen, so wird die Sache völlig grauenhaft, und es muß auch der allernachsichtigste Mensch schweigen mit jedem Versuch einer Entschuldigung, wenn er erfährt, daß nicht bloß verirrte, unglückliche Mädchen, sondern daß verheiratete Frauen, welche nicht in Not, sondern im Gegenteil in Glanz und Wohlstand leben, sich dieser Anstalten bedienen, lediglich aus Bequemlichkeitsrücksichten oder aus Eitelkeit — so viele Wochenbetten haben viel Unangenehmes, sie derangieren den Gang der häuslichen Geselligkeit, auch schaden sie der Schönheit, sie reiben zu früh auf — das alles sind freilich sehr triftige Gründe zu einer Mordthat, oder zu mehreren.

Bei den Wilden kommt der Mord eines Vaters, einer Mutter gar nicht vor; wie Solon in seinem berühmten Gesetzbuche eine Strafe für den Elternmord gar nicht festgesetzt hatte, nicht aus Vergeßlichkeit, sondern weil er das Verbrechen nicht für möglich hielt, so würde ein Gesetzgeber unter den Wilden auch keine Strafe auf Vater- oder Muttermord setzen, denn derselbe existiert nicht. Wie erschrecklich ist es, daß man bei uns nicht dasselbe sagen kann! der Vatermord existiert nicht nur, sondern er hatte unter der Nation, welche sich so gern als an der Spitze der Civilisation stehend nennen hört, einen so entsetzlichen Umfang gewonnen, daß kein reicher Vater ohne Sorgen war, sobald er einen erwachsenen Sohn hatte. Es waren in

allen großen Städten Frankreichs, besonders aber in Paris, Giftmischer, welche die sogenannten Successionspulver verkauften, welche geschmacklos, geruchlos, in Wein oder in Speisen gemischt, in einer sehr mäßigen Frist und unter gewissen Krankheitserscheinungen, welche den Verdacht der Vergiftung ausschlossen, den sicheren Tod herbeiführten. Spanien und Italien nahmen teil an diesen Herrlichkeiten.

Man macht den uncivilisierten Völkern gewöhnlich einen harten Vorwurf aus der bei ihnen herrschenden Polygamie, und sie hat auch etwas Zurückstoßendes, obwohl sie dem Volke Gottes erlaubt war, welches sich rühmt, seine Gesetze unmittelbar aus der Hand Jehovahs empfangen zu haben. Wir verabscheuen die Polygamie, aber wir leben bis zur Verheiratung in einem steten Taumel von einer Blume zur andern, und was sind das mitunter für Blumen, durch und durch vergiftet und ihr Gift demjenigen mitteilend, der sich ihnen naht.

Nun hat solch ein junger Mann verschiedene Male sehr bittere Erfahrungen gemacht; er wird jetzt klüger, er will sich in Acht nehmen, sich nicht mehr mit Personen abgeben, die ihm Gefahr bringen könnten; — o, er ist gescheit, solch ein vielerfahrener junger Mann, er beschäftigt sich jetzt mit jungen Frauen, oder er verführt unschuldige Mädchen, oder er tröstet junge Witwen; allerdings ein sehr christliches Vornehmen! Aber der Türke und der Häuptling auf den Südseeinseln oder der Chinese sorgt für seine vielen Frauen und Kinder, während der moralische Europäer, welcher die Polygamie höchst verwerflich findet, gar nicht sorgt, auch nicht einmal für ein unglückliches, verführtes Mädchen.

Sittlichkeit. Bildungsfähigkeit.

Wir sehen aus allem, daß der Vorteil nicht gerade auf Seite der civilisierten Nationen ist, und haben mithin gar wenig Ursache, auf unsere höhere Stelle in der Menschheit zu pochen. Desto mehr wird es der Fall sein, wenn wir auf den Geist zurückkehren, wenn wir die Denkkraft der verschiedenen Rassen in Betracht ziehen. In diesem Punkte können uns die außereuropäischen Völker gar nichts Bedeutendes gegenüberstellen; die Erfindungen, welche wir gemacht, die Künste, welche wir gepflegt, die Form der Gesittung sogar, welche wir hervorgerufen, sind so überwiegend vorgeschrittener, besser seitens der kaukasischen als jeder anderen Rasse, daß man beinahe glauben sollte, es herrsche hierüber nur eine Stimme.

Allerdings, es scheint wohl so, es handelt sich nur um die Frage, von

wem diese Stimme ausgeht, und inwiefern der Sprechende von Vorurteilen befangen war. In Vorurteilen ist nun allerdings der Engländer groß. Man liest Berichte über die Unsittlichkeit der Deutschen, welche das Herz eines braven Engländers wirklich empören. Sollte man glauben, daß unter gesitteten Menschen die Frechheit vorkommen könnte, daß ein Herr eine Dame, mit der er bekannt ist, von der er weiß, daß sie einer gleichgestellten oder vielleicht vornehmeren Gesellschaft angehört, auf öffentlicher Straße grüßt! Was soll man von einem Volke sagen, bei dem die Unverschämtheit gegen eine Dame so weit geht!

Der Engländer hat allerdings recht, so zu urteilen, wenn er in seinem Lande und wenn er von einem Engländer spricht, denn in England ist es Sitte, daß die Dame den Herrn zuerst grüßt, sie will, daß es in ihrer Wahl bleibe, den Mann zu kennen oder nicht zu kennen. Den Gruß, den der Mann der Dame zuerst macht, den Gruß, der nicht eine Erwiderung des ihrigen ist, den Gruß hält sie nicht nur für eine Beleidigung, sondern sie hält den Mann, der einen solchen Gruß wagt, für einen sittenlosen und die Handlung selbst für eine Unverschämtheit.

Aber der Engländer, der sich herausnimmt, über ein anderes Volk zu urteilen, und dessen Sitten bemängelt, sollte doch zuerst nach seinen Sitten fragen; das ist der Fehler, den er immer begeht. Er hält seine Ansicht für die allein richtige, und darum nennt er auch die Deutschen und die Franzosen für höchst ungesittet, weil er sieht, daß viele Familien in einem Hause wohnen. Jeder anständige Mensch muß ein Haus für sich besitzen oder mieten, muß es, will er nicht der Unsittlichkeit verfallen, ganz allein von unten bis oben haben. Welche Abscheulichkeit, sich von anderen auf den Köpfen herumtreten zu lassen, welche Abscheulichkeit, seinen Hausflur mit einem anderen zu teilen, wo bleibt da der Anstand, wie kann man da für die Ehre seiner Frau oder seiner Tochter ohne Sorge sein!

Wie würde sich der Deutsche dem Engländer gegenüber lächerlich machen, wenn er sagen wollte, er habe bessere Garantien für die Ehre der Seinigen, als eine abgeschlossene Wohnung darbietet, er habe die Moral der Seinigen. Der Engländer würde sagen: eine saubere Moral! die eurer Frauen und Töchter! Habe ich nicht in dieser oder jener Gesellschaft gesehen, daß Frauen und Mädchen beim Mittagstisch bis zum letzten Mann verweilen, daß sie nicht die Männer bei der Flasche allein lassen, sondern bis zum Schluß der Sitzung bleiben? Sind das moralische Frauen oder Mädchen, die an Saufgelagen teilnehmen?

Nein, lieber Engländer, daß sind sie nicht! Aber unsere Mittagsmahlzeiten sind auch keine Saufgelage wie die englischen, wenigstens arten sie nicht in solcher Weise aus, daß Frauen und Mädchen des Anstandes

wegen genötigt wären, den Speisesaal zu räumen und das Feld den Männern zu überlassen, um nicht die Unsittlichkeiten, um nicht die Exzesse, welche der Rausch hervorbringt, mit anzusehen.

Von solchen befangenen, von Vorurteilen durchdrungenen Leuten gehen größtenteils die Urteile über eine fremde Bevölkerung aus, und vor allem sind es die Missionare, die Lehrer der Liebe und Duldsamkeit, welche am unduldsamsten sind und die lieblosesten Urteile fällen. Sie selbst sind nicht gelehrt worden, die Wahrheiten ihrer Religion in einer Weise vorzutragen, welche dem Verstande jener, von ihnen selbst für beschränkten Geistes ausgegebenen Leute angemessen ist. Sie sprechen von ihrer Bildung, von ihrer durchgebildeten Fassungskraft, von ihren Gewohnheiten, ja sie nehmen es sogar übel, wenn man von ihnen verlangt, sie sollen ihren Vortrag der Fassungskraft jener armen Leute anbequemen. Man hört Äußerungen, die in Erstaunen setzen! Die Lehren der christlichen Religion sind ja so erhaben und einfach, sind so rein und klar, daß ein jeder, auch der Roheste sie erkennen und fassen muß.

Das glaubt der Verfasser auch, und er meint, wenn der Missionar mit den eigensten Worten Christi anfinge, so würde es gehen, denn „liebt Gott über alles und euren Nächsten wie euch selbst" — „thut wohl denen, die euch Böses thun" — „richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet" — „lasset die Rechte nicht wissen, was die Linke thut" — dies würden auch die sogenannten Wilden wohl begreifen, und sie würden fühlen, daß diese Lehren göttlichen Ursprungs sind. Wenn der Missionar dagegen von seinem zornigen und eifersüchtigen Gotte spricht, so findet der Wilde, daß dieser Gott nicht besser ist als seine eigenen, und wenn er ihm die zweierlei Naturen Christi und die unbefleckte Empfängnis, wenn er ihm die Lehre von der Erbsünde und davon, daß Christus dieselbe auf sich genommen und den Teufel in der Hölle selbst bekämpft habe, vorträgt, so wird er natürlich nicht verstanden werden, weil jede Spur einer Grundlage zu einem Verständnis, zu einem Begreifen fehlt.

Wenn nun solch ein Missionar von Hartnäckigkeit, von bösem Willen, von Mangel an Fassungskraft spricht — hat er nicht unrecht? wenn er ihnen jede Fähigkeit, einmal civilisiert zu werden, in Künsten und Wissenschaften Fortschritte zu machen, überhaupt ein geregeltes Leben zu führen, abspricht — hat er nicht unrecht?

Betrachtet man dagegen nicht die Urteile dieser Leute, sondern die Erzählungen, auf welche sie die Urteile stützen, und die sie lediglich machen, um die Richtigkeit ihrer Ansicht zu beweisen, so gewinnt man eine ganz andere Ansicht von diesen unglücklichen, unfähigen, von Gott vernachlässigten Menschen. Was als ein Beweis von Unsitte, von Schlechtigkeit angeführt

wird, ist in den Augen eines nicht befangenen Menschen gerade ein Beweis von Sittlichkeitsgefühl, von geistiger Befähigung und vielleicht von alledem, wovon vorher das Gegenteil bewiesen werden sollte. Und Beobachter, wie Humboldt, haben sogar gezeigt, daß viele der feineren geistigen Thätigkeiten, wie z. B. der Witz, die Fähigkeit, satirische und ironische Bemerkungen zu machen, den Wilden nicht selten in einem viel höheren Grade zukommen als denen, die ihnen diese edleren Geisteserregungen absprechen.

Bei dem Urteil über die Lernfähigkeit und über die Fortschritte, welche nicht die einzelnen Menschen, sondern die Völker auf den Gebieten der Kunst, der Industrie, der eigentlichen Gelehrsamkeit machen, darf man, wenn man sie mit den Europäern vergleicht, durchaus nicht vergessen, wieviel Jahrtausende seit dem Beginne der Bildung der Europäer verflossen sind, wie das mannigfaltigste Wissen sich nach allen Richtungen hin verbreitet hat, solchergestalt, daß namentlich dem Städter in den civilisierten Ländern die Masse der Resultate einer tausendjährigen Gelehrsamkeit auf jedem Schritt entgegenleuchtet. Das Haus und die Steine, wovon es erbaut, das Glas in seinen Fenstern und die Fähigkeit, es zu schneiden und zu befestigen, das Messing, das als Verzierung daran dient, und die Granitquadern, welche zu seinem Trottoir verwendet werden, dies alles sind Resultate unzähliger Versuche, gewaltiger Erfindungen, welche zu überschauen dem Wilden nicht gegeben ist, da noch der erste Anfangspunkt alles dessen ihm fehlt, während wir verlangen, daß er sich vertraut machen solle mit alledem, was wir als den Gipfelpunkt des errungenen Wissens erkennen. Wie kann man verlangen, daß sie fassen sollen, was elektrische Telegraphie sei, da sie noch keinen Begriff von Berührungselektricität haben, der uns selbst heute erst seit siebzig Jahren annäherungsweise bekannt ist, und von Elektromagnetismus, den wir erst seit sechszig Jahren kennen? Wie kann man von ihnen fordern, daß sie sich mit der Gasbeleuchtung vertraut machen, da sie selbst in Europa nur noch wenig bekannt ist, d. h. so, daß sie sich zu erklären wissen, in welcher Weise Körper verbrennen, in welcher Weise man sie im verschlossenen Raume zersetzen, die verbrennbaren Gase von den unverbrennbaren scheiden und die nutzbaren auffammeln und irgendwo verwenden kann? Das sind Vorgänge, die den allermeisten unserer gebildeten Leute nur sehr ungenügend bekannt sind, und wir verlangen, daß die Eingeborenen der Südseeinseln dahin führende Auseinandersetzungen begreifen sollen.

Die Behauptung, den Wilden fehle es an Bildungsfähigkeit, ist eine durchaus falsche und rührt lediglich von einer höchst einseitigen Auffassung her. Wenn ein sehr gelehrter und zugleich sehr unpraktischer Mensch mitten zwischen tausend ganz ungebildete Menschen gesetzt wird, selbst wenn sie Europäer wären, so dürfte er wohl große Not haben mit ihrer Umwand-

lung in gebildete Leute. Wenn dagegen ein einfacher Südseeinsulaner nach Europa versetzt wird, so tritt unfehlbar der Fall ein, daß er in allem, was Wissen und Kunst betrifft, einem Europäer gleich werden wird, vorausgesetzt, daß er nicht zufällig ein von der Natur vernachlässigtes Geschöpf sei. Mehrfach sind Beispiele, welche dieses bestätigen, bekannt geworden, und zwar waren es nicht immer die günstigsten Verhältnisse, unter denen das Gedachte geschah, und es waren nicht kleine Knaben, es waren Jünglinge, welche aus eigenem Antriebe das Wissen der fernen Weltteile kennen lernen wollten, und welche, zurückkehrend zu den Ihrigen nach einigen Jahren, schon in dieser kurzen Zeit so viel gelernt hatten, um als Reformatoren unter ihrem Volke auftreten zu können. Im anderen Falle wurden geraubte Knaben aus ihrer Heimat in die Familien europäischer Ansiedler verpflanzt. Man konnte zweierlei wahrnehmen, entweder sie waren verschlossen, vom Heimweh beherrscht und wurden deshalb für geistesschwach gehalten, so daß man sich allmählich daran gewöhnte, sie als stumme Hausgenossen zu betrachten, bis sich nach mehreren Jahren ergab, daß diese nunmehr zu Jünglingen erwachsenen Knaben drei Sprachen, die englische, deutsche und spanische, vollkommen erlernt hatten, nur durch Hören dessen, was um sie her gesprochen wurde, oder im zweiten Falle, sie wurden nicht vom Heimweh beherrscht, zeigten sich teilnehmend für alles, was sie umgab, und sie gewannen auf solche Weise in überraschend kurzer Zeit eine Fülle von Kenntnissen, wie sie keiner von denjenigen hatte, der gleichzeitig mit ihnen in diese Schule getreten war. Das erste Beispiel setzt noch weit mehr in Erstaunen als andere, denn es spricht nicht nur eine seltene Fähigkeit zu lernen, sondern auch einen so ernsten Willen aus, wie er wohl nur höchst selten bei europäischen Kindern gefunden werden wird. Es wäre demnach sicher etwas Thörichtes und Ungerechtes, wenn man solche Menschen als tiefer stehende ansehen und mit der gewöhnlichen Verachtung behandeln wollte, welche dem sich selbst überschätzenden Hochmut der Europäer gar so sehr eigen ist. Nur bei den Schwarzen auf Neuholland sind wiederholte Versuche unglücklich ausgefallen, so daß man wohl glauben möchte, sie gehörten nicht zu den sehr bildungsfähigen Menschen.

In dem gedachten Hochmut zeichnen sich aber die Europäer vor allen anderen Nationen rühmlichst aus. Italiener, Griechen, Spanier, von dem Ruhme ihrer Urahnen zehrend, halten sich für die einzig gebildeten Völker der Erde und halten alle anderen Völker für Barbaren und erklären dies laut und deutlich, wiewohl sie auf der Stufenleiter der civilisierten Völker so ziemlich am niedrigsten stehen. Die Franzosen haben natürlich die großartigsten Erfindungen gemacht, unter denen das Schießpulver, das Linnenpapier, die Räderuhren, die Buchdruckerkunst und die Gasbeleuchtung obenan

stehen! Die Engländer erklären alle anderen Völker für dumm und uncivilisiert, sich allein für gescheit, sich allein für industriell und sich allein für künstlerisch gebildet, sie haben vor allen Dingen die Dampfmaschinen erfunden und infolge dessen die Buchdruckerkunst gleich mit den Schnellpressen, das Linnenpapier mit den Stempel von Bath, das Pulver mit den Armstrongkanonen und die Gasbeleuchtung nebst den Gaskoch- und Heizmaschinen! Die Russen haben die Tapferkeit und die Schiffsbaukunst, haben die Geduld und die konstitutionelle Regierungsform erfunden, und sogar die Deutschen, wie dumm sie sich auch wirklich fühlen, machen doch hin und wieder Ansprüche auf einige der oben gedachten Erfindungen!

Aber was hat alles vorhergehen müssen, damit jene Erfindungen gemacht werden konnten! Große und gewaltige Nationen hatten sich erhoben bis zu einer wunderbaren Höhe in allem, was Kunst und Wissen, was Philosophie und Mathematik, die ernstesten Wissenschaften des menschlichen Lebens, betraf. Im Laufe eines einzigen Jahrhunderts war ein Apelles und ein Pamphilus als Maler, war ein Phidias, Praxiteles, ein Skopas als Bildhauer, war ein Äschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes als Theaterdichter, ein Sokrates, Plato, Aristipp und Diogenes, ein Aristoteles, ein Perikles, ein Demosthenes und ein Alexander vereinigt.

Späterhin erhob sich Rom fast zu eben solcher Höhe, und was die Staatskunst und die Kriegskunst betraf, zu einer weit bedeutenderen. Fremde Völker überströmten einen großen Teil von Europa und hatten Barbarei in ihrem Gefolge; aber auch die tapferen, geistreichen und gelehrten Araber kamen nach Europa und brachten ihre Wissenschaften mit und entwickelten im Abendlande die Blüten des Wissens, die Mathematik, die Astronomie, die Geographie und die Medizin, neben ihr hergehend die Chemie.

Die Kreuzzüge brachten die eisernen Männer nach Kleinasien, und diese brachten von dort zurück kostbare Gewebe und Waffen, edlere Früchte, als unser Boden freiwillig hergab, und in den Klöstern lebte die Gelehrsamkeit fort, allerdings nur einer Zunft angehörig, einer Kaste, später aber durch Erfindung der Buchdruckerkunst jedermann zugänglich, so daß sie auch aufhörte, zunftmäßig zu sein, wie denn ein Bürgermeister sich mit der Elektricitätslehre, ein Landmann mit der Lehre von der Wärme, ein Münzwardein (Newton) sich mit der Physik, ein hannoverscher Hautboist (Herschel) mit der Astronomie beschäftigte und sich Entdeckungen auf Entdeckungen häuften.

Wenn wir alles dieses betrachten, können wir uns durchaus nicht wundern, daß Menschen, die eine solche Vergangenheit nicht gehabt, nun auch einer Gegenwart entbehren, so glänzend, wie die unsrige ist. Haben wir doch sogar die schrecklichsten Beispiele von dem Herunterkommen der Menschheit, selbst wenn man glaubte, einen Gipfelpunkt erreicht zu haben, wie dieses

z. B. gerade mit den Griechen aus jener Epoche der Fall war, welche wir vorhin angeführt.

In der kurzen Zeit noch nicht zweier Jahrhunderte hatten die Griechen sich aus einem halb wilden Zustande bis zu dem Gipfelpunkte der Kultur emporgeschwungen, welcher Männer erzeugte, wie die oben genannten. Sie brachten ein so wunderbar ideales Wirken hervor, daß ein jeder, der die Geschichte jener Zeit studiert, entzückt, erstaunt ist über die Erhabenheit der Kunst, des politischen und philosophischen Wissens, der Macht, die von einem unübertroffenen Patriotismus unterstützt wird, der weisen Gesetze, welche von den Erfindern mit ihrem Leben besiegelt worden, von der moralischen und religiösen Größe, welche die einfachsten Männer dem erstaunten Geschichtsforscher zeigen — wahrlich, Griechenland stand so groß da, daß es ein Xerxes der Mühe wert fand, dagegen zu Felde zu ziehen, und daß es einen Xerxes nicht zu fürchten brauchte, und daß ein Alexander es wagen konnte, nach demselben Lande zu gehen, aus welchem Xerxes gekommen, und daß er das ganze Reich eroberte, unter seine Feldherren verteilte und zur Eroberung von Indien auszog.

Und was ward nach dem Tode Alexanders aus diesem gewaltigen, weltbeherrschenden Reiche? Die Feldherren, die Heerführer Alexanders waren Fürsten geworden, sie teilten sich in den Raub; nur einer dieser Heerführer, Antipater, war glücklich genug, seinem Sohne das ursprüngliche Reich des Heldenfürsten zu hinterlassen. Aber dieser Sohn, Kassander, läßt die Mutter Alexanders, Olympias, läßt Roxane, die Gattin des Eroberers, und deren Sohn, den jungen Alexander, ermorden, und um seinen durch diese Schandthaten errungenen Thron zu behaupten, zwingt er die Schwester Alexanders des Großen, Thessalonike, ihm die Hand zu reichen, ihn zum Gatten zu nehmen. Der Tod Alexanders hatte die Welt erzittern gemacht; kein Gesetz hatte Macht genug, die verlorene Ruhe wieder herzustellen und das Recht zu befestigen, und das Grundgesetz, welches allein die Menschlichkeit bedingt, das Völkerrecht, existierte nicht, oder es wurde als nichts geachtet.

Griechenland, unbesiegbar unter einem Herrscher, zerfällt wieder in eine unendliche Menge von kleinen Republiken, die einander anfeinden und bald die Beute fremder Völker werden. Mächtige, tapfere oder reiche Leute stellen sich bald hier, bald da an die Spitze einzelner Völkerschaften, bedrücken die einen, halten sie nieder, und so kommt es, daß die Griechen die Lateiner zu Hülfe rufen gegen ihre eigenen Landsleute, von denen sie unbarmherzig geknechtet werden. Die Athener waren es, die die Römer um Schutz gegen Philipp, den Beherrscher von Macedonien, baten, und Rom faßt festen Fuß in den glücklicheren Gegenden Griechenlands, aus denen es die Scharen Philipps zurück nach Macedonien vertreibt, wo sie ihre Wunden heilen

mögen, wegen deren Größe und Schwere sie geflohen, und den Republiken wurden scheinbar ihre früheren Gesetze und ihre alte Freiheit wiedergegeben, so daß sie sich in einem Freudentaumel den ausgelassensten Ergüssen ihrer Dankbarkeit überließen. Noch war Macedonien selbst nicht unterworfen, der Nachfolger Philipps III., Perseus, besetzte die natürlichen Zugänge zu seinem Reiche und wurde, auf solche Weise sich den Rückzug sichernd, nach Griechenland hinabgezogen sein, wenn die Römer ihm die Zeit dazu gelassen hätten; statt anzugreifen, wird Perseus angegriffen, und Macedonien wird erobert, und die Kunstschätze Griechenlands, welches man nun bereits als eroberte Provinz betrachtet, werden nach Italien gebracht. Die besiegten Griechen werden die Diener der Sieger; ihre Philosophen, ihre Ärzte werden nach Rom gezogen, die Kunst und das Wissen wandert aus; in dem unterjochten Griechenland läßt man nicht mehr Tempel bauen, und man schmückt sie auch nicht mit Götterstatuen; die Tempel werden geplündert, und ihre herrlichsten Bildwerke wandern in den Besitz der Konsuln und Senatoren; Griechenland sinkt immer mehr, wird immer ohnmächtiger, nur in der alten Unruhe bleibt es sich selbst gleich, bleibt es immer groß, und für jede neue wird es von neuem gestraft; seine besten Bürger werden in die Gefangenschaft geführt, werden Sklaven in Rom. Die Schauspieler und die Possenreißer, die Vorleser und die Ärzte, die Barbiere und die Köche, alle sind Griechen, die Römer sind Soldaten.

Von Osten her hatten sich mächtige Völkerschaften über das mittlere und westliche Europa ergossen. Von Kelten waren fast alle Gegenden zwischen dem baltischen und dem mittelländischen Meere eingenommen. Diese Leute hatten viele Ähnlichkeit mit den Indiern, sie waren gleich diesen in Kasten geteilt, hatten wie diese ihre Ackerbauer, ihre Krieger und Priester, die man Druiden nannte. Sie wohnten im äußersten Westen, in dem Lande, welches man Gallien hieß, ihnen nach waren andere Stämme der Skythen gerückt, welche sich über die ungeheuren Wälder nach Germanien verbreiteten und sogar ihren Vorgängern einen Teil des von ihnen besetzten Landes, das nördliche Gallien, entrissen und bis England und Schottland drangen. Die Teutonen und Cimbrer im Süden des baltischen Meeres, die Goten und Normannen in Skandinavien gehören dazu, auch die Pikten und Kaledonier in Schottland, und die Belgier südlich von Großbritannien sind nur besondere Stämme dieser mächtigen wandernden Völker.

Durch diese wurde das nämliche Rom, welches Griechenland erschüttert, Kleinasien erobert, Ägypten und Nordafrika beherrscht, Spanien zu einer Provinz gemacht, mehrfach angegriffen. Von da, wo Brennus lange vor den Kriegen mit Griechenland die Stadt eroberte und das Kapitol bedrohte, bis dahin, wo Attila welterschütternd in Italien eindrang, hatte das mächtige

Reich mehrfach tiefe Wunden erhalten. Odoaker, ein Heruler, in Rom erzogen und Beherrscher im römischen Heere, warf sich zum Feldherrn und dann zum Beherrscher in Italien auf, die übrigen Provinzen des ungeheuren Reichs demjenigen überlassend, der Neigung hatte, sie zu erobern, was denn auch Theodorich d. Gr., der König der Ostgoten, in den Jahren 488, 489 und 490 nach Chr. Geb. that, indem er zugleich ganz Italien mit eroberte und Odoaker seines Reiches entsetzte und damit dem ganzen gewaltigen Reiche, soweit es ein römisches war, ein Ende machend; denn die Goten waren

es jetzt und nicht mehr die Römer, welche Italien inne hatten und die Kultur, welche ehemals das Reich verherrlicht, zu Grunde richteten, so daß jene mittelalterliche Barbarei allmählich Platz greifen konnte, welche sprichwörtlich geworden ist.

Wir haben die traurigsten Beispiele einer völlig untergegangenen Kultur sehr wiederholt in der Geschichte. Assyrien zeigt uns noch früher als Rom und Griechenland ein Beispiel; noch jetzt nach drittehalbtausend Jahren findet man unter dem Schutte seiner Mauern Denkmale von außerordentlicher Pracht, von einer Ausdehnung, welche in Erstaunen setzen (s. vorstehende Zeichnung). Aber ausgeartete und schwache Regenten und Wollüstlinge, wie

Sardanapal und Arsakes, sahen es zerfallen, zuerst in zwei Teile, dann in drei Teile: Assyrien, Babylonien und Medien, bis Kyros, der persische König, eines dieser Reiche nach dem anderen eroberte und als Provinzen dem seinigen beifügte.

Wir hätten ebenso das Reich der Perser selbst anführen können, welches durch die Griechen, wir hätten Ägypten anführen können, welches durch die Römer fiel, und auch Karthago hatte dasselbe Schicksal. Überall war durch Industrie und Handel, durch weise, fördernde Gesetze, durch einen fortschreitenden Ackerbau ungewöhnliche Kraft und Macht entwickelt, überall hatte sich Kunst und Wissen in eigener Weise gestaltet, und die Länder waren groß geworden, und man wies von allen Seiten auf ihre Größe hin, und dennoch verschwanden sie so vollständig, daß man Jahrhunderte langen Forschens bedurfte, um nur die Ruinen ihrer Hauptstädte, Karthago, Babylon, Ninive, aufzufinden. Diese Ruinen zeugen (die Zeichnung giebt assyrische Sphinxe am Eingange eines Tempels), sowie die ägyptischen, von einer physischen Kraft des Volkes, welche wahrhaftes Erstaunen erregt, indessen die griechischen Tempeltrümmer weniger ihrer Größe als ihrer Schönheit wegen unsere Bewunderung in Anspruch nehmen. Aber weder diese wirkliche Kunst oder Wissenschaft, philosophische Größe, noch die physische Macht der einen oder der anderen konnte sie vor dem Untergange schützen.

Und bis wie weit sind nicht nur sie, sondern ihre Besieger und Beherrscher gesunken; welch eine erbärmliche Stellung ist diejenige, die das italienische Volk gegenwärtig einnimmt; welch eine noch viel traurigere ist die Stellung der Griechen, die zwar, soweit sie sich zu den Gebildeten zählen, noch immer von dem Ruhme ihrer Ahnen leben und uns, wie vor zweitausend Jahren, für Barbaren halten, welche aber wieder als Mitglieder der unteren Klassen in eine so furchtbare Unwissenheit versunken sind, daß ihnen nicht einmal eine Erinnerung an die Namen der großen Männer ihres Volkes geblieben ist!

Wir sehen aus alledieſem deutlich hervorgehen, daß es eine große Ungerechtigkeit wäre, wenn man das eine oder das andere Volk einer geistigen Beschränktheit beschuldigen wollte, lediglich deshalb, weil dieses Volk nicht auf unserem Standpunkte steht; aber dieser Fehler selbst scheint in der menschlichen Natur zu stecken, wenigstens ist er sehr alt, denn so wie wir die Neger oder die Amerikaner für untergeordnete Menschen halten oder sie dafür erklären, so hielten uns die Römer und die Griechen gleichfalls ihnen untergeordnet, und es fehlt leider den Europäern unter sich selbst nicht an dem überflüssigen Hochmut. Welcher Engländer, welcher Franzose glaubt nicht, daß er höher stehe als wir armen Deutschen; nur wir selbst fangen erst an, uns bis zu solchem Standpunkte zu erheben.

Ursachen der verschiedenen geistigen Begabung.

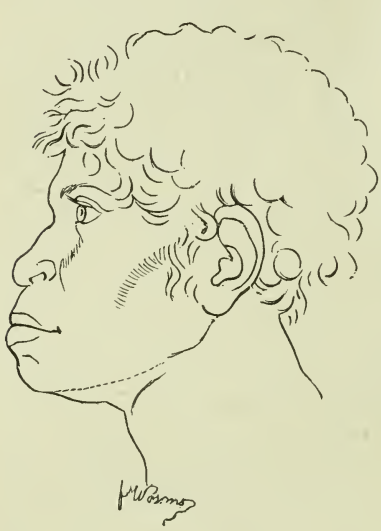
Man hat viel nach den Gründen geforscht, welche die vorausgesetzten Unterschiede zwischen den Rassen erklären möchten. Man hat sich deshalb auch an die Anatomen und Physiologen gewandt. Da soll sich denn ergeben haben, daß die einzelnen Völker, deren verschiedene Begabung so klar darliegt (eine Voraussetzung, aber keine Thatsache), eine sehr verschiedene Schädelgestaltung haben, welche anzeigt, daß die Gehirnmenge eine durchaus nicht gleiche, sondern bei den bevorzugten Rassen eine größere sei.

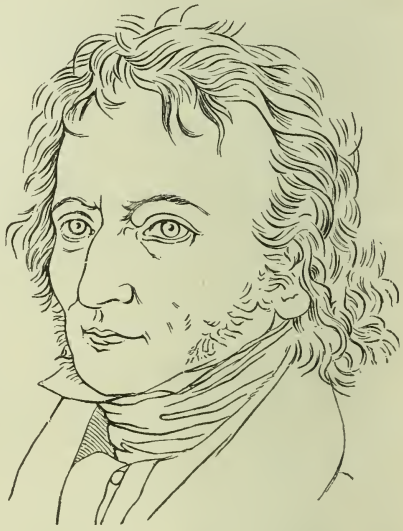
Ein allgemeiner Maßstab ist da gar nicht anzulegen, wir sehen (s. die Zeichnungen S. 508 und 510) drei Profile, eines Negers, des Italieners Paganini (des berühmten Violinvirtuosen) und des griechischen Generals und Staatsmannes Mauro Michali. Wer möchte sagen, welcher seines Schädels wegen der Begabtere sei? — — Wir sehen, daß ein und dasselbe Volk im Laufe der Jahrhunderte höchst verschiedene Kulturstufen durchschritten habe, daß es von den erreichten Höhen und Gipfelpunkten herabsteigen mußte. Man möchte wohl fragen: haben die jetzigen Italiener oder Griechen weniger Gehirn in ihren Köpfen als jene unter Alexander und Cäsar? Welcher vernünftige Mensch würde wagen, diese Frage mit Ja zu beantworten? Ebenso gut müßte man dann auch sagen: die nämlichen Griechen hatten zur Zeit der Eroberung von Troja ebenso gut weniger Gehirn als die jetzigen, zweitausend und einige hundert Jahre nach ihrem glücklichen Zeitalter. Dies wäre eine durchaus thörichte Annahme. Es sind uns die Ursachen, welche das Steigen der Kultur befördern, so wenig bekannt als die Ursachen, welche andere Völker an einer ähnlichen Erhebung hindern. Wir haben noch immer keinen Reisenden, der vorurteilsfrei genug wäre, seiner selbst, seiner Volkstümlichkeit und seiner anererbten Vorurteile zu vergessen, den Menschen und nicht den Wilden zu beurteilen. Wir haben überhaupt nur ganz fragmentarische Berichte, welche uns gar kein vollständiges Bild von irgend einem Volke geben; ein Zusammenhang läßt sich in der Regel überhaupt nicht herstellen, und die Art zu denken und zu fühlen, welche den fremden Völkern angehört, wird so wenig mit dem, was man über sie berichtet, in Zusammenhang gebracht, als im Gegenteil die Art zu denken, welche dem Berichterstatter und seinem Volke eigen ist, dabei vorwaltet, wie denn unzweifelhaft der Engländer alle anderen Völker schon deshalb verdammen wird, weil sie Sonntags abends ein Konzert oder ein Schauspiel besuchen oder auch nur eine Abendgesellschaft überhaupt.

Gewöhnlich werden uns interessante Züge aus dem Charakter, aus dem Leben der Völker nur als Kuriosität erzählt oder als Beweise von Albern-

heit, von Unverstand; es kommt auch wohl die tugendhafte Entrüstung dazu, welche den Zeloten, er möge ein Puritaner oder ein Bekenner des Evangeliums oder der katholischen Konfession sein, zur Verurteilung jener Menschen bewegt, welche doch nach ihrer Art und Weise zu denken nichts Unmoralisches, sondern im Gegenteil etwas höchst Moralisches gethan haben.

Die geistige Begabung betreffend, so begnügte man sich damit, den Naturforscher anzuhören, welcher erklärte, der Bau eines Negerschädels sei dem Bau eines Affenschädels ähnlicher, als es der europäische Schädel sei, und daher müsse der Neger auch innerlich mehr Ähnlichkeit mit dem Affen haben als der Kaukasier, d. h. er müsse weniger Verstand und gar keine Vernunft haben.





Es ist dieses ein ganz übereilter Schluß, denn schon Prichard und Engel haben sehr richtig bemerkt, daß die äußere Schädelform noch gar nicht berechtige, auf die Menge des Gehirns, das darin steckt, zu schließen; es kann sehr wohl ein Kopf die Vermutung erwecken, er habe nicht den nötigen Raum zur Bewahrung der ihm zukommenden Gehirnmasse, und der Raum kann doch da sein, wenn nur zu einer schmalen und niedrigen Stirn ein breiter und hoher Hinterkopf kommt, oder umgekehrt, kurz, wenn die scheinbare Verkümmerung der einen Partie des Kopfes nur durch eine genügende Erweiterung einer anderen Partie kompensiert wird. Physiologen haben sich bis jetzt mit diesem Gegenstande noch nicht eingehend genug beschäftigt. Waitz hat zuerst die Unvollkommenheit des hierin Geschehenen dargethan. Er sagt: „Wenn man selbst die Thatsache anerkennt, daß die

indogermanischen und semitischen Völker die eigentlichen Träger der Civilisation waren und noch sind, daß die Semiten die drei eigentlichen theistischen Religionen geschaffen haben, und daß sie in Rücksicht auf ihre Gehirnentwickelung vor allen anderen Völkerstämmen bevorzugt sind, so gewinnt damit der Satz, daß die Gestaltung der Kapazität des Schädels als Maß der geistigen Fähigkeit zu betrachten sei, noch keine Wahrscheinlichkeit, viel weniger wirkliche Wahrhaftigkeit."

Vorläufig erhalten wir aus der Größe und Form des Schädels also keinen Aufschluß über etwaige Stufen des menschlichen Denkvermögens. Und ähnlich steht es mit dem edelsten unserer Organe, dem Gehirn. Es schwankt in seinem Gewicht von 2, 3 bis über 4 Pfd. „Wer möchte wagen, aus der Masse des Gehirns auf das Wesen und die Kraft eines menschlichen oder nur eines tierischen Geschöpfes zu schließen?" Am meisten neigt sich die neuere Physiologie noch der Ansicht zu, daß der Windungsreichtum des Gehirns eine Bürgschaft für den höheren Rang des Menschen biete, und daß ein ungestörtes menschliches Denkvermögen nur dort vorhanden sei, wo das Hirngewicht eine untere Grenze nicht überschreitet. Die letztere ist teils nach Menschenrassen, teils nach Geschlechtern verschieden. Nach Quatrefages kann die Gehirnmasse bis auf 907 gr fallen, ohne daß gänzlicher Verfall der Geisteskräfte eintritt. (Vergl. oben.)

Werden die Gehirne verschiedener Rassen untereinander verglichen, so läßt sich allerdings ein Unterschied erkennen. Nach Barnard Davis beträgt die Geräumigkeit des Hirnschädels:

bei	Europäern	1835 ccm
„	Amerikanern	1774 „
„	Asiaten	1768 „
„	Afrikanern	1718 „
„	Australiern	1628 „

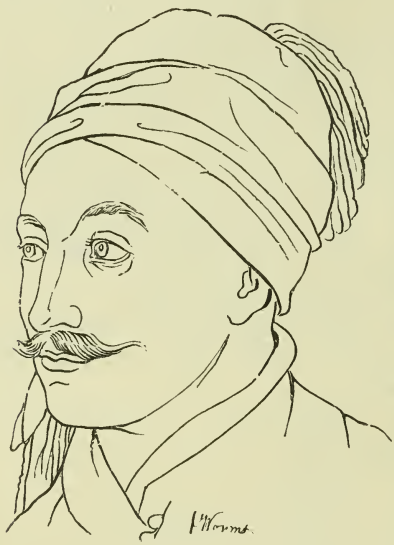
woraus ein Unterschied zu Gunsten der Kulturnationen allerdings erkenntlich. Dieser würde die Möglichkeit eines Schlusses dahin, die Geräumigkeit des Schädels stehe mit einer verzögerten geistigen Entwickelung im Zusammenhange, allerdings gestatten. Am wenigsten ist jedenfalls die Form des Schädels von Einfluß, und überdies spielen eine große Zahl anderer Momente mit.

Man hält die griechische Schädelbildung für die vollendetste, ihr sehr nahe steht die römische; aber Römer und Griechen gingen trotz ihres vielen Gehirns und ihrer Geistesbildung vor den Germanen unter.

Die Griechen haben sich einmal durch hohe geistige Kultur ausgezeichnet, das wird niemand in Abrede stellen, und das kommt auch natürlich von der Gehirnmenge, die ihren großen Schädeln inne wohnt, her. Die Griechen

selbst hatten übrigens keineswegs große Köpfe, auch gehört die Kleinheit des Kopfes zu den Schönheiten des menschlichen Körpers; aber diesen edlen Formen entsprechen die Georgier im Kaukasus vollkommen; was mag nun wohl der Grund sein, daß die schönen Georgier mit der griechischen Schädelbildung sich niemals ausgezeichnet haben?

Die Türken und die Ungarn gehören zu der asiatischen Hauptrasse, und trotz ihrer weniger idealen Schädelbildung haben sie doch die Kaukasier weithin besiegt, waren sie lange Zeit der Schrecken der Germanen und haben sie sich von diesen oder überhaupt von Kaukasiern, Armeniern u. s. w. dauernde Wohnsitze erkämpft.



Bei einzelnen Menschen so gut als bei ganzen Völkern ist die Kultur immer etwas Sekundäres. Von niemandem kann man sagen: er hat einen großen Kopf, er wird *mithin* ein großer Mann werden; von keinem Volke kann man behaupten, weil es so und so gestaltet sei, habe es zu dieser oder jener Bildungsstufe keine Befähigung. Überall muß der Mensch oder das Volk aus dem Naturzustande herausgebildet werden, welcher höchst wahrscheinlich bei allen Völkern ziemlich gleich gewesen ist. Man thut sehr unrecht, demselben Verwilderung und *Versunkenheit* als notwendig begleitende Kennzeichen mitzugeben; Rohheit ja, diese setzt *Mangel* an Bildung voraus, Verwilderung dagegen setzt ein Herabsteigen von einer bereits erlangten höheren Stufe voraus. Alle Bezeichnungen, die hierauf Beziehung haben, gehen davon aus, daß derjenige, der die Bezeichnung macht, die sogenannten Wilden mit sich und mit dem Kulturzustande der eigenen Nation vergleicht.

Eine ebenso gewagte Behauptung ist die, daß bei der kaukasischen Rasse die Organe des Gehirns besser, kräftiger entwickelt wären als bei den anderen. Es führt uns dieses auf die, wenn auch interessante, gegenwärtig allerdings völlig abgethane Schädellehre, welche am Anfange dieses Jahrhunderts durch einen schwäbischen Arzt aus dem kleinen Städtchen Tiefenbronn aufgestellt und mit mehreren anderen, besonders von *Spurzheim*, weiter ausgebildet und verbreitet wurde. Der Gedanke, daß die Gehirnmasse die Grundlage aller Seelenthätigkeiten sei, war durchaus nicht neu;

obwohl man den Sitz der Seele nicht nachweisen konnte, glaubte doch jeder, der über diesen Gegenstand nachzudenken geneigt war, daß im Gehirn dieser Sitz sein müsse, selbst wenn er nicht zu finden wäre, selbst wenn man nicht sagen könne, hier in diesem Loch, in dieser Erhöhung und Vertiefung liege die Seele eingebettet. Was Gall besonders aufstellte, war die Behauptung: das Gehirn sei der Sitz aller Geistes- und Seelenthätigkeiten, es sei aber unmöglich, daß sie alle überall wären, verbreitet im ganzen Gehirn; jeder Teil des Gehirns müsse eine besondere Funktion haben. Die so mit Funktionen begabten Teile des Gehirns nannte er nun eben die Organe, nicht in dem Sinne des griechischen Wortes Organon, welches Glied oder Teil bedeutet, sondern in dem Sinne, in dem es uns jetzt geläufig ist; es war ihm die Basis, es war ihm gewissermaßen der Aufenthaltsort und die Ursache der Thätigkeit.

Er sagt: die moralischen — die intellektuellen — Thätigkeiten und Fähigkeiten sind dem Menschen angeboren, er hat dieselben somit auf die Welt gebracht, wie die Tiere ihre Triebe und Instinkte. Gedächtnis, Wille, Verstand betrachtet er als allgemeine Qualitäten, die einem jeden eigen sind, nur in ihrer Gradation verschieden. Durch ihre Wechselwirkung können sie ausgebildet, entwickelt, aber nicht geschaffen werden, sie sind in ihrer Vollständigkeit bei einem jeden Menschen vorhanden und unterscheiden sich bei einem jeden Menschen nur durch das Mehr oder Minder.

Je nach der eigentümlichen Richtung oder Ausbildung jedes einzelnen Menschen vermag die Thätigkeit größer oder geringer zu sein. Ein Übermaß der Entwicklung macht sie mehr als zweckmäßig wachsen, ein zu geringer Bildungstrieb läßt sie zurückbleiben, und da das Wie und Wann der mehr oder minderen Ausbildung sich nicht vorhersagen läßt, so kann auch niemand von seinem Kinde sagen, dasselbe wird einst dies oder jenes in ausgezeichnetem Grade sein.

Über alle die geistigen Thätigkeiten entscheidet die Bildung des übrigen Körpers durchaus nicht; ein Buckliger kann geistreicher sein als ein Wohlgewachsener, ein Kleiner kann viel mehr Hoheit, Erhabenheit der Empfindungen besitzen als ein Großer; nur das Gehirn ist entscheidend, es ist die Summe aller einzelnen Organe, welche sämtlich doppelt sind und symmetrisch auf beiden Seiten des Gehirns inwendig verteilt sind, auf beiden Seiten des Schädels aber sich durch mehr oder minder bedeutende Hervorragungen von außen kenntlich zeigen, so daß man also nach Galls Ansichten durch Betasten des Schädels die stärkere oder geringere Ausbildung der Organe dieser Seelenthätigkeiten soll unterscheiden können.

Wegen dieser vielfältigen Teile des Gehirns wird die völlige Unermüdlichkeit des Gehirns erklärlich. Dasselbe ist in ununterbrochener, nie

endender Thätigkeit, niemals aber ist das ganze Gehirn in Anspruch genommen, sondern immer nur einzelne Teile desselben, indessen die übrigen in Ruhe sind und sich gewissermaßen erholen von ihrer vorherigen Thätigkeit; dabei braucht man nicht zu glauben, daß nur ein einzelnes Organ seine Kraft und Wirkung äußere, es sind die miteinander verwandten, welche dieses thun.

Da die Fähigkeiten der Menschen sehr ungleich sind, so setzt dieses nach Galls Annahme eine Ungleichheit der Form des Gehirns voraus, und da die Erhöhungen des Gehirns, wie weich sie sind, doch die Form des

Schädels bedingen, so setzt dieses wieder eine äußerliche Erscheinung voraus, von welcher man auf die Ausbildung der inneren Teile schließen kann.

Die beigegebene Zeichnung soll die Stellen angeben, wo die einzelnen Organe sind, und soll durch kleine Bildchen dieselben deutlich machen.

Zunächst dem Rückenmark und dem verlängerten Gehirn, dem wichtigsten Organ für die Lebenserhaltung, liegen diejenigen Thätigkeiten, welche dem Leben selbst und dessen Übertragung auf kommende Generationen in nächster Beziehung stehen. Tief im Nacken des Kopfes liegt daher das Organ der Geschlechtsliebe, welche mit 1 bezeichnet ist; darüber sehen wir

unter A einen Geistlichen, welcher ein junges Paar einsegnet, das ist der Sitz der Gattenliebe, welche sich wesentlich von der Geschlechtsliebe im allgemeinen unterscheidet. Daneben am Hinterkopfe sieht man eine Mutter mit vielen Kindern, das ist der Sitz der Kinderliebe. Über A sieht man ein paar Mädchen, welche die Geschwisterliebe andeuten sollen, dahinter unter Nr. 4 befindet sich die Heimatsliebe. Vor A und der Zahl 3 liegt das Organ der Streitsucht, der Kampflust, und hinter dem und über dem Ohr ist der Mordsinn zu finden; vor dem Ohre aber, mit 8 bezeichnet, der Geselligkeitstrieb. Bei 9 erblicken wir den Geiz. Über dem Mordsinn sehen wir, mit 10 bezeichnet, eine lauernde Katze, sie giebt uns das Organ der Schlauheit, der List, der Falschheit an. Darüber sehen wir in Nr. 11 einen diebischen Raubvogel auf das Nest einer Henne herabstoßen, das ist der Diebssinn, der Aneignungssinn. Unter 13 nehmen wir den Höhensinn oder die Hoffahrt wahr, welchen Gall nur bei hochmütigen Narren und bei den Gemsen gefunden hat. 5 deutet uns Kunstsinn und Emsigkeit an.

Sehr abgesondert von diesen am Hinterhaupte und an der Basis derselben liegenden Organen ist noch das mit 19 bezeichnete, Tieren und Menschen gemeinschaftliche Organ der Gutmütigkeit am obersten Teile des Stirnbeins, daneben unter 18 Respekt und Furcht vor dem Mächtigeren, Höheren und unter 14 Eigensinn.

Nun kommen die Gefühle, welche dem Menschen allein eigen sind. Unter B ziemlich in der Mitte der Zeichnung der Sinn für Hoheit, daneben bei 21 der Idealitätssinn, bei 20, unmittelbar darunter, der Sinn für Mechanik. 12 läßt uns die Höflichkeit wahrnehmen, 15 die Gewissenhaftigkeit, 16 die Hoffnung, 17 die Gläubigkeit, 22 den Nachahmungssinn, 23 die Neigung zum Scherz, zum Frohsinn. 24 ganz vorn, unmittelbar über der Nase, zeigt uns den Beobachtungssinn. 25 an den vorderen Augenwinkeln ist der Formsinn, 26 der Vergleichs- oder Maßsinn, besonders soweit er auf Schätzung durch das Auge beruht, also Augenmaß. 27 über dem Auge soll uns den Sinn für equilibristische, für Turnerkünste zeigen. 28 giebt uns den Farbensinn, 29 den Ordnungssinn. 30, nur mit einer Zahl, nicht mit einem Bilde bezeichnet, soll die Stelle des Zahlensinnes sein. Unter der Reihe der hier angegebenen Organe liegt noch eins mit 35 bezeichnet, gerade auf dem Weißen des Auges. Dahinter, also hinter der Nasenwurzel, soll der Sprachsinn liegen. Über eben dieser gedachten Reihe von Organen liegt zunächst der Stirne Nr. 32, mit einem Buch bezeichnet, der Erinnerungssinn, und bei 31, damit zusammenhängend, der Ortssinn. Bei 33 der Sinn für Zeitmaß und daneben der verwandte Tonsinn unter 34. Darüber sehen wir bei 36 den Ursachensinn und bei 37 den Untersuchungs-, Vergleichungssinn. Hierüber wieder unter C den Sinn

für Untersuchung der Menschennatur und in D die Gefallsucht, die Anmut, den Wunsch, schön gefunden zu werden.

Das hier Gegebene hat — wie gesagt — nur mehr historisches Interesse. Zwar hat die neuere Physiologie wahrscheinlich gemacht, daß bestimmte Teile des Gehirns zu bestimmten psychischen Funktionen in Beziehung stehen, aber ebenso hat sie auch gezeigt, daß eine Stellvertretung einzelner Partien der Hirnrinde durch andere eintreten kann, daher von einer Lokalisierung der Funktionen in Galls Sinne keine Rede sein kann. „Wie für den lebenden Muskel die Erregung seines Nerven vom Centralorgan aus, so ist für den Hirnteil der Zusammenhang mit anderen Centralteilen und peripherischen Nervengebilden erforderlich, um die Funktion zustande zu bringen. Je verwickelter die Leistungen, um so verwickeltere Zusammenhänge werden vorauszusetzen sein." (W. Wundt.)

Betrachten wir alle diese einzelnen Geistes- und Seelenthätigkeiten, und vergleichen wir, was davon auf die Naturmenschen und auf die civilisierten Menschen oder allenfalls auch, was davon auf die sogenannten untergeordneten Rassen und was auf die kaukasische Rasse kommt, so würden wir wahrscheinlich in große Verlegenheit geraten, wenn wir ernsthafte Nachweise darüber geben sollten. Ganz abgesehen, daß die Zeit über die ganze Hypothese von den Sinnesorganen (nach Galls Auffassung) den Stab gebrochen hat und sich vielleicht am äußeren Schädel des Äthiopiers oder Mongolen nicht alles das zeigt, was an dem Schädel eines geistig bevorzugten Europäers gefunden werden könnte, so ist doch ganz entschieden nachgewiesen, daß alle jene oben genannten Thätigkeiten selbst bei den Völkern gefunden werden, die auf der niedrigsten Kulturstufe stehen, selbstverständlich in sehr verschiedenen Abstufungen; aber etwas anderes kann man auch von keinem europäischen Schädel sagen. Die eingebildeten, äußerst sichtbar sein sollenden Organe sowohl, als die damit zusammenhängen sollenden Seelenthätigkeiten werden auch hier in den allerverschiedensten Abstufungen gefunden.

Muß man zugeben, daß der geistige Urzustand aller Rassen und aller Völker ziemlich derselbe gewesen ist, und sieht man dennoch die höchst verschiedenen Kulturstufen, auf denen diese Völker stehen, so hüte man sich wohl, das Besserbefinden, die erreichte höhere Stufe glücklichen Anlagen zuzuschreiben. In diesem Falle nämlich kommt man immer wieder auf den Anfangspunkt zurück. Die verschiedenen Kulturstufen erklären sich viel einfacher durch die zufällige, glücklichere Lage des einen Volkes oder des anderen, durch eine glücklichere Natur, eine leichtere oder schwierigere Befriedigung der unabweisbaren Bedürfnisse, durch dadurch hervorgebrachte Entwickelung einzelner Geistesfähigkeiten, und wir werden dann ohne alle Schwierigkeiten zu dem Gesuchten gelangen.

Welches ist der Naturzustand des Menschen?

Wollen wir zu irgend einem Resultat in Bezug auf den ursprünglichen, auf den Naturzustand des Menschen gelangen, so könnten wir vielleicht zweierlei Wege verfolgen. Wir könnten uns vorstellen, daß irgend ein Kind vielleicht zufällig oder absichtlich vernachlässigt, wild erwachsen, aller Kultur bar und ledig, uns einigen Aufschluß gäbe, und wer von uns hätte nicht schon von Waldmenschen, von verwilderten unglücklichen Kindern gehört, die, unter die Tiere des Waldes geraten, mit diesen aufgewachsen sind? Da hätten wir ja den Menschen im Naturzustand. Oder wir könnten herabsteigen zu denjenigen Völkern, welche nach unseren Vorstellungen auf der tiefsten Stufe menschlicher Bildung stehen, zu den Buschmännern oder San, die — wie O. Peschel hervorhebt — „durch ihr tierisches Äußere wohl jeden von dem guten Wahn geheilt haben würden, daß alle Menschen das Ebenbild eines erhabenen Wesens vertreten sollen."

Betreten wir zunächst den ersten Weg. In einer waldigen Gegend der Grafschaft Hameln wurde im Jahre 1724 ein wildes Kind gefunden, das man ungefähr auf 13 Jahre schätzte. Der Körper war mit vielen Narben von Rissen und leichten Schnittwunden bedeckt, was möglicherweise auf Kämpfe mit wilden Tieren gedeutet werden konnte; das Gesicht war sehr häßlich, die Nase platt gedrückt, der Mund ungeheuer groß, das Aussehen abschreckend und wild. Die Zunge war sehr breit und beweglich, die Töne, die das Kind von sich gab, waren durchaus unartikuliert, waren Gebrüll und Geschrei, welche in Entsetzen bringen konnten. Der kleine Wilde wurde auf Kosten des Königs von England erhalten, erzogen und unterrichtet, aber alle Mühe war vergeblich. Nach Verlauf von zweien Jahren war das Kind noch nicht so weit gebracht, die allernotwendigsten Gegenstände bezeichnen, sich etwas fordern zu können. Ursprünglich wollte das Kind nichts anderes als rohes Fleisch genießen, allmählich erst gewöhnte es sich an gekochte Speisen, war aber so gefräßig, daß seine täglichen Rationen für zehn Menschen ausgereicht haben würden. Fernere Nachrichten sind nicht vorhanden.

Im Jahre 1717 wurde in der holländischen Provinz Ober-Yssel in einem ausgedehnten Walde ein Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren gefangen, welches gleichfalls ohne Sprache war, nur durchdringend schreien oder heulen konnte. Das Mädchen hatte eine ungewöhnliche Kraft, es war daher schwer und gefährlich, dasselbe einzufangen, weil es sich durch Beißen und Kratzen mit gefährlich langen Nägeln wehrte. Vollständig nackend, ohne die geringste Spur einer etwa ehemals vorhanden gewesenen Bekleidung,

schien diese durch reichlichen Haarwuchs, welcher den ganzen Körper dicht bedeckte, ersetzt worden zu sein. Die Haare des Kopfes lagen in großen schweren Massen auf Schultern, Rücken und Brust. Die weiblichen Formen hatten sich zum Teil verloren, besonders die Rundung der Arme und Beine, welche einer sehr ausgeprägten, fast männlichen Muskulatur gewichen war, nur die sehr kräftig hervortretende Brust, welche, frei von jeder Neigung zum schlaffen Herabhängen, zeigte, daß an diesen Körper noch kein Schnürleib gekommen war, verriet das weibliche Geschlecht.

Das Mädchen ward nach der Stadt gebracht und einer Familie einverleibt, in der kein Mann war. Hier legte sich die ursprüngliche Wildheit schon nach einigen Wochen. Das Mädchen wurde sanft und lenksam, aber es war unmöglich, demselben Sprache zu geben; es forderte nichts, es machte auch kein Zeichen, es suchte aus eigenem Antrieb und ohne jemand zu fragen, seine Bedürfnisse zu befriedigen. Allmählich lernte das Mädchen Wolle spinnen, nie etwas anderes, und so Wolle spinnend, fand es nach einigen Jahren den Tod.

Im September des Jahres 1731 wurde nahe bei dem Dorfe Sogny, etwa vier Lieues von Chalons, ein Mädchen gefangen, welches von den Bedienten des Schlosses auf einem Apfelbaume des Gartens Obst naschend bemerkt wurde. Der erste Versuch, das wilde Geschöpf, welches dem Anscheine nach 14 Jahre zählen mochte, zu fangen, mißlang, denn es sprang von dem Baume aus über die Gartenmauer und entfloh in ein Gebüsch.

Der Herr von Sogny, dem die neue Mär hinterbracht wurde, begab sich mit seinen Dienern in den Wald, und nachdem man den Baum, auf welchen das Mädchen sich geflüchtet, entdeckt hatte, wurde dieser umringt und mit Leitern erstiegen. Aber das Mädchen sprang gleich einem Eichhörnchen von einem Baum zum andern, und die Jagd war ganz vergeblich. Man nahm nunmehr seine Zuflucht zu einer Kriegslist; es wurde ein Gefäß mit Wasser unter den Baum gestellt, auf welchem es schließlich bemerkt worden war, und dann verbargen sich die Leute in dem nächsten Gebüsche. Als das Mädchen sich sicher glaubte, stieg es vom Baume herab, kniete an dem Zuber nieder und trank nach Art der Tiere, indem es den vorspringenden Teil des Gesichts, Nase, Mund und Kinn, in das Wasser tauchte. Jetzt schlichen die Leute herbei, und es gelang, das Kind zu fangen, wiewohl nicht ohne den heftigsten und energischten Widerstand.

Nach der Küche des Schlosses gebracht, um daselbst vorläufig gewaschen zu werden, ergriff es alsbald ein paar geschlachtete Hühner, welche zum Mittag bereitet werden sollten und zerriß sie mit den Nägeln und Zähnen, so daß sie verschwunden waren, bevor der Koch sie retten konnte.

Während langer Zeit war rohes Fleisch und das Blut der Tiere die

einzige Nahrung. Eine Kleidung irgend welcher Art war nicht anzuwenden, alles wurde zerrissen. Das Mädchen wurde durch freundliche Behandlung sehr bald an das Schloß gewöhnt, so daß es kam und ging nach eigenem Belieben; es ward gut genährt und kehrte deshalb stets zurück, wenn es auch tagelang fort gewesen war. Bei solchen Exkursionen wurde bemerkt, daß es mit einer Flüchtigkeit lief, groß genug, einen Hasen einzuholen, den es dann mit den Nägeln zerriß, zuerst ihm das Fell am Halse öffnend, das Blut aussaugend und dann aber die Haut abziehend und sich des Fleisches bedienend.

Als es Winter wurde, kam einmal dieses Mädchen mit ein Paar Hasenfellen über den Schultern zurück; unempfindlich gegen die Kälte war es also nicht; etwas Wunderbares dürfte wohl sein, daß es sich einer Keule bediente, eines tüchtigen schweren Stockes, den es bei sich trug in einer Art von Gürtel, der, aus einem Weidenzweige gemacht, um den Leib geschlungen war. Wäre es nicht der Naturforscher La Condamine, der dieses erzählt, so könnte man das Ganze für ein Märchen halten.

Man gab sich viele Mühe, das Kind sprechen zu lehren, doch, wie in den beiden vorigen Fällen, vergeblich, obwohl man mehrere Jahre lang es nicht an Anstrengungen fehlen ließ.

Nach und nach gelang es, das Kind zur Tragung von Kleidern zu bewegen, welche zuerst überaus leicht, allmählich aber fester gewählt wurden, und es wäre vielleicht etwas aus dem Mädchen geworden, wenn nicht der Herr von Sogny gestorben und die Unglückliche nicht in ein Kloster gebracht worden wäre. Hier in eine Zelle gesperrt, der freien Bewegung ganz entrückt und darauf beschränkt, den blauen Himmel durch ein vergittertes Fenster zu erblicken, bemächtigte sich ihrer eine schwarze Melancholie, die Gesundheit schwand, und nachdem mehrere Versuche zur Flucht vereitelt worden waren und man darauf das Mädchen in ein anderes, sichereres Kloster gebracht hatte, starb dasselbe in seiner Schwermut.

Am Anfange dieses Jahrhunderts bemerkten Köhler in einem Gehölz des Tarn-Departements einen jungen, ganz nackenden Burschen, welcher bei ihrer Annäherung schleunigst entfloh. Man suchte ihm zu folgen, aber die Dunkelheit gestattete nicht, ihn zu erreichen. Am nächsten Morgen folgte man seinen Spuren, und man sah ihn auch im Walde Eicheln aufsuchen, welche er verzehrte. Man umstellte ihn und bemächtigte sich seiner, er war aber so geschickt und stark, daß er sich den Händen der Verfolger entzog. Achtzehn Monate später sahen drei Jäger von Lacaune denselben jungen Menschen beim Wurzelausgraben, was er mit seinen langen Nägeln sehr geschickt verrichtete. Sie umstellten ihn, und er kletterte wie eine Katze auf einen Baum. Hier berieten sich die Jäger, ob man das Ungeheuer nicht

schießen sollte, aber der Wunsch, ihn lebend zu haben, überwog den grausamen Vorsatz. Sie holten sich noch ein paar Köhler zu Hülfe, und es gelang, den jungen Burschen, der die Größe und Entwickelung eines Jünglings von 18 bis 20 Jahren hatte, herunter zu bringen und nach dem vorgedachten Orte zu führen.

Hier nahm sich eine allein stehende junge Frau, eine Witwe, seiner in liebevollster Weise an; sie wusch ihn, kämmte und beschnitt sein Haar, was er alles nur mit dem größten Widerwillen duldete; sie entfernte seine krallenartigen Nägel und machte aus ihm ein ziemlich menschenähnliches Wesen.

Am folgenden Tage bemerkte man, daß der junge Wilde sehr schnell zahm geworden war, er legte eine unbeschreibliche Zärtlichkeit für die Witwe an den Tag, doch war sie nicht groß genug, um ihn zu hindern, schon in der nächsten Woche zu entwischen, obwohl die Frau es an nichts fehlen ließ, was ihm den Aufenthalt in ihrem Hause angenehm machen konnte, aber er fand sich immer von neuem bei der Witwe ein.

Ein halbes Jahr später sah man ihn mit einem zerrissenen Hemde, welches er wahrscheinlich noch übrig hatte von den ihm einstmals aufgedrungenen Kleidungsstücken, an einem Feuer der Hütten, woran er sich mit großem Wohlgefallen wärmte. Man nahm ihn abermals gefangen und brachte ihn in ein Haus, worin er sehr freundlich behandelt und mit Lebensmitteln nach seiner Wahl versehen wurde, diese richtete sich nur auf Pflanzenkost, namentlich Früchte und Wurzeln. Ein Mediziner, der ihn längere Zeit beobachtete, berichtet, daß er keine geistigen Fähigkeiten zeige, wohl aber alle tierischen Triebe in hohem Grade entwickelt habe, daß er sich gerne streicheln und krabbeln lasse und dabei seine Freude durch ein Schnurren zeige, welches dem der Katzen ähnlich sei, er verstehe ebenso wohl als diese zu kratzen und zu beißen, wenn ihm etwas Mißbehagen verursache. Sein Schlummer war sehr leicht, er erwachte beim leisesten Geräusch, war sehr mißtrauisch und schien Gesellschaft nicht zu lieben, es sei denn die weibliche, wobei er indessen kein Schönheitsgefühl entwickelte.

Der junge Mensch wurde in ein Kloster gebracht, und hier ging es ihm wie dem armen Mädchen aus der Champagne. Eingesperrt in eine Zelle, sah er den Himmel und die Sonnenstrahlen nur durch ein vergittertes Fenster und stieß dabei tiefe, wilde Schmerzenslaute aus, worauf er sich zusammenrollte wie ein Hund, mit beiden Händen sein Gesicht bedeckte und dann, wohl mit schmerzlichen Erinnerungen an seine verlorene Freiheit, entschlief.

Man kann nicht behaupten, daß der Naturmensch ein anlockendes Bild giebt; aber ist denn auch ein verwildertes Kind eines Europäers wirklich ein Naturmensch, und ist wirklich hier ein begabtes, ein lernfähiges menschliches

Wesen aufgefunden worden, oder war es nicht ein Blödsinniger? Dies letztere ist wohl das wahrscheinlichere, denn dem Menschen, der mit seinen natürlichen Anlagen und Eigenschaften dem verwilderten Zustande anheimfällt, muß doch etwas beizubringen sein, sonst wäre ja der Naturmensch etwas viel niedriger stehendes als das Tier. Man kann ja dem Pferde und dem Hunde, man kann ja sogar der Katze und dem Seehunde Kunststücke beibringen, und es sollte bei einem verwilderten Menschen nicht möglich sein? Lernt doch das Kind von seinen Eltern oder von seiner Amme sehr bald einige Laute. Von diesen Verwilderten könnte man sagen, das sei auch bei ihnen der Fall gewesen, sie hätten gleichfalls von ihrer Amme, von einer Wölfin oder Bärin brummen oder heulen gelernt. Ganz recht, aber nachher kann das Kind andere Laute, eine andere Sprache, ja mehrere, ja viele fremde Sprachen lernen; warum sollte das verwilderte Kind, nachdem es brummen und heulen gelernt hat, nicht auch sprechen und singen lernen?

So mag denn wohl die Ansicht, daß jene Verwilderten Blödsinnige waren, die richtige sein, und wir müssen uns von diesen verwilderten Menschen, falls sie uns Naturmenschen zeigen sollen, als nicht dem Zweck entsprechend, abwenden.

Wir wollen versuchen, ob die Beobachtung uns zum Naturmenschen führt, und was wir erfahren werden, wenn wir Völker oder Familien aufsuchen, welche von aller Kultur entblößt sind. Man sollte wohl glauben, daß dergleichen irgendwo in den Wäldern Brasiliens oder auf den Inseln des stillen Oceans zu finden seien, doch lehrt uns die Erfahrung, daß dieses keineswegs der Fall. Auch die allereinfachsten Menschen, die Bewohner ganz isolierter Inseln, die mit anderen in gar keiner Verbindung stehen, haben doch bereits Anfänge der Kultur aufzuweisen. Sie besitzen das Feuer, bauen sich Hütten, sie flechten Matten, sie stricken Netze, sie haben Spuren von Kleidung, mehr noch als das, sie haben Schmuck. Gleichviel woraus er besteht, ob aus Haifischzähnen oder Korallen, Muscheln, Samenkörnern, Perlen, es ist immer ein Zeichen der Kultur; kein Tier besitzt dieses Zeichen, Reinlichkeit ist sein einziger Schmuck, es wäscht sich, aber es schmückt sich nicht.

Wenn wir uns in Gedanken den Menschen ohne alle Kultur zu bilden suchen, so stehen wir alsbald an der äußersten Grenze unseres Wissens, und wir müssen zugestehen, daß es sich gar nicht feststellen läßt, ob es überhaupt jemals Menschen gegeben, welche gänzlich ohne Belehrung durch andere erwachsen, denn da nichts uns einen Weg zeigt zu der *Erschaffung* des Menschen, so müssen wir denselben immer voraussetzen als *von anderen Menschen erzeugt und geboren*; mit dieser notwendigen Bedingung ergiebt sich die Belehrung von selbst, damit fällt das Ideal der Abwesenheit

aller Kultur des Naturmenschen, er ist nicht mehr bloß ein Kind der Natur, sondern auch ein Kind seiner Eltern und wird durch die Eindrücke, welche ihm durch diese geworden sind, geleitet werden.

Aber ist auch das verwilderte blödsinnge Kind so wenig ein Naturmensch wie der Bewohner einer Koralleninsel der Südsee, wird es uns also nicht gelingen, durch Anschauung zu demselben zu gelangen, so können wir uns doch wohl eine Vorstellung machen, wie er sein könnte, wenn weder Erfahrung, noch Lehre oder Beispiel auf ihn gewirkt, er weder Gutes noch Böses gesehen, ja nicht einmal Gutes oder Böses voneinander unterscheiden kann.

Das erste, was ein solcher wahrnehmen ließe an sich, wäre doch wohl die vollständige Abhängigkeit von seiner Umgebung in der Natur. Was die Naturverhältnisse aus ihm machen, muß er werden; er wird sich von dem nähren, was der Boden ihm darbietet, er wird sich bedecken, wenn es kalt ist, er wird dieses überflüssig finden in einem warmen Klima. Er wird wenig oder gar keine Werkzeuge brauchen, wo die Natur ihm freiwillig wohlschmeckende Früchte und Wurzeln gegeben; doch wo die Natur karg ist, wird er Waffen und Fallstricke ersinnen müssen, um Tiere damit zu erlegen und sie zu seiner Nahrung zu brauchen.

Schon aus diesen wenigen Andeutungen ergiebt sich die wesentliche Verschiedenheit, welche selbstverständlich sich zeigen muß bei den Menschen, je nachdem die Lage ist, in welche die Natur sie versetzt hat. Aber auch auf seinen Charakter wird die Natur in bestimmender Weise wirken. Der Mensch ist ungeheuer träge, selbst in unseren civilisierten Ländern findet man es, wo doch die Arbeit ihm zur Notwendigkeit geworden ist, wie viel mehr muß dies der Fall sein, wo eine glückliche Natur ihn nicht zur Arbeit zwingt? Der Mensch scheut überhaupt alle Mühen, er übernimmt keine Arbeit, solange sie nicht nötig ist für sein Wohlbefinden. Selbst wenn er durch seine Trägheit, durch seine Faulheit wiederholt in Elend geraten ist, hat er dadurch noch nicht hinreichende Erfahrung, er setzt sich dem Elend von neuem aus, bloß um nichts zu thun. Die Faulheit wird zum Genuß, wir Bewohner des Nordens fühlen dies ebenso sehr wie die Südländer, wir sind nur nicht aufrichtig, nicht ehrlich genug, um von einem dolce far niente zu sprechen, aber wir genießen seiner auf dem Sopha oder im Lehnstuhl mit ebenso viel Vergnügen wie der Lazzaroni auf den Treppen der neapolitanischen Kirchen. Ein Sprichwort sagt: „Wenn der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß." Es ist sehr ungerecht, dieses nur auf den armen Bauer anzuwenden, dem man das am wenigsten übel nehmen kann, denn seine Arbeit ist die allerschwerste. Der Handwerker in den Städten ist nicht minder faul als der Bauer, und der Beamte ist es noch bei weitem mehr, denn seine Arbeit fordert die geringste körperliche

Anstrengung, und doch entzieht er sich derselben, wo er kann. Dem reichen Rentier wird schließlich das Abschneiden der Coupons eine Arbeit, der er sich so lange wie möglich entzieht.

Einige der mächtigsten Hebel für uns sind: der Ehrgeiz, die Eitelkeit, das Verlangen nach Reichtümern und die Befriedigung unserer Sinne. Könnte man auf ein Jahr diese Hebel außer Thätigkeit setzen, so würde man erstaunen, wie weit in so kurzer Zeit alles versinken müßte, lediglich weil der Faulheit kein Sporn mehr angesetzt wird. In der That, die Trägheit ist nicht eine Eigenschaft der wilden Völker etwa, sondern sie ist ganz allgemein verbreitet und wartet überall auf ihre Leute. Der Unterschied zwischen den civilisierten und den unkultivierten Menschen liegt eigentlich nur in der größeren Vorsicht, Voraussicht der ersteren.

Schon Jean Paul sagt: „Überstandene Leiden erwecken in der Erinnerung nicht wieder Leiden, sondern höchstens Wehmut, und bei Umständen, welche Wiederholung jener Leiden drohen, läßt man sich von dem, was man gelitten hat, selten bestimmen, denselben auszuweichen; man denkt immer: „kommt Zeit, kommt Rat" — „es war ja nicht so schlimm, als wir uns vorgestellt hatten" — „auch später wird noch Zeit genug sein, das Nötige zu thun."

Man kann gewiß nicht leugnen, daß diese Gedanken den civilisierten Menschen durchaus nicht fremd sind, und man kann sich folglich nicht wundern, wenn sie den Naturvölkern eigen sind. Die Bedürfnisse dieser sind sehr viel geringer als die unseren, sind leichter zu befriedigen, und es ist darum auch weniger Sorge bei ihnen zu finden. Dieser Zustand ist ihnen angenehm. Es mag sich sehr schön anhören lassen, wenn ein Missionar erzählt, daß seine Insulaner ein wahres Schmachten kund gegeben hätten nach Verbesserung ihres körperlichen und geistigen Zustandes, nach Erhebung zu dem Edleren! — das sind Begriffe, die sie gar nicht haben, welche ihnen erst mühsam beigebracht werden müssen, im Gegenteil ist ihnen ihre alte Gewohnheit lieb, und sie gehen aus derselben aus eigenem Antriebe nicht heraus.

Was hat es für Mühe gekostet, um unseren Bauern den Nutzen des Kartoffelbaues beizubringen, und nachdem sie denselben wirklich empfunden und sich 50 Jahre lang und noch viel länger mit dem Bau der wohlthätigen Kartoffel in mühevollster Weise beschäftigt hatten — was hat es für Mühe gekostet, ihnen den Kartoffelpflug, den Häufelpflug annehmbar zu machen. Die württembergischen Bauern schneiden ihr Getreide mit Sicheln, man vermag nicht sie zu überzeugen, daß ein Mann mit einer Sense gerade so viel mäht, als neun Mägde und Frauen mit der Sichel schneiden. Die Sense ist ihnen nicht unbekannt, denn sie mähen ihr Gras mit derselben,

aber es ist einmal nicht der Brauch, die Sense beim Getreide anzuwenden, und so geschieht es denn nur ausnahmsweise, da alte Gewohnheit ihnen lieber ist als das Bessere, aber Ungewohnte.

Wäre diese Schattenseite nicht vorhanden im Charakter des Menschen, so würde es wahrscheinlich auffallend anders mit uns stehen. Wäre der Trieb zur Thätigkeit so groß wie der Trieb zum Nichtsthun, so würden die Erfindungen, welche in diesem Jahrhundert gemacht worden sind, schon vor zwei- oder dreitausend Jahren — ja, in einer ganz unberechenbar fernen Zeit gemacht worden sein. Die Trägheit ist es allein, welche das langsame Fortschreiten des Menschengeschlechts erklärt.

Man ist gewohnt, die uncivilisierten Völker als die glücklicheren und ihren Zustand als denjenigen zu betrachten, der besonders geeignet wäre, zufriedene Menschen zu bilden. Dies scheint aber auch eine irrtümliche Annahme; eine solche Zufriedenheit rührt nur von dem sehr engen Kreise her, in dem sich seine Bedürfnisse bewegen. Aus dem Streben nach höherer Entwickelung stammt allerdings die Unzufriedenheit her, die mitunter nicht einmal befriedigt wird durch die Erringung des Gewünschten und Geträumten; aber man wird sich wohl sehr irren, wenn man den Naturzustand der Völker auf den mexikanischen Hochebenen oder den Wäldern der Cordilleras oder des Himalaya für das verlorene Paradies ansehen will. Es ist die niedrigste Stufe der menschlichen Kultur, und erst dadurch, daß man sie verläßt, vermag man zu physischer, zu moralischer Erhebung aus dem ursprünglich physisch rohen Zustand zu gelangen.

Wie schwer der Mensch von dem Gewohnten abgelenkt werden kann, zeigt uns die Anhänglichkeit der Menschen im allgemeinen, und zwar der Naturvölker nicht mehr und nicht weniger als der kultivierten, an ihre Sitten, ihre Gebräuche, ihr Vaterland, ihr Klima. Schwerlich wird es einem österreichischen Bauern einfallen, nach Holland zu gehen oder nach dem viel gepriesenen England, um seine Lage zu verbessern. Schwerlich wird der norddeutsche Bauer nach der viel gerühmten Schweiz übersiedeln, so schön sie auch sein mag. Der Bewohner des mittleren, furchtbar heißen und sumpfigen Afrika, von Hyänen und Löwen bedroht, von Moskitos gequält und von Sumpffiebern befallen, wird sich doch bedenken, nach dem Atlas auszuwandern, obschon es da ebenso warm ist, obschon es da ebenso schöne Löwen giebt, nur keine Sumpffieber. Und der Holländer, der einen Boden dem Meere abgekämpft hat, sucht sich in Java oder Sumatra, in Borneo oder Celebes immer die sumpfigen Stellen aus, um sich darin anzubauen.

Selbst viele jahrelange Gewohnheit an ein anderes Leben ändert darin nichts. Charakteristisch für diese Behauptung ist die Thatsache, daß ein

Eskimo, in seinem Kajak durch den Sturm verschlagen, von einem Walfischfänger aufgenommen und nach Plymouth gebracht, dort bleiben mußte, weil kein Walfischfänger sich damit befassen wollte, ihn bei der nächsten Reise nach der Hudsons-Bai kostenfrei mitzunehmen, denn der Arme hatte nichts, nicht einmal sein Boot aus Walfischknochen mit Seehundsfellen überzogen, welches der würdige Kapitän samt dem Ruder und der Harpune als Andenken zurückbehalten hatte.

Der Eskimo war in dem Hause eines reichen Kaufmanns aufgenommen, war ein Diener geworden, hatte sich durch seine Anstelligkeit das Wohlwollen der Herrschaft gewonnen und befand sich nach und nach in einem angenehmen Zustande, dessen Annehmlichkeiten noch erhöht wurden, als der Kaufmann ihm gestattete zu heiraten, wie dies in reichen englischen Häusern oft geschieht, um die Dienstboten an das Herrschaftshaus zu fesseln. Im Laufe von mehr als 20 Jahren, bei einer physischen Existenz, wie sie in seinen kühnsten Träumen ihm wohl nie vorgekommen wäre, machte er mit seiner Gattin einen Spaziergang an dem Strand. Er sieht von ferne einen schwer zu erkennenden Gegenstand, um welchen sich Raben und Krähen gesammelt haben; näher herzutretend, bemerkt er einen toten Seehund am Strande liegen, auf dem die Aasvögel sich ergötzen. Plötzlich reißt er sich aus dem Arm seiner Gattin los, kniet bei dem toten Seehund nieder und taucht sein Gesicht in die Speckmassen, den übelriechenden Thran in langen Zügen zu schlürfen, und fetttriefenden, freudigen Angesichts die Hände zum Himmel erhebend, rief er aus: „O mein herrliches, teures Vaterland!“

Die schönen Zimmer, die heizbare Wohnung, die durchsichtigen Fenster, die wohlgepolsterten Schlafstätten, die gute Küche, der vortreffliche Claret aus seines Herrn Keller, der Grogk, der Punsch, alles war vergessen bei dem Anblick eines halb verwesten, in der Sonne schmelzenden Seehundes!

„Ein junger Botokudenknabe — so erzählt v. Tschudi — wurde von einer brasilianischen Familie in Bahia erzogen, besuchte die Gymnasien, die Universität, erwarb sich das Doktordiplom und praktizierte eine Zeitlang als Arzt in Bahia. Eine tiefe Schwermut war immer der Grundzug seines Charakters gewesen. Eines Tages verschwand er, und nach Jahren erhielten seine Pflegeeltern die sichere Kunde, daß er Kleider und Erziehung abgestreift habe und nackt mit seiner Horde in den Wäldern umherirre.“

Schon diese Beispiele erhärten, wie das Maß geistiger Fähigkeiten bei anders gefärbten Menschen nicht so verschieden verteilt sei, als viele annehmen, sie zeigen vor allen Dingen, wie der sogenannte Wilde das Leben in der Freiheit allen Vorteilen und Bequemlichkeiten der Gesittung vorzieht.

Ein jeder hält sein Vaterland für das herrlichste und schönste; nicht nur der Eskimo und Botokude glaubt dieses, auch der Engländer und der

Franzose, auch der Türke und der Russe sind der nämlichen Ansicht. Es würde ganz vergeblich sein, einem schwäbischen Bauern oder Städter beizubringen, daß es außer seinem Lande auch noch Menschen gebe, daß man außer in Schwaben auch noch Weizen baue und Wein trinke. Alles, was nicht Schwabe ist, ist ihm „Viechvolk", und alle Versicherungen, die man ihm giebt, beantwortet er mit: „'s isch nix, 's isch nix."

Er wandert aber doch aus, wird man sagen, und kein deutscher Volksstamm ist in Amerika so stark vertreten als der schwäbische; — ganz gewiß, so ist es, er wandert aus, aber in der stillschweigenden Voraussetzung, sobald er sich „ebbes rechts" erworben habe, zurückzukehren nach seinem lieben Schwabenlande und dort von seinen Einkünften zu leben.

Der Gipsfigurenhändler aus der Nähe von Florenz steigt mit ein paar Formen über die Alpen und setzt seinen beschwerlichen Marsch fort, die Kreuz und die Quer durch ganz Deutschland von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, ein paar Gipsfiguren verkaufend, in der allerjämmerlichsten Weise lebend, jede Entbehrung sich auferlegend, lediglich um Geld zusammenzuscharren und nach Italien zurückzukehren, um von Maccaroni und Wassermelonen zu leben wie früher.

Der Gorale aus den Karpathen durchwandert mit einem Dutzend Ratten- und Mäusefallen und mit dem geringfügigen Apparat eines Drahtbinders (s. vorstehende Zeichnung), welcher zerbrochenes Küchengeschirr zusammenflickt, durch das ganze nördliche Deutschland von einem Ende bis zum andern. Überall, wo er etwas verkauft, erbettelt er sich noch ein Stückchen Brot und ein wenig Speck oder einen halben Hering, von seinem Gelde aber verbraucht er keinen Pfennig, denn auch sein Nachtlager bezahlt er mit einer gebundenen Bratpfanne oder einer ähnlichen Arbeit; aber statt

nunmehr mit dem erworbenen Gelde unter civilisierten Menschen zu bleiben, seine Arbeit hier fortzusetzen und vernünftig und geregelt bei immer steigendem Verdienst im Auslande zu bleiben, kehrt er zurück zu der räucherigen, undichten Hütte seines heimatlichen Dorfes und preist sich glücklich, wieder Sauerkraut und Schweinefleisch, das wahre Königsessen, zu haben.

Dieses Gefühl, das Beste von allem selbst zu besitzen, geht bei vielen Völkern sehr weit. Der (urspr.) Verfasser reiste in seinen Jugendjahren in Gesellschaft zweier Polen von Preußen nach dem Großherzogtum Posen. Während der ganzen Reise wußten die Männer von den Abscheulichkeiten der deutschen Küche zu erzählen und waren voll der lächerlichsten Anekdoten. Auf der ersten polnischen Station wurde sofort die echt polnische Küche in Anspruch genommen, Sauerkohl mit Hering und Szrazi. In einem fortwährenden Jubel wurde von der unerreichbaren Vortrefflichkeit dieser beiden Gerichte gesprochen, und daß der eine derselben ein Knäuel Haare aus dem einen Gerichte zog, weil die Köchin innerhalb der Küche Toilette gemacht hatte, hinderte weder ihn noch den anderen, die unübertrefflichen Gerichte bis auf die letzte Spur zu vertilgen.

Die Schwaben glauben von jedem Fremden, der sie besucht und längere Zeit dort verweilt, er käme dorthin, um sich auch einmal satt zu essen, denn alle anderen Länder, vorzugsweise aber die Nordländer, bezeichnen sie als hungerleidend, und sie wissen, daß denselben nichts anderes wächst als Hafer und Kartoffeln. — Wo man hinsehen mag, findet man dieselbe Meinung, und nur so liebenswürdige und gemütreiche Menschen, wie es die Österreicher sind, sagen es nicht geradezu, obwohl sie es gewiß ebenso gut fühlen und meinen, ja es erstreckt sich sogar bis zu den uncivilisierten Völkern. Die Eingeborenen von Kalifornien glauben fest, daß der starke Zuzug von Einwanderern nur daher rührt, daß alle diese ihr Vaterland, d. h. Amerika, bei weitem herrlicher, reicher und angenehmer finden als dasjenige, aus welchem sie, die Einwanderer, herstammen.

Dies ist gewiß, daß jede Nation und jede Rasse ihre eigene Glückseligkeit hat, und daß sie sich wundert, irgendwo Unzufriedenheit zu finden. Der wilde Taumel des Strebens, den die Europäer meist zeigen, kommt den uncivilisierten Völkern teils lächerlich, teils unbegreiflich vor. Ihnen ist ihr Zustand genehm und genügend, und sie wissen nicht, warum einem anderen der seinige weniger angenehm sein sollte; es mag sehr schwer sein, sich in die Sinnesart eines anderen zu versetzen, ganz unmöglich aber scheint es, diese verschiedene Sinnesart besser zu finden als die eigene.

Der geistig gehobene Mensch pflegt sich mit dem materiellen Wohlbefinden allein nicht begnügen zu können, dem nicht civilisierten dagegen ist dieses materielle Wohlbefinden vollkommen genügend zur Glückseligkeit; er

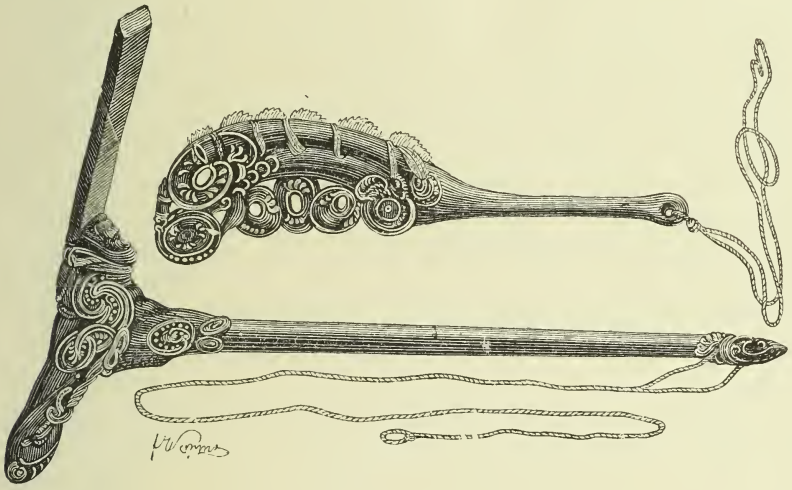
will nichts weiter als essen und trinken, Geschlechtsgenuß und Müßiggang, um von allen diesen Genüssen auszuruhen, er hat einen wahren Abscheu vor jeder Kraftanstrengung, und er weiß sich sogar ein geselliges und ein Familienleben zu verschaffen, ohne alle Anstrengung, wo ihm nur irgend die Natur die erforderlichen physischen Mittel bietet. Auch die Gewohnheit thut unzweifelhaft das Ihrige und verlängert auf unbestimmbare Zeiten voraus das vorhandene physische Elend ebenso gut wie das bequeme, jedem Bedürfnis von selbst abhelfende Leben in begünstigten Gegenden. In beiden Fällen waltet bei den Naturvölkern eine unbeschreibliche Gleichgültigkeit gegen die möglichen Ergebnisse der Zukunft ob, daher auch die fehlende Sorge für dieselbe. Der einem Jägerstamme angehörende Wilde will sich nicht an ein seßhaftes Leben geben, obwohl er es könnte, er will nach *seiner* Art leben; jede *Arbeit* ist für ihn *erniedrigend*, nur die Jagd ist standesgemäß und manneswürdig. „Der schwarze Mann arbeitet nicht," sagt der Australier, „denn er ist von edler Geburt." — Die roten Indianerstämme Nordamerikas denken sich das Jenseits als eine Fortdauer des irdischen Lebens und hoffen, der große Geist werde sie in wildreiche Gefilde versetzen.

Die Jägervölker stehen offenbar am niedrigsten. Sie brauchen für ihre Existenz unglaublich weite Räumlichkeiten, nicht weil sie so gefräßig sind (wiewohl sie auch dieses sind), sondern weil sie nicht sparsam und haushälterisch mit ihrem Wilde umgehen, weil sie es nicht schonen, es töten, gleichviel, ob eine junge Mutter, dessen Kälbchen nun verhungern wird, oder ob ein zäher alter Stier, dessen Fleisch ungenießbar ist, und weil sie ferner so überaus verschwenderisch mit dem Tierleben umgehen, daß sie tausendmal mehr töten, als sie irgend verbrauchen können.

Solche Völker werden alljährlich von grauenvoller Hungersnot heimgesucht, aber keinem von ihnen fällt ein, für die Zukunft etwas aufzuspeichern. Gewiß haben sie die Erfahrung gemacht, daß Fleisch sich nicht bewahren läßt; aber sie könnten doch junge Tiere zähmen, wenn sie dieselben etwa verwundet einfingen, sie könnten sich auf diese Art die drückende Not ersparen, und sie würden sich von der untersten Kulturstufe sofort auf eine höhere erheben, sie würden aus Jägern Nomaden werden; dies geschieht aber durchaus nicht. Sie wandern mit ihren Zelten (und auch deren entbehren sie meist) dem fliehenden Wilde nach und machen sich eine hundertmal größere Arbeit, als sie leisten müßten, wenn sie Herdenbesitzer oder gar Ackerbauer wären.

Wir haben bereits oben gesagt, daß die Neigung zum Putz charakteristisch vorwaltet. Für dergleichen können sie sehr wohl etwas thun. *Humboldt* erzählt, wie er oft in Verzweiflung gewesen, wenn es ihm habe gar nicht gelingen wollen, irgend einen Eingeborenen zu bewegen, etwa eine

Palme zu erklettern, um dort hangende Blüten derselben oder eine Schmarotzerpflanze in die Hände des Naturforschers zu bringen. Das Angebot von mehreren Dollars war nicht ausreichend; wenn dagegen ein solcher eine Blüte sah, die ihm selbst gefiel, so kletterte er mit der Behendigkeit einer Katze an dem Baume empor und steckte sie hinter das Ohr in sein wolliges Haar, aber gewiß nicht in die Hände des Naturforschers. Dem Verfasser selbst gelang es häufig, die Abneigung der Wilden zu überwinden, indem er blanke Rechenpfennige oder gelbe Whistmarken, welche durchlöchert waren, für solche Leistung anbot. Es war nicht der Preis, nicht der Wert des Gegenstandes, es war der Schmuck, welcher dazu bewog.



Man ist meistenteils zu weit gegangen in dem absprechenden Urteil über diese Naturmenschen. Das bis hierher Gesagte findet überall seine Bestätigung, aber unfähig zur Anstrengung sind diese Leute deshalb durchaus nicht, was sie thun sollen, muß nur nach ihrem eigenen Geschmacke sein. Sie haben die allerdürftigsten Werkzeuge, gespaltene Feuersteine, Splitter sind ihre Messer, Glasscherben, welche sie von den Schiffern eintauschen, sind ihre Hobel, und damit verfertigen sie Waffen von solcher Schönheit, von solcher Zierlichkeit, daß man zu erstaunen die größte Ursache hat. Wer hätte nicht die wunderschönen neuseeländischen Kunstprodukte bewundert? und auch die der Sandwichs-Insulaner sind nicht minder zierlich und waren es schon in jener Zeit, als die ersten europäischen Reisenden sie besucht hatten. Die Neuseeländer verfertigen ihre Werkzeuge und Waffen aus freier Hand; dieselben sind zu Sägen aus Fischgräten, zu Hacken aus Feuerstein aus

vielen kleinen Stücken zusammengebunden und sind doch äußerlich so sauber (s. die Zeichnung S. 527), daß man wirklich auf den Gedanken kommt, sie müßten das Werk großer Meister sein. Die Küstenbewohner färben sich ihre Zeuge durch den Saft der Purpurschnecke. Dieselbe wird zur Zeit der Ebbe im Meere gesammelt, man öffnet sie ein wenig und zieht den Faden hindurch; wenn das mit drei oder vieren geschehen ist, wirft man die Muschel wieder ins Meer, um sie später wieder zu benutzen. Mit jedem Faden muß dies einigemal wiederholt werden, bis er die richtige Tiefe, den richtigen Ton erlangt hat, nun wird das Zeug geflochten in der Art, wie unsere fleißigen Hausfrauen die Strümpfe stopfen. Die Fäden in der Länge des verlangten Zeuges parallel nebeneinander gespannt, bilden den Aufzug, der Einschlag wird hineingezogen, und da der Wert des Zeuges von der Schönheit des Flechtwerkes abhängig ist, des Musters nämlich, welches man darauf einbringt, so wird der Einschlag unter fortwährendem Zählen des Aufzuges eingefügt, und die Geduld geht der Weberin nicht aus, obschon sie monatelang daran arbeitet, jahrelang an einem großen Stück. Der kostbare indische in Kaschmir gefertigte Shawl ist mit 9000 Mark nicht zu teuer bezahlt, wenn man bedenkt, daß sechs Menschen und ein Farbenmeister zwei volle Jahre daran ununterbrochen beschäftigt sind. Der Farbenmeister giebt das Muster an, drei Leute sitzen unter dem Stuhl und ziehen die nicht zum Vorschein kommen sollenden Fäden abwärts, indessen drei andere vor dem Stuhle sitzen, um sich den Einschlag, durch die Fäden ziehend, zu reichen.

Ebenso ist es mit den mehr Kräfte fordernden Arbeiten, der Erbauung ihrer Kähne, der Anlegung ihrer großen Fallen für das Wild, ebenso mit dem Bau ihrer Häuser, welche in der That Arbeiten, auch in unserem Sinne, erfordern; man kann sie mithin keineswegs eines solchen Mangels an Arbeitsfähigkeit beschuldigen, sie müssen nur selbst von der Arbeit interessiert werden.

Sehr häufig hat man den Naturvölkern äußerst schlechte Charaktereigenschaften untergelegt. Sie sollen treulos, bösartig, hinterlistig, verräterisch sein. Man wird alle diese Anklagen mit Ja beantworten, wenn man die Erfahrung spanischer, holländischer, engländischer Matrosen berücksichtigt. Wo dagegen deutsche Naturforscher und wo französische Offiziere und Landsoldaten (unter Zurücklassung der Matrosen, besonders derjenigen, die aus den Bagnos rekrutiert waren), hat man dergleichen nicht zu sagen nötig gehabt. Es wäre thöricht, von einem Extrem zum anderen gehen zu wollen, die Wahrheit liegt auch hier wie meistenteils in der Mitte. Was sich aber mit Gewißheit bestimmen läßt, ist die Erfahrung, daß Naturvölker durch Freundlichkeit, durch Geschenke oder durch etwas, das ihre Aufmerksamkeit

in Anspruch nimmt, sehr leicht von einem, wenn auch gefährlichen Vorsatze abgelenkt werden können.

Die Naturvölker haben nur sehr wenig geläuterte Begriffe von Eigentum. Meistens gehört einem jeden das, was er bekommen kann, vorausgesetzt, daß es nicht ein in seinem Lande übliches Zeichen trägt. Es findet jemand einen fruchtreichen Palmbaum: er bindet ein abgebrochenes Blatt darum, hierdurch hat er den Baum als sein Eigentum bezeichnet, und niemand wird davon eine Frucht nehmen. Sieht er aber irgendwo einen Rock liegen, der ihm nicht als Kleidungsstück, wohl aber als Gegenstand des Putzes angenehm ist, so nimmt er den Rock, der nach seiner Meinung niemandem gehört, und der nunmehr lediglich dadurch sein Eigentum wird, daß er den Besitz desselben antritt.

Es kann wohl kommen, daß viele solche Leute beisammen wenigen Europäern gegenüber sich für berechtigt halten, von dem Recht des Stärkeren Gebrauch zu machen; — nun, das ist nicht eine Eigenschaft der Naturvölker allein. Und gerade hierdurch haben sich im Mittelalter unsere Adeligen ausgezeichnet, und gerade hierdurch sind alle Reiche entstanden, ein jedes in seiner Größe, nach der Macht, welche es zu entwickeln vermochte; aber diese guten Leute werden sich doch sehr leicht beschwichtigen lassen, wenn man ihnen Geschenke zeigt oder irgend eine auffallende Erscheinung hervorbringt, welche sie in Erstaunen setzt.

Man hat den Naturvölkern nachgesagt, daß sie durchaus keine Moral haben; allerdings nicht die unsrige, aber nach ihrer Art haben sie wohl eine Moral und vielleicht eine strengere als wir, wenn wir nur nicht immer vergessen wollen, daß es ganz verkehrt ist, unseren Maßstab bei Leuten anzulegen, welche nicht unsere Erziehung genossen haben.

Bei uns ist es höchst unmoralisch, sich zu rächen. Kardinal Wiseman hat zwar von der Kanzel herab gesagt: *die Rache sei Gottes*; er muß sie also nicht für unmoralisch halten, wenn er sie Gott selbst unterlegt. Wir haben eine andere Ansicht, wir wollen Gott nicht mit menschlichen Leidenschaften bekleiden, wir halten die Rache für unerlaubt; auch unsere Gesetze sagen dasselbe und bedrohen denjenigen, der ein erlittenes Unrecht durch Rache an dem Beleidiger auszugleichen sucht, mit Strafe.

Was sagt der heißblütige Schottländer dazu? Eine Beleidigung *nicht* zu rächen, *bringt tiefe Schande*. Rache suchen und nicht eher ruhen, als bis sie erreicht ist, ziemt einem Ehrenmanne, und es dürfte wohl sehr schwer sein, einen Schottländer von der Unrichtigkeit dieser Ansicht zu überzeugen.

Noch wilder ist der Italiener. Auch er hält die Beleidigung für einen so großen Schimpf, daß nur das Blut des Gegners sie abwaschen kann; doch minder skrupulös als der Schottländer, der die Rache selbst über-

nimmt, kommt es wohl vor, daß er sie einem Bravo überträgt. Die ungestillte Rache wird zum Fieber, zur verzehrenden Krankheit. Denn Benvenuto Cellini kann nicht arbeiten, kann seinen Geist auf nichts anderes als auf den Gedanken an Rache wenden; endlich hat er seinen Feind ermordet und ihn in die Tiber gestürzt, nun ist ihm wohl, nun ist er wieder frei, und sein edler Papst und Beschützer kann sich sehr gut in die Gedankenfolge Cellinis versetzen; er sagt zu ihm, nachdem der Mord bekannt geworden: „er hoffe, daß er nunmehr auch wieder seine Ciselierinstrumente zur Hand nehmen und die Aufträge vollenden werde, welche er, der Papst, ihm gegeben." Und noch schlimmer ist es in Korsika, wo die Rache ganze Familien ausrottet, indem jede Rachethat durch eine neue blutige That gesühnt werden muß, und nachdem die Vendetta zwei Familien heruntergebracht, vielleicht bis auf wenige Glieder, und es wird, um den völligen Untergang derselben zu verhindern, eine öffentliche Aussöhnung versucht, so kann dieses doch nur geschehen, wenn die Zahl der Ermordeten auf beiden Seiten gleich ist.

Dies alles geschieht unter christlichen Völkern, und ohne daß eines dieser Völker oder eine Person des Volkes darin etwas Unmoralisches findet. Wie mögen wir denn nun so hart, so unbillig sein, den Naturvölkern ihre Unmoralität vorzuwerfen, weil sie sich gleichfalls für eine erlittene Beleidigung rächen? Bei den Australiern ist die Rache für den Tod des nächsten Verwandten die heiligste Pflicht, und bis der Befugte sich ihrer nicht entledigt hat, wird er von den Weibern verspottet, und seine Mutter würde über ihn weinen als einen entarteten Menschen, aber durchaus nicht mehr und nicht länger als eine korsikanische Mutter, deren stachelige Redensarten denjenigen, welcher Blutrache üben soll und sie wegen der fehlenden Gelegenheit nicht vollbringen kann, oft in eine wahre Raserei versetzen.

Haben manche Naturvölker einen eigentlichen Begriff von Diebstahl, indem sie nur scheinbar herrenloses Gut nehmen, so fehlt doch anderen ein solcher Begriff keineswegs, aber sie halten gleich den Spartanern das Stehlen nicht für unehrenhaft, sie halten einen gelungenen, einen gut ausgeführten Diebstahl für ein Zeichen geistiger Überlegenheit des Diebes über den Bestohlenen.

Sie sind dabei immer noch gnädig und milde; die Italiener, Griechen und Spanier — drei große christliche Völker — sind dieses nicht. Es vereinigen sich oft ziemlich zahlreiche Banden verwegener Burschc unter einem kecken Anführer, welcher die Gelegenheiten ermittelt und den auszuführenden Schlag mit großem Fleiße vorbereitet. Gewaltsam wird geraubt. Jungfrauen werden in die Gebirgsschluchten entführt und werden dort von den Räubern gemißhandelt, geschändet. War die Beute nicht reich genug, so

wird einer der Beraubten als Geißel mitgenommen, er muß einen Brief nach irgend einer Stadt um Lösegeld schreiben, und wenn kein solches zur bestimmten Stunde eintrifft, so wird er erbarmungslos niedergeschossen. Die Griechen machen es kürzer, sie lassen nicht um Lösegeld schreiben, sie fangen mit dem Morden an und plündern dann erst.

Höchst unmoralisch! — je nun, für uns, für jene guten Christen aber nicht! sie beichten ihre Sünde ehrlich und offen, sie legen in die Hände des Geistlichen den Anteil, welcher der Kirche gebührt, sie werden absolviert, treten frei von Sünden ein neues Leben an und fahren so fort, bis sie gehängt oder erschossen werden, oder bis sie zu alt sind zu solchem lustigen und bewegten Leben. Und die Dirnen auf dem Lande sind überaus glücklich, wenn sie solchen Raubmörder zum Liebhaber haben. Und die Männer, die Dorfbewohner verraten keine dergleichen unter ihnen wohnenden Räuber, aus wahrer Sympathie für diese Schandthaten. Sollte man da wohl von moralischem Bewußtsein reden, und sollte man es den uncivilisierten Menschen so schrecklich übel nehmen, daß sie dasselbe thun, was drei große Völker christlicher Staaten täglich hunderte von Malen wiederholen?

Auch die geselligen Verhältnisse haben ihr Eigentümliches, aber keineswegs ist, was sich bei ihnen begiebt, für uns beispiellos. Man spricht von der außerordentlich niederen Stellung des Weibes unter den Naturvölkern, und man hält diejenigen Völker für die am höchsten civilisierten, bei denen das Weib den höchsten Standpunkt einnimmt, der höchsten Achtung genießt. Darum halten auch die Engländer sich für die allercivilisiertesten Menschen, obschon es gesetzlich erlaubt ist, seine Frau mit einem Strick um den Hals auf öffentlichen Markt zu führen und daselbst zu verkaufen.

Abgesehen von solchen Bizarrerien und von solchen Roheiten, die wohl in der Abstammung liegen mögen, ist die Behauptung an sich, daß die Behandlung des Weibes das Volk charakterisiere, sicherlich nicht unrichtig. So wird ein jedes Volk, bei dem das Weib ein Handelsgegenstand ist, roh genannt werden müssen, und dies findet nicht nur bei allen sogenannten wilden Völkern, sondern es findet selbst unter den Malayen auf den Sunda-Inseln, unter den Indiern und Persern, unter den Türken und sogar unter den christlichen Bewohnern des Kaukasus statt. Sie alle wird man nicht als übermäßig fein gesittet bezeichnen wollen.

Überall, wo das Arbeiten eine Schande ist, welche der Mann mit Verächtlichkeit von sich weist, muß das Weib die Lasten übernehmen. Der Mann ist der allein Selbständige, er ernährt seine Familie und verteidigt sie mit den Waffen, darum darf und kann er nicht arbeiten, aber mit diesem Begriffe geht Hand in Hand die Sitte der Vielweiberei. Das Weib ist nur eine Dienerin. Der Mann hofft von zweien oder dreien besser bedient zu werden

als von einer. Dem Weibe liegt vielfältige und schwere Arbeit ob, es freut sich, wenn dieselbe ihm zum Teil abgenommen wird, daher es nichts gegen die Vermehrung der Zahl der Frauen hat. Eine Liebe zum Manne in der Art, wie wir dieselbe auffassen, findet man nicht leicht, wo sollte sie herkommen, da der Mann nicht um die Liebe der Frau geworben hat, sondern sie gekauft hat als eine Ware, als ein Stück für seinen Haushalt, über das er nunmehr beliebig verfügen, das er verkaufen, verschenken, verleihen kann.

Es wird schwerlich aufrecht zu erhalten sein, daß Vielweiberei infolge von Kriegen entstanden ist, bei denen viele Männer geblieben, Mädchen und Frauen also in Überzahl vorhanden sind. Wahrscheinlicher ist die frühe Reife in den tropischen Gegenden daran schuld. Die Katamenien treten meistenteils schon im neunten Jahre ein, und das zwölfte Jahr kann wohl ziemlich als das späteste für die Verheiratung eines Mädchens angesehen werden. Solch eine frühe Reife hat auch ein frühes Verwelken zur Folge; mit 35 Jahren hat die Frau das Ziel erreicht, an welchem die Nordeuropäerin erst zwischen dem 45. und 50. Jahre steht.

Daß eine solche Frau dem jungen Manne von 25 und 30 Jahren um so weniger gefällt, als er einem äußerst sinnlichen und leicht beweglichen Volke angehört, ist klar; er wird also, wenn es ihm nicht an den erforderlichen Mitteln fehlt, zum Kauf einer zweiten oder dritten Frau schreiten.

Bei den meisten Naturvölkern gilt das Weib überhaupt für unrein, aber ganz besonders zur Zeit der Menses. Dies ist ein sonderbares Mißverständnis, welches mit dem Begriffe zusammenhängt, daß diese Entleerung eine *Reinigung*, daß mit ihr die Absonderung *unreiner* Substanzen verbunden sei. Die Physiologie lehrt im Gegenteil, daß dieses derjenige Zeitpunkt sei, in welchem sich ein Ei vom Eierstock ablöst und in die Gebärmutter geführt wird, um dort befruchtet zu werden. So aber faßte es weder der jüdische, noch der islamitische Gesetzgeber auf. Das Weib ist unrein in diesem Zustande, und seine Berührung während der Zeit, als auch noch acht Tage darauf bis zu der, mit religiösen Ceremonien verbundenen Abwaschung, verunreinigt auch den Mann, wodurch die Verbindungszeit beider Geschlechter um ein Dritteil verkürzt wird.

Der Zweck einer solchen Verbindung ist die Erzeugung eines Kindes. Diese Erzeugung, oder vielmehr die Ernährung des Erzeugten wird gehindert, wenn der Mann sein Weib nach ausgesprochener Schwangerschaft noch besucht. Von da ab also ist das Weib für den Mann unnahbar. Nun denke man sich einen lebhaften, sinnlichen Südländer von den ersten Tagen nach der Verheiratung abgesondert von der Frau für zwei volle Jahre, nämlich auch für die Zeit, während welcher sie das Kind stillt, was im Orient gewöhnlich länger als ein Jahr fortgesetzt wird.

Dieses sehr weise Gebot, durch die Religion geheiligt, ist wohl die Hauptveranlassung zur Vielweiberei, und deswegen mag Mohammed seinen Bekennern vier rechtmäßige Frauen gestattet haben, zu denen sich noch so viele Sklavinnen gesellen dürfen, als der Mann kaufen konnte. Schwerlich wird es einer bis zu der Zahl bringen, bis zu welcher es der weise Salomo gebracht hatte.

So erklärt sich der Gebrauch von selbst, und das, worauf wir jetzt mit so großem Abscheu sehen, ist von den Patriarchen ganz allgemein geübt worden und hat ihnen niemals den geringsten Tadel zugezogen, selbst von christlichen Geistlichen nicht, denn sie erzählen die Geschichte vom Erzvater Jakob und seinen beiden Frauen, Lea und Rahel, und seinen Kebsweibern, ihren Mägden, mit der größten Unbefangenheit.

Man pflegt zu behaupten, daß die Polygamie die ehelichen Bande äußerst locker lasse. Wir möchten uns nicht zu Verteidigern derselben aufwerfen, aber die hier gemachte Einwendung ist nicht probehaltig. Es kommt ganz und gar auf die größere oder mindere Roheit des Volkes selbst an, welche Folgen die Vielweiberei haben soll. Im allgemeinen wird auf die Unbeflecktheit der Mädchen wenig gesehen, nur bei den Mohammedanern ist sie eine Bedingung der Ehe, und auch bei den Juden kann der Mann, wenn er die Zeichen der Jungfräulichkeit nicht findet, das Weib mit dem Laken über dem Kopf zu den Eltern zurückschicken. Die übrigen Völker, bei denen Polygamie herrscht, gestatten in der Regel den jungen unverheirateten Leuten beiderlei Geschlechts den ungehinderten Gebrauch ihrer Freiheit, und es macht einem Mädchen keine Schande, mehrere Liebhaber gehabt zu haben; aber selbst diese Naturkinder hängen an demjenigen, dem sie sich ergeben haben, mit großer Innigkeit und sind nicht zu einer Untreue zu bewegen, bis das Verhältnis zwischen beiden sich gelöst hat. Auf den neuseeländischen Inseln, auf welchen neben einer durchaus nicht geringen Gesittung und Kultur die furchtbare Barbarei des Kannibalismus herrschte, war bei aller Freiheit der unverheirateten doch eine unverbrüchliche Treue der verheirateten Personen sicher. Nur höchst selten ist der Fall einer Untreue von Seiten des Weibes vorgekommen, und er wurde immer mit dem Tode bestraft. Die Untreue des Mannes hatte zwar nicht diese Folge, doch war sie immer eine so große Schande, daß ihre Entdeckung meistenteils den freiwilligen Tod des Übelthäters zur Folge hatte. Auf den Tonga-Inseln setzt eine solche eheliche Strenge nicht in Verwunderung, denn diese Leute haben eine bewundernswürdige, natürliche Gesittung, und die Mädchen sind die liebevollsten Freundinnen, sowie die Frauen die unverbrüchlich treuesten Gefährtinnen der Männer. Man kann der Vielweiberei mithin *prinzipiell* das Böse *nicht* nachsagen, was man ihr gewöhnlich nachzusagen pflegt. Zerrüttung der häuslichen Verhältnisse ist immer nur da beobachtet worden, wo europäische Civilisation durch Matrosen und

ihresgleichen dazu halfen. Die Oberhoheit des Vaters ist in der Türkei vielleicht mehr anerkannt als in irgend einem christlichen Staat, die väterliche Gewalt ist dort eine vollkommen patriarchalische. Die Knaben bleiben bis zu einer gewissen Zeit, gewöhnlich bis zum zehnten Jahre, in den Frauengemächern, dann beginnt ihre Erziehung durch Männer, aber es fehlt ihnen weder an Liebe und Verehrung gegen die Mutter, noch an Liebe und Achtung gegen den Vater. Und die Haushaltungen sind in der Regel sehr wohl geordnet. Wie die Sache sich bei den Mormonen gestalten wird, muß abgewartet werden, falls die amerikanische Intoleranz diesen sonderbaren Staat wirklich zur Entwickelung gelangen läßt.

Das umgekehrte Verhältnis findet sich auch an einigen Orten, das ist die Vielmännerei. Auf den Marquesas-Inseln verheiraten sich reiche Frauen nicht selten mit zweien Männern. Die Karaiben auf den westindischen Inseln, welche zunächst dem südamerikanischen Festlande liegen und von Europäern nicht bewohnt sind, sollen gleichfalls Vielmännerei haben, übrigens neben der Monogamie und der Polygamie.

Die Thatsache selbst wird von einigen Anthropologen geleugnet, und die Nachrichten darüber werden als ungenau bezeichnet, doch scheint dieses eine Übereilung zu sein, denn auf dem Festlande von Südamerika fand Humboldt die Vielmännerei bei zweien Stämmen, den Avanos und den Maypures, als eine feststehende. Früher wußte man nur von Ladakh im Hochlande Tibet von Vielmännerei, und zwar in solcher Weise, daß in einer Familie die sämtlichen Brüder nur eine Frau besitzen, an der sie alle zu gleichen Teilen ihre Berechtigung haben, die Kinder aber gehören sämtlich dem ältesten der Brüder.

Ob in dem einen oder in dem anderen Falle das Heiligtum der Ehe höher geachtet wird, ist bis jetzt noch nicht entschieden worden. Obschon sich der Ansichten sehr viele und von einander abweichende entwickelt haben, so fehlt es doch an allen strengen Beweisen. Daß die Monogamie der weiblichen Treue nicht eben sehr zuträglich sei, sieht man leider an allen heißblütigen christlichen Völkern, und daß sie auch auf die Treue der Männer keinen absolut günstigen Einfluß habe, sieht man nicht bloß an den feurigen Südländern, sondern auch an den kaltblütigen Nordländern.

Man hat vielfältig gezweifelt, daß die Schamhaftigkeit eine Eigenschaft der Naturvölker sei. Ich glaube, sehr mit Unrecht. Man vergegenwärtige sich doch indes, daß über dasjenige, was bei einem Volke ein Verstoß gegen die Sitte, eine verwerfliche Handlung sei, Brauch und Sitte entscheiden, und man wird zu anderem Schlusse kommen. Die Naturvölker gehen nackend, allein nicht aus Schamlosigkeit, sondern weil den allermeisten derselben die Kleider überflüssig und lästig sind. Die Missionare auf den Gesellschafts-

und den Sandwichs-Inseln haben zwar Kleidung eingeführt, aber beim Himmel nicht Sittlichkeit.

Den ganz uncivilisierten Menschen kann der nackte Körper so wenig etwas Schamerweckendes sein als dem Tiere, welches ja in gewissem Sinne auch nackend geht, nämlich die Teile, welche unsere europäische Schamhaftigkeit zu bedecken gebietet, ganz unbedeckt trägt. Nur das Verhüllte reizt, das Unverhüllte reizt nicht, und es mag wohl sein, daß Menschen, welche immer nackend gehen, bei weitem weniger zu Ausschweifungen sich hinreißen lassen als diejenigen, welche sich keusch und züchtig bekleiden.

Sehr charakteristisch ist, was selbst die Bibel hierüber sagt. Der völlig unschuldige Mensch hat keine Ahnung davon, daß irgend ein Teil seines Körpers verborgen werden müsse, erst nach dem Sündenfall gehen den Menschen die Augen auf, und sie hängen sich Blätter vor denjenigen Teil, den die Bibel „die Scham" nennt. Seume macht über die Stellung der mediceischen Venus, welche mit einer Hand den Busen, mit der anderen die Geschlechtsteile bedeckt, die sehr richtige Bemerkung: das sei durchaus nicht göttlich, sondern es sei ganz die Art eines seiner selbst wohlbewußten Weibes. Der Begriff von Scham ist mit dem von schändlich sehr nahe verwandt. Die Natur thut nichts Schändliches, und daß sie dem Weibe einen Busen zur Ernährung des Kindes und beiden Geschlechtern Teile zur Fortpflanzung gegeben hat, ist gewiß nichts Schändliches und gewiß nichts, was Scham verursachen könnte.

Bei sehr vielen Völkern der Südsee gehen beide Geschlechter ganz unbekleidet, sogar ohne einen Gürtel, aber Frauen, sobald ihre Schwangerschaft anfängt bemerkbar zu werden, hängen sich eine weitfaltige Matte um, weil sie das Unschöne verbergen wollen; aus demselben Grunde hat die Kaiserin der Franzosen den Rock von steifem Haarzeuge (crinoline) erfunden, der in den abscheulichen und wirklich unanständigen Reifrock ausgeartet ist — unanständig, man darf nur einer Dame, welche durch eine Thür geht oder in eine Kutsche steigt, nachsehen, um zu begreifen, was der Verfasser meint. Hier wäre Scham vonnöten, allein die freche Mode schlägt sie tot.

Adelbert von Chamisso auf den Radakinseln saß neben einem jungen, blühenden Mädchen, welches nicht das geringste Unanständige darin fand, den ganzen schön geformten Körper den Augen des fremden Mannes auszusetzen. Sie war tätowiert, und Chamisso wollte sich durch das Gefühl von der Höhe der Narben überzeugen, welche durch das Zerspalten der Haut entstanden waren. Er ließ die Fingerspitzen über eine der tätowierten Stellen auf der Lende des Mädchens gleiten, gewiß ohne jede Nebenabsicht. Das Mädchen sagte auch nichts dazu, stand aber nach kurzer Zeit auf und setzte sich, so lange Chamisso auf der Insel blieb, nicht wieder zu ihm.

Man sieht hier recht deutlich, daß Schamgefühl auch entstehen kann in einem ganz unbekleideten Körper.

Chamisso ging mit seinem Freunde, wenn ich nicht irre, Kadu, am Strand der Insel spazieren und wollte sich baden; ihm wurde die beste Stelle gezeigt, und er begann sich zu entkleiden, da entfernte sich sein Freund und erschien erst, nachdem die Badescene vorüber war. Wir sehen wohl, daß dieser Wilde, obwohl selbst unbekleidet, doch das bei Chamisso vorausgesetzte Schamgefühl sehr wohl zu ehren wußte.

Der Prinz von Neuwied hat auf seiner Reise durch Brasilien viele Völkerschaften (die Puris, Patachos, Botokuden u. a.) gesehen, welche ganz nackend und ohne die geringste Entschuldigung für ein Gewand einhergingen. In Yukatan (Mittelamerika) baden häufig beide Geschlechter zusammen, beide gleichfalls unbekleidet, ohne daß die Sitten darunter zu leiden scheinen. Die Spanierinnen der unteren Klassen, besonders in den Handelsstädten, wo sie das Geld erwerben, weil ihre trägen Männer die Zeit dazu verschlafen, helfen beim Ausladen, und da man nicht solche Landestellen hat wie bei uns, man also nicht trockenen Fußes ans Land kommen kann, mehr oder minder tief — drittehalb Fuß, vielleicht auch etwas darüber, durch den Fluß gehen muß, so heben sie und schürzen sie sich die Röcke so hoch auf, daß auch

dem begehrlichsten Zuschauer gar nichts zu wünschen übrig bleibt, denn sie gehen mit etwas mehr als der halben Länge ihres Körpers in den Fluß und wollen doch kein Kleidungsstück benetzen (s. die Zeichnung S. 536).

Allgemein wird von den Reisenden versichert, es sei unstatthaft, hierauf Schlüsse zu gründen, welche mit der Ehrenhaftigkeit dieser Mädchen nicht vereinbar wären; man kann sich sehr harten Zurechtweisungen aussetzen. Die chinesischen Schifferinnen, welche das Geschäft der Fährleute besorgen, auch Spazierfahrten mit Booten machen, gehen sorgfältig verhüllt, wie es denn überhaupt in China Sitte ist, so weite Kleider zu tragen, daß sie nicht das Geringste von den Formen verraten können, und gerade diese Mädchen sind es, an welche man sich ohne Zögern wenden kann; zu jedem Dienst sind sie bereit, und der Fremde läuft durchaus keine Gefahr, wenn er die für seine Gesundheit nicht achtet.

Überhaupt scheint wirklich das Beseitigen der Kleider nicht mit dem Beseitigen der Tugend zusammenzufallen. In ganz Mittelamerika waschen die Frauen der mittleren und unteren Stände jederzeit am Flusse oder im Flusse. Die Wäsche wird auf einen Klotz gelegt, und es wird mit einem breiten Schlägel darauf geschlagen; so stehen sie zu zwei oder zu zehn, wie sich's gerade trifft, stundenlang im Wasser, wobei ihre sämtlichen Kleider bis auf den letzten Faden am Ufer liegen, nur der breitgerandete Strohhut schützt den Kopf gegen die Sonne.

Die wunderschön gelegene Stadt des westlichen Gestades von Centralamerika ist berühmt wegen ihres Paseo al Mar. In der schönsten Jahreszeit verödet Leon. Was irgend so viel besitzt, um einen Monat auf Reisen gehen zu können, zieht eine Tagereise weit an die prachtvoll bewaldeten Ufer des stillen Oceans. Hier entstehen in langer Reihe große und kleine Hütten und Häuser; man will einen Monat ganz ungeniert im Freien leben, will aber auch der Wohlthat des Badens genießen, und dies geschieht in sehr früher Morgenstunde. Männer und Frauen baden sich zwar nicht auf derselben Stelle) das Männerbad ist vom Frauenbad durch einen Bindfaden getrennt, den zu überschreiten unschicklich ist), sonst aber badet man sich gänzlich unbekleidet, und man will behaupten, daß die vornehmen sowohl wie die geringen Frauen dort nicht im mindesten schlimmer seien als an anderen Orten.

Überhaupt sind die Begriffe über das, was anständig und unanständig ist, so wunderbar weitläufig, daß es Weniges giebt, was damit zu vergleichen wäre. Die mediceische Venus bedeckt mit beiden Händen die oben genannten Teile; eine Türkin, eine Orientalin überhaupt, welche man im Bade überraschte, würde *alles* den Blicken des Mannes preisgeben, *nur nicht das Gesicht*; sie würde es nicht machen wie die mediceische Venus,

sondern beide Hände vor das Antlitz halten. Die vornehme Türkin hat sehr schöne, idealische Gewänder, sie haben aber sämtlich annäherungsweise den Schnitt unseres Männerhemdes, nur ist der Schlitz so lang, daß er vom Halse bis beträchtlich unter den Nabel reicht.

Wenn die vornehme Türkin ausgeht, so hat sie gewöhnlich eine Dienerin hinter sich, weil es so Sitte ist; aber sie geht auf der Straße ganz wie im Harem und läßt durch das geöffnete Kleid einen großen Teil ihrer Reize sehen, nur das Gesicht ist so eng verschleiert, die Leinwand, welche darüber gehängt, ist so dicht, daß man nicht nur dahinter nichts erkennt, sondern daß sie selbst nicht durchsehen kann, so daß deshalb ein Paar Löcher vor den Augen ausgeschnitten sind, welche den Schleier zur Maske umgestalten.

Man erzählt, daß eine Kafferin gefragt worden sei, ob sie verheiratet oder noch ledig, da habe sie statt der Antwort ihren Mantel zurückgeschlagen und die Brüste und den Leib gezeigt. Eine Antwort ohne Worte, aber vollkommen charakteristisch, denn beide Teile werden durch die Schwangerschaft sehr entstellt.

Im Innern von Afrika, bei den Tubori, gehen die Weiber gleichfalls ganz nackend, aber sie haben über den Hüften einen Riemen oder Strick gebunden, worin ein etwa ellenlanger Baumzweig befestigt ist, welcher nach hinten über die großen Bewegungsmuskeln des Beines hinweghängt. Dies ist ihre einzige Kleidung, und sie sind sehr verschämt, denn sie wissen gar nicht, was sie vor Verlegenheit anfangen sollen, wenn sie diesen Zweig verlieren.

Bei den meisten uncivilisierten Völkern ist es Sitte, daß die Braut sich sehr entschieden sträubt, in das Haus des Bräutigams zu gehen; man nennt auch dieses schamlos, mit welchem Recht, ist wohl schwer einzusehen, jedenfalls sind die Neckereien, welche bei uns die Braut am Hochzeitabend zu ertragen hat, viel unanständiger. In manchen Ländern war es Sitte, daß der Braut vor allen Gästen der Brautkranz abgesteckt, ihr ein Häubchen aufgesetzt und sie alsdann mit dem Bräutigam nach dem Brautgemach geleitet wurde. Bei den frommen Juden ging dies so weit, daß die Frauen vor der Thür stehen blieben, bis der Bräutigam ihnen die Zeichen seines blutigen Sieges hinausreichte. Am tollsten war es wohl in Ungarn, wo ehemals nach dem Schluß einer sehr reichlichen Mahlzeit eine Art Fackeltanz begann, welchen der Bräutigam anführte und an dem sämtliche Gäste teil nahmen. Nachdem eine Runde im Saale gemacht worden war, verschwand der Bräutigam mit der Braut, während der Tanz von den Übrigen fortgesetzt wurde.

Nach längerer oder kürzerer Zeit erschien der Bräutigam wieder, am Arme die Braut, in der rechten Hand aber den Säbel, auf dessen Spitze der Brautkranz als Zeichen des vollkommenen Sieges schwebte; so nahm er

wieder seine Stelle in dem Reigen ein, und bei dem allertollsten Gelächter und durchaus nicht blöden Anspielungen wurde der Tanz fortgesetzt, bis die Gesellschaft sich auflöste, wobei auch wohl der verliebte Bräutigam sich wiederholt für kurze Zeit verabschiedete, — Unanständigkeiten, welche sonst allgemein Sitte waren, gegenwärtig aber nur noch bei den niedrigsten Ständen sich aufrecht erhalten haben sollen.

Am gesittetsten benehmen sich hierbei immer die dem Mohammedanismus huldigenden Völker. Bei ihnen ist die Reinheit der Braut und die Reinheit des Weibes überhaupt das wichtigste Erfordernis für die Ehe; es fällt folglich niemandem ein, diese durch schlechte Späße zu beeinträchtigen. Der beteiligte Mann oder Vater würde einen solchen Frevel mit dem Tode des Unheilstifters bestrafen. Es kann dies alles schon deshalb nicht vorkommen, weil die Mädchen und Frauen dem Anblick der Männer niemals ausgesetzt werden, oder wo dies geschieht, wie z. B. bei den Malayen, bei denen das weibliche Geschlecht unverschleiert geht, doch alles, was Beziehung hat auf Liebe, Ehe, auf Geschlechtsunterschiede im allgemeinen — mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt wird. Der Bräutigam giebt seiner Braut in Gegenwart anderer nie einen Kuß, nicht einmal kurz verheiratete Leute thun dies in Gegenwart der Eltern, und bei den Malayen auf Java findet nicht einmal die Trauung mit der Braut selbst, sondern immer nur mit dem Vater derselben statt.

Bei den Australiern ist es Sitte, die Braut zu rauben. Hierbei kommt es häufig zu Thätlichkeiten, welche wohl auch blutig enden; selbst die sehr viel mehr civilisierten Neuseeländer befolgen dasselbe Prinzip, und wenn es dem Bewerber nicht gelingt, das Mädchen mit sich zu führen, so darf er gar nicht wieder als Bewerber erscheinen, er ist abgewiesen.

Im übrigen gestaltet sich das Familienleben meistens höchst einfach unfreundlicher bei den Jägervölkern als bei den Nomaden, am freundlichsten bei den Ackerbautreibenden, doch hat auch hier das Klima seinen ersichtlichen Einfluß. Da, wo ein jeder durch die Lieblichkeit einer gesunden Luft in das Freie gelockt wird, ist die Vereinigung am häuslichen Herde weniger häufig und weniger gemütlich als unter den Fischervölkern am Nordrande von Amerika. Die Eskimos sind äußerst gesellig; durch eine sechs bis acht Wochen lange Nacht von der Thätigkeit außer dem Hause abgeschnitten, suchen sie im Innern der Hütte Ersatz dafür. Die vielen Reisenden, welche während eines Zeitraumes von 30 Jahren diese inselreichen Strecken des Polarmeeres auf das emsigste durchforscht haben, können nicht genug erzählen von der Heiterkeit, von der ausgelassenen Lustigkeit dieser für stumpfsinnig gehaltenen Leute, und sie führen Beispiele von einer so gesunden Satire, von so glücklichen ironischen oder in anderer Form gegebenen sati-

rischen Wendungen an, daß man in der That erstaunt. Von Zänkerei soll gar keine Rede sein, am allerwenigsten von einer solchen, die eine für die Zuhörer belästigende Form annähme.

Fast bei allen diesen Naturvölkern, welchem Gewerbe sie sich auch hingeben mögen, der Jagd, der Fischerei oder den Anfängen der Viehzucht, ist der älteste Mann das Haupt der Familie, vor dessen Ausspruch keine Appellation stattfindet, nicht etwa nur in dem eigenen Hause, sondern so weit die Familie überhaupt reicht. Der Vater herrscht über seine zwei oder drei Söhne und deren Familie, der Großvater nicht nur über diese, sondern auch noch über die Enkel und deren Familie, und sollte es einen Urgroßvater geben, so würde er als Patriarch etwa über ein Völkchen von hundert Individuen ebenso absolut herrschen wie meist die Patriarchen der heiligen Schrift. Der Vater übt auch über die Frau die Rechte eines leiblichen Herrn aus. Nur wenige Völker machen hiervon eine Ausnahme. Die alten Lycier nannten sich nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter; die Fidschiinsulaner, die Maoris Neuseelands, die Mikronesier des Marshalls-Archipels ererben Adel und Rang von der Mutter; bei den Dajaken Borneos wird der Schwiegervater mehr geehrt als der eigene Vater. Hier sei noch erwähnt, daß auch die Zärtlichkeitsbeweise, z. B. das Küssen, nicht überall die gleichen sind. Die Maoris Neuseelands, die Thahitier, Papuaner, die Australier kennen das Küssen nicht, und in ganz Westafrika, nicht minder bei den Frauen Lapplands, ist diese Liebkosung ungebräuchlich. Bei Völkern, welche die Lippen aufschlitzen und kleine Hölzer in den Schlitzen tragen, z. B. den Koluschen und Botokuden, den mittel- und südafrikanischen Negern, verbietet sich diese Sitte von selbst.

In der Familie liegen die Keime der bürgerlichen Gesellschaft auch für die Naturvölker: die Autorität der Eltern, die Pietät der Kinder und aller Zugehörigen bilden die Wurzel. Damit in Verbindung steht dann das Eigentumsrecht der Familie an aller beweglichen und unbeweglichen Habe, welches von anderen Familien respektiert wird. Nur das Jagdrevier ist bei Jägerstämmen gemeinsames Eigentum, es gehört dem Stamme und wird gegen andere Stämme verteidigt. Das Eigentum gilt als unantastbar, Diebstahl wird meist mit harter Strafe belegt. Bei den Polynesiern herrscht der wunderbare Gebrauch, daß alles, was der Häuptling des Stammes betastet, tabu, d. h. unberührbar für jedermann wird.

Die Familien leben derart unter ihrem eigenen Haupte ungestört neben einander, und wenn auch die kleine Gemeinde auf viele hundert Personen, 120, 130 und mehr Familienhäupter anwächst, so ist doch von irgend einer Staatsverfassung keine Rede, es sei denn, daß ein anderer Volksstamm mit dem ersten in Streit käme und etwa ein Krieg ausbräche;

dabei wird immer der Älteste und Tapferste als Führer gewählt; aber nur so lange der Krieg dauert, währt diese Häuptlingsschaft, während welcher unbedingt vollzogen wird, was der Häuptling befiehlt, indessen gleichzeitig die Freiheit des einzelnen, soweit es seine Häuslichkeit und seine ganze Familie betrifft, völlig unangetastet bleibt.

Ein sehr großer Krieger maßt sich mitunter eine dauernde Herrschaft an. Er hat das Vertrauen der Seinigen gewonnen, und sie haben nichts dawider, ihm ihre Achtung zu bezeigen dadurch, daß sie seinen Befehlen

folgen; aber jeder einzelne kann in jedem Augenblick von diesem Häuptling wieder abfallen, ihm sein Vertrauen wieder entziehen, er kann sich sogar gegen ihn auflehnen, und er hat nur mit seiner Person für seinen Widerstand einzustehen. Es giebt keine Zwangsmaßregeln, um den friedlichen Anmahnungen Gehör zu verschaffen, und der Häuptling, der es versuchen wollte, würde sofort als eine Art Usurpator angesehen werden und würde das Vertrauen aller anderen verlieren.

Wenn einzelne mit einander in Streit geraten, so pflegt wohl ein Stammesältester als Vermittler aufzutreten. Gelingt dies jedoch nicht, so überläßt man den Beteiligten, ihre Sache persönlich auszumachen, es giebt

dann Einzelkämpfe, die eben nicht zu den angenehmsten Erfindungen gehören. Die beiden Gegner treten mit gleich großen, zähen Stöcken einander gegenüber und schlagen abwechselnd auf einander los, auf den immer ganz nackten Körper, so daß jeder Hieb breite blutunterlaufene Schwielen verursacht, welche beim zufälligen Treffen auf die nämliche Stelle zu einer breiten Wunde aufklaffen. Der Kampf wird gewöhnlich so lange fortgesetzt, bis ein jeder zwei oder drei Stöcke auf seinem Gegner zerschlagen hat. Die Entscheider des Kampfes halten diese in Bereitschaft und halten sie den Kämpfern dar, bis einer von beiden erklärt, er habe genug. Die Neger in mehreren Teilen von Südafrika zerfleischen sich auf ähnliche Weise mit peitschenartig geformten Streifen von Rhinoceroshaut. Es ist dieselbe Roheit, welche sich im englischen Volke beim Boxen zeigt, nur erscheint sie daselbst widerwärtiger, weil nicht Feindschaft den Kampf hervorbringt, sondern weil er um des Geldgewinnes willen eingeleitet wird und viele Zuschauer daran teilnehmen, dafür und dagegen wetten und der ganze brutale Akt zur Ergötzlichkeit, selbst für sogenannte vornehme Leute wird.

Bei sehr vielen Völkern wird der Zweikampf zu einer Art von Gottesgericht. Bei einigen anderen wird ein wirkliches Gottesgericht gehalten, ohne daß ein Kampf damit verbunden wäre. Irgend ein vom Priester bestimmtes Zeichen giebt dem einen Recht, dem anderen Unrecht und derjenige, der die meisten Mittel hat, um das Recht auf seine Seite zu bringen, erhält es gewiß.

Werden die Zwistigkeiten einzelner nicht auf solche Weise geschlichtet, so entstehen gerade hieraus sehr leicht dauernde Kriege zwischen den Mitgliedern desselben Stammes. Die schwächere Partei bezahlt ihr Unterliegen gewöhnlich mit Verlust der Heimat, zieht von dannen in eine andere Gegend, bekriegt aber nicht selten die siegreiche Partei noch lange Zeit nach der Trennung.

Wo es einem Oberhaupte gelingt, sich dauernd, selbst für den Frieden Geltung zu verschaffen, pflegt sehr bald die Despotie an Stelle der patriarchalischen Form zu treten, mit ihr dann auch wohl Abgaben an das Oberhaupt, im übrigen höchst selten bei wirklich kriegerischen Nationen, viel mehr bei gutmütigen, liebenswürdigen, Ruhe und Frieden wünschenden Menschen. Bei den Kriegern fühlt ein jeder zu sehr den eigenen wahren Wert, um sich von einem anderen unterjochen zu lassen; bei den rohesten und wildesten Völkern der Südsee findet man übrigens die despotische Regierungsform auf die entsetzlichste Weise ausgebildet, dort herrschen einzelne Könige über kleine und große Inselgruppen mit blutiger Hand, sie fordern nicht nur Abgaben, sie mähen nicht nur die angepflanzten Felder nieder, sondern sie überfallen bei nächtlicher Weile ein Dorf, rauben, was darin

zu finden ist, die im Kampfe Gebliebenen werden sofort verzehrt, und die übrigen werden an den Hof des Häuptlings gebracht, um dort gefüttert zu werden wie Schlachtvieh, bis ein Gefangener nach dem anderen an die Reihe, geschlachtet zu werden, kommt. So ist es auf den Fidschiinseln vielleicht noch in diesem Augenblick, ähnlich war es früher auf Neuseeland. Auf anderen Inselgruppen giebt es völlig von einander gesonderte Stände, einen Fürstenstand, einen Adel- und einen Bauernstand. Dies sind die ersten Anfänge eines Staatsverbandes, allerdings noch sehr roh, doch schon annäherungsweise zeigend, wie sich die menschliche Gesellschaft allmählich gestaltet zu dem, was man einen Staat nennt. Bei den an der Küste von Alaska wohnenden Koluschen, ebenso bei den Haidah der Charlotteninseln trifft man einen Geburtsadel; die Familien führen Wappen aus Tierbildern.

Die Bewaffnung der wilden Völker besteht meist aus Bogen und Pfeil, deren Gebrauch eine große Geschicklichkeit und Übung voraussetzt. Die letztere gewährt die Jagd, von welcher sie zunächst leben. Hört dieser Lebenserwerb auf, wie auf allen Gebieten, wo Landsäugetiere in unzureichender Zahl vorhanden sind (z. B. den Koralleninseln in Westindien), so verschwinden Bogen und Pfeil. Bei den Malayen und Papuanen tritt an ihre Stelle das Blasrohr; die tödliche Wirkung seines Bolzens erzeugt das Gift, mit welchem die Spitze gesalbt wird. Auf den malayischen Inseln dient hierzu das Ipo oder die Milch des Upasbaumes (Antiaris toxicaria), welches nur selten tötet, aber recht bösartige Wunden erzeugt; die Kanowit-Dajaken Borneos und die Bewohner der Küsten des karibischen Golfes sollen als Gift die Milch des Manschinellbaumes (Hippomane Mancinella) mit Zusatz von Schlangengift verwenden, welches den Tod unter Qualen und Rasereien sicher herbeiführt. Die Indianer am Amazonenstrome und in Guyana verwenden das Urari, Curare oder Wurali, welches sie aus der Rinde und dem Splint gewisser Strychnos-Lianen herstellen, welches den Tod schnell und schmerzlos herbeiführt.

Diejenigen Völker, welche von der Jagd zum Ackerbau übergingen, mußten sich auch andere Waffen ersinnen, die nicht eine beständige Übung erfordern. Wir sehen daher die Mexikaner sich mit Schutzwaffen aus Leder und Metall (Schildern) versehen und das Schwert und die Lanze gebrauchen.

Die Menschen selbst der tiefsten Gesittungsstufe inmitten der Wunder der Natur gestellt, besitzen den Kausalitätstrieb, welcher nach dem Woher, der Ursache der Erscheinungen fragt. Die Macht und Größe, mit welcher sie auftreten, das Unvermögen, sie zu erklären, umgeben die Naturerscheinungen mit dem Schleier des Geheimnisvollen, Übermenschlichen.

Die Naivität der Naturvölker vermag ihnen zunächst nicht anders näher zu treten, als daß sie ihnen von sich selbst entlehnte, also menschliche Eigen-

schaften beilegt und sich die Gegenstände beseelt denkt. Die Folge davon ist, daß dieselben Willen, Triebe, Leidenschaften haben und ihre Macht über Wohl und Wehe der Menschen ausüben. Alles Gute und Böse wird ihnen zugeschrieben, Ehrfurchtsbezeigungen werden ihnen entgegen getragen. Die papuanischen Bergvölker in Neuguinea schwören bei hohen Bergen, welche sie im Falle des Meineides überschütten mögen; die Australier in Neusüdwales halten es für einen Frevel, in der Nähe von Felsen zu pfeifen, weil sie sagen, es hätten einst ihre Stammesgenossen dies gethan und wären von herabstürzenden Blöcken erschlagen worden. Die Itelmen Kamtschatkas verehrten die Bachstelzen als Urheber und Verbreiter des Frühlings, weil er eintrat, sobald sie sich zeigten.

Der Urheber erschreckender oder erschütternder Begebenheiten, welcher auch die Schicksale des Menschen bestimmt — ihm wird Verehrung entgegengetragen, und zwar aus innerem Drange, entsprungen aus der menschlichen Ohnmacht, welche den Erscheinungen rat- und hülflos gegenübersteht. Der Fetisch ist zunächst ein solcher „Zaubergegenstand", welcher zauberische Kräfte trägt und demgemäß wirkt; erst später wird er selbst zum Götzen, indem sich der Mensch vorstellte, er sei das überirdische, göttliche Wesen.

Der wilde rothäutige Indianer erblickt Geister in Pflanzen, Tieren, Muscheln, Steinen und erhält seinen Schutzgeist — und selbst das fortgeschrittenste Kulturvolk hat sich von solchem Aberglauben, dem Überreste seiner früheren kindlichen Religionsanschauung, nicht ganz frei machen können, er ist ein Zeichen seiner ersten religiösen Regung.

Es sind meistenteils die imponierenden Naturerscheinungen, welche als göttlichen Ursprunges oder als selbst göttlich betrachtet werden, und zwar sind es meistenteils die schrecklicheren Erscheinungen, deren Göttlichkeit der Mensch anerkennt. Es scheint, die Dankbarkeit sei eine zwar den Tieren, aber keineswegs den Menschen angeborene Tugend; hier muß sie immer angelernt werden, darum kommt der Mensch auch in der Regel nicht zur Dankbarkeit für sein gutes Geschick, für das Glück, welches ihm gewährt worden, für die göttliche Macht, durch welche es herbeigeführt ist. Glück und Wohlergehen nimmt er meistenteils als eine ihm abgetragene Schuld an und fällt gar nicht darauf, daß er dafür dankbar sein müsse. Das Unglück aber stört ihn, und wenn es möglich ist, will er es beseitigen, und darum fleht er die bösen Geister an, sie möchten ihn verschonen, während er den guten weder für ihre Wohlthaten dankt, noch sie bittet, dieselben fortzusetzen. Das ist die alte Geschichte von dem Teufel, dem man zwei Lichter anzündet. Der deutsche naive Volkswitz hat dies sehr gut ausgedrückt.

Hiermit in nächster Verbindung steht der Gespensterglaube und der Glaube an Zauberei als Vergegenwärtigung der bösen Geister, als Mani-

festation derselben; hierdurch erhalten die Priester jener bösen Dämonen solch eine unglaubliche Gewalt, hierdurch wird es ihnen möglich, nicht nur auf die Häuptlinge, sondern auch auf das ganze Volk zu wirken. Sie bedrohen die Ungläubigen mit den Schrecken einer geheimnisvollen Welt, zu der sie die Schlüssel zu haben vorgeben.

Man glaubt behaupten zu dürfen, daß bei allen Völkern der Glaube an einen einzelnen, einheitlichen Gott der allgemeine sei, und glaubt hierdurch zu beweisen, daß der Monotheismus eine Offenbarung Gottes und daß jede Religion, in der er vorwaltet, ein Überbleibsel dieser Offenbarung sei. Man führt als Beweis an, daß gewisse Sagen bei allen Völkern wiederkehren, wie z. B. die bekannte von der Sündflut, welche sich sogar bis nach Amerika erstreckt, was denn doch gewiß nicht der Fall sein könnte, wenn nicht ein so allgemein verbreitetes Ereignis dagewesen wäre.

Die Beobachtungen sind unrichtig, und der Schluß, den man daraus zieht, ist gleichfalls unrichtig. Es fehlt viel daran, daß bei allen Völkern der Monotheismus sich ursprünglich zeigte. Jetzt kann von einer Untersuchung hierüber eigentlich gar keine Rede mehr sein, denn die Naturvölker haben aufgehört, es zu sein, und sind so sehr verwandelt worden durch die fortwährende oder gar dauernde Berührung mit dem Abschaum der europäischen Menschheit, daß sie ihre Ursprünglichkeit nicht nur ganz verloren haben, sondern daß auch die Erinnerung daran aus dem Gedächtnis der Menschen geschwunden ist. Was uns aber die älteren Berichterstatter erzählen, was wir aus den Reisebeschreibungen von Chamisso, Langsdorf, Meyen und vielen anderen, bis zurück zu den beiden Forster erfahren, also aus einem Zeitraume, der etwa vor 60 Jahren beginnt und bis zu 120 Jahren zurückreicht, aus einem Zeitraum, in welchem namentlich die Südseeinseln noch sehr wenig besucht waren und die Beobachtung uns einen Zustand geben konnte, der noch nicht von Matrosen und Missionaren beeinflußt war, lehrt uns, daß der Monotheismus gerade unter den Naturvölkern am wenigsten verbreitet gewesen sei.

Gefühl für körperliche Schönheit.

Den Naturvölkern wohnt immer ein eigenes Gefühl von ihrer Schönheit bei. Daß sie sich selbst für die Schönsten halten, solange sie noch nicht andere gesehen haben, ist zu sehr in der menschlichen Eitelkeit begründet, als daß man sich darüber wundern könnte; sobald aber Weiße unter sie treten, tragen diese jederzeit den Sieg davon über die frühere Ansicht; vielleicht liegt in

diesem angeborenen Schönheitsgefühl der Grund, warum Europäer bei einigermaßen gesittetem Betragen bei den Frauen aller Völker Glück haben. Man behauptet zwar, daß die Neger dunkle Farbe, dicke Lippen und breite Nasen sehr schön finden, und daß sie den Teufel weiß malen. Daß Schwarze unter Schwarzen jemanden, der recht schwarz ist, schöner finden als einen, der es weniger ist, dürfte wohl natürlich sein, daß sie aber, wo sie die Wahl haben zwischen weiß und schwarz, doch nach dem Weißen greifen, scheint darzuthun, daß auch ihnen die hellere Farbe die schönere ist.

Die Malayen drücken ihren Kindern meistenteils den Nasenknorpel ein im Akte der Geburt, das Kind hat den die Nase störenden Druck durch die Hebeamme bereits erlitten, bevor es seinen ersten Schrei gethan. Die Weiber, welche sonst diesen Dienst versehen, etwa die Mütter oder ältere Verwandte der Gebärenden, thun dies aus eigener Machtvollkommenheit, aber wohl schwerlich aus Schönheitsgefühl, sondern aus Gewohnheitsgfühl, es ist einmal so der Brauch, und der heiligt viel. Wir brauchen gar nicht bis zu den Malayen zu gehen, wir können Ähnliches jeden Tag mitten in Europa wahrnehmen. In einem winzigen deutschen Ländchen ist es Sitte, die Tuchbeinkleidung gerade am ersten Mai abzulegen, dann wird sie abgelegt, es möge kalt oder warm sein. Mancher möchte leinene Beinkleider tragen am ersten April, wenn die Tage beständig und schön sind, aber er würde noch am letzten April ausgelacht werden, wenn er es thäte. Darum thut er es nicht; aber deshalb kann man von den Leuten nicht sagen, sie trügen bei der größten Hitze Tuchbeinkleider, weil es ihnen so bequemer wäre, man kann nur sagen, daß sie sich trotz der besseren Überzeugung durch das Hergebrachte beherrschen lassen.

Bei manchen Naturvölkern ist das Bemalen des Körpers Sitte, und je schreiender die Farben, desto schöner. Manche von den Farben haben nur symbolische Bedeutung; so gilt unter den Nordamerikanern Rot für die Farbe des Krieges, Gelb bei den Chinesen für die Farbe der Trauer, Blau ist die Farbe der Trauer bei den Türken; die Australier dagegen bemalen sich zur Trauer mit Weiß, welche Farbe wieder bei den meisten Völkern ein Symbol des Friedens ist, und bei den Feuerländern ist Weiß wiederum die Farbe des Krieges. Bei den Malayen gilt Gelb für die schönste Farbe, und sie ist die Farbe der Freude; darum bemalen sich die Malayen mit Curcuma so stark gelb, daß man ihre eigentliche Farbe gar nicht erkennt, aber nicht, weil man dies für schön hält, sondern weil es Mode ist, gerade wie unsere Damen die allem Anstandsgefühl Hohn sprechenden, alle Schönheit vernichtenden Reifröcke trugen, nicht weil sie unschön oder unanständig sein wollten, sondern weil sie der Mode huldigten.

Man erzählt, daß die meisten Völker der Südsee, welche Betel kauen,

sich die Zähne schwarz färben, da sie diese Farbe für die Zähne schöner finden als die weiße; die Sache aber hat einen ganz anderen Grund. Das Betelkauen färbt die Zähne abscheulich gelb; damit man dieses nicht sehe, werden die Zähne mit einem Pflanzendecoct schwarz gefärbt, was jedenfalls viel schöner ist als das ekelhafte Braun, welches die Zähne des Tabakkauers zeigen. Betel aber muß genommen werden, und da man mit dem Betelkauen nicht weiße Zähne verbinden kann, so erklärt man die schwarzgefärbten für die schöneren.

Wir sagten, Betel muß gekaut werden! man kann das nicht lassen, wie man bei uns das Rauchen nicht lassen könnte, oder das noch viel abscheulichere Tabakkauen. Es gehört nämlich zur Höflichkeit, deren Gesetze der Malaye niemals überschreitet, Betel zu kauen. Der Atem des Mundes gilt für etwas Unreines, darum spricht der Niedriggeborene mit dem Höheren nie anders als aus der Entfernung und mit vor den Mund gehaltener Hand. Der Gleichberechtigte thut dies zwar nicht, aber er verbessert seinen Atem durch das Betelkauen; dieses giebt demselben, da das Betelblatt etwas sehr Aromatisches hat, einen eigentümlichen und wirklich angenehmen Geruch, und nicht Betel zu kauen, gilt für unanständig, weil eben diese Verbesserung des Atems nicht stattfindet. So erklärt sich eines aus dem andern, aus der Höflichkeit das Bettelkauen und aus dem Bettelkauen das Schwarzfärben der Zähne, und die Gewohnheit ist so mächtig, daß Leute niederen Standes weiße Zähne wirklich unschön finden und daher von den Europäern sagen, sie hätten Zähne wie die Hunde. Solchen Leuten kommt auch unsere Hautfarbe nicht schön vor, und trotz dessen heiraten die Malayen, wenn es irgend möglich ist, weiße Frauen, und wären sie auch weit unter ihrem Stande. Daß die Weißen auf jenen Inseln meistens malayische Konkubinen haben, rührt auch nicht daher, daß sie dieselben für schöner halten, sondern daher, daß weiße Mädchen sich dazu nicht hergeben.

Die Göttergestalten kann man mit ziemlichem Recht als die Ideale dessen betrachten, was die Völker für schön halten. Wir können von den Malereien der großen Meister in Italien zurückgehen zu den Griechen vor unserer Zeitrechnung, zu den Ägyptern, zu den Indiern; überall, wo die Kultur weit genug vorgeschritten ist, wirkliche Kunst zu erwecken, findet man schöne Göttergestalten. Umstehende Zeichnung giebt die berühmte Venus von Medici, die danebenstehende Figur ist das getreue Abbild einer Georgierin aus dem Serail eines Pascha. Wir sehen, daß unsere Begriffe von Schönheit noch dieselben sind wie die der griechischen Künstler aus den Zeiten Alexanders des Großen. Nur zwei Ausnahmen sind dem Verfasser bekannt (von civilisierten Nationen), welche unschöne Göttergestalten haben, das sind die Chinesen und die Mexikaner.

Letztere betreffend, so haben uns berühmte Reisende, wie Humboldt und andere, das Schätzbarste geliefert, was man über diesen Gegenstand auffinden konnte, und Squier sowohl als andere Geistesverwandte das Neueste, was in dieser Hinsicht aufgefunden worden ist. Die Chinesen

betreffend, so hat es an einer großen Menge von Götzenbildern mit genauer Beschreibung und Personificierung derselben nicht gefehlt; teils findet man schließlich auf jeder größeren Theebüchse solche Abbildungen, welche sämtlich ihre bestimmte Bedeutung haben, gewisse Gottheiten personificieren. Allein hierbei ist nicht von dem Geschmack und der Richtung desselben die Rede, sondern lediglich von einer bestimmten Form, welche wahrscheinlich inne

gehalten werden mußte und uns also keinen Einblick in das gewährt, was wir das Schönheitsgefühl eines Volkes nennen dürften. Der Geschmack der Chinesen ist zwar höchlichst verdorben, dies kann man aus denjenigen Bildern sehen, welche aus der Phantasie chinesischer Maler hervorgehen, und welche mit dem größten Fleiß ausgeführt, für den Verkauf an vornehme Leute bestimmt sind und gewaltig teuer bezahlt werden. Alles, was man gegenwärtig an Stereoskopen mit der Bezeichnung Akademien besitzt, ist wahres Kinderspiel gegen diese chinesischen, sauber gemalten und zum Schmuck vornehmer Häuser bestimmten Bilder. Jede mögliche Stellung, in welche zwei Personen verschiedenen Geschlechts, bei der ausschweifendsten Phantasie derselben, zueinander kommen können, ist hier mit einer Rücksichtslosigkeit dargestellt, welche unser Gefühl auf das alleräußerste empört. Wir lernen eben daraus die Geschmacklosigkeit des jeder edleren Richtung baren, absolut sinnlichen Volkes kennen; aber trotz aller Geschmacklosigkeit der Verfertiger kann man nicht umhin, zu gestehen, daß ihre Schöpfungen sehr nahe an dasjenige streifen, was auch wir schön nennen, und daß besonders die Farbengebung dem Blühendsten gleichkommt, was von den Malern in neuester Zeit irgend geleistet worden. Wir könnten in dieser Hinsicht dieselben sogar weit über die alten römischen Meister setzen, denn was uns aus der Zeit der Blüte der Kunst jenes Volkes aufbewahrt worden ist, wie Pompeji und Herculanum, hat, so sehr es von unseren Malern als schön und geschmackvoll gepriesen wird, doch nur die schöne Form und keineswegs die schöne Farbe für sich, und wenn Schinkel sich bewogen fühlte, in der Angabe zu den Wandgemälden und Deckengemälden im Konzertsaale des Schauspielhauses diese nämlichen Farben mit einer beinahe sklavischen Treue festzuhalten, so kann man darüber nur sagen, daß er auf die Autorität eines längst verflossenen Jahrtausends seinen eigenen besseren Geschmack verleugnet habe, denn die Gestalten sehen nicht aus wie nackte Menschen, sondern wie solche, denen man noch ein Kleidungsstück mehr, nämlich ihre eigene Haut ausgezogen hat.

Auch bei den Wandgemälden, die man in aufgegrabenen Ruinen mexikanischer Städte gefunden hat, findet man Darstellungen, welche nicht der Götterspähre angehören, und bei denen von unschönen Formen in der That nicht gesprochen werden kann.

Man erzählt, daß eine junge Australierin, von einem Weißen verführt, ein Kind bekommen habe, dessen helle Farbe ihr Schönheitsgefühl beleidigte, weshalb sie dasselbe mit Fett eingerieben und beräuchert habe, um es dunkler aussehend zu machen. Ich glaube, daß es hier vielmehr das beleidigte Sittlichkeitsgefühl als das Schönheitsgefühl gewesen ist, welches diese Handlung hervorgebracht hat. Das hellfarbene Kind zeigt allen Gespie-

linnen und Freundinnen auf den ersten Blick eine Verirrung, einen Fehltritt an; die Neigung zu einem Manne ihres Stammes wird nicht als ein solcher betrachtet, das hellfarbige Kind aber lehrt, daß ihre Neigung nicht auf einen Mann ihres Stammes gefallen, und das ist es, was sie für eine Schande hält.

Am nächsten mit dem Schönheitsgefühl fallen zusammen die Formen der Begrüßung, und bei diesen kann man allerdings manches Sonderbare nicht in Abrede stellen. Freunde schütteln sich bei uns die Hände, Chinesen, die einander begegnen, verbergen dagegen die Hände vor einander, es sieht aus, als ob sie glaubten, es sei nicht schön, Hände zu haben, als ob sie glaubten, man müsse dieselben dadurch verleugnen, daß man sie in den weiten Rockärmeln verbirgt, und wir hätten sehr unrecht, wenn wir sagen wollten, das sei geschmacklos. Das Äußerste, was man zugestehen kann, ist, daß es nicht nach unserm Geschmacke sei.

Wenn zwei Neu-Seeländer einander begegnen, vorausgesetzt, daß es Freunde sind und daß sie einander Wohlwollen zu erweisen beabsichtigen, so ergreifen sie sich gegenseitig bei den Händen, schütteln dieselben, neigen die Gesichter und reiben die Nasen recht kräftig aneinander. Man lacht darüber, kuriose Leute! was aber ist denn kurios, daß die Neu-Seeländer sich die Nasen reiben, oder daß wir uns die Lippen reiben? Gewiß ist der Kuß von schönem Munde etwas Reizvolles und Wertvolles, aber der Kuß, den zwei Männer einander geben, hat weder besonderen Wert noch Reiz, und doch gilt diese Begrüßungsart als ein Beweis von vorzugsweiser, großer Gunst der sich Begrüßenden, denn nur bei recht wertvollen Freunden übt man diese sehr sonderbare Mode.

Es giebt Völker, welche es für unanständig halten, das Haupt zu entblößen, wenn man sich begrüßt. Die Malayen gehören besonders dazu; sie bedecken das Haupt in dem nämlichen Falle, in welchem wir den Hut abnehmen. Die Israeliten wollen ohne Zweifel mit Jehovah nicht unhöflich umgehen, wenn sie den Hut aufsetzen in der Synagoge oder im Tempel; dagegen entblößen sie die Füße, und wenn es nicht im strengsten Sinne des Wortes geschieht, so ist dies nur auf das Klima zu schieben, welches Strümpfe in den Schuhen fordert, während man sich sonst mit den Schuhen ohne Strümpfe begnügte. Wir Europäer begrüßen durch Hutschwenken. Es ist dabei keineswegs die Entblößung des Hauptes das Wesentliche, man muß den Hut um so tiefer schwenken, je höher derjenige steht, den man begrüßen will, und es steckt, durch allmähliche Übung hervorgebracht, ein solcher Takt in den Leuten, daß sie die Schwenkung des Hutes nicht um einen Zoll weiter ausdehnen, als sie glauben, daß es nötig sei. So fragt sich's denn gar nicht, welche Sitte die schönere, die anmutigere sei, sondern nur

was Sitte sei, und es fehlt uns an aller Berechtigung, zu behaupten, daß wir darin mehr Geschmack als andere Leute hätten, und wir sind gar nicht besser daran als die allernatürlichsten Naturvölker.

Man sagt diesen mit einem gewissen Anschein von Recht nach, daß sie sehr unreinlich wären. Ihre Haut glänzt von Fett und Schweiß, sie wird wieder matt von Staub, von Ruß und Farbe. Niemand hat weniger Neigung, dies zu verteidigen, als der Verfasser; aber zur Ehre der Wahrheit muß gesagt werden, daß einerseits eine Art von Notwendigkeit dazu drängt, andererseits die Sache nicht halb so schlimm ist, als wir Europäer sie zu machen pflegen, drittens endlich wir Europäer nicht im mindesten besser daran sind als die Wildesten unter den Wilden. Der Verfasser hat verschiedene Personen gekannt, welche nicht wußten, daß man sich etwas anderes waschen könne als das Gesicht und die Hände, er hat andere gekannt, welche bei dem Gedanken, die Genitalien zu waschen, in frommer Scheu ausriefen: „O pfui!" nämlich wer wird das thun, wer wird so Schändliches verüben? wer wird dahin fassen? — Es ist also die reine Frömmigkeit, wegen deren man sich nicht wäscht, es ist unschicklich vor sich selbst.

Was den äußerlichen, mitunter dick genug aufsitzenden Schmutz der Wilden in den Tropenländern betrifft, so rührt derselbe von klimatischen Verhältnissen her und ist eine Art Notwendigkeit. Das Einfetten und Einölen muß jeden Tag von neuem geschehen, wenn die Haut geschmeidig bleiben soll, im anderen Falle erhält sie Risse und Sprünge. Es wird aber wohl nicht leicht vorkommen, daß ein sogenannter Wilder sich nicht jeden Morgen und jeden Abend badete, wobei die Jahreszeit keinen Unterschied macht, indem innerhalb der Tropen und in der Nähe derselben die Sommer- und Wintertemperaturen nicht bedeutend voneinander abweichen. Nach dem Entfernen des Schmutzes wird allerdings sofort von neuem eine Einfettung vorgenommen, aber dieses Fett ist eben kein Schmutz, sondern wird es erst im Laufe des Tages durch den Staub, worauf es denn auch wieder fortgenommen wird; für die Nacht ist die Einfettung aus anderen Gründen notwendig. Insekten aller Art umschwärmen das Lager des Bewohners der heißen Zone, und diese sind nur durch Einsalben des Körpers von demselben abzuhalten; es ist daher im ganzen Orient, von Europa an rund um die Erde bis wieder zu uns zurück, ein allgemeiner und ein durch die Notwendigkeit gebotener Gebrauch.

Was in den Tropenländern die Hitze thut, bewerkstelligt in den Polarländern die Kälte, sie verursacht eine höchst empfindliche Sprödigkeit der Haut, welcher man durch Einsalben begegnet.

Viel schlimmer steht es bei uns, wo keine Notwendigkeit eine solche Unreinlichkeit gebietet. Diejenigen Personen, welche Handwerke betreiben, bei

denen sie sich mit Öl und metallischen oder sonstigen Abfällen verunreinigen, lassen den Schmutz ganz unbedenklich während der ganzen Woche auf ihrem Körper sitzen und waschen sich erst am Sonntage. Dies ist wirkliche, abscheuliche Unreinlichkeit, die gar keine Entschuldigung findet, nicht einmal im Kostenpunkte, denn abgesehen davon, daß der Arbeiter in den Maschinenbau-Anstalten eine Bezahlung bekommt, welche die der sämtlichen Subaltern-Beamten der meisten Staaten weit übertrifft, und abgesehen davon, daß ein solches tägliches Bad kaum den dreißigsten, in der Regel nicht den hundertsten Teil des täglichen Erwerbes in Anspruch nimmt, ist auch selbst die Verausgabung dieser geringfügigen Summe nicht nötig, indem ein solcher Mann sich sehr wohl in seiner Schlafkammer waschen kann.

Und wie sehen die Frauen und Kinder aus den unteren Ständen an den Wochentagen und selbst an den Festtagen aus? Wahrlich die Unreinlichkeit ist kein Prärogativ der Wilden, und viele dieser zeigen sogar eine Neigung zur Reinlichkeit, um welche die vornehmste Dame sie beneiden möchte, wie die Tonga-Insulaner und viele andere. Sonderbar genug ist bei alledem die Neigung der meisten Frauen, das Ungeziefer von den Köpfen ihrer Angehörigen abzusuchen, worin die Fidschis und die Aleuten einen bewunderungswürdig ähnlichen Geschmack mit den Spanierinnen und den Italienerinnen haben. Es stehen daher in sehr vieler Hinsicht die Bewohner des südlichen Europa dem Naturzustande der unkultivierten Völker äußerst nahe, und es ist höchst übermütig von eben diesen Europäern, sich für gar so hoch gestellt, sich für so überlegen zu halten den andern gegenüber, die man als Wilde bezeichnet.

Hier bei uns, im südlichen Teil von Europa, von wo für uns alle Kultur ausgegangen ist, wo man in den meisten Städten noch Prachtbauten, überall noch Ruinen großer Kunstwerke und überall noch erträglich bequeme Wohnungen findet, hier wohnt doch das niedere Volk und der Landmann in einer Weise, welche in der That der ehemaligen Kultur dieser Länder nicht entspricht. Die Wohnungen des Hirten sind Höhlen in den Felsen oder Bäumen, die Wohnungen des Landmannes haben wenig voraus: es sind etwa nicht unter, sondern über der Erde angelegte Höhlen; Aufhäufungen von Steinen mit Erde verbunden, man könnte sie cyklopische Bauten nennen im verjüngten Maßstabe, unbehauene Steine, so gut wie sich's thun lassen will, übereinander gelegt und durch übergeschüttete Erde verbunden. Die Bewohner der Städte haben gleichfalls solche Höhlen, nur befinden sie sich in Ruinen alter Paläste oder verfallener Gebäude, sind aber sonst luft- und lichtlos wie die des Hirten oder des Waldbewohners, welcher gleich dem Räuber, mit dem er auf das nächste verwandt ist, nichts weiter wie ein Lager für die Nacht begehrt.

Wie viel schöner, anmutiger, gesunder, dem Körper zuträglicher sind dagegen die Holzhäuser dieser Tropenbewohner, die Leder- oder Filzzelte der asiatischen Nomaden, die hölzernen, mit Erde oder mit Schnee bedeckten Häuser der Lappländer, der Eskimos und anderer! Auch die Kochkunst ist bei den wilden Völkerschaften viel weiter ausgebildet als bei den Italienern, Griechen und Spaniern, und diese Kunst ist doch gerade diejenige, welche man vorzugsweise zu den Künsten der Civilisation zu rechnen pflegt, wenigstens läßt sich aus dem Gesagten beweisen, daß eine eigentliche Grenze, daß ein wirklicher gründlicher Unterschied zwischen civilisierten und sogenannten Wilden sich nicht machen lasse, und daß die Zustände dergestalt mannigfaltig ineinander übergehen, daß man an keinem Punkte sagen kann, hier fängt die Civilisation an, hier hört der Naturzustand auf. Selbst in dem hoch civilisierten Frankreich und in Irland hat der Verfasser halb unterirdische und dann aus Torfstücken aufgeschichtete Wohnungen gesehen, welche den meisten wilden Völkerschaften unheimlich und unzugänglich vorkommen würden. Menschen und Tiere (Hunde und Schweine u. s. w.) waren in demselben Raum vereinigt; Kühe und Schafe dienten den Menschen als Kopfpolster; über dem Feuer hing an einer Kette ein Kessel von Eisen, in welchem das täglich wiederkehrende Gericht gekocht wurde; daneben stand ein großer ausgehöhlter Klotz, ein Trog, in welchen hinein der Inhalt des Kessels umgestülpt wurde, wenn das Gericht fertig war. An diesem Trog wurde die Mahlzeit eingenommen, und der Rest wurde, um der Reinlichkeit willen, von Katze und Hund ausgeleckt. Niemand hat gewagt, dergleichen selbst von den Papuas auf Borneo oder Celebes zu erzählen. Sogar Stephens (ein Nordamerikaner) beschreibt in seiner Reise durch Griechenland, die Türkei und Rußland den Zustand der russischen Bauern, mit dem der Neger in der türkischen Armee verglichen, solchergestalt zum Nachteil der ersteren, daß man wirklich den Gedanken an das geistige Übergewicht der kaukasischen Rasse ganz und gar aufgeben muß, und Stephens gehört, wie bemerkt, einer Nation an, deren Hochmut so groß ist, daß sie den Neger eigentlich gar nicht als Menschen gelten läßt, sondern ihn, wenn auch vielleicht nicht in Gedanken, so doch in der That unter das Vieh zählt und den Neger nur um so viel höher schätzt als eine Kuh, als er teurer im Preise steht als diese.

Verwilderung der Europäer unter gewissen Verhältnissen.

Wenn niemand wagen wird, den Naturvölkern die Civilisationsfähigkeit abzusprechen, so wird man umgekehrt gezwungen, zuzugestehen, daß europäische Kolonien in fremden Weltteilen sehr bald verwildern, in den Zustand der Naturvölker zurückgehen würden, wenn sie nicht fortwährend Nachschub aus dem Vaterlande bekämen oder wenigstens mit demselben in Verbindung blieben. Wo eine völlige Isolierung eintritt, da kommt auch bald eine Verwilderung unter ihnen vor. Man hat in Neuholland Menschen eingefangen, welche sich in nichts als der helleren Hautfarbe von den Eingeborenen unterschieden, und welche sich später als vor 20 oder 30 Jahren entlaufene Verbrecher auswiesen. Sie hatten ihre Sprache bis auf wenige Worte vergessen, konnten sich nur mit einiger Mühe des eigenen Namens erinnern, und sie hatten die Civilisation nicht zu den Naturvölkern gebracht, sondern sie hatten deren abschreckenden Zustand der Roheit angenommen. In ganz neuester Zeit hat man auf den Fidschiinseln Matrosen gefunden, die einem gescheiterten Schiffe angehörten; sie waren in Tracht und Benehmen, in Sitten und Sprache, in Führung der Waffen gleich den übrigen Wilden, sie hatten Menschenfleisch essen lernen mit gleicher Lust und Vorliebe zur Sache wie ihre lieblichen Vorbilder.

Die spanische und portugiesische Rasse scheint besonders glücklich in dieser Verwilderung. Längs des Laplata-Stromes und mitten durch das große und überaus fruchtbare Tiefland, welches das Meer von dem Gebirge der Andes trennt, sind viele kleine Dörfer und Städte beinahe oder wirklich ganz von Portugiesen bewohnt. Man sieht aber bei ihnen nicht die allergeringste Spur von Ackerbau oder Industrie; außerhalb der Dörfer findet sich kein Stückchen Landes bebaut; die Leute leben beinahe nur von frischem und getrocknetem Fleisch und von Paraguaythee, haben eine Faulheit, welche alle Begriffe überschreitet, schlafen jeden Tag wenigstens 20 Stunden und machen während der übrigen Zeit sich eine Unterhaltung mit dem Absuchen des Ungeziefers, welches sie als Delikatesse verspeisen, auch wohl anderen als Delikatesse zum Kaufe anbieten, eine Höhe, bis zu welcher sich selbst die Eskimos nicht aufgeschwungen haben. In gleicher Weise leben die Abkömmlinge der Spanier in der Argentinischen Republik; sie sind ganz unvermischten Blutes, die Mädchen, welche aus Faulheit ihre dunklen Hütten nicht verlassen, sind nicht einmal bräunlich, sondern rosig von Farbe; aber selbst die Abkömmlinge vornehmer Spanier führen ein unbeschreiblich elendes Leben und haben die mitgebrachte Civilisation so vollständig aufgegeben, daß die Eingeborenen ein bei weitem besseres und bequemeres Dasein haben.

Sobald kirchliche Festlichkeiten eintreten, erwachen sie aus ihrem trägen Schlummer, wandern nach der vielleicht entfernten Kirche, hören ein Hochamt, lassen sich ihre Sünden vergeben, und nunmehr schwelgen sie in allen Abscheulichkeiten, deren Menschen nur irgend fähig sind; nicht bloß daß sie essen und übermäßig trinken und spielen, sondern auch andere Genüsse werden aufgesucht und bis zur Übersättigung durchgekostet, wobei dann immer furchtbare blutige Raufereien den Feiertag beschließen, beinahe jeder eine Wunde davon trägt, viele Leichen auch auf dem Platze zurückbleiben, um die sich dann niemand bekümmert, bis sie den Einwohnern des Ortes lästig werden und man sie da einscharrt, wo sie gefallen sind.

Auch auf der Seite des großen Oceans findet man unter den dortigen eingebornen Spaniern ganz dasselbe. Die Roheit der Kreolen ist fast unbegreiflich und übersteigt alle Beschreibung. Auch hier sticht der Eingeborne sehr vorteilhaft gegen den Eingewanderten ab. Ihre Ackergerätschaften sind noch immer so, wie sie zur Zeit der Römer waren. Der Pflug des Bauern in der Nähe der Weltstadt Rom ist der nämliche, welchen Virgil in der Georgica beschreibt, und dieser römische Pflug ist nach Spanien gewandert und hat sich dort in 2000 Jahren nicht im mindesten verändert, und derselbe Pflug ist nach Neuspanien mitgenommen worden und hat dort auch noch das nämliche Gefüge, wie er es hier hat. Weit übertroffen wird der dort geborene Spanier durch den einheimischen Amerikaner. Die Araukos haben einen geregelten Ackerbau, eine ordentliche Viehwirtschaft, eine mannigfaltig ausgebildete Industrie; von all diesem haben die Chilenos nichts. Auch übertreffen die Araukos die Abkömmlinge der Spanier in der Reinlichkeit, sowohl ihrer Häuser als ihrer Person, welche letztere sich täglich mehrmals baden, während die Chilenos eine so schmutzige Wirtschaft führen und so elende Hütten haben, daß sie mit denen der Südseeinsulaner gar nicht verglichen werden können; Nachrichten, in welchen Stevenson, Pöppig und Dumont d'Urville mit einander übereinstimmen.

Die portugiesischen Bauern in Brasilien haben einen unvernünftigen Hochmut, verachten alle Arbeit als unehrenhaft und sind zugleich so scheu vor dieser Verunehrung, daß sie Kälte und Nässe und Hunger mit stoischem Gleichmut ertragen, weder für Wohnung noch Kleidung sorgen und daher auch keine Spur von Wohlstand haben. Ihre religiösen Vorstellungen beschränken sich, genau genommen, auf die Kunde, auf die Überlieferung, daß sie Christen sind, daß es einen Gott und eine Mutter Gottes giebt, demnächst aber noch böse Geister und Gespenster, vor denen sie sich fürchten und darum bei Abend nicht ausgehen, es sei denn, daß sie sich durch Amulette geschützt wissen.

In diesen Leuten scheint eine Art Fond zu liegen, ein nicht ganz

schlechter Grund; sie sind ziemlich friedlich, sehr gastfreundlich, zeigen auch Mitleid bei der Not anderer, der sie abhelfen würden, wenn sie nicht aufstehen müßten, sonst aber sind sie so indolent und verschwenderisch und vermögen wohl aus ihrer Apathie herauszugehen, wenn die Sinnlichkeit, wenn der Reiz eines Weibes oder des Spieles sie weckt; auch haben sie die frühere Civilisation so vollständig abgelegt, daß sie die Kenntnis des Geldes und den Gebrauch des Salzes vergessen haben. Trunk und Ausschweifungen entnerven sie schon in früher Jugend, und von Heiraten ist so wenig die Rede, daß ein Ehemann unter ihnen zum Gegenstande des Spottes wird, das Konkubinat ist ganz allgemein eingeführt.

Wenn es möglich wäre, so würde man den Zustand der Spanier, der Portugiesen in den Goldländern in Brasilien noch schlimmer nennen müssen; ihre Armut ist entsetzlich, ihre Faulheit musterhaft, aber sie vermögen die letztere zu überwinden, um Gold zu graben oder zu waschen. Haben sie des Goldes so viel gewonnen, daß sie glauben, eine zeitlang schlemmen, prassen und spielen zu können, so wird die Arbeit alsbald beseitigt, die nächste Mission wird das Ziel einer Reise, denn dort findet man ein Wirtshaus, dort findet man feile Weiber und Spieler. Dabei betrügen sie teils mittelst verfälschter Würfel und Karten, teils mittelst des Einsatzes des Goldes, welches in Barren mit Blei ausgegossen ist, oder welches als Waschgold mit gekörntem Messing versetzt wird.

Das Tiefland von Brasilien könnte wasserarm genannt werden, wenn es nicht so viele der mächtigsten und wasserreichsten Ströme aufzuweisen hätte; aber allerdings darf man sich von diesen und ihren Zuflüssen nicht entfernen, denn das Brunnengraben ist eine unbekannte Sache. Obschon überall in der Tiefe von höchstens zwei Klafter Wasser gefunden wird, gräbt doch kein Besitzer einer Hacienda, einer Poststation einen Brunnen; er treibt sein Vieh eine viertel, eine halbe Meile weit nach dem Flusse, er holt sein Wasser für den täglichen Bedarf eben daher und macht sich unendliche Mühe, um einer kleinen auszuweichen. Quer durch das Land führt eine Straße, welche Buenos Ayres mit San Jago verbindet. Hunderte von Strömen müssen dabei passiert werden, aber keine einzige Brücke ist darüber gebaut; man hat die Stellen aufgesucht, an welchen man durch die Flüsse waten kann, und zur Zeit der Hochwasser, wo dies unmöglich wäre, unterläßt man das Reisen überhaupt, es sei denn, daß sich bei einer Poststation ein Kahn fände, der dann auch nur ein solcher wäre, wie die Eingeborenen ihn vor 300 Jahren machten. Da man aber keine Gewißheit hat, daß man auf der nächsten Station gleichfalls mit einem Kahne versehen werden wird, so ist man doch immer auf das Nichtreisen zurückgewiesen. In diesem Lande und unter den Abkömmlingen einer einst mächtigen, hochgebildeten

und durch ihre Reisen berühmten Nation leben Eingeborene, welche einen blühenden Garten- und Ackerbau haben, und welche die einzigen sind, deren Reichtum an Lebensmitteln die Kreolen vor dem Hungertode schützt.

Man hat ganz dieselben Erscheinungen auf der Westküste von Afrika wieder vorgefunden. Seit dem 16. Jahrhundert sind Portugiesen zahlreich dort angesiedelt, sie haben sich mit den Negern vielfach vermischt, so daß man in den Kolonien eine zahlreiche farbige Bevölkerung sieht; aber auch reines Blut ist noch zu finden, teils daß sich einzelne Familien nicht mit den Negern gekreuzt haben, teils daß alle Jahre einiger Nachschub aus dem Mutterlande kommt, und doch ist es staunenerregend, den Zustand von Verkommenheit zu sehen, in welchem sich diese Mitglieder der einst so hochgebildeten Nation befinden; sie streben nur nach Gewinn von Gold, und es ist ihnen gleich, auf welche Weise es geschieht, wenn es nur so wenig als möglich Anstrengung kostet; deshalb wird von ihnen noch immer der Sklavenhandel mit solcher Vorliebe betrieben, und er wird nicht ausgerottet werden, bevor nicht diese Niederlassungen zerstört sind.

Spanier und Portugiesen haben sich von jeher beeifert, zu beweisen, daß sie unfähig sind, Kolonien anzulegen. Beim Ursprunge derselben wird alles Lebende in der Nähe vertilgt, um der weißen Rasse den Boden zu sichern, dann überläßt man das Übrige dem Glück und dem Zufall, und dann versinkt nach und nach die Kolonie in der Art, wie wir es hier gesehen haben.

Man muß indessen nicht glauben, daß nur diese beiden romanischen Nationen in solcher Weise versinken. Die Holländer auf den Bandainseln können das auch, selbst ihr Christentum ist jammervoll versunken. Der Dominus, der Geistliche, welcher ein Gehalt von 5000 fl. bezieht (ich spreche von der Stadt Neïra auf der Bandainsel gleichen Namens), tauft zwar die Geborenen, bekümmert sich dann aber so wenig weiter um sie, daß die allermeisten nicht konfirmiert sind. Wenn sie denn nun gar keinen Religionsunterricht haben, so sind sie nicht nur überaus abergläubig, sondern durchaus auch nicht gewissenhaft in der Befriedigung ihrer Wünsche. Es fehlen zwar auf den Bandainseln alle öffentlichen Vergnügungsörter, Tanz-, Gast- oder Spielhäuser, aber man weiß sich alles Erforderliche in den Familien selbst zu verschaffen. Die Geburtstage bilden eine nie abreißende Reihe von Gelegenheiten zu Festivitäten, dazu kommen die Kindtaufs-, Verlobungs- und Hochzeitstage und die Begräbnisse, welche alle benutzt werden, um übermäßig zu essen und zu trinken, Liebschaften anzuknüpfen, gleich zum Äußersten zu schreiten und den Abend mit Hazardspielen zu beschließen. Bei diesen Festlichkeiten versammelt sich Hoch und Gering, um an den ausschweifendsten Freuden teilzunehmen, wozu die vielen Sklavinnen

aus Mischlingsblut die reichlichste Gelegenheit bieten, und die Frauen der Liplaps, welche geborene Holländer sind, nehmen es sich gar nicht übel, ihre Männer mit gleicher Münze zu bezahlen; gewöhnlich wird sogar eine derjenigen Sklavinnen, welche der Herr Gemahl sich zugelegt hat, zur Vertrauten der Frau vom Hause, richtet ihre Aufmerksamkeit auf einen wohlgewachsenen Mischling, der dann sofort ins Haus genommen wird, um allem Auffälligen auszuweichen; — aber freilich so weit herunter wie die Spanier und Portugiesen sind die Holländer noch lange nicht gekommen, wenn sie schon seit zwei und mehr Jahrhunderten in den heißen Ländern wohnen. Ob aber überhaupt die weiße Rasse die Mission habe, den Erdball mit civilisierten Menschen zu bepflanzen, muß immerhin als sehr problematisch angesehen werden, und daß es nicht wahr sei, wenn man behauptet, die Anfänge der Civilisation müßten überall von den Weißen ausgehen, dies sieht man so gut an den Indiern und Chinesen wie an den Merikanern und schließlich selbst an den Insulanern des Freundschafts-Archipels, welche offenbar ohne fremde Unterweisung sich zu ihrem jetzigen, durchaus nicht niedrigen Standpunkte empor gearbeitet haben.

So nimmt man denn leider überall wahr, daß Europäer, wenn sie in fremden Weltteilen Kolonien bildend sich selbst überlassen bleiben, vollständig in dasjenige zurückgehen, was wir als den Naturzustand der Menschen überhaupt bezeichnen zu müssen glauben; sie verwildern, sie kommen herunter, die folgenden Generationen verlernen zum Teil die Sprache, verlernen nach und nach die Gesittung ganz und gar, und es geschieht dieses selbst den Deutschen, wiewohl sie immer noch am längsten aushalten, da sie wenigstens lesen und schreiben können und sich einigermaßen geistig zu beschäftigen wissen, selbst wenn sie den niedrigsten Ständen angehören, was von den anderen Nationen durchaus nicht gesagt werden kann, wo man nur lesen und schreiben können darf, um zu dem Titel eines Gelehrten berechtigt zu sein.

Schrecklich ist das allmähliche Versinken in die krasseste Immoralität, so daß allmählich die Begriffe sich verwirren. Die holländischen Bauern in der Gegend des Vorgebirges der guten Hoffnung sehen die Kaffern und die sonstigen schwarzen Nachbarn vielmehr als Tiere denn als Menschen an, es macht ihnen durchaus keine Gewissensbisse, einen Kaffern oder Buschmann niederzuschießen. Derselbe ist ihnen nichts weiter als ein Tier und zwar ein schädliches Tier, davon man sich so bald als möglich befreien muß. Die Boers veranstalten Raubzüge gegen die schwarzen Nachbarn und sehen darin teils eine Vergnügung, teils etwas dem Ähnliches, was man in Polen oder Rußland eine Wolfsjagd nennt; eben diese Boers halten es aber für höchst schändlich und unmoralisch, wenn die Kaffern oder Buschmänner sie

mit gleicher Münze bezahlen, während sie ganz gewiß die größte Berechtigung haben, eben diese Weißen als Wölfe zu betrachten, denn sie sind in ihr Land eingefallen wie Räuber und haben gegen die friedlichen Einwohner gewütet wie Räuber und Mörder und Mordbrenner.

Die Buschmänner und Kaffern und Hottentotten haben dieselben Ansichten gegen Weiße, wie diese gegen sie, sie haben auch keine Begriffe von gut und böse, es sei denn, daß gut ist, was sie thun, und böse, was ihnen angethan wird; aber das ist eben ein Beweis für die Verwilderung, daß Europäer wirklich so werden wie Wilde und denken und fühlen lernen wie sie; es ist ein Beweis, daß unser moralischer und Kulturzustand ein künstlicher ist, und daß der Naturzustand des Menschen fern von allen diesen Künsteleien sei.

Fähigkeit, Civilisation anzunehmen, und auf welche Weise die Europäer die Kultur verbreitet haben.

Die Behauptung, daß der Mensch im wilden Zustande geboren, also derjenige, den wir mit dem Worte Wilder bezeichnen, der Civilisation nicht zugänglich sei und daher vor der weißen Rasse untergehen müsse, scheint sehr gewagt. Vielfältig sind Kinder der Wilden in die Hände von Europäern gekommen, und es haben sich allerdings verschiedene Resultate ergeben. Eingeborene junge Amerikaner, junge Polynesier, kaum dem frühesten Kindesalter entwachsen und nach sechs- oder achtjährigem Aufenthalt unter Europäern, der ursprünglichen Sitten gänzlich entledigt, sind doch im Alter von 16 oder 18 Jahren plötzlich aus dem Hause der Wohlthäter verschwunden und wahrscheinlich zurückgekehrt in ihre heimatlichen Wälder. Zu den Ihrigen kann man nicht sagen, denn sie hatten keine Begriffe von diesem Namen, sie hatten nicht Angehörige.

Man sagt gerne: „Da sieht man, wie wenig civilisierbar diese Rothäute, die Schwarzen sind!" aber man vergißt die sehr viel größere Anzahl von Beispielen, wo die Rothäute, mit den Weißen zusammenwohnend, zu sehr nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft geworden und nicht fortgelaufen sind; das war aber auch unter Deutschen oder Franzosen, nicht unter Engländern. Diese letzteren haben ein so unüberwindliches Vorurteil gegen alle Farbigen überhaupt, daß sie selbst den in der Absicht, ihm wohlzuthun, aufgenommenen Fremdling mit zurückstoßender Kälte und Verachtung behandeln, den Fremden immer fühlen lassen, daß er eine Rothaut oder ein Schwarzer ist, ihm niemals sagen, daß er ihresgleichen

sei, und ihn auch niemals nur im allerentferntesten an ihren Familienverhältnissen Anteil nehmen lassen. Der Schützling ist und bleibt der verachtete Farbige, den man nur aus Menschlichkeit nicht wie einen Sklaven behandelt. Selbst der berühmte Apostel der Neu-Seeländer, der Bischof Marsden, welcher hoch gepriesen wird als ein edler, vortrefflicher Mensch wegen der That, die wir erzählen wollen, selbst er vermochte sich nicht darüber zu erheben, und ein neuseeländischer Häuptlingssohn, von einem engländischen Schiffskapitän widerrechtlich mitgenommen und gemißhandelt, von ihm aus den Klauen der Bösewichter gerettet und zweimal in sein Haus aufgenommen — selbst dieser Bischof that doch nichts weiter, als daß er den Fürstensohn als Arbeiter gegen Essen und Trinken beschäftigte, ihm keinen Lohn gab und die Überfahrt nach Neuseeland mit einem Kapitän verabredete, solcher Art, daß der junge Häuptling durch seine Matrosendienste die Überfahrtskosten abtragen mußte. Und dieser Edelmut wurde hoch gerühmt, selbst von den alles nachplappernden Deutschen!

Junge Rothäute, in Nordamerika in die Hände von deutschen Kolonisten gekommen, sind doch niemals entwichen, wohl aber sind sie als Mitglieder der Familie behandelt, haben sich in späteren Jahren mit einer Tochter des Hauses verbunden und sind bis an ihr Lebensende friedliche Kolonisten geblieben. Daß auch höhere Bildung ihnen zugänglich ist, beweist Elihu Burit, welcher allerdings mit seinen Ölblättern vielfältig ausgelacht worden ist, der jedoch, von dem schönen Gedanken eines allgemeinen Friedens durchdrungen (obschon einer kriegerischen Nation angehörig), diesem Gedanken die schönsten und kräftigsten Worte zu geben wußte und eine Beredsamkeit entwickelte, welche einem wohlstudierten Manne Ehre gemacht haben würde. Wer solches Bestreben verlacht und verspottet, zeigt dadurch, daß er viel tiefer stehe als der Verspottete; Elihu Burit leidet nur an dem Fehler vieler Philanthropen, die Welt für besser zu halten, als sie ist. Für seinen schönen, großen, des Ruhmes würdigen Gedanken ist die Menschheit noch nicht reif.

Seit Cook, der einen jungen Südseeinsulaner fürstlicher Abkunft nach London brachte, von dessen Lernfähigkeit uns Forster die interessantesten Beispiele erzählt, bis auf die neuesten Zeiten, bis zu denjenigen, welche die Fregatte „Novara" nach Deutschland brachte, sind der Beispiele von der Lernfähigkeit und Civilisationsfähigkeit der sogenannten Wilden so viele vorhanden, daß es fernerer Beweise gar nicht bedarf. Ein anderes wäre es mit der Lebensfähigkeit der Naturvölker. Es scheint erwiesen, daß sie sich nicht vermehren, sondern verringern, und seitdem man dieses als Thatsache ansehen zu können glaubt, hat man sich eifrig bemüht, die Gründe davon aufzufinden. In Nordamerika ist man aus religiösen Rück-

sichten sich selbst sehr klar und zuversichtlich geworden. Der Naturmensch muß vor dem civilisierten vergehen, muß in der Berührung mit ihm auf das Leben verzichten, weil er nur vorläufig zur Bevölkerung des Landes gebraucht, ursprünglich aber dem Untergange gewidmet ist zu Gunsten der christlich-amerikanischen Einwohner (selbstverständlich englän-discher Abkunft).

Dieser echt anglikanische Hochmut hat auch nicht die geringste Basis, nicht das geringste Haltbare, wie ein jeder gerne zugestehen wird, der nicht selbst ein Angloamerikaner ist. Das Hinsterben ist allerdings so ziemlich erwiesen, aber die Mittel, durch welche diese Verminderung der Bevölkerung eingetreten — sind entsetzlich materieller Art, es sind ansteckende Krank-heiten, der Branntwein und das Kugelrohr. Was das letztere betrifft, so werden noch jetzt durch die Weißen, bei ihren Wanderungen aus den öst-lichen Staaten in die westlichen, die Eingebornen gejagt und mitleidslos niedergeschossen, als wären sie Raubtiere; so wird noch jetzt von den Kali-forniern engländischer Abkunft förmlich Jagd gemacht auf jeden Eingebo-renen, der sich sehen läßt; so hat man in Mexiko Leute gemietet, um die Apachen auszurotten, man hat ihnen jeden Skalp mit mehreren Dollars bezahlt, und erst als sich ergeben hatte, daß unter den eingebrachten Kopf-häuten sich auch welche von Europäern befanden, ist man von diesem ver-ruchten Vertilgungssystem abgegangen.

In Kentucky und Virginien giebt es Leute, welche vor allen Dingen die auf Rothäute angestellten Jagden lieben. In den waldreichen Gebirgen halten sich noch viele vereinzelte Stämme der Eingeborenen als sehr fried-liche Bürger auf. Sobald jemand eine solche Familie aufspürt, so wird eine förmliche Hetzjagd gegen sie gerichtet; alles, was männlich ist, wird erschossen oder erschlagen, die jungen Mädchen pflegt man nach den er-forderlichen Mißhandlungen mit sich auf die Pflanzungen zu nehmen, um sie unter die Sklaven einzureihen; sollte aber der Weg zu weit sein, so überläßt man sie ihrem Schicksal, d. h. man gestattet ihnen zu verhungern. Und die wackeren Kentuckier rühmen sich solcher Heldenthaten, erzählen von ihren Abenteuern, die sie als Heldenthaten bewundert wissen wollen, und muntern andere dazu auf, sich ähnlichen Expeditionen anzuschließen.

Was jetzt noch täglich an hundert verschiedenen Orten im einzelnen und kleinen geschieht, das geschah zur Zeit der Eroberung von Amerika durch die Spanier und Portugiesen im großartigen Maßstabe. Eine ganze Reihe gewaltiger Helden, Cortez, Pizarro, Vasquez und noch ein Dutzend anderer, haben sich bemüht, die Amerikaner massenhaft zu schlachten, sie haben die friedlichen Bevölkerungen aller der Gegenden, durch welche sie zogen, ausgerottet und haben die Denkmale einer hohen Kultur als Werke

des Teufels dem Untergange gewidmet. Der edle Inkastamm hatte längs der mittleren Höhe der Andes vortreffliche Landstraßen angelegt, vermöge deren die vielen volkreichen Städte unter einander verbunden waren. Auf diesen prächtigen Kunststraßen zogen die Spanier von Stadt zu Stadt wie wahre mosaische Würgengel, und unter ihrem vernichtenden Tritt erlosch die Bevölkerung, und in der menschenleeren Öde gingen auch die Städte zu Grunde; bald überdeckte sie ein reicher Waldwuchs, wie ihn das Klima und der üppige Boden bedingt, und zuletzt verschwand alles in dem Urwalde, der, einst durch die Kultur verdrängt, jetzt durch die Völker wieder hervorgerufen wurde, die für ihre Zeit auf dem Gipfel der Civilisation standen. Erst nach mehreren Jahrhunderten sind zufällig jene verlassenen Stellen menschlichen Fleißes wieder aufgefunden worden, und man bewundert jetzt in den Ruinen die Schöpfungen der niedergemähten Völker.

Was die Spanier und Portugiesen in ihrem Bekehrungseifer gethan, heidnische Völker so gut wie weiße Ketzer lediglich als Beute des Teufels betrachtend und demgemäß behandelnd, das haben die Anglo-Amerikaner auf sogenanntem friedlichen Wege bewerkstelligt. Sie haben den Indianern scheinbar ihr Land abgekauft, haben den Häuptlingen auch einen Teil von den versprochenen Geldern ausgezahlt und die übrigen festgesetzten Summen allmählich in kleinen Raten abgetragen, aber zuerst die ausgekauften Völker zur Auswanderung und zu einem Marsch von mehreren hundert Meilen bis weit jenseit des Missouri gezwungen; dann aber haben sie dem übrigen Rest, welcher hülflos und wehrlos auf den bezeichneten Stellen ankam, den Branntwein gesendet und sie so durch die Pest der Civilisation gemordet, so daß zahlreiche Völkerschaften, welche 3—4000 streitbare Männer zählten, bis auf die letzte Spur verschwunden sind.

Aber auch in ihren neuen Zufluchtsstätten hat man sie nicht geschont, hat man ihnen keine Ruhe gegönnt, sie werden dort gerade so gut von den Weißen angegriffen, wie sie es früher in den Alleghanies wurden, denn die anglo-amerikanische Rasse will das ganze Land durchaus für sich haben, will es nicht mit den Rothäuten teilen. Die Eingeborenen sind ursprünglich kräftige, äußerst gesunde Leute, Krankheiten kommen unter ihnen nicht vor, leichte Wunden heilen von selbst, schwere werden von den zarten Händen ihrer Frauen gepflegt und in kurzem geheilt. Unter diese glücklichen Menschen hat die Berührung mit den Europäern die Wechselfieber, die Nervenfieber, gefährliche Hautausschläge und die Pocken gebracht. Welche Verheerungen diese Krankheiten hervorbringen müssen unter Menschen, die von irgend einer Arzneikunde keine Ahnung, keine Begriffe haben, sieht ein jeder leicht selbst ein. Zu all diesen Übeln kommt bei anderen Naturvölkern, deren Weiber namentlich sinnlicher sind als die der Nordamerikaner, die

höchst verderbliche Syphilis, wie dies in Afrika, Südasien und den großen südasiatischen Inseln denn eine fast allgemein verbreitete Krankheit und die Ursache ihrer raschen Vernichtung ist, da jene Unglücklichen, durch die Matrosen zwar vergiftet, doch von keinem Schiffsarzt freundlich und vernünftig behandelt, immer Opfer der Zerstörungswut dieser Krankheit sind.

Nachweislich landen auf den Sandwichs-Inseln durchschnittlich in jedem Jahr 18 000 Matrosen der englischen Handels-Marine, und zwar unter diesen die ruchlosesten, die Walfischfahrer. Könnte es möglich sein, daß die verderbliche Krankheit, die wir vorhin nannten, durch ein einfaches, gesundes Leben und ein glückliches Klima allgemach sich verringerte, so würde sie durch die Matrosen dem armen Volke jahraus jahrein von neuem zugebracht werden. Die Engländer führen überall ihre Gesetze ein, welche zwar roh genug, doch nicht solcher Art sind, daß sie auch nur im allermindesten mit den Gewohnheiten und dem Rechtsgefühl der Eingebornen in Übereinstimmung wären. Am schrecklichsten hat sich die Geißel englischer Gesetze auf Neu-Seeland und auf Neu-Holland gezeigt. Unter englischen Gesetzen stehen, heißt für die Farbigen immer nur, für jede Unthat auf die grausamste und härteste Weise bestraft werden, dagegen sich von Weißen straflos müssen peinigen und mißhandeln lassen.

Neu-Holland hat wenig eßbare Tiere, aber fast gar keine eßbaren Pflanzen. Der dort wohnende Mensch ist also auf die wenigen Tiere des Landes und der See angewiesen. Als die Engländer dahin kamen, machten sie gar keine weiteren Umstände, sie nahmen das Land für die Krone in Besitz, bekümmerten sich um die Eingebornen gar nicht, außer hinsichtlich der gegen sie gerichteten Gesetze, welche in der obengedachten Weise gehandhabt wurden. Aber die herbeikommenden Kolonisten vertrieben die Eingebornen mit Feuer und Schwert, verjagten sie vom Meere und von den Flüssen und töteten auch ihre Känguruhs, das einzige Nahrungsmittel, welches sie auf dem Lande hatten; aber sie versahen sie nicht etwa mit Kühen und Schafen und mit Getreide, um ihnen das Leben zu erhalten, im Gegenteil war ihnen das massenhafte Aussterben gerade etwas Willkommenes. Und so ist denn die ganze Bevölkerung des fünften Weltteils bis auf kleine Überreste derselben verschwunden.

Wenn man nun sagt, die Naturvölker unterlägen den Europäern bei der Berührung, so hat man allerdings recht, aber wenn die Civilisation durch zum Tode verurteilte Verbrecher, durch den Auswurf der englischen See- und Fabrikstädte verbreitetet werden soll, so ist ein solches Unterliegen kein weiteres Wunder.

Die Engländer fanden auf den Sandwichs-Inseln ein zahlreiches, kriegerisches Volk. Die oberen Kasten, die Herrscher und Krieger, tapfere und

stolze Leute, die unteren Kasten, die Land- und Gartenbauer, die Fischer, ein heiteres, gemütliches Völkchen, in jeder Weise durch die Natur begünstigt, sowohl was sie selbst betraf, als hinsichtlich des Reichtums ihrer Inseln.

Die englischen Missionare führten zuerst ihr bekanntes Formelwesen ein, welches sie christliche Religion nennen, dann verkehrten sie und verketzerten sie die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen, dann führten sie mit den englischen Haustieren auch die übermäßige englische Fresserei ein.

Die Insulaner, welche sich auf ihre frühere Weise nicht mehr erfreuen durften, nahmen im Essen und Trinken die Gewohnheiten der Engländer an. Das war ganz gut für übermäßig fleischige Menschen der angelsächsischen Rasse in einem so rauhen, unfreundlichen Klima, wie es England bietet, aber es war nicht gut in einem so warmen, so glücklichen Klima wie das der tropischen Sandwichs-Inseln, welches mäßige Leute fordert, wie man sie auch in Indien sieht, woselbst die Engländer wegen ihrer Prasserei in kurzem zugrunde gerichtet werden, indessen die Eingeborenen bei ihrer großen Mäßigkeit sehr wohl bestehen.

Für die Sandwichs-Insulaner war dieses Prassen nicht geeignet, und ohne pestartige Krankheiten hat sich ihre Einwohnerzahl seit dem Jahre 1832 bis 1852 um die volle Hälfte vermindert, sie betrug im erstgenannten Jahr 143 000 und 20 Jahre später nur noch 71 000.

Was nun die Gesetze betrifft, so haben die Engländer dieselben auch hier auf eine glänzende Weise zu handhaben gewußt. Meyen erzählt als Augenzeuge etwas so Schauderhaftes, daß man es bei civilisierten Völkern gar nicht für möglich halten sollte, aber er spricht allerdings von Engländern.

Ein halb verrückter Insulaner, ein wirklich unzurechnungsfähiger Mensch, hatte die Nachricht von der Ankunft einer Person auf der Insel verbreitet, welche bei einigen Leuten Aufsehen erregte. Es wurde nachgefragt, ob sich die Ankunft des Gefürchteten bestätigte, und da es nicht der Fall war, wurde nach demjenigen geforscht, von dem die erste Nachricht ausgegangen. Man kam schließlich auf den Blödsinnigen, und er wurde verurteilt, mit Stockstreichen bestraft zu werden, und das geschah auf folgende Weise:

Ein zweirädriger Karren, von einigen Insulanern gezogen, wurde von einem Henkersknecht bestiegen; hinter dem Karren ging der zu bestrafende Unglückliche. Seine Beine erreichten den Boden, sein Körper aber war flach ausgestreckt auf dem hinteren Teile des Wagens. Bei der ersten Straßenecke der Hauptstadt hielt der Karren still, die Beine des Unglücklichen wurden an die Räder gebunden, und nun schlug der Vollstrecker des

Urteils mit seinem Rohrstock auf den nackten Rücken des Unglücklichen, bis er über und über blutig war.

Nunmehr wurden dem Armen die Beine wieder losgebunden, und man zog den Karren bis zur nächsten Straßenecke; hier wurde dem unterdessen zahlreich versammelten Volke das Urteil über den Blödsinnigen vorgelesen, und dann wurde mit der Züchtigung fortgefahren, bis Stücke des Fleisches rings umher vom Rücken des Gemarterten herabhingen, dann wurde der Marsch fortgesetzt bis zur dritten und vierten Ecke u. s. w., bis nur noch eine völlig zerfleischte Leiche die noch nicht erteilten Hiebe bekam.

Wenn eine civilisierte Nation auf solche Weise das Recht und Gesetz handhabt, was soll man dann von Barbaren erwarten, die doch nur ungesetzlich handeln?

Zwei Tage später starb der Zuchtmeister, und Meyen sagt: er habe vor seinem Tode erklärt, er sei der größte Schurke und Bösewicht, der jemals auf den Sandwichs-Inseln gelebt habe.

Wenn unter solchen Umständen die Eingeborenen und besonders die jungen Weiber und Mädchen in die Wälder entfliehen, um ähnlichen Strafen zu entgehen, welche sie treffen würden, weil sie einem in jenen Völkern nun einmal vorhandenen lebhaften Naturtriebe folgen, wenn sie in diesen Wäldern lieber verhungern oder freiwillig sich den Tod geben, als daß sie jene Strafen erduldeten, so ist es wohl kein großes Wunder, wenn die Bevölkerung der Insel abnimmt.

Durch die Missionare haben zwar die blutigen Kriege, die Menschenopfer und das damit verbundene Verzehren der Geopferten aufgehört, aber du Petit Thouars erzählt im Jahre 1841, Laplace ein Jahr später und de la Salle 1845, ganz übereinstimmend, daß die erschreckende Entvölkerung der Sandwichs-Inseln nur den strengen Gesetzen und dem Einschüchterungssysteme zuzuschreiben wäre, welches durch die Missionare eingeführt und gehandhabt werde. Die jungen Weiber flüchteten in die Berge, und wenn nicht sich selbst, so mordeten sie doch immer ihre unehelichen Kinder, um den abscheulichen öffentlichen Strafen zu entgehen.

Die durch das Erscheinen der Missionare plötzlich eingeführte äußere Sittenstrenge ohne irgend welchen inneren Fonds, eine Sittenstrenge, welche also nicht auf Gründen der Religion und Moral, sondern nur auf Furcht vor der Strafe beruht, muß nur zur abscheulichsten Heuchelei und zur Verheimlichung derjenigen Neigungen, denen man sich sonst rücksichtslos hingab, und die nun zum Verbrechen gestempelt sind, führen und muß aus unschuldigen Naturmenschen wirklich lasterhafte, unzüchtige Menschen machen.

Wer das Verfahren der englischen Geistlichen überhaupt kennt, nächstdem aber besonders das der Missionare, welche in der Regel nicht einmal

Geistliche sind — wer es genauer kennt, wird zugestehen, daß man nicht wohl ungeeignetere Subjekte zur Verbreitung des wahren Christentums finden kann als diese Menschen, denen es selbst an Religion und Moral fehlt, die keine ihrer Belehrungen mit Gründen belegen können, und denen das erste Kennzeichen der Lehrer der Liebe, die Liebe selbst, fehlt, an deren Stelle der unmäßigste geistliche Hochmut Platz gegriffen hat, welcher selbst für sich nichts will als Autorität, dem ferner durchaus nichts an dem wahren Christentum, das diese Leute selbst nicht kennen, alles aber an der Erfüllung äußerer Vorschriften liegt, die um so strenger gehandhabt werden, als sie selbst nichts anderes vom Christentume kennen, als dieses fade Beiwerk, das noch überdies von jeder anderen christlichen Sekte in anderer Weise gehandhabt und doch von jeder als die allein wahre angesprochen wird.

Grausamkeit und Bedrückung der Eroberer, Pocken und Gifte, Branntweingenuß und sonstige Untugenden reichen indes doch nicht aus, die so schnelle Abnahme der Naturvölker zu erklären.

Ein viel seltsamerer Todesengel ist es — wie O. Peschel eindringlich hervorhebt, welcher das schnelle Aussterben dieser einst fröhlichen und glücklichen Menschenstämme herbeiführt — es ist nämlich der Lebensüberdruß. „Die unglücklichen Bewohner der Antillen töteten sich auf Verabredung gemeindenweise teils durch Gift, teils durch den Strick." Die Horden der Chontalen und Mijes verabredeten sich, jedem Umgang mit ihren Frauen zu entsagen oder die ungeborne Leibesfrucht durch Gift abzutreiben. Die Abnahme der Geburten auf den hawaiischen Inseln und auf Tahiti läßt sich von Jahr zu Jahr verfolgen. Auf Taio-Hae, einer Insel der Marquesasgruppe, sank die Einwohnerschaft während drei Jahren von 400 auf 250 Köpfe, und nur 3—4 Geburten wurden in dieser Zeit gezählt. Wie bereits oben betont, zieht der Wilde das Leben in der Freiheit jedem andern vor; der schwarze Mann fühlt sich entehrt, wenn man ihn durch die moderne Kultur dieser Freiheit beraubt. Ihm ist das physische Wohlbehagen auf den niedersten Gesittungsstufen viel größer als das Leben selbst, er schätzt jenes höher als dieses, er verzichtet lieber auf das Dasein, als diesem Wohlbehagen zu entsagen und die Fesseln der Civilisation anzulegen. Sehr treffend läßt sich über diesen Punkt O. Peschel in seiner Völkerkunde (5. Aufl. S. 153) aus: „Wäre die Heimat der alten Deutschen, wie sie Tacitus schildert, in Nordamerika gelegen gewesen, allem Vermuten nach wären sie nach der Entdeckung durch die Europäer dem nämlichen Verhängnis verfallen, wie die Algonkinen oder die fünf Nationen.

„Der Übergang vom Jagderwerb zum strengen Ackerbau muß durch mehrere Geschlechter sich langsam vollziehen, sonst stellt sich der Rassentod ein. Wir sehen daher, daß in der neuen Welt diejenigen Eingebornen,

welche schon einen höheren Kulturgrad erreicht hatten, wie die Bewohner Mexikos, Yukatans, Mittelamerikas, Ecuadors, Perus, Chiles, nicht nur nicht aussterben, sondern daß sie jetzt nach etwa 300 Jahren in ihrer Heimat wieder die herrschenden Rassen werden, freilich zunächst mit einem Rückschritt ihrer Gesittung.

„Wenn wir Jägerstämme mit schriftgelehrten Völkern vergleichen, sollten wir eins nie vergessen: Wir alle sind Knechte der Gesellschaft, mühsam abgerichtet von Jugend auf, um den Dienst eines Rades im Räderwerke des bürgerlichen Lebens, oft genug nur den einer Spindel oder Schraube zu vollziehen. Freiheit allein genießt der Botokude, der Australier, der Eskimo. Den Verlust der natürlichen Freiheit fühlen wir nie, weil man nicht verlieren kann, was man nicht besessen hat. Damit man nicht in diesen Worten den Ausbruch von Klagen um ein verlorenes Paradies im Geschmack von Georg Förster zu vernehmen glaube, wollen wir gleich hinzusetzen, daß der Mensch der Kulturstaaten andererseits eine Freiheit genießt, um die ihn die farbigen Jäger wohl beneiden dürften, nämlich seine geistige Freiheit. Man hat oft gefragt, ob bei allen sogenannten Wilden religiöse Regungen gefunden werden. Ein Völkerkundiger wird diese Frage nicht stellen. Er weiß, daß mit der Annäherung an den Naturzustand immer mehr und mehr geglaubt wird. Die Herrschaft des Unglaubwürdigen ist nirgends stärker als im Gemüt des sogenannten Wilden, er zittert durch das ganze Leben vor den Gebilden seiner eigenen Imagination. So war unser Geschlecht vor die Wahl gestellt: Sklaven zu werden innerhalb einer bürgerlichen Ordnung, aber frei zu sein von den Bedrängnissen der Einbildungskraft, oder aller geselligen Fesseln ledig, als einzige Freiherrn Jagdreviere zu durchstreifen, aber dafür eingeschüchtert zu werden von jedem fratzenhaften Traum und eine Beute zu bleiben der kindischen Gespensterfurcht."

Einfluß der klimatischen Verhältnisse auf die Kultur.

Zwei Faktoren sind es, welche die Kulturfähigkeit der Völker der Erde bestimmen: die natürliche Begabung und Veranlagung sowie die Scholle, an welche sie gekettet sind. Jene ist das Grundkapital, mit welchem sie wirtschaften, von dessen Höhe der Ertrag zunächst bestimmt wird, diese der Acker, auf welchem dieses Grundkapital als Hacke und Spaten des Geistes und Gemüts eingesetzt wird, um 10- oder 100- oder 1000fältige Frucht

des Geistes und der Gesittung zu tragen. Auf Veranlagung, auf die mächtigen Einflüsse der Natur in Gestalt von Klima, Nahrung, Boden und Naturerscheinungen im ganzen wird man zurückgehen müssen, um die Einrichtungen der Gesellschaft und den Charakter der Individuen des Menschengeschlechtes verstehen und deuten zu lernen. Jene, die natürliche Begabung, setzt sich zusammen aus den individuellen Eigenschaften und denjenigen, welche als Erbteil von den Vorfahren überkommen sind: mit der Summe beider tritt jedes Individuum in Aktion, und das Volk repräsentiert die Gesamtsumme. Dem Anthropologen liegt es ob, die einzelnen Summanden aufzusuchen und zuzusehen, wie sie sich durch Erziehung und im Zusammenleben gestalten und bis zu welcher Höhe sie sich ausbilden lassen. Unsere früheren Ausführungen haben vielfache Gelegenheit geboten, von dem Geisteskapital der Völker zu reden. Wir wollen uns daher jetzt dem zweiten Faktor, den Einflüssen der Natur auf die Kultur der Völker, noch etwas zuwenden. Wir können für dieses Gebiet kaum einen besseren Führer finden als H. Th. Buckle, der ihm in seiner Geschichte der Civilisation Englands wohl bisher die meiste Aufmerksamkeit geschenkt hat, allerdings, wie man bekennen muß, mit fast gänzlicher Übergehung oder Unterschätzung der Geisteskräfte.

Klima, Nahrung und Boden bedingen zunächst den Reichtum eines Volkes, ohne welchen es keine Muße und keine Wissenschaft geben kann. „Wenn ein Volk gerade ebensoviel verzehrt, als es besitzt, so wird nichts übrig bleiben, also kein Kapital angehäuft werden, und werden keine Mittel vorhanden sein, die unbeschäftigten Klassen zu unterhalten. Wenn aber die Produktion größer ist als die Konsumtion, so entsteht ein Überschuß, der nach bekannten Gesetzen sich selbst vermehrt und am Ende ein Fond wird, aus welchem unmittelbar oder entfernt alle erhalten werden, die das Vermögen, von dem sie leben, nicht erzeugen. Und erst dann wird die Existenz einer intelligenten Klasse möglich, weil jetzt zuerst eine vorherige Ansammlung stattfindet, die den Menschen erlaubt, zu verbrauchen, was sie nicht hervorbrachten, und sich so Gegenständen zu widmen, wozu in einer früheren Periode der Drang ihrer täglichen Bedürfnisse ihnen keine Zeit übrig gelassen haben würde.“ Ohne Ansammlung von Reichtum also auch keine Erwerbung von Kenntnissen, von denen der Fortschritt der Civilisation abhängt. Die Arbeitserträge werden durch die Fruchtbarkeit des Bodens eines Landes bestimmt, so wie auch die Energie und Regelmäßigkeit der Arbeit wieder durch das Klima. Ein gleichmäßiges Klima, welches einem Volke die regelmäßige Ausübung der Arbeit gestattet, muß schließlich einen andern Volkscharakter erzeugen, als ein solches, was veränderlich und launisch zu periodischer Unterbrechung der Arbeit nötigt. Wie groß der Unterschied in

dieser Beziehung zwischen Ländern und Völkern werden kann, bemerkt man am besten, wenn man Schweden und Norwegen mit Spanien und Portugal vergleicht. „Die Kenntnis von dem Naturcharakter verschiedener Weltgegenden — bemerkt A. v. Humboldt treffend — ist mit der Geschichte des Menschengeschlechts und mit seiner Kultur aufs innigste verknüpft. Denn wenn auch der Anfang dieser Kultur nicht durch physische Einflüsse allein bestimmt wird, so hängt doch die Richtung derselben, so hängen Volkscharakter, düstere oder heitere Stimmung der Menschheit größtenteils von klimatischen Verhältnissen ab. Wie mächtig hat der griechische Himmel auf seine Bewohner gewirkt!

„Wie sind nicht in dem schönen glücklichen Erdstriche zwischen dem Euphrat, dem Halys und dem ägäischen Meere die sich ansiedelnden Völker früh zu sittlicher Anmut und zarteren Gefühlen erwacht! Und haben nicht, als Europa in neue Barbarei versank und religiöse Begeisterung plötzlich den heiligen Orient öffnete, unsere Voreltern aus jenen milden Thälern von neuem mildere Sitten heimgebracht? Die Dichterwerke der Griechen und die rauheren Gesänge der nordischen Urvölker verdanken großenteils ihren eigentümlichen Charakter der Gestalt der Pflanzen und Tiere, den Gebirgsthälern, die den Dichter umgaben, und der Luft, die ihn umwehte. Wer fühlt sich nicht, um selbst nur an nahe Gegenstände zu erinnern, anders gestimmt in dem dunkeln Schatten der Buche, auf Hügeln, die mit einzeln stehenden Tannen bekränzt sind, oder auf der Grasflur, wo der Wind in dem zitternden Laube der Birke säuselt? Melancholische, ernst erhebende und fröhliche Bilder rufen diese vaterländischen Pflanzengestalten in uns hervor. Der Einfluß der physischen Welt auf die moralische, das geheimnisvolle Ineinanderwirken des Sinnlichen und Außersinnlichen giebt dem Naturstudium, wenn man es zu höheren Gesichtspunkten erhebt, einen eigenen, noch zu wenig erkannten Reiz."

Unter den äußeren Verhältnissen steht wohl ohne Zweifel die Umgebung im allgemeinsten Sinne obenan. Im allgemeinsten Sinne, d. h. nichts bloß schönes Wetter, sondern auch düsterer Himmel, milde oder rauhe Temperatur, reichliche oder kärgliche Nahrung, Fülle oder Dürftigkeit der Vegetation, bergiger oder ebener, fruchtbarer oder unfruchtbarer Boden, Nähe des Meeres, des Wassers überhaupt und endlich mehr oder weniger günstige Verhältnisse zu benachbarten Völkern. Je näher der Mensch dem Naturzustande ist, desto auffallender wirken alle diese Einzelnheiten zu einer Gesamtheit verbunden auf ihn, und er macht sich von ihnen um so mehr los, je mehr Kunst und Wissen bereits Eingang gefunden haben, dergestalt daß da, wo Handel und Industrie, wo Kunst und Wissenschaft zu herrschen beginnen, der Einfluß dieser Äußerlichkeiten immer mehr abnimmt bis zu

einem Stadium, in welchem ihr Einfluß beinahe verschwindet, was dort der Fall sein wird, wo man durch diese Faktoren, Kunst, Wissenschaft ꝛc., das zu ersetzen weiß, was die natürliche Umgebung versagt hat.

Unsere großen Residenzen haben den unfruchtbarsten Boden, den es auf Erden giebt, Granitsteinpflaster, auf welchem nichts wächst; doch fehlt es weder an Obst noch an Gemüse, weder an Getreide noch an Gewürzen. In unseren Residenzen wächst kein Holz, werden keine Steinkohlen gefördert, doch hat man Holz und Steinkohlen, weil der Handel sie herbeiführt. In ganz Paris würde keine Kuh ihr Leben fristen, doch fehlt es weder an Milch noch an Butter, weder an Käse noch an Fleisch, der Handel sorgt dafür, alles herbei zu schaffen, was auf Steinpflaster nicht wachsen kann, und gerade darum verliert sich der Einfluß des sterilen Bodens, wie sich der Einfluß des Klimas verliert, weil man heizt, wenn es kalt ist, weil man die Straßen bespritzt, wenn es zu trocken ist u. s. w. Alles dieses kann der uncivilisierte Mensch nicht bewältigen, und deshalb sind die natürlichen Einflüsse um so mächtiger, je niedriger die Civilisationsstufe ist, auf welcher der Mensch steht.

Wenn wir vom Klima allein reden wollen, so können wir schon hierin erkennen, wie dasselbe wirke, wenn wir uns selbst betrachten. Jeder von uns ist hinsichtlich seiner geistigen und körperlichen Stellung von der Witterung abhängig. Es giebt Leute, welche sonst recht fleißig, doch bei sogenanntem schönen Wetter nicht arbeiten, viel lieber spazieren gehen mögen; es giebt umgekehrt Leute, denen bei diesem schönen, heiteren Wetter die Arbeit außerordentlich leicht ist, und welche sich dann nur ungern stören lassen, an Spazierengehen gar nicht denken und sich ungern dazu auffordern lassen, umgekehrt aber bei bewölktem oder Regenwetter nicht arbeiten mögen.

Ist hier bei Personen, deren Geist gebildet genug ist, um eine Notwendigkeit anzuerkennen, um zuzugestehen, daß man sich nicht so beherrschen lassen dürfe — ist der Einfluß hier schon groß genug, wie wird er erst sein, wo eine geistige Vorbildung nicht stattfindet?

Treten wir der Sache näher, so sehen wir auch überall wiederkehrend den erschlaffenden Einfluß der großen Hitze und Feuchtigkeit bei den Bewohnern der Tropen, ja schon der heißeren Teile der gemäßigt liegenden Gegenden. Sie sind sämtlich jeder Anstrengung feind. Bei den ganz rohen Menschen wird vieles noch erklärt durch die reichliche Fülle von Nahrungsmitteln, welche sich ihnen ohne alle Arbeit darbieten. Ein Dutzend Kokosbäume und vier oder fünf Pisangstauden genügen zur Erhaltung einer Familie; die Frau fügt Leckerbissen hinzu, wenn sie die fingerlangen weißen Maden aus der Sago- oder der Kohlpalme oder einigen anderen sehr markreichen Pflanzen hinzufügt, und der Mann kann jeden Tag ein kleines

oder größeres Wild erlegen, Krebse, Schildkröten oder Fische fangen, was braucht er zu arbeiten, was braucht er sich irgendwie zu bemühen, wozu sollte er fleißig sein? Nichts treibt ihn zur Arbeit, er überläßt sich dem süßen Nichtsthun.

Wir haben vorher gesagt, daß der gebildete Geist über dergleichen siegen könne, indem er Hülfsmittel erfindet, die ihm ersetzen, was zu seinen Annehmlichkeiten fehlt. Wir wollen nicht von den Bewohnern des südlichen Europa reden. Bei diesen Völkern macht sich die Naturumgebung, machten sich Klima und leichter Nahrungserwerb so außerordentlich breit, wie nur bei den Negern oder Amerikanern oder den Insulanern des großen Weltmeers, soweit sie in der heißen Zone leben; sie faulenzen, bis der Hunger sie schmerzt, dann arbeiten sie mit Grimm und Wut ein paar Stunden lang, um so viel zu erwerben, als ihre in Öl gesottenen Maccaroni- und Wassermelonenschnitte oder Kastanien und Zwiebeln für die nächsten paar Tage kosten. Es ist erstaunend wenig, was dieses kostet, also erstaunend wenig, was sie zu arbeiten brauchen, um es zu erwerben, aber dennoch fliehen sie die Arbeit von neuem, sobald sie diesen kleinen Vorrat haben, und erwarten erst den unabweisbaren Exekutor, den Hunger, welcher sie zum Arbeiten zwingt.

Das ist der wenig civilisierte, der Naturmensch. Wie steht's denn aber mit dem civilisierten in den Tropenländern? Durchaus nicht anders als mit dem allerrohesten Naturmenschen. Kommt ein Engländer, ein Franzose in die Gegend von New Orleans oder Rio, so pflegt er am Anfang seines dortigen Aufenthalts wohl allenfalls einen kleinen Anlauf zu nehmen, um etwas zu erarbeiten, sehr bald aber läßt dieses Bestreben nach, das Klima gewinnt allmählich einen solchen Einfluß auf ihn, gewinnt eine solche Macht, daß er sehr bald von seiner gewohnten Thätigkeit sich trennt, daß er alles seinen Dienern überläßt, womöglich seinen Sklaven, daß er immer weniger und zuletzt im eigentlichen Sinne des Wortes gar nicht mehr arbeitet. Kaum ist er noch zu einer Jagd oder zum Spazierenreiten zu bewegen, die Anstrengungen, welche beide verursachen, sind ihm viel zu groß, er will in der Hängematte ruhen. Die Engländer in Indien machen es ganz ebenso, sie sind sogar nicht einmal imstande, insoweit das Vernünftige zu thun, daß sie sich des Schlemmens und Prassens enthalten, dessen sie von Hause aus gewohnt sind: dieselben kompakten Speisen, dieselben schweren Getränke, welche sie in Altengland zu sich nehmen, genießen sie auch in Kalkutta, und sie gehen meistenteils daran zugrunde und erklären dann, das Klima habe sie krank gemacht; aber sie wollen nicht anders, sie sind selbst zum Denken zu träge geworden, sie antworten auf solch eine Bemerkung, sie sei unrichtig, denn alle ihre Landsleute, sobald sie nur wieder nach Eng-

land zurückkehrten, würden gesund, obschon sie dort genau ebenso lebten wie hier.

Sie sind zu träge zum Denken, denn sonst würden sie so nicht antworten, sondern eben bedenken, daß das rauhe Seeklima ihrer Insel solche Lebensweise gestattet, während das überaus milde event. warme oder heiße Klima dieser Lebensweise feind ist.

Nun sind aber Europäer ganz anders erzogen, zur Arbeit angelernt, angewöhnt, indessen bei den sogenannten Wilden auch nicht eine Andeutung davon zu finden ist; wie sollen wir uns darüber wundern, daß der Angolaneger nichts thun mag? Die Holländer sind zwar etwas phlegmatisch, aber auch sie haben eine Schulbildung genossen, welche in ihrem Vaterlande sie immerhin berechtigt, sich zu den unterrichteten Klassen zu zählen, auch müssen sie, wenn sie dem Kaufmannsstande angehören, wie es in der Regel der Fall ist, schreiben und rechnen, dann können sie wohl sagen, die dazu erforderliche Anstrengung sei nicht übermäßig groß; doch hört man sie, wenn sie einige Jahre auf Java, Sumatra oder Borneo zugebracht haben, laute Klagen führen über die Schwierigkeiten, die das geringste Nachdenken erfordert, über die trostlose Schwerfälligkeit, in welche sie versinken. Sie scheuen sich infolge dessen vor den Schrecken der Arbeit.

Es führt uns dieses auf die sehr natürliche Frage, ob die Europäer, welche sich für die begünstigte Rasse halten, für die höher stehende, wohl so weit gekommen wären, wie sie jetzt sind, wenn das tropische Afrika ihre Heimat wäre, ob sie, dort heimisch seit dem Beginn ihrer Existenz, wohl dazu gelangt wären, sich auf die stolze Höhe zu schwingen, von der sie mit so vieler Verachtung auf die armen Neger herabsehen, oder ob sie nicht selbst auf der Stufe der Kindheit stehen geblieben wären, die sie den anderen Rassen immer vorwerfen?

Ein anderer, ganz sichtbarer Einfluß des Klimas auf die Menschen liegt in ihrer früher oder später erfolgenden Reife. Das sehr warme Klima begünstigt die Entwickelung, das kalte hält sie auf. In unseren Gegenden tritt die Reife des Mädchens zwischen dem sechzehnten und achtzehnten Jahre ein, der männliche Körper ist erst zwischen dem zwei- und dem vierundzwanzigsten Jahre vollkommen ausgebildet, und wenn man jetzt wahrnimmt, daß viele junge Männer auch zu der Zeit der gesetzlichen Mündigkeit noch nicht ihren Geist und ihren Körper vollständig ausgebildet haben, so ist dies nur ein Zeichen, daß sie viel zu früh in dem Wahne waren, sie seien bereits Männer, und daß sie sich infolge dieser Annahme so gehen ließen, wie es eigentlich kaum zu verantworten ist, indem die Kräfte und Säfte, die nötig waren, dem Körper seine Stabilität zu geben, verbraucht worden sind, ohne ihren Zweck zu erfüllen.

In dem heißen Klima der Tropenländer reift alles viel früher und die Menschen auch. Die Zeit der Reife tritt beim Mädchen zwischen dem neunten und elften Jahre ein, sie können im zehnten unbedenklich heiraten, und ein Mädchen, welches zwölf Jahre zählt, wird so gut für eine alte Jungfer angesehen, wie bei uns ein Mädchen von dreißig Jahren. Das männliche Geschlecht reift auch dort ein wenig später, aber im sechzehnten Jahre heiraten die Männer gewöhnlich.

Es ist gewiß kein Glück, daß es so ist; abgesehen davon, daß auch das Alter verhältnismäßig viel früher eintritt, ist die Zeit zur Ausbildung des Körpers zu gering zugemessen, daher es wohl kommen mag, daß die Gestalt der dunkel gefärbten kaukasischen Rasse, welche Indien bewohnt, so sehr viel zarter, man möchte beinahe sagen, so sehr viel schwächlicher ist als die der Europäer. Das Kind soll sich zur Jungfrau ausbilden, soll alle Eigenschaften der einstigen Mutter in sich vereinigen in dem kurzen Zeitraum von zehn Jahren — man begreift kaum, daß es möglich sei, und wenn es denn doch eine Thatsache ist, so kann man sich kaum wundern, daß die Gestalt der Neuvermählten noch ganz kindlich ist, und daß man ein Jahr später in ihr viel eher die Schwester als die Mutter des Kindes, mit dem sie tändelt, mutmaßt.

Man möchte fast glauben, daß die Frühreife lediglich daran schuld sei, daß die Völker, die ihr unterliegen, geistig zurückbleiben. Die Kindheit, die Zeit der mangelnden Reife ist diejenige, in welcher wir vorzugsweise bildungsfähig sind und darum auch auf niederen und höheren Schulen und auf Universitäten, in Erziehungs-Anstalten und Pensionaten ge- und verbildet werden. Diese Zeit dauert bei uns bis zum sechzehnten und vierundzwanzigsten Jahre. Das letztere war dasjenige Alter, in welchem unsere Väter die Universität verließen, und ein großer Fehler ist wohl unsere Treibhauserziehung, vermöge deren ein Knäbchen von 17 Jahren bereits die Universität bezieht und ein Knabe von 20 Jahren sie als fertiger Theologe, Jurist ꝛc. verläßt. Wie viel schlimmer dort, wo derselbe, reif für das öffentliche und das häusliche Leben, schon im sechzehnten Jahre all die Sorgen übernimmt, welche noch zehn Jahre fern von ihm bleiben sollten!

Ein großer Vorzug des Menschen vor dem Tiere ist die größere Dauer seiner Kindheit; sie währt um so länger, je höher das Tier steht, beim Hunde länger als bei der Maus, beim Pferde länger als beim Hunde und noch viel länger bei dem Elefanten. Es scheint sogar mit dieser längeren Jugendzeit die Lebensdauer ziemlich parallel zu laufen. Von allen uns genauer bekannten Tieren (natürlich kann nur von Haustieren die Rede sein) hat dasjenige die längste Lebensdauer, dessen Jugend die längste ist. Das Pferd ist erst nach zurückgelegtem vierten Jahre vollkommen ausgebildet, der Hund

schon im Laufe des zweiten; dafür nennt man auch einen Hund von zehn Jahren schon alt, indessen ein Pferd von zwanzig Jahren nur deshalb alt ist, weil der unvernünftige Mensch das edle Tier erstens gar nicht zur Reife gelangen läßt, sondern es schon abarbeitet, ehe es diese erlangt hat, und weil er dasselbe alsdann erbarmungslos zu Tode martert. Der (ursprüngliche) Verfasser hat ein munteres, mutiges Pferd gesehen, das bereits seit vollen 25 Jahren im Besitz desselben Mannes war, von ihm aber nicht als Füllen, sondern als junges, eingefahrenes Pferd sechs- oder siebenjährig gekauft war. Dieses schöne Tier, welches mithin über 31 Jahre zählte, war so rasch, so mutig, daß es immer sich in die Zügel legte, d. h. gerne schneller gegangen wäre, als ihm gestattet wurde. Der Besitzer hatte niemals eine Peitsche bei sich, ein Schnalzen mit der Zunge war genug, um es zum raschesten Trabe zu animieren, und in diesem legte es täglich ein paar Meilen zurück, allerdings nur mit einem leichten, zierlichen Wagen mit zwei, höchstens drei Personen beladen. — Das Pferd eines Wiener Fiakers oder eines Pariser Omnibus, täglich schwere Lasten hinter sich schleppend, magere Kost erhaltend, schlecht gereinigt, dafür zum Ersatz täglich mit mehr als einem Tausend Peitschenhieben traktiert — ein solches wird nicht über die Dreißig kommen, sondern es wird in seinem sechzehnten, höchstens in seinem achtzehnten Jahre dem Abdecker übergeben werden müssen; aber seine natürliche Lebensdauer sind die achtzehn Jahre nicht, es erreicht vierzig und mehr Jahre, wovon Friedrichs des Großen Schimmel und das Lieblingspferd des Murad Bey, welches er in der Schlacht bei den Pyramiden ritt, und welches dabei verwundet in die Hände der Franzosen fiel, beweisen. Der Verfasser hat dieses edle Tier im Jahre 1827 auf den Gütern des Fürsten Esterhazy gesehen, und da dasselbe zur Zeit seiner Gefangennahme die Kennzeichen seines Alters nicht mehr hatte, also wenigstens zehn Jahre alt war, so mußte es vierzig zählen, als der Verfasser es sah, und schwerlich hätte jemand dasselbe für älter als zwölf oder vierzehn Jahre gehalten.

Der Mensch nun mit seiner fünfmal länger dauernden Jugend wird zwar nicht fünfmal so alt, kommt aber unter günstigen Umständen weit über die hundert, was man von den Südländern, deren Jugend um so viel kürzer ist, durchaus nicht behaupten kann.

Ein Klima mit sehr niedrigen Temperaturen, dem in der Regel eine äußerst dürftige Vegetation zur Seite läuft, hat in vielen Stücken gleiche Wirkung mit einem Klima von hohen Temperaturen: der Geist wird gedrückt, macht nur höchst ungern eine Anstrengung, ist auch wohl der Anstrengung nicht einmal fähig. Der Körper ist es, aber nur ungern folgt der Mensch dem Bedürfnis der Arbeit. Er muß ringen, er muß sich mühen und abarbeiten, aber es wird ihm schwer, und es sieht beinahe so aus, als greife

die viele und schwere Arbeit seinen Kopf so an, daß er sich gerne der Mühe des Denkens überhebt. Alle Bewohner des hohen Nordens längs des ganzen Randes von Asien, von Europa und Amerika, wie es scheint, sämtlich der mongolischen Rasse angehörig, sind schwerfällig, schwer von Begriffen, und ihr Blick reicht nicht über die natürlichen Bedürfnisse hinaus.

So wie nachteilig auf den Geist, so scheint die niedere Temperatur auch nachteilig auf den Körper zu wirken; dieser bleibt zurück, die Eskimos, Finnen, Lappen, Samojeden sind klein von Gestalt, aber wahrlich nicht zart, auch befördert die Kälte keineswegs die Reife des Körpers. Es ist wohl möglich, daß die schlechte Art der Nahrung, die Arbeit, durch welche sie erlangt werden muß, daß die stete Sorge und die Anstrengung so nachteilig auf den Körper wirken; je mehr dies aber der Fall ist, desto thatsächlicher tritt die Wahrheit der Behauptung hervor, daß in den äußeren Verhältnissen, welche den Menschen umgeben, dasjenige zu suchen sei, was bestimmend auf Geist und Körper wirkt.

In den Extremen findet sich selten das Gute und Zweckmäßige. Sehen wir das Menschenleben an, wie es sich uns täglich darbietet, so finden wir den unmäßig Reichen so wenig glücklich als den sehr Armen. Die reichen ungarischen Fürsten erfreuen sich solcher Einkünfte, daß die Civilliste der meisten Könige dieselbe nicht erreicht, und Fürst Esterhazy hat fünf Millionen Gulden jährlicher Einkünfte, und wir wissen alle, daß er damit nicht auskommt, sonst würde es nicht Esterhazysche Papiere auf dem Wiener Kurszettel geben. Der Verfasser hat viele sehr reiche Leute kennen gelernt, kann aber nicht behaupten, daß bei irgend einem die geistige Regsamkeit groß genug gewesen wäre, um etwas Bedeutendes zu leisten, ein glänzendes Geistesprodukt zu liefern, eine Erfindung zu machen. Unter den griechischen Philosophen gab es einen, Namens Aristipp, der sehr reich war. Er kaufte einst ein rohes Rebhuhn für zwei Unzen Goldes, und als ihm ein anderer Philosoph, Antisthenes, über die Verschwendung Vorwürfe machte, fragte er ihn, ob er das Rebhuhn nicht auch essen würde, wenn es zwei Pfennige koste, worauf Antisthenes bereitwillig sagte: „Je nun, dann allerdings."

„Nun," erwiderte Aristipp, „so sehe ich noch immer keine Verschwendung, denn für mich sind zwei Unzen Goldes nicht mehr als für dich zwei Pfennige."

Trotz der ganzen hübschen Antwort und trotz dessen, daß Aristipp ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter gewesen, hat er doch nie so großes geleistet als die anderen griechischen Philosophen, welche weniger begünstigt waren. Das Leben darf dem Menschen nicht gar zu leicht gemacht werden, aber auch nicht gar zu schwer; denn ebenso wenig wie das Schoßkind des Glückes leistet der gepeinigte Stiefsohn desselben. Ein Mensch, der nie-

mals das Leben von der heiteren Seite kennen gelernt hat, der immerfort mit Sorgen und Not zu kämpfen hatte, wird ebenso wenig einen hohen Schwung nehmen können als der Glückspilz. Es fehlt ihm die Elasticität des Geistes. Wie eine stählerne Armbrust, welche man gespannt in die Rüstkammer gehängt hat, nach einigen Jahren den Pfeil nicht mehr abschnellt, sondern in der ihr angewiesenen gekrümmten Lage verharrt, so auch der Mensch, dessen Geist von fortwährendem Druck erlahmt, oder dessen Körper durch unglückliche Verhältnisse gebeugt, dessen Rücken krumm geworden ist, so daß er ihn so wenig aufrichten als seine Phantasie in Thätigkeit setzen kann.

Die goldene Mittelstraße ist das allein Rechte und Wünschenswerte, nicht die Mittelmäßigkeit, sondern der mittlere Weg zwischen den beiden Extremen. Der Mittelstand hat immer Größeres und Bedeutenderes geleistet als der vornehme oder geringe; tausend guten Köpfen des Mittelstandes können die extremreichen Leute kaum einen gegenüberstellen. Es wird ihnen alles zu leicht gemacht, ihr ganzes Leben fließt mühelos und im Spielen dahin, sie werden nicht einmal an ernste Beschäftigung, viel weniger an Arbeit gewöhnt, wo soll da die Entwickelung der schlummernden Kräfte herkommen?

So wie wir es hier gesehen haben, ist es im großen ganzen mit den Völkern. Es wäre thöricht, es wäre albern, zu sagen, die reichen Leute seien borniert, aber es wäre dieses nicht mehr, als wollte man sagen, die Bewohner der Tropenländer seien borniert. Nur die Entwickelung des Geistes fehlt, und an diesem Mangel ist allerdings der Reichtum schuld. Weshalb sollte der nachdenken, um seine Lage zu verbessern, der alles hat, was die kühnste Einbildungskraft begehren kann? Der Bewohner der Tropenländer sitzt an einer stets gedeckten Tafel; wo wäre da die Sorge, wo alles so im Überfluß vorhanden ist, nicht nur um sich zu sättigen, sondern um sich zu übersättigen und sich den Magen zu verderben? und dies geschieht auch oft genug. Welche seiner Kräfte soll er anspannen, um noch mehr zu erlangen, da er doch schon so viel hat? Er braucht sich nicht einmal einen Schutz gegen die Witterung zu bauen, ein Laubdach aus ein paar übereinandergelegten Palmzweigen ist schon genug; er braucht sich keine Kleidung zu ersinnen, sie würde ihm lästig werden, und der ganz Arme, der Bewohner des äußersten Nordens, ist ziemlich in demselben Fall, nur aus entgegengesetzten Gründen; die fortwährende Not hat ihn gelehrt, nichts mehr zu verlangen, sondern mit dem zufrieden zu sein, was Glück und Zufall ihm bieten. Er braucht Schutz gegen die Witterung, aber da ein Zelt oder eine Hütte über der Erde, wie er sie mit seinen geringen Mitteln machen könnte, nicht Widerstand leisten würde, so lauscht er es dem Bären ab, wie er seine Wohnung baut und

macht: er gräbt sich eine Höhle in die Erde. Er bedarf zwar der Kleidung, aber da weder bastgebende Pflanzen, wie Hanf oder Flachs, bei ihm wachsen, da auch keine Schafe ihre Wolle für ihn hergeben, so nimmt er das, was ihm zunächst liegt, das Fell des erlegten Tieres, und kleidet sich darin. Beide, der Arme wie der Reiche, sind gleich übel daran, der eine aus Mangel, der andere aus Überfluß.

In der glücklichsten Lage sind nur die Bewohner der gemäßigten Zone, und zwar der sehr gemäßigten. Hier giebt eine freundliche Natur zwar das Erforderliche her, doch nur gegen einen bedeutenden Tribut von Arbeit, hier spornt das nicht freiwillige Hergeben den Menschen zum Nachdenken. Er muß den Boden bearbeiten, um Getreide zu gewinnen, er muß den Baum pflegen, um gutes Obst davon zu erzielen, er muß den Wald bewirtschaften, um Holz zur Konstruktion seiner Häuser und zur Heizung seiner Zimmer zu haben. Die Zahl der Tiere ist nicht so groß, daß ein jeder nur beliebig zugreifen dürfte, er muß sich also Haustiere anschaffen und sie pflegen. Er bedarf der Kleidung, aber er bedarf verschiedener, denn die Temperatur seines Jahres ist eine sehr ungleiche; so nimmt er denn den Bast der Pflanzen und vereinigt ihn durch Spinnen zu Fäden und durch den Webestuhl zu Zeugen und kleidet sich im Sommer damit, oder er nimmt die Wolle des Schafes und webt daraus Zeuge und kleidet sich im Winter damit, und er fügt dazu noch das Fell der Tiere, welche er erlegt, und so muß denn sein Geist vielfältig angestrengt werden, um allen seinen Bedürfnissen ein Genüge zu verschaffen, und das ist das Rechte.

Wo die Natur zu viel thut, da thut der Mensch zu wenig und immer weniger, je mehr von ihrer Seite geschieht. In diesem Falle pflegt er sogar den Geschmack an den Schönheiten der Natur zu verlieren. Der Italiener, der Grieche lacht uns aus, weil wir hinkommen, um seine Platanen, seine dürftigen Palmen, mit deren Blättern er zur Feier des Osterfestes Handel treibt (denn Früchte tragen sie selbst in Sicilien noch nicht) — er lacht uns aus, daß wir seine Orangen und Myrten und die braunen Felsen, an denen sie stehen, bewundern; und daß wir nun vollends nach den Trümmern suchen, welche einer längst vergangenen Kunst angehören, hält er für Wahnsinn, und er zieht aus diesem Wahnsinn Vorteil, indem er neuerdings Antiquitäten macht und sie an Leute verkauft, denen die Kunst so fern steht wie den Italienern die Natur.

Die drei großen südlichen Reiche und Halbinseln Griechenland, Italien und Spanien, von einer schöpferischen Natur überreich begünstigt, könnten von ihrem äußersten südlichen bis zum äußersten nördlichen Grenzpunkte ein wunderschöner Garten sein. Die Menschen, welche keinen Sinn für Naturschönheit haben, lassen diesen Garten verkommen! mit einer wahren

Vertilgungswut hacken sie jeden Baum weg, der nicht Früchte trägt, es sei denn, daß er in dem Garten eines Großen oder eines Fürsten stehe, und die Landschaftsmaler, welche noch immer von den italienischen Landschaften entzückt sind, da sie doch, wenn man sie gewissenhaft befragt, nichts weiter als den zauberischen Ton rühmen können, machen ein förmliches Studium daraus, schöne Gegenden aufzusuchen; und an diesen Skizzen, wenn es Farbenbilder sind, kann man recht deutlich erkennen, wie verschieden das Auge der Menschen geschaffen ist, denn die nämliche Landschaft, welche viel hundertmal von vielen hundert verschiedenen Malern aufgenommen und skizziert worden ist, erscheint bei jedem neuen Farbenbilde anders. Dies ist gewiß sehr interessant, aber einen andern Zweck hat es nicht, denn die Landschaften von Tivoli, Frascati, Terni und Pausilip und der Blick über den Golf von Neapel mit dem Vesuv im Hintergrunde sind bis auf den Standpunkt des Malers immer dieselben — schön, gewiß sehr schön, aber doch gar nicht zu vergleichen mit der üppigen und prachtvollen Fülle, mit der saftigen Färbung, viel weniger mit der Erhabenheit und Majestät der steiermärkischen, der tiroler und der schweizer Landschaftsbilder, denen trotz aller ihrer Schönheit von Malern doch nicht so viel nachgelaufen wird als den italienischen.

Man könnte sagen, in dem Volke läge überhaupt nicht viel Sinn für Naturschönheiten, dieser müsse erst ausgebildet werden, und es sei darum das Eigentum der höher, der Bessergestellten, welche Rücksicht nehmen könnten auf ihre Gefühle, ein Glück, was den Armen versagt sei.

Das Volk betreffend, so würden wir dieses noch immer bestreiten müssen und „südlich" vor das Wort setzen, wenn wir „ja" zu der Behauptung sagen sollten, denn jeder norddeutsche Bauer hat ein Blumengärtchen vor seinem Hause und einen Obstgarten, was schon dem Italiener nicht mehr einfällt, ja was schon nördlich von den Alpen selten zu werden anfängt. Aber wir haben doch in Italien viele fürstliche Villen, welche Gärten von großer Ausdehnung haben, in welchen wahre Prachtexemplare von großen Bäumen stehen, und nach welchen die Maler laufen, um ihre Studien zu machen?

Ganz gewiß, solcher giebt es einige, wer sie aber näher kennen lernen will, nehme Gaudys Reise nach Italien und Sicilien zur Hand, und er wird erfahren, wie geschmacklos und wie vernachlässigt und wie antik alles ist, und wie die Gärten, die aus dem 16. oder 17. Jahrhundert herstammen, noch immer das Gepräge der damaligen Zeit tragen, daß sie von ihren Eignern gar nicht besucht werden, eben weil auch diese vornehmen Personen nur wenig oder gar keinen Sinn für Naturschönheiten haben, und daß sie im Grunde nur noch da sind zum Unterhalt des Gartenaufsehers, der die Trinkgelder in Empfang nimmt.

Wie schön sind dagegen die Parks unserer reichen Gutsbesitzer von 20, von 50, von ein paar hundert Morgen Flächeninhalt, wie schön die der reichen Lords in England, welche gleich die ganze Landschaft in ihre Gärten ziehen samt Pachtgehöften und kleinen Dörfern, samt den hindurchgehenden Landstraßen, Kanälen oder Flüssen, wodurch natürlich solch ein Park die größtmögliche Ausdehnung erhält, was aber allerdings nur einem Herzog möglich ist, dem das ganze Ländchen gehört, und von dem die einzelnen Stücke unter genau vorgeschriebenen Bedingungen zur Erhaltung der landschaftlichen Schönheit abgepachtet sind.

Aber all dergleichen könnte nicht entstehen, wenn nicht der Sinn für die Schönheiten der Natur vorhanden wäre, und wenn der Mensch sich nicht daran freuen wollte. Uns entzückt eine Blume, der Italiener geht höchst gleichgültig daran vorüber; uns entzückt ihr Duft, den Südländer widert er an. Ein Veilchenstrauß im Knopfloch kann den Tod einer empfindsamen Dame zur Folge haben, und beinahe sprichwörtlich ist die Redensart: „Der Gestank (la puzza) ist mir gleichgültig, aber die Wohlgerüche bringen mich um." Wenn eine elegante Nordländerin eine Gesellschaft besucht, und sie hat einen, wenn auch den feinsten Parfüm zu ihrer Toilette verwandt, so kann sie diese Worte sehr oft hören. Die nordische Bäuerin schmückt sich zum Kirchgang oder zum Tanz immer mit einem Blumenstrauß, das fällt der Italienerin gar nicht ein, und der Liebhaber würde sich bei ihr durch Darreichung eines solchen wohl schwerlich sehr in Gunst setzen, was dagegen den Südländer entzückt, ist die Unnatur. Ein großer Spektakel, eine Tierhetze, eine Hinrichtung, eine Tarantella oder ein anderer Tanz, bei welchem er mit einer unbeschreiblichen Wut Beine und Arme so lange schleudert, bis er völlig erschöpft ist, wobei wohl zu bemerken ist, daß er in der einmal aufgeregten Leidenschaft gewaltig viel aushalten kann und in dieser einen Nacht eine Arbeitskraft aufwendet, welche genügend wäre, einen Morgen Landes mit dem Spaten umzuarbeiten, was wieder derselbe Italiener in einem ganzen Monat nicht fertig bekäme.

Der Nordländer kann sich schweigsam an der Natur und deren Schönheiten *erfreuen*, der Südländer kann sie nur *benutzen*; dem ersten ist sie „die erhabene, heilige Göttin, dem andern eine milchende Kuh, die ihn mit Butter versorgt;" der Nordländer kann schwärmen, der Südländer nur rasen; dem Nordländer ist ein prachtvoller Sonnenuntergang, ein schön gestirnter Himmel das Herrlichste, das Heiligste, der Südländer rührt darum nicht Hand noch Fuß; aber wenn eine Illumination zu sehen, wenn ein Feuerwerk abgebrannt, wenn mit Flinten und Pistolen gehörig geknallt wird, dann ist er dabei, dann ist er entzückt, das sind seine Freuden, das ist was Reelles. Geräusch, betäubende Musik, wütendes Tanzen sind ihm wesentliche Bedin-

gungen zur Freude. Man sieht also, daß eine zu große Gunst der Natur den Menschen nicht gerade liebenswürdig macht, und selbst dasjenige, was man von den Südländern rühmt, die große Gastfreundschaft, findet ihren Widerhall sehr verstärkt im Norden.

Personen, welche die Vereinigten Staaten besucht haben, sind ganz entzückt über die Liebenswürdigkeit der Plantagenbesitzer, der reichen Pflanzer. Diese sind höchst zufrieden, einen Menschen zu sehen, und bieten alles auf, um ihn zu fesseln, ihn noch einige Tage festzuhalten; dabei spricht sich eine Urbanität, eine Feinheit des Benehmens und eine Freimütigkeit aus, welche unmöglich allein dem Reichtum zugeschrieben werden kann. Personen von sehr reifem Urteil schreiben dies dem Klima zu, welches sie ohne Mühe mit allem versieht, was sie brauchen, welches sie mit seinen Wohlthaten gewissermaßen überhäuft. In Vergleich wird damit gestellt die schroffe Abgeschlossenheit des Bewohners der nördlichen Unionsstaaten, welcher keine Zeit hat zur Freundschaft und zur Unterhaltung, welcher sich in einem fortwährenden Ringen und Streben, in einem fortwähren Eifer, den Nachbar zu überbieten, befindet, welcher berechnet, was die Zeit ihn kostet, die er auf seine Freundschaft verwendet, und was er hätte in dieser Zeit verdienen können. Dem Südländer soll dagegen diese unruhige Geschäftigkeit fremd sein, er soll sich als freier Bürger einer Republik jedem Fürsten ebenbürtig und doch als Plantagenbesitzer in der Fülle unumschränkter Gewalt viel höher als ein einfacher Bürger fühlen; höchst verschiedene Verhältnisse, welche allein niemand hervorbringt, da die Bewohner beider Teile der Union, des nördlichen wie des südlichen, einem Volke angehören.

Hier findet sich ein entschiedener Irrtum; erstens sind diese Leute nicht derselben Abkunft: im Süden der Union, namentlich in der reichen Louisiana, sind die größten Grundbesitzer Franzosen oder direkte Abkömmlinge von solchen, auch Mischlinge von Franzosen und Spaniern, von Franzosen und Engländern. Solche von reiner anglo-amerikanischer Abkunft sind im Süden der Union viel seltener, und es sind häufig Franzosen, selbst wenn der Name ganz englisch klingt, er ist dann nur durch die Aussprache verdorben, und die verdorbene Aussprache hat sich selbst in die Schreibart übertragen. Eine Familie heißt Peabody (Erbsenbauch). Der Mann hat wohl nicht gedacht, daß man seinen schönen französischen Namen Pibodière in solcher Weise verderben würde. Ein anderer heißt Doolittle (Thunwenig), der französische Name aber ist de Lautel. Ein anderer heißt Bokseller, sein französischer Name aber ist Beaufiller — so könnte man die Beispiele beliebig vermehren. Mit der gleichen Abstammung wäre es also nichts, aber mit der durch das Klima hervorgerufenen Gastfreundschaft ist es auch nichts. Schwerlich kann dieselbe noch viel weiter getrieben werden als in Ungarn, wo ein jeder

Gutsbesitzer entzückt ist, wenn ein Fremder ihn besucht, und wo einer dem andern den Gast abjagt, oder wie in Rußland, wo das Erscheinen eines Gastes Festlichkeiten über Festlichkeiten hervorruft, oder wie in Schweden und Norwegen, wo nicht bloß der reiche Gutsbesitzer, sondern auch jeder Bauer eine solche Gastfreundschaft entwickelt. Sie liegt in der Vereinsamung der Personen; man glaube doch ja nicht, daß die hochgerühmte nordische Gastfreundschaft in den Städten zu Hause ist! auf das Land muß man gehen, wenn man sie finden will, und da erklärt sich alles von selbst lediglich dadurch, daß, ganz abgesehen von dem Klima, der Mensch ein geselliges Geschöpf ist, und daß er diesem Geselligkeitstriebe in den Städten auf jede ihm irgend beliebige Weise Folge geben kann, auf dem Lande aber nur dann, wenn ein Gast ihn besucht, daher er ihn mit Freuden empfängt und ihn gerne und wohl bewirtet, um so mehr, als er wohlhabend ist, als ihm die Mittel nicht fehlen.

Dies würde genügen, um die Gastfreundschaft der reichen Kreolen zu erklären, soweit sie französischer Abkunft; diejenigen englischer Abkunft sind es nicht, oder sind es doch bei weitem weniger, und ihr wildes, habgieriges Treiben spricht sich auf den Quais von New-Orleans gerade so wie auf denen von New-York aus, allein im übrigen wollen wir dem Klima gerne seinen Einfluß belassen, wenn er auch in dieser einen Richtung bestritten werden müßte.

Einfluß des Klimas auf die Tiere.

Am auffallendsten sehen wir den Einfluß des Klimas hervortreten bei denjenigen Tieren, welche wir uns erzogen haben, welche wir uns als Haustiere angeeignet haben. Der civilisierte Mensch kann ohne das Rind, das Schaf, das Pferd und den Hund kaum mehr durchkommen; er zählt zu seinen Haustieren noch das Schwein, die Ziege, unter dem Geflügel die Gans, das Huhn, die Taube; alle diese Tiere in den unzähligen Abarten, welche sich im Laufe der Zeiten gebildet. Wo der Mensch hingegangen, überall hat er diese Haustiere mit sich genommen, und aus seiner Obhut entsprungen, sind sie wieder zurückgegangen in den Naturzustand, sind sie von neuem verwildert. So in Süd- und Nordamerika die Pferde und die Rinder, welche dort Herden bilden, die nach Millionen zählen, so die Hunde in den Pampas, mittelst deren einst die Spanier versuchten, die unglücklichen Eingeborenen zu unterjochen, und welche sich jetzt zu solchen Scharen angehäuft haben, daß sie zu höchst gefährlichen Raubtieren geworden sind,

welche oft genug Mann und Roß anfallen und zerreißen, wie die Wölfe in Polen es noch thun.

Wohin der Mensch seine Haustiere geführt hat, sie mußten sich immer erst acclimatisieren. Die tierische Natur ist ziemlich biegsam, sie ist nicht starr wie die der Pflanze, welche sich von einem gewissen Maße nichts abdingen läßt, welche zu Grunde geht, wenn ihr zu viel oder zu wenig Wärme zugeführt wird, wie wir jederzeit in unseren Zimmern wahrnehmen können, wenn wir z. B. einem Obstbäumchen den Winter nehmen oder einem Kaktus den ewigen Sommer. Das Bäumchen der Obstorangerie fordert eine allmähliche Erniedrigung der Temperatur bis unter den Gefrierpunkt des Wassers, es will seinen Winterschlaf haben. Der Kaktus, die Aloe, die verschiedenen Palmenarten, die man in unseren Treibhäusern sieht, verlangen eine Temperatur von 12—15° Wärme während des Winters, und läßt ein unvorsichtiger Gärtner das Feuer im Treibhause ausgehen und die Wärme bis unter den Nullpunkt herabsinken, so sind alle kostbaren Pflanzen unrettbar verloren.

So wie diesen die Wärme, so ist unseren Pflanzen die Kälte nötig; daher können wir unsere Obstbäume nicht nach Brasilien oder nach Indien verpflanzen, und die Bewohner müssen sich mit den wirklich schlechten Früchten der Tropengegenden begnügen, welche zwar, wie die Bananen und die Kokosnuß, treffliche Nahrungsmittel sind, aber nicht Obst, wie wir es lieben.

Es ist durchaus nicht anders mit den Tieren, welche der Mensch sich zu Gefährten erzogen hat, es ist durchaus und im allgemeinen so, denn ein Eisbär und ein Polarfuchs können so wenig in Italien leben wie eine Giraffe oder ein Rhinoceros am finnischen Meerbusen. Würde es größere Tiere geben, die nur ein Viertel- oder ein Halbjahr leben, wie es solche Pflanzen giebt, so würden wir das Gesagte sehr beschränken müssen. Man hat vielfältige Versuche mit europäischen Getreidearten gemacht, und sie können in den Tropenländern so gut als bei uns gezogen werden, und in den hochnordischen Gegenden, in denen zur Zeit des Sommersolstitiums die Sonne beinahe gar nicht untergeht und ein Vierteljahr lang nicht Tag und Nacht, sondern nur Tag und Dämmerung miteinander wechselt, kann man mehrere nur ein Halbjahr dauernde Pflanzen Ägyptens oder Arabiens ziehen u. s. w. In derselben Art würde es mit Tieren möglich sein, wenn ihre Lebensdauer eine so kurze wäre, und viele Insekten, bei denen es der Fall ist, befinden sich dort auch ganz vortrefflich, die Muskitos stechen am Nord-Kap ebenso schmerzhaft wie in Florida.

Aber trotz der Acclimatisation gehen doch mit den Tieren bedeutende Veränderungen vor. Das Pferd und das Rind bekommen im Norden eine

reichliche Haardecke, so dicht und so wärmend wie der Pelz des Elenntiers, das Haar wird sogar flockig; umgekehrt erhalten Pferd und Rind eine immer dünnere Behaarung, je weiter man sie nach Süden nimmt; noch viel auffallender ist es beim Schafe, das in den heißen Gegenden die feine Wolle gänzlich verliert und nur die lange, struppig grobe Wolle übrig behält, ebenso mit den Gänsen und Enten, denen allmählich der erwärmende Flaum ganz ausgeht, und welche nur die harten Deckfedern übrig behalten. Die Tiere sind acclimatisierbar, aber sie verlieren manche von ihren Eigentümlichkeiten, viele sogar diejenigen, wegen deren man sie zieht. Ganz anders ist es mit dem Menschen, das ist der eigentliche Kosmopolit. Es unterliegt keinem Zweifel, daß man einen Neger aus seiner Heimat nach dem mittleren und nördlichen Europa verpflanzen könne, ohne daß seinem Körper dadurch ein eigentlicher Schaden geschähe. Umgekehrt kann auch der Nordländer unbeschadet seiner Gesundheit nach Jamaika oder nach Kalkutta verpflanzt werden, und wenn die Engländer es nicht zugeben wollen, auf sich selbst weisend und wie sie dem übermäßig heißen Klima unterliegen, so kommt dies nicht von dem Klima, sondern vielmehr von ihrer Abneigung, sich dem Klima anzubequemen, her. Würden die Engländer in Indien leben wollen wie die Indier, so würden sie gesund sein wie diese, aber sie wollen leben, wie sie es von England her gewohnt sind, und das geht nicht einmal mehr in Wien oder in Triest ohne Gefahr für die Gesundheit, viel weniger an den Ufern des Golfs von Mexiko.

Das langwollig werdende Schaf in Brasilien.

Warum der Mensch sich leichter acclimatisiert, ist bald zu fassen, er hat kein festgewachsenes Kleid, sondern ein solches, was er sich nach Belieben enger oder luftiger, leichter oder schwerer und wärmer machen kann. Das Tier muß erst mit der Zeit durch Hülfe der Natur seines beschwerlichen Kleides los werden oder im Gegenteil das Heranwachsen eines derberen erwarten; der Mensch braucht darauf nicht zu warten, er zieht an und aus, was ihm beliebt, und er könnte nötigenfalls in Indien oder auf den südasiatischen Inseln so gut nackend gehen wie der Dajak und der

Hindu, so wie er sich am Nord-Kap und am ganzen Nordrande der beiden ungeheuren Kontinente in Pelze kleidet, welche auf anderer Geschöpfe Leibern, nicht auf dem seinigen gewachsen sind. Von ähnlichem Einfluß ist die ganze Lebensweise, immer wird er wohl thun, sich nach Landesart und Sitte zu fügen. Das Tier verläßt seine Gewohnheiten nicht, weil es nicht überlegt, was ihm gut thut; der Mensch ist ein Narr, wenn er ebenso verfährt, dazu gab ihm ja Gott den Verstand, und wenn er denselben anwendet hier in dem vorliegenden Falle, so wird er notwendig darauf geführt werden, das Angedeutete zu thun und Landesart und Sitte anzunehmen; wo es nicht geschieht, entsteht nicht selten das größte weit verbreitete Unglück daraus. So sind Millionen von Menschen in Mexiko und Peru und Chile Opfer der fürchterlichen Erdbeben geworden, welche unschädlich an ihnen vorübergegangen wären, falls sie gleich den Eingeborenen von Holz gebaute Häuser hätten; statt dessen türmten sie schwere Steinmassen aufeinander, oder sie bauten wenigstens aus gebrannten Ziegeln, aus Luftziegeln, und wenn nun das entsetzliche, erschütternde Ereignis eintraf, so wurden sie unter ihren Lehm- oder Kalksteinwänden begraben, verschüttet, oder es wurden ihnen nur einzelne Gliedmaßen zermalmt, sie aber, durch die stürzenden Massen gehalten, dem Hungertode preisgegeben.

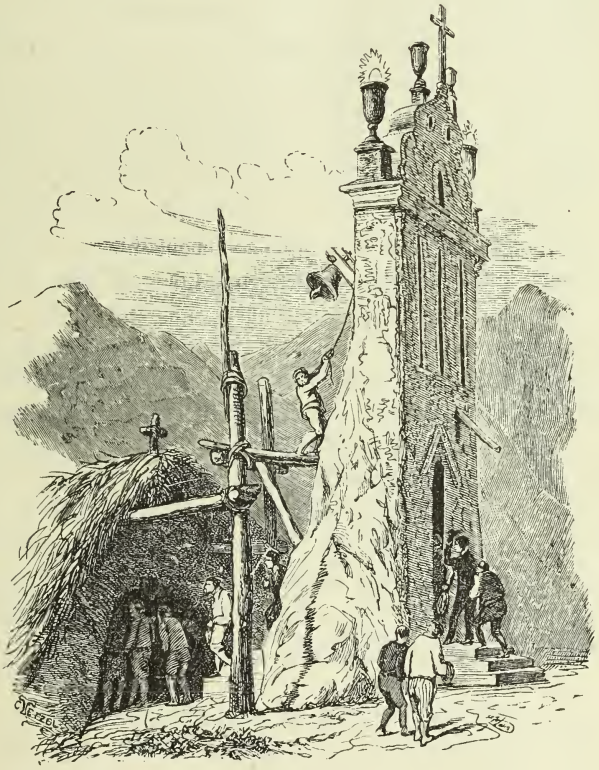
Das gute Haus eines eingeborenen Mexikaners oder Peruaners besteht aus einigen Hauptpfählen, durch Balken untereinander verbunden, die Wände bestehen mehrenteils aus Flechtwerk und sind mit Lehm oder Kalk übertüncht, die Dächer bestehen aus Sparren und Latten von Rohr, über denen große Blätter von verschiedenen Pflanzen, Palmzweige und dergleichen liegen, die selbst einem tropischen Regen trotzen, und das will viel sagen, denn Dachziegel thun das nicht.

Solche Wohnungen sind zweckmäßig und gewähren vollständig das Erforderliche, um so mehr, als man sie beliebig vergrößern kann, als nicht bloß ein Raum solcher Art das Haus bildet, sondern zehn und zwanzig aneinander gereiht werden können bis zu der Ausdehnung, welche der anspruchsvollste Reichtum verlangt; aber die Vornehmthuerei wird allerdings nicht befriedigt. Der Abkömmling eines spanischen Zwiebelkrämers oder Schusters, der sich in Neu-Spanien keck „Sennor Don" ꝛc. schreibt, muß in einem steinernen Hause wohnen und muß sich darin begraben lassen!

Auch die spanische Geistlichkeit hat viel zu diesem unheilvollen Beginnen beigetragen. Sie hat die Gotteshäuser, die Wohnungen der vornehmen Geistlichkeit und die Klöster so großartig gebaut, wie man sie nur in Spanien findet, ganz begreiflich, denn sie kosteten weiter nichts als so und so viel tausend Menschenleben, Eingeborene, die man zusammentrieb, die ohne Lohn arbeiteten und auch noch ihre Nahrung mitbringen mußten und verschmachteten,

wenn es ihnen bei ihrer Mittellosigkeit und der großen Härte und Grausamkeit der Spanier an Nahrung gebrach.

Nach diesen ungeheuren Kirchen drängte sich bei den ersten Zeichen der Erschütterung des Erdbodens der größte Teil der Einwohner, ein jeder um seinen Schutzheiligen zu bitten, das Unglück von ihm (dem Pflegebefohlenen) abzuwenden. So durfte denn nur eine Mauer stürzen, um 2000 Unglückliche mit einem Schlage zu vernichten.



Später wurden die Kirchen wenigstens nicht mehr gewölbt, es wurden auf die senkrecht geführten Mauern Querbalken gelegt und auf diese das Dach gestellt. So beschaffene Kirchen konnten schon länger Widerstand leisten, und an den mächtigen Rissen und Sprüngen, welche man an vielen derselben wahrnimmt, kann man auch sehr unzweideutig sehen, daß sie gewaltige Erschütterungen überdauert haben, ohne zu stürzen. Die neuere Baukunst ist noch um einen Schritt weiter gegangen, man hat nur noch die Fassade in ziemlicher Breite und Höhe und nach allen Regeln der Geschmacklosigkeit und der Überladung mit achitektonischen Verzierungen aus Stein ausgeführt, die Kirche selbst ist ein dürftiges Holzhaus, mit Rohr und Palmzweigen gedeckt, welches man, damit die unschöne Anordnung nicht gar zu offen sichtbar werde, gewöhnlich zwischen zweien Häusern versteckt hat, so daß man davon nichts sieht, kaum etwas ahnt und um so mehr überrascht wird, wenn man Eintritt in die Kirche nimmt.

So komisch ein solches Prachtgebäude mit einem so elenden Anhange aussieht, so ist dieser letztere doch wirklich das einzig Zweckmäßige, und es ist auch überall von den Eingeborenen angewendet, nur die Eingewanderten haben sich bis jetzt noch dagegen gesträubt.

Auf den großen südasiatischen Inseln bauen die Leute ihre Wohnungen auf Pfählen, hoch, mitunter 6 m hoch in der Luft schwebend. Sie thun sehr wohl daran aus zweien Gründen: sie können nicht leicht von Feinden überfallen werden und können, wenn es geschehen sollte, sich aus der Höhe ziemlich gut verteidigen. Der eigentliche Grund von dieser Bauart ist jedoch in der sumpfigen Beschaffenheit ihrer Wohnsitze zu suchen. Rundum an den Ufern dieser großen Inseln haben die Eingeborenen die Flußniederungen aufgesucht, und diese werden, überhaupt schon von sumpfiger Beschaffenheit, doch alljährlich durch die periodischen Regengüsse so überschwemmt, daß eine Erhöhung ihrer Wohngebäude über dem Erdboden zur Notwenigkeit wird.

Der Engländer Broke, ein Mann von so großer Umsicht als Energie, ein Wohlthäter der malayischen sowohl als der dajakischen Eingeborenen, geachtet und geliebt von allen, hat sich doch über sein Vorurteil als Engländer nicht soweit erheben können, um sich dieser Art zu wohnen anzubequemen, und seine Wohnung in der durch ihn zu wirklicher Bedeutung gelangten Stadt Sarawak (Borneo) steht auf ebener Erde und ist in allen Einzelnheiten gleich der eines engländischen Farmers.

Wenn man dergleichen Thorheiten von Leuten wie Broke begehen sieht, so kann man sich allerdings nicht wundern, wenn minder Begabte es ebenso machen; aber mögen sie und alle ihresgleichen sich nur auch nicht wundern, wenn sie nunmehr in den unzweckmäßigen Wohnungen von giftigem Gewürm, von kleinen Schlangen, Eidechsen, Schnecken, von Tausendfüßen und unzähligen sonst am Boden gleitenden Insekten angefallen werden, und wenn bösartige Fieber sie frühzeitig hinraffen.

Einfluß der Nahrung.

Nicht minder von Bedeutung, wie das Klima und der Boden, ist die Ernährung sowohl für den Einzelnen wie auch für die Kultur der Nationen. „Sage mir, was du ißt, und ich will dir sagen, was du bist" — ist keine Phrase, sondern wörtlich wahr mit jener Beschränkung, welche sich aus der Beanlagung und den sonst die Entwickelung beeinflussenden Faktoren ergiebt. Ohne Frage ist die höchst verschiedene Arbeitskraft bei verschiedenen Nationen zunächst von Naturanlage und Übung abhängig; ohne Frage

aber sind auch die Kulturstufen und die socialen Verhältnisse hierauf vom allergrößten Einfluß und unter diesen in erster Linie die Art der Nahrung. Von den Physiologen ist oft genug auf den Unterschied eines englischen Fabrikarbeiters und eines irländischen Tagelöhners hingewiesen worden. Jener, kräftig gebaut, muskulös, gesund, ausdauernd bei schwerer Arbeit, ausgestattet mit natürlicher Intelligenz, mit Scharfblick, munter, gesellig, ernst, der ökonomischen und politischen Entwickelung seines Vaterlandes mit Interesse zugewandt — sich nährend von Fleisch; dieser, schwach und aufgedunsen, unfähig zu schwerer, andauernder Arbeit, gegen Krankheit nicht widerstandsfähig, teilnamlos für höhere Interessen, ohne Trieb zu Wohlstand, Glück, Freude und Herrschaft — sich nährend von Kartoffeln. „Während die Arbeiter in den Schmieden des Departements Tarn — so erzählt Moleschott — mit Pflanzenkost ernährt wurden, verloren sie durchschnittlich 15 Tage des Jahres durch Hunger und Krankheit. Als im Jahre 1833 durch Talabot Fleisch als wesentlicher Teil der Nahrung eingeführt wurde, verbesserte sich der Gesundheitszustand in dem Grade, daß jeder Arbeiter statt 15 im Durchschnitt nur 3 Tage im Jahre für die Arbeit verlor."

Ungenügende Ernährung hat unfehlbar dreierlei im Gefolge: mangelhafte Körperkraft und Gesundheit, oder vermehrte Sterblichkeit und kürzere Lebensdauer, oder Mangel an geistiger Energie, und diese Nachteile müssen sich auf die ganze kulturelle Entwickelung der Völker übertragen.

Ungenügende und ungeeignete Kost hat unbedingt physische und geistige Verkümmerung zur Folge: die Polynesier auf den Hochinseln der Südsee haben sich kräftig und schön entwickelt, nicht minder die Australier der reichen Jagdgründe; die Bewohner der ärmeren Flachländer, der Westküste Australiens sind häßliche, kleine Gestalten geblieben.

Die Art der Nahrung freilich richtet sich bei den Völkern zunächst nach dem Klima, welches sie bewohnen.

Wir sehen den Eskimo ungeheure Mengen von Seehundsfleisch und Speck verschlingen und sehen ihn getrocknete Fische statt des Brotes dazu essen; wir sehen dasselbe in Nordasien bei den Jakuten und Kamtschadalen, nur haben sie noch ein Festtagsgericht mehr, in Verwesung übergegangene Fische, diese gelten dort für Wildbraten, und wenn ihnen der frische Fisch so gut schmeckt wie uns der Kalbs- oder Schweinebraten, so schmecken ihnen doch die faulen Fische noch besser, wie uns Rehbraten und Hasenbraten, wenn er einen Tag länger hängen geblieben als vernünftig, denn er ist schädlich, und wir würden krank werden, wenn wir immer halbverwestes Fleisch äßen; da es jedoch nur zu einer Jahreszeit und auch in dieser nicht ausschließlich und nicht als Nahrung, sondern nur als Delikatesse gegessen

wird, so schadet das Wild uns so wenig als dem Jakuten seine halbverwesten Fische.

Die ungeheure Gefräßigkeit dieser Strandbewohner des Polarmeeres ist nicht Gewohnheitssache, sie hat ihre vollkommene Berechtigung. Der lebende tierische Körper ist ein brennender Ofen: immerfort muß man die Flamme nähren, thut man es nicht, so erlischt sie, der Ofen wird kalt, und das Tier stirbt. Aber die Menge der Nahrung, die man dem tierischen Körper zuführen muß, hängt ganz davon ab, wieviel Wärme ihm äußerlich entzogen wird. Steht der Ofen in einem geschlossenen, bewahrten Raum, so wird er, um eine mäßige Temperatur zu erhalten, viel weniger Holz brauchen, als wenn er in einem offenen Raume und umgeben von einer Temperatur von 40° unter Null dieselbe Temperatur haben soll.

Der Ofen, welchen wir Mensch nennen, soll auf eine Temperatur von 38° C. gebracht werden, gleichviel ob in Rio de Janeiro, in Neapel oder in Grönland. Da er auf der einen Station von einer Temperatur umgeben ist, welche der mittleren, der seinigen sehr nahe kommt (28—30° C.), am entgegengesetzten Ende der Leiter aber bei 40° unter Null äußerer Temperatur auf dieselbe Höhe gebracht werden soll, so wird er hier bei weitem mehr Heizmaterial erfordern als dort.

Dieses Heizmaterial nennen wir Nahrung. Die spec. Wärme der meisten unserer Nahrungsmittel ist größer als die spec. Wärme unseres Körpers; dadurch, daß wir solche Nahrungsmittel zu uns nehmen und diese in Fleisch und Blut des tierischen (menschlichen) Körpers verwandelt werden, wird Wärme in dem lebenden Körper frei.

Wenn nun der Eskimo viel Brot oder Hülsenfrüchte hätte, so würde er, was den Ersatz der Wärme betrifft, auch weniger brauchen, er hat aber nur Fleisch und Speck der Seehunde und anderer Tiere; dieser seiner Körperkapazität sehr verwandten Substanzen muß er ungeheuerlich viel verschlingen, wenn der Zweck erreicht werden soll. Daher sehen wir auch Eskimos bei einer Festlichkeit einander stopfen und anfüllen auf eine dem Zuschauer unbegreifliche Weise. Zwei Freunde setzen sich einander gegenüber auf den Boden ihrer Schneehütte hin, jeder hat vor sich eine Schale mit Speckstreifen von dem Seehunde abgeschält. Jeder steckt nun dem andern ein tüchtig Stück von diesem Speck in den Mund, soviel sich thun läßt, und dann schneidet er ihm dasselbe vor dem Munde ab; der andere thut dem ersten den nämlichen Liebesdienst. Sie entwickeln nun eine gewaltige Kraft in ihren Kau- und Schluckmuskeln und befördern sehr bald den Speckstreifen in den Magen. Kaum ist dieses geschehen, so schiebt jeder dem andern abermals einen Speckstreifen in den Mund, und so wird denn fortgefahren, bis beide dergestalt angefüllt sind, daß sie nichts mehr herunterbringen können;

dann legen sie sich in ihrer Schneehütte nieder und schmelzen durch ihre gewaltige Ausdünstung einen Teil der sie umgebenden Schneemasse weg, bis sie nach 10 bis 12 Stunden gesund und munter erwachen; die Schlemmerei hat ihnen nicht im geringsten geschadet.

Was hier die Kälte thut, das thut an anderen Orten die Arbeit: sie konsumiert Kräfte in einem unglaublichen Maße, und sie verlangt, wenn der Mensch nicht hinfällig werden soll, einen reichen Ersatz durch Speisen.

Der mecklenburgische, der holsteiner, der pommersche Bauer, der Litauer, der Friese, wenn sie im Winter um 3 Uhr morgens mit Dreschen anfangen und bis 10 Uhr abends fortmachen — müssen sie auch eine schöne Portion Nahrung zu sich nehmen. Das erste nach zwei Stunden ist eine Milchsuppe mit eingeschnittenem Brot oder geriebenen Kartoffeln. Um 8 Uhr kommt das zweite Frühstück, ein paar riesige Stücke Butterbrot mit Speck oder geräuchertem Fleisch oder einer tüchtigen Portion selbst gewonnenen Käses und ein Glas Branntwein.

Punkt zwölf wird zu Mittag gespeist; eine sehr nahrungsreiche Mehlsuppe, eine große Schüssel voll Gemüse, für jeden Drescher ein Pfund Fleisch und gutes Brot wird es wohl möglich machen, daß er bis 4 Uhr aushält, dann kommt wieder das Butterbrot mit Käse, geräuchertem Schinken oder Blutwurst und ein Glas Branntwein. Um 8 Uhr hält man die dritte warme Mahlzeit, dann wird noch bis 10 Uhr gearbeitet, und dann gönnt man dem Arbeiter 5 Stunden Schlaf.

Aber was verlangt man für diese Ernährung, welche an Fleisch das enthält, was der arme württembergische Bauer während des ganzen Jahres, nämlich an den drei hohen Festtagen, genießt, was verlangt man von ihm? Er muß einen Dreschflegel mit 10 Pfund schwerem Klöpfel während 19 Stunden, oder wenn man drei für die Mahlzeiten abziehen will, doch immer noch während 16 Stunden einer ununterbrochenen schweren Arbeit regieren!

Im südlichen Deutschland hat man von solcher Fülle der Nahrung nicht den entferntesten Begriff. Derjenige, der mit der Versicherung auftreten wollte, der Bauer in Norddeutschland verzehre in der That eine solche Menge von Nahrungsstoff, und zwar von sehr kräftigen Speisen, den würde man ohne Zweifel für einen Nachfolger des würdigen Münchhausen ansehen oder wohl gar glauben, daß er sein Vorbild weit übertreffe. Die Sache ist einfach diese, daß der württembergische Bauer schon für sehr reich gilt, wenn er 20 bis 25 Morgen in seinem Besitz hat, während in Norddeutschland erst der Besitz von 60 Morgen zur Führung des Titels Bauer berechtigt, derjenige aber, der ein reicher Bauer sein will, das Dreifache, ja das Sechsfache dieser Morgenzahl unter dem Pfluge haben muß. Keine

Baronie und keine Grafschaft, selbst wenn sie in Süddeutschland ungeheure Einkünfte gewährt, hat solch eine Ausdehnung von Acker, die Einkünfte rühren von den Gefällen her, welche von den auf der weit ausgedehnten Herrschaft liegenden Dörfern ruhen. Unsere herrschaftlichen Besitzer beziehen ihre Einkünfte nicht aus den Fellen der Bauern, sondern aus denen der Schafe und aus dem schönen üppigen Weizenboden, der sich von der russischen Grenze bis nach Holland erstreckt, und der in Jahren der Not England und Frankreich mit seinem Überflusse versieht.

Die ungeheuren Mengen von Getreide, welche auf jenen Fluren wachsen, brauchen Arbeitskräfte in sehr ausgdehntem Maße, und wo solche Arbeit gefordert wird, erfordert selbstverständlich der Körper eine angemessene, reichliche Ernährung. Der wohlhabende Bauer in Württemberg, welcher 10 Morgen, und der reiche Bauer, welcher 20 bis 25 Morgen besitzt, vermag beinahe allein das Dreschen zu übernehmen, im höchsten Falle hilft gelegentlich die Frau oder der älteste Sohn mit; von 20 bis 50 Knechten und Mägden und von zur Erntezeit gemieteten Tagelöhnern in der Zahl von 200 ist keine Rede, und darum brauchen die Leute auch nicht Dreschflegel von 10 Pfund, sondern können sich mit einem Knüppel begnügen, wie ihn große Hofhunde der Bauern am Halse tragen, damit sie nicht gar zu übermütig werden. Geht man noch weiter, überschreitet man die Alpen, so schlagen die Bauern das Getreide mit Bohnenstecken aus.

Die Kraft, welche hier absorbiert wird, ist eine sehr geringe, und es genügt ein mäßiges Quantum sehr mittelmäßiger Nahrung, um das Verzehrte zu ersetzen. Der schwäbische Bauer hat seine Knöpfle oder Spätzle abwechselnd mit Kartoffeln, und der von aller Welt beneidete Reiche sieht für sich und seine Familie täglich ein halbes Pfund Speck, geräuchert und alt geworden, damit es auch Geschmack habe, in der Suppe, der österreichische Bauer hat seinen Heiden-Sterz (Buchweizenbrei) und der Italiener seine Polenta und seine Maccaroni zur täglichen Nahrung ohne alle Abwechselung. Das sind lauter Gerichte, welche der norddeutsche Bauerknecht auf das entschiedenste verschmähen würde, wenn man ihm öfter als im Monat einmal damit kommen wollte, und die italienischen Gerichte aus türkischem Weizen würde er gar nicht anrühren; jenen Leuten der geringfügigen Arbeit und des gemäßigten Klimas genügen sie aber, und etwas Weiteres als Ausgleichung verlangt die Natur gar nicht.

Vergegenwärtigt man sich den Urzustand der Menschen, so wird einem klar, daß derselbe hinsichtlich der Ernährung zunächst ausschließlich auf die Gaben der Natur angewiesen war. Hieraus würde denn folgen, daß die Menschen ihren Ausgang dort nehmen konnten, wo die Natur mit freigebiger Hand ihre Nahrungsschätze aufthat, wo der Erdbewohner nicht not-

wendig hat zu säen und zu ernten, was in einigen Gegenden zwischen den Wendekreisen im Gebiete der Sagopalme, der Kokos- und Dattelpalme, des Brotfruchtbaumes ꝛc. zutrifft. Hiermit soll aber nicht gesagt sein, daß die ältesten Menschen ausschließlich auf das Pflanzenreich angewiesen waren, etwa wie Brahmanen und Buddhisten; vielmehr werden sie auch aus der Tierwelt alles verzehrt haben, was ihrem Geschmacke entsprach und genießbar war. Lortsch erzählt von den Australiern, daß sie außer Beuteltieren alle Vögel, selbst Aasgeier, Aale und Fische, Fledermäuse, Frösche, Eidechsen, Schlangen, Würmer ꝛc. verzehren. Nach Schweinfurth verschmähen die Bongo-Neger kein tierisches Nahrungsmittel, selbst Ratten, Hyänen, Erdskorpione, Termiten, Eingeweidewürmer der Rinder nicht.

Die Küchenabfälle (Kjökkenmoddinger) der dänischen Küsten, ebenso Schottlands, Japans ꝛc. beweisen, daß jene Urbewohner namentlich nahrhafte Muscheln und Schnecken des Meeres verzehrten. Die Fischerei wird hiernach wohl eine der ersten Beschäftigungen der ältesten Völker gewesen sein. Da hiernach das Pflanzen- und Tierreich Auswahl von Nahrung darbot und dieselbe sich an den verschiedensten Stellen der Erde vorfand, so ist es auch nicht zulässig, das Erscheinen des Menschen absolut an einen Raum der Erde binden zu wollen.

Schon früh wird sich übrigens das Bedürfnis einer Zubereitung der Nahrung geltend gemacht haben, was man gegenwärtig fast überall antrifft. Nur ausnahmsweise kommt der Genuß rohen Fleisches und Speckes als Gewohnheit noch bei den Eskimos vor.

Eigentum.

„Zustände, wo unter Menschen Eigentum nicht unterschieden worden, liegen jenseits der Grenze unseres Forschens“ (O. Peschel). Es ist vielmehr soviel sicher, daß, wo irgendwie ein Mensch seine Hand auf irgend eine Pflanze, ein Tier, einen Gegenstand gelegt und ihn in Besitz genommen habe zu seinem Bedarf, er ihn als sein Eigentum betrachtete und ihn fortan für sich benutzte und gegen Angriffe Fremder verteidigte. Der Begriff des Eigentums muß sich also sehr früh ausgebildet haben; er wird zunächst freilich die bewegliche Habe umspannt und sich weit später auf die unbewegliche von Haus, Hof und Land ausgedehnt haben. Die Eingeborenen Guyanas — so berichtet Appun — hielten die Habe des Einzelnen von allen Mitbewohnern einer Hütte heilig und unantastbar.

Bei Jägervölkern bildeten sich auch bald Vorstellungen von einem

Gesamteigentum einer Horde, als welches sie das von ihr benutzte Jagdrevier ansahen. Dieses gehört dem Stamme, allen zusammen; sie dulden darauf keinen anderen neben sich, sowie sie auch selbst wiederum das Staatseigentum anderer achten, es nicht verletzen, nicht ihre Grenzen überschreiten oder sich den Kriegen aussetzen, die nicht selten übel genug auf den ganzen Stamm wirken. Das Verhältnis würde sich augenblicklich ändern, so wie sie das allgemeine Eigentum verteilen würden in so viele Lose, als es der zur Teilung Berechtigten giebt. Sobald dieser Fall eintreten würde, hörte aber die ganze bisherige Art der Existenz dieser Völker auf, sie würden aus Sammel- oder Fischer- oder Jägervölkern zu ansässigen Völkern werden.

Solche Völker giebt es sehr viele, und merkwürdig genug, haben selbst die rohesten bereits Begriffe von Völkerrecht, was sich allerdings nur auf Krieg und Frieden bezieht, auch mit großem Ernst aufrecht erhalten wird.

Das allgemeine Eigentum wird von allen insgemein verteidigt. Die Grenzen sind Gebirge oder Ströme, das unrechtmäßige Überschreiten dieser Grenzen zieht Krieg nach sich. Auch die Völker, die auf der niedrigsten Stufe stehen, haben schon so viel Erfahrung gemacht, um zu wissen, daß ein Krieg nur geführt werden kann, wo der Wille eines Menschen sowohl den Plan entwirft als die Ausführung leitet. Eine beratende Versammlung wählt den Häuptling und bespricht mit ihm die Ausführung des Angriffes oder der Verteidigung; sobald dies geschehen ist, gehorcht man dem erwählten Anführer in allen Punkten ohne die geringste Widerrede, sobald der Krieg aber beendet ist, hört auch seine ganze Herrschaft, gewöhnlich sein ganzer Einfluß auf.

Solche Kriege sind selten langwierig, es sei denn, daß wiederholt vorgekommenes Unrecht große Erbitterung hervorgerufen, in welchem Falle wohl die Ausrottung des einen oder des andern Stammes erfolgt, die Frauen und Kinder in die Gefangenschaft geführt, die Männer aber sämtlich vertilgt werden.

Bei der gewöhnlichen Art Krieg zu führen handelt es sich nur um das Zurückweisen in die überschrittenen Grenzen, handelt es sich um eine sehr gemäßigte Satisfaktion, und der Friede wird um so leichter geschlossen, als eigentlich nichts entführt, in Besitz genommen ist, also auch nichts zurückgegeben zu werden braucht; in solchem Falle sind die Leute sehr zur Versöhnung geneigt. — Zwischen Tataren und Kalmücken, zwischen Samojeden und Lappen ist ein Grenzstreit leicht geschlichtet, aber die Schließung des Friedens wird doch immer unter gewissen heilig geachteten Gebräuchen vollzogen, und das so Beschlossene wird von beiden Teilen sehr gewissenhaft aufrecht erhalten. Diese Völker kennen kein Privatrecht, haben aber wohl ein Völkerrecht, welches gut genug ausgebildet ist.

Bei nichtansässigen Völkern findet man selten das, was wir unter Vaterlandsliebe verstehen. Es scheint dieser Begriff mit dem Boden verwachsen, denn der Bauer hängt mit viel größerer Zähigkeit an dem Lande seiner Geburt als der Städter, und wenn er sich zur Auswanderung entschließt, so muß es ihm schon sehr schlecht gehen und sein Grundeigentum auf eine Kleinigkeit reduziert sein, oder die Verführung durch verlockende, nur leider immer unwahre Verheißungen, wie ruchlose Menschenmäkler sie auf die gewissenloseste Weise betreiben, muß sehr groß sein.

So wie der Städter leicht, so wandert das Mitglied eines eigentumslosen Volkes noch leichter aus. Der erstere weiß, was er hat, und weiß nicht, was seiner wartet; der andere weiß, daß er *nichts* hat, und daß er dieses überall, wo er hinkommt, in reichem Maße wiederfindet. Der so Ausgewanderte geht auch ohne Bedenken in einen Krieg gegen seine früheren Stammesgenossen; ein Auswanderer wird daher von jedem Stamme, an den er sich wendet, ohne alles Mißtrauen aufgenommen. Auch Gefangene, die im Kriege gemacht werden, tötet man entweder, oder man nimmt sie als neue Mitglieder des Stammes auf, denn eine Sklaverei giebt es bei den eigentumslosen Völkern nicht, sie haben keine Arbeit außer derjenigen, die ein jeder für sich macht, und die hauptsächlich in Beschaffung der Nahrung besteht; ein Sklave fände mithin keine genügende Beschäftigung, er müßte aber ernährt werden, und das wäre dem Ernährer eine große Last.

Im folgenden wollen wir nun die wichtigsten Naturvölker nach Ernährung, Sitten und Gebräuchen etwas näher betrachten und uns der Einteilung des ursprünglichen Verfassers anschließen, wiewohl dieselbe eine scharfe Begrenzung nicht zuläßt, um sodann noch einiges über deren Existenz, Familien- und Staatsleben, Sprache und Religion anzufügen. Demgemäß sollen die Naturvölker unterschieden werden als: Fischervölker, Jägervölker, Nomaden, Reitervölker und ansässige Naturvölker.

Es gab eine Zeit, wo man glaubte, den am tiefsten stehenden Urmenschen, welcher den Übergang von dem Affen zum Menschen darstellen sollte, gefunden zu haben. Es sollten dieses affenartige Menschen Süd-Asiens und Ost-Afrikas sein, die in Horden beisammen leben, größtenteils auf Bäumen kletternd und Früchte verzehrend wohnen, die das Feuer nicht kennen und zu ihrer Verteidigung nur Knüttel und Steine gebrauchen. Indes ist diese Horde von keinen *glaubwürdigen* Reisenden wiedergefunden worden, vielmehr hat sich gezeigt, daß die damit gemeinten Menschen, wenn sie auch tief unter unserer Gesittungsstufe stehen, doch einen mehr oder weniger reichen Wortschatz, künstlich geschärfte Waffen und Hausgeräte besitzen und ebenso die Bereitung des Feuers kennen. Selbst bei den Einwohnern

Tasmaniens bemerkte der erste Entdecker, Abel Tasman, Rauchsäulen aus dem Innern der Insel aufsteigen.

So wenig bis jetzt eine „feuerlose" Bevölkerung entdeckt wurde, auf welche die Bezeichnung „Wilde" wirklich anwendbar wäre, ebenso wenig darf man eigentlich noch von Naturvölkern reden, weil wir solche nirgends auf der Erde mehr antreffen. So tief solche Völker auch stehen mögen, sie haben bereits eine erhebliche Strecke auf der Kulturleiter zurückgelegt, wenn sie zu der wichtigen Entdeckung der künstlichen Feuerbereitung vorgedrungen sind. Von einem Naturzustande ist also hier gar keine Rede mehr, vielmehr würden wir sie passender Halbkulturvölker (mit O. Peschel) nennen.

„Stellen wir uns vor — so bemerkt Peschel treffend — es stieße jemand, der noch nie Rosen gesehen hatte, auf eine Gesträuchgruppe dieser Pflanze in einem vorgerückten Zustande des Wachstums, dann wird er zugleich neben reiflichen Früchten abwelkende Blumen, Blüten in jeder Stufe der Entwickelung, aufspringende und geschlossene Knospen, Sprossen mit schwellenden Knoten und schließlich in den Achselhöhlen der Blätter neue Augen entdecken. So liegt, wenn er den allmählichen Übergängen sorgsam nachgeht, der Lebenslauf der Pflanze völlig aufgeschlossen vor ihm da: Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges folgt hier nicht nach-, sondern nebeneinander. Behält man in diesem Falle nur die Reihenfolge des Gestaltenwechsels im Auge, so läßt sich, wie seltsam es auch klingen mag, behaupten, daß die Frucht jünger sei als die Rose und die Rose jünger als die Knospe; denn die Frucht folgte nach der Blüte, und den Blumen ging die noch blattähnliche Knospenanschwellung voraus, wie man im morphologischen Sinne hinzusetzen darf, daß der Knabe jedenfalls eine ältere Erscheinung ist als der Greis. Auch im Knospenzustande werden wir Völker nicht mehr anzutreffen erwarten dürfen, doch läßt sich immer aussprechen, bei welchen Menschenstämmen die ältesten oder vielmehr die altertümlichsten Zustände sich noch jetzt beobachten lassen. Die niedrigsten Gesittungszustände suchte man bisher gewöhnlich bei den Hottentotten und Buschmännern in Südafrika, bei den Weddah auf Ceylon, bei den Mincopie auf den Andamen, bei den Australiern und den geschwisterlichen Tasmaniern, endlich bei den Eskimos sowie bei den Feuerländern und den Botokuden Brasiliens. Aber auch diese Völker haben bei näherer Bekanntschaft mit ihnen beträchtlich gewonnen."

Die Buschmänner oder San dienten bisher als Mittelglied zwischen Affen und Menschen, obwohl bereits Livingstone davor warnte, sie als solches aufzufassen, da sie unzweifelhafte Spuren wirklich menschlicher Gesittung zeigen. Schon frühzeitig haben sie sich zu einem Stamme gesammelt, obwohl sie gegenwärtig zerstreut leben und gleich einem gehetzten Wilde

von jedermann verfolgt werden. Der Boden liefert ihnen Knollengewächse, die Bäume des Waldes Honig zur Nahrung. „Reb- und Perlhühner schleudern sie, laufend oder im Fluge, und die Geier zeigen ihnen die Stelle an, wo in vergangener Nacht der Löwe Großwild tötete, der ihnen die riesigen Markknochen des Bos elephas, B. Kafir und der Giraffe, die selbst sein Gebiß nicht zermalmen kann, überlassen muß."

Auf sehr niedriger Kulturstufe stehen die Urbewohner der Waldregionen von Ceylon, die Weddah oder Bedda, ein beinahe nackter Jägerstamm, welcher die ekelhafteste Nahrung, wie faulendes Fleisch, verzehren und als Teufelsanbeter den schädlichen Mächten göttliche Ehre erweisen. Ihre Jagdreviere gehören den Familien als Eigentum. Die intellektuelle Befähigung der Weddah steht auf der denkbar niedrigsten Stufe.

Sehr nahe an diesen Zustand grenzt der der Bewohner des Feuerlandes, doch sind sie wirklich weiter vorgeschritten, indem sie Tierfelle zusammennähen zur Kleidung, und indem sie sich wirklich Hütten bauen. Die Feuerländer oder Pescherähs haben auch schon ein Haustier, den Hund, sie wissen auch das Pferd zu fangen und zu zähmen, sie wissen auch Fische teils mit Angeln zu fangen, teils bei Fackelschein mit dem Speere zu stechen; sie stehen mithin ganz entschieden auf einer höheren Stufe, was sich auch schon dadurch kund giebt, daß ihre Stämme zahlreicher sind, indessen den Australnegern die Dürftigkeit ihrer Natur verbietet, sich in größeren Horden zu sammeln. Daß es übrigens die Dürftigkeit der Natur selbst sei, geht daraus hervor, daß der nämliche Boden, auf welchem jene Unglücklichen verhungern, den europäischen Ansiedlern hundertfältige Früchte trägt; aber sie haben allerdings den Samen derselben aus Europa dorthin gebracht, sowie ihre Haustiere, welche daselbst ganz vortrefflich gedeihen, und die Natur hatte beides dem Lande versagt und ihm merkwürdigerweise auch nicht diejenigen Früchte zum Ersatz gegeben, welche gewöhnlich den Tropen oder den daran grenzenden warmen Ländern eigen sind, wie Pisang, Palme, Yams- oder Mangowurzel u. dergl. Besonders aber haben sie zwei Erfindungen, welche ihren Menschenverstand und die Anfänge der Kultur beweisen, nämlich die aus hohlen Baumstämmen gezimmerten Kähne, mit denen sie das Meer befahren, und in denen sie beständig Feuer unterhalten (daher ihr Name), da es ihnen bei dem großen Wasserdampfgehalte der Luft nur schwer gelingt, Holz durch Reibung in Brand zu stecken.

Nahe diesen unglücklichen, vernachlässigten Völkern stehen viele derjenigen, die, teils gleichen, teils verwandten Stammes, die südasiatischen Inseln bewohnen, wie die Papuas auf Neu-Guinea, die Arfakis auf Celebes, die Dajaks auf Borneo ꝛc. Auf der letztgenannten Insel

haben die Holländer und die Malayen Besitz von den Küsten genommen, und sie haben die Ureingeborenen schonungslos aus ihrer Heimat vertrieben und halten sie gewissermaßen gefangen im Innern des Landes, so daß sie, abgeschnitten von dem Meere und von den Flüssen, da, wo diese fischreich werden, auf die Früchte angewiesen sind, welche ihnen der Zufall in die Hand wirft, und auf das Wild, was sie erlegen. Aber da die Natur hier viel freigebiger gewesen ist, so befinden sie sich selten in eigentlicher Dürftigkeit, auch haben sie feste Wohnsitze und sind schon darum als in der Kultur sehr fortgeschritten zu betrachten.

Die Dajaks Borneos sind ein anstelliger, begabter, schöner, kräftiger

Dajakendorf. Äußere Ansicht.

Menschenstamm, voll Unternehmungsgeist und Ausdauer, dessen Entwickelung jedoch gehemmt ist durch die Unterdrückung der malayischen Eroberer. Er zählt etwa 1 Million Angehörige, welche wieder in fünf größere Stämme sich teilen, aber eine Sprache ohne Schriftzeichen und Litteratur sprechen. In Verfertigung von Geräten aus Holz und Eisen, Waffen, Kähnen, Schiffen, Häusern sind sie sehr geschickt. Ihre Häuser sind meist ins Wasser oder an das Ufer gebaut und ruhen auf Pfählen. Sie verteidigen sich mit Schwertern und Dolchen, namentlich auch durch ihre 2—3 m langen Blaserohre oder Sampitans, aus welchen sie bis auf 30, 40 Schritte ihre vergifteten Pfeile mit großer Sicherheit schießen. Früher herrschte unter ihnen die Unsitte, die Köpfe der erlegten Feinde zu sammeln, weil

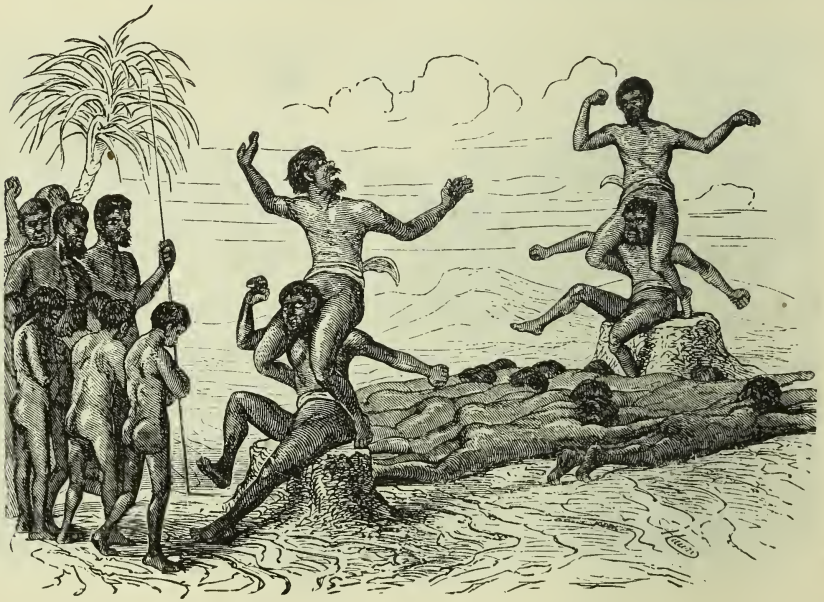
sie glaubten, sich dadurch die Gunst ihrer Götter zu erwerben. Dieser Unsitte fielen alljährlich viele Tausend Menschen zum Opfer.

Einige der kleinen Stämme, welche die Waldregion Brasiliens bewohnen, könnte man noch hierher zählen, da sie kein Eigentum haben, ihre Hütte bald da, bald dort aufschlagen, keinen Ackerbau treiben, an Früchten einsammeln, was ihnen der Zufall giebt, wilden Reis, wilden Pisang, Nüsse oder andere Baumfrüchte, auch von den Tieren des Waldes ihren Tribut fordern. Aber auch sie befinden sich in einem bei weitem glücklicheren Zustande als die Neu-Holländer, weil die Natur ihnen nicht so ganz und gar alle Wohlthaten versagt hat wie den armen Neu-Holländern.

Dajakendorf. Innere Ansicht.

Bei so sehr vernachlässigten Völkern kann nicht viel die Rede sein von einem Volksleben. Wo jeder mit sich selbst genug zu thun hat, kann keiner an die Gesamtheit denken; aber dennoch haben sich bei diesen ganz rohen Menschen Eigentümlichkeiten, haben sich Sitten ausgebildet. Die Knaben werden unter besonderen Ceremonien in die Reihe der Erwachsenen aufgenommen, welche sehr feststehend sind, so daß sie stets von neuem und mit gleichen Feierlichkeiten vorgenommen werden. Ebenso sonderbar sind die Ceremonien, welche man bei der Verheiratung vornimmt, der immer der gewaltsame Raub der Braut vorangeht, wobei die Arme selbst am schlimmsten wegkommt, indem der Bräutigam mit den Seinen und die Verwandten der Braut mit den Ihrigen sie beinahe zerreißen, indem jede Partei sie haben,

keine sie lassen will. Die Frau ist nun Eigentum des Mannes und meistenteils das Einzige, was er besitzt und deshalb vollständig Sklavin. Aber man muß deshalb nicht glauben, daß die Ehe, auf so rauhe und rohe Weise geschlossen, etwas ebenso Unheiliges wäre wie bei vielen anderen Völkern. Die eheliche Treue wird sehr fest gehalten, und der Treubruch berechtigt den Mann zu sehr harter Bestrafung sowohl der Frau als des Verführers. Sonderbar ist gerade bei diesen ganz rohen Völkern die Sitte, nicht in der eigentlichen Familie zu heiraten, d. h. in jenem ausgedehnten Sinne, den die Eingeborenen damit verbinden, denen der ganze Stamm eine



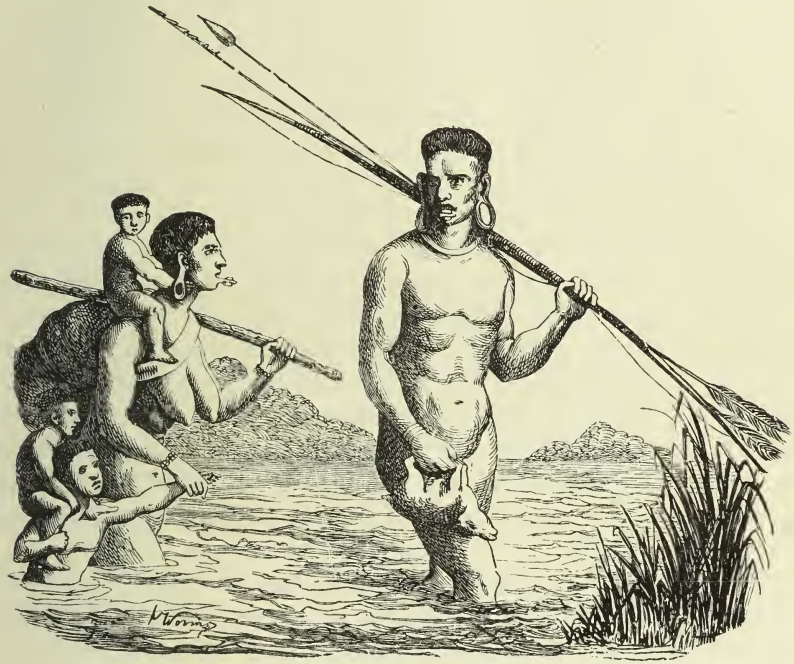
Neuholländer prüfen den Mut der Knaben.

Familie ist; daher mag wohl auch die Sitte des Brautraubes kommen, oder beide Sitten hängen vielmehr auf das innigste zusammen: wo in dem eigenen Stamm die Braut nicht gewählt werden kann, muß der benachbarte Stamm sie hergeben, und da diese armen Leute nichts besitzen, was als Kaufpreis gegeben werden könnte, so rauben sie ihre Bräute gewaltsam. Merkwürdig ist gerade bei den Neu-Holländern die Aufmerksamkeit, welche sie den Wohnungen der Verstorbenen widmen, denen sie künstliche Einrichtungen geben, wie man sie selbst bei viel höher stehenden Völkern nicht findet. Man glaubt hieraus und aus einigen Gebräuchen, an denen sie mit großer Zähigkeit festhalten, schließen zu dürfen, daß die Australneger früher

auf einer höheren Kulturstufe standen, daß sie sich nicht jetzt erst aus dem Zustande der allertiefsten Roheit emporarbeiten, sondern daß sie vielmehr aus einer besseren Stellung herabgesunken sind und die edlere Richtung des Geistes gänzlich verloren haben, weil sie all ihr Denken und Sinnen nur auf Befriedigung ihres Hungers richten mußten.

Diese Völker, schon jetzt bis auf sehr wenige ausgestorben, gehen ihrem gänzlichen Untergange mit raschen Schritten entgegen.

Auf einer beinahe ebenso niederen Stufe stehen viele Völker in Süd=



Wandernde Botokuden.

Amerika. Die Zahl der wilden Indianer Brasiliens wird auf 1 Million geschätzt. Sie zerfallen in ansässige, sogenannte Indios mansos oder Indios ladinos, welche jedoch nicht ins Gewicht fallen, in unabhängige oder wilde, von welchen man mehr als 250 Horden kennt. v. Martius unterscheidet von ihnen 8 Sprachen= oder Völkertypen, und zwar: die Tupis, die Gês oder Crans, die Gayatacas, die Crens oder Guerens, die Guck oder Coco, die Prareris oder Parecis, die Guaycurús oder Lengoás und die Aruac oder Arawaken. Am niedrigsten in der Kultur stehen die bereits genannten Botokuden oder, wie sie sich selbst nennen, Engeräckmung,

welche zu der Horde der Crens gehören. Botokuden heißen sie, da sie durch Lippen und Wangen Hölzer tragen (das portugiesische botoque heißt Stöpsel). Soweit sie den ungeheuren Stromgebieten des Orinoco und des Amazonenstromes angehören, sind sie verhindert, Acker- oder Gartenbau zu treiben, obwohl eine überaus üppige Natur dazu Gelegenheit böte; der beschattende Wald aber hindert dieses, der Boden ist Sumpf, auf welchem zwar die riesigen Bäume dieser Zone auf das herrlichste gedeihen, welcher aber nicht geeignet ist, für Gemüse, für Getreide, nahrhafte Wurzeln oder Ähnliches benutzt zu werden. Die weiten ungeheuren Räume, in denen diese Menschen umherirren, bieten zwar jagdbare Tiere, doch keineswegs solche, welche nach unserm Geschmacke sind, am wenigsten aber angenehm wären. Diese Leute sind auf das Zusammensuchen und das Sammeln der ihnen zufällig vorkommenden Früchte angewiesen, daher ist die Zeit, in der die Nüsse reifen, eine Zeit der Freude und der Üppigkeit; sie versammeln sich dazu in Gesellschaften von 15 bis 20 Familien, und während Weiber und Kinder mit größtem Eifer nach den von den Bäumen stürzenden Früchten suchen, sitzen die Männer im Kreise und trinken die berauschenden, abscheulichen Getränke, welche aus den gekauten und in Gärung übergegangenen Wurzeln bereitet sind, und hören nicht eher auf mit dem sie beglückenden Genusse, als bis der furchtbarste Rausch sie zu Zank und Streit, zu Mord und Todschlag führt. Aber sobald die Gegend abgesucht, der Vorrat möglichst vergrößert worden ist, wird die Stätte als unfruchtbar wieder verlassen, die armen Weiber müssen schleppen, was sie gesammelt haben, indessen der würdige Mann es weit unter seiner Würde hält, der Frau den allergeringsten Dienst abzunehmen und sie wohl gleichgültig unter der Last erliegen sieht, ohne ihr irgend welche Hülfe zu gewähren.

Ebenso leben in den dürftigsten Verhältnissen und immer nur von Tag zu Tag andere Völker der Sumpfgegenden des unteren Orinoco. Die Früchte mehrerer Palmenarten, die Fische und die eßbaren Muscheln des Flusses sind ihre Nahrung, und sie müssen dieselbe mit den Wasserungeheuern teilen, denn es sieht aus, als seien der Krokodile dort beinahe mehr als der Fische. Kommt die Zeit der Überschwemmungen heran, so werden sie von dem unter ihnen weichenden Boden vertrieben, und sie müssen sich auf die Bäume zurückziehen. Das sieht nun allerdings für den Vorübergehenden ganz lustig aus, für den Einwohner der Wälder und der Sümpfe ist es das nur immer in sehr geringem Grade.

Jede Familie sucht sich vier oder fünf nahe beieinander stehende Palmen aus vom Geschlechte der Mauritia flexuosa. Dieselben werden durch Rohrstangen miteinander verbunden, so daß sich allmählich ein horizontales Gitter gestaltet; auf dieses wird nun Rohr und Laub gelegt und darauf

die nasse Erde gebracht, der Schlamm, in welchem die Palme wurzelt. Das ist prächtiger, fetter Thonboden, der hoch oben in den Gipfeln der Palmen sehr bald erhärtet und eine Decke über dem Rohrgeflecht bildet, durch welche die Temperatur des darauf angefachten Feuers nicht dringt, wenigstens nicht in einem Grade, welcher dem luftigen Bau gefährlich werden könnte.

Hier leben die Leute, dem Stamme der Guaraunen angehörig, beinahe während eines halben Jahres, nicht weil der Regen so lange dauert, sondern weil die durch die tropischen Wassergüsse hervorgebrachte Überschwemmung so viel Zeit braucht, um durch die wenigen, wenn auch mächtigen Flußmündungen dem Meere zuzueilen, und weil auch dann, selbst wenn das Wasser den Boden verlassen hat, dieser noch so davon durchzogen, so schlammig und beweglich ist, daß kein Fuß eines Menschen es wagen darf, sich demselben anzuvertrauen.

Auch diese Menschen sind vor allen Dingen auf dasjenige angewiesen, was sie sich an Nahrungsmitteln sammeln. Allerdings haben sie in dem Baume, der ihre Wohnungen trägt, ein höchst wohlthätiges Geschenk der Natur. Zu der Zeit nämlich, wenn die männliche Blütenscheide sich soweit ausgebildet hat, daß sie sich eben öffnen will, enthält der Stamm dieser Fächerpalme ein wohlschmeckendes, konsistentes Mark, welches höchst nahrhaft ist, da es zum größten Teile aus Stärkemehl besteht. Durch einen reichlichen Faserstoff zusammengehalten, läßt es sich aus dem gespaltenen Stamme in großen zusammenhängenden Massen herausnehmen, in Scheiben schneiden, trocknen, rösten, wo es dann ziemlich lange aufbewahrt werden kann und die Grundlage zu mehreren der einfachen Gerichte giebt, welche die guaraunische Kochkunst erfunden hat.

Wird nicht der Stamm um des Sago willen, sondern die Spitze der Blütenscheide abgeschnitten um des Saftes willen, so fließt dieser beinahe zwei Monate lang ununterbrochen in einem feinen Strahl aus, und er giebt die Grundlage zu vielen ihrer halbflüssigen Speisen, vor allen Dingen aber giebt er den wohlschmeckenden Palmwein, den die Wilden überhaupt, soweit sie der heißen Zone angehören, mit Leidenschaft trinken. Die Früchte des Baumes sehen aus wie rötliche Tannenzapfen, sind aber viel größer und geben, je nach der Zeit, in welcher man sie pflückt, sehr verschiedene Speisen, teils im unreifen Zustande mehlreich und als Brot zu genießen, teils im reifen, nach Entwickelung des Zuckerstoffes, ein süßes, zwar etwas fades und nicht aromatisches, aber genießbares Obst, wenigstens für den, der besseres nicht kennt, wie denn bekanntlich die Tropenländer nur äußerst wenig Früchte liefern, die sich mit dem Obst der gemäßigten Zone vergleichen ließen.

Was die Eingeborenen so von ihrem einen Baume ziehen (wozu vielleicht noch der wilde Pisang kommt), das ist es, wovon sie leben müssen während

der ganzen Zeit ihrer Absperrung vom festen Boden, der allerdings niemals fest wird, sondern nur eine schwach übertrocknete Rinde erhält, auf welcher sie indessen leichtfüßig dahingleiten, um einen Leguan, eine große eßbare Eidechse oder ein Armadill oder irgend ein anderes Tier zu erhaschen. Da nun die geringen pflanzlichen Vorräte, welche sie sich sammeln können, nicht allzulage ausreichen, indem eine Verproviantierung auf ein Halbjahr dadurch unmöglich wird, daß die Früchte sehr leicht in Schimmel, also sehr leicht in Verderbnis übergehen, weil die übergroße Feuchtigkeit alle solche Schmarotzervegetation begünstigt, auch wohl gar direkte Benutzung dazu kommt, indem die Bedachung dieser frei und hoch schwebenden Hütten nicht besonders dicht ist, so müssen sie zu anderen Hülfsmitteln ihre Zuflucht nehmen, und diese sind dann wohl jämmerlich und dürftig genug — man sollte es kaum glauben, — es ist Töpferthon mit etwas Eisenoxyd gefärbt.

An den Küsten von Cumana, Neu-Barcelona und Caracas im karaibischen Meerbusen geht seit Jahrhunderten eine Sage von den erdefressenden Menschen am Orinoco. Man hat dieses lange für eine Fabel gehalten, man hat geglaubt, die guten alten Mönche, welche die einzigen Naturforscher und Geschichtsschreiber der verwichenen Jahrhunderte waren, hätten sich allerlei Sachen weißmachen lassen von den lügnerischen Eingeborenen, die ihr Vergnügen darin finden, den weißen Männern etwas aufzubinden; allein unser größter Forscher, Alexander von Humboldt, hat auf seiner Reise vom Rio Negro den Orinoco herab einen Tag in der Mission „la Conception de Uruana“ zugebracht, bei welcher die erdefressenden Otomaken wohnen. Dort sah Humboldt die Leute sich diesen Thon auf den Bänken an den Ufern des Orinoco sorgfältig aussuchen. Sie unterscheiden durch den Geschmack die Erdarten, welche ihnen keineswegs alle angenehm sind, sie kneten daraus Kugeln von der Größe eines Kinderkopfes, trocknen sie und lassen dieselben an schwachem Feuer, wenigstens äußerlich, Glühhitze erlangen, bis sie eine rötliche Farbe haben.

Wenn die Zeit der Not, die Zeit der mangelnden Nahrung sie trifft, so zerschlagen sie solch eine Kugel, benetzen sie und essen davon, jeder dreiviertel bis ein volles Pfund, etwas, das um so unbegreiflicher wird, je mehr es Thatsache ist, denn je größer die Quantitäten sind, desto schwerer muß der Magen davon belastet werden, und desto weniger kann man sich klar machen, wie ein menschliches Geschöpf diese Quantitäten von Mineralien täglich, und zwar Monate lang bewältigt.

Diese Menschen suchen Muscheln und Schildkröten auf, so lange der niedere Wasserstand dasselbe gestattet, auch erlegen sie im flachen Wasser wohl Fische mit ihren vergifteten Pfeilen; Netze und Angeln kennen sie nicht, Fischervölker können sie daher nicht genannt werden. Aber selbst in der

Zeit der verhältnismäßig reichen Nahrung essen sie Erde, essen sie solchen Letten aus Vorliebe dafür; tritt hingegen die Regenzeit ein, welche sie gleich den Guaraunen auf die Bäume jagt, so ist der Vorrat an Thonkugeln der einzige, auf den sich ihre Existenz stützt, man möchte sagen, sie lebten ausschließlich davon, denn nur selten gelingt es ihnen, eine Eidechse auf den Bäumen zu erwischen, auf welchen sie wohnen, und vom Fang eines Fisches in dem tiefen Stromwasser ist gar keine Rede.

Schwer ist zu begreifen, wie durch diesen nahrungslosen Stoff das Leben der Menschen erhalten wird. Man hat Erklärungen mancher Art versucht, man hat vor allen Dingen behauptet, daß sie allerlei Laub in den Thon kneten; allein Humboldts Untersuchungen haben bewiesen, daß diese Annahmen unbegründet seien, und nach Europa mitgebrachte Erde ist gleichfalls hierauf untersucht worden und hat gezeigt, daß auch tierische Stoffe nicht darin vorhanden sind, wie dieses wohl möglich gewesen wäre, wenn der Letten den Infusorienbildungen angehört hätte; dies ist jedoch nicht der Fall, es muß also nur ein Füllungsmittel für den Magen, ein Mittel sein, um die Magenwände auszudehnen oder vielmehr dieselben auseinander zu halten, so daß sie bei der peristaltischen Bewegung des Magens sich nicht berühren, sich nicht aneinander reiben, was eben den Hunger und bei der Fortsetzung der Reibung den furchtbaren, zerstörenden Schmerz hervorbringt, unter dem der Unglückliche, der keine Nahrungsmittel hat, erliegen muß.

Es ist sehr schwer, auf alles dieses etwas Haltbares zu sagen, nur dieses ist eine Tatsache — mit irgend einer Substanz, welche Nahrungsstoff enthielte, wodurch also erklärt würde, woher es kommt, daß die Otomaken sich so lange mit Erde zu erhalten vermögen, ist der Thon nicht gemengt, auch die Behauptung, daß die Thonerde mit Krokodilenfett oder mit irgend einem anderen tierischen Nahrungsmittel gemischt sei, hat sich als unrichtig erwiesen. Die nach Europa gebrachten und chemisch untersuchten Erdteile haben sich als gänzlich frei davon erwiesen.

Im übrigen ist es merkwürdig, daß viele Menschen, besonders in den Tropenländern, eine krankhafte Neigung haben, Erde zu essen; zu diesen gehören ganz besonders die Neger, welche die Gewohnheit nicht erst in Amerika angenommen haben, sondern welche dieselbe aus ihrer fernen Heimat, aus Afrika, mitgebracht und nach Amerika verpflanzt haben. Es ist dies nicht etwa ein solches Bedürfnis, wie wir es entstehen sehen bei einem versäuerten Magen, es sind nicht alkalische Erden, wie Kalk, Kreide u. dergl., welche man genießt, um die Säure im Magen zu neutralisieren, sondern es sind fette, stark riechende Thonarten, und sie werden um so lieber gegessen, je kräftiger ihr Geruch ist. Die amerikanischen Eingeborenen beschäftigen sich in manchen Gegenden mit der Verfertigung von Thongefäßen, und zwar

sind es besonders die Frauen, denen diese Arbeit obliegt. So beschäftigt, fahren sie mit ganzen Händen voll Thon in den Mund, um denselben zu essen. Die Kinder muß man oft einsperren, damit sie nicht bei oder kurz nach dem Regenwetter ins Freie laufen und sich daran ergötzen, ganze Haufen Thon zu verschlingen. In Afrika essen die Neger besonders gerne einen gelben Letten, welchen sie Kauak nennen, und wenn sie nach Amerika verkauft werden, suchen sie emsig nach einem Ersatzmittel dafür; ihre Herren erkennen, daß dies ein sehr schädliches Mittel sei, verbieten dasselbe und bestrafen es sehr streng, aber ebenso vergeblich; die Neger behaupten, daß ihnen das Erdeessen im Vaterlande nichts schade, und sie können nicht einsehen, warum das in Amerika mehr der Fall sein soll.

In eben solcher Weise, wie wir die dürftigen Otomaken und Guaraunen und wie wir die faulen Afrikaner Erde essen sehen, thun es auch die höchst dürftigen Sammelvölker von Neu-Caledonien und der umliegenden Inselgruppe, nur essen sie nicht Lehm, sondern einen weichen, zerreiblichen Speckstein, um so wunderbarer, als darin ein nicht unbeträchtlicher Kupfergehalt gefunden wird. Auch auf Java bei den untern Klassen der Malayen wird das Erdeessen gefunden; der Letten aber, welcher von dort hierher geschickt worden ist, um untersucht zu werden, hat sich gezeigt als ein Gebilde von Südwassertieren mikroskopisch kleiner Art. Da wäre also möglich, daß sich Nahrungsstoff darin fände. Der Genuß dieser Erde gehört auch nicht in dieselbe Kategorie mit dem Erdeessen der amerikanischen Völker, denn auf Java wohnt ein ziemlich fleißiges Völkchen, welches sich genügend Nahrungsmittel erbaut oder erwirbt; ebenso wenig kann man dazu zählen, was im äußersten Norden von Europa, in Schweden und Norwegen, geschieht, wo Infusorienerde zu Hunderten von Wagenladungen von den Landleuten gekauft und verzehrt wird; ebenso ist es mit dem Bergmehl (gleichfalls Infusorienerde), welches im 30jährigen Kriege in Pommern und in der Lausitz und im vorigen Jahrhundert sogar in Kriegs-, d. h. in Zeiten der Not mit Mehl vermischt zu Brot verbacken ist. Dies sind Ausnahmen, durch die Not gerechtfertigt. Bei den Völkern des Orinoco-Landes und bei den Sammelvölkern überhaupt ist dies Erdeessen ein Zeugnis von dem jammervollen, niedrigen Zustande, auf dem diese unglücklichen Völker stehen.

Fischervölker.

Offenbar auf einer viel höheren Kulturstufe als die Sammelvölker stehen die vom Fange der See- und Flußtiere lebenden Völker. Sie haben nicht mit wehrlosen, sondern häufig mit sehr wehrhaften Geschöpfen zu thun. Der größere Teil der Fische lebt vom Raube und hat gewaltige Waffen in den Zähnen und in dem Ruderschwanz. Auch Meeressäugetiere, wie die Seehunde und alle damit näher oder ferner verwandten, sind wehrhaft und wissen sich beim Angriff mächtig zu verteidigen, und selbst solche, die gleich dem Stör eigentlich nur von Gewürm leben, sind doch durch ihre Bekleidung oder durch die merkwürdige Gestalt ihres Kopfes höchst gefährlich. Der Verfasser sah einen in der Weichsel Badenden durch einen Stör getötet, obwohl das ganze Tier kaum zehn Pfund wiegen konnte; es hatte die Größe eines starken Hechtes, es kam aber auf den Badenden mit solcher Vehemenz zugeschossen, daß sein horniger Schnabel, der ganz keilförmig gestaltet ist, den Badenden beinahe ganz durchdrang und ihm eine furchtbare, mehrere Zoll breite und acht Zoll tiefe Wunde beibrachte. Der Unglückliche wurde zwar alsbald ans Land gebracht, allein er starb, noch ehe ärztliche Hülfe herbeigeholt werden konnte, denn viele der Eingeweide waren zerrissen oder durchbohrt.

Aber nicht bloß auf solche Weise, auch ein Schlag mit seinem wie bei einem Krokodil gepanzerten Schwanze würde eine furchtbare Verwundung nach sich gezogen haben und sogar eine tödliche, wenn der Fisch nur die Hälfte seiner gewöhnlichen Größe erlangt hätte. Unsere Flußraubfische aber, wie z. B. ein sechs Fuß langer Lachs, dessen Gewicht 60 Pfund beträgt, würden, wenn sie auch einen Menschen nicht verzehren können, so doch ihn töten, falls sie ihn irgendwo fassen und unter Wasser ziehen, denn es ist ganz unmöglich, der auf solche Weise angewandten Kraft des mächtigen Tieres Widerstand zu leisten.

Gegen alle solche Ungeheuer muß der Fischer, besonders aber derjenige, der das Meer befährt, auf seiner Hut sein, denn hier wohnen neben den zahllosen anderen gefährlichen Tieren auch die furchtbaren Haie, mit denen anzubinden nicht gut sein soll, hier wohnen auch Narwale, Sägefische, und der Mensch hat daher seine ganze Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit und seinen ganzen Mut nötig, um glücklich durch diese Gefahren zu steuern. Man findet darum auch die Fischervölker schlau, aufgeweckt, kräftig und dadurch, daß sie fortwährend von Gefahren umringt sind, auch stets auf ihrer Hut und stets bereit, denselben zu begegnen. Man findet sie in ihrem Elemente verwegen bis zur Tollkühnheit, so daß sie sich nicht scheuen, mit

dem Tiger des Meeres selbst anzubinden, indem sie sich nur hüten, seinem Schwanz zu nahe zu kommen, sonst aber, an seinen Flossen sich festhaltend, ihm das furchtbare Maul aufschlitzen, so daß die Muskulatur, der Bewegungsapparat desselben, untauglich und ihm darauf der Bauch geöffnet wird, daß die Gedärme herausfallen und er schnell sterben muß.

Dieselben tollkühnen Menschen schwimmen auf den Walfisch zu und besteigen seinen Rücken und schlagen ihm zwei große, runde Keile in die Spritzlöcher, worauf der Walfisch untertaucht und sie mit ihm, der erstere aber, durch die Verschließung seiner Atemwerkzeuge gezwungen, sehr schnell wieder nach oben kommt und im vergeblichen Kampfe nach Luft verendet. Dieselben Menschen besiegen auch das Krokodil innerhalb der mächtigen Ströme von Amerika, indem sie, einen Doppelkeil von Holz in der Mitte fassend und ein lebendes Huhn gleichzeitig haltend, auf das gepanzerte Untier losschwimmen, sie selbst unter Wasser und nur die für das Krokodil bestimmte Beute darüber haltend. Dieses schwimmt nun seinerseits auf die Beute zu, öffnet den ungeheuren Rachen, aber statt des Huhnes, welches, in diesem Augenblicke losgelassen, davon flattert, paßt ihm der verwegene Fischer den scharfen Doppelkegel so geschickt an, daß die eine Spitze in der oberen und die andere in der unteren Kinnlade steckt und ein angebundener Riemen das schmerzhaft verwundete Tier gegen das Ufer hinzieht.

Solche Verwegenheit bedingt ein Leben, welches mit steter Gefahr verknüpft ist, aber wie begreiflich, wird sie nicht mutwillig aufgesucht, sondern es erlaubt sich der Fischer gern jede List, die ihm gestattet, die Gefahr nicht direkt zu übernehmen: er braucht Angeln, denen er glänzende Köder anhängt, er lockt die Fische bei Nacht durch das Licht herbei, er macht Netze und Reusen, in welche die Fische wohl hineingehen, aus denen sie sich aber nur sehr schwer und wohl nur zufällig befreien können.

Gewiß werden die Stämme zunächst alles Eßbare, was sich an den Ufern der Flüsse und Meere fand, Muscheln, Schnecken, Fische, zunächst ohne Fischereigerät aufgelesen und erbeutet haben. Fangen doch bis zur Gegenwart die Kamtschadalen in den seichten Bächen die Fische mit den Händen und sah A. Bastian in Kambodscha, daß die Eingeborenen das Wasser des Tasavai in einen Kanal leiteten, es dann abdämmten und wieder ausschöpften, um die damit hineingelangten Fische mit den Händen zu fangen.

Die Werkzeuge, womit man später die Fischerei betrieb, setzen schon eine bedeutende Entwickelung und Überlegung voraus. Sie sind dann fast allen Völkern gemeinsam, sind bei allen so ziemlich gleich, doch ist die Art ihrer Anwendung wohl sehr verschieden. Manche derselben, wie viele der Südsee-Insulaner, breiten ihr sehr großes Netz auf flachem Meeresboden aus, beobachten dasselbe aus erhöhten Punkten, und sobald sie bemerken, daß sich

einige bedeutende Fische über dem Netz aufhalten, ziehen sie die Ränder empor, wodurch alles das gefangen ist, was innerhalb dieser Ränder des Netzes sich befindet. Man könnte es wohl die allerunvollkommenste und ungiebigste Methode nennen, wenn nicht doch einige Thätigkeit der Menschen dabei mit in Wirkung käme; sie pflegen nämlich mit Kähnen das Netz weit zu umkreisen und durch hinabgelassene Stangen die Bewohner der Tiefe nach der Gegend des Netzes hin zu treiben, wodurch allerdings in sehr fischreichen Meeren die Ausbeute größer werden kann.

Andere Fischer machen Schleppnetze, welche sie so nahe als möglich am Boden des Meeres hinziehen und auf diese Art die aufgestörten Fische fangen. Dies geschieht besonders zu der Zeit, in welcher die Fische des Laichens wegen ziehen oder streichen; das schleppende Netz wird dann dem Zuge entgegengeführt, und man kann nunmehr mit ziemlicher Sicherheit auf großen Gewinn rechnen. Die auffallendsten Züge der Art bieten die Heringe dar; sie kommen in Scharen, welche sich nach Millionen gar nicht bestimmen lassen, und man würde von ihnen, wie die Bibel von dem Winde sagt, behaupten können, man wisse nicht, von wannen sie kommen und wohin sie gehen, wenn die zweite Hälfte des Satzes richtig wäre, sie gehen nämlich teils in die Netze der Fischer, teils an die flachen Ufer der Nord- und Ostsee, auf welche sie mit Schaufeln geworfen werden.

Diesen Herden zu begegnen, vereinigt man sich am Anfange des Sommers (wenn die Heringszüge aus unbekannten Gründen und aus Gegenden, welche man nicht kennt, ihren Anfang nehmen) an den Stellen, wo sie sich am häufigsten zeigen, zwischen England und Norwegen. Hier wird das weit aufgespannte Netz von vielen Kähnen dem Strom entgegengezogen und ist in kurzem so gefüllt, daß es reißen würde, wenn man es nicht absperrte. Diese Art zu fischen haben jedoch die eigentlichen Fischervölker keineswegs oder doch nur in sehr beschränktem Maße; die Nationen, durch welche das ganze nördliche Europa mit dem gesalzenen Fische versorgt wird, sind die Schweden und die Holländer, wenigstens nehmen sie den Löwenanteil an der ganzen Beute.

Eigentliche Fischervölker sind nur die Bewohner der nordwärts gelegenen Meeresküsten der drei großen Weltteile Europa, Asien und Amerika, und sind es fast durchgängig Völker der mongolischen Rasse angehörig, die man auch wohl insgesamt als Beringsvölker bezeichnet. Die Kamtschadalen, die Bewohner der kurilischen und aleutischen Inseln, die Eskimos von der Beringsstraße bis Grönland, die Lappen, Finnen und Samojeden, sie alle leben zum größten Teil nur von Fischen oder von Meeressäugetieren, nur an den Küsten von Norwegen sieht man Europäer, in Dorfschaften vereinigt, sich mit dem Fischfang beschäftigen. Man kann aber nicht sagen,

daß sie Fischervölker wären, indem sie sich neben der Fischerei auch mit anderen Arbeiten, und zwar besonders mit der Schiffahrt, welche sie als Matrosen betreiben, als welche sie wieder sehr gesucht werden, beschäftigen.

Die Fischervölker beobachten mit gleicher Schärfe das Leben der Seetiere, wie die Jäger das der Landtiere, kennen ihre Gewohnheiten, ihre Neigungen, kennen namentlich die Stellen, an denen sich die Meeressäugetiere besonders aufhalten, um sich zu sonnen, ihre Jungen zu werfen und zu nähren, und wissen aus diesen Beobachtungen immer großen Vorteil zu ziehen, aber sie wissen sie auch außer solchen durch die Beobachtung ermittelten Stellen

Binsenfloß auf dem Magdalenenstrom.

aufzusuchen und zu verfolgen. Hierzu bedienen sie sich des Kahnes, der ihnen von allergrößter Wichtigkeit ist.

Es mag wohl sein, das der erste Kahn ein sehr unvollkommener gewesen, es waren vielleicht ein paar Bunde Rohr aneinander gelegt und durch Baststeile vereinigt (s. vorstehende Zeichnung), wie man dergleichen noch von den Eingebornen, namentlich in Südamerika und auch in Ägypten, angewendet sieht, es waren vielleicht ein paar aneinander gebundene Bäume, also das Floß, eines wie das andere für Flüsse sehr brauchbare, für das Meer aber höchst unvollkommene Fahrzeuge, was denn auch von denjenigen gilt, die man noch heute auf den Strömen von Kleinasien und Persien sieht,

abgezogene Tierfelle, wohl zu gebunden, also Schläuche, durch ein Lattengestell mit einander vereinigt.

Daß so unvollkommene Fahrzeuge, wie das Binsenfloß und das aus Schläuchen, sich gerade in Ländern vorfinden, welche ehemals auf dem höchsten Gipfel der Kultur standen, beweist sehr deutlich die höchst einseitige Richtung dieser Völker, die in manchen Dingen, in manchen Zweigen der Kunst und Industrie das Höchste und Vollkommenste leisteten, dagegen in anderen, sie weniger interessierenden Dingen weit genug zurückblieben.

Dem Bau der Flöße mag nun wohl die Aushöhlung des einzelnen Baumes gefolgt sein. Dies geschah zuerst durch das Feuer, welches man von oben herab zwar auf die Außenfläche, dann aber auch auf das Innere wirken ließ, indem man den äußeren Umfang des Baumes möglichst schonte und endlich, wenn das Feuer seine Schuldigkeit gethan hatte, mit dem Beil aus scharf gespaltenem Stein soweit nachhalf, als erforderlich schien. Das Beil mußte dann auch die äußere Form geben; aber dieses plumpe und ungeschickte Fahrzeug war nur sehr schwer zu leiten, wurde mit Stangen fortgeschoben, konnte also nur längs des Ufers gebraucht werden und war kaum manchmal brauchbar, kaum manchmal anwendbar, um über den Strom, viel weniger geeignet, in das Meer zu fahren. Dies ist der Standpunkt, auf dem noch jetzt der Anwohner der Flüsse in Polen und Rußland steht; sein schmaler, aus einer Pappel oder einer Weide, also einem Baume aus sehr weichem Holze gemachter Kahn heißt Seelenverkäufer, weil eine ungeschickte Bewegung ihn umstürzen macht und der Unglückliche, wenn er nicht schwimmen kann, gewiß verloren ist. Die Weichselbewohner aber können alle schwimmen, und so gut wie der Pilot vor der schwerbeladenen Witinne in seinem Seelenverkäufer daherzieht, die Tiefe des Stromes untersuchend und durch Zeichen andeutend, ob das ihm folgende Schiff des Weges weiter ziehen kann oder nicht, so gut fährt er auch mit Weib und Kind und seiner ganzen Familie von Ort zu Ort, und fällt der Kahn um, so schwimmen alle nebenher, bis er wieder aufgerichtet und ausgeschöpft ist, und dann klettert einer nach dem andern in denselben Seelenverkäufer zurück, der ihnen sämtlich den Tod gedroht hat; so sicher macht die häufige Bekämpfung der Gefahr.

Das Boot des nordamerikanischen Wilden ist schon besser, es besteht aus der Rinde der Birke; sie wird gespalten und womöglich ganz von dem Baume getrennt. Um die Form des Kahnes mit zweiseitiger erhöhter Spitze ohne Mühe herauszubekommen, wählt man, wenn es irgend thunlich ist, einen krumm gewachsenen Baum, die äußere Krümmung ist dann diejenige, die in das Wasser kommt, die innere Krümmung wird so weit als erforderlich gerade geschnitten, damit der Bord ziemlich parallel mit dem Wasserspiegel verlaufe und nur die äußersten Enden sich darüber erheben. In dieser Form

wird der Kahn durch einige Stützen erhalten; er kann gewöhnlich sechs Menschen mit ihren geringen Effekten tragen, und er nimmt anderenfalls zwei Fallensteller mit ihrer Jagdbeute an Fellen vom ganzen verwichenen Winter auf und ist ein höchst nützliches Werkzeug, denn bei seiner großen Tragfähigkeit ist er doch so leicht, das zwei Männer ihn bequem auf ihre Schultern laden und damit weite Märsche machen können. Dies geschieht nämlich gar nicht selten; überall, wo die ziemlich reißenden Ströme während ihres oberen und mittleren Laufes durch Stromschnellen oder Wasserfälle unterbrochen sind, müssen die Kähne ausgeladen und müssen die Waren über Land abwärts transportiert werden. Ist dieses geschehen, so nehmen die Jäger oder Fallen-

Kajak und Umjak der Eskimos.

steller ihren Kahn auf die Schultern, wandern ihren Waren nach und laden am Fuße des Wasserfalles wieder ein.

Die berühmtesten Fischervölker sind die Eskimos, welche das ganze arktische Amerika, die Küsten der Davis-Straße und Baffins-Bay und Grönlands sowie einen Landstrich von etwa 2800 km Ausdehnung in Asien jenseits der Beringsstraße bevölkern.

Rink unterscheidet sie in: östliche Grönländer, welche die Ostküste bis Cap Farewell bewohnen; westliche Grönländer in den dänischen Ansiedelungen bis zum 74° n. Br.; Nord-Grönländer (Hyperboräer) an der nordwestlichen Küste bei Melville-Bay; Eskimos von Labrador; Eskimos der Küsten und Inseln von der Baffins- zur Hudsons-Bay.

Ihren Namen haben sie von den nachbarlichen Indianerstämmen erhalten, und er bedeutet: Rohfleischesser; sie selbst nennen sich Innuit, d. i.

Menschen, von in-nu der Mensch. Sie gehören zu den kleinsten Völkern der Erde; sie entwickeln eine große Geschicklichkeit im Bau ihrer Boote und in der Führung derselben und treiben die Fischerei ebenso bewunderungswürdig. Ihre Boote sind zweierlei Art: Kajak oder Männerboote und Umjak oder Frauenboote. Letztere haben Raum für 10—12 Menschen, vorne ein Segel aus Därmen und gewöhnlich 10 Ruder. Frauenboote heißen sie, weil nur die Frauen sie rudern. Der Kajak, in welchem die Männer auf die Seejagd gehen, und in dessen Führung sie durch Übung von Kindheit auf eine außerordentliche Kunst und Geschicklichkeit erlangen, besteht aus über ein leichtes Holzgestelle gespannten Fellen; er wiegt selten mehr als $^1/_2$ Ctr. Nägel und Schrauben bestehen aus Knochen, Stricke und Schnüre aus Därmen. Er kann nötigenfalls unter dem Arm fortgetragen werden. Auch der obere Teil des Kahnes ist mit Seehundsfell bezogen; in der Mitte befindet sich ein Loch, an dessen Rand ein großer Lederbeutel befestigt ist. Der Eskimo kriecht in diesen Kahn, setzt sich mit ausgestreckten Füßen darin zurecht, bindet den Lederbeutel um seinen Gürtel fest und ist nun zur Reise gerüstet; er braucht nichts weiter als sein doppeltes Ruder und seine Harpune, um den Seehund zu fangen, zu erlegen. Aber wenn er nun landet, so bedarf er nicht noch eines Gehülfen, um den Kahn zu tragen, er nimmt ihn ohne weiteres auf den Kopf und schafft ihn so sehr bequem nach Hause. Dies ist jedenfalls ein wesentlicher Vorteil, den er vor den anderen voraus hat. Zwar kann nur ein Mensch darin sitzen, aber die Last, die er fortzuschaffen hätte, die Beute, welche er gewonnen, das Tier, welches er erlegt hat, braucht er nicht auf den Kahn zu nehmen, es schwimmt nebenher in seinem Element, und am Lande angelangt, wird es leicht über den Schnee hinweggeschleift. Und will er mehrere Personen bergen, will er mit seiner Familie von einem Orte zum andern ziehen, so bedient er sich eines ähnlichen, aber größeren und oben offenen Bootes, welches die Weiber rudern, indem diese Arbeit für den Mann eine Schande wäre; er rudert nur zur Jagd des Seehundes in seinem Kajak, dieses zu führen ist eine Ehre. Als die Eskimos zum erstenmale Matrosen in einem Boote rudern sahen, fragten sie verwundert, ob bei diesem Volke die Weiber alle Bärte hätten, so fern lag ihnen der Gedanke, daß Männer sich würden zum Rudern hergeben, sich dazu würden erniedrigen können.

Diese Werkzeuge, für die Fischervölker von größter Wichtigkeit, sind doch, wie wir gesehen haben, ebenso von größter Einfachheit, es fehlt ihnen an den Mitteln, zusammengesetztere Kähne zu bauen; aber es giebt Völker, welche auch dieses können. Mit den Neu-Seeländern anfangend und über das Meer bis zu den Gesellschafts- und den Sandwichs-Inseln gehend,

findet man überall wohlgeformte Kähne, nur zum Teil aus einem Stamme gemacht, meistens künstlich aus Planken zusammengesetzt, die man höchst mühsam bereitet hatte, und die man nunmehr im eigentlichen Sinne des Wortes zusammennäht, worauf die Fugen durch Harz und Fasern von Pflanzen gedichtet werden. Diese Kähne sind auch sehr schmal, aber sie sind dennoch geschickt, das Meer zu halten, denn sie haben Balanciers, entweder auf einer oder auf beiden Seiten, kleinere, kahnförmig geformte Balken, welche das Umschlagen des Kahnes unmöglich machen, daher diese Völker auch Reisen von mehreren hundert Meilen machen. Zuerst wohl unfreiwillig, vom Sturm verschlagen. Die Absicht, solche Reisen zu machen konnte nicht da sein, weil sie ja keine Kenntnis von einem Lande haben konnten, das ihren Augen entrückt war, dann aber, nachdem sie das ferne Land einmal kennen gelernt, ebenso gewiß mit vollständigster Absichtlichkeit, indem man weiß, daß zahlreiche Heereszüge gemacht worden sind, um fernliegende Länder zu erobern. Das freilich vermögen einige Fischervölker nicht, die angeführten sind es auch nicht, es wurde ihrer nur gedacht als solcher Menschen, die schon imstande gewesen, sehr brauchbare Kähne zu bauen mit höchst geringfügigen und nach unserer Meinung gewiß nicht ausreichenden Mitteln.

Die Industrie der Fischervölker ist nicht weit her, aber sie verstehen doch, sich äußerst zweckmäßige Sommer- und Winterhäuser zu bauen. Während des Sommers wohnen sie über, während des Winters unter der Erde; sie verfertigen sich die ersteren aus Fellen der erlegten Tiere, die letzteren werden schon während des Sommers angelegt, so lange man noch einigermaßen in den Boden dringen kann; sie werden auch häufig an einem Bergabhange angelegt, in welchen man sich hineinarbeitet, immer aufsteigend, so daß für die Hütte oder Höhle, die man zu bewohnen gedenkt, der oberste Raum bleibt, eine sehr zweckmäßige Anordnung, denn die kalte Luft ist die schwere, sie dringt mithin nicht in die Hütte, die leichtere warme Luft wehrt ihr den Eingang, und so wohnen denn die braven Leute, obschon sie keine Thüren haben, in diesen Häusern warm und sicher. Wir wollen zwar nicht behaupten, daß die Bequemlichkeit derselben derart ist, wie wir gewöhnt sind, aber derart entsprechend, was Eskimos kennen, sind sie gewiß.

Ebensogut wissen sie sich auch Kleider zu verschaffen, und haben dieselben eine ungewöhnliche Zweckmäßigkeit.

Der harte Winter, noch mehr beschwerlich durch seine lange Dauer als durch den Grimm, mit dem er auftritt, fordert eine große Sorgfalt in der Bekleidung, und diese wissen die Eskimos zu erlangen. Von den weichen Fellen einiger ihrer Landtiere, der Wanderratten und anderer, ver-

fertigen sie sich eine Bekleidung, die sie mit der Haarseite nach innen auf bloßem Leibe tragen; über diese erste Kleidung von Pelzwerk ziehen sie nun eine zweite von ähnlichem Stoffe, doch reicher an Haaren und mit der Haarseite nach außen. Sie haben also zwei Pelze übereinander, der eine wirklich zart und angenehm zu tragen, der andere stark wärmend mit den Haaren nach außen, vollkommen geeignet, den Unbilden der Witterung zu widerstehen.

Sie wissen auch sehr wohlgeformte Waffen und Gerätschaften zu machen, und sie verstehen sogar Schmuck zu verfertigen. Aus Querabschnitten der Zähne von Delphinen oder Seehunden machen sie sich sehr künstlich geformte Knöpfe, welche sie in die Mundwinkel stecken und als Schmuck tragen — nein, ganz so einfach ist die Sache nicht, sie durchstechen die Backe rechts sowohl als links einen halben Zoll weit von den Mundwinkeln, halten diese Durchbohrung offen, bis sie wohl zugeheilt ist, und dann stecken sie die Doppelknöpfe hinein, wie wir dieselben zum Verschluß der Hemdärmel anwenden. Wir finden dies zwar sehr sonderbar, sie aber finden es sehr schön und wundern sich nur, daß wir so albern sind, uns die Ohrlappen zu durchstechen. Der eine findet dieses, der andere findet jenes schön, über den Geschmack läßt sich nicht rechten.

Die Fischer sind so gut wie die Sammelvölker ohne Eigentum; man kann zwar nicht sagen, daß ihre Zierraten für den Mund, ihre Pfeilspitzen nicht ihnen, den einzelnen Personen, gehören, wohl aber ist es so, daß die großen Netze, daß die Dämme und breiten Fallen, welche sie den Fischen stellen, und daß auch die größeren Boote so gut allen gehören, wie die Jagdbeute, welche gemeinschaftlich errungen wird, auch allen gemeinschaftlich gehört; was jeder einzelne für sich erlegt, der Seehund, den er fängt, der Stockfisch, ist immer sein Privateigentum; das aber, was von allen gleichzeitig errungen wird, gehört auch allen, und es hat nicht einer größere Ansprüche daran als ein anderer.

Flußfischer, Meeresfischer.

Wenn wir die Fischer in ihrer Lebensweise näher betrachten, wenn wir verfolgen wollen, auf welche Art sie ihr Dasein fristen, so sind wir notgedrungen, Flußfischer und Meeresfischer von einander zu trennen. Wo die Leute in einer vielleicht nicht besonders fruchtbaren, aber wasserreichen Gegend leben, werden sie viel seltener auf den Gedanken kommen, Gartenbau als vielmehr Flußfischerei zu treiben. Diese Arbeit ist ziemlich leicht, sie wird

ja von vielen als Erholung und von den wohlhabenden und reichen Engländern mit solcher Leidenschaft betrieben, daß die Angel, wenigstens in England, definiert werden kann als eine lange Rute mit einem Fisch an einem und einem Narren am anderen Ende. Wo die mühsamste Arbeit eine Spielerei ist, da kann die Arbeit in der That nicht schwer sein. Die Flüsse sind in der Regel ziemlich reich an Fischen, es sei denn, daß die Industrie der Menschen sie daraus vertrieben hat, wie dies z. B. durch große Natronfabriken an mehreren Punkten Englands geschehen, wo das Natron aus dem Kochsalz gewonnen, das vertriebene Chlor aber, mit Wasser zu Salzsäure verbunden, als solche in verdünntem Zustande abfließt und die Fische in den Flüssen tötet oder daraus vertreibt.

Dergleichen Unglück haben die Fischervölker nicht zu erdulden, denn zu ihnen sind solche Fabriken noch nicht gedrungen, und wenn es einmal geschehen wird, so wird es dort wohl noch einzelne Fischer geben, aber sie werden nicht mehr ein Fischervolk bilden.

So lange dieses nun nicht stattfindet, werden auch die Fischervölker in den Flüssen, deren Ufer sie bewohnen, genug der Fische finden; in keinem Augenblick sind sie ganz frei davon, in verschiedenen Jahreszeiten aber ziehen die Fische in mächtigen Scharen aus dem Meere in die Ströme hinauf, oder sie wandern umgekehrt wieder dahin zurück; dies sind ihre Erntezeiten, in denen sie gewöhnlich vereinigt Hand ans Werk legen, um mit Netzen, Reusen oder mit Hunderten von gleichzeitig ausgelegten Angeln einzufangen, was irgend zu beschaffen möglich ist.

Fische lassen sich nicht aufbewahren in ihrem gewöhnlichen Zustande, selbst wenn sie abgekocht werden, halten sie sich nur kurze Zeit genießbar und gehen leicht in Verwesung über. Die beiden Haupthülfsmittel, die Fische länger aufzubewahren, das Salz und der Essig, fehlen den Fischervölkern, der letztere wenigstens immer, sie können sich daher nicht marinierte Heringe, Aale oder Lachse machen und werden, selbst wenn sie Salz haben, dasselbe nicht zu gedachtem Behufe anwenden, indem es viel zu teuer ist. Dagegen haben sie zwei sehr wertvolle, allgemein anwendbare und äußerst wohlfeile Mittel, ihren Vorrat vor dem Verderben zu schützen. Sie schlitzen den Fisch auf, entfernen die Eingeweide, brechen ihn auseinander, so daß er ganz flach wird, und legen ihn dann auf den Sand, den trockenen Felsboden, an die Luft und überlassen ihn, täglich umgekehrt, den Strahlen der Sonne, oder sie hängen den Fisch, im übrigen ebenso bereitet, an die Luft.

Von dieser Operation ziehen auch wir Nutzen, unser Stockfisch und Klippfisch sind auf solche Weise behandelte Kabeljau. Die zweite Methode ist die Räucherung; auch wir bekommen als Delikatessen geräucherte Fische,

Lachse, Aale, Heringe, Flundern, Steinbutten, Dorsche, Seehechte und manche andere; was wir aber hier als Delikatesse genießen, ist für die nordischen Fischer das tägliche Brot, und zwar der getrocknete Fisch recht eigentlich das Brot oder der Stellvertreter desselben. Der frische Fisch, teils roh, teils gekocht und wohl gar in Öl oder in dem Fett der Seehunde, im Thran der Walfische, ist die Speise, zu der der andere als Brot gegessen wird.

Die Flußfischer befinden sich meistenteils in einer ihnen so angenehmen Lage, daß sie keine Neigung zum Wandern verraten; man kann sie daher halb und halb zu den ansässigen zählen. Ist besonders der Strom breit und fischreich, so sind schon die Dämme und Rechen, welche sie hineintreiben, ein genügender Grund, sie an den Ort zu fesseln. Der Fluß ist auch die einzige Straße, welche sie mit benachbarten Stämmen verbindet. Ihre Grenzen sind ziemlich genau bestimmt, und sie kommen einander nicht in den Weg. Diese Flußfischer treiben oft einen sehr bedeutenden Handel, so die an der Wolga wohnenden nach Astrachan und von dort nach Europa, während diejenigen Völker, die an den sibirischen Flüssen wohnen, die Städte daselbst und die Bergwerksdistrikte versorgen und während des Winters auf Hunde- oder Renntierschlitten ihre geräucherten, ihre getrockneten oder auch ihre gefrorenen Fische mehrere Hunderte von Meilen weit nach den Städten und nach den Metallgießereien bringen. Der Stör, der Hausen sind die Hauptpersonen in dem großen Drama der Wolgafischerei; beide Tiere werden bis 25 Fuß lang und oft 2000 Pfund schwer. Gewaltige Dämme von starken Föhrenstämmen werden in den Sand des Flusses gerammt und durch Flechtwerk mit einander verbunden, um die Fische zu leiten, daß sie in die Falle gehen, deren Thüre sich vor dem Eintretenden öffnet, indessen derselbe sie sich um so fester verschließt, je mehr er sich dagegen drängt, um den Austritt wieder zu erlangen. Sobald dieses Ungeheuer des Flusses eingetreten ist, wird es mit Schlingen umgeben und trotz allen Sträubens herausgehoben, damit der nächste sofort Platz in der Falle finde, nun wird ihm aber auch sofort das Leben genommen. Noch mit den Schlingen auf die Schlachtbank gebracht, stellt sich einer der Schlächter, dessen Nägel zu diesem Behufe lang gewachsen sind, an die Bauchseite des Fisches und fängt an, ihn zu kratzen, worauf er alsbald seine Unbändigkeit verliert, sich ausstreckt und seinen Laich oder seine Eier allmählich entläßt. Sobald er sich in dieser angenehmen Stimmung befindet, wird ihm mit einem gewaltigen Beile der Kopf abgehauen. Es wird ihm nun, während das Kratzen immer fortdauert, der Leib aufgeschlitzt, es werden die Eingeweide entfernt, und dann wird er weiter in spannbreite Stücke zerschnitten; aber der Kratzende muß seine Operation fortsetzen, bis der ganze Fisch zer-

stückelt ist. Wollte er aufhören, wenn der Fisch schon zur Hälfte verkürzt ist, so würde das 10 bis 12 Fuß lange Schwanzende noch so mächtig um sich hauen, daß alle Umstehenden in Lebensgefahr wären.

Gewöhnlich hat, indessen daß der erste zerlegt wurde, ein zweiter Hausen oder Stör seinen Weg in die Falle gefunden, und es wird dann fortgefahren. Die Eier werden eingesalzen und bilden eine unserer größten Delikatessen, den Kaviar, dort eine ziemlich allgemeine Volksnahrung. Ein großer Hausen oder Stör liefert nicht selten 7 bis 800 Pfund, ein volles Drittel des Gewichts dieses Fisches. Die Schwimmblase wird aufgespalten, zerschnitten und getrocknet und bildet das, was wir Hausenblase nennen, den besten, vortrefflichsten Leim. Aus den Schuppen oder Panzern wird eine Art Fischleim gesotten, der immer besser ist als der beste bei uns käufliche Leim. Die abgezogene und abgeschuppte Haut des Hausen wird ausgespannt und getrocknet und bildet dann ein klar durchscheinendes Pergament; es wird von den Tataren und Kalmücken an Stelle der Glasscheiben in ihre Fenster gesetzt. Das Fleisch der Fische endlich und der in Fässer gefüllte Kaviar wird nun in tiefe Gruben gebracht, welche man in den Sand, der durch den Frost zu Sandsteinfels geworden ist, meißelt. Nachdem die Gruben gefüllt sind, werden sie drei Fuß hoch mit dem ausgehauenen Sande bedeckt, vor Nacht mit Wasser begossen und nun sich selbst überlassen. In der Nacht kommen immer Fröste, welche die Sandbröckel vereinigen, die Sonne wirkt aber nie stark genug, um eine drei Fuß hohe gefrorene Erdschicht aufzutauen; die Vorräte befinden sich also hier unter sehr sicherem Verschluß in einem Eiskeller und sind dem Verderben nicht im allergeringsten ausgesetzt. Die Arbeit lohnt durch einen vollkommen sicheren, wenn schon mäßigen Gewinn; die Preise nämlich für das Fischfleisch und den Kaviar sind dort so fabelhaft gering, wie bei uns fabelhaft groß; was dort den hundertsten Teil eines Rubel kostet, bezahlt man hier mit 5—6 Mark, der Verkäufer nimmt hier mithin für den Transport und seinen Gewinn 16 600 Procent in Anspruch (für 100, 16 600).

Der Charakter des Flußfischers ist in der Regel gutmütiger Art; sie sind geduldig, nicht selten klug, auch wohl listig, was ihr Handwerk fordert, sie sind auch thätig; man glaubt aber, daß es ihnen an Mut gebräche, weil sie denselben zu üben niemals Veranlassung finden. Man kann ihnen keineswegs alle Industrie absprechen, sie verfertigen vieles, wie ihre Hausenblase, wie ihr Kaviar, wie ihre Fensterscheiben beweisen. Sie verstehen damit einen ausgebreiteten Handel zu treiben, aber sie bleiben mit ziemlicher Hartnäckigkeit auf der einmal errungenen Stufe stehen und befolgen nicht einmal guten Rat, der ihre eigene Thätigkeit betrifft, sie gehen nicht ab von ihren althergebrachten Methoden.

Der Seefischer scheint ein ganz anderer Mensch, es sei denn, daß es ihm so leicht gemacht wird wie dem Flußfischer, was allerdings auch möglich, wo in der Nähe des Ufers große Bänke, weit ausgedehnte Untiefen vorhanden sind, welche manchen Fischen zu gewissen Jahreszeiten zum Tummelplatz dienen, wie z. B. bei Neu-Fundland, wo sich die Kabeljau in unzählbaren Scharen einfinden. Da findet man den Meeresfischer fast von ganz gleichem Charakter mit dem Flußfischer; wo aber dieses nicht der Fall ist und der Strandbewohner weit hinaus muß in das Meer auf schwankendem Kahne aus Seehundshaut, wo er das mit Zähnen und Armen wohlbewaffnete Tier in seinem Elemente angreifen, sich der Gefahr, zerrissen oder ertränkt zu werden, immerfort aussetzen muß, da wird er von dem Flußfischer so verschieden, daß man kaum glaubt, sie gehören beide demselben Stande an.

Der Seefischer hat immerfort mit ernsten Gefahren zu kämpfen, er muß sich dem Sturme, dem Wellenschlage, den zusammenstoßenden Eisschollen und dem Kampfe mit dem zu erlegenden Tiere aussetzen, nicht selten gleichzeitig mit mehreren; denn sie kommen einander zu Hülfe, und wie flüchtig er sein leichtes Boot auch über die Wellen tanzen läßt, der mächtige Ruderschweif bringt seine Gegner doch bald ihm nahe, und dann ist sein Leben in der dringendsten Gefahr; daher sind diese Leute auch viel gewitzigter als die Flußfischer, und sie sind sehr beherzt, denn ohne großen persönlichen Mut läßt sich auf dem Meere nicht viel ausrichten. Schon allein um seinen Kahn durch die Brandung zu lenken, bedarf es einer Kühnheit, deren eine Landratte gar nicht fähig ist. Daher rekrutieren sich die Walfischjäger sehr gerne aus Bewohnern der schottischen oder der norwegischen Inseln und der Fjorde; sie scheinen Männer von Eisen zu sein, es giebt nichts, was ihr Herz zusammenschnürte, der persönliche Mut leistet allen Gefahren Widerstand. So sind die Eskimos gleichfalls, nur zu klein, um bequem als Matrosen benutzt zu werden, sonst von einer Kühnheit in Gefahr, von einer Schlauheit in Überwindung derselben, welche höchst ehrenwert, achtungswert genannt werden muß.

Die nordischen Fischer ziehen gar keinen Nutzen aus der Pflanzenwelt, denn ihr Klima ist so überaus rauh, daß die Birke und die Weide nur an äußerst geschützten Stellen wachsen und unter solchen günstigen Verhältnissen doch nie die Höhe von einem Fuß erreichen, sie haben daher kein Holz, wenigstens kein bei ihnen gewachsenes. Allein der Golfstrom, welcher aus dem Kochtopf, welchen man den mexikanischen Meerbusen nennt, zwischen der Halbinsel Florida und der Insel Cuba in das atlantische Meer strömt, trägt alle die Bäume, welche der Mississippi, der Orinoco und der Amazonenstrom ihm zuführen, an die Küsten des atlantischen Meeres, indem er zum

Teil zwischen Schottland und Island, zum andern Teil aber längs des Festlandes von Nordamerika hinaufgeht bis nach Grönland und weit in die Hudsons-Bai eindringt.

Das Holz, welches dieser gewaltige Strom trägt, wirft er nun an die Küsten, und dieses allein ist es, welches die Eskimos, die Lappen und Samojeden und selbst die Isländer benutzen, und zwar sehr vielfältig, so daß es ihnen eine große Wohlthat ist. Sie wissen es zu Stützen ihrer Sommerwohnungen, zu Gerüsten für ihre Wintervorräte, sie wissen es zu Lanzen oder Speeren, zu Rudern und anderen Gerätschaften zu verwenden und wissen es mit ihren unbeschreiblich einfachen Werkzeugen trefflich zu bearbeiten, wie z. B. sie es der Länge nach teilen, obschon ihnen die Axt und Säge fehlt; sie ziehen sich nämlich da, wo das Stück Holz getrennt werden soll, eine Linie, und nun bohren sie auf dieser Linie Loch an Loch durch das Holz, worauf eine Trennung ganz leicht ist, da meistenteils das bloße Zerbrechen schon genügt.

Ihre Bogen gelten für die trefflichsten, die es giebt (es mögen wohl nur die persischen höher stehen), und diese Eskimobogen bestehen nur aus Fischbein, Knochen und Tiersehnen. Ihre Wurfspieße haben zweierlei, was sie ganz eigentümlich macht, die verwundende Spitze nämlich trennt sich durch die geringste Kraft von dem Holze, das den Schaft bildet, dieser geht also mit dem verwundeten Tiere nicht unter, kehrt an die Oberfläche des Meeres zurück, kann von dem Entsender aufgefangen, nochmals und zum dritten Male benutzt werden. Die knöcherne Spitze aber hat viele Widerhaken und bleibt im Fleische stecken; an dieser Spitze ist eine dünne, aber sehr starke Leine, aus Streifen des Seehundsfelles geflochten, befestigt. Sie ist 30 bis 40 Fuß lang, und an ihrem anderen Ende hat sie ein aufgeblasenes Seehundsfell wohl befestigt.

Der Fischer wirft die Harpune, der verwundete Seehund schießt fort, zieht die Leine mit sich, der dann der aufgeblasene Schlauch folgt, dieser aber leistet Widerstand, er will nicht unter Wasser, und wenn der Seehund durch Anstrengung aller seiner Kräfte es doch dahin bringt, so verursachen ihm die Widerhaken so viele Schmerzen, daß er bald in seinem Zuge nachläßt, dann aber auch, um Luft zu schöpfen, genötigt wird, an die Oberfläche des Meeres zu kommen.

Der Eskimo hat seinen Schlauch erscheinen gesehen, hat in der Zwischenzeit ein zweites Seehundsfell aufgeblasen, an die Leine befestigt und diese Leine, mit einer zweiten Harpune versehen, an den aufgefangenen Schaft gesteckt. Das Erscheinen des Schlauches zeigt ihm, daß nun der Seehund auch gleich kommen wird, er hat wohl Acht darauf, und sobald er ihn erblickt, entsendet er eine zweite Harpune auf ihn, noch ehe er Zeit gehabt

hat zu atmen, und alsbald taucht dieser wieder unter, kann aber die beiden Schläuche nicht mehr abwärts ziehen, erhält beim nächsten Aufsteigen noch eine Harpune und verendet so, worauf er ans Ufer geschleppt wird.

Was sich hier so gemütlich erzählen und lesen läßt, ist es durchaus nicht, wenn die Wirklichkeit den Fischer antritt; das Spiel, was er wagt, ist ein äußerst gefährliches, denn immerfort steht sein Leben in Frage. Das Fahrzeug, auf welchem er sich befindet, ist so leicht gebaut, daß ein mäßiger Stoß, den ein größerer Fisch gegen dasselbe ausübt, das Fell zerreißt und den darin Sitzenden dem Untergange weiht, denn es ist nicht möglich, daß er schwimmend das Ufer erreiche. Die Entfernung, in welcher die Seehunde aufgesucht werden müssen, ist viel zu groß, das Meerwasser ferner ist in jenen Gegenden und namentlich in der Nähe der Eisschollen so außerordentlich kalt, daß der darin Schwimmende in ganz kurzer Zeit erstarrt und dem Ertrinken ausgesetzt ist, auch wenn nicht gerade ein räuberisches Seeungeheuer ihn angreift. Das Verwickeln der Leine oder ein augenblickliches Schwanken des Oberkörpers veranlaßt das Umschlagen des Kahnes, und nun befindet er sich in der verzweiflungsvollen Lage, mit dem Oberkörper im eiskalten Seewasser, den Kopf nach abwärts gerichtet, zu hängen und über sich eine große Luftblase zu haben, den ganzen Kahn, der eben dadurch geschickt ist, ihn zu tragen; es ist also ungefähr das Verhältnis, als ob jemand, der schwimmen lernen will, sich die mit Luft gefüllten Schweinsblasen an die Füße gebunden hätte.

Es gehört eine ungemeine Gewandtheit und Kraft dazu, um solchem Unglück zu begegnen. Das kurze Doppelruder breitet der Eskimo neben sich horizontal hin und stützt sich mit seinem Körper darauf, aber nicht langsam, sondern mit der Elasticität, mit der Schnellkraft einer plötzlich von ihrer Fessel befreiten Feder. Dann kann er sich soweit emporschwingen, daß sein Körper flach auf dem Wasser liegt und das mit ihm verbundene Boot neben ihm, hierdurch wird bei einem zweiten ähnlichen Schwunge es wieder möglich, in die aufrechte Stellung zu kommen. In dieser Geschicklichkeit muß der junge Eskimo sich Jahre lang üben, bevor er ihrer so vollkommen mächtig ist, und ohne dieselbe erlangt zu haben, dürfte er sich überhaupt gar nicht mehr auf das Meer hinaus wagen.

Noch andere Gefahren bedrohen ihn selbst durch diejenigen Tiere, denen er nachstellt. Sind deren mehrere beisammen, so greifen sie ihn in ihrem Elemente, mit welchem sie vertrauter sind als er, in gefährlicher Weise an; noch schlimmer wird es, wenn statt eines Seehundes ein Walroß sich ihm naht, dessen gefährlichen, mehrere Fuß langen Hauern (siehe die Zeichnung S. 620) ein großes, aus starkem Holz gebautes, festes Boot kaum widersteht.

Demnächst muß man mit wahrhafter Bewunderung von dem Mut dieser Leute sprechen, welche es wagen, selbst den Walfisch anzugreifen. Man muß nicht glauben, daß für einen Eskimo der Walfisch eine zu große Beute wäre. Gewöhnlich vereinigen sich mehrere dazu, rüstige Schwimmer, Männer, welches es verstehen, ihr leichtes Boot über Wasser zu halten oder wieder aufzurichten, wenn es umschlägt, und welche sich daher für vollkommen sicher auf dem ihnen anvertrauten Elemente halten. Es giebt aber auch Fälle, in denen ein tapferer Eskimo oder Grönländer (was übrigens dasselbe ist, da der Bewohner von Grönland der Rasse der Eskimos angehört) allein in seinem Kahne einem Walfisch begegnet und sich nicht scheut, dieses Riesentier anzugreifen.

Gleichviel, ob er allein ist, oder ob mehrere sich zur Jagd vereinigt haben, die Sache wird folgendermaßen eingeleitet. Auf dem oben befindlichen gerade gespannten Felle seines Kajaks liegen fünf oder sechs Spitzen von Harpunen, meistens aus Knochen gemacht, denn das Fell des Seehundes sowohl als das des Walfisches ist im lebenden Zustande dieser Tiere sehr weich und leicht zu durchdringen; an jedem solchen Wurfinstrument ist eine lange, aus dünnen Streifen des Seehundsfelles gemachte Leine befestigt, an dem Ende befindet sich das Fell eines Seehundes, sehr geschont, so daß nirgends eine Öffnung darin ist, es daher aufgeblasen werden kann; aber nur dasjenige Fell, welches an dem Wurfspieß befestigt, welchen der Eskimo zuerst versenden will, ist in diesem Zustande, ist mit Luft gefüllt, bei den übrigen geschieht dies erst, sobald sie gebraucht werden.

Sobald man des Walfisches ansichtig wird, so umgeben ihn die Leute

von allen Seiten und nähern sich demselben mit leisen, unhörbaren Ruderschlägen soviel als möglich, bis es dem einen oder dem andern gelingt, den Speer nach ihm zu senden. Wie bereits oben bemerkt, bleibt nur die Spitze in dem Fett oder Fleisch des Tieres stecken, der hölzerne Schaft löst sich davon ab und wird von dem Entsender wieder aufgefischt.

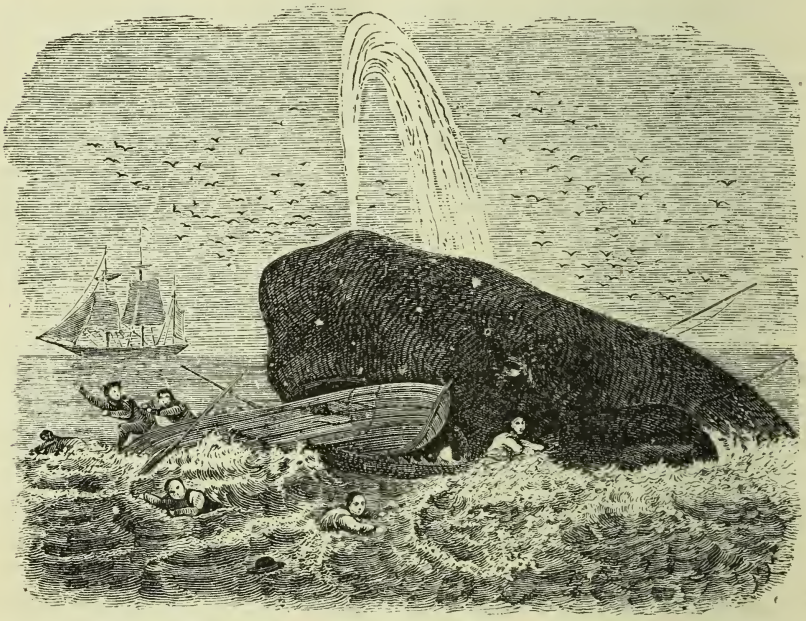
Nachdem der Walfisch 40 oder 50 Fuß tief gegangen ist, zieht er das aufgeblasene Seehundsfell nach sich, welches vermöge seiner Größe einen gewaltigen Zug nach oben ausübt und daher dem Ungeheuer sehr schmerzhaft wird.

Der Walfisch ist ein warmblütiges, ein Säugetier, er kann nicht lange ohne atmosphärische Luft leben und wird daher gezwungen, wieder aufzutauchen, wieder an die Oberfläche des Meeres zu kommen. Sobald dieses geschieht, eilen die Eskimos wieder auf ihn zu, und der nächste oder die nächsten werfen die Harpune nach ihm. Neue Verwundungen sind die Folge, der Walfisch stürzt abermals kopfunter in die Tiefe und sucht seinen furchtbaren Feinden dadurch zu entgehen, aber vergeblich, denn diese wissen sehr gut, daß er bald gezwungen ist, von neuem aufzutauchen, und sie wissen auch sehr gut, daß die zwei oder drei Seehundsschläuche, welche an der Harpune sitzen, mächtig an ihm zerren und ihm furchtbare Schmerzen verursachen.

Der Walfisch steigt abermals auf und wird wieder mit Harpunen empfangen; dieselben sind nicht so gefährlich, als die von den Matrosen der europäischen Walfischjäger geworfen werden — sie sind nicht so schwer, sie dringen nicht so tief, aber es sind nicht zwei, es werden allmählich 10 oder 20, und endlich lassen die Seehundsschläuche das gequälte Tier gar nicht mehr zum Untersinken kommen. Es verblutet aus vielen Wunden, und jetzt haben die Eskimos nur noch die Aufgabe, ihre Beute ans Land zu bringen; aber in der That, dies ist keine Kleinigkeit. Alle vereinigten Teilnehmer an der Jagd spannen sich nunmehr vor das wehrlos gewordene Tier und schleppen es durch Hülfe ihrer kleinen Ruder dem Lande zu; hier wird natürlich sofort von allen geholfen, die irgendwie an dem Fange beteiligt sind. Sechs oder sieben Familienhäupter haben den Fang unternommen, alles, was von den Angehörigen Hände und Füße hat, eilt nun herzu, um an der Bergung der Beute teilzunehmen. Da wird das Fell in lange Streifen zerschnitten, da geht man mit den Messern so tief in den Speck wie möglich, um denselben von dem Fleische zu lösen; es wird auf Hürden gebracht, damit es sein Fett durch die wenigen Wärmegrade, welche die Sonne hervorbringt, entlasse; große Weiberboote werden untergestellt, in denen sich der Thran sammelt, der dann ausgeschöpft und in Schläuchen aus Seehundsfell aufbewahrt wird. Das Fleisch wird von den Knochen gelöst und in großen Gruben verwahrt, mit Erde zugedeckt, wo es denn

bei der Frosttemperatur, welche der Boden niemals verliert, jahrelang sich halten würde, falls man ihm so viele Zeit ließe.

Alles Übrige, was der Walfisch noch Brauchbares an sich hat, und darunter steht das Fischbein obenan, nächstdem Knochen und Zähne, alles das wird gesammelt und sorgfältig verwahrt zu gelegentlichem Verbrauch, und noch ehe der Abend kommt, sind die Leute mit ihrer Arbeit fertig, denn falls es sein muß, sind diese Leute so thätig, wie sie es im Gegenteile nicht sind, wenn sie es nicht nötig zu haben glauben.



Solch ein Walfisch ist aber ein entsetzliches Ungeheuer. Wir sehen auf unserer Zeichnung keineswegs den größten, sondern nur den Pottwal, der kaum die Hälfte der Größe, wie der große Fischbein liefernde Walfisch, erreicht, und dennoch bemerken wir, daß ein 25 bis 30 Fuß langes Boot spielend von ihm zermalmt wird, nicht durch seine ungeheure Waffe, nicht durch sein Bewegungsorgan, den ungeheuren Schwanz, sondern indem er sein Mäulchen aufsperrt, darauf zuschießt und es zwischen seinen Zähnen leichter zerdrückt, als unsereins eine Haselnuß aufbeißt. Stellte unser Bild einen eigentlichen Walfisch vor, so dürften wir ohne weiteres das ganze Boot so darstellen, daß es gerade den ungeheuren Schlund von Mundwinkel zu Mundwinkel ausfüllte.

Das Leben der Eskimos auf Grönland schildert neuerdings Fr. v. Hellwald in so interessanter, anschaulicher Weise, daß wir uns nicht versagen können, diese Schilderung hierherzusetzen.

„Anfangs Oktober — so beginnt er — verlassen die letzten Handelsschiffe Grönland, und dann ist diese kleine Welt völlig abgeschlossen. In dieser langen winterlichen Zeit bis zum nächsten Juni ist die Winter-Sonnenwende am 22. Dezember der wichtigste Zeitpunkt, den die Eingeborenen stets mit einem großen Feste feiern. Nachdem man in festlicher Stimmung umhergezogen und sich überall vollgegessen, führt man einen Tanz auf, der in einer mehr oder weniger starken Bewegung der Hände und Füße besteht, während der Tänzer den Ort nicht verläßt. Man schlägt dazu die Trommel, einen 2—3 Finger breiten Reif aus Holz oder Walfischbein, der mit einem dünnen Fell bloß auf einer Seite überzogen ist. Diese Tänze werden während der Nacht durch längere Zeit ausgeführt. Viel heiterer und abwechslungsvoller gestaltet sich indes das Leben in Grönland zur Sommerszeit. Zwar hat jenseits des Polarkreises der alte grämliche Winterkönig sein Regiment jahraus, jahrein, sitzt dort auf seinem Gletscherthrone mit dem glitzernden Firnschnee-Diadem und dem starren, zackigen Eisbart und hängt seine kalten Füße in das ewig bewegte Meer, daß selbst dieses sich mit einer festen Decke überzieht. Wenn aber der lustige Frühling den rauhen Gesellen aus der gemäßigten Zone in seine nordische Heimat verjagt und bei uns alles grün und lebendig gemacht hat, wenn er da nichts mehr zu besorgen hat und über alle seine Geschäfte ein kräftiger Mann mit sommerlich angebräunten Wangen geworden ist, dann geht er dem grämlichen Nachbar im Norden auf den Leib, und der mag wollen oder nicht, auch hinauf bis an den Pol schwingt einmal im Jahre der holde Sommer über Land und Meer seinen beseligenden Zauberstab, und Leben und Lust erwachen überall.

„Ja, die Sonne hat im Sommer gar viel dort oben zu schaffen, ehe sie die dicke Decke, die der Winter auflegt, wegbringt, um ihrem alten Liebling, der Erde, auch dort einen Kuß geben zu können. Aber sie kommt mit schwerwiegenden Gehülfen. Auf ihrem langen Tageswege holt sie Wolke um Wolke herauf, staut sie im Norden zusammen, und wenn sie deren genug gesammelt hat, dann jagt der Nordwind das nasse Heer wieder nach Süden. Das fällt als schwerer Regen nieder und wäscht und wäscht an Schnee und Eis, und die zuerst frei gewordenen Gießbäche plätschern es von oben ins Thal: ‚Geduld, Geduld, nun kommt einmal wieder Leben und Freude auf!‘ Noch bedecken Nebelvorhänge herab bis auf die See das Werk der Verjüngung, aber endlich, — endlich nimmt die Wäscherei und die nasse Zeit ein Ende. Ein frischer Wind fegt Wolken und Nebel davon, und

wenn die Sonne des andern Tages heraufkommt, kann sie gleich früh anfangen, die nackten Felsen zu küssen — ach, sie wollen gar nicht warm werden!

„Aber daneben hat das Erdreich auch schon den Sonnenkuß gespürt. Die Gräser und Kräuter wissen es alle, daß das milde Regiment nicht lange dauert, und darum sputen sie sich nach Möglichkeit hervor in den Sonnenschein. Wie das sprießt und treibt! Überall zwischen dem fahlgrünen Moos strecken grüne Hälmchen und Zweiglein sich vor, die kahlen Weiden und dürren Birken treiben Laubknospen; nicht lange, so blühen sie über und über, und aus den grünen Weidenbüschen und dem vielarmigen Birkengeflecht gucken allenthalben die fröhlichen Blütenkätzchen hervor. Nur der Wacholder, der auch unter dem Schnee grün geblieben war, will als treuer Winterknecht nicht dergleichen thun, als freue ihn der Sommer, doch verstohlen vertauscht er seine unter dem Schnee schäbig gewordene Montur mit einer neuen frischgrünen. Das sieht alles der lustige Schnee-Ammer, und er freut sich darüber und singt sein Lied vergnügt in den langen, nicht endenwollenden Sommerabend hinein und thut wie seine Brüder im Süden — er genießt den lieben Sommer, liebt und freit. Auch die Raben thun es und haben alle Abend viel zu krächzen von ihrem Hausstande, und die Schneehühner desgleichen; der biedere Hahn balzt jetzt in den zärtlichsten Tönen nach seiner lieben Henne und verläßt sie keinen Augenblick. Die Seevögel aber sind beim ersten Erwachen der besseren Zeit auf und fort, weiter und weiter nach Norden gezogen. Dort ist gut brüten und Futter genug; sie lassen nur einzelne zurück, damit sie aufpassen, wenn etwas Wichtiges geschieht, auf daß nichts unerzählt bleibe im langen, langen Winter. Aber da kommen noch andere von weit im Süden, die bringen gar merkwürdige Sagen mit. Da bleibt alles bis zum Winter, wenn sie wieder heimkehren aus hohem Norden. Auch der weiße Fuchs und der Schneehase ziehen ihre grauen Sommerröcke an; für den einen giebt's nun Eier und Küchlein, für den andern grünen Salat und zarte Weidensprossen. Das entschädigt für den langen, mageren Winter.

„Ja — und die Menschen fühlen den lichten, lieben Sommer auch. Es war schon hohe Zeit, daß er kam, der Keller unter dem Felsen war leer, der Speck war aufgezehrt, und die trockenen Heringe gingen zu Ende! In der langen Regenzeit war der Fang schlecht, denn kein Kajak wagte sich beim Sturm in die See — der Magen knurrt, und Zeltleder ist eine schlechte Kost, selbst für den grönländischen Magen.

„Aber da ist's auf einmal sommerlich geworden, und auch über die grönländischen Berge spannt sich blauer, klarer Himmel, alles fühlt den lichten Sommersonnenschein! Nun wird's anders. Jetzt kann man aus dem engen

Hause heraus. Längst wartet der Kajak frisch bezogen, und das Jagdzeug wäre rostig geworden, wenn dieses überhaupt jemals blank wäre, 's ist Sommer! Schon seit ein paar Tagen waren die Männer aus auf den Fang, und jeden Tag, oder doch nach einigen, kamen sie wieder, ein oder zwei Seehunde hinter sich im Wasser, und Jonathan hat noch einen draußen versteckt. Nun hat die Not ein Ende. Im Winterhause verlischt die Lampe, und das Winterfenster wird ausgehoben, um — seit dem letzten Herbst das erstemal — der frischen Luft den Eintritt und der unsäglich verpesteten den Austritt zu gestatten. Zusammengerollt wird die Schlafdecke und die Zeltfelle und Stangen hervorgesucht. Da liegt der Umjak — das große Weiberboot — wohlgefettet und verschmiert, und morgen wird gepackt und gewandert! Die wenige gute Habe nimmt der Bruder Missionär in Verwahrung, oder sie bleibt im Hause unter alte Felle verwühlt — wer wird sie entwenden?

„Und auf und fort; das Dorf wird öde und leer. Durch die Dorfgasse geht kein Mensch mehr, nur die Hühner aus der Mission sehen fleißig nach, denn der große Düngerhaufen vor jedem Eskimohause prickelt von Maden und Larven, da freuen sich auch die Hühner des Sommers. Die Ziegen des Missionärs sind die einzigen, die das saftige Gras auf den Rasendächern des verlassenen Dorfes beachten und mit frohem Gemecker sich die süße, grüne Sommergabe zu Gemüte führen und dafür das Dorf hüten.

„Fort sind sie, fort mit Weib, Kind, Greis und — Hund! Das schnattert und kreischt und jauchzt! Zwischen den langen, schwerbepackten, vielköpfig besetzten Umjaks schießen die kleinen leichtgebauten einmännigen Kajaks herum, und ihre Insassen wetteifern im Beweisen ihrer Geschicklichkeit.

„Da geht es hinaus auf die Inseln, die vom Lande weit abliegen. Die bleiben Sommer und Winter gleich öde, denn dort schlägt kein Strauch Wurzel, und kaum ein Grashälmchen weht im Winde zwischen den Felsklüften. Aber dort hält die grönländische Flotte, die Umjaks werden ans Land gezogen und ausgepackt, draußen zwischen den Eisbergen sind schon die Männer auf der Jagd; bis sie heimkehren, muß Zelt und Lagerstätte fertig sein.

„Da geht es an ein Bauen aller Orten, und da giebt es zu lachen und zu plaudern. Auf den Zeltfellen liegen endlich die Steine im Kreise, um sie auf dem Boden zu halten, und die Feuerstelle ist fertig gemacht, schon hängt der Kessel darüber. Da kommt auch einer nach dem andern von den Männern zurück, dem ward ein Seehund und dem eine Anzahl Möwen zur Beute, und da kehrt einer — leer und müde und hungrig heim! Zuletzt kommen drei zusammen, sie rufen von weitem, und es wird viel am Gestade gelaufen, die Weiber kreischen, und die Männer rufen entgegen.

Die Augen der Ankömmlinge leuchten, denn ihnen ward der Beute größte und beste. Eine riesige, wohl 2 m lange Bartrobbe, den geschätztesten und größten Seehund, haben sie erlegt und schleppen ihn mit vereinten Kräften ans flache Gestade. Nun geht es an das Abfellen und Abspecken; die Beute wird endlich geteilt, auch der arme Hungrige bekommt etwas für sich und Weib und Kind.

„Dann wird geschmaust, bis kein Brocken mehr übrig ist, und endlich geschlafen, so lange es einem gefällt.

„Nach einiger Zeit kommt der Kaufmann aus der dänischen Kolonie, der handelt den Speck ein und giebt bare Thaler dafür, oder man fährt zu ihm, und im Kaufhause giebt es Kaffee und Zucker für das erhaltene Geld und Schießpulver und Blei für die erbeuteten Seehundsfelle. O, dann kommen lustige Abende! Um den Kaffeekessel sitzen sie, die Weiber faulenzen, und die Männer thun nichts. Da wird gesungen, gescherzt, süßer Kaffee in Menge getrunken, und aus den speckig-glatten Gesichtern glänzen die schmalen, schwarzen Augen lustig heraus. Ist doch ein schöneres Leben im lieben Sommer unter dem luftigen Zelte, als im traurigen Winter im engen Steinhause!

„Und da kommt Esra im Kajak, der ist für den Missionär Post gefahren in die Kolonie und bringt Neuigkeiten, denn er hat viele Besuche unterwegs gemacht und viele gute Männer getroffen. So einem Manne giebt man gern ein Stück Speck und einen Napf Kaffee, dafür läßt man ihn erzählen. Da wird alles auseinandergesetzt, was in dem Briefe des Missionärs gestanden haben konnte, wer ihn empfing, was er sagte und was sie da und dort gefangen haben, und dann kommen Geschichten und Abenteuer, daß die Hörer sich zu fürchten anfangen, denn Esra hatte einen längst verschollenen Grönländer gesehen, der ein „Fjellgänger" geworden war, d. h. ein geisterhafter, ewiger Spaziergänger in den Gebirgen. Und wie er noch erzählt, da schreien die Weiber auf und weisen entsetzt nach der See, und die Männer sind auch erschreckt und bringen nur Laute des Staunens heraus. Auf sind die Weiber gesprungen und haben sich versteckt, und die Kinder sind ihnen schreiend gefolgt. Aber die Männer haben es längst erkannt. Ein europäisches Boot mit gespannten Segeln naht der Insel. „Kihutawah? Wer mag es sein?" rufen sie durcheinander, und einer ruft: „Bruder Mathis ist's — ei, hab' ich es doch gewußt! Seht, im Schiffshafen habe ich solche Schiffe schon gesehen, und die weißen Männer haben noch größere!" Nun kennt es ein jeder, ein jeder will es wissen, daß es so ist, wenn er es auch lügen sollte! Doch hat die Mission erst seit kurzem ein europäisches Segelboot, der Missionär macht seine erste Reise damit, und daher kennen es auch die Frauen nicht, denn als es in die Mission kam, war kein Wind, und es

hatte die Segel damals nicht beigesetzt. Der ungewohnte Anblick des fremden Gegenstandes scheucht die Furchtsamen davon. Nun hören die Weiber: „Bruder Mathis kommt!“ aber wer weiß, ob das nicht ein Gespenst ist — sie wagen sich nicht vor, bis sie hören, wie die Männer mit lautem Halloh das Boot an den Strand ziehen und den Missionär begrüßen. Da läuft es durch die Menge: „Bruder Mathis ist da, er wird uns schöne Dinge sagen, nun werden wir auch viele Seehunde fangen, das ist gut!“ Bruder Mathis setzt sich unter sie, die Weiber setzen sich wieder in den Kreis, und er trinkt mit von ihrem Kaffee und ißt dazu selbst mitgebrachtes Brot.

„Dann hält er ihnen eine fromme Rede, und sie singen mit ihm ein geistliches Lied. Darüber ist's spät Abend geworden, die helle nordische Nacht breitet ihren dunkelblauen, leuchtenden Himmel aus über die Gegend. Bruder Mathis legt sich unter sein Segelzelt zu seinen Begleitern, und die andern thun desgleichen. Am andern Tage setzt der Missionär seine Reise fort, und die Männer ehren ihn bei seiner Abfahrt mit Flintenschüssen und geben ihm das Geleit bis vor die Bucht.

„So geht's Tag um Tag in Lust und Freude, endlich wird einmal weiter gezogen, oder die Gesellschaft teilt sich. Die Weiber machen sich auf in die Fjorde, um Heringe zu schöpfen; dann sind die Männer allein auf der Jagd und kommen ab und zu in den Fjord. Höher steigt die Sommersonne, Fliegen und Mückenschwärme beginnen ihre Thätigkeit und verbittern dem Menschen gar manchen ohnehin gezählten Sommertag; Regen und Nebel stellen sich ein — endlich kommt eine Familie nach der andern heim zum Dorfe. Erst lagern sie alle noch unter den Sommerzelten, aber bald wird das Rasendach gebessert und das Winterfenster eingesetzt; ein Bote um den andern meldet, daß der holde Sommer von dannen ist und der alte Winter wieder zum Regiment kommt. Im Winterhause qualmt die Thranlampe, und die Gesellschaft liegt aneinander gepfercht auf der Pritsche.“

In der That, die guten Leute dürfen dem Himmel danken, daß er sie mit einer so unverwüstlichen Laune gesegnet, sie allein vermag sie hinweg zu heben über das Grauen und Entsetzen eines neun Monate langen Winters, der eine Nacht von vier Monaten einschließt. Aber diese fröhliche Laune verläßt sie in der That niemals, und nichts gewährt ihnen größeres Entzücken als die getreue Nachahmung von Sitten und sonstigem Gehaben derer, mit denen sie umgehen, und besonders der Fremden, die sie besuchen, wobei sie ein Nachahmungstalent entwickeln, welches dem größten Schauspieler Ehre machen würde. Denn der finstere Ernst, welcher den übrigen Bewohnern des nördlichen Amerika eigen ist, scheint ihnen völlig fremd zu sein, und um Abwechselung in ihre Unterhaltung zu bringen, machen sie selbst in der

ungünstigsten Jahreszeit Reisen von einer Ausdehnung, welche wir Europäer für unüberwindlich halten würden, wenn nichts weiter dabei zu gewinnen wäre als Unterhaltung.

Man möchte es beinahe wunderbar nennen, daß bei diesen rohen Völkern das weibliche Geschlecht sich in einer so merkwürdig günstigen Stellung befindet, allein die Beobachtung hat gelehrt, daß überall, wo mehr die List und Gewandtheit als die Kraft für die Existenz in Anspruch genommen wird, das Weib einen nicht unbeträchtlichen Anteil an der Sorge für den Haushalt übertragen bekommt, und daß dort also das Weib nicht mehr die Sklavin des harten und grausamen Mannes, sondern die sehr nützliche Gefährtin, vielleicht die Freundin ist. So sehen wir z. B. bei den Eskimos das Weib an allen Unterhaltungen teilnehmen, sich mit dem Manne freuen und ergötzen und zu seiner Ergötzung beitragen. Nur in der Kraft sind die Männer den Frauen überlegen, aber wo es auf Übung des Geistes ankommt, zeigen diese sich so fähig und in vielen Fällen noch fähiger als die Männer.

Wir haben schon oben gesagt, daß die Bewohner des äußersten Nordens von Europa nicht Fischervölker in dem Sinne genannt werden können, in welchem wir die bisher angeführten Völker so nennen, aber doch haben auch sie der Fischerei den Hauptteil ihrer Existenz zu danken, und in der That, ihr Leben ist ein dürftiges und beschwerliches. Am Strande in niederen Hütten wohnend, selbst beinahe geräuchert durch den Rauch, in welchem sie ihre Fische dörren, führen sie ein Leben voll so großer Entbehrungen, daß dieselben uns fast unbegreiflich scheinen würden; erklärt kann dies nur dadurch werden, daß solche Leute von allen den Bedürfnissen, welche die civilisierten Bewohner von Europa haben, durchaus nichts wissen, und eine Verwöhnung, wie der Städter sie kennt, ist ihnen nun vollends nicht gegeben; was machen sie sich aus Erkälten, was machen sie sich aus nassen Füßen, sie, welche drei Vierteile ihres Lebens im Wasser, und zwar im Eiswasser zubringen! Ihre Frauen stricken die Netze, sie selbst tragen sie leer in das Meer und suchen dieselben gefüllt heim zu bringen. Solche Netze sind nicht so leicht zu handhaben wie ein solches, das der edle Jünger des Kaufmannsstandes, wenn er sich als Fischer verkleidet, auf der Maskerade trägt. Sie sind nicht von feinen seidenen Schnüren, sondern von federkieldickem Hanfdraht gemacht; nicht ein Mann kann solch ein Netz bewegen, sondern 50 und mehr Leute müssen dasselbe gleichzeitig auf ihre Schultern laden und es ins Meer tragen, in welches sie bis zu 3 und mehr Fuß Tiefe gehen müssen, damit das Netz alsbald vom Wasser gehoben werde und beweglich bleibe. Hier werden, je nach der Ausdehnung des Netzes, 15—20 und mehr Boote vorgespannt, und es wird dann in das tiefere Wasser gezogen, um da meilen-

weit spazieren gefahren zu werden, bis man glaubt, es sei wieder Zeit, dasselbe an Luft und Wind zu holen; und es kommt wohl vor, daß die schwere Arbeit nicht belohnt wird, daß kaum so viele Fische gefangen werden, als für die nächsten Bedürfnisse der beteiligten Familien nötig. Gehört den Fischern ein Fjord, ein tief in das Land eindringender Felsenspalt, in welchen das Meer weit hineinsteigt, so ist die Fischerei lohnender und sicherer, man sperrt zur Zeit der höchsten Flut die Breite des Fjords durch ein ungeheures Netz ab und erwartet den Rücklauf des hohen Wassers, welches die tief vorwärts gedrungenen Fische wieder mit nach dem offenen Meere nimmt. Da finden sich die Netze jederzeit so reich gefüllt, daß alle Kähne kaum zureichen, um die gemachte Beute zu fassen, und fröhlich, voller Jubel über den gemachten Gewinn geht es dann dem heimatlichen Dörfchen zu, dem Strande, an dem die Fischerhütten stehen, umgeben von unzähligen Gerüsten, auf denen die Fische getrocknet werden sollen. Sie werden aufgeschnitten und ausgeweidet, ein Stab, wie ihn die Lichtzieher zu gebrauchen pflegen, nur etwas länger, wird durch die Kehle und das Maul gestochen, und so viele Fische daran Platz haben, werden daran gereiht und dem Rauch ausgesetzt. Kleinere Fische, Heringe, Flundern, Meerhechte ꝛc., werden gar nicht ausgenommen, sondern mit all ihrem Inhalt geräuchert; man tötet die Tiere nicht einmal, man treibt den Stab nicht durch den Kopf, sondern durch das Ende des Schwanzes und läßt sie so langsam sterben. Viele der größeren Fische dagegen, wie der Stockfisch und alles, was damit zusammenhängt, werden aber gar nicht geräuchert, sondern flach auseinandergebreitet auf die Felsen gelegt und von der Sonne getrocknet, wobei eine Veränderung, eine beginnende faulige Gärung nicht zu vermeiden ist, daher die so zubereiteten Fische auch immer einen äußerst üblen Geruch haben und lange gewässert werden müssen, bevor sie denselben verlieren. Nicht so ist es mit den geräucherten und den gesalzenen, was aber nur bei den Heringen angewendet wird.

Dieser Heringsfang bildet einen hochwichtigen Gegenstand für mehrere Völker, besonders für die Holländer, welche darin excellieren, d. h. sowohl in der Art sie zu fangen, als in der Art sie zuzubereiten.

Die Heringe ziehen zur Sommerszeit in so ungeheuren Scharen von Norden nach Süden und Osten, und zwar in solcher Menge, daß sie den Schiffen, welche auf dergleichen Züge treffen, ein bedeutendes Hindernis in den Weg setzen. Der Grund dieses Zusammenscharens ist gegenwärtig noch nicht bekannt; es sind die verrücktesten Angaben darüber gemacht und erfunden worden, die Wahrheit aber ist bis jetzt noch nicht erforscht. Um nur eine jener Thorheiten anzuführen, so erzählt man sich, daß die Walfische den Heringen nachjagen. Abgesehen davon, daß die Walfische nur von gallert-

artigem Gewürm leben, müßte sich's doch sonderbar fügen, wenn diese Ungeheuer des Meeres den Heringen, welche beinahe die kleinsten Fische sind, in großer Masse und mit solchem gleichbleibenden Eifer nachjagen sollten, um sie in Scharen zusammen zu bekommen, daß, wenn man mit Millionen hinein dividierte, der Quotient immer noch aus Millionen bestehen würde. Man sieht aus dieser einen Angabe schon, wie unzuverlässig dergleichen Spekulationen sind. Das einzig Wahrscheinliche ist das, was die norwegischen Fischer darüber sagen: die Heringe suchen die von ihrem Aufenthalte östlich und südlich gelegenen Uferstriche auf, um daselbst ihre Eier abzusetzen und zu laichen, daher findet man auch die auf dem Meere gefangenen noch immer geschwollen von der Masse der Eier oder der Milch, welche ihren Körper füllt, indessen die an den Ufern von Hannover, von Dänemark, von Mecklenburg ꝛc. mehrenteils schon dieser Last entledigt sind.

Die Strandfischer erwarten die Annäherung der bereits sehr verkleinerten Scharen, begeben sich, sobald sie sich zeigen, in das Meer ihnen entgegen und schöpfen sie und schaufeln sie ans Land, wo sie denn alsbald geräuchert werden und als Bücklinge versendet in das Innere des Landes gelangen.

Die Holländer dagegen fahren den Zügen in das Meer zwischen Schottland und Norwegen entgegen. Hier vereinigen sich immer zwei Schiffe zum Fange und haben ein riesiges Netz von Hanf oder von Seide bei sich, welches 1000 bis 1200 Schritte lang und sehr feinmaschig ist, doch so, daß die junge Brut hindurchkommen kann, deren Fang von sehr geringem Werte ist, indessen es der Fortpflanzung sehr schadete, wenn man eben diese junge Brut vertilgte. Eine Thatsache ist, daß an den Küsten von Norwegen und Irland, woselbst man diese Vorsicht nicht übt, die Zahl der Heringe beträchtlich abgenommen hat.

Was über die Eigentümlichkeiten des Heringszuges durch die Fischer selbst ermittelt worden, ist das folgende, wenn schon eben seiner Quelle wegen dieses mit Behutsamkeit aufgenommen werden muß, Fischer sind doch immer keine Naturforscher:

Die Heringe kommen aus dem äußersten Norden zwischen Grönland und Spitzbergen herab nach den südlicheren Gegenden; sie ziehen zu verschiedenen Zeiten, schon im Frühjahr, dann aber doch immer in kleineren Scharen, wenn aber der eigentliche Sommer beginnt, also Mitte des Juni, scheinen sie die Oberfläche des Meeres zwischen den beiden gedachten Ländern ganz zu bedecken; dorthin fahrende Schiffe sehen bei ganz ruhigem Meer und bei völliger Windstille die Oberfläche des Wassers, so weit das Auge reicht, gebrochen durch die zierlichen kleinen Fische, welche silberglänzend auf der Oberfläche spielen, aus dem Wasser springen, aber alle bereits eine Richtung haben, in der sie sich fortbewegen.

Je weiter nach Süden, desto dichter und desto besser geordnet werden diese Scharen, welche immer ein großes Dreieck bilden, dessen Spitze nach Süden gerichtet ist und dessen Seiten Meilenlänge haben. Dann eilen sie, so dicht gedrängt an einander, daß sich die Schuppen abscheuern, und daß sie die Schiffe, wie oben bemerkt, in ihrer Segelgeschwindigkeit hindern. Auf diese Eigentümlichkeiten gestützt, besuchen die Heringsfischer, nicht nur der dort wohnenden Völker, der Norweger und Schweden, der Engländer und Holländer, sondern auch die der Russen, Franzosen und Amerikaner jene Gegenden. Die Holländer halten mit Gewissenhaftigkeit darauf, daß das erste Netz nicht vor dem 25. Juni ausgeworfen wird.

Das Netz, welches von Hanf ist und dann ein Jahr lang hält, oder welches von Seide gestrickt, in diesem Falle drei Jahre hält, ist durch Räuchern braun gemacht, angeblich damit es durch seine helle Farbe die Heringe nicht verscheuche, wahrscheinlicher jedoch nur deshalb, damit es der Einwirkung des Wassers besser Widerstand leiste, nicht so leicht in Fäulnis übergehe.

Dieses Netz, das unten mit Blei beschwert, oben aber durch eine Menge kleiner Tonnen über Wasser erhalten wird, läßt man abends zwischen zwei um die ganze Länge des Netzes von einander entfernten Schiffen in das Meer sinken, vorausgesetzt, daß man sich in einem Heringszuge befindet, den man an seinem Glanze erkennt. In das Netz gelockt werden die Fische durch Laternen, welche man an den Seiten des Schiffes beinahe bis zur Oberfläche des Wassers herabläßt.

Gegen Morgen windet man durch die vereinigten Mannschaften beider Schiffe das Netz empor, welches, falls es gut gefüllt ist, so viel enthält, daß man 150 Tonnen, eine jede mit 1000 Stück, füllen kann. Die von den Holländern uns gelieferten Heringe sind thatsächlich die besten, aus dem einfachen Grunde, weil sie unmittelbar aus dem Wasser in das Salz kommen, also keine Zeit haben, irgend welche Verderbnis zu erleiden, indessen die Norweger ihre Fische in der Regel erst an das Land bringen und dann einsalzen, noch dazu aber nur wenig Hände beschäftigen können, so daß also mindestens die Hälfte der Fische einen Tag alt ist und daher schon eine Verderbnis erlitten haben.

Nach wenigen Tagen haben die Schiffe ihre volle Ladung, eilen, sie nach Hause zu bringen, ihren stark angegriffenen Salzvorrat zu ergänzen und aufs neue dem Fange nachzugehen. So, sagt man, würden tausend Millionen jährlich gefangen, und dennoch würde von den Heringen überhaupt noch nicht ein Millionstel vertilgt. Das letztere wollen wir unbedenklich zugeben, die erste Zahl ist aber unbedingt zu niedrig gegriffen. In Polen leben 7 Millionen Menschen, diese verzehren ein jeder wenig-

stens einen Hering des Tages, denn derselbe ist spottwohlfeil und bildet nebst Schweineschmalz und Leinöl das einzige Abmachsel der Speisen in Polen, der Kartoffeln, der Erbsen und des täglich zweimal wiederkehrenden Sauerkrautes. Berücksichtigen wir nur dies eine Land, so erhalten wir schon mehr als 2500 Millionen Heringe, die doch auch alle gefangen sein müssen, sonst könnten sie nicht gegessen werden. Hier also haben wir bereits mehr als 1000 Millionen. Nun aber haben wir noch ganz Rußland in Betracht zu ziehen, welches beinahe zehnmal mehr Einwohner hat, und wenn auch nur ebenso viel Leute wie in Polen täglich ihren Hering verzehren, so steigert sich die Summe bereits auf 5000 Millionen, und jeder, der die Lebensweise der unteren Volksschichten in Rußland kennt, wird zugestehen, daß diese Annahme eine sehr mäßige sei. Was sagen wir nun zu der ganzen nördlichen Hälfte von Deutschland, was von Holland und Frankreich, was von England und Irland, was von Norwegen und Schweden, die alle den Hering nicht als besondere Delikatesse, sondern soweit es die großen Volksmassen betrifft, als tägliche Speise benutzen? Wir sehen hieraus, daß die Heringsfischerei ein bedeutender Gegenstand des Handels und der Industrie der Ost- und Nordseevölker ist.

Nicht viel unbedeutender ist der Fang des Stockfisches, der ganz besonders auf der großen Bank von Neufundland betrieben wird. Dieses Tier gehört dem Geschlechte der Schellfische an, hat gewöhnlich zwischen 2 und 4 Fuß Länge, wird 20 bis 70 Pfund schwer und ist ein unersättlicher Raubfisch, von dem man beinahe glauben sollte, daß er allein imstande wäre, das Meer wirksamer als die Heringsfischerei aller Nationen zu entvölkern.

Der Kabeljau (dies ist der Name des lebenden Tieres, indessen die anderen Namen: Stockfisch, Klippfisch und Laberdan, die Aufbewahrungs- und Zubereitungsmethode bezeichnen) lebt vorzugsweise zwischen Europa und Amerika vom 40. Grade an nordwärts, versammelt sich aber zur Laichzeit auf den Bänken von Nordamerika und Neufundland in solchen Mengen, daß man, mit einer Heugabel in eine Schar derselben stechend, an jeder Zinke einen Fisch hängen hat.

An dem Fange dieses Fisches nehmen beinahe alle seefahrenden Nationen teil, er ist besonders den Spaniern, Italienern und Griechen von größter Wichtigkeit, weil bei ihnen die Fasttage der katholischen Religion sehr strenge gehalten werden, die Fische aber, außer an den Meeresküsten, zu den Seltenheiten gehören. Zugleich ist es in diesen Ländern so warm, daß die Tiere sich nur sehr kurze Zeit genießbar erhalten, indessen der gut ausgetrocknete Stock- oder Klippfisch sich beliebig lange verwahren läßt. Der Fang ist so bedeutend und so wichtig, daß darum Kriege geführt und Traktate geschlossen

worden sind, indem gewissen Nationen die Küsten von Neufundland des Kabeljaufanges wegen zu benutzen, zugesprochen oder abgesprochen worden sind. Um nur eine Kleinigkeit anzuführen, so braucht die Stadt Bergen in Norwegen jährlich 40 000 Tonnen Salz für den Stockfischfang jetzt, nachdem derselbe an den norwegischen Küsten so gut wie ganz aufgehört hat, weil der Gegenstand des Fanges, der Kabeljau, wie man meint, von dort verscheucht, wie es aber wahrscheinlicher, vertilgt worden, indem man früher den Fang mit Netzen betrieben hat und der jungen Brut nicht schonte.

Gegenwärtig wird der Kabeljau mit Angeln gefangen. Zwischen dem April und dem Oktober senden die Engländer nahe an 2000 Schiffe auf den Fang nach Neufundland aus, dazu kommen noch 300 Kauffahrer — große Segelschiffe, welche die gemachte Beute alsbald aufnehmen und nach England bringen, von wo der Handel sich dann weiter verbreitet.

Die Art des Fanges ist nach den verschiedenen Orten und nach den Nationalitäten sehr voneinander abweichend, entweder man braucht lange Seile, welche durch Tonnen schwimmend erhalten werden, und an denen Hunderte von Angeln mit Heringen und jungen Schellfischen als Köder befestigt sind, und welche emporgezogen werden, sobald das Zittern der Tonnen anzeigt, daß sich eine ziemliche Menge der gewünschten Tiere daran gefangen hat, andererseits wird auch der Fang mit einzelnen Angeln betrieben, was ergiebiger zu sein pflegt. Dabei verfahren die Fischer in folgender Art:

Das zum Fange bestimmte Schiff ist mit 20 bis 30 Mann besetzt. Es sucht sich einen Ort auf, den es für günstig hält, legt sich dort vor zwei Anker und wird hierauf vollständig abgetakelt. Alles Segel-, alles Tauwerk nimmt man von den Masten, die Stangen und Rahen werden gleichfalls entfernt, es bleibt nur noch der Rumpf mit den im Kiel wurzelnden Masten übrig. Nun stellt man an den Rand, an den Bord des Schiffes in solchen Entfernungen, daß sie einander nicht stören, Tonnen auf, welche den Angelfischern bei ihrer beschwerlichen Arbeit zum Sitzen dienen sollen. Jede Tonne birgt dazu ein Gestelle, demnächst einen breiten, sehr fest geflochtenen Rohrkranz, welcher dem Angler um den Leib geschnallt wird, worauf ein großer Lederschurz ihn bis zur Brust hin bedeckt, indessen er selbst noch am Oberkörper durch eine Bekleidung von Teertuch möglichst geschützt ist. Damit er aber auch durch Sturm und Unwetter nicht belästigt werde, so hat er hinter sich noch eine Schutzwehr aus Brettern, die ihn mehr als zur Hälfte umgiebt und auch seinen Kopf so überdacht, daß der Regen ihm nicht schadet.

Vor sich hat er mehrere Behälter mit den nötigen Utensilien zum Fange. Ein Gefäß mit Ködern, jungen Fischen aller Art beim Beginn des

Fanges, später den Abfall von den bereits gefangenen und ausgenommenen Kabeljaus, dann ein ähnliches Gefäß mit hölzernen Knebeln von ein paar Zoll Länge. Die Tonne steht dicht am Bord des Schiffes, über dieses hinaus wirft der Mann drei bis vier beköderte Angeln, auf deren Schwimmer er seine Aufmerksamkeit richtet. Sobald einer derselben unter Wasser verschwindet, zieht er schleunig die Schnur an, zieht den Fisch über Bord, reißt ihm das Maul auf und steckt ihm einen der hölzernen Knebel hinein, worauf er ihn seinem hinter ihm stehenden Gehülfen zuwirft, der nun erst dem Fische die Zunge ausschneidet und in einen Korb wirft (denn nach diesem Teil wird der Fleiß, wird die Thätigkeit des Anglers berechnet und bezahlt), dann aber auch die Knebel sammelt, um sie gelegentlich dem Angler wieder zurückzuerstatten, indessen der seiner Zunge beraubte Fisch einem dritten Manne zuwandert, der ihm den Kopf abhaut, dann einem vierten, der ihn aufschneidet, seine Eingeweide herausnimmt und ihn durch eine Röhre in den unteren Teil des Schiffes fallen läßt, wo er sofort eingesalzen wird. Dies ist der frische oder grüne Stockfisch oder Laberdan, welcher in Fässer sortiert in den Handel gebracht wird und für den angenehmsten und teuersten gilt.

Soll dasjenige bereitet werden, was man eigentlich Stockfisch nennt, so werden hierzu andere Veranstaltungen getroffen. Das Schiff, welches darauf ausgeht, hat bei einer Besatzung von etwa 150 Mann gegen 30 Boote bei sich, welche zerlegt, an Ort und Stelle angelangt, erst zusammengefügt und dann so besetzt werden, daß auf jedes drei Mann kommen. Sie lagern sich so nahe als möglich an den Küsten, einer der Leute versieht das Angeln, wie oben beschrieben, der andere schneidet die Zunge aus, köpft das Tier und wirft es auf das Land. Hier wird dasselbe aufgeschnitten, die Eingeweide werden in durchlöcherte Tonnen geworfen, welche in großen wohlverdichteten Gefäßen stehen, und der Sonne wird die Sorge überlassen, den Thran, der darin enthalten ist, auszuschmelzen, worauf der Rückstand etwa am zweiten oder dritten Tage in die Fischerboote geliefert und als Köder benutzt wird. Die Fische selbst, nachdem sie ausgenommen sind, werden in Seewasser gewaschen und in große Haufen zum Trocknen gelegt; häufig kehrt man sie um, und endlich, um sie vollständig zu dörren, legt man sie auf den sonnigen Strand (Flachfisch), oder man rollt sie auf, daß sie unregelmäßigen Cylindern gleichen (Stockfisch, Rollfisch), oder man hängt sie an Seilen und Leinen auf, wie man Wäsche zum Trocknen aufhängt (Hängefisch), oder endlich man giebt ihnen die von der Sonne durchwärmten Felsen und Klippen zur Unterlage und läßt sie darauf trocknen (Klippfisch).

Der Abfall wird auf mannigfaltige Art bewältigt. Den Rogen salzt man ein als eine kleinkörnige Art von Kaviar, die Köpfe werden von den

Leuten gerne gegessen, die Knochen werden gepulvert und dienen dann als Viehfutter, namentlich für Kühe, deren Milchertrag dadurch bedeutend gesteigert werden soll. Endlich überläßt man die ihres Thranes entledigten Eingeweide, soweit sie nicht als Köder benutzt werden können, wiederum den Fischen, so daß es denselben niemals an Nahrung fehlt, sie also immer wieder in Scharen hierher gezogen werden und diese Gegend als einen ergiebigen Stationsplatz immer wieder von neuem aufsuchen.

Ganz in ähnlicher Weise wird auch an den Küsten von Island und von Norwegen verfahren, nicht anders machen sie es auf der Gruppe der Fischerinseln, welche man die Loffodden nennt, auf denen ein Völkchen wohnt, welches wirklich noch vollständig, ja man möchte beinahe sagen, ausschließlich vom Fischfange lebt. Dasselbe soll ungefähr aus 11—12 000 Einwohnern bestehen, und der Fang der Dorsche und der Kabeljau, der Heringe und der Hummern ernährt diese Leute. Allerdings haben wir von der Genügsamkeit derselben keinen Begriff. 12 000 Menschen verdienen jährlich etwa 1 800 000 Mark, das würde auf den Kopf 150 Mark betragen, wovon man allenfalls auf den Loffodden leben könnte; allein diese Summe wird keineswegs durch die armen Insulaner allein gewonnen, sondern nur unter dem Beistand von etwa 25 000 norwegischen Fischern, welche alljährlich vom Festlande herüberkommen, um den Gewinn der Insulaner zu teilen, so daß sich der Ertrag für die Insulaner auf ein Dritteil jener 150 Mark, also etwa auf 50 Mark reduziert. Und doch sind diese Leute so glücklich, daß sie ihre Inseln um keinen Preis verlassen, sich mit der Nahrung von ihren Fischen begnügen, für den geringen Erlös sich die Bedürfnisse erkaufen, welche sie vom Lande her zu beziehen gewohnt sind, sich demnächst noch für überaus bevorzugt haltend, wenn das Glück ihnen ein Stückchen Weideland zugeworfen hat, auf welchem sie eine magere Kuh oder ein halbes Dutzend Ziegen oder Schafe ernähren können.

Gehen wir weiter im Norden, hinweg über den geringen Anteil, den Europa daran hat, so kommen wir wiederum zu Fischervölkern, zu solchen nämlich, die den Nordrand von Asien bewohnen, und die ebenso gut als die Bewohner des europäischen Nordens vorzugsweise von der Fischerei leben. Allerdings haben die Norweger, ja selbst noch die Isländer und Grönländer Vorteile voraus vor den Asiaten, welche nicht wie die ersteren, wenn es nötig ist, sich Brot, frisches Fleisch, Käse und dergl. verschaffen können, aber um desto eigentümlicher wird auch ihre ganze Existenz, um desto origineller ist Volk und Land, wie unsere Beschreibung vielleicht zeigen wird.

Von allen denjenigen, welche vom weißen Meer bis in die Gegend von Kamtschatka wohnen, ist allerdings nur wenig anderes zu sagen, als wir von den Fischervölkern bereits angeführt haben, es sei denn, daß wir nicht

vergessen wollen, welche Unterschiede die Fluß- und die Seefischerei hervorbringen, nicht vergessen wollen, daß auch in den Flüssen, welche Asien von Süden nach Norden durchströmen, Wasserungeheuer vorkommen, von denen man in unseren civilisierten Ländern keinen Begriff hat, als da sind die Störe und die Hausen von 8 m Länge — Fischchen, die man füglich nicht wie einen Flußhecht oder einen gemästeten Karpfen ganz auf die Tafel giebt.

Gehen wir aber weiter ganz nach dem Osten Asiens, so begegnen wir den Tschuktschen, den Kamtschadalen und auf dem Raume zwischen Asien und Amerika, der langen Inselkette, welche man die Alëuten nennt,

Die Tschuktschen.

Leuten desselben Namens — lauter Fischer — und sie sind ganz ohne allen Hinterhalt, wie ihn etwa civilisierte Länder gewähren können, denn civilisierte Länder und Völker giebt es dort nicht, man müßte denn die Tataren und die Kalmücken im Innern von Asien dazu zählen wollen.

Leben und Gebräuche der Tschuktschen sind besonders bekannt geworden durch die auf der Vega in den Jahren 1878—80 unternommene und das erste Mal ausgeführte Umsegelung Asiens und Europas durch A. E. Freih. v. Nordenskjöld. Diese Expedition war gezwungen, an der Küste des Tschuktschenlandes 1878 zu überwintern, von wo sie erst am 18. Juli 1879 die eisfreie Beringstraße erreichte, um die Ostspitze Asiens,

das Ostkap, zu umsegeln und in die Meerenge zu gelangen, welche das nördliche Eismeer mit dem stillen Ocean verbindet.

Die Tschuktschen bilden zwei Abteilungen, die Rentiertschuktschen, welche Nomaden sind und von der Rentierzucht leben, und die Küstentschuktschen. Letztere haben keine Renntiere, leben in Zelten längs der Küste zwischen der Tschaun-Bai und der Beringstraße und betreiben die Fischerei. Ihre Boote fertigen sie aus Walroßhaut, welche über ein leichtes Gerippe aus Holz und Knochenstückengespannt und zusammengenäht ist. Die verschiedenen Teile des Gerippes sind mit Lederriemen oder auch mit Stricken aus Walfischbarten zusammengebunden. Form und Größe der Tschuktschen-Boote sind den Umjaks der Grönländer gleich. Zur Winterzeit werden die Boote mit dem Hundeschlitten vertauscht und mit den wolfsähnlichen Eskimohunden bespannt.

Angelnde Tschuktschen.

Erstaunlich ist die Kühnheit, die Ausdauer und Arbeitsfähigkeit dieser Kinder des Nordpols; sie wären wohl eines besseren Looses wert, doch wer weiß, ob sie dann diese Menschen wären oder blieben, welche sie jetzt sind. Der fortwährende Kampf stählt ihren Mut, fordert ihre Kräfte und ihre Listen heraus, und sie sind geübt in Besiegung derselben und der Unbilden, welche ihnen die Witterung anthut, in einer solchen Art, daß sie dieselben gar nicht zu fühlen scheinen; daher darf man nicht glauben, daß sie sich mit Pelz und wärmenden Kleidern bedeckten, wie wir

es zu thun gewohnt sind, und wie besonders lächerlich unsere jungen reichen Leute es thun.

Innerhalb ihrer Hütten gehen sie beinahe oder ganz nackend; für die Jagd haben sie allerdings Pelzbekleidung, aber dieselbe besteht in einer Jacke oder einem kurzen Rock und der erforderlichen Beinkleidung (s. die Zeichnung S. 636) und würde nach dem, was die vornehme Welt darin zu thun gewohnt ist, nicht einmal für einen kühlen Herbsttag, viel weniger für einen strengen Winter genügen, in welchem während dreier Monate die Temperatur fortwährend so niedrig ist, daß das Quecksilber als ein hämmerbares Metall erscheint.

Während dieses Winters sind die Tschuktschen auf Seehunde und Fischottern angewiesen. Die letzteren werden zwar gegessen, sie bilden ja sogar bei uns in den südlich gelegenen deutschen, aber katholischen Ländern eine der größten Delikatessen auf den Tafeln der geistlichen Fürsten während der Fastenzeit, warum sollten sie nicht den Geschmack jener Leute reizen, die ja überhaupt nur von tierischer Nahrung leben? hauptsächlich aber werden sie der Felle wegen gefangen, welche ein ganz besonders kostbares Pelzwerk bilden, um so kostbarer, als es allmählich der gewaltigen Verfolgung zu erliegen beginnt. Sonstmals kauften die Händler diese Felle gegen kupferne Kessel, ein solcher wurde mit soviel Fellen bezahlt, als man in ihn hineinstopfen konnte, jetzt wissen selbst die äußersten nordasiatischen Strandbewohner sehr gut, daß jedes einzelne Otterfell ein halbes Dutzend solcher Kessel wert ist, und für weniger oder ein Äquivalent dieses Preises geben sie die Felle auch nicht weg, ohne übrigens besser daran zu sein, denn dort sind die Tiere so selten geworden, daß man schwerlich von einer Familie so viele zusammenbringen sieht, um einen, wenn auch nur sehr kleinen Kessel damit zu füllen.

Ihre Hauptbeschäftigung aber ist die Jagd auf die Seehunde und auf alle damit verwandten Tiere, Seelöwen, Seebären, Seeelefanten ꝛc. Sie sind ihnen von der größten Wichtigkeit: ihre Felle gewähren ihnen die Bedeckung der Hütten, welche wir auf unserer Zeichnung sehen, und diese sind durch das mehrfache Übereinanderhängen derselben so dicht, daß die darin entwickelte Wärme vollständig zusammengehalten wird und die Leute um ihr Feuer her höchst gemütlich nackend sitzen. Fett und Fleisch der Tiere ist Nahrung sowohl als Heiz- und Leuchtmaterial, und die Knochen werden ihnen als Stützen ihrer Hütten oder als Material zu hunderterlei von verschiedenen Werkzeugen höchst wichtig. Der Sommer gewährt ihren leichten Kähnen die Möglichkeit, das offene Meer zu befahren und sich einen reichen Vorrat von Fischen aller Art zu sammeln, die in der Erde aufbewahrt in gefrornem Zustande für den ganzen, langdauernden Winter ausreichen. In

ganz ähnlicher Weise leben die Bewohner von Kamtschatka, lediglich vor den anderen dadurch bevorzugt, daß sie an den Küsten einige Städte haben, in denen russische Besatzung liegt, welche viel Wohlstand verbreitet, und einige Seehäfen, in denen Kriegsschiffe stationieren, deren Geldmittel gleichfalls hier im Lande Kamtschatka draufgehen. Alles Übrige betreffend, so ist es dem gleich, was von den Tschuktschen gesagt worden ist, denn auch sie leben nur vom Fischfange, auch sie kleiden sich ganz ähnlich und wohnen ähnlich und nähren sich auf dieselbe Weise, aber sie zeigen zugleich noch eine gewisse Verfeinerung des Geschmackes darin, daß sie ihre Fische (um ihre Genüsse zu erhöhen) in offenen Gruben so lange liegen lassen, bis sie in Fäulnis übergehen, in welchem Zustande sie dann das Sonntags- und Festtagsgericht bilden.

Auch die Bewohner der Aleuten, ganz und gar zu den Fischervölkern gehörend, sind doch keineswegs mehr in dem Zustande, den man den Naturzustand zu benennen pflegt, denn hier hat sich bereits eine amerikanische und eine russische Handelsgesellschaft festgesetzt, und daher kommt es auch, daß sie alle Laster der Civilisation angenommen haben. Ursprünglich sanft und genügsam, sind sie jetzt falsch und kriechend, hinterlistig geworden und haben auch die Laster des Trunkes, des Spieles und alle die Unsittlichkeiten angenommen, welche sie Russen und Amerikaner begehen sehen, die beide entweder den niedrigsten Ständen oder den niedrigsten, entsittlichtsten Klassen angehören. Die Russen nämlich, die nicht etwa Matrosen sind, wurden zur Strafe hierhergeschickt, weil sie nicht nur ihr Vermögen auf die elendeste Weise vergeudet hatten — dies würde man ihnen verzeihen, denn man könnte das Privatansicht nennen — sondern weil sie auch noch Schulden — so viele Schulden gemacht hatten, daß weder sie noch die Ihrigen imstande gewesen wären, dieselben zu bezahlen, und der Staat daher glaubte, der öffentlichen Meinung eine gewisse Satisfaktion gewähren zu müssen.

Daß dergleichen Leute nicht geeignet sind, die Moralität eines Volkes zu erhöhen, sagt sich von selbst, und von diesem sich stets erneuernden Umgange rührt ohne Zweifel der Eigennutz her, den man bei den Aleuten wahrnimmt, und der sie bewegt, jedem Ankömmling Geschenke zu machen in der Voraussetzung, wertvollere Geschenke von ihm zurückzuerhalten, und wenn diese ausbleiben, geniert der Aleute sich durchaus nicht, die seinigen zurückzufordern.

Ihre Nahrung besteht in der Ausbeute des Meeres; Muscheln, Fische, Seehunds- und Walfischfleisch bilden die Hauptsache, Pflanzennahrung kennen sie beinahe gar nicht, doch lieben sie sehr das Vogelwild und suchen sich desselben mit der größten Kunst und Mühe und mit Aufwendung einer seltenen Verwegenheit zu bemächtigen. Selbstverständlich kann hier nur von

Wasservögeln die Rede sein; diese nisten sämtlich unfern des Meeres auf den allerunzugänglichsten Felsen, und die Aufgabe des Jägers ist, diese zu erklettern und die Vögel auf dem Neste zu fangen. Hier schon sind die Gefahren sehr groß, denn das Ausgleiten eines Fußes genügt, um den verwegenen Vogelsteller in das brandende Meer hinabzustürzen. Noch gefährlicher aber ist es, die Nester von oben her aufzusuchen, wenn sie von unten her unzugänglich sind; dann nämlich wird der Jäger mit einem Seil umschlungen, woran zugleich ein großer Korb hängt, und so läßt man ihn über die Felsenkante hinab bis zur Höhe der Ansiedelungen der Meeresbewohner. Diejenigen, welche das Seil halten, sehen den Jäger nicht, durch seinen Zuruf weist er sie an, ihn rechts oder links zu bringen oder ihn hinauf zu ziehen — ihn weiter herab zu lassen.

Da die Bewegungen des Seiles alle auf dem Felsen selbst geschehen, so wird das Seil stark angegriffen, und nach einigen Malen solches anstrengenden Gebrauches ist es zu seinem Dienst nicht mehr tauglich; doch wird schwerlich eher ein anderes angewendet, bevor dasjenige reißt, dessen man sich bis dahin bedient hat, und geschieht dieses, so ist die unausbleibliche Folge, daß der Unglückliche, der daran hängt, auf die Felsenspitzen und Riffe herabstürzt, über denen er schwebt. Solche Unglücksfälle kommen auch häufig genug vor, ohne jedoch die Leute klüger zu machen, als sie bis dahin waren.

Die Bewohner dieser Inseln haben kein unangenehmes Äußere; wir sehen hier einen Mann und eine Frau von dieser Gruppe, nach einer Originalzeichnung von Choris, welche das Gesagte bestätigen dürfte. Die etwas mehr, als für den Begriff von Schönheit erforderlich ist, hervorstehenden Backenknochen und die damit verbundene, immerhin geringfügige schräge Stellung der Augen sind das Einzige, was an die mongolische Abkunft erinnert. Über die Tracht des Mädchens ist kaum etwas zu sagen, der Stoff, das blaue Tuch, ist ein Produkt des Handels mit den Russen oder den Amerikanern; der Mann zeigt uns dagegen zwei Stücke der Bekleidung, die eine größere Berücksichtigung verdienen. Sein Rock ist das Produkt des Kunstfleißes der aleutischen Frauen, er ist mit unendlichem Fleiß aus lauter Seehundsgedärmen zusammengenäht, und bei den unvollkommenen Werkzeugen, mit denen diese Arbeit vollführt wird, hat eine Frau neben ihren anderen Geschäften wohl ein Jahr lang zu thun, ehe sie denselben zu vollenden imstande ist. Die Kapuze am oberen Teile ist bestimmt, um bei schlechtem Wetter über den Kopf gezogen zu werden; das ganze Kleidungsstück aber dient überhaupt als Schutz gegen die Meereswellen, es wird angezogen, wenn der Mann bei stürmischer See auf den Seehundsfang geht. Auch für den Sommer bedient man sich übrigens

eines ähnlichen Gewandes, da die Gedärme aber äußerst dünn und fettreich, also beinahe durchsichtig sind, so glaubt man die Leute nackend gehen zu sehen, indessen diese Tracht zwar sehr leicht, aber keineswegs luftig ist, im Gegenteil diesen Begriff so gut ausschließt, wie es eine Kleidung von dünn gewalzter Guttapercha thun würde. Die Leute schwitzen darunter ganz erbärmlich und würden es kaum ertragen können, so zu gehen, wenn diese Sommerkleidung nicht sowohl an den Armen als am Halse offen wäre und also der Transpiration gestattete, dort Auswege zu finden.

Bewohner der Aleuten (zwischen Asien und Amerika).

Das zweite an dem Manne bemerkbare Schmuck- und Kleidungsstück ist ihm in einer anderen Art nützlich. Wir sehen, es hat die Form eines Schirmes, eines sogenannten Augenschirmes, aber es hat auch einen anderen Zweck, nämlich den, durch seine ungeheure Schönheit den Träger noch zu schmücken. Es wird gebraucht, um die Sonnenstrahlen, welche bei ihrem fortwährend niederen Stande beschwerlich in die Augen fallen, abzuhalten, es wird aber noch überdies gebraucht, um, wenn die Leute auf der See sind und Windstöße sie treffen, das Spritzwasser von ihnen abzuwehren. Sie neigen den Kopf so weit, daß der Anprall des Spritzwassers den Schirm trifft und ihr ganzes Gesicht, nicht bloß die Augen schützt. Es geschieht dieses vollständig, indem der Augenschirm, gleichfalls von Seehundsdärmen oder von der Blase des Tieres gemacht, dem Wasser sehr gut Widerstand leistet.

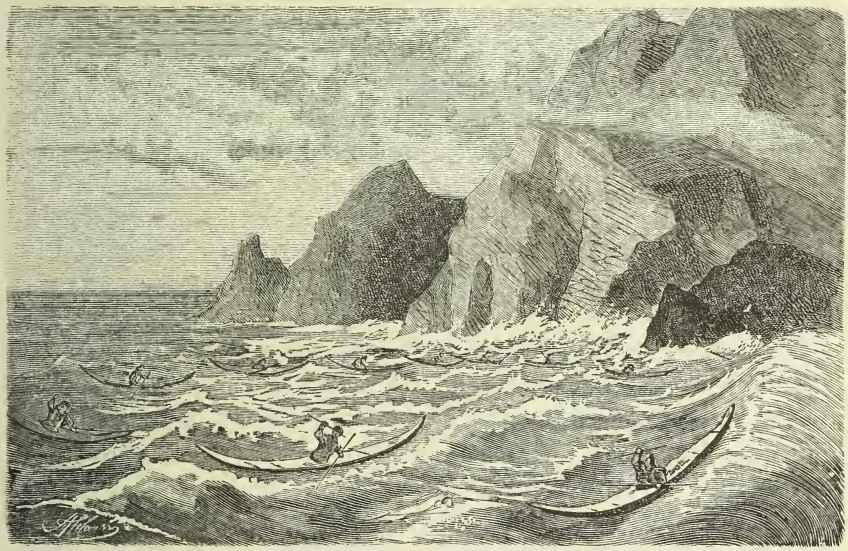
Die durchscheinenden Teile der Eingeweide benutzen die Aleuten auch noch, um ihre Wohnungen zu erleuchten, sie haben dieses gleichfalls von den Russen gelernt, das Erleuchten nämlich. Diese aber wenden zu solchem Behuf den in großen Tafeln zu reißenden Glimmer (Mika) an, wodurch man Fensterscheiben erhält, nicht nur von der Klarheit des Glases, sondern auch von einer Zähigkeit, die nicht sowohl dem Froste als der mechanischen Gewalt trotzt. Selbst einen Wurf mit einem Stein erträgt sie, er drängt sie aus der Fassung und wirft sie unbeschädigt zu Boden. Dies Material wird auch in den großen Maschinenfabriken Rußlands selbst da, wo das Glas billiger wäre als der Glimmer, angewendet. In diesen kommt das Abhauen kurzer Eisenstücke durch den Hartmeißel häufig vor; ein solches abgesprengtes Stück aber hat in der Regel eine große Gewalt, fliegt ein solches gegen eine Glasscheibe, so ist dieselbe in Scherben zerschlagen, und in dem Falle, daß eine solche Fabrik nur Glasfenster hätte, würde ein Glaser Tag für Tag zu thun haben, um den Schaden, der sich immerfort erneuert, auszubessern. Eine Scheibe von Glimmer zerbricht keineswegs, und sollte die Gewalt so groß sein, daß das abgesprengte Eisenstück wirklich hindurchflöge, so würde doch keine Zertrümmerung der Scheibe, sondern nur eine Durchlöcherung erfolgen.

Haben nun die Aleuten den Glimmer nicht so wohlfeil als die Russen, so haben sie doch ein Material, welches noch wohlfeiler ist, eben in den Gedärmen und der Blase ihrer großen Meeressäugetiere, und dieses wenden sie an, indem sie es an verschiedenen Punkten in die Seiten- und Dachteile ihrer Hütten einspannen, des Lichtes zur Genüge einlassend.

Das Boot des Aleuten, die Baidara, ist sein zweites Haus. Es besteht aus einem sorgsam ausgehölten Stamme, in welchem eben ein Mensch Platz hat, ist sehr leicht, lang, dünn, sowohl oben als an den Seiten mit Seehundsfellen überzogen. „Der Aleute setzt sich in die in der Mitte angebrachte Öffnung, so daß sie seinen Körper eng umschließt und nur der Oberkörper sichtbar ist; er sitzt sozusagen in einem ledernen Sack, in welchen Wasser nicht eindringen kann. Ein Doppelruder treibt ihn mit großer Geschwindigkeit vorwärts, sein Fischfanggerät und seine Waffe hält er vor sich. Die mächtigsten Seetiere erlegt er, ihre Jagd gehört zu seinem Unterhalt.

„Im April stechen über 300 Baidaren ins Meer. Sie teilen sich in Partien zu 20 und 30 und dringen in die hohe See. Jede Partie bildet eine gerade Linie mit einem Zwischenraum zwischen den Booten. Zeigt sich eine Seeotter (Enhydris lutra L.), so pfeift ein Pfeil durch die Luft, das Boot, welches zuerst das Tier bemerkt hat, folgt demselben, die andern Boote bilden einen Kreis, um, wenn sich das Tier wieder zeigt, dieses mit mehreren Pfeilen zu begrüßen und es dann getötet aus dem Wasser zu ziehen.

„Wenn der Sturm die Wogen des Oceans zu Bergen türmt, suchen sich die Ottern auf unbewohnte Inseln zu retten, wo sie in irgend einem Felsenriß einschlafen. Der Aleute fürchtet sich nicht, bei solch einem Wetter ins Meer hinaus zu fahren; jede Baidara faßt zwei Jäger, sie nähert sich dem Felsen oder der Insel von der dem Winde entgegengesetzten Seite; einer der Jäger wartet den Wellenanprall ab und springt in diesem Augenblick ans Ufer, die Flinte in seiner Hand haltend; es gehört dazu eine mehr als gewöhnliche Geschicklichkeit und Gewandtheit, um auf dem glatten Felsen nicht auszurutschen und ins Meer zu fallen oder auf den Steinen des steilen Ufers nicht zu zerschellen. Jetzt nähert sich der Jäger dem



Aleuten auf der Seeotterjagd.

schlafenden Tiere und tötet es, bevor es erwacht. Bei der Rückkehr ins Boot erwartet den Aleuten eine nicht geringere Gefahr: — wie leicht ist es, mit der einen Hand das getötete Tier, mit der andern die Flinte haltend, auszugleiten, während er beim Abprall der Wogen ins Boot springt. Man kennt jedoch fast kein Beispiel, daß ein Aleute bei diesem Wagnis verunglückt sei. Man fängt die Seeottern auch mit Netzen, doch selten und nur im atschinskischen Kreise, denn der Aleute liebt einmal die mit der Jagd verbundene Gefahr.

„Nicht weniger interessant ist die Jagd auf Seebären (Otaria ursina L.). Sobald im April an den Ufern des Beringsmeeres sich Herden von Seebären zeigen, ziehen die Aleuten ihnen entgegen, voran gehen die

gewandtesten und kühnsten Jäger und hinter denselben der Leiter der Jagd. Sobald ein dem Blöken der Schafe ähnliches Geräusch erschallt, eilt der Aleute sofort vorwärts, um besonders die Jungen von dem Ufer abzuschneiden. Die Weibchen und die älteren Tiere können frei zum Meere zurückkehren, denn nur die Jungen werden getötet. Nach dieser Schlächterei schwimmen die ihrer Jungen beraubten Weibchen einige Tage lang am Gestade umher, und weithin ins nördliche Meer dringt ihre klägliche Stimme. Es werden jährlich an 3 500 000 Seebären getötet. Auf die Walfischjagd geht der Aleute allein aus. Hier bedarf er seiner ganzen Charakterstärke und Kaltblütigkeit. Lange kreuzt er auf dem Meere in seinem leichten Boote und sucht, sobald er einen Walfisch bemerkt, zu seinem Kopfe zu gelangen. Ist dies geschehen, so bohrt er ihm einen Speer unter die linke Floßfeder und rudert dann eiligst zurück, um sich vom Walfisch zu entfernen, denn mit einem einzigen Schwanzschlage kann dieser nicht allein eine kleine Baidara, sondern eine ganze Flottille solcher Fahrzeuge in den Grund bohren. Der Pfeil trägt ein Zeichen mit dem Namen des Besitzers — und wo auch der tote Wal strandet, überall gehört er dem Jäger, der ihn verwundet hat. Oft aber zerschellt der Wal, ehe noch der Aleute sich ihm genähert hat, durch eine einzige unvorhergesehene Wendung seines plumpen Riesenkörpers das Boot mit dem Jäger.

„Noch mehr Kaltblütigkeit und Kraft bedarf der Aleute auf der Walroßjagd. Wenn er sich auf diese begiebt, nimmt er von Verwandten und Bekannten Abschied, als ginge er zum Tode. Er sucht das Walroß zu fangen, wenn es ans Ufer steigt; dann werfen sich alle Jäger darauf, um ihm den Rückzug zum Meere abzuschneiden. Das getötete Walroß wird sofort seiner Hauzähne beraubt; es wird ihm die Haut abgezogen, das Fleisch aber bleibt auf dem Ufer liegen, auch wird aus ihm kein Thran gewonnen." (Paul Fuchs, Die Aleuten, Ausland 1874 Nr. 46. S. 913—916).

Wir haben noch die kurilischen Inseln vor uns, welche von Kamtschatka aus südwärts nach Japan hin laufen. Auch diese sind zum größten Teil von Fischervölkern bewohnt. Es ist sonderbar, daß diese Völker, welche unmittelbar mit den Russen in Kamtschatka und am Amur, im Süden aber ebenso nahe mit den Japanern in Verbindung stehen, durchaus keine Spuren von Kultur zeigen, durchaus roh sind und auch von der niedrigsten Art, ihren Erwerb zu machen, nicht abgehen. Es scheint, als haben sie nur die Roheiten der Kamtschadalen und Tungusen angenommen: sie gehen schmutzig wie diese, sie bemalen sich mit Fett und Ruß, schwärzen die Lippen und die Finger, schwärzen auch das Haar, wo es ihnen nicht schwarz genug scheint, und malen sich Haare selbst da, wo sie nicht sind, nämlich noch bevor sie als Bart erscheinen, werden sie schon durch schwarze Striche ersetzt,

und dies geht immer weiter, je älter die Männer werden, denn sie schonen mit äußerster Sorgfalt selbst diejenigen, welche bis auf die Wangen reichen, thun nicht nur nicht etwas dazu, sie zu vertilgen, sondern die jungen Leute selbst streichen sich schwarz an, um den alten Leuten möglichst ähnlich zu sein, so daß man von dem Gesicht nichts weiter sieht, als Nase, Auge und Stirn.

Im übrigen sind die Leute von prächtigem, herkulischem Wuchs, und sie sind so tapfer, daß sie gleich den Kamtschadalen nicht nur die Seehunde im Wasser angreifen, sondern das Nämliche mit ihren viel gefährlicheren Feinden, mit dem Narwal, dem Schwertfisch und dem Riesenhai, thun, welche ihre Küsten zahlreich umschwärmen. Auch die Weiber gehen mit auf diese gefährliche Jagd, und sie sind so geschickt wie ihre Männer im Gebrauch der Pfeile und des Wurfspießes.

Liegt hierin schon etwas sehr von aller Regel Abweichendes, so zeichnen die Kurilen sich doch auch noch auf andere Weise durch sehr sonderbare Sitten aus. Hierher gehört unter andern, daß Bruder und Schwester sich heiraten können, daß überhaupt Heiraten unter den nächsten Verwandten um so mehr begünstigt werden, je näher die Verwandtschaft. Man will soviel als thunlich die Familien unvermischt erhalten, und man verabscheut eheliche Verbindungen mit anderen Familien als der eigenen. Dennoch kommt der Ehebruch vor, und hier fordert der beleidigte Gatte den Beleidiger zum Zweikampf auf ihre Hauptwaffe, auf ihre schweren Keulen heraus, es sei denn, daß der Beleidiger es vorziehe, den Beleidigten durch irgend etwas demselben Genehmes zu entschädigen. Wird einer im Ehebruch ertappt, so rupft man ihm die Haare aus. Es geht die Sage in den geographischen Lehrbüchern, daß ein Mann, der von einer Frau — wie soll ich dieses nennen, verführt — zum Ehebruch aufgefordert wird, sich von derselben die Ohrringe geben läßt, um sie, falls seine Unthat entdeckt wird, dem Ehemann zu seiner Rechtfertigung zuzustellen, in welchem Falle er dann straffrei ausgeht. Wahrscheinlich aber ist dieses eine von den vielen Fabeln, in deren Erzählung sich in früheren Zeiten die Reisenden besonders gefielen, denn nur höchst selten geht die Aufforderung zu solchem Unrecht von dem Weibe aus, unter Millionen Fällen vorgekommener Verführung ist kaum einmal der Mann der Verführte.

Die Kurilen leben in der entschiedensten Vielweiberei und unterscheidet sich dieselbe nur dadurch von der der Türken, daß ihre Frauen nicht in *einem* Hause wohnen, sondern stets jede Frau ihr besonderes Haus hat. Hieraus allein sieht man, daß nur reiche Leute die Vielweiberei treiben können; aber allerdings ist Reichtum ein sehr relativer Begriff, und was ein Mann auf den Kurilen reich nennt, das ist wahrscheinlich mitten in Europa nur eine erbärmliche Entschuldigung für mangelnden Besitz.

Die Kurilen pflegen keine Ordnung in den Besuch ihrer Schönen zu bringen, sie gehen beliebig bald zu der einen, bald zu der anderen, verweilen da oder dort einige Tage, je nachdem es ihnen gefällt, und kehren dann zurück nach ihrem Belieben, ohne an irgend eine Regel gebunden zu sein.

Auch auf Reisen verheiraten sie sich. Da sie viel mit dem Festlande in Verbindung sind, so sollen sie in allen Niederlassungen der Japaner oder Chinesen, welche sie besuchen, eine Frau oder ein paar Frauen haben, um überall, wo sie sich, wenn auch nur kurze Zeit aufzuhalten genötigt sind, eine eingerichtete Häuslichkeit zu finden. Wir könnten sagen, dies spräche sehr vorteilhaft für ihre Liebe zur Häuslichkeit, welche sie nirgends, selbst nicht auf ihren Reisen vermissen wollen, allein es läßt sich auch etwas sehr Entgegengesetztes darüber sagen. Diese Leute haben, roh wie sie sind, kaum einen Begriff von Häuslichkeit, sie wollen sich also nicht an Familienliebe und an sonstigen Familienfreuden ergötzen, sondern wollen den tierischen Trieb befriedigen, so oft sie von demselben berührt werden, wollen dies überall mit Bequemlichkeit thun und schaffen sich deshalb so viele Weiber an, als es ihre Mittel erlauben.

Das Gewerbe, welches sie treiben, die Fischerei, hält sie nicht mehr auf der untersten Stufe, weil sie mit vielen anderen Völkern handeltreibend in Verbindung sind, teils von diesen sich Bedürfnisse aneignen, welche sie früher nicht hatten, und sie dann durch Tausch zu befriedigen suchen, teils indem sie mancherlei ihnen ursprünglich fremde Sitten aufnehmen, wodurch denn, wie begreiflich, die Eigentümlichkeit der ihrigen beträchtlich vermindert wird.

Die Erde ist nirgend so stiefmütterlich gegen ihre Kinder als im äußersten Norden, und das liegt einfach darin, daß es im äußersten Süden keine Erde giebt. Unter den Graden südlicher Breite, unter denen nordwärts vom Äquator die glücklichsten Länder liegen, existieren keine Länder mehr; das Klima ist ein Seeklima, also kein extremes, sondern ein solches, bei dem sich die Sommertemperatur der Wintertemperatur dergestalt nähert, daß die eine nur wenig erweckt, die andere nur wenig zerstört; daher haben die Bewohner des Feuerlandes zwar keine Pfirsiche und keine Reben, aber sie haben außer den Fischen an den Ufern ihrer Inseln auch noch Landtiere und Vögel, sie haben auch noch, wenn schon dürftige, aber doch genügende Pflanzennahrung, und sie sind demnach nicht durchaus Fischervölker gleich den Eskimos, welche ganz ausschließlich auf tierische Nahrung angewiesen sind.

Noch viel weniger ist dieses der Fall mit glücklicher gelegenen Erdstrichen. In den wärmeren Zonen findet man den Fischfang nur als Nebenbeschäftigung betrieben, Pflanzenkost liefert den größeren Teil des Bedarfs.

Wenn wir von Fischervölkern reden, können wir folglich nur diejenigen im Sinne haben, welche im hohen Norden wohnen, und es scheint, als sollten dieselben nicht eine ferne Zukunft vor sich haben, was zum Teil schon darin liegt, daß sie sich nur wenig ausbreiten können, daß sie nur über einen geringen Raum verbreitet sind. Der Landbewohner hat einen Raum vor sich, der von Meeresküste zu Meeresküste geht, er kann sich daher ausbreiten mit seiner Familie, teils so weit es ihm selbst beliebt, so weit seine Wanderung ihn führt, teils wenigstens so weit, als seine mehr oder minder feindlichen Nachbarn ihm gestatten. Nicht so der Strandbewohner, der Fischer, dem daran liegt, so nahe als möglich an seinem Erntefeld seinen Wohnsitz zu haben. Da die Zeit seiner Ernte ihm sehr kurz zugemessen ist, darf er nicht viele Stunden mit Zurücklegung seines Weges zum Strande zubringen. Er wohnt, wenn möglich, nur wenige Schritte davon entfernt, gewiß nicht weiter, als die gewöhnlichen und die Sturmfluten reichen, sein Territorium hat mithin eine äußerst geringfügige Breite.

Die natürliche, die unmittelbare Folge davon ist eine höchst dürftige, spärliche Bevölkerung. Man zählt die Fischervölker nicht nach Millionen, sondern kaum nach Tausenden. Ein jeder braucht eine gewisse Strecke am Strande, man wird für eine Familie wohl eine halbe Meile rechnen müssen. Beträgt die Strandlänge, welche bewohnbar ist auf der Ost- und Westküste von Nordamerika und von Grönland, auch wirklich 2000 deutsche Meilen, was jedenfalls eine zu hohe Annahme ist, so würden 4000 Familien die gesamte Bevölkerung dieses Küstenstriches ausmachen, d. h. nach den gewöhnlichen Annahmen 20 000 Menschen, was schwerlich eine zu geringe Annahme sein dürfte, wenn schon mit Bestimmtheit keine wirklichen Zahlenwerte anzugeben sind. Aber wäre die Zahl auch doppelt so groß, so ist bei einer so ungeheuren Verteilung von einem Wachstum der Bevölkerung wohl kaum zu reden, wozu nun auch noch das rauhe Klima, die lange Polarnacht, wozu die ungesunden Wohnungen, die höchst einseitige Ernährungsweise lediglich durch das Fleisch von Seetieren, wozu endlich die von Gefahren stets bedrohte Lebensweise das Ihrige thut. Die Familien sind nicht einmal so zahlreich wie bei uns; die Leute werden nicht so alt, und so darf es wohl niemanden wundern, wenn man ihm, dem eigentlichen Repräsentanten der Fischervölker, keine lange Dauer prophezeit. Ein böser Umstand liegt auch noch darin, daß die Fische, Robben, Seehunde u. s. w. mitunter ohne eine klar werdende Ursache die Küsten verlassen. In diesem Falle sind die unglücklichen Strandbewohner gewöhnlich dem traurigsten Schicksal preisgegeben, dem Verhungern, denn selbst in den südlichsten Klimaten, wo es überhaupt Fischervölker giebt, Grönland, Labrador, oder auf der anderen Seite von Amerika, dem vormals russischen Anteil dieses

mächtigen Landes, ist die Vegetation nicht von solcher Art, daß sie die ausbleibende gewohnte Nahrung ersetzen könnte.

Wollen die Eskimos sich nach dem Innern des Landes wenden, so treten ihnen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen; sie können nicht aus Fischern alsbald Jäger werden, denn ihre Waffen sind so ganz verschiedener Art von denen der Jäger, sind so wenig zur Erlegung von Landtieren geeignet, daß daran allein jeder Versuch scheitern würde; aber nicht nur dieses hindert sie, sondern auch die Begegnung mit feindlich gesinnten Stämmen. Diejenigen Amerikaner, welche der roten Rasse angehören, verabscheuen die Eskimos wie böse Dämonen, verfolgen sie, töten sie, wo sie dieselben irgend finden, und verhindern so ihre Ausbreitung nach dem Innern des Landes. Nur in der Nähe jener vielen Kanäle, welche zwischen der Baffins-Bai und der Berings-Straße den großen nördlichen Kontinent in ein mächtiges Inselheer zerteilen, giebt es Eskimos, welche nicht ausschließlich vom Fischfange, sondern auch von der Jagd leben. Aber bei ihnen ist es kein Übergang von der einen zur anderen Lebensweise zu nennen, sondern es ist dieses nunmehr ihre Lebensweise, sie gehören den Jägervölkern an. Wie sehr die eigentlichen Fischer im Abnehmen begriffen sind, sieht man an den vielen verlassenen Dörfern der Eskimos, sowohl auf den Europa als Asien zugewendeten Küsten von Amerika.

In den civilisiertesten Ländern von Europa giebt es Leute, welche ausschließlich vom Fischfange leben, aber keineswegs ausschließlich von Fischen; an den Küsten von Schweden, Preußen, Holland, Frankreich, England finden sich zahlreiche Dörfer, deren einziges Gewerbe der Fischfang ist, doch würde man sehr unrecht thun, sie zu den Fischervölkern zu zählen; es sind nur einzelne Abteilungen großer Völker, welche sich mit dem Fischfang beschäftigen, allerdings viel vom Ertrage desselben selbst genießen, doch den bei weitem größeren Teil nach den benachbarten Städten verkaufen und für den Erlös sich andere Nahrungsmittel verschaffen als diejenigen, welche das Gewerbe ihnen unmittelbar liefert. Man findet in ihren Hütten sowohl das Fleisch der Landtiere, als Feld- und Gartenfrüchte, auch haben sie gewisse Industriezweige sich angeeignet, die ihnen bei ungünstiger Fischerei aus der Not helfen können. Sie pflegen alle Arten von Netzen zum Verkauf zu verfertigen; ihr meist unfruchtbarer Strand liefert doch wenigstens Weiden und Birken, aus denen sie Körbe flechten, Besen binden, aus deren Rinden sie Dosen und Büchsen machen, deren dünne und schlanke Zweige sie zu Tonnenreifen spalten, was alles ihnen in den Städten bezahlt wird. In einer so glücklichen Lage befinden sich die Eskimos, die Kamtschadalen, die Samojeden nicht, denn hinter ihnen liegen keine Städte, in denen sie Absatz fänden für ihre Waren, und ihre eigenen Landsleute haben weder Neigung

noch Geld, um etwas zu kaufen, und würden es um so weniger thun, als sie sich alles das Dargebotene mit eigenen Händen machen können.

Was die Fischer unter den civilisierten Völkern noch besonders von den eigentlichen Fischervölkern unterscheidet, ist der Umstand, daß, wenn nicht sie persönlich, doch wenigstens ihre Frauen und Kinder immer einigen Gartenbau, mitunter auch wohl Landbau betreiben, wenn schon in sehr kleinem Maßstabe, sie haben auch wohl ein paar Ziegen, einige Hühner, noch mehr Schwimmvögel, Enten und Gänse; dies alles kommt bei den eigentlichen Fischervölkern durchaus nicht vor, ihr Boden ist nicht dafür geeignet, er ist das ganze Jahr hindurch roh, er bietet nicht einmal Nahrung für ein paar Ziegen. Der Fischer in den civilisierten Ländern lebt daher in einem wunderbar großartigen Luxus im Vergleich mit dem Eskimo auf Grönland. Aber allen Fischern ist doch immer etwas ganz Charakteristisches eigen, woran man sie erkennen kann; es liegt dies keineswegs, wie man wohl hin und wieder annimmt, in der Nahrung, sondern vielmehr in der rauhen Lebensweise: sie sind roh und hart und rauh wie ihr Gewerbe, und man kann sie sofort von anders Lebenden unterscheiden. Unzweifelhaft ist der Schottländer ein anderer als der Engländer, der Norweger ein anderer als der Schwede; aber auch das ganze englische Volk unterscheidet sich höchst auffällig von den nächsten Nachbarn, von den Franzosen, obschon ein guter Teil der englischen Nation rein französischen Ursprungs ist, und solche Verschiedenheiten wiederholen sich auch in andern Weltteilen. Die geschniegelten, sich immerfort bückenden, höflichen Chinesen sind doch als Fischer an den Meeresküsten ebenso grob, ebenso unbeholfen wie die Fischer anderer Nationen.

Jägervölker.

Die nächst höhere Kulturstufe ist die der Jägervölker, und der Unterschied ist ein so bedeutender, wie man ihn früher kaum geahnt hat. Eines der größten, nur von der Jagd lebenden Völker bewohnte in vielen Unterabteilungen den ganzen Kontinent von Nordamerika. Obschon dasselbe nur von der Jagd lebte und weit umherschweifte, hat es doch, erst in neuerer Zeit entdeckte, Denkmale seiner Kultur hinterlassen von solcher Ausdehnung, daß man billig darüber erstaunen muß, und daß ihr Vorhandensein große Werke hervorgerufen hat. Sie stehen mithin viel höher als die Fischer- und Sammelvölker, denen wohl niemals eingefallen ist, Cirkumvallationen von Erde oder Stein aufzuführen, Festungen anzulegen, Straßen zu bauen, und

was wir von diesem einen Volk erfahren, lehrt uns die Zeit vielleicht auch noch von anderen Völkern kennen, denn die Heimat der Jägervölker ist keine so beschränkte, keine so eng begrenzte als die der Fischer. Das Innere der ungeheuren Kontinente, wohin bis jetzt nur wenig vereinzelte Reisende gedrungen sind, ist das weite Feld, auf dem sie wohnen, und sie gehören sowohl der amerikanischen als der mongolischen, der malayischen wie der Negerrasse an. Nur die Europäer können in keiner Weise dazu zählen, wiewohl die alten Germanen vor 2000 Jahren wohl auch dazu gehört haben mögen, und in Neu-Holland verbot sich das von selbst, denn der große fünfte Kontinent ist, was seine Pflanzenwelt betrifft, zu dürftig ausgestattet, um große und viele Tiere zu nähren. Die Eingeborenen dort erlegten wohl gelegentlich ein Känguruh oder einen neuholländischen Hund, konnten aber unmöglich hiervon als von ihrer Jagdbeute leben, also ebenso wenig zu den Jägervölkern gezählt werden. Die übrigen, selbst die größeren Inseln des stillen Oceans würden wegen ihrer Fruchtbarkeit wohl Tiere haben nähren können, welche geeignet gewesen wären, ein Jägervolk hervorzurufen, allein solche Tiere waren ursprünglich nicht dort, sie sind erst durch die Europäer hier eingeführt worden und dies in einer Zeit, in welcher die Richtung des Volkes sich bereits völlig festgesetzt hatte, in welcher dasselbe schon Acker- und Gartenbau trieb und reichen Fischfang zur Aushülfe.

Anders steht es mit Asien, Afrika und der nördlichen Hälfte von Amerika. Der Jäger bedarf zu seinem Unterhalt größerer Tiere; diese waren und sind noch in reichem Maße vorhanden in den gedachten drei Weltteilen, es sind vorzugsweise die verschiedenen Wiederkäuer, auf welche die Jägervölker angewiesen sind: die Hirsche in ihren vielen Unterabteilungen von dem schweren Elen- und Rentier bis zu dem zierlichen Reh, die großen Antilopen in einer kaum zu zählenden Menge von Species bis zu der Gazelle, die Kamele, die Rinder, dies alles sind Tiere, deren Erlegung dem Jäger lohnend erscheint. In Nordamerika kommen zu mehreren der genannten auch noch zwei besondere, in der alten Welt nicht heimische Rinderspecies, und vor allen anderen ist der langgemähnte Büffel das Jagdtier der Rothäute. Südamerika ist in dieser Hinsicht nicht so gut bedacht; die Rinder europäischer Zucht und Rasse sind dem Lande nicht eigentümlich, und sie haben sich auch nur über die großen Grasfluren ausgebreitet, zwar zu vielen Millionen, aber doch nicht in Gegenden, welche eigentlich bewohnbar wären. Und das ungeheure Wald- und Gebirgsland, was den übrigen Teil von Südamerika bedeckt, zählt diese großen Tiere keineswegs zu seinen Bewohnern, vielmehr sind es hauptsächlich die gewandten, sich der Verfolgung leicht entziehenden Affen und die katzenartigen Raubtiere, welche nun aber wieder keine jagdbaren Tiere sind, indem ihr

Fleisch keineswegs und nur etwa ihr Fell brauchbar ist; Jägervölker wollen aber weniger sich mit Tigerdecken schmücken als vielmehr von der Beute ihrer Jagd leben.

Die Folge von dieser Verteilung der Tiere ist, daß Südamerika außer den Pampasbewohnern eigentlich gar keine Jägervölker zählt. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Waldbewohner gelegentlich auch ein Tier erlegen und sein Fleisch verzehren, aber eigentumslos wie sie sind, leben sie doch vielmehr von dem Einsammeln der Früchte und Wurzeln, welche ihnen der Boden freiwillig bietet, und von dem kleinen Getier, das sie zufällig fangen, als von der Jagd, diese wird ganz besonders von den Nordamerikanern gepflegt. Demnächst aber sind mit den Tieren, die Jägervölkern verlockend sein könnten, die Europäer eingewandert, welche von allen Seiten her das Land betraten, es überschwemmten und die Eingeborenen verhinderten, an der ihnen zugeführten Beute teilzunehmen.

Die Jägerstämme Amerikas, die Indianer, gehören zur mongolischen Rasse. Obwohl sie eine große Zahl Horden bilden, die sich über den ganzen Weltteil zerstreuen, zeigen sie doch untereinander eine größere oder geringere Verwandtschaft. Die neueren Forschungen haben eine solche auch hinsichtlich ihrer Sprachen dargethan. Am weitesten nach Norden vorgeschoben und Nachbarn der Beringsvölker der Nordwestküste sind die Athabasken und Kenai. Ihre Verbreitung reicht bis zu den Felsengebirgen. Einer ihrer bekanntesten Stämme sind die Chippeway-Indianer. Es sind vortreffliche Jäger, die Jagd ihr einziger Ernährungszweig. „So lange sie Fleisch haben, ist ihr Leben nichts als ein unendlich langes Mahl. Nach einer Erzählung Butlers erlegt ein Chippeway in vier Monaten 10 Waldbüffel und 25 Musetiere im Gewichte von 17 000 Pfund. Im Quellgebiet des Missouri und in den nördlichen Staaten der Union hausen die Algonkinen und zwischen diesen inselartig verstreut die Irokesen. Auf den Grasländern zwischen dem Felsengebirge und dem Mississippi, südlich bis zum Arkansas wohnen die Dacota oder die sieben Ratfeuer, besser bekannt als Sioux.

Eigentumslos bis auf eine Hütte aus Fellen erlegter Tiere, haben die Indianer nirgends eine feste Wohnstätte, ziehen sie immer der Beute nach. Die Gebirge sind zumteil mit den herrlichsten Waldungen bedeckt. Ähnliches findet statt mit den weit ausgedehnten Hügelländern, welche um die großen Seen von Kanada liegen. Der mittlere Teil von Nordamerika hat jene ausgedehnten hügeligen Grasfluren, welche man mit dem französischen Namen der Wiesen, mit dem Worte Prärien bezeichnet, welche zahllosen Büffelherden, vielen Hirschen und Antilopen Nahrung und in den kleinen Wäldchen, welche diese Wiesen unterbrechen, auch Schutz gewähren. Demnächst ent-

halten die sämtlichen Gebirge viele Bären, gewaltige Tiere zwar, aber doch dem schlauen Jäger, dem gewandten Eingeborenen nicht gefährlich. Im Süden von Nordamerika ist auch ein dort einheimisches Schwein in großer Menge zu finden. Alles das bietet genügende Veranlassung, sich der Jagd im großartigsten Maßstabe zu ergeben und gänzlich von ihr zu leben. Das ist denn nun auch in so vollständiger Weise der Fall, daß die Nordamerikaner, als sie den Europäern bekannt wurden, gar keine anderen Bedürfnisse hatten als diejenigen, welche sie durch die Jagd befriedigen konnten. Der Stier gab sein Fell her, um die Häuser daraus zu bauen, und seine Haare, um die Matratzen zu füllen, auf denen man schlief. Er gab seine Knochen her zu vielen ihrer wichtigsten Gebrauchsgegenstände, seine Därme und seine Sehnen, um daraus Fäden zu schneiden, mit welchen genäht, oder aus welchen Bogensehnen gemacht wurden; sein Hirn diente zum Gerben seines Felles, seine Hirnschale diente zum Trinkgefäß, die schönen emaillirten Kronen der Zähne wurden durchbohrt und zum Halsschmuck aneinander gereiht. Der Hirsch, das Reh bot das behaarte Fell zum Winterkleide, das enthaarte zum Sommerkleide dar, und aus den stärksten Teilen des Felles wurden die Sandalen gemacht, welche man sich nicht so vorzustellen hat, wie alte römische und griechische Kunstwerke uns dieselben zeigen, sondern so wie sie noch jetzt von den Hirten in den Karpathen oder in den Pyrenäen getragen werden, nämlich als ein Stück Fell, in welches der Fuß gewickelt wird, und welches man mit schmalen Riemen daran befestigt. Ihre Hörner dienten dazu, den weittragenden Bogen daraus zu formen, ihre äußerst harten Knochen, um die Lanzen zu bilden, und so wurde jeder einzelne Teil zweckmäßig benutzt. Der Mann ist derjenige, der die Tiere zur Nahrung herbeischafft, die Frau ist es, welche die Jagdbeute verarbeitet, das Haus baut, Kleider anfertigt, die Sandalen oder Mokassins in zierliche Form bringt, die Speisen bereitet und das Haus auch wieder abbricht, wenn der Wohnsitz geändert werden soll.

Die Jägerstämme der Indianer Südamerikas sitzen in Brasilien, den Guyanagebieten und in Venezuela; sie stehen hinsichtlich ihrer Kultur gegen diejenigen Nordamerikas zurück. Wie groß die Zahl dieser Stämme ist, geht daraus hervor, daß v. Martius allein am Rio Negro 106 zählte. Diese Jägerstämme haben nur zwei Waffen, den Lederriemen mit der Schlinge, den die Spanier Lasso nennen, und die Blei- oder Steinkugeln (Bolos), gleichfalls an Riemen hängend, welche auf das gejagte Tier geschleudert werden.

Den Lasso betreffend, so hat dieser etwa 40 Fuß lange, aus einer Stierhaut geschnittene Riemen, an einem Ende einen sehr stark eisernen Ring, durch den das andere Ende gezogen wird, wodurch sich eben die

Schlinge bildet. Den ganzen Riemen in der rechten Hand haltend und mit der linken sein Pferd leitend, eilt der Jäger dem Strauß, dem Hirsch, dem wilden Stier oder dem Pferde nach, bis er demselben auf Wurfweite nahe gekommen ist. Mit einer unglaublichen Sicherheit und gewiß, nie zu fehlen, wirft er dem gejagten Tiere die Schlinge über den Hals. Sein Jagdgenosse, das kluge Pferd, wartet nicht auf den Zügel, es wirft sich selbst augenblicklich herum und macht ein paar Sprünge in entgegengesetzter Richtung, bis der Lasso, welcher am Sattel in sorgfältigster Weise befestigt ist, es am Weitergehen hindert; hierdurch zieht sich die Schlinge um den Hals des Tieres immer fester, bis dasselbe erwürgt ist. Der Jäger steigt von seinem

Der amerikanische Strauß mit den Bolos gejagt.

Pferde herab, fesselt das Gefangene, wenn es z. B. ein Pferd ist, oder tötet es durch einen wohlgezielten Stich in das Herz oder das Genick, wenn es ein Tier nur zum Verzehren bestimmt sein sollte.

In einer ähnlichen Weise verfährt der Jäger auch bei Anwendung der Kugeln. Es sind deren immer drei, die an klafterlangen Riemen hängen. Eine Kugel nimmt der Jäger immer in die rechte Hand, die beiden andern schwenkt er um das Haupt, indem er dem Riemen eine kreisförmige Bewegung giebt. Auf unserem Bilde sehen wir einen Reiter den Strauß verfolgen; er ist im Begriff, die Kugeln loszulassen, alle drei verfolgen das Ziel, das er ihnen gegeben hat, aber da sie von ungleichem Gewichte sind, breiten sie sich aus, und so wie sie mit der Verbindungsstelle der drei Riemen oder Leinen ein Bein des Tieres treffen, so schlingen die in ihrem Fluge

plötzlich aufgehaltenen Kugeln sich um die Gliedmaßen des getroffenen Tieres, und dasselbe wird alsbald gefesselt, wehrlos zu Boden geworfen, sei es wie hier ein Strauß, oder sei es ein Stier, ein Pferd, gleichviel. Die Lähmung ist so stark, die Zusammenschnürung so entschieden, daß der Jäger immer Zeit genug hat, sein Pferd zu verlassen und zu der Beute zu gelangen, um sich ihrer zu versichern, sei es durch Fesselung derselben, sei es durch Tötung. Die Kugeln haben eine so große Gewalt, daß, wenn sie einen Stier in der Mitte des Leibes treffen, sie ihn dadurch töten, daß sie ihm mehrere Rippen zerbrechen und tief eindrücken. Bei einem Pferde oder Hirsche geschieht nicht nur dieses, sondern das Fell wird zerrissen, eine Kugel oder ein Paar derselben dringen in das Innere, und das getroffene Tier stirbt augenblicklich.

Um die Beute heimzuholen, wird gleichfalls der Lasso gebraucht, und kann ein Pferd sie nicht bezwingen, so spannt man zwei davor, und im wilden Galopp wird die Leiche des erlegten Tieres über Gras- und Thonboden der Pampas geschleift bis zum derzeitigen Aufenthalt der Horde, welcher der Jäger angehört.

Diese Pampasbewohner sind immer auch Räuber und Mörder, Beute ist es, was sie wollen, und je kostbarer, je besser; sie werden also auch den Menschen nicht verschmähen, er gerade ist ja eine kostbare Beute, entweder löst er sich dadurch aus, daß er an seine Verwandten oder Freunde schreibt und sie veranlaßt, dem Überbringer der Nachricht die Auslösungssumme zu geben, oder — und dies ist der gewöhnlichere Fall — er wird, wenn er mit dem Leben davon kommt, der Sklave desjenigen, der ihn gefangen hat. Falls er mit dem Leben davon kommt! dies dürfen wir nicht vergessen, und gleichzeitig müssen wir bemerken, daß dies im äußersten Grade fraglich ist, denn sobald der Unglückliche durch den Lasso vom Pferde gerissen ist, jagt der Räuber mit ihm davon, ihn über den unebenen Boden schleifend. Hat er Geistesgegenwart genug und Kraft, so daß es ihm gelingt, mit den Händen den Lasso zu ergreifen und sich daran so lange festzuhalten, bis die Niederlassung erreicht ist, dergestalt, daß nur seine Füße mit dem Boden in Berührung kommen, so ist es wahrscheinlich, daß er am Leben bleibt. Kann er dies nicht bewerkstelligen, so wird er mit dem Kopf auf jeden Stein und auf jede Unebenheit des Bodens geschleudert, und er ist zerschmettert, zerrissen, lange bevor er den Hinterhalt der Räuber erreicht hat.

Die wilden Horden, welche *Südamerika* namentlich auf und an den *Gebirgen* bewohnen, führen ganz dasselbe wilde Räuberleben. Die gewöhnliche Beschäftigung, vermöge deren sie sich ihren täglichen Unterhalt verschaffen, ist im allgemeinen auch die Jagd, denn vom Acker- und Gartenbau haben sie durchaus keinen Begriff, das äußerste, bis wohin sich ihre In-

dustrie erhebt, ist das Sammeln von Früchten, wie sie ihre Wälder zufällig liefern. Die Bewohner von Chile und vom südlichen Peru sind Reitervölker, soweit sie nämlich an die Pampas grenzen, aus denen sie sich mit Pferden versehen. Auf den raschen Tieren steigen sie nun von ihren Bergen in die Ebenen hinab, und hier rauben, plündern und morden sie, wenn sie nur irgend etwas vorfinden. Sie überfallen kleine Städte und Dörfer, treiben daraus das Vieh weg, ermorden die Männer und rauben die Weiber, das alles jedoch nur gelegentlich, denn vor allen Dingen wollen sie Wild, wollen sie Nahrungsmittel, und darum eilen sie in das niedrig gelegene Land, wo sie reiche Herden finden, die sie nach Hause treiben, oder wo sie vereinzeltes Wild töten und auf ihre Pferde laden, um es der darbenden Familie zu bringen. Dies ist eine schlimme Seite der Jägervölker, daß sie gewöhnlich auch Räuber sind, es liegt jedoch gar zu sehr in dem Handwerk; die Verwandtschaft zwischen Räuber und Jäger ist zu nahe, als daß sie verkannt werden könnte. Selbst in unsern civilisierten Ländern bemerken wir, daß Jäger in der Regel roher sind als andere Menschen. Um diesen harten Ausspruch zu bewahrheiten, dürfen wir nur an die Entsetzlichkeiten des alten Jagdrechts und an die Abscheulichkeiten und Verbrechen der jetzigen Wilddieberei erinnern. Am wenigsten widerwärtig trat dies hervor in der nördlichen Hälfte des Weltteiles, von welchem wir soeben gesprochen. Die Jäger unter den eingeborenen Amerikanern, welche die Räume zwischen dem atlantischen Ocean und dem stillen Meere nördlich und südlich von den kanadischen Seen bewohnten, hatten Ehr- und Rechtsgefühl.

Neben großem Mut und ruhiger, besonnener Tapferkeit zeigten sie Achtung gegen ihre Feinde, und ihre Grausamkeit war nur ein Beweis dieser Achtung. Wenn sie den besiegten Gefangenen an dem Marterpfahl auf das sinnreichste quälten, so geschah dies, um ihm Gelegenheit zu geben, seinen Mut und seine Standhaftigkeit zu zeigen. Ein Zeichen von Furcht, eine vergossene Thräne, eine halb ausgesprochene Bitte, ihn nicht zu martern, ist genug, um die ganze Prozedur aufzuheben, ein Keulenschlag macht dem Leben des Jammernden ein Ende.

Aber allerdings hat man dies nur selten gesehen. Der tapferste, der berühmteste der Feinde wird gewählt, um gemartert zu werden, und er geht mit leuchtendem Beispiel seinesgleichen voran. Ist dieser Pflicht ein Genüge geschehen, so werden die übrigen Gefangenen nicht gleichfalls gemartert, nicht getötet — dieses würde Grausamkeit, würde Blutdurst bekunden — sondern sie werden den im Kampfe verwitweten Frauen als Ersatz für den erlittenen Verlust zu Männern gegeben und stehen dann mit ihren Besiegern auf völlig gleicher Stufe, oder sie werden zu Sklaven gemacht, zu Dienern ihrer Besieger und haben dann allerdings ein schlimmeres Los,

doch immerhin kein solches wie dasjenige, welches den schwarzen Sklaven bevorsteht, wenn sie in die Hände eines bösen Herrn fallen.

Dem Fremden, der unter diese Leute trat, mit Vertrauen ihnen entgegenkommend, wurde mit Vertrauen gelohnt, und nie ist dasselbe gemißbraucht worden, denn wie sehr die Angloamerikaner jene tapferen, braven Leute auch beschimpft haben, um ihre gegen dieselben geübten Bestialitäten zu beschönigen — sie waren niemals Diebe, niemals Räuber. Alles, was geschah, von Böswilligkeit auf diese Weise ausgelegt, geschah im offenen, ehrlichen Kriege, und wenn sie diesen Krieg auf ihre eigene Art geführt haben, so ist damit nichts geschehen, was nicht jede andere Nation, und zwar von jeher gleichfalls gethan hätte. Wer diese Jägervölker kennen lernen will, muß die Geschichte derselben von da, wo die Holländer Amerika kolonisierten, oder auch noch von da, wo William Penn Besitz von dem Landstrich nahm, auf welchem Philadelphia gegründet wurde, studieren, und er wird wahrnehmen, daß er sich vielleicht ganz vergeblich bemühen dürfte, ehrlichere, geradere, offnere Menschen zu finden, als diejenigen sind, welche der Hochmut der weißen Rasse in Amerika mit jedem Schimpf und jeder Schmach belegt, welche ein verleumderisches Gemüt nur ersinnen kann.

Wollen wir nun zugeben, daß in gegenwärtiger Zeit alles wahr sei, was Böswilligkeit von den Eingeborenen sagt, so darf man doch nicht vergessen, daß sie auf die infamste Weise von den Weißen betrogen, hintergangen, um ihre Besitztümer, um ihre Ländereien beschwatzt, aus den Jagdgründen ihrer Väter mit List oder Gewalt vertrieben sind, und daß sie eine lange Zeit für nichts weiter als für zweibeiniges Wild galten, daß eine Rothaut ermorden eine Art Ruhm war, und daß man die Unglücklichen mit Pferden und Hunden hetzte.

Wenn sich nun ein tödlicher Haß in ihnen ausbildete, welcher in Abscheu vor der weißen Rasse überhaupt ausartete und einen wütenden Vertilgungskrieg entzündete, so ist das durchaus nicht zu verwundern; man könnte im Gegenteil sich wundern, daß nicht mehr Greuel geschehen, und wenn man auf die Wagschale legt, was die beiden Rassen gegeneinander thun, die Blaßgesichter und die Rothäute, so haben die letzteren noch viel heraus zu bekommen, denn auf einen ermordeten Weißen zählt man wenigstens zwanzig meuchlings getötete Rothäute, was denn auch der Grund ist, daß ihre Zahl in so erschreckender Weise abnimmt, was denn wieder der Grund ist, daß die Engländer behaupten, nur ihnen gebühre der Besitz und die Herrschaft über die ganze Erde, und alle anderen außer der weißen Rasse wären bestimmt, vertilgt zu werden, sie gingen von selbst unter, sie hätten keine Lebensfähigkeit, und was dergleichen Albernheiten mehr sind, mit denen sie

beweisen wollen, daß sie nur ein Gesetz der Natur erfüllen, wenn sie zu der Vertilgung der anderen Rassen helfen.

Wie bequem mit jenen früheren Rothäuten zu verkehren war, beweist uns die Geschichte der Kolonisation, aber daß noch jetzt sie ehrlich sind gegen den Ehrlichen und treu gegen den Treuen, das zeigt uns der nie gefährdete Aufenthalt der weißen Jäger und Fallensteller unter ihnen, wenigstens derjenigen, die französischer oder deutscher Abkunft sind: sie werden in den Kreisen der ihnen verbündeten Rothäute geliebt und geehrt, sie werden als Freunde aufgenommen, unterstützt, werden durch Heiraten in die Verwandtschaften gezogen, und es ist unter ihnen so gut wohnen, daß die Fallensteller, daß die Pelzjäger, wenn sie auch kurze Zeit in den Städten zubringen, um ihre Jagdbeute zu verkaufen, ihren Schießbedarf zu erneuern und ihr gewonnenes Geld so schnell als möglich zu verthun, doch stets von neuem zurückkehren zu ihren langjährigen Freunden, den Rothäuten, und unter ihnen den größten Teil ihres Lebens zubringen.

Es ist uns durch die Geschichte nicht bekannt, daß irgend ein Volk der alten Welt ein so vollkommenes Jägerleben geführt hätte, als dieses bei den nordamerikanischen Völkern der Fall ist. Man darf dieselben nicht so auffassen, wie sie jetzt sind, wo, durch die Europäer verdrängt, ihre ganze Lebensweise eine andere geworden ist, wo ihre Lebensbedürfnisse noch viel anderer Art sind und sie dieselben aus dem Gewinn ihrer Jagdbeute befriedigen, man muß sie sich vorstellen, so wie sie waren, bevor die Europäer ihren verderblichen Einfluß auf sie ausübten, und von diesem Gesichtspunkte ausgehend, finden wir weder in Europa noch in Asien und Afrika eigentliche Jägervölker, solche, die nur vom Ertrage der Jagd lebten und keine anderen Bedürfnisse hatten als solche, die sie durch die Jagd befriedigen konnten. Selbst die Tataren, die Kalmücken, selbst in alten Zeiten die Skythen und später die Hunnen waren nicht Jägervölker. Die Jagd war ihnen ein Vergnügen, eine Erholung. Die gefährliche Jagd stählte ihre Kräfte, hob ihren Mut; sie zu üben, mit Glück zu üben, brachte Ruhm, und wir wollen auch gar nicht behaupten, daß die erbeuteten Tiere nicht benutzt worden wären. Allein dies Benutzen war ein ganz anderes als das bei den Jägervölkern; es befriedigte nicht ein unabweisbares Lebensbedürfnis, denn diese Völkerschaften hatten alle mehr oder minder Ackerbau, hatten alle wirkliche Viehzucht, und diejenigen, welche verheerend über Europa hereinbrachen, die Hunnen und die Tataren, von denen man seit ihrem Betreten des europäischen Bodens allerdings nicht sagen kann, daß sie aus Viehzucht und Ackerbau ein Gewerbe gemacht hätten, lebten doch nicht als Jägervölker, sondern als eigentliche Räuber; sie nahmen das, was ihnen nicht gehörte, mit Gewalt, sie nahmen es, ohne zu fragen, und sie belohnten wohl den früheren Besitzer

durch Ermordung, wenn er sich nicht rechtzeitig ihnen entzog oder nicht vollkommen gutwillig hergab, was sie verlangten.

Das mittlere und das südliche Afrika ist so recht im vollsten Maße der Sitz der Jägervölker. Dort vereinigen sich die Leute noch in großen Scharen zu dem gemeinsamen Zwecke, eine bedeutende Menge von Tieren zu erlegen, um dadurch für lange Zeit der Sorge um Nahrung überhoben zu sein. In jenen Gegenden sieht man unzählige Scharen von Wild aller Art, denn dasselbe findet in den gewöhnlich als Wüsten gedachten Fluren die reichlichste Fülle von Nahrung, infolge dessen und bei der sehr geringen Anzahl von Menschen, die dort zu Hause sind, ist auch die Masse der Raubtiere so ungeheuer groß. In den afrikanischen Wüsten findet man keine Tiere, denn dieselben können nicht Staub trinken und Felsenbrocken essen, wie die Kabylen sehr richtig sagen, aber wo es funfzig verschiedene Species von Antilopen, von Hirschen und Rehen, wo es Rinder vieler Arten, wo es wilde Pferde und Esel, wo es Giraffen, Elefanten, Nashörner und Nilpferde giebt, und zwar alles in ungeheuren Scharen, da haben Löwen eine reiche Auswahl, und da haben Hyänen und Schakale gleichfalls genug, wenn es auch nur die Überbleibsel sind von dem Mahle des gewaltigen Herrn der Wälder.

Dort, wo lange anhaltender Regen die bewohnbaren Thäler mit Wasser füllt, und wo noch viel länger anhaltende Trockenheit die Pflanzungen der Menschen bedroht und zerstört, dort sind sie selbstverständlich auf tierische Nahrung angewiesen, und diese suchen sie sich auch durch Vereinigung zu großen Gesellschaften, welche keinen anderen Zweck als den der Jagd im großartigsten Maßstabe haben, zu verschaffen.

Es wird ein Hopo gebaut, ein keilförmig zulaufender, von Pallisaden eingeschlossener Raum, dessen breiteste Seite ganz offen nach der wildreichen Gegend hin gerichtet ist. Dieser Hopo ist sehr ausgedehnt und kostet monatelange Arbeit von dem ganzen vereinigten Stamme. An dem spitzen Ende desselben, dort, wo die Pallisadenreihen sich einander bis auf zehn oder zwölf Schritte nähern, ist eine weite und sehr tiefe Grube ausgeworfen; sie ist bestimmt, die Jagdbeute aufzunehmen, ihre Wände werden möglichst gerade abgetieft, und wenn nicht Lehmboden ihnen eine natürliche Festigkeit giebt, so werden sie durch aufrecht stehende Bäume geschützt, so daß ein hineingefallenes Tier, selbst wenn es nicht verwundet sein sollte, vergeblich versuchen würde herauszukommen.

Ist dieses Werk mit der nötigen Sorgfalt vollbracht, hat man den ganzen Bau aus jungen Bäumen wohl geordnet und befestigt, so begiebt sich nunmehr alles, was die Waffen führen kann, nach der wildreichen Gegend hin, doch mit der Vorsicht, dieselbe gleich von Hause aus von zwei

Seiten zu umgehen. Die ganze Dorfschaft, der ganze Stamm teilt sich in zwei Hälften, und von da, wo sich die äußersten Flügel des Hopo nach den Weideplätzen des Wildes öffnen, zieht die Schar schweigsam in der Richtung der Flügel weiter, um einen möglichst großen Raum einzuschließen. Wie bei unseren Treibjagden, so stellt man auch dort von der Jagdgenossenschaft Posten aus in solcher Entfernung voneinander, daß ein durchbrechendes Tier die Wahrscheinlichkeit für sich hat, von beiden Seiten durch die geschickt geworfene Lanze erreicht zu werden.

Afrikanische Treibjagd.

So von seiner Masse immer einzelne Posten zurücklassend, geht der ganze Trupp weiter vorwärts, bis er glaubt ein genügend großes Feld umstellt zu haben. Von da ab schreitet die Hauptmasse, welche den Kessel umgeben hat, in entgegengesetzter Richtung dem Hopo zu.

Anfangs kümmert sich das Wild nicht viel darum, es weicht vor den sich zeigenden Jägern davon. Wie es jedoch, immer weiter getrieben, seine Masse vermehrt fühlt, wird es ängstlich und beginnt zu laufen, auch wohl nach den Seiten auszuweichen, was jedoch durch die sehr aufmerksamen Seitenposten verhindert wird. Ist etwa nach einem halben Tage die Anzahl des Wildes so gestiegen, daß dasselbe sich durch seine eigene Masse beängstigt fühlt, so rücken die vorhandenen Jäger immer näher zusammen, drücken

immer mehr das Wild und jagen dasselbe nunmehr förmlich auf die Grenzen des Hopo zu. Hier langt dasselbe keuchend an, sieht seinen freien Lauf durch die Palliſaden beſchränkt, verſucht umzukehren, wird aber von den Jägern jederzeit durch Speere abgewieſen, ſo wie der wirkliche Angriff durch einen großen vorgehaltenen Schild unſchädlich gemacht wird.

Endlich ſieht eines der Tiere, daß die ſich zuſammenneigenden Wände des Hopo im Hintergrunde eine Öffnung haben, dorthin richtet ſich ſein Lauf, und dorthin folgen alsbald auch mehrere, viele; endlich ſchließt ſich die ganze zuſammengedrängte Herde von ein paar hundert verſchiedenen Tieren dieſem Führer an. Ungehindert gelangt er bis an die Grube, jetzt möchte er gerne umkehren, das geht nicht mehr, ſchon ſind ihm ſeine Unglücksgenoſſen auf den Ferſen, ſchon iſt der ſchmale Gang ſo vollſtändig ausgefüllt, daß ein Zurückweichen unmöglich wird. Gedrängt von allen Seiten, muß er vorwärts, und er ſtürzt in die tiefe Grube; augenblicklich ſind 10 und 20 und 50 Tiere hinter ihm in dieſelbe Grube geſtürzt, zerſtechen ihn mit ihren ſcharfen Hufen und Klauen, zerdrücken ſich unter einander durch ihre eigene Laſt und werden erdrückt durch die Laſt der anderen, welche auf ſie herniederſtürzen, bis Hunderte mit zerbrochenen Gliedmaßen und zerquetſchten Leibern die Grube füllen und nunmehr die noch von den Palliſaden des Hopo eingeſchloſſenen über jene hinwegſetzen und ſo, wenn ſchon mehrenteils verwundet, entkommen.

Die thörichten Jäger, deren große Zahl zur Schließung des Hopo nicht mehr nötig iſt, ſobald ſich die ganze Maſſe des Wildes einmal im Marſch befindet, verbreiten ſich auf beiden Seiten längs der Wände des Hopo und werfen ihre Speere blindlings hinüber über die Palliſaden, wo ſie dann treffen müſſen, weil die Maſſe der dicht gedrängten Tiere viel zu groß iſt, um nur den geringſten Zwiſchenraum zu geſtatten, und was von dieſen nicht in die Grube ſtürzt, ſondern darüber hinweg entkommt, iſt ſchwer verwundet und mit dem Speer im Leibe immer rettungslos verloren; es verendet hülflos, und es kommt nicht einmal den thörichten Leuten zu gut, ſondern fällt den Hyänen und den Geiern zur Beute. Aber ſo unglaublich groß iſt die Maſſe des Wildes, daß trotz dieſer ſinnloſen Verwüſtung noch nirgends eine Abnahme desſelben bemerkbar iſt und auch wohl, ſo lange die Bevölkerung von Afrika eine im allgemeinen geringe bleibt, nicht bemerkt werden wird, denn die Zahl der wilden Tiere hängt immer von der Zahl der anſäſſigen Bewohner eines Landes ab.

Wenn das letzte Wild dieſes fürchterliche Lanzenwerfen überwunden, dieſes zweckloſe Morden hinter ſich hat, ſo eilen nunmehr die Menſchen von allen Seiten zu der Grube, und ein jeder ſucht ſich ſeinen Anteil heraus, was dadurch ermöglicht wird, daß die Speere denjenigen kennzeichnen, der

sie geworfen hat, denn ein jeder kennt seine Waffen genau; eine fernere Teilung aber der übrigen, welche keinen Speer in der Seite haben und nur erdrückt sind durch die andern, findet in solcher Art statt, daß auf jeden Teilnehmer ziemlich gleich viel von der Beute kommt. Sie wird nun heimgeschleppt und hier, wenn es irgend möglich ist, sofort verzehrt, ganz ohne Rücksicht auf die folgenden Tage; denn diese Jägervölker, stets schwankend zwischen Not und Überfluß, haben die Fähigkeit, sich den Magen

Eine Elefantenmutter deckt mit ihrem Leibe ihr Junges.

für acht Tage zu füllen, so wie sie die Fähigkeit haben, zehn bis zwölf Tage zu hungern, wenn es ihnen nur nicht an Wasser fehlt.

Was nicht auf einmal vertilgt werden kann, wird gebraten oder gekocht, und eines wie das andere muß an dem ganzen Vorrat täglich wiederholt werden, wenn derselbe nicht in schleunige Verderbnis übergehen soll.

Auch in geringerer Menge und nicht zu vielen Hunderten auf einmal sieht man diese Wilden sich vereinigen, um ein großes, mächtiges Tier zu erlegen. Für acht bis zehn Schwarze ist ein Elefant kein zu gefährlicher Feind, ja sie greifen selbst den gefährlichsten, den weiblichen Elefanten an, wenn derselbe sein Junges bei sich hat. Sie rotten sich auf einer Seite

des Tieres zusammen und werfen ihre Speere nach ihm. Das Elefantenweibchen drängt sein Junges auf die nicht bedrohte Seite und schützt dasselbe mit seinem eigenen Leibe gegen die Speere, bis es von unzähligen Wunden durchbohrt und erschöpft zusammensinkt und dann sofort zerlegt und zerstückelt wird. Das Junge, gewöhnlich durch seine Anhänglichkeit an die Mutter gefesselt, wird ebenfalls getötet und vermehrt so die Jagdbeute. Das uns zur Erläuterung dienende Bild ist wie das vorige (s. die Zeichnung S. 659) aus Livingstones Reisen in Afrika entlehnt.

Wo wir die Jägervölker noch in einem gewissen Grade von Reinheit finden, wie z. B. in Kanada, wo dieselben kaum anders mit Europäern in Berührung kommen als dadurch, daß sie ihre erbeuteten Felle an die Unterhändler der großen Pelzhandels-Kompagnie abliefern, haben sie so gut ein eigentümliches Gepräge, als es die Fischervölker haben. Die Kühnheit und Besonnenheit so gut als die Geistesgegenwart der Eingebornen von Nordamerika ist beinahe sprichwörtlich geworden. Während der Meeresfischer seiner Beute in dem ihn so ziemlich sichernden Kahne nachgeht und oft, mit einem Freund vereinigt, Hunderttausende von Tieren gleichzeitig fängt, muß der Jäger jedes einzelne Tier zum Ziele seiner Bestrebung machen. Während der Fischer vor seiner Beute verborgen ist, muß der Jäger derselben gegenübertreten; während vor dem Fischer seine Beute flieht, wendet sich häufig das Wild dem Jäger zu, und das größere darunter und das Raubgetier greift ihn entschieden an. Der Fischer braucht die Angel und das Netz, allenfalls auch den Speer, der Jäger muß weithin zu treffen wissen und braucht daher auch noch Bogen und Pfeil; er muß aber auch das Jagdgetier aus unmittelbarer Nähe bekämpfen können, und darum bedarf er auch des Messers, des Beiles, der Keule.

Diejenigen sich den Jägervölkern nähernden Malayen, welche die großen asiatischen Inseln bewohnen, wenden auch noch andere Mittel an, unter denen vor allen das Pfeilgift anzuführen ist, dessen Wirkung staunenerregend genannt werden kann. Das Gift wird meistenteils aus Pflanzen gezogen, und dasjenige, dessen sich die Bewohner von Java bedienen, aus dem Safte des Pohon-Upas oder der Tjetek-Liane bereitet, ist von der furchtbarsten, fast unbegreiflich schnellen Wirkung. Die Verwundung ist kaum schlimmer zu nennen als ein Nadelstich, der Pfeil ist nur spannenlang und besteht aus einem dünnen Splitter von Bambusrohr, dessen harte, glasartige Rinde sorgfältig geschliffen wird, so daß sie recht leicht in die Haut eindringt; diese Spitze ist mit dem eingekochten Safte benetzt, und derselbe behält seine Wirkung jahrelang. Das andere Ende dieses kleinen Pfeils trägt eine Flocke Baumwolle oder einige sehr kleine und zarte Federn. Dies ist das Geschoß. Das Geschütz ist ein langer Grashalm von mehr als

Zolldicke, hohl wie die Grashalme alle sind, doch nur soweit, daß die Höhlung etwa einen Viertelzoll Durchmesser hat; es ist also ein Blasrohr, und man entsendet durch den Atem der Lunge den kleinen Pfeil auf die Entfernung von 20 bis 30 Schritten.

Ein Tiger, von solchem Pfeil getroffen, so schwach verwundet, daß kaum ein Tropfen Blut sich zeigt, erstarrt doch augenblicklich, wie es scheint, durch den ungeheuren Schmerz, den die kleine Wunde verursacht. Er wagt es nicht, auf den Feind loszugehen, selbst wenn er ihn sieht; in wenigen Sekunden sinkt auch die Hinterhälfte seines Körpers zu Boden durch eine Lähmung, welche den Tiger widerstandslos macht. Ein gewaltiges Zittern befällt ihn, das im Laufe der ersten Minute schon in Konvulsionen übergeht, worauf er niederstürzt und verendet.

Merkwürdig genug kann man auf solche Weise getötete Tiere ohne die geringste Gefahr essen. Die Stelle, welche verwundet wurde, zeigt einen thalergroßen schwarzen Fleck; dieser wird herausgeschnitten, fortgeworfen, alles übrige ist genießbar. Die Bewohner von Südafrika und Südamerika bedienen sich gleichfalls vergifteter Pfeile, das Gift wird aber aus dem Safte der Maniokwurzel bereitet, welche ein tödliches Gift enthält, während die markige Wurzelsubstanz, vom Safte befreit und getrocknet, ein weit verbreitetes und sehr beliebtes Nahrungsmittel ist. Auch die Schlangengifte sollen angewendet werden, doch scheint dies noch zweifelhaft, wiewohl die Anwendung derselben nicht zur Jagd, sondern zur Ermordung eines Feindes oder einer Feindin bei den Negerweibern in Südamerika durchaus nichts Seltenes sein soll; dies aber ist sehr weit von der Erlegung der Jagdtiere.

Welch eine Gewalt der Geist dem Menschen über die Tiere giebt, sehen wir bei den Jägervölkern in einem noch höheren Grade als bei den Fischervölkern. Er vermag die gewaltigsten, auf gleichem Boden mit ihm stehenden Riesentiere, Elefant, Flußpferd, Nashorn, er vermag den Tiger und den Löwen zu bewältigen, und wenn man bedenkt, mit wie geringfügigen Mitteln der Kaffer und der Hottentott dies bewerkstelligt, so gesteht man gerne dem Menschen eine gewaltige Superiorität zu. Es sind die leichten, wohl nur mit Bambussplittern oder mit gespaltenen Steinen bewehrten Speere, es sind die mit einem Dorn versehenen Pfeile, welche das ans Wunderbare Grenzende bewerkstelligen. Livingstone sah die Afrikaner das Nilpferd mit einer gewaltigen Angel fangen, sah das Nashorn, dessen Haut man für undurchdringlich halten sollte, von eben diesen, nach unserer Meinung unbewehrten Wilden getötet, sah Löwen und Tiger von ihnen besiegt, und er kann das Staunen nicht bergen, welches ihn erfaßte, da er das riesigste Geschöpf der Erde und den furchtbarsten Räuber unter den

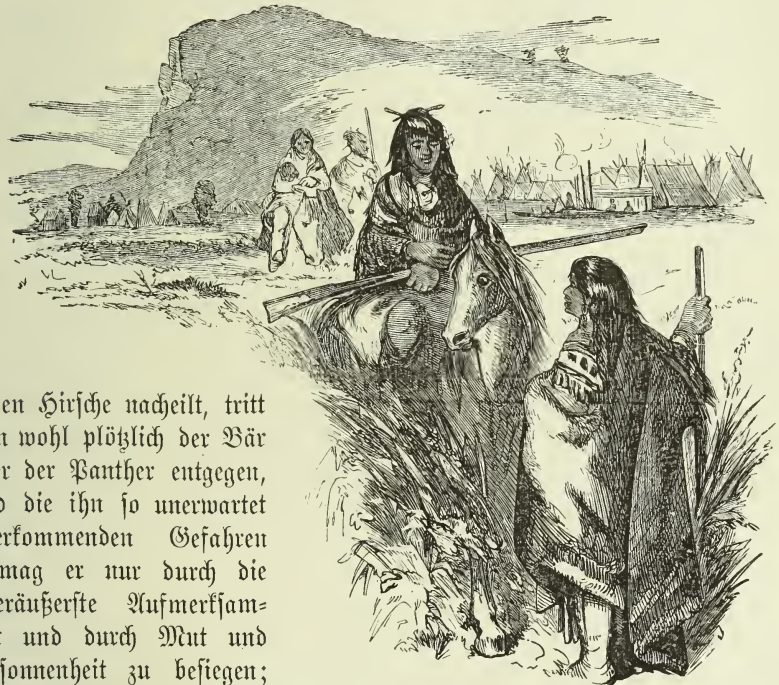
Tieren mit so schwachen Mitteln bewältigt fand. Gegen diese Raubtiere wendet man allerdings in der Regel nicht die eigentlichen Waffen der Wilden an, sondern man bedient sich der Fallen; man höhlt ziemlich tiefe Gruben aus, spickt den Boden derselben mit sehr scharf zugespitzten Bambushölzern, bedeckt die Öffnung mit schwachen Stangen, welche weder Löwen noch Tiger zu tragen vermögen, bringt aber in der Mitte auf einem in der Grube errichteten Pfahl ein lebendes Tier an und sucht nunmehr den Löwen dahinein zu treiben, oder man überläßt es auch wohl ganz dem Zufall, ob der beutesuchende Löwe das Tier finden wird. Mit einem gewaltigen Sprunge sucht er dasselbe dann zu ergreifen, stürzt aber bei dem Versuch in die Höhlung, wo er sich auf den vielen unten aufgestellten Speeren spießt; man läßt ihm natürlich Zeit zu verenden und holt ihn erst dann und zwar nur des Felles wegen heraus, denn das Fleisch dieser grimmigen Katze erscheint selbst den rohesten unter den Negern ungenießbar.

Die Mittel, deren sich überhaupt die Jägervölker bedienen, um zu ihrer Beute zu gelangen, sind im allgemeinen so außerordentlich übereinstimmend, daß man daraus auf eine Stammverwandtschaft dieser Völker geschlossen hat, doch scheint in der That die Sache durchaus anders zu liegen. Nicht die Verwandtschaft der Völker, sondern die ihres Gewerbes ist es, welche man darin erkennen muß. Überall, wo der Mensch auf einer sehr niedrigen Kulturstufe steht, bedient er sich zur Erreichung gleicher Zwecke ganz ähnlicher Mittel, so der Fischer des Netzes und der Angel, der Jäger des Pfeiles und des Wurfspießes oder der Falle, und selbst in der List, die er anwendet, zeigt sich das gleiche Bestreben, die verfolgten Tiere zu täuschen. Das thut der Zulukaffer, indem er das Fell einer Antilope mit dem Kopf und den Hörnern überstreift und sich so in die Herde einzuschleichen sucht, das thut der nordamerikanische Jäger, indem er ein Büffelhaupt auf seinen Kopf setzt, — so fängt der Chinese die Schwimmvögel, indem er einen Korb mit Strauch bedeckt auf seinen Kopf stülpt, wie der Bewohner der Orinoco-Ufer rund um seinen Körper Zweige bindet, die ihn verbergen, und beide suchen sich schwimmend ihrer Beute zu nähern, sie plötzlich bei den Beinen zu fassen, sie unter das Wasser zu ziehen und so zu ersticken — das alles sind Mittel, auf welche der Mensch in den verschiedensten Gegenden der Erde kommt, ohne daß die geringste Verwandtschaft zwischen den Völkern stattfände.

Gewiß wird niemand eine solche zwischen den nordamerikanischen Eingeborenen, den Guanchos in Südamerika und den Magyaren im Ungarlande finden wollen; sie gehören drei verschiedenen Rassen an, aber sie fangen doch die Pferde und Rinder in der Wildnis ganz auf dieselbe Weise, nämlich mit einer großen Schlinge, welche der Reiter im vollen Galopp über seinem

Haupte schwingt, dem Tiere nachjagend, und welche er, sobald er ihm nahe genug ist, demselben über das Haupt oder um eines der Beine wirft, es zum Sturze bringt und sich dann desselben bemächtigt.

Die Umstände, in denen sich der Jäger unter fortwährendem Wechsel derselben befindet, spannen seine Aufmerksamkeit in einem durchaus höheren Grade, als dieses bei dem Fischer der Fall ist. In jedem Augenblick muß er auf die eine oder die andere Gefahr vorbereitet sein, denn während er dem friedlichen Hirsche nacheilt, tritt ihm wohl plötzlich der Bär oder der Panther entgegen, und die ihn so unerwartet überkommenden Gefahren vermag er nur durch die alleräußerste Aufmerksamkeit und durch Mut und Besonnenheit zu besiegen; auch die Ausdauer ist für ihn so wichtig als alles andere. Und in der That haben die Bewohner der eigentlichen Jagdgründe von Nordamerika diese Ausdauer in solchem Grade, daß sie den Hirsch vollständig ermüden. Sie verfolgen ihn von da, wo sie ihn zuerst erblicken, bis dahin, wo er lechzend und unfähig, weiter zu gehen, zusammenbricht. In derselben Weise jagen die Kalmücken den Wolf, nur mit dem Unterschiede, daß sie es zu Pferde thun und in zwei Stunden ihn so ermüdet haben, daß er sich die Schlinge ruhig um den Hals legen läßt, am ganzen Leibe zitternd vor Angst und doch unfähig, aufzuspringen und weiter zu fliehen, indes der nordamerikanische Eingeborne dazu einen ganzen Tag



Nordamerikanische Eingeborene (Jägervölker).

bedarf und die Jagd ohne ein Pferd, bloß mit Hülfe seiner nicht ermüdenden Füße beendet.

Das Leben des Jägers ist dadurch in hohem Grade beschwerlich, allein die Freude an der glücklichen Jagd auch wieder so groß, daß er sich immer wieder von neuem denselben Gefahren und Mühseligkeiten aussetzt, und er kann sich der Ruhe nicht so hingeben, wie es der Fischer unbedenklich thut, dessen Beute gewöhnlich eine sehr viel reichhaltigere ist und ihn auf viel längere Zeit versorgt als den Jäger die seinige, wozu nun noch die Möglichkeit kommt, den Ertrag seines Fanges mit Leichtigkeit aufzubewahren. Die Fischervölker haben nämlich den gefrorenen Boden als Speisekammer, versehen sich während des Sommers mit dem ganzen Winterbedarf — sie werden Opfer der Hungersnot, wenn sie unglücklicherweise es nicht vermögen sollten — und werden demnach während der ganzen Zeit nicht in die Notwendigkeit gesetzt, ihre Glieder zu rühren; sie fröhnen daher der süßesten Ruhe in einer Weise, wie wohl nur Italiener und Spanier es ihnen gleichthun.

Diese Ruhe schmeckt keinem Jägervolk; kaum einen, vielleicht im Winter ein paar Tage können sie ruhen, dann müssen sie wieder hinaus, ob es stürme, schneie, regne, ob die Sonne ihre heißesten Strahlen versende, gleichviel, denn der Mann selbst und die Familie wollen ernährt sein, und der Mann allein ist es, dem die Verpflichtung obliegt. Aber dem Menschen im Naturzustande ist die Ruhe etwas so außerordentlich Süßes, daß er sich nur mit großer Überwindung von ihr trennt. Solange die Jagdbeute reicht, denkt daher der Jäger nicht im entferntesten an Beschaffung neuer Nahrungsmittel, ja nicht einmal an Schonung der vorhandenen, er schwelgt in deren Besitz, er verzehrt bei weitem mehr, als sein Körper zur Ernährung bedarf. Nun sind die Lebensmittel in drei Tagen vertilgt, welche für zwei Wochen hätten ausreichen können; nun wird gedarbt, ja wohl gar gehungert, und erst wenn der Hunger groß genug ist, um die Neigung zur Ruhe zu überwinden, rafft der Jägersmann sich auf, um den Wald oder das Gebirge zu durchstreifen und für neuen Vorrat zu sorgen, und so ist sein Leben ein steter Wechsel zwischen unmäßiger Schwelgerei und drückender Entbehrung.

Wir sagten oben, der Jäger sei so gut wie der Fischer eigentumslos, er weiß nichts von liegenden Gründen, von Häusern, die Gesamtheit seiner Schätze läßt sich zurückführen auf ein paar Decken, ein Zelt und seine Waffen; der Fischer hat eigentlich noch mehr, sein Wohnort ist weniger veränderlich, er hat meistenteils ein festes Haus, wenn es auch halb unter der Erde läge, wie das der Eskimos. Aber er hat Jagdgründe, nicht er, sondern das Volk; wo er jagt, darf jeder andere zu seinem Stamme Gehörige gleichfalls jagen, aber nicht ein anderer zu diesem Stamme nicht Gehöriger.

In der Regel wird dieses mit ziemlicher Gewissenhaftigkeit gehalten, wo aber die Jagdgebiete verschiedener Völker aneinander grenzen, kommen nicht selten Reibungen vor, und aus diesen entwickeln sich Feindseligkeiten und oftmals gefährliche und langdauernde, mitunter zur Vertilgung eines ganzen Stammes führende Kriege.

Lebt der Fischer nur mit den Tieren, denen er nachstellt, so lebt der Jäger auch mit den Menschen im Kriege, und er unterscheidet sich auch in dieser Hinsicht sehr scharf von dem Meeresfischer, dessen viel friedlichere Beschäftigung ihm gestattet, seinen Nachbar mit Freundlichkeit zu behandeln.

Krieg und Jagd sind nahe miteinander verwandt, eine Bemerkung, die selbst große Feldherren allen Ernstes gemacht haben, wiewohl der Krieg civilisierter Völker miteinander kaum noch eine Ähnlichkeit mit der Jagd darbietet; aber in hohem Grade findet dieses statt bei den Jägervölkern, welche zu ihren Kriegen sich derselben Waffen, derselben List bedienen wie zur Jagd; es ist nur ein edleres Wild, auf welches die Verfolgung gerichtet ist, sonst bleibt sich alles gleich. Der Krieger beschleicht den Feind gerade wie das Wild, und wie die Tiere ihn wittern oder in anderer Weise ihn ausspüren, so auch die Feinde, denen er nachstellt, und so schonungslos wie der Jäger die Bärin samt ihren Jungen schlachtet, ihre Tatzen als Trophäen mitbringend, so schonungslos schlachtet auch der Krieger seinen Gegner, und es ist ihm bei dem Überfall eines feindlichen Dorfes ganz gleich, gegen wen er sein Geschoß richtet, ob gegen bewaffnete Feinde oder gegen wehrlose Greise, und er bringt ihre Kopfhäute als Trophäen heim, gleichviel ob von Weibern und Kindern oder von Männern. Die Kriege der Jägervölker sind daher furchtbar blutig, und die Jägervölker selbst sind blutdürstig, sie morden mit Lust, und sie martern den gefangenen Feind zu Tode, dies letztere aber allerdings nicht eigentlich aus Grausamkeit, und nicht weil sie Gefallen hätten an den Martern, welche sie vollziehen, sondern weil sie ihrem Feinde Gelegenheit geben wollen, seinen Mut, seine Standhaftigkeit zu zeigen, wie oben bereits bemerkt.

Das schonungslose Morden hat zum Zweck, den feindlichen Stamm so sehr als möglich zu schwächen, und wird dem Gefangenen das Leben geschenkt, so geschieht es nur in der Absicht, ihn in den eigenen geschwächten Stamm aufzunehmen; der Fremdling wird dann ein Mitglied des ihm feindlich gegenüberstehenden Volkes, er verbindet sich mit demselben, er heiratet eine oder mehrere der Töchter dieses Stammes, und so gleichen sich die erlittenen Verluste allmählich aus, obwohl immer die Kriege für den Sieger so verderblich sind als für den Besiegten, da bei gleicher Tapferkeit gewöhnlich auf beiden Seiten die Verluste ziemlich gleich sind. Die Krieger sind daher auch gewöhnlich geneigt, bald Frieden zu machen, die Kriege

dauern nicht lange; es sind auch keine eroberten Länder zurückzugeben, man hat sich nicht beraubt, es ist nur ein Krieg gewesen zur Aufrechthaltung gekränkter Rechte oder zur Vollziehung einer irgendwie hervorgerufenen Rache; der Krieg ist gewissermaßen ein Duell zu so und so vielen Paaren und darum leicht der Frieden wieder hergestellt. Eroberungskriege werden von den Jägervölkern niemals geführt, wohl aber trifft es sich, daß zwei Nachbarvölker, welche sich im Kriege gemessen und schätzen gelernt haben, sich mit einander vereinigen zu gemeinschaftlichem Handeln gegen äußere Feinde; solche wohnen dann zwar nicht in demselben Dorfe, aber sie bejagen von da ab, wo sie sich verbunden haben, die nämlichen Jagdgründe, bewirtschaften sie gewissermaßen gemeinschaftlich, und sie führen auch ihre Kriege gemeinschaftlich solcher Art, daß die Beleidigung, die dem einen angethan, von dem anderen mit empfunden und gerächt wird.

Das Gefährliche, was in dem Gewerbe des Krieges wie des Kriegers liegt, hat, wie begreiflich, Einfluß auf die Erziehung. Von frühester Kindheit übt man sich in den Waffen, und man fügt zu den fernhin treffenden auch noch die steinerne oder eiserne Axt und das Messer, mitunter auch wohl eine Schutzwaffe, wie Schild oder Helm, was jedoch nur selten geschieht, da der Jäger eines solchen Schutzes ganz entbehren kann und der Krieger des Jägervolkes in dem Kriege nur eine andere Art von Jagd sieht.

Neben der Führung dieser Waffen wird dem Knaben Schweigsamkeit und Achtung gegen die älteren Personen gelehrt, Aufmerksamkeit auf das, was sie sagen, empfohlen, so bildet sich denn schon früh in dem Knaben jener Ernst aus, welcher die tapferen Jägervölker charakterisiert. Die Jünglinge müssen sich harten Prüfungen ihrer Standhaftigkeit unterwerfen, denn man will sie zu Männern erziehen, welche dem Feinde Hohn sprechen, der da versucht, ihren Mut durch Schmerz zu erschüttern. Späterhin nehmen die Jünglinge so gut wie die Männer an den Beratungen teil, aber sie müssen in zweiter Reihe bleiben und sich jedes Wortes, jeder Einmischung enthalten. Hier hört er nun jene vortrefflichen Reden, von denen alle Reisenden zu erzählen wissen, Reden von einem Feuer, von einer überzeugenden Kraft, von einer Anschaulichkeit und von einer Fülle glänzender Bilder, welche deutlich genug zeigen, mit welcher Sorgfalt der Gegenstand überlegt, nach allen Seiten hin durchdacht worden ist, und wie der Redner selbst von seinem Gegenstande auf das innigste durchdrungen ist. Hier lernt der junge Mann das Ansehen kennen, welches Beredsamkeit gewährt, hier lernt er sie achten und lieben und nach gleichem Ruhme streben, und er wird, wenn irgend die Fähigkeit in ihm ist, selbst versuchen, die Kunst auszubilden, denn sie stellt den Mann, der ihrer mächtig ist, beinahe dem tapfersten Krieger gleich in Ansehen und Achtung.

Eine seltene Gesittung zeigt sich unter diesen ganz kunstlos erzogenen Wilden; sie haben ein sehr lebendiges Ehrgefühl, und darum verletzen sie das eines anderen nicht; sie sind höflich auf eine Weise, die in den civilisierten Staaten nur der ganz vornehme Mann kennt, und sie wissen in Rede und Bewegung den Anstand auf das vollkommenste zu wahren, aber um so mehr dies der Fall ist, um so mehr fordern sie auch ein gleiches Benehmen gegen sich. Unhöflichkeit wird sofort gerügt, und eine Beleidigung wird gewöhnlich mit dem Tode bestraft; einen Schlag verzeiht die Rothaut nie, und Männer desselben Stammes, selbst wenn sie durch irgend etwas recht ernstlich zu Feinden geworden sind, schimpfen einander nie, sie behandeln sich noch als Feinde achtungsvoll, aber sie kämpfen mit einander auf Leben und Tod.

Wenn nun schon dem Knaben Ernst, Würde, Ruhe als Hauptzierde des Mannes gepriesen wird, so ist es kein Wunder, wenn er allmählich die Kunst erwirbt, Gleichmut und Besonnenheit auch in den gefährlichsten Lagen zu behaupten und die im Innern tobenden Leidenschaften unter einer trügerischen Decke scheinbarer Ruhe zu verbergen.

Der Jäger braucht zu seiner Existenz einen weiten Raum. Niemand hat das Leben der Jägervölker so vortrefflich geschildert als der Amerikaner Cooper aus eigener Anschauung; eine seiner gelungensten Figuren, Falkenauge, ist zwar ein halber Bär, aber er ist der echte Jäger, der sich ärgert, daß er nicht mehr zehn Meilen weit gehen kann, ohne einem Menschen oder einer Ansiedelung zu begegnen.

So ist es in der That mit dem Jäger, welcher viel Raum für sich braucht, wenn er die Tiere nicht bald von seinem Gebiete in ein benachbartes verscheuchen will. Die eigentlichen Jägervölker leben familienweise vereinzelt, nur die Nähe feindlicher Stämme führt mehrere zusammen, so daß sich Ansiedelungen bilden, welche durch die vereinte Kraft ihrer Männer imstande sind, einen einigermaßen wirksamen Widerstand zu leisten. Ist die Gefahr, welche von benachbarten Stämmen zu befürchten ist, größer, so vereinigen sich hinwiederum viele, immer aber ungern, denn je mehr ihrer beisammen sind, desto schwieriger wird es, für dieselben zu sorgen, desto weitere Züge muß man machen, um auf den Wildstand zu gelangen. In solchem Falle pflegen sie wohl ihre Ansiedelungen zu befestigen, sie mit Pallisaden oder mit Graben und Wall zu umziehen; dann aber pflegen sie auch schon den Landbau zu beginnen, sie hören auf, Jäger im vollsten Sinne des Wortes zu sein, sie nähern sich wenigstens einigermaßen den ackerbauenden Völkern.

Alle Last der Arbeit ruht auf den Frauen, sie haben nicht allein für das Hauswesen zu sorgen, die Nahrung zu bereiten, die kleinen Knaben und

Mädchen zu erziehen, sie haben auch die Hütten zu bauen und abzubrechen, auf der Wanderschaft das Gepäck, die ganze Habe der Familie und die Kinder zu schleppen und sind darum sehr zufrieden, wenn der Gatte eine zweite oder wohl gar dritte Frau nimmt, weil dadurch die Last der Arbeit verteilt, also sehr erleichtert wird. Besser ist ihr Los da, wo der Stamm nicht umherzieht, sondern ansässig ist; allerdings müssen sie in diesem Falle den Garten oder Acker bestellen, pflegen, einernten, denn der Mann hält jede Art von Arbeit für eine große Schande, aber sie haben wenigstens nicht Gepäcke zu tragen, deren Schwere ihre Kräfte wirklich übersteigt.

Die Gemütsart der Weiber ist so rührend einfach, unschuldig und sanft, daß Europäer, welche sich mit solchen Eingeborenen verbunden haben, mit wahrem Entzücken davon sprechen. Man erzählt von der Bosheit und Grausamkeit der alten Indianerfrauen, aber man vergißt hinzuzufügen, daß diese unglücklichen Geschöpfe während ihres ganzen Lebens vielleicht nicht zehn freundliche Worte von ihren Gatten empfangen haben, man vergißt, daß eine Reihe von Jahren verging, während welcher die Frau mit wahrem Heroismus die grausame Härte des Mannes ertrug, geschlagen, gestoßen, wie etwas Unreines verachtet wurde, bevor die erste Klage über ihre Lippen kam. Wenn denn doch jene Härte und Grausamkeit 10, 20 und 30 Jahre lang fortgesetzt wird, so ist es kein Wunder, wenn schließlich das Herz erhärtet, verknöchert möchte man sagen; aber auch dann haben die Äußerungen des Grimmes und des Hasses und der Rache noch ihr wohlbegründetes Recht. Die alte Indianerfrau giebt dem gefangenen Feinde einen Messerstich, oder sie reißt einen Brand aus dem Feuer und stößt ihn demselben ins Gesicht. Warum? Was hat er ihr gethan? Wird er nicht genug gemartert werden am Kriegspfahle, wenn die Männer sich um ihn versammeln?

Es ist ein Feind, durch den selbst oder durch dessen Brüder ihr Gatte getötet worden ist, und obwohl dieser kein zärtlicher Gatte war, so fühlt sein Weib doch den Verlust, und sie haßt und verabscheut denjenigen, durch welchen ihr Gatte, der Vater ihrer Kinder, sein Leben verloren hat. Und diese rachsüchtigen Weiber verstehen doch auch Milde walten zu lassen, denn sie sind es, die allein den Gefangenen von der Marter und von dem Tode befreien können, und sind der Gefangenen viele, so dulden sie nicht, daß mehr als einer, höchstens zwei geopfert werden, sie treten versöhnend dazwischen, reichen den Gefangenen die Hand und verbinden sich mit ihnen, so dem Stamme neue Mitglieder zuführend für die in der Schlacht Gebliebenen.

So ernst wie die Erziehung den Knaben macht, so wenig Einfluß hat sie auf das Mädchen, das in stiller Heiterkeit seine Jugend zubringt, und das ein Talent, welches den Männern unter den Jägervölkern beinahe ganz-

lich abgeht, allein übt, es ist das der Poesie. In Scherz und Ernst wissen sie anmutige kleine Lieder zu improvisieren, und ihre Stimme ist es auch, welche den Ruhm der Krieger verkündet, welche die Thaten, die sie gethan, besingt und sie für die Nachwelt aufbewahrt, denn von Generation zu Generation vererben sich diese Gesänge, und man hört noch nach Hunderten von Jahren die Tapferkeit, die Schlauheit, die überlegene Kraft eines Helden rühmen, von dessen Gebeinen kein Stäubchen mehr übrig ist.

Gesang in dem Sinne, den wir damit zu verbinden pflegen, haben die Jägervölker eigentlich nicht, ihre Musik ist Lärm, Spektakel; auch zu ihren Tänzen, welche gewöhnlich wilder Art und kriegerisch sind, entbehren sie der Musik. Mädchen und Jünglinge tanzen niemals mit einander, der Jüngling, der es thun wollte, würde sich dem härtesten Spotte der Männer aussetzen. Die Männer tanzen für sich, Mädchen und Frauen für sich; dies hindert aber keineswegs, daß Jünglinge und Mädchen sich sehen, für einander fühlen und sich lieben, vielleicht mit so romantischem Schwunge, wie man dies jemals in der Ritterzeit erfahren. Die ehelichen Verbindungen werden nie anders als aus gegenseitiger Zuneigung geschlossen, und die Mädchen oder jungen Frauen sind solchem Bunde unerschütterlich treu, und nicht selten kommt es vor, daß die junge Frau beim Tode des Gatten sich schweigend in einen Winkel der Hütte setzt, nicht Speise noch Trank zu sich nimmt und sich in Gram verzehrt. Was in unseren civilisierten Ländern so unendlich oft vorkommt, daß es nachgerade gar nicht mehr auffällt, der Ehebruch, ist unter den Jägervölkern von Nordamerika gänzlich unbekannt, und nur die mit den Europäern in dauernder Berührung stehenden ackerbautreibenden und in großen Dörfern beisammen wohnenden haben diese Sittenreinheit verloren, indem die Europäer alles dazu gethan, dieselbe wo möglich zu vernichten, und dennoch sind die Fälle von ernstlicher Untreue und von Unkeuschheit nur selten und nur in den Grenzlanden beobachtet worden.

Untergang der Jägervölker.

Auch die Jägervölker gleich den Fischer- und den Sammelvölkern, welche allein von dem leben, was der Zufall ihnen in den Weg wirft, sind nur gering an Zahl; die Bevölkerung der Ländergebiete, auf denen sie sich niedergelassen haben, ist äußerst schwach, kaum größer als im nördlichen asiatischen Rußland, d. h. ein Mann auf eine deutsche Quadratmeile. Unter ein Mann wird hier verstanden ein Familienhaupt, man könnte also fünf Personen durchschnittlich als die Zahl derer annehmen, die auf der Quadrat-

meile wohnen. Selbstverständlich findet man nicht von Meile zu Meile einen Wigwam, dieselben sind gruppenweise vereinigt, aber wenn man ein Dorf von hundert Hütten gefunden hat, so wird man gewiß zwei Tagereisen zu machen haben, bevor man zu einem anderen, dem nächsten gelangt. Ein solches Verhältnis ergiebt sich als das natürliche, und es treten auch selten mehr, gewöhnlich aber nur halb so viel Familien zusammen, indem die Jäger doch gewiß sind, ihre Jagd, wenn irgend möglich, in einem Tage zu beenden, im schlimmsten Falle aber am zweiten Tage zurückzukehren; es wird sehr beschwerlich, die Jagdbeute für eine Familie Tagemärsche weit zu schleppen.

Der Grund zu dieser geringen Bevölkerung liegt eben in der Schwierigkeit, einem gewissen Raume durch die Jagd das nötige Ernährungsmaterial abzugewinnen. Der Ertrag des Bodens ist ein sehr verschiedener, je nachdem die Benutzung desselben möglich oder thatsächlich ist. Es hat sich ergeben, daß ein Morgen Landes, gewöhnliche und mäßige Fruchtbarkeit vorausgesetzt, einen Menschen ernähren könne. Derjenige, der in der Nähe einer großen Stadt einen Morgen mit wertvollen Gemüsen bepflanzt, wird nicht allein davon leben, er wird eine ganze Familie ernähren, einen gewissen Luxus entfalten, er wird etwas zurücklegen können.

Derjenige, der das Land als Ackerbauer selbst bewirtschaftet, wird demselben wohl schwerlich mehr als 30 Mark abgewinnen können, und derjenige, der zu solcher Wirtschaft Knechte und Mägde mieten und erhalten und Tagelöhner bezahlen muß, wird es schwer auf mehr als 6 Mark reinen Gewinnes bringen und wird deshalb mit einer noch geringeren Pacht zufrieden sein. Der preußische Staat gab in Erbpacht die Bauerngüter mit $1\frac{1}{2}$ Mark pro Morgen fort. Einen viel geringeren Ertrag lieferte noch der Wald, man pflegte $\frac{1}{4}$ Mark zu rechnen; aber auch diese unbedeutend scheinende Kleinigkeit lieferte immer noch ein Einkommen von 6000 Mark pro Quadratmeile, d. h. nach Abzug aller Kosten, also der Besoldung für Förster und Oberförster, Forstmeister und Forsträte ꝛc., denn es ist hier von dem Reinertrage die Rede, welcher nach Abzug aller Kosten übrig bleibt.

Alles das bisherige gilt von der Benutzung des Bodens durch darauf vorhandenen Pflanzenbau. Nun denke man sich, wie gering der Ertrag sein müsse, der durch Benutzung des Raumes lediglich für die Gewinnung des Fleischbedarfes erhalten werden kann, wenn eine Quadratmeile erforderlich ist, um fünf Personen zu ernähren, d. h. um etwa hundert Stücke Wild, Rehe oder Hirsche davon zu erhalten. Der Ertrag des Morgens würde sich wohl schwerlich über einen Pfennig stellen, selbst wenn die erlegten Tiere ganz gut bezahlt würden.

Wo der Raum in einer so höchst verschwenderischen Weise nicht benutzt, sondern vergeudet wird, kann eine starke Bevölkerung nicht existieren, ja sie vermag überhaupt nicht sich zu entwickeln, sich zu bilden, und dies ist vor allen Dingen der Hauptgrund der äußerst geringen Bewohntheit der den Jägern angehörigen Gegenden.

Ein anderer Grund ist in den Beschwerden dieser Lebensweise und in den großen Gefahren derselben zu suchen. Man pflegt zu behaupten, die Jäger seien außerordentlich gesund und kräftig, und es sei das Jagdleben ein die Gesundheit beförderndes. Man führt die Jägervölker an, die auch wir bereits betrachtet haben, man weist auf die höchst rüstigen Gestalten derselben hin und fragt, ob solche Männer nicht die Thatsache feststellten, von welcher soeben gesprochen; aber man vergißt, daß diese rüstigen Männer diejenigen sind, welche jenes schwere Dasein überstanden haben. Es sind keineswegs alle so glücklich; diejenigen, denen die Kraft zur Besiegung der sie erwartenden Schwierigkeiten fehlte, sind untergegangen. Die Sterblichkeit unter den Jägervölkern ist bei weitem größer als bei irgend einem anders beschäftigten Volke.

Äußerst beschränkt wird ihre Zahl noch durch die fortwährend unter ihnen wütenden Kriege, durch die Unmöglichkeit, ärztliche Hülfe zu erlangen, durch die Härte, mit welcher die Kinder rücksichtlich der Nahrung, der Kleidung, der Wohnung behandelt werden müssen. Der Zwang hierzu liegt in den völlig unzureichenden Mitteln, aber die Folge ist denn auch ein frühzeitiges, ein massenhaftes Hinsterben aller der schwächeren Naturen, welche solchen Strapazen nicht gewachsen sind; so wird es denn kein Wunder mehr sein, daß man die Jägervölker als kräftige, rüstige Leute kennt, aber auch wiederum kein Wunder, daß ihre Zahl eine so geringe ist.

Die Gefahren des Geschäftes treffen nur die Männer; Jagd und Krieg räumen unter diesen dergestalt auf, daß die Zahl des weiblichen Geschlechts die des männlichen beinahe um das Dreifache übertrifft. Die Polygamie ist daher unter den Jägervölkern durchaus allgemein, sie wird auch bedingt durch die frühzeitig eintretende Reizlosigkeit der Frauen, deren beschwerliche und mannigfache Arbeiten mit der spärlichen, oft ungenügenden Nahrung so nachteilig auf den Körper wirken, daß ein dergestalt frühes Altern eintritt, wie man es auch annäherungsweise schon bei unseren Tagelöhnerfrauen findet, die sowohl fortwährend mit Not zu kämpfen haben, als sie auch eine erschöpfende Arbeitslast tragen müssen. Aus der Vielweiberei aber geht gewöhnlich eine Vermehrung der weiblichen Geburten hervor; so wird denn die Zahl des weiblichen Geschlechts aus diesen Gründen eine überwiegende sein, und das ist wieder der Vermehrung der Bevölkerung nicht günstig.

Die Erfahrungen, welche wir über Jägervölker haben, rühren beinahe

Sioux von den Yankees nach Westen getrieben.

alle von Nordamerika her, und hier ist, wie bereits oben gesagt worden, mit einer Grausamkeit gegen dieselben verfahren, welche ganz ohne Beispiel ist. Wir haben bereits mehrfach die Frage berührt, ob und warum die Naturvölker untergehen, wenn sie mit der Civilisation in Berührung kommen, brauchen hier daher nicht mehr darauf einzugehen.

Zu all den Übeln, welche absichtlich über die armen Eingeborenen verhängt werden, kommen nun noch einige andere, welche die mittelbare Folge der gedachten Verbindungen sind. Früher hatten die Jägervölker auf ihrem weiten Territorium gerade die genügende Nahrung in dem vorhandenen Wilde, eine Abnahme war nicht bemerklich, der Nachwuchs deckte immerfort den Bedarf; nun aber erhielten die Eingeborenen europäische Waffen, und wie schlecht dieselben auch waren, und wie viele in der Hand desjenigen, der sie führte, zersprangen und den Tod des Jägers veranlaßten, so wurde doch die Zahl der erlegten Tiere eine immer größere, und sie wurde noch gesteigert, indem Händler das Land durchzogen und die Felle aufkauften. Das Wild wurde mithin zu einem Handelsartikel, und man tötete jetzt eine bei weitem größere Menge desselben als sonst, da man es nur zur Nahrung brauchte.

So beraubten die Eingeborenen sich selbst ihres einzigen Existenzmittels, und die abermals mittelbare Folge von der Verringerung des Wildstandes sind neue Kämpfe unter den Indianern wegen der Vergrößerung der Jagdgebiete, die in ihrem jetzigen Zustande nicht mehr ausreichen, und so schlachten sich denn die Eingeborenen untereinander, und ihre Zahl wird so verringert, daß sie selbst den ganz kleinen Abteilungen der stets gen Westen Wandernden nicht mehr Widerstand leisten können.

Grausamkeit der vordringenden Weißen, unmäßiger Trunk des Feuerwassers, Bekriegung untereinander, Verachtung des Lebens selbst gegenüber dem durch die Kultur entzogenen freien Lebensgenusse — diese und andere Übel nagen an dem Leben der wilden Völkerschaften, deren Tage unzweifelhaft gezählt sind.

Nomaden.

Es sind die ersten, welche uns begegnen, ein Eigentum habend, die ersten, welche einen Besitz und zwar, was noch mehr charakterisiert, einen dem Maße nach *verschiedenen*, nicht überall gleichen Besitz haben.

Was der Jäger, was der Fischer sein nennt, kann für ihn kein Übergewicht über einen anderen begründen; er hat Waffen wie ein jeder andere

in seinem Volk, und selbst wenn er einen Bogen, einige Speere und ein paar Pfeile mehr hätte als sein Nachbar, so würde dies ihm kein Übergewicht über denselben verschaffen. Ein anderes ist es mit dem Hirten, ob er 100 Schafe und 50 Rinder besitzt, oder ob er 2000 Schafe und 1000 Rinder und Pferde sein nennt — dies bedingt einen reellen Unterschied. Unter den Jägern und Fischern sind alle gleich, nur Schlauheit und Tapferkeit giebt einen Rang, und dieser macht sich nur im Rate oder in der Schlacht bemerkbar. Unter den Nomaden giebt es dagegen reiche und arme Leute; es ist ein Ständeunterschied vorhanden, ein durchaus charakteristisches Kennzeichen, was die drei untersten Stufen in der Reihe der Völker, die wir vorhin betrachteten, nicht haben. Bei diesen letzteren giebt es keinen Genuß ohne Arbeit. Die Nomaden sind die niedrigsten von den Völkern, bei denen Genuß ohne Arbeit möglich ist. Am höchsten ausgebildet finden wir diesen Unterschied in England, wo viele Tausende für einen arbeiten, der sein Kapital in ihre Hände legt und dafür sich die Mittel gewähren läßt, glänzend und schwelgerisch zu leben, ohne selbst Hand anzulegen.

Der Nomade überläßt diese Arbeit seinem Knechte; der reiche Mann besitzt zahlreiche Herden, die Knechte scheren einen Teil der Herde und verkaufen die Haare; sie schlachten einen anderen Teil und ernähren damit ihren Herrn und machen aus den Fellen Kleidung und Wohnung des reichen Mannes; sie schlachten einen dritten Teil und verkaufen deren Fell und Fleisch und verschaffen auf solche Weise ihrem Herrn diejenigen Genüsse, welche er ohne seinen Reichtum nicht haben könnte.

Diese Art Reichtum ist ohne allen Zweifel die älteste. Wir finden Abraham und seine Verwandten, wir finden Hiob und viele, viele andere als solche genannt, deren zahlreiche Herden große Landstrecken bedeckten, und ob man das Leben dieser Patriarchen oder das der Kalmücken im südlichen Rußland verfolgt, es ist genau dasselbe. Unter großen Zelten von Filz oder von Fellen wohnen die reichen wie die armen Leute, die Wohnungen unterscheiden sich nur durch ihre Geräumigkeit. Die Lagerstätten sind die Felle der geschlachteten Tiere oder Teppiche aus Filz. Die Herden weiden rings umher, und wie dieselben die Nahrung vertilgen, so wird das Zelt nach einer neuen Grasflur gebracht, woselbst es so lange stehen bleibt, bis abermals der Futtermangel einen Wechsel nötig macht.

Höchst wahrscheinlich haben sich die Ägypter, haben sich die Indier auf einer ähnlichen Stufe befunden. Von diesen letzteren weiß man mit ziemlicher Gewißheit aus ihren uralten Heldengedichten, daß sie früher auf der Hochebene Pamer, auf der höchsten Terrasse der Welt, nämlich in dem Hochlande des Quellengebietes des Oxus, als Nomaden wohnten. Sie nannten sich Arja, d. h. die Trefflichen, und sie bezeichneten sich selbst als

die ersten und edelsten Menschen der Welt; sie waren Nomaden und hüteten dort ihre zahlreichen Pferde- und Rinderherden, aber von dem Wandertriebe durchdrungen, welcher in allen Hirtenvölkern lebt, zogen sie gen Süden und Westen und siedelten sich an den Ufern des Indus an. Von hier aus scheint die Kultur erst zu den Medern und Persern gedrungen zu sein, indem die Arier in den reichen und glücklichen Ebenen des mächtigen Stromes Veranlassung zur Ausbildung der ihnen innewohnenden Fähigkeiten fanden. Außer dem Namen Arier führen sie von ihrer heiligen, von der Zendsprache auch den Namen des Zendvolkes, und später erhielten sie von dem Namen des Flusses, an dem sie wohnen, von dem Indus, den Namen der Indier. Sie wurden die Schöpfer eines ausgebildeten Religionswesens, wurden die Schöpfer ganz besonderer Staats- und Rechtsformen und dann auch die Schöpfer jener merkwürdigen litterarischen Schätze, welche wir in der Sanskritlitteratur noch jetzt bewundern.

Das Volk, welches sie vorfanden, dunkelfarbige Menschen von sehr rohen Sitten, wurde vertilgt oder in die Wälder vertrieben, wo die Nachkommen derselben noch jetzt in einer anererbten tiefen Verachtung leben. Man glaubt in den Parias die Nachkommen dieser Urbevölkerung zu sehen; dies dürfte jedoch nur bezüglich der sehr schwarzen Exemplare der Fall sein, dergleichen wohnen auch noch heutigen Tages in den Gebirgen der Halbinsel diesseits des Ganges. Was die Parias in den Städten betrifft, so bilden sie vielmehr eine Mischung aus allen Kasten, welche Indien bewohnen, als daß sie eine reine ursprüngliche Rasse darstellten. Diejenigen Indier nämlich, welche gegen die Religionsgesetze ihrer Kaste sündigen, werden als unrein verstoßen, und da keine andere Kaste sie aufnimmt, so gehören sie zu der untersten Klasse von Menschen, zu den Parias, welche selbst gar keine Kaste bilden.

Die Einwanderung der Arier in das Indusgebiet fällt in das dritte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung. Jene Männer also, welche später die Träger der urältesten Kultur waren, befanden sich früher in jenem niedrigen Kulturzustande, welchen wir als den ersten mit Eigentum bezeichneten.

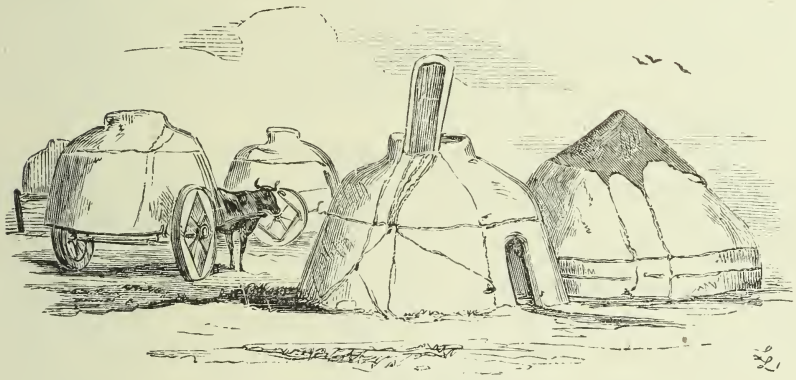
Auch die Chinesen, ein Volk mongolischer Abkunft, gehörten ursprünglich zu den Nomaden, und wenn diese im Osten von Asien wohnenden Mongolen die niedrige Kulturstufe überschritten, ja in vielen Fällen es zu einer weit ausgebildeteren Kulturhöhe gebracht haben, so sind dagegen die im Westen von Asien wohnenden Kalmücken noch bis auf die heutige Stunde in diesem Zustande geblieben, und wir sehen in der Art und Weise, wie sie wandern von Norden nach Süden, von Süden nach Norden, nur ein etwas geregelteres Umherirren; doch im ganzen ist es genau dasselbe, was wir von den Hirtenvölkern wissen, soweit die ältesten Geschichtsbücher

uns ihr Treiben, ihr Leben darstellen. So wie Hiob Herden hatte — 7000 Schafe, 3000 Kamele, 500 Joch Rinder und 500 Eselinnen — und sehr viel Gesindes, und wie er herrlicher war als alle, die gen Morgen wohnten, so findet man im südlichen Rußland jene wandernden Kalmückenstämme, welche viele Tausende von Schafen und viele Tausende von Pferden haben und auch der Kamele nicht wenig, und welche umherziehen, aber allerdings nicht in der wilden Weise, wie wir uns dies gewöhnlich vorzustellen pflegen, und wie es auch die Bibel uns erzählt in einer Art, daß beim Überschreiten der Grenzen oft genug Krieg mit den Nachbarvölkern entsteht, sondern immer nur auf dem eigenen, dem Stamm selbst zugehörigen Gebiet.

Irgendwo im Süden der großen Weidestriche, welche sie begehen, haben die Kalmücken ihre Winterstation. Sobald das Frühjahr die ersten Gräser bringt, zieht der ganze Stamm eine Strecke nordwärts und sucht sich frisches Weideland auf. Hier wird etwa acht Tage verweilt, die Herden nehmen eine Breite von einer Meile, auch wohl von mehreren ein, sind hier unter steter Aufsicht, damit sie nicht die Grenzen überschreiten, sonst aber bleiben sie Tag und Nacht im Freien, nur die Menschen schlafen unter Dach. Dieses Dach ist allerdings nicht zu vergleichen mit dem, was wir gewöhnlich darunter verstehen, es sind aufrecht stehende, 5—6 Fuß hohe Hürden, aus Weiden und Haseln geflochten, welche auswendig mit Filz oder mit Tierfellen bedeckt werden, inwendig mit Matten behängt, eine erträgliche Sommerwohnung und eine nur sehr dürftige Winterwohnung gewähren. Das Dach besteht aus ähnlichem Flechtwerk aus Strauch, und es ist auf ähnliche Weise gedichtet. In der Mitte desselben bleibt eine große Öffnung zum Abziehen des Rauches. Von außen wird das Zelt mittelst Seilen oder Riemen am Boden festgehalten, in welchen man Pflöcke treibt, an denen die Seile gespannt werden. Ein mäßiger Wind wirft allerdings ein so leichtes Haus über den Haufen, aber sobald er sich erhebt, werfen die Bewohner der Hütte viele lange Seile über das Dach hinweg und spannen diese Seile mit möglichstem Nachdruck an tief in die Erde getriebenen Pflöcken fest. Gegen einen Sturm hilft alle solche Vorsicht freilich nichts, dieser wirft das ganze Gebäude über den Haufen, und die armen Bewohner desselben müssen oft stundenlang danach umherlaufen, bevor sie wiedergefunden haben, was ihnen gehört.

Bei der Wanderung selbst setzt man kleine Hütten armer Leute auf einen mit Ochsen bespannten Wagen und fährt denselben der Herde nach; diese Wagen nennt man Kibitken und infolge dessen auch alle die gewöhnlichen russischen Fuhrwerke; der Name ist jedoch ganz falsch gewählt, denn er bedeutet nicht das Fuhrwerk, sondern die ganze Niederlassung von 20

oder 30 oder mehr solcher Hütten. Größere von diesen hölzernen Zelten werden zur Reise auseinander genommen. Das Zelt des Fürsten der Horde ist genau ebenso gebaut wie das des letzten seiner Unterthanen, nur ist es sehr viel größer, und die Wände sind inwendig mit buntfarbigen Zeugen drapiert; der Boden ist mit Teppichen belegt, dasselbe findet mit dem thronartig überdachten Lager statt, und die einzigen Möbel, welche solch ein Zelt birgt, die Kasten nämlich, in denen sich die Kleider, die häuslichen Verbrauchsgegenstände, die Waffen, die Schätze ꝛc. befinden, sind gleichfalls mit Teppichen bedeckt. Der Reichtum eines solchen Fürsten ist oft sehr bedeutend; sein Einkommen aus den Fellen der geschlachteten Tiere, aus der Wolle seiner Schafe, aus dem Verkauf vieler Pferde erreicht manchmal eine solche Höhe, wie mancher europäische Fürst es nicht hat. Bei alledem



Zelte und Zeltwagen der Kalmücken.

ist das Leben eines solchen Fürsten, seiner Gattin, seiner Kinder doch nach unseren Begriffen ein sehr dürftiges, nach den Begriffen des Fürsten aber ein gewiß höchst beneidenswertes und auch wohl ein vielfältig beneidetes.

Soll die Reise fortgesetzt werden, so wird alles abgebrochen und bis zu der neuen Stelle gefahren; so geht es fort von Woche zu Woche immer weiter nordwärts, bis man ungefähr zwölf- bis vierzehnmal den Standort gewechselt hat.

Nun wird nicht mehr nordwärts gewandert, sondern eine Tagereise weit ostwärts; dann aber wird die umgekehrte Richtung eingeschlagen, die ganze Gesellschaft zieht nach Süden, der Heimat zu.

Wenn man bis zu diesem Punkte gekommen, also die Hälfte der schönen Jahreszeit vorüber ist, so hat das Gras ziemlich seine bedeutendste Höhe erhalten; Frauen, Mädchen, Knechte gehen vorauf und schneiden dasselbe zum Wintervorrat, und auf den eben nicht zu kurzen Stoppeln weidet das

Vieh. Während der Zeit, welche es auf dem neuen Standorte zubringt, wird das Gras getrocknet, die Wagen nehmen es auf, von Station zu Station vermehrt sich der Vorrat, und sobald man in die Heimat zurückgekehrt ist, ist auch der gesamte Wintervorrat beieinander, und man kann den nächsten sechs Monaten ohne Sorgen entgegensehen.

Dies Verfahren wiederholt sich alljährlich; dies ist das Leben der Nomaden, welche keineswegs regellos in der Welt umherstreifen, sondern sehr wohl abgegrenzte Heimatsbezirke haben, deren Grenzen sie gegen Eindringlinge wohl zu schützen wissen.

Eine solche Horde ist durchaus nicht das, was man gewöhnlich mit diesem Namen bezeichnet, eine gesetzlos umherschweifende Masse von Menschen, deren Hand erhoben ist gegen jedermann, sowie hinwiederum jedermanns Hand gegen sie; es hat sich ein traditionelles Recht bei ihnen ausgebildet, welches sowohl die Gesamtheit als den Privatmann berührt, gerade so gut wie der ganze Stamm eine Allgemeinheit bildet und jedes Individuum wieder für sich besteht und sogut sein Privateigentum hat, wie der Stamm sein Gesamteigentum.

Unter solchen Umständen läßt sich Eigentum erwerben und vergrößern, Eigentum, welches nur der Person angehört, und welches, je größer es ist, je mehr Ansehen verleiht. Es sind gewöhnlich nur unbedeutende Zufälligkeiten, welche diese Vergrößerung des Eigentums herbeiführen. Im allgemeinen sind sämtliche Mitglieder solcher Horde in ihrem Besitze gleich gewesen. Der eine derselben hat ein paar Pferde von besonders schöner Farbe und von sehr edlem Bau, sie gefallen dem anderen so sehr, daß er einen Tausch anträgt; er wünscht den Besitz der schönen Tiere und verspricht für jedes derselben dem Eigner fünf andere, zehn andere, er fügt auch wohl noch, wenn er recht begierig, zehn Rinder dazu, und aus dem gleich Wohlhabenden wird ein viel Wohlhabenderer, eine Sache, die an sich durchaus nichts Wunderbares einschließt. Bekannt ist die Anekdote von dem arabischen Scheich, welcher die äußerst edle Stute eines anderen haben wollte und ihm sagen ließ, er solle seinen Burnus auf die Erde ausbreiten, und er, der Scheich, wolle so lange Geld darauf schütten, bis er selbst rufen werde: Halt! es ist genug!

Auf welche Weise Reichtum sich auch vermehre, gleichviel, der Reichere hat ein größeres Ansehen unter seinen Freunden, und er wird dieses nach Kräften zu erhalten suchen, wird den einmal gewonnenen Besitz erhöhen, um sein Ansehen dadurch fortwährend zum Steigen zu bringen; andere werden an diesem Bestreben teilnehmen, und es wird sich allmählich eine Anzahl reicherer Leute bilden, die einen Stand für sich ausmachen, die sich vornehmer dünken als andere, von anderen auch wirklich als vornehmere

Leute betrachtet werden, die sich Bevorzugungen herausnehmen und dieses sowie ihren Reichtum auf ihre Nachkommen vererben, immer mehr Eigentum an sich ziehen, zuletzt das des ganzen Volkes das Ihrige nennen, das Volk beherrschen, sich zu Richtern in Streitigkeiten aufwerfen, und da sie die Macht haben, gewöhnlich auch ihre Richtersprüche zur Ausführung bringen.

Dies ist der gewöhnliche Ursprung des Familienadels; auf solche Weise ist er zur Zeit des Mittelalters in Deutschland entstanden, auf solche Art schon viel früher unter den Skythen, den Tataren, und zur Zeit des trojanischen Krieges war dieser Adel, wie uns Homer erzählt, in Griechenland außerordentlich zahlreich vertreten. Alle die Fürsten und Könige, welche er anführt, sind solche reiche Privatmänner, die durch ihren Wohlstand Ansehen und Macht gewonnen haben und dadurch über die anderen herrschen. Es kommt dann bald so weit, daß alles Eigentum des Landes in ihren Händen liegt und der nunmehr wieder besitzlos Gewordene als Unterthan nur von der Gnade des reichen Mannes lebt, von den Brosamen, welche von des Herrn Tische fallen. So war es in Deutschland noch zur Zeit der Reformation, ja es war noch schlimmer; nicht nur gehörte das ganze Land, der Boden den Adeligen, sondern auch das, was sich im Hause des armen Mannes befand und dieser selbst mit seinem Körper und dem seiner Kinder, welche zum Nutzen und Vergnügen des Herrn dienen mußten, welche die Scholle, der sie angehörten, nicht verlassen durften, welche mit ihren Körpern sich in die Schlachtreihen stellen mußten, die der Herr des Bodens einem anderen gegenüber aufzubringen beliebte, welche seinen Acker bearbeiten und denjenigen vernachlässigen mußten, der zu ihrem und ihrer Familie Unterhalt dienen sollte, ja die sich's auch noch gefallen lassen mußten, von anderen als ihrem *angeborenen* Herrn auf offener Straße ausgeplündert zu werden.

Hier dehnt sich die Macht des Befehlshabers, welche bei den eigentumslosen Völkern lediglich auf den Krieg beschränkt ist, so aus, daß sie zu jeder Zeit gleich ist, so daß die Unabhängigkeit des Einzelnen aufhört, eine strenge Unterordnung unter die Höheren eintritt, bis diese wieder von dem mächtigsten von ihnen unterjocht werden und ein Fürst über die Adeligen und das Volk herrscht.

Dieses alles sieht sehr hart aus und ist es für den Einzelnen auch, und wird nur dadurch erträglich, daß ein jeder dieser Art und Weise seit seiner frühesten Kindheit gewohnt ist, daß er keine andere Art des Daseins kennt, weil sich eine solche Despotie im Laufe vieler Jahrhunderte erst ganz allmählich ausgebildet hat; allein bei aller Härte ist doch viel Vernünftiges darin. Bei den eigentumslosen Völkern ist jeder sein eigener Richter, schätzt

das ihm angethane Unrecht nicht nach einem allgemeinen, sondern seinem eigenen Maßstab. Er ist beleidigt worden, er rächt sich; er ist schwer beleidigt worden, er rächt sich durch den Tod des anderen, oder wenn er zu schwach dazu ist, nimmt er die Hülfe seiner Freunde in Anspruch, und erst wenn seine Leidenschaft (nicht das Recht, welches er garnicht kennt) befriedigt ist, erst dann hört seine Rache auf.

In einem Staate, in welchem einer über viele herrscht, darf dieses nicht geschehen; es kann nicht nach Willkür jeder dem anderen rauben, was ihm gefällt, das Eigentum wird beschützt; es darf nicht jeder nach eigenem Gefallen eine Beleidigung rächen, es ist ein Richter da, welcher die Schwere derselben bemißt und nach dieser Schwere und nach darüber festgehaltenen Grundsätzen die Strafe abwägt.

Aber es scheint sehr schwer, sich von der Stufe des selbsträchenden, rohen Naturmenschen zu derjenigen zu erheben, auf welcher man seine Privatsache nicht selbst ausficht, sondern dieselbe einem anderen Unparteiischen überläßt. Die Blutrache herrscht noch bei vielen Völkern, welche Europa bewohnen, Spanier, Portugiesen, Italiener und Griechen gehören zu diesen; aber auch die Schotten und die Norweger suchen bei angethaner Beleidigung nicht die Hülfe des Richters, sondern machen ihre Sache selbst aus, und diejenigen, welche sich in den civilisierten Ländern zum Adel zählen, thun ganz dasselbe im Duell, und so unglaublich festgewurzelt ist die Meinung, daß man seine Ehre wieder herstelle, indem man sich vom Beleidiger totschießen lasse, daß selbst in den Augen derer, denen man ein minder lebhaftes Ehrgefühl zuzuschreiben pflegt, ein solcher für unehrenhaft gilt, der nicht mit der Pistole in der Hand dem Beleidiger gegenüber tritt.

Gerade jene Nomaden, von denen wir sprechen, und die orientalischen Völker überhaupt sind hierin vernünftiger als wir, die wir uns für die höher gebildeten halten; sie kennen das Duell nicht, wohl aber hat sich unter ihnen der Rechtsbegriff so weit ausgebildet, daß auf eine Klage, bei dem Fürsten vorgebracht, die Bestrafung des Beleidigers oder überhaupt desjenigen, der dem Kläger ein Unrecht zugefügt hat, verfügt wird, zwar nicht nach einem geschriebenen Gesetzbuch, wohl aber nach einem Herkommen, welches in den meisten Fällen aufrecht erhalten wird; nur allerdings machen die Personen, welche beleidigt worden sind und welche beleidigen, einen Unterschied in der Bestrafung. Der Mord eines Häuptlings wird schwerer gerächt als der Mord eines Niederen oder gar eines Sklaven, die Beraubung eines vornehmen Herrn schwerer als die eines Untergebenen, und die Beraubung eines Untergebenen durch einen Herrn wird noch geringer geachtet und hat meistenteils nur die Wiedererstattung des Geraubten zur Folge. Weiter war man in unserm schönen Deutschland zur Zeit des Pferdehändlers Kohl-

hase auch noch nicht gekommen, dem ein sächsischer Adeliger ein halbes Dutzend der schönsten Pferde abnahm, welche der Mann erst nach vieljährigem vergeblichen Bemühen in solchem Zustande wieder bekam, daß er sie sofort dem Abdecker überweisen mußte, indessen dem adeligen Herrn für seinen Raub und sein hundertfältiges Unrecht kein Haar gekrümmt wurde, der Beraubte aber, der sich nun sein ihm vorenthaltenes Recht selbst nahm, es mit dem Tode von Henkershand büßen mußte.

Auch hier sehen wir wieder, wie Jahrtausende darüber vergehen müssen, ehe man sich von in Fleisch und Blut übergegangenen Vorurteilen zu trennen vermag. Die Bestrafung von Körperverletzungen durch eine Geldsumme ist in England und Holland sogar bis auf diese Stunde üblich, gewiß ein hinlänglich barbarischer Zustand, welcher erlaubt, daß der reiche Mann dem armen seine Nase oder ein Ohr oder die Hand abhaut oder ein Auge ausstößt oder ihn sonstwie verstümmelt, weil er nichts zu befürchten hat, als die Erlegung einer gewissen größeren oder kleineren Summe, je nach der Schwere der Verletzung.

Wo man aber rascher fortgeschritten ist, geht der Schutz des Eigentums mit der Erwerbung desselben Hand in Hand, und unter diesen Bedingungen kann sich die Zahl des Volkes sehr leicht vermehren, seine Macht sich vergrößern, so daß die Widerstandsfähigkeit desselben bedeutend genug wird, um die Begehrlichkeit außer seinen Grenzen wohnender Volksstämme im Zügel zu halten, denn mit dem Eigentum und der Zahl wächst die Macht, sich selbst zu schützen.

Reitervölker.

Je nach der verschiedenen Lage ihrer Heimat sind die Haustiere der Nomaden auch verschieden. Im mittleren Asien war es das Pferd, war es Schaf, Ziege und Rind, welche die Herden bildeten. Weiter nach Süden gehend, machten Kamele und Pferde, neben diesen aber verschiedene Arten von Ziegen den Besitz der Nomaden aus. Noch weiter nach Süden trat der Esel und der Elefant in die Reihe der Haustiere; das Schwein gehört den Wandervölkern nicht an, es wird nur bei ganz ansässigen und ackerbautreibenden Völkern als Haustier gefunden. Im höchsten Norden der alten Welt tritt als Herdenvieh das Renntier und der Hund auf, beide zugleich als Zugtiere gebraucht, aber auch das Renntier um der Nahrung willen. Der Hund wird nur da als Schlachttier benutzt, wo es an anderem größeren Getier gänzlich fehlt, wie z. B. auf Neuseeland; seit Einführung

der Schweine durch Cook hat aber der Hund seinen Wert verloren. Noch bleibt uns das Lama und das Guanaco für Südamerika übrig, aber nur für die mittlere Höhe des mächtigen Gebirgsrückens, welcher den großen Kontinent durchzieht, und für Patagonien; denn in den heißen Gegenden von Südamerika kann es nicht leben, und andere Tiere, welche der Züchtung wert gewesen wären, gab es daselbst nicht. Es hat daher in ganz Amerika niemals Nomadenvölker gegeben, was allerdings insofern zu verwundern ist, als im Norden dieses Kontinents zwei verschiedene Rinderspecies einheimisch sind, welche der Zähmung sowohl fähig als ihrer vollkommen wert gewesen wären. Es mag wohl daher kommen, daß der Bisonbüffel in den Steppen sich in so ungeheurer Menge vorfand, daß ein Bedürfnis der Zähmung gar nicht eintrat. Den Genuß der Milch und die Bereitung des Käses kannte man nicht, wozu hätte man Büffel zähmen sollen, da man ihr Fleisch ohne alle Mühe erhalten konnte?

Nach den verschiedenen Tieren, welche sie kultivierten, war auch die Lebensweise der Völker verschieden. Die einzige Hirschgattung, welche der Mensch zum Haustier gemacht hat, das Renntier, bildet ein ganz anderes Hirtenvolk, als das „schwer wandelnde Rind". Der Lappländer, der Bewohner des Nordens von Asien, kann ohne den Hund nicht bestehen, er ist der Hüter der Herde. Die Tausende von Renntieren, welche ein reicher Lappe besitzt, wandern während der einen Hälfte des Jahres ganz frei umher, um sich Nahrung zu suchen, werden aber mit dem Nahen der anderen Hälfte durch Hunde zusammengeholt, welche sehr genau die zu ihrem Gehöfte gehörenden Renntiere kennen und sie in kleinen Trupps nach Hause treiben, bis auch das letzte Stück wieder heimgekehrt ist. Bei den Rindern übernimmt der Mensch selber die Behütung, und so wie Nausikaa, die Tochter des Königs der Phäaken, mit ihren Mägden an das Meeresufer geht, um daselbst die wollenen Mäntel, Tücher und sonstigen Kleidungsstücke zu waschen, so hüteten die Söhne des Königs seine Rinder-, seine Schaf- und Ziegenherden. Und Eumäos, „der göttliche Sauhirt" auf Ithaka, muß wohl auch kein unbedeutender Mann gewesen sein, denn der König Odysseus und der Herr Kronprinz Telemachos werden von ihm zu Gast geladen, und prinzlicher Sohn und königlicher Vater lassen sich das Mahl des Sauhirten sehr wohl gefallen.

Wieder anders gestaltet sich das Leben da, wo das Pferd hauptsächlich als Haustier gezogen wird, so im mittleren Teile von Asien, woselbst das Pferd in ungeheuren Massen zu finden ist, teils in ganz wildem Zustande, teils aber zu Tausenden den Mongolen angehörig, von denen dann ein jeder seine Herde weidet, von ihrem Fleische, ihrer Milch lebt, aus ihren Fellen seine Hütten macht und sie zum Tragen von Lasten seiner selbst

oder seines Gepäckes benutzt. Die Mongolen im engern Sinne bewohnen die Hochebenen der Mongolei, jener chinesischen Provinz zwischen Altai, Tian Schan und Küenlün. Land und Leute sind in jüngster Zeit durch die Wanderungen kühner Russen wie Paladius, Prschewalski, Matussowski Sosnowski u. a. erforscht worden. Besonders Prschewalski drang in den Jahren 1870—73 von Kalgan aus bis zum Hoangho vor.

„Die ausschließliche Beschäftigung der Mongolen — berichtet Prschewalski — und die einzige Quelle ihres Wohlstandes ist die Viehzucht. Der Reichtum der Menschen wird dort nach der Anzahl seiner Viehherden bestimmt. Am meisten werden Schafe gehalten, dann kommen Pferde und Kamele; Rindvieh und Ziegen sind nur in geringer Zahl vorhanden. Die reichste aller Gegenden ist die Chalcha, deren Bewohner im Wohlstande leben. Der Nomade, welcher seinen ganzen Unterhalt, Speisung, Kleidung, Wohnung, seiner Herde verdankt und mit ihrer Hülfe noch hübsches Geld verdient, das teils aus dem Verkaufe von Vieh, teils auch aus den großen für den Transport von Waren durch die Wüste (Gobi) zu erlegenden Summen vereinnahmt wird, widmet seine ganze Aufmerksamkeit den Haustieren, während die Sorge für seine eigene Person und für seine Familie eine untergeordnete Rolle spielt. Das Übersiedeln auf einen anderen Weideplatz wird ausschließlich durch den Nutzen, den es dem Vieh bringen wird, bemessen. Wo es diesem wohl ist, d. h. wo es reichlich Futter und Tränke findet, siedelt sich der Mongole an, ohne auf andere Umstände Rücksicht zu nehmen. Das ganze Wissen des Nomaden hat nur auf sein Vieh Bezug, und seine Geduld mit diesem ist bewunderungswürdig; das widerspenstige Kamel wird in seinen Händen ein unterthäniger Lastträger und das halbwilde Steppenpferd ein gehorsames und ruhiges Reittier. Der Nomade liebt seine Tiere und hat Mitleid mit ihnen. Er sattelt um keinen Preis ein Kamel oder Pferd vor einem bestimmten Alter, und er verkauft für keinen Preis ein Lamm oder ein Kalb, da er es für Sünde hält, sie in der Jugend zu schlachten.

„Unbegrenzte Faulheit ist ein Charakterzug des Nomaden; das ganze Leben dieses Menschen vergeht in Nichtsthun, das durch die Bedingungen des wandernden Hirtenlebens begünstigt wird. Die Pflege der Herde bildet die einzige Sorge des Mongolen, und diese nimmt durchaus nicht seine Zeit in Anspruch. Pferde und Kamele gehen ohne jede Aufsicht in der Steppe umher und kommen nur im Sommer, einmal des Tages, zum Brunnen, um zu trinken. Das Hüten der Kühe und Schafe ist eine Obliegenheit der Frauen oder der herangewachsenen Kinder. Bei den reichen Mongolen, deren Viehherden nach Tausenden zählen, werden gemietete Hirten gehalten, welche selbst arm sind und keine Familie haben. Das Melken der Herde,

das Sammeln der Sahne, Buttern, Kochen und die anderen häuslichen Arbeiten gehören fast ausschließlich zu den Pflichten der Hausfrau. Die Männer thun gewöhnlich nichts und reiten von morgens bis abends von einer Jurte zur andern, um Thee oder Kumys zu trinken und mit dem Nachbar zu plaudern. Die Jagd, welche die Nomaden bekanntlich leidenschaftlich lieben, dient bis zu einem gewissen Grade dazu, die Langeweile zu vertreiben. Die Mongolen sind aber mit seltenen Ausnahmen schlechte Schützen und haben keine guten Gewehre. Selbst eine Luntenflinte findet man selten bei ihnen, und oft vertreten sie Pfeil und Bogen. Bei Beginn des Herbstes erleidet das Faulenzerleben der Mongolen eine Änderung. Sie sammeln dann ihre Kamele, nachdem diese sich genug herumgetummelt, und bringen sie nach Kalgan oder Kuku Choto, um sie dort zum Transporte (von Thee, Salz, Proviant für die chinesische Armee) zu vermieten. Sie bringen nun den Eigentümern ungeheuren Gewinn. Im Anfange des April hört der Transport auf; die abgemagerten Kamele werden wieder in die Steppe getrieben, und ihre Eigentümer überlassen sich der Ruhe in gänzlicher Unthätigkeit.

„Diese Faulheit zwingt den Mongolen, immer zu reiten und sorgsam jede Bewegung zu Fuß zu vermeiden. Selbst auf einige hundert Schritte bemüht sich der Mongole nicht zu Fuß, sondern besteigt gewiß sein Pferd, das deshalb auch beständig gesattelt vor der Jurte steht. Auch seine Herde hütet der Nomade reitend, und während seiner Reise mit der Karawane steigt er höchstens dann vom Kamele, wenn ihn der bittere Frost dazu zwingt; aber auch dann geht er nur 1 höchstens 2 Kilometer. Vom beständigen Reiten sind sogar die Beine des Nomaden etwas gebogen, und er umfaßt den Sattel mit den Schenkeln so fest, als ob er an ihn angewachsen wäre. Das wildeste Steppenpferd richtet gegen einen Reiter wie der Mongole nichts aus. Wenn der Nomade auf seinem Renner sitzt, ist er thatsächlich in seinem Elemente; er reitet nie Schritt, selten Trab; er fliegt immer wie der Wind durch die Steppe. Aber der Mongole kennt und liebt sein Pferd. Ein guter Renner, ein Paßgänger ist sein größter Stolz, und er verkauft ein solches Pferd auch in der größten Not nicht. Zu Fuß gehen ist eine Schande bei den Mongolen, selbst wenn es nur bis zur Jurte des nächsten Nachbars wäre."

Als sonstige Charaktereigenschaften des Mongolen hebt Prschewalski noch hervor seine Feigheit, Neugierde und — Unreinlichkeit. Die Kleidung besteht immer aus einem langen, schlafrockähnlichen Rocke aus blauem Baumwollenstoff, chinesischen Stiefeln, niedrigem Hute, dessen Krempe nach oben gebogen ist. Hemden und Unterkleider tragen die Nomaden gewöhnlich nicht. Im Winter ziehen sie warme Beinkleider und Schafpelze an, den Kopf be-

decken sie mit warmen Mützen. Die Wohnung des Mongolen ist die Filzjurte oder „Gyr". Dieselbe ist rund mit einem konischen Dache, in welchem sich eine Öffnung befindet, die gleichzeitig als Rauchfang und Fenster dient. Das Gerippe der Jurte bilden Holzstangen; es ist mit Filzdecken umkleidet, welche man im Winter verdoppelt. In der Mitte des Innern ist der Herd; ringsherum liegen Filzdecken zum Sitzen und Schlafen. Die Jurte läßt sich leicht auseinander nehmen und transportieren, wenn der Weideplatz geändert wird.

Der Mongole wäscht während seines ganzen Lebens nicht einmal den Körper, sehr selten und nur ausnahmsweise Hände und Gesicht. Infolge des beständigen Schmutzes wimmelt die Kleidung der Nomaden von Un-

Filzjurte der Mongolen.

geziefer, das sie, ohne sich durch die Gegenwart eines Fremden stören zu lassen, töten. Man kann alle Augenblicke sehen, wie ein Mongole, manchmal auch ein Beamter oder wohl gar ein angesehener Lama, sein Kleid oder seinen Pelz umkehrt, die zudringlichen Insekten fängt und sogleich mit dem Tode bestraft, indem er sie auf seinen Vorderzähnen zerdrückt.

Die Speisen nimmt der Mongole mit den Händen zu sich; das Fleisch (bevorzugt wird Hammelfleisch) wird in großen Stücken zum Munde gebracht, so viel als eben Platz ist, und der Rest mit dem Messer abgeschnitten. Die Gefräßigkeit ist unglaublich; er kann während eines Gelages nicht weniger als 5 Kilo Hammelfleisch verzehren. Es finden sich Gourmands, welche während eines Tages einen ganzen Hammel verspeisen;

ein Hammelviertel ist die gewöhnliche mittlere Portion. Gewöhnlich wird das Fleisch gekocht. Hat der Mongole Eile, so legt er ein Stück rohes Fleisch unter den Sattel seines Kamels und verzehrt es unterwegs nach Bedarf.

Die Religion des Mongolen ist der Buddhaismus; der Einfluß der buddhaistischen Priester ist grenzenlos. Den Priester anzubeten, seinen Segen zu erhalten, ja nur den Zipfel seines Rockes zu berühren, ist das größte Glück, dessen er teilhaftig werden kann — wenn auch nur für schweres Geld!

Die asiatischen berittenen Hirtenvölker finden in ihrer Nähe nicht gerade viel Dörfer oder Städte, welche sie plündern könnten, deshalb sie auch selten in großen Horden zusammenhalten; sie sind in kleinen Trupps über weite Flächen ihrer Heimat verbreitet, aber deshalb gerade um so gefährlicher für den Reisenden, der es daher auch niemals wagen darf, ohne tüchtige Begleitung von Kosaken seinen Marsch anzutreten. Aber in früheren Zeiten mußten die mehr civilisierten Staaten Entsetzliches erdulden von diesen Räuberhorden, welche in der Zahl von Millionen hereinbrachen über Europa, so im fünften Jahrhundert unter Attila bis nach Gallien und Italien dringend und bei ihrer Rückkehr nach der alten Heimat, diese nicht mehr erreichend, sondern sich in Ungarn eine neue Heimat bildend. So im 13. Jahrhundert unter Batu Khan bis nach Schlesien, woselbst sie dann allerdings, aufgehalten von der kaltblütigen Tapferkeit der deutschen Ritter und Knappen, größtenteils ihr Leben ließen auf dem Felde, was seit jenem blutigen Tage die Walstatt heißt.

In gleicher Weise überschwemmte ein Reiterheer unter Nadir Schach die Halbinsel diesseits des Ganges, stürzte die alten Throne um und bildete das Reich der Moguln.

Aber schon viel früher als Batu Khan (1240) oder Attila (450) unterlagen die Perser den Reitervölkern aus Hochasien, nicht minder geschah es mit China, und so sehen wir zu allen Zeiten, wie gefährliche Nachbarn diese wilden räuberischen Reitervölker sind. Jetzt allerdings ist ihre Macht nicht mehr groß. Manche Ethnographen meinen zwar, ihre Zahl an sich habe nicht abgenommen, und die Mongolen in Mittelasien könnten noch ebenso viele berittene Männer ins Feld stellen als zur Zeit des Attila oder des Dschingis Khan. Aber selbst wenn dieses wahr wäre, was stark zu bezweifeln ist, so hat die Bevölkerung der europäischen Staaten so sehr zugenommen, so ist die Wehrhaftigkeit derselben so sehr gestiegen, daß die Bevölkerung einer Provinz Preußens genügend wäre, um eine solche Völkerwanderung zu dämmen, den Strom aufzuhalten. Zur Zeit des Götz von Berlichingen und seines Spießgesellen, des Hans von Selbitz, klagten die viel hundertfältig von ihnen beraubten Städter von Heilbronn bis Nürnberg beim Kaiser über die Herren Spitzbuben, und der Kaiser antwortete

ihnen, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend: „Du lieber Gott, was seid ihr für Leute! Hat der eine nur eine Hand, so hat der andere nur ein Bein. Wenn ihr jetzt schon so wehklagt, was wolltet ihr dann machen, wenn sie zwei Arme und zwei Beine hätten?"

Aus diesem Zeitalter sind wir heraus; jetzt würden die Bauern eines Dorfes mit ihren Dreschflegeln die wackeren Herren niederschlagen, und da nun in unseren Heeren die bloße rohe Kraft auch noch geregelt und die Waffenführung und der Krieg überhaupt zu einer Wissenschaft ausgebildet ist, dürften wir von einem Attila, trotz seiner persönlichen Tapferkeit, nicht allzuviel befürchten.

Auf die Sitten und auf den Charakter der Völker hat der Besitz der Rosse ganz besonders eingewirkt. Ursprünglich waren die amerikanischen Völker nur Jäger und Krieger; sie wanderten zu Fuß, sie wandten, um das Jagdtier aufzufinden und zu besiegen, alle möglichen Listen an, und sie führten Krieg in eben solcher Weise. Der Besitz der Pferde hat sie flüchtig gemacht; sie beschleichen das Wild oder den Feind nicht mehr, sie überfallen das eine oder das andere. Sie kämpfen nicht mehr so viel mit Sorgen um Nahrung, denn das rasche, gewandte Pferd verschafft ihnen das Erforderliche. Wenn sie ein Gehöft oder ein Dorf überfallen, so rauben sie nicht nur die wertvollsten Gegenstände, die Schätze, die Herden, sondern sie schleppen auch die Weiber und Mädchen und die jungen Männer, die Jünglinge, welche noch nicht in den Reihen der Krieger gefochten haben, mit sich fort. Diese werden Sklaven in ihren Niederlassungen; dadurch wird der größte Teil der Arbeit von den Schultern der armen Frauen genommen, und diese erlangen dadurch ein bequemeres, freieres Leben, gewinnen an Lebensmut, an Lebensfrische, hören auf selbst Sklavinnen zu sein, werden Gefährtinnen des Mannes. Ein heiteres, ein minder beschwerliches Leben beginnt, und wo sonst finsterer Ernst heimisch war, wie unter den Araukanern, Apalachen oder Komanchen, da sieht man jetzt laute und rauschende Fröhlichkeit, Tanz und Spiel; aber verweichlicht ist niemand, denn auf den Höhen bei den Niederlassungen stehen Wachen, welche die Gegend umher erspähen und Nachricht sowohl von einem andringenden Feinde wie von einer vorbeiziehenden Karawane geben, und sie werfen sich auf ihre immerfort bereit stehenden Rosse und wehren sich gegen die Angreifer mit einer Tapferkeit, welche meistenteils zum Siege führt. Es würde einem Ferdinand Cortez wohl nicht mehr gelingen, mit 70 beharnischten Männern und 15 Pferden die Reiche zu erobern, welche damals unter seiner schweren Hand erlagen, denn dieselben Tiere, mit denen die Amerikaner besiegt wurden, sind jetzt im Besitze dieser und werden wohl in einer gewandteren Weise gehandhabt, als es jemals von Soldaten hat geschehen können.

Auf die großartigste Weise hatte sich entwickelt das Reitervolk der Numidier; es nahm die ungeheure Fläche ein, welche Nordafrika am Mittelmeersaume bietet. Es scheint, als seien diese ein Mischlingsvolk gewesen, ausgewandert aus Kleinasien, vielleicht zum Teil selbst aus dem eigentlichen Kanaan stammend, vertrieben durch einwandernde Völker und ihnen, wie z. B. den Israeliten, platzmachend, um ihre Freiheit, ihre Unabhängigkeit zu wahren. Die kleinen Völkerstämme, welche vorher nomadisierend das gelobte Land bewohnt hatten, zogen jetzt westwärts nach dem benachbarten Ägypten und durch dieses hindurch nach Libyen, welches sie entweder in seiner ganzen Ausdehnung überschwemmten und bevölkerten, oder woselbst sie sich möglicherweise auch mit den bereits dort wohnenden Völkern verbanden, zu ihren Mischlingselementen noch ein neues Element fügend, um mit diesen ein Ganzes zu bilden. Niemand kann dieses entscheiden, denn weniger als irgend ein anderes Volk haben die Numidier eine Geschichte, wir lernen sie erst durch die Ansiedelung der Karthager in Nordafrika kennen, und da treten sie uns entgegen als ein mächtiges Reitervolk, mit dem die neuen Eindringlinge sich gerne verbinden, welche sie zu Bundesgenossen heranziehen und endlich gar in ihren Sold nehmen. Die Libyphönicier waren bis zum Atlas verbreitet, und in den Vorbergen desselben hatten sie zahlreiche Dorfschaften und offene Flecken, von denen aus sie ihre Raubzüge nach allen Richtungen hin leiteten, während die Weiber und Sklaven, d. h. die im Kriege gefangenen oder auf ihren Raubzügen mitgenommenen Männer, Acker und Garten bebauten und so eine Fülle von Nahrungsmitteln erzeugten, in denen nicht nur die heimkehrenden Familienhäupter schwelgen konnten, wenn sie ruhen wollten von ihrer Arbeit, sondern welche auch noch genügten, um das aufblühende Karthago überreich mit den Bedürfnissen zu versorgen.

Wir kennen, wie bereits oben bemerkt, keine Geschichte der Numidier, sie werden uns vorzugsweise erst bekannt durch Karthago, welches sich mit ihnen vereinigte, und dann durch die Geschichte Roms, welches harte Kämpfe mit den tapfern Reiterscharen unter Massinissa und Jugurtha hatte. In diesem Zeitraum sind sie auch nicht mehr rohe Nomaden, sondern schon ansässige Leute, obwohl ihre Herden noch immer ihren Haupt-, ja ihren einzigen Reichtum ausmachen; sie haben auch schon einen Grad von Bildung erhalten, an den Höfen ihrer Fürsten wurde die phönicische Sprache geredet, so daß nicht ihre eigene Sprache in den Hintergrund trat, sondern beinahe vergessen wurde. Aber das ursprüngliche Volk, welches die Phönicier kennen lernten, als sie sich eine neue Stätte suchten, Karthago gründeten, waren ganz das, was wir jetzt noch in der Mitte von Asien finden, Hirten, welche von Land zu Land zogen, vom Raube lebten, aber eben weil sie

bereits Eigentum hatten, geeignet waren, der Civilisation zu dienen und sie selbst anzunehmen.

So sehen wir denn die Karthager den größten Vorteil von den Numidiern ziehen; sie fesseln dieselben zuerst dadurch an sich, daß sie ihnen die Früchte des Ackerbaues abkaufen, dann sie in ihre Dienste nehmen als Arbeiter, als Schiffer, endlich sie in ihre Kriege verwickeln und sie als Hülfstruppen, viel eher könnte man sagen, als ihre kernigsten, besten Truppen in ihren Kriegen brauchen, so daß sie durch diese ihre eigentlichen Land- und Seetruppen nicht nur rekrutiert sahen, sondern dieselben fast ausschließlich aus Numidiern bestanden.

Später tummeln sich in denselben Räumen semitische Völker, die Araber, denn mit den Römern sind auch die Numidier untergegangen, sie verschwinden aus der Geschichte.

Auch hier ist die älteste Geschichte der Araber in ein vollständiges Dunkel gehüllt. Man glaubt sie in den Hyksos, welche Ägypten eroberten und einige Jahrhunderte lang beherrschten, zu erkennen, dann treten sie in dem Lande auf, welches wir noch jetzt Arabien nennen, und mit ihnen hat bereits Moses viel zu thun, doch bilden sie noch keine zusammenhängende Macht und sind folglich von dem staatsklugen und heldenhaften Führer der Israeliten bald unterworfen; ihre Reste sehen wir noch in den Beduinen, welche als Räuber- und Reitervölker Arabien nach allen Richtungen durchziehen und dem Handel die größten Schwierigkeiten entgegensetzen.

Mohammed vereinigt sie durch eine neue Religion, macht sie zu einem erobernden Volk, und so überschwemmen sie Nordafrika, und so gelangen sie nach Spanien, erobern dieses und liefern sogar den Galliern unter Karl dem Großen siegreiche Schlachten, bis sie endlich unterdrückt aus Spanien verjagt werden, was erst zur Zeit der Entdeckung Amerikas geschah, und von da ab wieder ausschließlich den Atlas und das ganze Territorium, welches ehemals die Numidier einnahmen, zu dem ihrigen machten. Dort finden wir sie noch als Kabylen und unter vielen anderen Namen; sie sind es gewesen, welche unter Abd-el-Kader den Franzosen jahrelang einen erfolgreichen Widerstand leisteten, sie sind es, welche noch jetzt in regellosen Scharen Algier und die übrigen Festungen umschwärmen, die Kolonisation aber derart erschweren, daß sie bis jetzt noch nicht festen Fuß fassen kann.

Was hier im Süden des Mittelmeers vorging, sehen wir auch an der Ostseite desselben oder seiner Zuflüsse sich in ähnlicher Weise gestalten. Um das schwarze Meer her und in den ungeheuren Räumen, welche sich von diesem und dem Kaspisee nach Norden und Osten erstrecken, wohnte ein Nomadenvolk, die Skythen, welche sowohl eine große Macht in ihrem Lande selbst entwickelten, als auch erobernd rings umher auftraten und

sich (600 Jahre v. Chr. Geb.) eine Menge der benachbarten Völker zinsbar machten.

Zu ihnen gehörten die Alanen an der Ostseite des oberen Dniepr, welche schon als Verwüster und Eroberer auftreten. Sie bildeten ein mächtiges Reitervolk, welches sich seinen Nachbarn sehr furchtbar machen mußte; in dieser Eigenschaft sehen wir sie, wahrscheinlich von den Hunnen gedrängt, nach Westen ziehen. Sie verbinden sich hier mit den Vandalen und gehen vereinigt mit ihnen immer weiter westwärts, ungefähr um das Jahr 409 durch Macedonien, durch das Donauland, das ganze Germanien bis nach Gallien, welches sie verwüsten. Sie dringen dann sogar über die Pyrenäen und lassen sich in Spanien nieder, so in Karthagena und an anderen Orten. Dasselbe geschah mit ihren Genossen, den Vandalen, welche im westlichen und südwestlichen Teile ihre Sitze nahmen, bis die nachfolgenden Goten sie hier in solcher Weise drängten, daß sie gezwungen waren, Spanien zu verlassen und mit den Alanen zu einem Heere von 150 000 streitbaren Männern vereinigt über die Meerenge nach Afrika gehen, wie wir die in Nordafrika wohnenden Völker südwärts vom Mittelmeer wiederfinden, von wo sie denn nach einem großen Kreislauf zurückkehren auf den früheren Schauplatz ihrer Thaten und wiederum mit der Kultur der Griechen und Römer zerstörend zusammentreffen. Geiserich machte die Römer zittern, er drang mit seinen furchtbaren Horden bis in die Weltstadt selbst und plünderte sie zehn Tage lang; seine Nachfolger machten allerdings Streifzüge bis weit in die benachbarten Länder hinein, waren jedoch nicht mehr einig und wurden daher nach und nach einzeln geschlagen, so daß auch sie aus der Geschichte verschwinden. Aber ein noch weit mächtigeres Volk, die Hunnen, tritt in ihre Fußstapfen. Wie es sie ursprünglich verdrängt hat aus dem Lande der Skythen, so geht dieses Reitervolk ihnen nunmehr nach und tritt zuerst an den Ost- und Nordgrenzen des römischen Reiches erobernd auf. Da dieselben in lange dauernde Kriege nicht bloß mit den wilden Germanen, sondern auch mit den tapferen römischen Heeren verwickelt waren, so kennt man sie durch mannigfaltige Beschreibungen der alten Historiker genauer und besser als die übrigen Völker, welche entweder mit ihnen verwandt oder wenigstens mit ihnen in gleicher Weise aufgetreten sind.

Die Hunnen waren ein Menschenstamm, der vielleicht mit den Alanen ursprünglich die nämlichen Sitze hatte oder etwas weiter hinter ihnen am und hinter dem kaspischen See wohnte. Sie waren von kurzer Gestalt, von mächtig breiten Schultern, hatten hervorstehende Backenknochen, plattgedrückte Nasen, tiefliegende kleine Augen und hatten keinen Bart, oder besser gesagt, sie fanden denselben so unschön, daß sie ihn vertilgten, nicht, wie

es noch jetzt die nordamerikanischen Völkerschaften thun, durch Ausrupfen, sondern dadurch, daß sie die Haut um das Kinn her mit Brandwunden, mit Streifen neben einander bedeckten. Man erzählt, sie seien so schlechte Fußgänger gewesen, daß man sie für gelähmt hätte halten können. Was davon wahr ist, kommt auf Rechnung ihrer Lebensweise, sie kannten keine andere Art sich zu bewegen als das Reiten. Zu Pferde wanderten sie von Ort zu Ort, zu Pferde hielten sie ihre Beratungen, auf dem Rosse sitzend hielten sie ihre Mahlzeit, und während des Marsches schliefen sie auf dem Pferde. Feste Wohnstätten kannten sie gar nicht, die ihrer Familien waren große Wagen, dies war ihr Braut- und Hochzeitsgemach und später die Stätte der Geburt ihrer Kinder; so lange, bis sie laufen konnten, blieben sie auf diesem Wagen, dann nahm der Vater eines nach dem andern mit sich zu Pferde, und dann — vom dritten Jahre — tummelte ein jedes Kind selbständig sein Roß, Mädchen sowohl als Knaben.

So rauh wie sie war auch ihre ganze Lebensweise. Sie hatten, wie begreiflich, keine Spur von Ackerbau; soweit sie vegetabilische Nahrung genossen, bestand diese aus zufällig gefundenen Pflanzenteilen, Wurzeln u. dergl., sonst lebten sie nur von Fleisch, und zwar wurde dieses nur ausnahmsweise gekocht oder gebraten, es wurde dadurch mürbe gemacht, daß es, auf den Rücken des Pferdes unter die Satteldecke gelegt, von dem Reiter mürbe geritten wurde, eine Prozedur, welche der (urspr.) Verfasser oft genug mit angesehen, als er in den Feldzügen von 1813 und 14 häufig in Kameradschaft mit den Kalmücken und Baschkiren kam. Die Würze des so bereiteten Fleisches ist der salmiakhaltige Schweiß des Pferdes, nicht ganz nach unserem Geschmack, desto mehr aber nach dem jener tatarischen Horden.

Es läßt sich denken, daß solche Leute geeignet waren, sich den angrenzenden Völkern auf das äußerste furchtbar zu machen, und wir haben schon gesehen, daß sie es waren, welche die Alanen vor sich hertrieben, deren Stelle einnahmen und bald, hiermit nicht mehr zufrieden, ihnen nachrückten, ganz Pannonien, ganz Germanien und Gallien durchzogen und unter Attila, welcher die vielen zerstreuten Horden vereinigte, den Römern gegenüber traten und sie so lange und so oft schlugen, bis es endlich dem Aëtius gelang, in den katalaunischen Gefilden ihnen Schranken zu setzen, wiewohl nicht ohne die furchtbarsten Opfer, so daß die Macht Roms erbebte unter dem furchtbaren Tritt dieser entsetzlichen Horden. Das vermochte die rohe Kraft, nur geleitet von dem Talent eines tüchtigen Mannes, das vermochte eine Masse gänzlich unkultivierter Menschen, deren Waffen zum größten Teil nur Schneiden von Knochen hatten, die aber mit Schlingen ihre Gegner umstrickten und wehrlos machten, sie von den Pferden rissen und dann

schlachteten. Sie drohten die ganze, mühsam heraufgebildete Kultur zu vernichten und die Welt wieder zurückzuwerfen in den Zustand der Finsternis, aus dem sie sich kaum und nur mühsam erhoben. Sie und die Goten brachten auch jenes tiefe Sinken der Wissenschaften und Künste hervor, worunter wir das Mittelalter leiden sehen, und während des Laufes desselben kamen ähnliche Horden wieder zum Vorschein und schienen vollenden zu wollen, was jene früheren Räuber- und Mörderscharen nicht vollendet hatten, die ganze Zerstörung, die ganze Vernichtung alles dessen, was durch Jahrtausende gewonnen worden war.

Batu Khan, der Enkel des berüchtigten Dschingis Khan, fiel mit seinen räuberischen Horden in Rußland, Polen und Dalmatien ein, und erst auf dem berühmten Schlachtfelde von Wahlstadt in Schlesien setzte die Tapferkeit deutscher Ritter dem weiteren Vordringen dieser entsetzlichen Horden ein Ziel.

Sein Großvater trat in ähnlicher Weise 1170 in Persien und Indien auf; zuerst vereinigte er die Horden seiner Verwandten unter sich und unterwarf die ganze Mongolei. Mit der vereinigten Macht dieser Räuberhorden, die ihm nun zu Gebote standen, wandte er sich nach China und unterwarf sich dasselbe gänzlich, daher noch jetzt das chinesische Reich tatarische Regenten hat. Hierauf wandte er sich nach Persien und Indien, und die Moguln, welche von den Engländern gestürzt worden sind, waren seine Nachkommen.

Bis in das vorige Jahrhundert reichen die Gewaltthaten dieser Reitervölker. Thamasp Kuli Khan, Anführer einer Bande von 5000 Räubern, machte in Khorasan furchtbar verheerende Züge und bekämpfte sogar mit Glück den Beherrscher von Persien, bis einer nach dem andern sich gegen ihn verband, und Thamasp, ein schwacher Mann auf dem Throne von Khorasan, diesen Kuli Khan zu seinem Beistand wählte; hiernach nahm er den Titel an, den wir in seinem Namen finden, er bedeutet Sklave und Fürst, also zwar Sklave, aber doch Fürst.

In dieser Eigenschaft erhielt er den Oberbefehl über das Heer von Khorasan und erwarb sich durch glückliche Unternehmungen so sehr das Vertrauen des Herrschers, daß derselbe ihm auch neben dem Heeresbefehl die übrigen Staatsgeschäfte übertrug. Die Afghanen hatten Persien und besonders Khorasan sehr bedrängt, Kuli Khan schlug dieselben aus dem Lande, aber im Jahre 1733 machte er seinen Herrn zum Gefangenen samt seinem ganzen Harem, ließ sich zum Schach erwählen, und nunmehr nannte er sich Nadir Schach, schloß mit seinen Feinden rings umher Frieden, und als er im Jahre 1738 ein Heer von 200 000 Tataren und Mongolen zusammengebracht, überfiel er das indische Reich, eroberte dasselbe und verwüstete es

auf eine entsetzliche Weise, worauf er nach zweijährigem Aufenthalt wieder nach Persien zurückkehrte.

So sehen wir die wilden Horden überall gegen die Kultur auftreten, sehen wir sie als die gefährlichsten Feinde derselben Greuel über Greuel verüben, und man möchte wohl sagen, wir sehen sie die Welt umgestalten. Freilich ist es nur denkbar, wo die Zahl solcher Völkerschaften sich auf Millionen beläuft, und wo gewaltige, unternehmende Menschen sich an die Spitze dieser raublustigen Leute stellen und ihnen allen einen und denselben Willen einzuhauchen vermögen. Die Reitervölker, welche noch jetzt Asien, Afrika und Amerika bewohnen, werden uns zu keiner solchen Besorgnis Anlaß

Kirgisen.

geben. Die Araber, die Kasaken und Kirgisen, die Baschkiren, oder die Komanchen in Nord- und die Pampas-Völker in Südamerika werden die Welt nicht umgestalten, doch sind sie immerhin so eigentümlich und so interessant, daß es wohl der Mühe lohnt, einen Blick auf dieselben zu werfen.

Im turkestanischen Tieflande, und zwar in der tiefen aral-kaspischen Senkung liegt die Kirgisensteppe, bewohnt von dem Stamme der Kirgisen. Man begreift unter diesem Namen eigentlich zwei verschiedene Stämme, nämlich die Kasaken, welche irrtümlicherweise als Kirgisen gelten, und die eigentliche Kirgisen (Kara- oder schwarze Kirgisen), welche letztere nur die umliegenden Gebirge bewohnen. Die Karakirgisen, wahr-

scheinlich ein Mischvolk von Mongolen und Türken, teilen sich in zwei Völkerschaften: die Rechten (on) und die Linken (sol), welche wieder in Stämme und Familien zerfallen. Im Norden vom Syr — neben dem Amu-Darja der wichtigste Strom Turkestans — haben ihre Weideländereien die größte Ausdehnung von Osten nach Westen, indem sie im Norden an die Kasaken, im Süden an die ansässige Bevölkerung Ferghanas und im Osten an Turkestan anstoßen. Im Süden des Syr dehnen sich alle Ländereien, die von diesen nomadisierenden Stämmen besetzt werden, vorzugsweise von Norden nach Süden aus, indem sie sich mit ihrer östlichen Seite an die ansässige Bevölkerung Ost-Turkestans, mit ihrer westlichen an jene von Ferghana und Bokhara anlehnen. Ihre Weideländer im Tian-Schan, südlich vom Syr, sind strichweise von den Wohnplätzen der kriegerischen und fanatischen Berg-Sarten durchsetzt. Die nördlichen Kara-Kirgisen haben unter sich nicht den geringsten Verband, noch irgend welche gesamtstaatliche Einrichtungen; ihre zahlreichen Stämme sind unter sich gänzlich geschieden und bekriegen einander, sogar jeder einzelne Stamm zweigt sich wieder in Abteilungen ab, die sich gleichfalls befehden. Alle ihre kriegerischen Kräfte werden durch endlose innere Kämpfe absorbiert, zu denen noch die Streitigkeiten mit den Kasaken hinzukommen, so daß trotz ihrer Wildheit sie ohne Mühe von den Chinesen und Khokanzen unterjocht wurden, worauf in jüngster Zeit ein Stamm nach dem andern, einige wenige ausgenommen, freiwillig die russische Oberherrschaft annahm. Die Wohnplätze der nördlichen Kara-Kirgisen sind von den südlichen durch einen wilden, kaum zugänglichen Gebirgsknoten an den Quellen des Tschui und des Narym geschieden, wo der wenig zahlreiche Stamm der Tschiriken sitzt, der die russische Oberherrschaft ebenfalls anerkennt. Die südlichen Kara-Kirgisen stehen im engsten Verbande mit Khokand und bilden dort im Verein mit den Kiztschaken und Berg-Sarten die herrschende Rasse und den kriegerischen Kern. Sie haben sich die khokanzische Halbcivilisation angeeignet und waren durch ihre Energie unabhängig und einflußreich im Khokand geworden. (Globus, XII. 1867 S. 145—146, und Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Berlin 1867, II S. 84.) Sie sind auch als Alai-Kirgisen bekannt. (Shaw, Visits to high Tartary, S. 31.) Zu diesem großen Stamm gehören die Horden, welche auf beiden Seiten des Pamir-Gebirges auf den Bergeshängen wie in den Steppen nomadisieren. Sie haben das Gebiet des Sargkul inne, und ein kleiner Teil ist vor mehreren Jahren bis zu den Weideplätzen von Sarikia am Karakasch-Flusse bei Sendschu gelangt; es ist dies der südlichste Punkt, den die Nomaden jemals erreicht haben.

Die Kasaken (Alexis de Leveschine, Description des hordes et des steppes des Kirzigh-Kazaks ou Kirgiz-Kaissaks. Trad. du russe par

Ferry de Pigny. Paris. 8°. — Fuhrmann, Die Kirgisen und ihr Leben. Globus, X. S. 180—185) kann man als ein Übergangsvolk ansehen, denn in ihrer äußeren Erscheinung haben sehr viele von ihnen mongolische Züge, aber durch ihre Sprache reihen sie sich den Turkvölkern an. Sie sind größtenteils Rußland unterworfen und teilen sich in drei Horden: die große Horde (ulu dschus) im Süden des Balkasch bis zum Issi-Kul; die mittlere (orta dschus), zwischen dem Balkasch und der sibirischen Stadt Omsk, und die kleine Horde (kütschüh-dschus), im westlichen Teile der Steppe, zahlreich bis zum Taschkend und zum Tschui. Man kann also sehen, daß die ausgedehnte Landstrecke, welche von den Mündungen der Wolga und des Uralstromes im Westen sich gegen den Osten bis in die Dsungarei hineinstreckt, im Norden von Sibirien, im Süden von Turkestan begrenzt, den Kasaken gehört. Sie wird allezeit eine Region nomadischer Völker bleiben und ist recht eigentlich für Wanderhirten geschaffen. Ackerbau könnte auch unter sehr günstigen Bedingungen immer nur in beschränktem Umfange getrieben werden. Allerdings fehlt es nicht an Punkten, an denen die Bestellung der Felder lohnen würde, aber ein seßhaftes Leben ist dem Kirgisen vom Grund der Seele zuwider; er ist von der Natur selbst zum Viehhirten angelegt und durchstreift ein Land, dessen ganze Beschaffenheit seiner Neigung zusagt. Nur in der Steppe, über die er in leichten Tarantassen, Steppenfuhrwerken, mit Windsbrauteile dahinjagt, ist ihm wohl, und während einiger Monate im Jahre auch im Hochgebirge, weil dasselbe seinen Herden üppige Weiden darbietet. Aber gegen den Herbst treibt er das Vieh wieder zu Thal und nimmt seine Filzhütten mit sich. Sobald aber im Frühling die weite Fläche sich mit Kräutern überzieht und die Kaiserkronen und Tulpen ihre Millionen und aber Millionen Blumen zeigen, dann werden die Winterjurten abgeschlagen, und unzählige Herden sind in unabläßiger Bewegung. Während aber die Kasaken ihre Jurten auf der ganzen unermeßlichen Ausdehnung der Steppe zerstreuen und selten mehr denn zwanzig derselben auf einem Platze anzutreffen sind, errichten die Kara-Kirgisen die ihrigen in ein und demselben Thale, wo sie Linien von mehreren Werst einnehmen.

Der Kirgise ist mürrisch, rauh und heftig, aber er hat mehr Aufrichtigkeit und natürliche Gutherzigkeit als der Kasak. Er führt Krieg, aber er stiehlt nicht; beide sind aber nur äußerlich Mohammedaner; ohne Priester, ohne Moschee, ohne Fanatismus, beschränkt sich auf wenige Ceremonien ihre ganze Religion. Beide sind vorwiegend Viehzüchter, jedoch meist nur von Milchnahrung lebend; den Ackerbau betreiben die Kirgisen mehr als ihre Nachbarn, die Kasaken (Radloff, Beobachtungen über die Kirgisen, Petermanns Geogr. Mitteil. 1864, S. 63—68). Im allgemeinen erscheint

uns das Leben der Nomaden auf der Steppe einförmig. (B. Zaleski, La vie des steppes Kirghizes, descriptions, recits et contes. Paris 1865, Fol.; und Hermann Wagner, Reisen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens und des angrenzenden Central-Asiens. Leipzig 1864. — 8.) Es bewegt sich lediglich um zweierlei Dinge: um die Herden und um den Krieg, denn der Wanderhirt ist allemal auch ein wehrhafter Mann, und der Kasake zumal auch gern ein Räuber. Die Raubzüge, „Barantas", unternehmen sie gegen die Herden gewöhnlich in den heißesten Tagesstunden; einen „Aul" (sprich A-ul), ein Lager von Zelten, hier „Jurten" oder „Kibitken" genannt, überfallen sie am liebsten, wenn die Nacht zu Ende geht und Hunde und Hirten, durch die Nachtwache ermüdet und im Schlummer liegend, nicht mehr sorgfältig aufpassen. Am Kampfe liegt ihnen nichts, sie wollen nur Beute machen, und deshalb trachten sie ganz besonders darnach, Verwirrung in die Herden zu bringen und so viel Vieh als irgend möglich fortzutreiben. Aber dabei kommt es denn manchmal zu äußerst blutigen Handgemengen. Aller Hader zwischen den verschiedenen Stämmen hört jedoch auf, wenn ein Häuptling gestorben ist. Dann ist weit und breit in der Steppe Waffenruhe, Raubzüge finden nicht statt, und Feind und Freund kommen von nah und fern zum Begräbnisse herbei. Die Gesamtzahl der Kasaken wird höchstens etwa 700 000 betragen, die fast alle in Abhängigkeit vom Kaiser von Rußland stehen, der im Fortgange der Zeit die einzelnen Horden durch Waffengewalt oder Geschenke mehr oder weniger unterworfen hat. Daran mußte der russischen Politik um so mehr liegen, als auf der ganzen Strecke vom kaspischen Meere bis zum Altaï-Gebirge alle Karawanenwege von Süden nach Norden durch das Gebiet der Kirgisen laufen. Im S.-O. jenseits des Balkasch- und Dsaissang-Sees ziehen einzelne Sultane noch auf chinesischem Gebiete umher. Übrigens bemerkt man seit einiger Zeit in der Ebene an Dsaissang im südlichen Altaï und im Tarbagataï ein entschiedenes Vordringen der Kirgisen nach Westen. (Hellwald, die Erde und ihre Völker. II. S. 417.)

In dem südlichen Teil von Nordamerika haust ein weit gefürchtetes Reitervolk, die Komanchen und Apachen. Sie scheinen nicht eben groß von Wuchs, neigen sich auch etwas zur Beleibtheit, und zu Fuß haben sie kein besonderes Ansehen, denn sie befinden sich außerhalb ihres Elements. Will man sie sehen in der Art, wie sie sich vorteilhaft zeigen, so muß man sie zu Pferde sehen; dann glaubt man kaum, daß es dieselben Leute sind, mit denen man soeben zu thun gehabt; so wie sie vorhin schwerfällig waren, ebenso leichtfüßig sind sie jetzt, sie sind wie verwandelt und überraschen den Zuschauer durch ihre wunderbare Leichtigkeit und Anmut in der Bewegung.

Ihre Gewandtheit überbietet alles, was man Ähnliches kennt. Die-

jenigen, welche sich damit abgeben, künstliche Produktionen dieser Art zu machen, sind nicht geschickter, verstehen es nicht besser, am allerwenigsten aber machen sie es leichter, anmutiger und mit weniger Anstrengung als diese sogenannten Wilden. Räuberisch, sind sie selbstverständlich in einem steten Kampf mit ihren Nachbarn und mit den Weißen und folglich immerfort zum Kampfe bereit. Nun sollte man meinen, sie würden mit der Streitaxt oder einem Gewehre, welches das Schwert ersetzt, mit dem Beile angreifen, mit dem Schilde sich verteidigen; aber dies ist nicht der Fall, die Wurf- und Stoßlanze, der Bogen und der Pfeil sind ihre Waffen, und sie schießen vom Pferde im vollsten Jagen ihren Pfeil mit solcher Sicherheit ab, daß der Punkt, auf welchen sie zielen, wohl nur höchst selten gefehlt wird. Eine Schutzbewehrung haben sie nicht, das Pferd ist ihr Schild, und in dem Augenblick, wo der Gegner den Bogen spannt, sinken sie hinter demselben herab, das Pferd zwischen sich und den Gegner bringend. Auf solche Weise liegt der Reiter langgestreckt, parallel mit dem Körper seines edlen Tieres und braucht Arme und Hände ganz ungehindert; zu sehen ist von ihm nur eine Ferse, mit welcher er sich auf dem Rücken des Pferdes hält.

Kein Mensch wird so unsinnig sein, zu behaupten, daß dieses genug sei, den Körper in horizontaler Schwebe zu erhalten, noch einen zweiten Stützpunkt braucht er ebenfalls, aber dieses Bedürfnis befriedigt er nicht durch seine Hand, sondern durch seinen Oberarm. Aus einem starken Streifen der langwachsenden Haare an der Mähne des Pferdes flicht er auf beiden Seiten des Halses ganz nahe am Widerriß einen Zopf und verbindet die beiden Enden unter dem Halse des Pferdes sehr fest, so daß sich eine Schlinge bildet. Wenn er in Ruhe oder in vollem Galopp sich auf einer oder auf der anderen Seite horizontal niederlegen und den Körper des Pferdes zu seiner Deckung benutzen will, was ganz blitzschnell geschieht, so steckt er den einen oder anderen Arm durch diese Haarschlinge und fällt nun nieder, indessen er sich mit der Ferse auf dem Rücken des Pferdes hält. Auf diese Weise hat er den einen Arm ganz frei und den andern vom Ellbogengelenke ab. Er ist ferner so gewandt, daß es ihm gleichgültig ist, mit welcher Hand er die sieben Ellen lange Lanze führt, gleichgültig, in welcher Hand er den Bogen hält; er sendet seine Waffen auf den Feind unter dem Bauch des Pferdes oder unter dem Hals desselben hindurch, oder er schießt über den Hals, über den Rücken desselben hinweg; alles dies ist ihm ganz gleichgültig, er handhabt seine Waffen mit gleicher Geschicklichkeit auf jede, in der Not gebotene Weise.

Die Komanchen sind, wie schon das Wort Reitervolk sagt, durchweg beritten mit zwar nicht schönen, aber überaus kräftigen und dauerhaften

Pferden. Da das Pferd in beiden Amerikas nicht heimisch ist, so muß man es als von Europa eingebracht betrachten. So wie im südlichen Amerika, so hat es sich auch in der nördlichen Hälfte bis zur unglaublichen Menge vermehrt; es ist also kein ursprünglich wildes, sondern nur ein verwildertes Tier, es hat daher auch keineswegs eine gleichmäßige Farbe, wie z. B. der Büffel, der Hirsch, der Hase ꝛc., sondern wechselt in allen Farben, die überhaupt bei allen Pferden gefunden werden, es erscheint weiß, falb, grau, hellbraun, rotbraun, dunkelbraun, schwarz; es erscheint einfarbig sowohl als mehrfarbig, als Schimmel oder als Schecke, was gerade die Abkunft von zahmen Tieren beweist, denn nicht eine entlaufene Stute ist die Stammmutter aller Pferde, sondern viele Hunderte von entlaufenen oder verwilderten Tieren haben teil an dieser Farbenmischung.

Ein ganz allgemeiner Charakterzug dieser Tiere ist eine ans Wunderbare gehende Schlauheit und Aufmerksamkeit, welche jede List gegen sie vergeblich macht, und doch hat der Mensch es vermocht, sie in seine Gewalt zu bekommen. Wie es ursprünglich hergegangen ist, vermag kein Mensch zu sagen, denn die ersten, welche diese Tiere sich aneigneten, waren nicht beritten, vielleicht haben sie eine Herde durch eine große Zahl von Menschen umstellt und sich so derselben bemächtigt. Jetzt thut jeder einzelne Komanche die Arbeit für sich allein; er sucht allerdings eine Herde zu beschleichen, sucht sich ihr durch Büsche und Bäume so sehr zu nähern, als sie es gestatten, äußersten Falles geschieht dies bis zu einer Viertelmeile. Eine größere Annäherung als bis auf 3000 Schritt gestattet keine Herde. Nunmehr beginnt die Jagd, in welcher trotz aller Anstrengung des wilden Pferdes doch das gezähmte Sieger bleibt, denn jenes hat nicht die sogenannten Hülfen, in denen der Mensch sehr erfinderisch ist, und es wird vor allen Dingen nicht durch den Verstand des Menschen geleitet, der fortwährend ein Ziel verfolgt, während das gejagte Pferd sehr häufig seine Kraft vergeudet.

Hat der Komanche sich dem Tiere, welches er zu haben wünscht, bis auf Wurfweite seines Lasso genähert, so fliegt die Schlinge desselben, nie fehlend, ihm über den Hals, und alsbald stürzt das Pferd in vollem Laufe zusammen, hebt sich aber sogleich wieder empor und sucht zu entkommen, was, da es mit Anstrengung aller seiner Kräfte geschieht, ein um so schnelleres Erliegen zur Folge hat.

Der Lasso ist an dem Gurt des Pferdes befestigt, dem einzigen Stücke, welches die Sattelung vertritt; diese wilden Völker reiten fortwährend auf dem ganz nackten Pferde und haben nicht einmal Bügel, welche bei ihrer Gewandtheit ihnen völlig überflüssig wären. Der Komanche verläßt, sobald das Tier gefangen ist, sein Roß, welches sich sehr entschieden den Bestre-

bungen des Gefangenen widersetzt, sich ruhig seitwärts senkt, so weit als die Anstrengung des gefangenen Tieres es nötig macht.

Der Reiter geht nun längs des Lasso, denselben immer schärfer anziehend und durch Schütteln die Schnürung der Schlinge befördernd, auf das gefangene Tier zu, und wenn dasselbe aus Luftmangel niederstürzt und dem Ersticken nahe ist, also nicht mehr um sich haut, bindet er ihm die beiden Vorderfüße fest zusammen, schlingt eine Schleife um die untere Kinnlade hinter den Vorderzähnen, und dann löst er den Lasso.

Nach wenig Augenblicken hat das Pferd wieder Atem, springt auf, ist aber doch nicht imstande, etwas zu thun, weil die Vorderläufe aneinander gebunden sind. Der Komanche nähert sich nun dem Gefangenen, streichelt das Tier, liebkost es, kratzt es am Halse, besonders in der Gegend der Kinnbacken und der Ohren; es verliert seinen wilden, stieren Blick immer mehr, es hört immer mehr auf, den Ausdruck der Todesangst zu zeigen, scheint Vertrauen zu gewinnen; dann bläst der Komanche dem Tiere ein paar Mal seinen Hauch in die Nasenlöcher, worauf es ganz ruhig zu werden pflegt, dann entfesselt er die Vorderfüße, ruft sein Pferd herbei, das sich sogleich dem fremden anschließt; auf dieses aber setzt er sich, und er findet es willig, ihn zu tragen, es ist gezähmt.

Auf diese Art rekrutieren sich die Leute, und wenn die Pferde, deren sie immer eine größere Anzahl haben, als sie brauchen, an das Haus, namentlich an die neue Gesellschaft gewöhnt sind, so verlassen sie dieselbe auch nicht mehr; sie gehen nicht wieder in die Wildnis, es sei denn, daß eine wilde Herde sich bis an die Niederlassungen wagt, in welchem äußerst seltenen Falle dann allerdings nicht bloß die neu gefangenen, sondern auch die schon längst gezähmten mitgehen, ja sich sogar, wenn sie angepflöckt sein sollten, losreißen. Solch ein Ereignis kann allerdings den Untergang eines ganzen Stammes zur Folge haben, denn ohne Pferde sind die Komanchen zu nichts brauchbar.

Von Pferdezucht ist natürlich keine Rede. Sie fangen nur die männlichen Tiere, die weiblichen bleiben in den weiten Grasfluren zurück, und die Zahl der Pferde ist überhaupt so groß, daß die 5 oder 6 000, welche jährlich aus ihrer Mitte geraubt werden, gar keinen Einfluß haben.

Die Komanchen leben ausschließlich von der Jagd, und die wilden Büffel sind es, die ihnen vorläufig noch hinreichende Nahrung geben; allein sie gehen auf eine ganz unverantwortliche Weise mit diesem ihrem einzigen oder vielmehr hauptsächlichsten Nahrungsmittel um, es werden unglaublich mehr derselben getötet, als das Bedürfnis fordert; die Lust an der Jagd und am Morden ist so groß, daß sie, ohne sich zu besinnen, auf ihren eigenen Ruin losarbeiten. Sie würden sich selbst früh genug zu Grunde

richten, würden früh genug den einwandernden Europäern Platz machen, wenn diese nur so lange warten wollten; denn es läßt sich berechnen, daß kein halbes Jahrhundert mehr vorübergehen wird, bis die Büffelherden völlig ausgerottet sind, und damit hört denn auch die Existenz dieser Reitervölker auf. Die Büffelzunge gilt für eine Delikatesse, den Leuten aber ist ein Schluck Branntwein eine noch größere Delikatesse. Oft machen hundert dieser wilden Reiter Jagd auf eine Büffelherde, wenn sie dieselbe 3 oder 4 Meilen von einem Ort oder sonst einer Ansiedelung finden, lediglich um den getöteten Tieren die Zungen auszuschneiden, alles übrige bleibt den Wölfen überlassen; sie ziehen in solchem Falle den Tieren nicht einmal die Häute ab.

Mit den Zungen, die ein jeder erbeutet, eilt er nun und eilt die ganze Gesellschaft nach der Ansiedelung, und dort bekommen sie für jede Zunge einen Schnaps und dann eilen sie wieder davon nach ihren Wüsten oder nach ihren Ansiedelungen.

Unter allen diesen wilden Völkerschaften ist die Vielweiberei ganz allgemein; selten hat ein Indianer weniger als drei Frauen, überhaupt nimmt er unbeschränkt so viele, als er glaubt ernähren zu können. Bei den Komanchen, wo dieses sehr leicht wird, da ein Büffel ausgiebiger ist als ein Reh, findet man in dem Zelte eines guten Jägers fünf bis sechs Frauen, und die Häuptlinge haben deren nicht selten zwölf bis zwanzig. Die Sache erklärt sich sehr einfach dadurch, daß das arme Weib im Grunde nichts weiter als eine Dienstmagd ist, die Haushaltung ruht allein auf ihr, und in je ausgedehnterer Weise der Mann von seinem Rechte, beliebig viel Frauen zu nehmen, Gebrauch macht, je weniger mühevoll und je sorgenfreier ist die Existenz der Armen. Die Hütte mit Holz, mit Wasser und mit alledem zu versorgen, was der Eingeborne für angenehm und bequem hält, ist die Arbeit der Frau; aber nicht dieses allein, auch die Zubereitung der Häute, die Verfertigung hölzerner und anderer Geschirre, die Verfertigung der Kleider aus den mit dem Gehirn der Tiere gegerbten Fellen liegt der Frau ob. Dadurch wird derjenige der Reichste, der die meisten Weiber hat, denn bei ihm findet der Pelzhändler den größten Vorrat, dadurch kommt wieder der größte Glanz, die bedeutendste Anhäufung der Luxusgegenstände in seine Hütte, welche der Handel diesen Leuten zugeführt hat.

Das Ansehen eines Häuptlings steht um so höher, je freigebiger er ist; stets und ununterbrochen, das will sagen, zu jeder Tagesstunde muß er offene Tafel halten. Nicht nur zur Mittagszeit muß man ein Mittagsmahl oder zur Abendzeit ein Abendessen bei ihm finden, sondern was der Gast auch brauchen möge, es muß zu jeder Tageszeit in reichlicher Menge vorhanden sein; vor allen Dingen muß der Gast nicht fühlen, daß seine Gegen-

wart dem Gastfreunde unbequem wird, und dieses kann nur bewerkstelligt werden, indem er seinen Harem vergrößert.

Demnächst kann man diesen Eingebornen eine große Kraftfülle und daher eine große Begehrlichkeit nach den Freuden, die das Weib zu gewähren vermag, nicht absprechen, und so wird wohl ziemlich begreiflich, daß auch der Wechsel dem Manne wünschenswert ist. Daher nimmt er nicht auf einmal acht oder zehn Frauen, sondern er nimmt alle Jahre eine neue, vielleicht auch erst nach 5 oder 6 Jahren, aber überhaupt vermehrt er die Zahl seiner Weiber nur nach und nach, wie das physische Bedürfnis ihn dazu treibt.

Man könnte allenfalls die vielen Arbeiten, welche im Hause, d. h. im Zelte des Eingebornen zu verrichten sind, durch Tagelöhner, durch Mietlinge besorgen lassen, aber deren giebt es nicht, das ist eine Eigenschaft der Europäer, daß sie für Bezahlung arbeiten, und es kommt den Eingebornen vor, als sei gerade dieses ein nie zu tilgender Schimpf. Niemals wird ein Eingeborener sich dazu hergeben, eine Arbeit für Geld zu verrichten. Sollte es geschehen, so könnte es nur von einem Grenzindianer, d. h. einem Verstoßenen, einem Verbrecher unter den Seinen, einem Säufer geschehen; aber auch hier gilt dies noch für eine Vermehrung seiner Schande, er kann sich bei den Seinigen viel eher durch Mord und Plünderung rehabilitieren als durch Arbeit.

Auf den Weibern liegt die ganze Last alles dessen, was gethan werden soll, und will ein Mann seine Arbeitskräfte vermehren, so kann es nur durch dazu gewonnene Mädchen geschehen, aber auch in diesem Falle nur dadurch, daß er sie heiratet. Die Frau ist das Eigentum des Manns, er muß die Frau kaufen, und er kann daher, wenn es ihm so geschickt ist, die Frau wieder verkaufen, aber unter einer andern Bedingung als der der Heirat kann er sich kein Mädchen verschaffen.

Will ein Indianer, von welcher Horde er immer sei, ein Mädchen zur Gattin haben, so handelt er um den Preis, ohne die Ansicht des Mädchens zu berücksichtigen, lediglich mit dem Vater, und dieser verkauft dieselbe an den Begehrenden für einen möglichst hohen Preis. Es kommt auch vor, daß zwei junge Leute sich lieben und versprechen, sich anzugehören; dies wird dann auch mit großer Gewissenhaftigkeit gehalten, aber dieses Gelöbnis und dies gegenseitige Versprechen hindert den Vater durchaus nicht, für seine Tochter einen Preis zu fordern, so hoch als möglich, und wenn der Geliebte seiner Tochter diesen nicht zahlen kann, zwar die Tochter nicht an einen andern zu verhandeln, aber auch ihm, dem Geliebten, nicht früher zu geben, bevor er den festgesetzten Preis zusammengebracht.

Diese Wilden, namentlich diese Reitervölker, befinden sich in einem un-

aufhörlichen Kriege mit allen anderen Völkerstämmen; daher kommt es, daß nur wenige ein hohes Alter erreichen, die meisten werden in den besten Mannesjahren Opfer ihrer Raub- und Mordlust. So kommt es denn auch natürlich, daß der Männer ein Drittel weniger sind als der Weiber, und wo ein solches Zahlenverhältnis, ein solches Mißverhältnis stattfindet, da stellt sich denn allmählich die Ausgleichung durch die Sitte der Vielweiberei ein, und auf diese Weise erklärt sich das, was unser Gefühl so sehr empört, ganz von selbst.

Unter solchen Umständen kann von Heilighaltung der Ehe gar keine Rede sein, es ist ein Kaufgeschäft, es werden zwei verschiedene Waren, ein Mädchen gegen ein Pferd, ein Mädchen gegen vier Büffelhäute ausgetauscht, das ist das Ganze. Desto mehr muß man aber die strenge Sittlichkeit der Frauen bewundern, bei denen der Gedanke einer Untreue etwas ganz Unerhörtes wäre, selbst wenn sie nicht aus Liebe geheiratet haben, sondern, wie in den allermeisten Fällen, gegen ein Stück Vieh oder ein paar Büffelfelle eingetauscht worden sind. Der Mann hat nicht die geringste Eifersucht, er beobachtet seine Frauen nicht, und unzählige Gelegenheit böte sich ihnen dar; auch könnten sie einen Fehltritt dadurch entschuldigen, daß der Gatte täglich Untreue an jeder der Gattinnen übt, aber so etwas fällt ihnen gar nicht ein. Allerdings würde der Mann seine untreue Frau im besten Falle den Eltern zurückschicken und sich den Kaufpreis zurückgeben lassen, anderen Falles würde er die Ungetreue sowohl als ihren Verführer durch einen Keulenschlag töten. Aber eine solche That an sich, d. h. die Untreue eines Weibes, scheint so vollständig außer den Begriffen der Leute zu liegen, daß ein Vorkommen dieser Art nie beobachtet worden ist.

Auch ein Mädchen ist auf keine andere Weise zugänglich als durch eine Heirat. Die Fallensteller sind selbst unter den reichsten Komanchen sehr geehrte Bewerber, sehr geachtete Freier, und sie ziehen es vor allen Dingen vor, zuerst mit den Mädchen anzubinden, was den guten Kindern immer schmeichelt, aber die Hoffnung, ein solches Kind zu überreden, zu überwinden, würde eine durchaus vergebliche sein. Wenn das Mädchen den Jäger oder Fallensteller auch noch so herzinnig liebt, so wird sie seine Bewerbungen doch immer an den Vater weisen und wird ihm nicht die geringste Gunstbezeugung gewähren, bevor sie gekauft und die Ceremonie der Übergabe von Seiten des Vaters vollzogen ist. Nun übergiebt sie sich dem Manne ihrer Wahl mit ihrer ganzen Herzlichkeit und der ganzen Fülle von Gemüt, welche diesen Töchtern der Eingeborenen eigen ist, und ihre Liebe geht dann so weit, daß kein Opfer, auch das des eigenen Lebens ihr zu schwer wird. Es ist dies um so mehr zu bewundern, als auch diese Pelzjäger mit einer Frau nicht zufrieden sind, man also wohl glauben sollte, daß hier mehr

wie in ihrem sonstigen häuslichen Leben die Eifersucht auftreten dürfte; es geschieht jedoch nicht, die Mädchen lassen sich mit eben solcher Demut die zweite und dritte Frau gefallen, wie sie es thun würden, wenn sie sich in der Behausung eines Eingebornen befänden. Aber man muß freilich nicht vergessen, daß die Behandlung, deren sie sich zu erfreuen haben, selbst bei dem rohesten der Fallensteller eine bei weitem freundlichere ist als diejenige, welche sie bei ihren Landsleuten zu erwarten haben. Während der Jahreszeit, in welcher die Felle schlecht sind, sorgt der Jäger für reichlichen Vorrat an Fleisch, welches, wie es bei den Komanchen üblich ist, in dünne Streifen geschnitten und an der Sonne getrocknet wird. Die Frauen sammeln Früchte ein und häufen so viel auf, als sie für die ungünstige Jahreszeit nötig zu haben glauben. Selbst bei diesen Reitervölkern findet man so lange bestehende Niederlassungen, daß manche frühreife Feld- und Gartenfrüchte gebaut werden können; auch sie werden getrocknet und werden in tiefen Gruben des bergigen, trocknen Landes bewahrt. Nun kommt der Herbst, mit ihm zieht der Pelzjäger von dannen, und erst im Frühjahr läßt er sich wieder sehen. Bis dahin haben die Frauen nicht das Geringste weiter zu thun, als für ihren Unterhalt und für ihre Unterhaltung zu sorgen, welche vorzugsweise darin besteht, daß sie möglichst geputzt mit vielen Glaskorallen und in Mänteln von blauer, gelber, roter Wolle ihre Freundinnen besuchen und ihnen erzählen, wie glücklich sie sind. Mehr als zwei Sommer aber bringt ein Fallensteller selten oder nie in demselben Dorfe zu, dann verheiratet er sich an einem anderen Orte, und wenn nun der nächste Sommer vorübergegangen und seine Kinder sind ein bis zwei Jahr alt, so gilt er für gestorben, und die Frauen gelten für sehr gute Partien, denn sie haben einen Reichtum an allen den Bequemlichkeiten, wonach der Eingeborene sich jahrelang bemühen muß. Die Kinder von den Weißen und den Indianerinnen sind das sogenannte Halbblut, meist Leute von einer nicht nur ganz ungewöhnlich schönen Körperbeschaffenheit, sondern auch von großer physischer Begabung, welche nicht nur die wildesten, kühnsten Reiter werden, sondern sich auch meist zu Häuptlingen emporschwingen und die Anführer der Tapfersten unter den Tapferen werden.

Das Volk der Komanchen bewohnt mit vielen nahe verwandten berittenen Stämmen in weiter Ausdehnung die Vorberge der Rocky Mountains und ist lange Zeit das Haupthindernis der Landverbindung zwischen dem atlantischen und stillen Ocean gewesen. Jetzt haben sie allerdings sehr viel von ihrer Furchtbarkeit verloren, aber sie sind immer noch gefürchtete Räuber, und da die Amerikaner nichts thun, um sie zu versöhnen, wohl aber alles, um sie zu den erbittertsten Feinden zu machen, so werden sie dies wohl noch lange bleiben.

So wie der südliche Teil von Nordamerika, so hat auch der südliche Teil von Südamerika ein zahlreiches Reitervolk aufzuweisen, das sind die Pampasbewohner, in gleicher Weise beritten geworden wie die Bewohner des südlichen Teils von Nordamerika durch die verwilderten Pferde, welche die Spanier zur Unterjochung der Eingeborenen nach Amerika brachten, und welche dann, in großer Anzahl sich selbst überlassen, ein Eigentum desjenigen wurden, der Neigung hatte, sie für sich in Anspruch zu nehmen.

In der argentinischen Republik befindet sich eine Mischlingsbevölkerung, die Gaucho (spr. Ga-utscho), welche außerhalb der Städte

Der Stier mit dem Lasso gefangen. Gauchos.

wohnt und ein Leben führt, das mit dem der asiatischen Steppenvölker die größte Ähnlichkeit hat. Die Gauchos, sind Abkömmlinge von Spaniern oder Portugiesen und eingeborenen Mädchen, sie rühmen sich aber mit stolzem Mund, ganz reinen Blutes zu sein. Es sind die einzigen Arbeiter, sie versorgen die Hacienda ihres Herrn mit Fleisch, indem sie die Stiere mit der Schlinge fangen, wie es S. 700 mit den Pferden der Komanchen beschrieben ist, und wie unsere Zeichnung es giebt, im übrigen sind sie Räuber und Diebe und Mörder, wie nur Wilde es sein können, obschon sie auch einige Tugenden derselben haben, z. B. ihnen geschenktes Vertrauen nicht täuschen, also zu Zeiten ganz ehrlich sein können. Von den eingeborenen Völkerschaften hier an den Pampas scheint es, als ob sie des Titels der Wilden noch mehr

teilhaftig zu werden verdienten als die Bewohner des nördlichen Teiles; was man von ihnen weiß, spricht wenigstens eine Roheit aus, welche sich in den nördlichen Provinzen nicht findet.

Das eigentliche Gebiet dieser wilden Völkerschaften erstreckt sich von dem 45° südl. Breite bis in die Nähe von Buenos-Ayres; aber nur weiter südlich haben sie eigentlich feste Wohnsitze, und wenn sie auch nach Buenos-Ayres streifen, so werden sie dort doch niemals wohnend, sondern nur immer flüchtig vorüberreitend gesehen. Da ihre Hand gegen jedermann ist, so ist selbstverständlich jedermanns Hand auch gegen sie. Sie stehen in einem fortwährenden Kriege, sowohl unter sich als gegen die Weißen, und sie werden nach Kräften gejagt; man sucht sie zu vertilgen, aber keineswegs so systematisch, wie dies von Seiten der Nordamerikaner geschieht, und daher auch nicht mit so glücklichem Erfolge, die Abkömmlinge der Engländer haben es hierin viel weiter gebracht.

Die auf den großen Raum verteilten Reitervölker teilen sich, wie oben (S. 644) bereits bemerkt, in eine große Zahl Horden. Diejenigen Patagoniens sind neuerdings namentlich durch die Reise eines britischen Seeoffiziers, G. Ch. Musters, etwas näher bekannt geworden. Musters durchwanderte in Gesellschaft einer Horde der Tehuelchen-Indianer 1869—1870 ganz Patagonien von der südlichsten Spitze (Puntas Arenas) bis zum Rio Negro. Das ganze innere Gebiet bilden jene baumlosen Grasebenen, die als Pampas bekannt sind. Über das Jägervolk der Tehuelchen berichtet Musters:

„Die Wohnung der Tehuelchen ist das Toldo, wie die Spanier das indianische Zelt nennen, welches, den Hütten unserer Zigeuner nicht unähnlich, aus Guanakofellen besteht, die mit einer Mischung von Fett und rotem Ocker beschmiert werden. Die Toldos werden gemeiniglich an geschützten Stellen mit dem Eingange nach Osten aufgeschlagen, da die mit rasender Heftigkeit wehenden Winde meistens aus Westen kommen. Die innere Einrichtung des Toldo beschränkt sich fast ausschließlich auf Kissen aus alten Ponchos (spr. Pontschos, d. h. Mäntel), die als Sitze, als Ruhelager und den Weibern auch als Sättel dienen müssen. Dabei sind aber die Tehuelchen auf große Reinlichkeit in den Toldos bedacht, und wird jeder Unrat von den aufmerksamen Weibern sorgfältig entfernt.

„Die Kleidung der Männer besteht aus einer Chiwiza, d. i. ein um die Lenden befestigtes Unterbeinkleid, welches unter allen Umständen getragen wird, und aus einem Mantel aus Guanakofell, warm und weit, mit der haarigen Seite nach innen getragen, von außen in verschiedenen Farben bemalt. Als Beschuhung dienen hohe Stiefel aus Pferdeleder oder Pumafell; den Kopf deckt ein farbiges Drahtnetz oder, wenn erhältlich, ein Hut. Die Weiber tragen den Mantel um den Hals durch eine große silberne Nadel

geschlossen und unter demselben ein sackartiges Kleidungsstück aus Kaliko, von den Schultern bis zu den Hüften reichend. Die Kinder haben ebenfalls kleine Mäntel, pflegen aber gewöhnlich ganz nackt umherzulaufen. Schmucksachen aus Silber tragen die Tehuelchen-Damen mit Vorliebe, und auch die Männer verschmähen sie nicht. Beide Geschlechter bemalen sich, besonders im Antlitz, mit rotem Ocker oder schwarzer Erde. Die Morgentoilette geschieht sehr einfach: ein Bad, welches beide Geschlechter jedoch sorgfältig getrennt nehmen; dann geht es ans Frisieren, was die Männer durch ihre Frauen, Töchter und Geliebten verrichten lassen. Dagegen pflegen sie sich die spärlichen Barthaare, ja selbst die Augenbrauen regelmäßig auszurupfen. Die Weiber frisieren und bemalen sich gegenseitig. Beide Geschlechter tättowieren sich auch am Vorderarm. Obwohl die Tehuelchen einen großen Sinn für Reinlichkeit besitzen, jeden Schmutz aus ihren Toldos entfernen und alles waschen, wenn sie irgendwo einer Seife habhaft werden, sind sie doch stets mit Läusen behaftet, die größtenteils in ihren Mänteln einen festen Wohnsitz aufgeschlagen haben. Die Hauptbeschäftigung der Weiber im Lager besteht im Verfertigen der Mäntel für die männlichen Familienmitglieder. Nebst den Guanakomänteln trägt man auch noch solche aus Fuchs-, Wildkatzen- oder Puma-Fellen. Trotzdem hierdurch die Damen ganz genügend viel zu thun haben, finden sie nichtsdestoweniger nebenbei Zeit zum Kartenspielen, Plaudern und Skandalklatschen.

„Die Tehuelchen besitzen ein gutes musikalisches Gehör, doch sind ihre Gesänge nicht melodiös und kaum mehr denn eine einfache Wiederholung sinnloser Worte; überaus mäßig, essen sie nie zu regelmäßigen Tageszeiten, sondern stets nur, wenn der Appetit sie dazu mahnt. Dagegen sind sie leidenschaftliche Raucher. In Ermangelung von Tabak wird ein von den Araukanern eingetauschtes Kraut, jedoch niemals unvermischt, sondern stets mit Paraguay-Thee gemengt, geraucht. Weiber rauchen, wenn sie schon alt sind."

An Tabak nämlich berauschen sie sich beinahe bis zum Wahnsinn, in der Regel wird er durch Plünderung ihr Eigentum, aber wenn sie ihn nicht auf diese Weise erhalten können, so machen sie große Reisen nach den am Meeresufer gelegenen Niederlassungen und verschaffen sich denselben um jeden Preis, sei es auch, daß sie Frau und Kinder als Sklaven verkaufen.

Ihre Art, denselben zu rauchen, ist so unappetitlich als sonderbar. Sie vermischen denselben nämlich mit dem Dünger von Pferden oder von Rindern, füllen ihn dann in einen Stein, der zu einer Art Pfeife ausgehöhlt ist und als Tabakspfeife dient; nun legen sie sich auf den Bauch und ziehen dann langsam so viel Tabaksdampf in die Lungen, als dieselben irgend fassen können. Gegen den heftigen Reiz, den dies verursacht, müssen sie sich von Kindheit an abgestumpft haben, denn ein solcher Reiz findet

bei ihnen nicht statt. Sie halten nunmehr den raucherfüllten Atem so lange an, als sie nur können, und entlassen ihn dann nicht durch den Mund, sondern durch die Nase, und nun nehmen sie wieder in gleicher Weise eine neue Portion Rauch zu sich, bis sie allmählich in einen an den Wahnsinn grenzenden Rausch verfallen, welcher dadurch befördert zu werden scheint, daß sie den Mund sehr häufig mit einem Schluck Wasser füllen, welches den Rauch oder das, was er zurückgelassen hat, hinunterspült.

Das Rauchen soll etwas Heiliges sein, und die ersten Züge aus der angezündeten Pfeife verschlucken sie nicht auf die eben beschriebene Weise,

Durch Tabakrauchen bis zum Wahnsinn berauschte Pampas-Indianer.

sondern sie blasen sie rasch hinter einander von sich, als Opfer für ihren guten Gott, dem sie dieses bemerklich machen, indem sie ihn anreden: „Großer Mann! Herr der Erde! schenke mir immer genug zu essen und gutes Wasser zum Trinken, auch einen guten Schlaf. Hier hast du dafür das Beste, was ich besitze, rauche mit mir!"

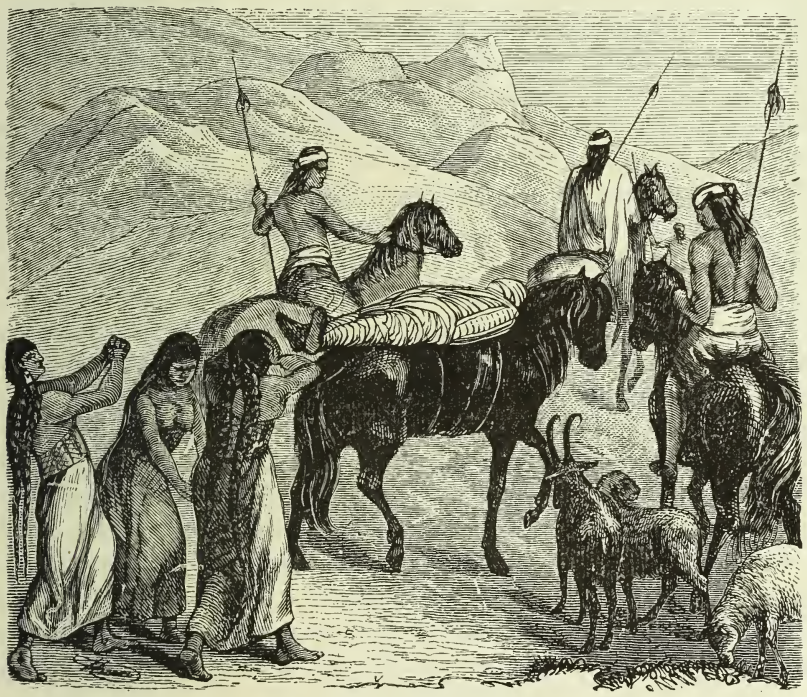
Wenn sie nicht mehr rauchen können, so übergeben sie sich in einer Weise, daß man glauben sollte, sie müßten die Eingeweide ausbrechen; hierauf verfallen sie in wilde Träume von Kampf, Raub und Jagd, wegen deren sie sich eben zu berauschen scheinen, denn daß dieses der Kopfschmerzen und des Erbrechens wegen geschehe, läßt sich kaum denken. Sie liegen dabei auf dem Rücken, schreien, schlagen wütend um sich, brüllen vor Wut

und vor Schmerz, aber nun nähern sich ihnen Weiber und Kinder, bedienen sich der glimmenden Pfeifen und setzen sich allmählich in denselben schauerlichen Zustand.

Die Hauptunterhaltung — denn die Jagd ist für den Tehuelchen ein Geschäft, kein Vergnügen — besteht in Pferdewettrennen, Karten- und Würfelspiel, endlich im Ballwerfen. Die verlorenen Einsätze läßt der Gewinner einfach abholen; alle Ehrenschulden werden auf das gewissenhafteste sofort bezahlt. Schon in der frühesten Jugend wird dem Kinde ein Pferd samt Zubehör zugewiesen; in der That können sehr oft die Kinder beiderlei Geschlechts früher reiten als gehen. Eine Feierlichkeit bei der Namengebung vermochte Musters nicht zu beobachten; es giebt auch im allgemeinen keine erblichen Familiennamen, sondern fast scheint es, als ob die meisten Namen von dem Orte der Geburt herrühren. Dagegen giebt die eingetretene Mannbarkeit eines Mädchens Anlaß zu einer besonderen Feier. Diese besteht im wesentlichen darin, daß das Mädchen in ein zu diesem Behufe errichtetes Zelt gebracht wird, das niemand betreten darf; zum Schlusse werden einige Stuten geschlachtet und eine Schmauserei veranstaltet, die mit einem Ball endet, an dem jedoch nur die Männer teilnehmen. Mit Straußenfedern geschmückt, bewegen sich die Tänzer im Takte einer höchst primitiven Trommel, anfänglich langsam, dann immer rascher, bis sie ermüden und sich zur Ruhe begeben. Die Ehen gründen sich stets auf gegenseitige Zuneigung. Hat sich der Brautwerber der Einwilligung des Mädchens versichert, so pflegt er seinen Bruder oder sonst einen ergebenen Freund zu den Eltern der Geliebten zu senden und für dieselbe so und so viel Stuten, Pferde oder Silberzierrate zu bieten. Sind die Eltern mit dem Angebot zufrieden, so erscheint der Bräutigam in seinem schönsten Schmucke und auf seinem besten Rosse vor dem Toldo seiner künftigen Schwiegereltern, um die versprochenen Gaben zu überreichen, welche von diesen durch gleichwertige Geschenke erwidert werden. Dann wird diese durch ihren Bräutigam unter dem Jauchzen seiner Freunde und den Gesängen der weiblichen Bekannten in ihr neues Toldo geführt und eine festliche Schmauserei von Stutenfleisch veranstaltet. Der Tehuelche darf so viele Frauen nehmen, als er ernähren kann; selten aber findet man mehr denn zwei und gewöhnlich gar nur eine Frau im Toldo. Kinderlose Eheleute pflegen einen kleinen Hund an Kindesstatt anzunehmen und demselben Pferde und sonstige Geräte zu schenken, die sämtlich vernichtet werden, wenn der Eigentümer, d. h. der Hund, einmal stirbt. Bei einem Todesfalle werden nämlich alle Pferde, Hunde und sonstige Tiere des Verstorbenen getötet, sein Poncho, sein Schmuck, seine Bolas und Geräte auf einen Haufen zusammengetragen und verbrannt. Die Leiche selbst wird in einen Poncho oder Mantel ein-

genäht und in sitzender Stellung, das Gesicht gegen Osten, in einem Steinhügel zur Ruhe gebracht, dem dann gelegentlich neue Steine zugetragen werden. Der Name des Verstorbenen aber wird nie mehr ausgesprochen und der gänzlichen Vergessenheit geweiht.

Auch die Begräbnisceremonien haben ihr Eigentümliches, falls sie in dem Wohnsitz des Stammes vorgenommen werden. Fällt ein Mann im Kampfe oder auf der Flucht oder während der Heimkehr so wird er sofort



Ein Leichnam zum Grabe geleitet.

in die Erde gescharrt; stirbt er jedoch in seinem Zelt unter seinen Stammesgenossen, so legt man die Leiche auf eine frisch abgezogene Pferdehaut, legt neben den Leichnam seine besten Waffen, seine besten Besitztümer überhaupt, das silberne Zaumzeug und die schweren silbernen Sporen, dann wickelt man die Haut dicht und fest um den Körper und befestigt sie mit einer Masse von Bastbändern dergestalt, daß sie das äußere Ansehen einer ägyptischen Mumie hat. Nun setzt sich ein langer Zug in Bewegung. Der Körper des Verstorbenen wird von seinem Lieblingspferde getragen, dem armen Tiere aber bricht man das linke Vorderbein, damit es hinke und dadurch den Schmerz um den Tod seines Herrn gleichfalls ausdrücke. Die

Witwen des Verstorbenen weinen, zerkratzen sich das Gesicht und raufen sich die Haare aus; alle Weiber des Stammes umringen sie unter furchtbar gellendem Geschrei und helfen den Witwen weinen, unterstützen sie in den Äußerungen der Trauer, wenn sie es auch nicht so ernst nehmen wie diese und sich nicht wirklich blutig kratzen.

Die Männer des Stammes gehen nach dem nächsten noch unbesetzten Hügel und höhlen dort auf der Spitze desselben ein Grab aus; das arme hinkende Pferd wird mit seiner Last dorthin geleitet, dort wird das Pferd geschlachtet, und andere Tiere, Pferde, Schafe, Ziegen, werden gleichfalls geschlachtet, sie dienen als Nahrungsmittel für den Verstorbenen, der diese Erde nur verlassen hat, um auf eine andere ihnen noch unbekannte Wohnstätte zu gehen und dort weiter zu leben wie hier. Nun werden die Tierleichen in das ausgehöhlte Grab gelegt und die Leiche auf dieselben. Dann wird das Grab zugedeckt, und die Erde wird so fest als möglich gestampft, teils damit Raubtiere nicht dazu gelangen, teils aber um das Grab so unkenntlich zu machen, denn man will sein Andenken verlöschen lassen; dann werden auch alle Sachen, welche er während seines Lebens gebraucht, verbrannt. Nachdem das Weinen und Heulen unter Beistand der anderen Dorfbewohnerinnen einige Tage gedauert hat, wird eine jede Witwe von ihren Freundinnen zu ihren Verwandten geleitet, wo sie ein Jahr lang leben muß, ohne mit einem Manne in Berührung zu kommen. Sollte sie sich jedoch einen Fehltritt zu Schulden kommen lassen, so wird sie sowohl wie ihr Mitschuldiger getötet, lebendig begraben zur Seite des Beleidigten; nach Ablauf eines Jahres hingegen steht einer jeden Witwe das Heiraten wieder frei.

Sehr nahe verwandt sind mit diesen Pampasvölkern auch die aus den Kordilleren herausbrechenden Horden der Araukos. Ihre Sitten sind denen der Pampasbewohner ähnlich und unterscheiden sich davon meistens nur insofern, wie ihre Wohnsitze (bei den einen im Flachlande, bei den anderen im Gebirge) es mit sich bringen.

Wir sehen, daß die Kulturstufe, auf der sich diese Reitervölker befinden, eine sehr niedere ist. Sie gehen dem Lose aller Naturvölker entgegen: dem Untergange durch die vordringende Civilisation.

In Amerika ist die Folge noch nicht eingetreten, welche uns die Geschichte von Asien bietet, die nämlich, daß die Reitervölker die benachbarten Staaten so oft überfallen, bis diese beinahe ganz aufgerieben oder wenigstens in einem solchen Grade geschwächt sind, daß ihre Wehrhaftigkeit aufhört. Dann folgen den Reitern, den Kriegern, welche die Besiegung veranlaßt, nunmehr auch die Familien der Sieger und ihre Herden; sie nehmen Besitz von dem Lande, von den Wohnungen der Unterjochten und machen diese zu ihren Sklaven. So ist es geschehen, seitdem Kyros der Gewalt der Reiter-

völker erlag, und so geschieht es noch, denn man sieht alljährlich viele Tausende von Persern, durch die turkomannischen Reiter aus ihrem Lande entführt, auf den Sklavenmärkten verkaufen, und man sieht die Turkomannen selbst diese bedrängten Länder immer mehr und immer zahlreicher überziehen.

Unter solchen Hirtenvölkern bildet sich gewöhnlich der patriarchalische Zustand am reinsten aus, wiewohl er selbst etwas sehr Unreines ist. Man macht sich von solchen Patriarchen in der Regel ein gar ideales Bild. Der Patriarch ist der Älteste, ist das Haupt des ganzen Stammes, welcher immer nur aus einer Familie besteht; aber die Mitglieder diese Familie können so zahlreich sein, als es die Natur des Bodens, die bequeme Lebensweise, das gesunde Klima irgend gestatten, können so zahlreich sein wie das ganze Volk der Israeliten, welches bis auf sein letztes Glied aus den Lenden Abrahams stammt, dessen Söhne und Enkel sich die Vermehrung des Geschlechts sehr angelegen sein ließen, bis Jakob mit seinen zwölf Söhnen nach Ägypten zog und diese ohne Vermischung mit anderen schließlich in der Zahl von einer halben Million auswanderten.

Aber mit dem Patriarchentum der Israeliten ist es nicht weit her. Als Vorbild dient uns vor allen Abraham, ein für die damalige Zeit schon sehr mächtiger Fürst; aber seine Familie war nicht besonders zahlreich, wir wissen von zweien Söhnen, vom Ismael, dem Kinde einer Beischläferin, und vom Isaak, dem von der 90jährigen Gattin geborenen, rechtmäßigen Sohne. Dennoch konnte er kleine Heere aufstellen, aber nicht von Mitgliedern seiner Familie, sondern von Sklaven und Sklavinnen, welche aus anderen Völkern geraubt oder gekauft waren, und welche zum Teil auch in seinen Zelten geboren und groß geworden, wie die schwarzen Sklaven der nordamerikanischen Pflanzer, welche aber weit davon entfernt waren, für ebenbürtig mit ihren Herrn gehalten zu werden, deren Töchter daher wohl zu Kebsweibern, aber nie zu Gattinnen ihrer Söhne werden konnten.

Wir stellen uns gewöhnlich unter dem patriarchalischen Zustande einen der höchsten moralischen Reinheit vor. Wenn wir aber lesen, was die Bibel über Abraham, Isaak, Jakob, Esau, Juda ꝛc. erzählt, so sind wir gezwungen zuzugestehen, daß die sogenannten Vorbilder der christlichen Welt unseren heutigen Begriffen gemäß als solche nicht hingestellt werden würden. Und wenn diese, der König David, der Mann nach dem Herzens Gottes, und der weise Salomo so handelten, wie es die Sitten und Gebräuche ihres Zeitalters mit sich brachten, sie also insofern zu entschuldigen wären, so sind es ihre Gottesfurcht und Reue, welche man jetzt als Muster zur Nachachtung aufstellt. Zu jener Zeit reihen sich Ausschweifungen der gröbsten Art in ununterbrochener Kette immer wiederkehrend die Hand, und von dem, was wir von

der Sittenreinheit der Geßnerschen Hirten lesen, ist in der Wirklichkeit keine Rede. Es scheint auch der Mensch nicht einmal fähig, sich rein zu erhalten, wenigstens zeigt uns die Geschichte überall und selbst bei den allereinfachsten Verhältnissen das mächtig vorschreitende Verderben, welches nur durch weise und wohlgehandhabte Gesetze in gewissen Schranken gehalten werden kann. Die Kolonisten auf den Südsee-Inseln, in Nordamerika, in Südafrika würden sich überall in dem Falle befunden haben, den das Ideal patriarchalischer Regierung und Lebensweise voraussetzt; allein überall ist das Verderben mit ihnen geschritten, waren sie lasterhaft, als sie dahin kamen, so wurden sie in der völligen Gesetzlosigkeit, in welcher sie sich befanden, bald verbrecherisch; das geht bekanntlich so weit, daß in Nordamerika keiner mehr vor dem anderen sicher ist und jeder bewaffnet mit einem fußlangen Klappmesser und einer Drehpistole ausgeht.

Auch die Neigung zum Despotismus scheint dem Menschen angeboren. Die Kapkolonie zählt eine Klasse von teils holländischen, teils deutschen und französischen Ansiedlern, durchgehends sehr reiche Bauern, welche man daher auch auf holländisch so benennt, Boers (spr. Buhr). Sie haben große Ländereien, ihre Söhne und ihre Knechte weiden zahlreiche Herden, aber diese Knechte sind Schwarze, sind Hottentotten, sind diejenigen, denen sie ihr Land aberobert oder abbetrogen haben, denen sie die Häuser verbrannt, ihre Herden entführt haben. Diese armen Schwarzen werden auf die schrecklichste Weise gemißhandelt und zwar um so schonungsloser, als sie nichts kosten, als der zu Tode Gehetzte alsbald durch einen andern ersetzt wird, und mehr als das, denn für den fehlenden Sklaven erobert man sich oder fängt man ein eine ganze Familie aus dem nächsten Hottentottendorf und deren Herde auch, und wehe denjenigen, die sich widersetzen wollten; schon so fallen genug Greuel vor, aber das Wehren würde ein Schlachten der ganzen Bewohnerschaft des Dorfes zur Folge haben.

Die Boers sind, wie bereits oben bemerkt, direkte und unmittelbare Abkömmlinge der Europäer, sie haben Waffen und Geräte wie die Europäer, aber nur einige Gebräuche erinnern noch an europäische Civilisation, denn sie sind wirklich wieder herabgesunken zu dem früheren Zustande des patriarchalischen Hirtenwesens; sie treiben wenig Ackerbau, wenig Gartenkultur, sie leben hauptsächlich von ihren überaus zahlreichen Herden, welche sie auch außer dem natürlichen Wege auf die Weise vermehren, wie es vielfältig geschehen ist mit den Herden der Israeliten: sie holen sich das Vieh der Nachbarn und fragen nicht nach der Berechtigung, fragen nicht danach, wie die Beraubten ihr Leben ferner fristen werden, ein gänzlich gleichgiltiger Punkt bei ihrer Handlungsweise — sie verkaufen den Ertrag ihrer Herden, werden sehr reich, leben aber dennoch in höchster Einfachheit in großen, ganz

bäuerlich eingerichteten Wohnungen mit der ganzen Familie, mit Kindern und Enkeln, auch wohl mit verheirateten Enkeln unter einem Dache, üben die unbegrenzteste Gastfreundschaft, kennen keine anderen Freuden als die reichlichen Essens und Trinkens, welches bei den jüngeren Mitgliedern der Familie mit dem wildesten Tanze abwechselt, was alles ganz dem Leben der alten nomadisierenden Hebräer gemäß ist; aber sie sind die unduldsamsten Tyrannen, sie üben eine so furchtbar strenge Gewaltherrschaft, daß sie vollständig für Nachbilder jener alten Nomaden gelten können; sie halten sich für Herren über Leben und Tod ihrer Untergebenen und ließen sich selbst von der engländischen Regierung, welche die Absicht hatte, das Los der Sklaven zu bessern, nichts sagen, nichts befehlen, und als man mit Ernst gegen sie einschritt, zogen sie es vor, ihre Niederlassung aufzugeben, sie zogen lieber von dannen in das Innere des Landes hinein, als daß sie ihre Herrschaft über die Sklaven aufgegeben hätten.

Die späteren Israeliten waren durchaus nicht mehr Hirtenvölker, waren es nicht mehr wie die jetzigen ansässigen Araber. Sie trieben zwar die Viehzucht in ziemlich ausgedehntem Maßstabe, allein sie hatten einen bedeutenden Acker- und Gartenbau und hatten, was damit immer verbunden ist, feste Wohnsitze, denn Äcker und Gärten wandern nicht mit dem Stamme wie das Vieh und die Wohnungen der Menschen, die Zelte.

Wahre Hirtenvölker sind noch auch jetzt die Araber ziemlich in derselben Gegend, in welcher früher die Israeliten umherzogen; sie stehen unter Familienhäuptern und viele solche unter Stammeshäuptern, und sie vereinigen in ihrem Charakter alle Tugenden und Laster der Nomaden. Sie sind gastfrei, aber räuberisch, sie sind tapfer, aber rachsüchtig, sie sind gehorsam ihren Stammes- und Familienoberhäuptern, aber sie sind ungebändigt durch irgend eine Macht. Ununterbrochen auf der Hut gegen äußere Feinde, bleiben ihre Pferde gesattelt, sowohl um sich gegen einen Überfall verteidigen, als eine sich ihnen darbietende Gelegenheit zum Raube alsbald benutzen zu können. Ihre Waffen sind Lanzen, Bogen und Pfeile, Säbel und Dolche; aber mit diesen, für unsere Zeit sehr unvollkommenen Waffen greifen sie selbst sehr zahlreiche Karawanen an und verstehen sich meistenteils den Sieg zu verschaffen. Die Räuberei ist ihnen so zur Natur geworden, daß sie jeden einzelnen Wanderer anfallen; kommt der Beraubte dann in ihr Dorf, so wird er so gastfrei aufgenommen, als wäre er ein Sohn des Oberhauptes, und er geht nicht selten reicher beschenkt von dannen, als er gekommen war, denn ein jeder sucht ihm etwas von dem Schaden zu ersetzen, den er erlitten.

Wegen dieser Tugenden — sie rühmen sich des Raubes — und wegen der Geschicklichkeit darin halten sie sich für das edelste Volk der Erde und

verachten besonders die in den Städten Wohnenden und die Kaufleute, welche mit den Karawanen ziehen, da sie dies für eine des Mannes unwürdige Beschäftigung halten.

Da sie vollständig umherziehend sind, so kann man weder die Zahl ihrer Stämme noch ihrer Individuen angeben; sie wohnen in Dörfern beisammen, in denen sich Zelt an Zelt (gewöhnlich aus Filz gemacht, zu denen die Kamele das Haar liefern) reiht, zu einem großen, beinahe ganz geschlossenen Bogen, in dessen innerem Raume die Herden während der Nacht versammelt werden. Die Eingänge der Zelte sind alle nach dem Innern des Kreises gerichtet, die Außenwände bilden die einzige Schutzmauer gegen Raubtiere; aber merkwürdig genug, dieser dürftige Schutz wird wirklich von den Löwen respektiert. Während der Nacht hält ein Dutzend bissiger Hunde an derjenigen Stelle Wache, wo der Kreis nicht ganz geschlossen ist, um die Herde vor dem Austreten zu hüten, und um auch den Raubtieren die Zähne zu zeigen.

Die Steppen, in denen diese Stämme wandern, sind beinahe ganz baumlos, die Leute haben daher kein anderes Brennmaterial als den Dünger, den ihr Vieh zurückläßt. Dieser trocknet an der Sonne sehr schnell und wird dann sofort benutzt.

In so wenigen und schwachen Zügen unterscheiden sich die verschiedenen Hirtenvölker von einander.

Man könnte nun noch von den halb ansässigen, halb wandernden Völkern sprechen, welche wir in der Römerzeit in Germanien fanden, und deren wir noch jetzt welche in den fruchtbaren Gefilden Kleinasiens sehen; dies wird jedoch mit wenigen Worten abgethan sein.

Die alten Germanen, als sie den Römern und Griechen bekannt wurden, waren ein Volk von großer Tapferkeit, und sie waren soweit civilisiert, so zahlreich und in ihrem Verbande so mächtig, daß es den Römern niemals gelungen ist, sie zu unterjochen. Die Geschichte sagt uns durchaus nichts, wie sie zu dieser hohen Stufe gelangt sind, denn erst durch die Kriege der Römer gegen dieselben erfahren wir etwas von ihnen. Die Schilderungen zeigen uns ein gewaltig tapferes Volk von edler Sitte, von großer Reinheit, das in den zahlreichen Herden seinen Reichtum hatte, das aber zugleich Ackerbau und Gartenbau trieb, das also schon halb ansässig war. Die Männer liebten es, der Jagd auf gefährliche Tiere zu folgen, das mächtige Elen, den Auerochsen, den Bären im dunklen Walde anzugreifen, mit dem Wolfe zu kämpfen, oder noch besser, feindliche Stämme zu bekriegen. Gefahr war den alten Deutschen Genuß und die Bekämpfung der wilden mächtigen Tiere des Waldes eine Freude, bei welcher gerne von der sonst angenehmen Ruhe abgesehen wurde, welche aber in vollstem Maße in

ihre Rechte trat, wenn die Jagd oder der Kampf beendet war. Dann liebte der alte Deutsche gut zu essen und zu trinken, und während ihm sein Gerstenwein eine behagliche geistige Steigerung brachte, der Arbeit zuzusehen, welche Weiber und Sklaven in Feld und Garten thaten.

Ergab es die Gelegenheit, wurde ein Fest gefeiert, so versammelten sich viele Männer zu einem großen Gelage, bei welchem gewöhnlich des Guten mehr gethan wurde, als wohl vernünftig, und dann kamen auch Streitigkeiten vor, die oft genug blutig endeten; sonst aber fand man diese ansässigen Hirtenvölker gewöhnlich friedlich, und selbst im Kriege waren sie nicht grausam, sie schonten die gefangenen Feinde, sie opferten sie nicht ihren Göttern, sie marterten dieselben nicht wie die nordamerikanischen Eingeborenen, sie verstümmelten dieselben auch nicht, um in den abgeschnittenen Ohren oder wohl gar den Genitalien sich Trophäen zu verschaffen, wie es die Abessinier thun, noch viel weniger haben sie dem Kannibalismus gehuldigt. Die hochcivilisierten Römer sahen mit Freuden den Gladiatorenspielen zu, wo Männer sich gegenseitig mit Schwertern bekämpften bis auf den Tod; dieselben Römer opferten den Göttern und opferten den Manen der Verstorbenen Menschenleben ohne Zahl, gleichfalls durch Gladiatorenspiele, indem die dem Besitzer der Gladiatorenschule bezahlten Sklaven sich paarweise bekämpfen mußten, bis die Hälfte geblieben war, worauf die Sieger nun einander gegenüber traten und sich zerhackten, bis wieder die Hälfte unterlag und so fort, bis zuletzt nur noch ein Paar übrig blieb, von dem der Sieger gewöhnlich die Freiheit erhielt, was denn von Anfang an dazu führte, daß ein jeder seine Kräfte aufbot, um der Glückliche zu sein.

Solchen Vorwurf hat kein Historiker den alten Deutschen gemacht, und sie hatten wohl Acht darauf, denn sie erzählen es uns von den höher civisierten Kelten, von den Galliern und Briten und würden es den Germanen gewiß nicht erlassen haben, wenn sie diesen Makel an ihnen gefunden hätten.

Die geregeltere Lebensweise und die reichlichere Ernährung gestattete den alten Deutschen eine Vermehrung ihrer Bevölkerung, wie sie bei den Jägervölkern niemals möglich gewesen wäre, und da sie noch dazu unter tüchtigen, tapferen Anführern lebten, erblichen Häuptlingen (welche jedoch nur durch ihre Tapferkeit sich zu Führern in der Schlacht aufschwingen konnten), so waren sie imstande, die Feinde von ihren Grenzen fern zu halten, und selbst die Römer, obwohl sie in der Bewaffnung zu Schutz und Trutz ihnen weit überlegen, vermochten doch niemals so weit in Germanien vorzudringen, um das Land als eine Provinz ihres großen Reiches betrachten zu können, ja sie wurden zuletzt sogar vollständig aus den deutschen Landen hinausgeschlagen, und die Deutschen folgten ihren früheren Feinden

und bekämpften sie in ihrer Heimat und eroberten Italien und stifteten daselbst die Jahrhunderte lang bestehende Herrschaft der Goten. Das hätte von einem bloßen Nomadenvolke gar nicht vollbracht werden können, aber der Ackerbau, mit der Viehzucht vereint, machte die Germanen selbständig und kräftig genug für solche Thaten.

Aus dieser Stufe konnte sich auch die nächst höhere gestalten. Der Boden hatte anfangs für den Einzelnen gar keinen Wert, er war das Eigentum des Stammes, aber nicht des einzelnen Mannes; ein Stück Wald wurde ausgerodet, ein paar Jahre hindurch von den Frauen und Knechten oder Unfreien bewirtschaftet, man weiß nicht einmal, ob durch die Gesamtkräfte eines Volksstammes oder ob durch jede Familie für sich. Sobald die Ertragsfähigkeit des Bodens abnahm, wurde ein neues Stück Wald urbar gemacht und das bisher bebaute Feld sich selbst überlassen. Wie aber nun in Zeiten des Friedens die Bevölkerung zunahm, mochte sich wohl auch die Ausdehnung des Ackerlandes vermehren und dann der in engere Grenzen gewiesene Wald nicht mehr so viel Wild gewähren, so daß zuletzt der freie Mann, des Müßigganges überdrüssig, selbst Hand anlegte bei der Bebauung des Bodens und so die jetzigen Zustände, die Vereinigung in Dörfer und Städte, die Unterwerfung unter erbliche Fürsten sich ausbildete.

„Zahlreiche Beispiele des Überganges von Hirtenvölkern zu *ansässigen*, ackerbautreibenden finden wir in Mittelasien in denjenigen Völkern, welche die Gebiete des *iranischen Hochlandes*, des Kaukasus und Turkestans bewohnen. Die Bevölkerung in all diesen Gebieten ist eine gemischte. Im Reiche *Kelat* (Belutschistan — welcher Name im Lande ganz unbekannt ist) wohnen Stämme indischer (dravidischer) Abkunft, die Brahui, im Flachlande die vermischten Stämme der Belutschen. Jene sind die ältesten Ansiedler, diese, die Belutschen, erst später eingezogen. *H. W. Bellew*, ein englischer Arzt, hat mit einer englischen Expedition 1872 diese Gebiete durchforscht (*H. W. Bellew*, From the Indus to the Tigris. London 1874). Die Brahui sind teils Nomaden, welche vom Hochlande nach dem Tieflande wandern mit ihren Familien und Herden, teils sind sie schon seßhaft und bebauen das Feld. Die Grenzlande von Kelat, Afghanistan und Persien haben ebenfalls teils nomadisierende, teils ansässige Bevölkerung.

„Von den Bergvölkern des Kaukasus, welche gegenwärtig dem russischen Reiche einverleibt sind, verlangen unser besonderes Interesse die *Georgier* (Mingrelier, Kartaliner), der durch körperliche Schönheit ausgezeichnete Stamm. Am liebsten nennen sich die Georgier *Kartaliner*, denn sie behaupten, sie seien Nachkommen von Kartlos, dem Enkel Noahs, der auch dem Lande den Namen verliehen habe.

„Im allgemeinen bestätigt sich an den beiden christlichen Hauptnationen

der Kaukasusländer, den Armeniern und Georgiern, der alte Erfahrungssatz, daß, je dürftiger und karger die Natur, um so arbeitsamer das Individuum ist, welches auf sie angewiesen. Jene prachtvollen Menschen im unteren Mingrelien, denen die freigebigste Natur reichlich gewähren würde, wenn man sich ihrer nur annehmen wollte, sind arge Faulenzer, armes Volk. Vieles in dieser Hinsicht mag durch das Klima bedingt werden, ist doch der Südländer überall träger und genügsamer als der Nordländer. Im Schatten der herrlichen Walnußbäume steht die hölzerne Hütte des Mingrelen, meistens aus dem weichen Holze der süßen Kastanie erbaut, bei ihr das Maisfeld, in welchem Kürbisse und Bohnen mit angepflanzt werden. Jeder Baum dient als lebendige Stütze für eine oft schenkeldicke Weinrebe; hier und da ein Maulbeerbaum; hier und da irrt eine Schar verkümmerter, kleiner, meistens schwarzer Schweine umher. Dann ein paar magere Kühe, ein paar Ziegenböcke, und wo ein gewisser Wohlstand ist, die unvermeidlichen Büffel. Die Sache ändert sich aber, je weiter wir ins Gebirge steigen. Die besten Bedingungen zum Leben finden wir da bis ca. 1300 Meter Meereshöhe. Da gedeiht noch der Wein, die Seidenzucht ist möglich, die sogenannten südlichen Cerealien, worunter wir Mais und vornehmlich Hirsearten (Setaria italica) verstehen, geben gute Ernten, der Weizen ist die Frucht auf schwerem Lehmboden. Hier ist es dem arbeitenden Menschen wohl. Das Klima ist gemäßigt, die Rebe braucht nicht bedeckt zu werden, die dünnschalige Traube kräftigt sich an südlicher Sonne, hat aber nicht zu leiden vom Übermaße des Regens, welcher die Tiefländer heimsucht; hier lebt die Bevölkerung zwar noch nicht in großen festen Kulturcentren dicht gruppiert, sondern meistens weithin zerstreut in den reizenden Bergländern, sie ist aber doch schon näher an einander gerückt als im mingrelischen Tieflande, wo ackerbautreibende Dörfer fast ganz fehlen und nur Einzelwirtschaft üblich ist. Der schöne Faulenzer der tiefer gelegenen, viel üppigeren Landschaften, dem Reis und Baumwolle, oft Oliven, ja, lokal freilich begrenzt, die Früchte der Hesperiden gedeihen könnten, blieb arm. Dem höher wohnenden Bruder, ebenfalls oft noch körperlich ideal schön, schlank von Wuchs, elegant in seiner Haltung und Bewegung, mit freiem Blicke, nicht selten blond und dann blauäugig und hochstirnig, dann wieder vorwaltend brünett, mit glutvollen schwarzen Augen, kräftigem Haar und Bartwuchse, schönem Gesichtsoval, feinen, aber markierten Zügen, mäßiger Nase, geht es meistens schon besser. Er hat doch schon einigermaßen zu sorgen und zu streben. Es giebt bei ihm doch schon Gedanken, um die Wintereristenz zu sichern. Sein Haus ist fester gebaut, sein Tier braucht den Stall, der Wein will alljährlich beschnitten werden, die Seidenraupe erfordert Sorgfalt, der Wald, welcher aus Gebirgssteilungen besteht, muß

fortgeschafft und das oft schwierige Terrain mit dem Spaten und der Hacke bearbeitet werden, um der Maispflanze zu dienen und seinen Herrn zu ernähren. Der Imerete, der Bewohner der kolchischen Vorberge, ist ein besserer Wirt als der Mingrele der Ebene, und je höher wir im Gebirge steigen, je mehr der Natur durch Arbeit zu Hülfe gekommen werden muß, um so besser bildet sich der ökonomische Charakter der betreffenden Völkerstämme aus. Aber es schwindet dann, gleichsam als scheuche die Sorge und der Kampf ums Dasein die Schönheit, zusehends die Eleganz und die imponierende Erscheinung der so bevorzugten Bewohner des üppigen kolchischen Tieflandes. Dort ist sie in der That allgemein. Ein Aufenthalt in Sugdidi, der früheren Residenz der mingrelischen Fürsten, während eines Markttages belehrt jedermann darüber, daß hier die schönsten Menschen der Erde leben. In der mittleren Bergzone dagegen erhielten sich die fürstlichen Geschlechter, oft der Ebene entstammend und durch die Ehen von dorther das Blut erneuernd, in voller Reinheit. Aber im eigentlichen Volke bemerkt man schon viel Abweichendes; oft sind es elende, gedrückte, sorgenschwere Gestalten, die uns entgegentreten, und besonders fällt es auf, daß die Weiber, je höher wir ins Gebirge steigen, um so häßlicher werden. Der Kaukasus war von den ältesten Zeiten an die große Landstraße der Völkerwanderung von Asien nach Europa und umgekehrt. Jedes der durchwandernden Völker hat hier einen Teil seiner nomadisierenden Bevölkerung zurückgelassen, deren Spuren sich allmählich verwischt haben, so daß sie schwer wieder zu erkennen sind. Sicher ist jedoch, daß Nachkommen der Skythen, Polowzer, Chazaren, Bulgaren, Hunnen und Mongolen in den verschiedenen Teilen zurückgeblieben sind; glaubt man doch in den Asseten (im Westen des Kasbek) die Nachkommen der alten Germanen zu sehen; blond, kräftig, bedächtig, sogar etwas schwerfällig, durchaus nicht die schlanke, elegante Figur der übrigen Bergvölker, scheint der Ossete noch eher Germane als Kaukasier zu sein. (Siehe Ethnologische Beschreibung der Osseten, nach Dr. Pfaff in: Ausland 1876, Nr. 2, S. 161). Die Seranen im Westen repräsentieren ein Mischvolk, in welchem georgische Elemente vorwaltend sind. Man kann daher am oberen Ingur Physiognomien jeglicher Form finden. Da sieht man wahrhaftige Apostelgesichter, hohe schöne Stirnen neben den gedrückten Köpfen, welche an gewisse Bewohner Kleinrußlands erinnern, schlichtes glattes Haar, dann wieder prächtige Locken. Neben den schlanken Gestalten bildschöner Männer, die nachweislich aus Mingrelien stammen, stehen andere, zwar kräftige, aber schlecht proportionierte, ohne jeglichen Adel im Gesichte und in der Haltung. Dazu kommen bei vielen Kröpfe und oft die verschiedenen Stufen von Kretinismus; kurz, seinem Äußeren nach ein überaus wild durcheinander geworfenes Völker-

gemisch, und zwar läßt es sich nachweisen, daß von Westen vorwaltend Mingrelier, von Südosten aber Imereten einwanderten, so daß dort mingrelischer Dialekt, hier imeretische Mundart oft noch zur Geltung kommt." (Hellwald, die Erde und ihre Völker II, S. 398).

Ein anderes Beispiel des Überganges aus einem Hirtenvolke zu einem ackerbautreibenden geben uns die Turkomannen. Aus den asiatischen Steppen herüberkommend nach Kleinasien und Griechenland, gingen sie sofort in den Zustand der Halbnomaden über; sie schafften ihre Herden nicht ab, aber sie bebauten gleichzeitig den Boden. Ähnliches geschah mit ihnen, als sie nach Persien kamen, und die Mongolen erfuhren in China dasselbe. Der Turkomanne, welcher in seinen Steppen ein wildes Hirtenleben führt, läßt, im schönen Oxusthale angelangt, alsbald den Boden durch seine Weiber und durch die Sklaven bebauen. Im Sommer zieht er wohl noch in seiner alten Neigung, umherzustreifen, zu den grasreichen Fluren entweder der früheren Heimat oder der nachbarlichen Gebirge und übergiebt seine Hütten und Gärten der Obhut einiger Wächter; aber wie nach und nach die Ansiedelung sich vergrößert, so bleibt auch ein größerer Teil des wandernden Stammes daselbst zurück, und es dauert nicht lange, so stellt man das Umherziehen ganz ein. In der Regel ist es schon die nächste Generation, welche sich ganz ansässig macht.

Dies ist keine theoretische Aufstellung, sondern es ist eine Thatsache, welche im Laufe von Jahrhunderten hat beobachtet und festgestellt werden können; immer neue Turkomannen langen in Persien und Kleinasien an, und obwohl anfangs immer noch mit der Neigung zum Umherschweifen, bald aber an eine ruhige Seßhaftigkeit sich gewöhnend. Der Übergang vom Halbnomaden zum ansässigen Ackerbauer geht um so schneller vor sich, als die Nachrückenden nicht für sich bleiben, sondern zu bereits Angesiedelten sich gesellen, sich mit diesen vermischen und eben dadurch in einer sehr viel kürzeren Zeit geeignet werden, den früheren Standpunkt zu verlassen.

Dies ist der glücklichere Fall, der die Wanderer treffen kann, der unglücklichere ist, wenn sie als nicht ansässige, wenn sie als wirkliche Hirtenvölker von mächtigen Feinden angegriffen werden, denn der Krieg gegen diese ist gerade der mörderischte. Bei ihnen ist der Mann der einzige, der für die Familie sorgt; der Krieg rafft die Männer hin, die Herden treibt der siegreiche Feind davon, und das ganze übrige Volk, Weiber, Kinder, Greise, gehen aus Mangel an Nahrung zu Grunde, bis auf diejenigen, welche man in die Gefangenschaft, welche man als Sklaven fortführt. Bei den ansässigen Völkern findet dies viel weniger statt, und wir haben nur wenig Beispiele, daß solche Völker ganz ausgerottet wären; es geschah nicht einmal durch die Römer, welche Britannien eroberten, wohl aber durch die in großer Menge auftretenden, äußerst kriegerischen Deutschen, Dänen ꝛc., welche man

in England noch heute mit dem Namen der Sachsen bezeichnet. Ähnliches ist geschehen, aber auf einem viel kleineren Raum, durch die Spanier auf den kanarischen Inseln und auf einigen der westindischen. Selbst Ferdinand Cortez und der greuliche Pizarro haben auf dem Festlande von Amerika es nicht vollständig bewerkstelligen können.

Ansässige Naturvölker.

Sehr viel höher und unserem jetzigen Zustande bei weitem näher stehen die Naturvölker, welche recht eigentlich ansässig sind. Schon eines kommt ihnen wesentlich zu statten, sie haben nicht eine Beschäftigung vorzugsweise, sondern es finden sich unter unter ihnen sowohl Fischer als Jäger, sowohl Viehzüchter als Ackerbauer; das letztere wird zwar immer die Hauptbeschäftigung bleiben bei einem ansässigen Volke, da durch die Bebauung dem Boden am meisten abgewonnen werden kann, aber in den Flüssen wird immer Fischerei, in den Wäldern wird immer Jagd und auf den weniger fruchtbaren Landstrichen wird immer Viehzucht getrieben werden.

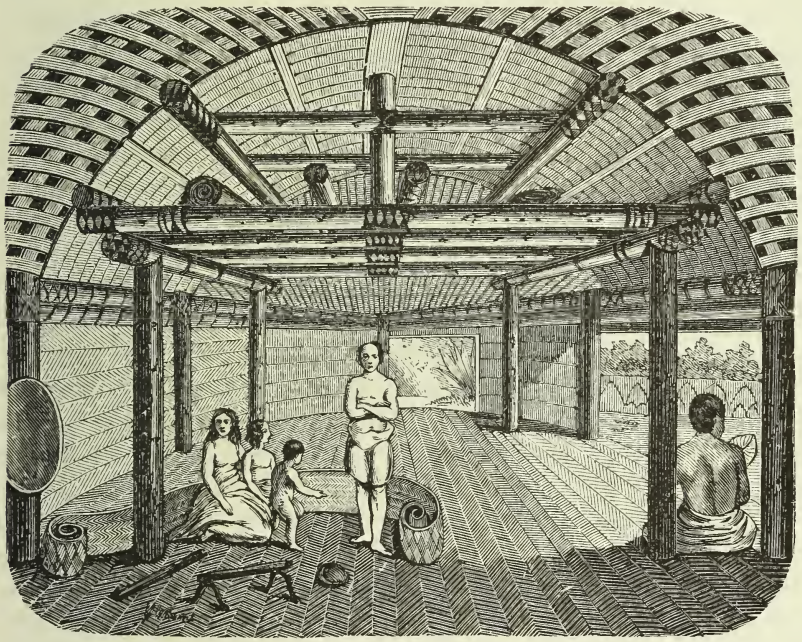
Die Uranfänge solch eines Zustandes sehen wir auf den vielen tausend Inseln des indischen Oceans. Viele derselben liegen gruppenweise beisammen, dann sind sie auch nur von derselben Rasse, von demselben Stamme bewohnt. Diese Gruppen aber liegen wieder so weit von einander in dem ungeheuren, beinahe ein Drittel der ganzen Erdfläche einnehmenden Meere, daß man thatsächlich nicht begreift, wie Menschen von einer zur anderen zu gelangen vermochten, und gerade hier auf diesen, mitunter sehr kleinen Inseln hat sich die Ansässigkeit in einer seltenen Vollendung ausgebildet. Eine der bewundernswürdigsten Gruppen ist die der Freundschafts-Inseln, wie Cook sie nannte, der Tonga-Inseln, wie die Einwohner sie nennen. Die früheren Kulturstufen, welche die Bewohner durchschritten, sind gänzlich unbekannt, sie haben kaum eine Geschichte, oder etwas, was man so nennen möchte, ist nicht älter wie dieses Jahrhundert, wenn man die Zeit der Entdeckung ausnimmt, von welcher bis zum Anfange unseres Jahrhunderts sie gewissermaßen wieder verloren worden sind.

Zur Zeit, wo die Europäer zuerst ihren Boden betraten, befanden sie sich bereits in ihrem jetzigen Zustande, oder wohl vielmehr in einem glücklicheren, denn sie haben durch die Europäer nicht viel Gutes gelernt.

Die Einwohner hatten große, ihrem Klima angemessen gebaute, luftige Häuser, größtenteils auf einer Erhöhung stehend, durch Matten ringsum verschließbar und so eingerichtet, daß sie verschiedene Abteilungen für die

Nachtruhe und für die Zeit der tropischen Regengüsse einen angemessenen Schutz gewährten. Sie hatten diese Hütten zu Dörfern vereinigt, in größeren oder kleineren Gruppen, welche zwischen sich einen Raum zu den Versammlungen des Volkes übrig ließen, auf welchem ein unbewohntes, ein Beratungshaus stand, das auch wohl zu freundschaftlichen Zusammenkünften, zu unterhaltenden Spielen benutzt wurde.

In der Nähe der Häuser befanden sich die Gärten, welche alle in dem Schmuck der Früchte und den köstlichen Blüten jener Zone prangten; die



Bewohner der Tonga-Inseln in ihrem Hause.

Zäune waren von der äußersten Zierlichkeit; man hatte noch keine Sägemühlen, um Bretter und Balken zu schneiden, man mußte also die Zäune aus Flechtwerk von gespaltenem Bambus machen, sie zeigten aber eine Zierlichkeit von solcher Art, daß man in dieser ganz überflüssigen Arbeit recht deutlich das Glück und die Muße erkennen konnte, deren sich diese Menschen erfreuten. Es hatten sich bei ihnen auch bereits Künste des Friedens ausgebildet: sie webten und flochten Matten, sie schnitzten Bildwerke; sie verarbeiteten die feuersteinharten Zähne einiger Meeressäugetiere zu Schmuck, indem sie dieselben in lange schmale Blätter zerschnitten; sie verfertigten vielerlei Putz- und Schmuckgegenstände; sie versahen die Balken ihrer Häuser

mit dem mühevollsten Schnitzwerk; sie bauten Kähne von einer seltenen Vortrefflichkeit und einer ebenso großen Zierlichkeit, welche keineswegs aus einem gehöhlten Baumstamme, sondern aus Brettern gemacht waren, die man aus Stämmen spaltete, dann glättete, über dem Feuer in zweckmäßige Form bog und endlich mit Stricken zusammennähte, so fest und so dauerhaft, daß man darauf Reisen von mehr als 200 deutschen Meilen machte, um mit anderen Völkern in Verbindung zu kommen.

Was noch mehr wie das Bisherige ihre glückliche Lage charakterisirt, ist der Umstand, daß sie es bereits zu öffentlichen Vergnügungen gebracht haben. Diese bestehen in allgemeinen Tänzen bei Fackelschein, in phantastischen Aufzügen, in Wettkämpfen, in Speer- und Pfeilwerfen nach einem bestimmten Ziele, in Jagden auf kleine Tiere, welche zu diesem Zweck in einen begrenzten Raum zusammengebracht werden, in Gesängen, die man gemeinschaftlich hält, und in gemeinschaftlichen Mahlzeiten, wobei sich eine Kochkunst entwickelt, welche bewundernswürdig genug genannt werden muß, besonders wenn man bedenkt, daß sie das Fleisch der wenigen Tiere, welche sie haben, auf dreißig verschiedene Arten zu bereiten wissen.

Das Volk der Tonga-Inseln gehört nicht nur zu den schönsten der Erde, sondern es ist auch vielleicht das gutmütigste und liebenswürdigste, und wenn man leider hinzufügen muß, daß es jetzt nicht mehr ganz seine früheren liebenswürdigen Sitten hat, seine rührende Einfachheit, seine Gutmütigkeit, seine Neigung, Freude zu geben, wie zu empfangen, so hat man keinen Augenblick zu zweifeln, daß diese Veränderung lediglich von der Berührung mit den Europäern hergekommen ist.

Dieses Völkchen hat auch eine Regierung, hat erbliche Fürsten, hat einen Adel-, einen Handwerker- und einen Bauernstand; es hat eine Religion, hat hochgeehrte Priester, zeigt eine seltene Pietät gegen seine Verstorbenen und dankt alle diese Einrichtungen, diese Tugenden, diese glücklichen Eigenschaften lediglich seiner friedlichen Beschäftigung; es lebt nicht von Raub und Mord, es lebt nicht von Jagd und Krieg, es lebt von dem, was die Natur ihm bietet, und von dem, was es ihr entlockt. Die friedlichen Beschäftigungen bringen friedliche Sitten mit, die Mädchen erfreuen sich nicht an der Haarlocke eines getöteten Feindes oder wohl gar an dem blutenden Haupte desselben, wie bei den Harfurs und Dajaks, sie erfreuen sich an duftenden Blumen, womit sie ihr Haar schmücken.

Die Farbe dieser Insulaner ist sehr ungleich. Auf dem Tongaarchipel sind sie beinahe so weiß, als die Bewohner des südlichen Europa. Dunkler von Farbe sind sie auf den Gesellschafts-Inseln, viel heller wieder auf den Sandwichs-Inseln und unter derselben Breite, aber am entgegengesetzten Ende des großen Oceans, auf den Philippinen, woselbst man die Einge-

borenen beinahe gar nicht von den Abkömmlingen der Spanier zu unterscheiden vermag, wenigstens nicht hinsichtlich des Teints, denn der Körper- und der Knochenbau überhaupt dürfte bei den Eingeborenen wohl edler genannt werden als bei den Europäern.

Etwas höchst Befremdendes muß wohl der Umstand genannt werden, daß unter ganz gleichen Bedingen so blutdürstige, so grausame Völker sich ausbilden konnten, wie auf den Fidschi-Inseln. Die Lage derselben ist die nämliche wie die des Tongaarchipels, die Fruchtbarkeit ist dieselbe, der Acker wird bebaut, und die Wälder haben nicht so reißende und so gefährliche Tiere, daß man vor ihnen so große Sorge zu hegen oder immer auf seiner Hut zu sein nötig hätte. Die kleinen Volksstämme wohnen in Dörfern zusammen, haben manche technische Geschicklichkeiten sich erworben und würden wahrscheinlich ein ebenso glückliches Leben führen wie die Tonga-Insulaner, wenn sich bei ihnen nicht die schreckliche Sitte der Menschenfresserei eingebürgert hätte. Die Häuptlinge sind wahre Ogers; sie finden nicht nur das Menschenfleisch über alles vortrefflich, sondern sie setzen auch eine Ehre darein, desselben so viel als möglich zu verschlingen und sich den Genuß so oft als möglich zu verschaffen; diese Ehre bekunden sie durch Denkmale, welche sie ihren Opfern setzen. Um das Haus des Häuptlings wird bei jeder neuen Abschlachtung eines Menschen ein neuer Stein so weit in den Boden gepflanzt, daß er nicht leicht daraus gelöst werden kann und doch ein tüchtig Stück davon sichtbar bleibt. Solcher Denkmale hat man vor dem Hause eines Häuptlings bis zur Zahl von mehr als 500 gefunden, und er rühmte sich, diese Opfer sämtlich in eigener Person vertilgt zu haben. Kein Häuptling zählt weniger als 100 solcher Trophäen; diejenigen Männer, welche nicht Häuptlinge sind, setzen ihren Schlachtopfern zwar keine Malsteine, aber sie sind darum nicht weniger thätig in diesem Fache, und sie halten sich für berechtigt dazu, weil sie ihren Fürsten die Beute verschafft haben. Sie werden nämlich unter Anführung eines bekannten Kriegers auf die Menschenjagd geschickt, überfallen ein Dorf, nehmen alles, was genießbar ist, d. h. jung, gesund und wohlgenährt, mit sich fort, zünden die Häuser an und kehren dann mit der Beute heim, welche wohl gefüttert, damit sie nicht vom Fleisch komme, allgemach an die Schlachtbank geliefert wird.

In neuerer Zeit hat man vermocht, diesen Schändlichkeiten ein Ziel zu setzen, und vielleicht wird nunmehr die so schrecklich herabgeschmolzene Bevölkerung sich wieder erheben können. Das Wunderbare ist eben die Thatsache, daß unter so ganz gleichen Verhältnissen durchaus verschiedene Zustände sich ausbilden konnten, während sonst gerade der Ackerbau die Sitten mildert.

Dort, wo keine so entsetzlichen Verirrungen gefunden werden, bei den früher genannten Inselvölkern, die sich dem Ackerbau ausschließlich ergeben haben, findet man eine lebendige Phantasie, einen frischen regen Geist, ein treues Gedächtnis, findet man besonders in den Mädchen ein poetisches Talent, welches in Erstaunen setzt, und eine Anmut und Offenheit, welche nicht verfehlt hat, zu den härtesten Anklagen Veranlassung zu geben. Man nennt sie unsittlich, unkeusch, liederlich, und wie alle die schönen Wörter heißen, mit denen man ihren einzigen Fehler belegt hat, den Fehler, ihren natürlichen Trieben zu folgen. Sonderbar genug, es ist noch keinem eingefallen, den König Salomo liederlich zu nennen, und doch hatte er außer seinen 800 Frauen noch 300 Kebsweiber, und doch bestanden in seinem Volke eine Reihe strenger Gesetze gegen den Ehebruch und die damit verknüpften Vergehungen. Ein armes Mädchen aber auf den Südsee-Inseln, wo es keine solchen Gesetze giebt, nennt man liederlich, nennt man eine Metze, wenn sie Gefallen an einem Manne findet, so wie dieser an ihr, und wenn sie ihm die Gunst gewährt, um welche er bittet.

Gewiß ist das *bei uns* im mittleren und nördlichen Europa ein *Vergehen gegen die Gebote der Sittlichkeit, der Moral, der Religion*, aber *dort ist es kein Vergehen*, und wir thun sehr unrecht, wenn wir jene einfachen Naturvölker mit unserem Maße messen wollen. Es ist ungefähr so, als wollte der englische Konsul in Smyrna einen türkischen Kaufmann wegen Bigamie nach englischen Gesetzen verurteilen; dort zog diese den Tod, dort zieht diese noch die Deportation nach sich, aber in der Türkei ist es erlaubt, *vier* Frauen rechtmäßig zu heiraten. Es ist, als wollte man einen türkischen Pascha wegen Ehebruch bestrafen, weil er von einer seiner Sklavinnen oder von vierzig derselben Nachkommenschaft hat. In England und Deutschland würde dies ein großes Ärgernis geben, in der Türkei ist es eine durchaus erlaubte, eine *durchaus nicht schändliche* Benutzung der Rechte des Mannes.

Die Milde der Sitten geht aus ihren Vergnügungen hervor. Sie halten Wettgesänge, in denen sie mit lyrischem Schwunge die Naturschönheiten besingen, mit so schönen, mit so wohlgefügten Worten, wie wir bei keinem der älteren Völker, selbst derer von hoher geistiger Bildung, finden. Griechen und Lateiner haben uns selbst aus der Zeit ihrer höchsten Blüte keine solchen Schilderungen hinterlassen.

Die Milde der Sitten zeigt sich auch in der Stellung der Frauen, welche gewöhnlich bei den Naturvölkern belastete Sklavinnen sind, hier aber bei diesen glücklichen, Gartenbau treibenden Völkern nur die leichteste Arbeit zu übernehmen brauchen, die Bereitung der Speisen, die Verfertigung der Zeuge aus Bast, das Flechten der Matten. Darum bleiben die Frauen

auch viel länger jung und schön, und darum bleiben sie auch viel länger von ihren Männern geliebt, sie sind nicht die Sklavinnen, sondern die freundschaftlichen Gefährtinnen des Mannes.

Wie unter diesem glücklichen Himmelsstrich begreiflich, gehen sie ohne Bekleidung, statt deren die Tättowierung zu dienen scheint. Die Männer tragen einen schmalen Gürtel mit herabhängenden Baststreifen, die Frauen verflechten diese Streifen zu einer leichten Matte. Sie haben mancherlei Schmuck für Arm, Hals, Knöchel, welche ziemlich allen gemein sind, nur die Tättowierung ist bei Männern und Frauen, bei Edlen und Unedlen verschieden. Die Häuptlinge zeichnen sich durch einen höheren Wuchs des Körpers aus, nicht wie auf manchen anderen Inseln durch ungewöhnliche Beleibtheit.

Ihre Wohnungen sind Dächer, welche etwa auf 4 Fuß hohen Pfählen ruhen; dieselben sind mit Kokosblättern gedeckt, sie haben aber einen festen Boden, so daß man in dem dreieckigen Raume, den sie bilden, aufrecht stehen kann, was unter diesem Boden, da wo die Pfähle das Dach tragen, nicht der Fall ist. Eine Matte dient als Bett, ein Stück Holz als Kopfkissen.

Ihre Nahrung besteht aus Kokos- und Pandanusfrüchten, ferner aus dem Fleisch der Fische, der Schildkröten und einiger Vögel. Die Früchte dieser Bäume reifen sehr ungleichzeitig, so daß es das ganze Jahr hindurch Blüten, Ansätze zu Früchten, halb und ganz ausgewachsene und auch ausgereifte Früchte giebt. Der Pandanus ist Gemeingut, der Kokosbaum muß gepflegt werden und ist daher Privateigentum. Wer nun an einem Pandanusbaum eine reife Frucht entdeckt, braucht, um sich ihrer zu versichern, nichts weiter als ein Blatt dieses Baumes um einen Ast zu binden, und er kann sicher sein, daß jeder sein Eigentumsrecht achten, daß niemand sie berühren wird. Ein Gärtchen mit Blumen wird mit einer Schnur umzogen, und diese schützt so vollkommen oder viel vollkommener als bei uns ein Bretterzaun oder eine Steinmauer. Diese weiß der Dieb zu erklettern, da nun diese Schnur schützt, so scheint es ein Zeichen zu sein, daß es dort keine Diebe giebt. Selbst auf den volkreichsten Gruppen ist ein solche Schnur genügend.

Außer der Sorge für Nahrung, haben sie sonst wohl keine, und diese Sorge ist gering, da das Meer reich an Tieren und die Kokospalme reich an Nüssen ist, so sind sie denn stets heiter, überaus fröhlich, zu Gesang und Tanz, welchen sie mit der Trommel begleiten, aufgelegt. Am Abend sieht man sie um ihre hell lodernden Feuer versammelt, in Gruppen bei einander sitzend, singend und tanzend sich mit der Trommel begleiten. Sie haben mannigfache Lieder, und viele derselben sollen reich an lyrischem

Schwunge sein und immer frei von irgend etwas Anstößigem. Diese einfachen Gesänge vermögen sie dergestalt zu entzücken, zu begeistern, daß sie ihre Gelage bis weit in die Nacht hinein verlängern, und zwar ohne irgend ein berauschendes Getränk und bei sehr mäßigem Essen.

Die Bedürfnisse dieser Insulaner sind zwar nur sehr einfach, sehr gering, aber sie haben doch dergleichen, welche sie auf kümmerliche Weise nur befriedigen können, z. B. bedürfen sie eines Instruments, um ihre Stöcke, die sie als Lanzen brauchen, zu spitzen, um die harten Knochen der Meeressäugetiere, welche der Strom mitunter an den Strand wirft, zu bearbeiten, Bäume zu fällen oder die Blattstiele zu spalten, um daraus Körbe zu flechten. Sie bewerkstelligen dieses mit zugespitzten Steinen, es wären ihnen daher Säge, Messer und Beil von unendlicher Wichtigkeit.

In welches Haus man sich wandte, überall wurde man gastfreundlich aufgenommen, überall mit dem Besten bewirtet, was das Haus enthielt, auch wurde nicht getauscht und nicht verkauft, man schenkte, und man wurde wieder beschenkt; aber die Eingeborenen zeigten sich immer großmütig, sie waren die ersten und waren die letzten, welche schenkten, und sie schienen im Geben beinahe eine größere Lust zu empfinden als im Empfangen.

Die Frauen waren ungemein zurückhaltend, wo die Europäer sich zuerst zeigten. Sie entflohen nicht in lärmender Weise, aber sie verließen den Schauplatz der Landung und kamen erst in Begleitung der Männer wieder zurück; sie wiesen zwar die messingnen und die bleiernen Ringe und die Glasperlen nicht von sich, aber sie bezeigten eine bei weitem größere Freude über den Wohlgeruch der Holzsplitter des Cedernholzes der Bleistifte, und sie boten selbst für diese Holzsplitter Teile ihres Schmuckes, Teile aus den Muschelkränzen und ihre Blumen aus dem Haar und aus den Ohren dar.

Bei einer geringen Zahl von Menschen sah man doch viele Kinder und sah die zärtlichste Sorgfalt der Eltern gegen sie, überall machten sich anmutige leichte Sitten bemerklich. Der Umgang zwischen den Häuptlingen und den Mannen war frei von jedem Zwange, es blickte weder von der einen Seite der Hochmut noch von der anderen die Erniedrigung durch.

Die Ehen beruhen auf freier Übereinkunft, und ein Mann kann mehrere Weiber nehmen; sie sind die freundlichen Gefährtinnen, nicht die Sklavinnen desselben, aber sie ordnen sich freiwillig und nicht gezwungen dem Manne unter. Beim Wandern gehen die Männer beschützend voran, die Frauen folgen. Wo gesprochen wird, sprechen die Männer immer zuerst, aber auch die Frauen werden aufgefordert ihre Meinung zu sagen, und sie wird nicht selten gehört.

Verheiratete Frauen halten ihre Treue dem Manne sehr gewissenhaft, die Mädchen sind dagegen Herrinnen ihrer selbst und können auch nach

Belieben wechseln; was derartiges aber geschieht, wird in solcher einfachen und doch geheimnisvollen Weise vollzogen, daß niemand eine Ahnung davon hat, daß niemand dadurch unangenehm berührt wird. Die Sitte ist so keusch, daß selbst der Mann seine Frau nicht in Gegenwart eines anderen küßt oder sonst eine Liebkosung versucht, aber die Annäherung der beiden Geschlechter, welche ein unabweisbarer Naturtrieb zusammenführt, unterliegt nicht dem geringsten Zwange; Jünglinge und Mädchen sind nicht beaufsichtigt und sie benutzen ihre Freiheit, ohne daß sie doch durch Schaustellung ihrer Zärtlichkeit ein Ärgernis geben. Hat die Liebe der jungen Leute die natürliche Folge, so bleibt das Kind bei der Mutter oder deren Eltern, und trennt sich das junge Paar, so ist das Kind der jungen Mutter kein Hindernis zu einer anderweitigen Verbindung oder Ehe, denn der Hergang ist ein durchaus natürlicher, und dieser kann unter natürlichen Menschen unmöglich Schande in seinem Gefolge haben. Wenn das Kind soweit erwachsen ist, um der Pflege der Mutter nicht mehr zu bedürfen, nimmt es gewöhnlich der Vater zu sich; sollte Vater und Mutter sterben, so wird das fremde Kind von irgend einem anderen Paare aufgenommen und mit solcher Liebe behandelt, als wäre es das eigene.

Diese Menschen sind aber nicht religions- und glaubenslose Wilde, sondern sie verehren einen mächtigen unsichtbaren Gott im Himmel, dem sie ohne Tempel und Priester einfache Opfer von Früchten darbringen, wie es nach den mosaischen Büchern die ersten Menschen gethan haben, und wie es auch noch zu Moses' und zu Christus' Zeiten geschah, nur mit dem Unterschiede, daß bei den civilisierten Menschen die Priesterkaste diese Verhältnisse regelte und den Löwenanteil für sich nahm.

Nur selten mögen jetzt noch solche Völkchen zu finden sein, denn in dem dreiviertel Jahrhundert, welches seit ihrer Entdeckung verflossen, haben Schiffe ohne Zahl von allen seefahrenden Nationen die Meere durchstrichen, und es ist sehr zweifelhaft, ob es noch irgendwo eine bewohnte Koralleninsel giebt, auf welcher keine Europäer gewesen sind.

Auf allen größeren Inseln oder Gruppen von Inseln, welche im Schoße des Meeres ruhen, hat sich der Unterschied der Stände bereits sehr schroff ausgebildet, zuerst in den der Besitzenden und Besitzlosen, der sich die Rechte eines höheren Standes, eines Adels beilegte und sein Besitztum durch die Armen lediglich gegen die Erlaubnis, leben zu dürfen, bearbeiten ließ. Wie den Besitz, behielt sich dieser Adel auch die größere Weisheit vor, er übte in allen öffentlichen Angelegenheiten einen unwiderstehlichen Einfluß; aber auch der Adel selbst war stark gegliedert, hatte mehrere Abstufungen und hatte eine Reihe von steigenden Vorrechten, welche mit großer Energie aufrecht

erhalten wurden, bis Revolutionen den ganzen, allzu künstlichen Bau übereinander stürzten.

Willkür und Übermut auf Seite des Adels, Unterdrückung und rücksichtslose Belastung, von sklavischer Gesinnung begleitet, bereiteten bald da, bald dort einen Umsturz des Bestehenden vor; Parteien bekämpften sich, Bürgerkriege brachen aus und wurden geführt, von Greueln aller Art begleitet, so lange während, bis ein tapferer, bis ein klügerer Mann den Sieg errang über die anderen und ihn sich erhielt dadurch, daß er die Häupter seiner bisherigen Gegner ermorden ließ, die Krieger der befreundeten wie der feindlichen Partei aber auf fremden Boden brachte als Eroberungsheer, um derjenigen los zu werden, die bisher zu ihm hielten, und die er vielleicht würde belohnen müssen, sowie derjenigen, die ehemals seine Feinde waren.

Alle diese kleinen Reiche unterliegen allmählich einem und demselben Schicksal: sie gehen zu Grunde, sie werden vernichtet; wie eine gierige Hydra, so streckt die europäische Übervölkerung ihre Arme aus nach allen Punkten der Erde, die bisher unbesucht geblieben sind. Immer möchte man dem thörichten Menschen zurufen: „Warum in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah!“ aber auch wenn man es fortwährend thäte, es würde zu nichts führen. Aus den überfüllten Gegenden Deutschlands, aus Schwaben oder aus den Rheinlanden, dürfte man sich nur nach Bayern, Österreich, Preußen wenden, um für das Geld, was allein die Reise nach Amerika aufzehrt, sich ein bäuerliches Besitztum, wie man es früher nicht besessen, zu erkaufen; niemand aber will in Europa bleiben, ein jeder will nach Amerika. Ebenso ist es mit der für England viel zu großen Menschenmasse, welche sich, statt Irland zu bevölkern, das menschenarm, ja beinahe menschenleer genannt werden kann, nach Australien wendet, wie früher nach Amerika. Ein Ähnliches thun die Holländer, und es haben auch bereits Schweden und Österreich ihre Fregatten auf Kundschaft dorthin gesendet.

So nimmt denn immerfort die europäische Bevölkerung auf diesen Inseln zu; die eingeborene dagegen rapide ab.

Bereits sind mehrere Inseln ganz entvölkert; so einige von den kleineren Antillen, so die kanarischen Inseln, von denen man von den Eingeborenen nur noch die Mumien findet; so das gewaltige, ausgedehnte Neuholland, dessen Urbewohner vom Meeresstrande, der allein ihnen Nahrung gab, nach dem Innern zurückgedrängt, dort aus Mangel zu Grunde gehen; so auf Neuseeland, wo kaum mehr ein Zehnteil der früheren Bevölkerung besteht, aber nur, um von Musketen und Kartätschen niedergemäht zu werden; so auf den Sandwichs- und Gesellschafts-Inseln, wo der Tod unter den Eingeborenen die furchtbarsten Ernten hält.

Die urſprüngliche Unſchuld und Reinheit der Sitten iſt ſchon längſt dahin, und wenn wirklich die Dazwiſchenkunft der Europäer manche Greuel, z. B. den Kindermord und die Menſchenopfer, beſeitigt hat, ſo ſind im Austauſch dafür ſo abſcheuliche Laſter unter dieſe Menſchen geſtreut, ſo ſchreckliche Krankheiten über ſie heraufgeführt, daß ſie in der That keine Urſache haben, den Tag zu ſegnen, der ihnen die Schiffe der Europäer zuführte.

Die anſäſſigen Acker- und Gartenbau treibenden Völker der kleinen Inſeln liefern uns keineswegs ein auf alle anſäſſigen Völker paſſendes Bild. Ihre Zahl iſt ſo klein, daß man ſie immerdar vielmehr als eine Familie und einen Stamm, denn als ein Volk zu betrachten hat. Ihre Hilfsmittel ſind überhaupt gering, es fehlen ihnen alle die größeren Tiere, welche den Reichtum der anſäſſigen Völker ausmachen, welche den Ackerbau ermöglichen und die Reiſen, die Verbindungen von Ort zu Ort erleichtern. Um Naturvölker, welche ſich anſäſſig gemacht haben, zu finden, müſſen wir uns an die großen Steppen, an die Oaſen, an die von Wald und Strom durchzogenen Länder wenden.

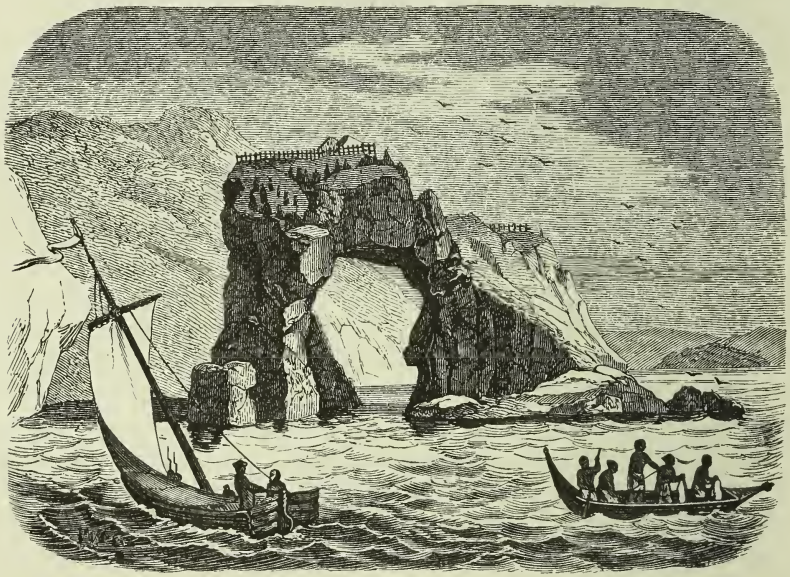
Die roheſten dieſer Steppenvölker hat man in Amerika zu ſuchen; dort wohnten neben und mitten unter den Jägervölkern einige Stämme, welche ſich zu größeren Haufen vereinigt angeſiedelt hatten; es gab Dörfer mit 500 Hütten, die Frauen bebauten den Boden, die Männer dagegen verſchmähten dieſes, gaben ſich der Jagd und dem Kriege hin und vermochten keineswegs immer ihre Niederlaſſung zu ſichern. Mit allen rings umher in Feindſchaft, wurden ſie ſelbſt ſehr bald von allen angefeindet, überfallen, ermordet, gefangen oder zerſtreut; doch ſind die Anfänge der Kultur bei den Mandanern und einigen anderen durchaus nicht zu verkennen, nur hat man ihnen nirgends Zeit gelaſſen, darin weiter zu ſchreiten.

Schon auf einer viel höheren Stufe ſtanden die Bewohner von Neuſeeland, welche befeſtigte Dörfer, mit Gräben und Palliſaden verſehen, und welche dabei durch Männer, nämlich durch Sklaven bebaute Felder beſaßen; bei ihnen fand ſich ſchon Kunſtfleiß in ſehr mannigfaltiger Art ausgebildet, und wären die Engländer nicht geweſen, ſo dürften ſie jetzt wohl zu einem mächtigen, edlen, anſäſſigen Volke herangebildet ſein.

Umſtehendes Bild zeigt eine neuſeeländiſche Feſtung auf einer Inſel, einem Felſen im Meere; ſie erregte ſchon die Bewunderung der Begleiter Cooks und beweiſt, mit welcher Umſicht die Eingeborenen jeden Vorteil für die Verteidigung eines Ortes zu benutzen wußten.

Viel weiter ausgebildet als in Amerika hat ſich die Anſäſſigkeit in der großen Wüſte von Afrika, in denjenigen Teilen, die man Oaſen nennt,

und die man, weil sie sich auf der Karte mit der Fingerspitze bedecken lassen, für kleine Stückchen fruchtbaren Landes hält, auch wohl gar so bezeichnet, während sie doch die Ausdehnung unserer großdeutschen Königreiche haben. Diese fruchtbaren Ländereien sind es übrigens nur in sehr bedingtem Maße; sie bieten zwar über ihre ganzen Flächen ein genügendes Futter für Ziegen und Schafe, aber nur an einzelnen Stellen dasselbe für Rinder, Kamele und Pferde. Wo aber die vielen kleinen Bächlein und Flüßchen die Oase durchziehen, sich entweder im Sande verlaufend oder einen kleinen See bildend, da ist die Feuchtigkeit des Bodens groß genug, um eine reiche



Vegetation zu erzeugen, und da sieht man die Araber oder weiter südlich die Negervölker in festen Wohnstätten, in aus Luftziegeln aufgeführten Häusern, an welche sich ebenso gemauerte und sehr trockene Magazine schließen, zur Aufbewahrung der Feldfrüchte und der Datteln dienend; da sieht man zahlreiche Herden, von bewaffneten Leuten gehütet, indessen die älteren Männer und die Frauen und ihre Sklaven Acker und Garten mit einem Fleiß und einer sparsamen Berücksichtigung des Bodenraumes anbauen, in einer Art, welche unsern Nachbarn im Westen zur Ehre gereichen würde, woraus diese sich jedoch nicht viel zu machen scheinen, denn sie nehmen wenig an von Deutschen oder Engländern.

In jenen weitläuftigen Gebieten hat sich ein Rechtszustand ausgebildet, dessen festes ruhiges Bestehen um so mehr in Verwunderung setzt, als diese

Völker eigentlich nichts weniger als geneigt sind, Rechtsgrundsätze anzunehmen; allein es hat sich ein traditionelles Recht gebildet, an dem die Stammesältesten treulich hängen, welches sie aufrecht zu erhalten wissen, und welches einen jeden in seinem Rechte schützt, so jetzt, wie es vor Jahrtausenden gewesen, und zwar in derselben Art und nach den nämlichen Ansichten oder Grundsätzen.

Die Bewohner dieser weiten Räume, obwohl ansässig, sind doch so gastfrei geblieben, wie sie es als Nomaden oder Jägervölker waren; die christlichen Anwohner des Mittelmeeres haben dieses zu erfahren täglich Gelegenheit, denn Fezzan ist selbst eine solche Oase in der Wüste, welche sie von drei Seiten umringt, während sie mit der vierten an das Meer grenzt. Sie haben Städte und wohnen in denselben gerade wie die seit Jahrtausenden Ansässigen, aber sie scheinen sich darin noch immer unheimlich zu fühlen; sie tragen sich in der Tracht der Städter, aber wohl auch nur mit Widerwillen, denn sobald sie die Stadt verlassen, ist ihre leichte Beduinentracht wieder zu sehen; auch pflegen sie die Stadt zu fliehen, sobald es möglich ist, sobald der an eine gewisse Zeit gebundene Regen aufhört; dann suchen sie familienweise die einige Tagereisen von den Städten gelegenen Niederungen auf, in denen Dattelhaine befindlich sind, schlagen dort ihre Zelte auf und bleiben daselbst bis zur Reife der Frucht, der sie den größten Teil ihres Unterhaltes verdanken. Nach der Ernte kehren sie karawanenweise zurück, begleitet von Tausenden schwer beladener Kamele, und sind ihre Aufenthaltsplätze (innere Einsenkungen in der wüsten Ebene) tief genug, um während der Winterszeit Wasser zu haben, so besamen sie vor ihrem Abschiede dieselben mit Reis und ernten ihn, wenn sie im nächsten Frühjahre wiederkehren.

Bei diesem abwechselnden Stadt- und Landleben wird der Beduine immer von seiner Familie begleitet; er ist in der Stadt Städter, er ist Ackerbauer auf dem Lande und scheint sich in dieser Doppelheit zu gefallen. Bei diesen Leuten findet der Fremdling eine so seltene, eine so außerordentliche Gastfreiheit, daß man wohl sagen kann, er könne sich vollständig versetzt fühlen in die schönsten Zeiten des arabischen Patriarchentums.

Sehr sonderbar sticht gerade gegen diese Anfänge der Ansässigkeit das Wesen derer ab, die mit uns stammverwandt nach den Wäldern von Nordamerika gezogen sind, um sich dort niederzulassen, und während die Beduinen aus ihrer Nomadenwirtschaft heraustreten und sich zu erheben anfangen, sieht man im Gegenteil Engländer und Deutsche, wenn sie das Leben des Farmers beginnen, herabsteigen von ihrer früheren Kultur, zwar nicht Nomaden werden, denn sie sind ansässig, wohl aber ihre üblen Gewohnheiten, ihre schlechten Sitten, ihre Gemeinheiten mit hineinnehmen in

das einfache Landleben, dem sie sich nunmehr ergeben. Die Roheit des ungebildeten, nur mit seinen Pferden und Rindern umgehenden Menschen nimmt bei ihnen überhand; aber fern von der Gastfreundschaft dieser Halbwilden zu sein, zeigen sie im Gegenteil den krassesten Eigennutz in einer so widerwärtig abschreckenden Weise, daß man erstaunt, daß gesittete Menschen so weit herunterkommen können. Und mit diesem Eigennutz geht Betrug Hand in Hand; denn das Glas Milch, welches vorher gehandelt fünf Hundertsteile eines Dollar kostet (fünf Cent, etwa dreißig Pfennig, immerhin teuer genug), muß, wenn es nicht bedungen und so ausgetrunken worden, mit einem ganzen Dollar bezahlt werden, und die Erlaubnis, sich in einem Winkel des Blockhauses hinzusetzen, hat denselben Preis, je nachdem man das Lager vorher gehandelt oder nicht gehandelt hat.

Anfangs sind diese Ansiedler gewissermaßen menschenscheu, sie vereinsamen sich selbst, sie thun es absichtlich, ein jeder sucht wenigstens meilenweit von dem Nächsten entfernt zu bleiben; doch giebt er seiner Niederlassung, seinem Blockhaus den Namen Stadt und erwartet, daß der von ihm urbar gemachte Morgen Landes ihm in kurzem mit dem Zweihundertfachen dessen bezahlt werden wird, was er dafür gegeben hat. Und er verspekuliert sich auch nicht, denn der Nachschub ist so groß, daß derjenige, der Lust hat, seine Hütte alle Jahr von neuem zu verlassen und sich anderer Orten ein Blockhaus zu bauen und einen Morgen Wald zu lichten, das gedachte Resultat erzielen kann.

Dies ist jedoch nicht der Gang, den das unkultivierte Volk einschlägt, sondern es ist der Rückschritt, den das civilisierte Volk gegen die Barbarei macht, eine sehr traurige, eine zu unangenehmen Schlüssen führende Thatsache; es scheint, als ob der Mensch, sich selbst überlassen, gar zu leicht den früheren Haltpunkt verliert.

Mehr Gelegenheit zur Errichtung fester Wohnplätze, als der Wald, bieten jedenfalls die Ufer der Ströme. Kommt der Nomade mit seinen Herden an die fruchtbaren Ufer eines großen Flusses, der ihm und seinen Tieren reichliche Nahrung giebt, so hört in der Regel die Neigung zu wandern auf. Man wird bald gewahr, daß nicht alles ganz von selbst gedeiht, und daß man wohl Hand anlegen müsse, wenn man stets genügend versorgt sein will, aber es unterliegt auch keinem Zweifel, daß bald genug das Wenige geschieht, was die Natur etwa zur Unterstützung ihrer Thätigkeit braucht.

Ist die Niederlassung gar an einem Strome geschehen, der Jahr für Jahr in regelmäßiger Abwechselung seinen Wasserstand wechselt, die Felder überstaut und dann wieder frei läßt von dem sie befruchtenden und die Pflanzen nährenden Wasser, so nimmt Acker- und Gartenbau gar bald einen wunder-

baren Aufschwung; es reiht sich Dorf an Dorf und Stadt an Stadt, und es sind auf solche Weise die Bedingungen gegeben zur Entwickelung der Menschen nach jeder Richtung hin, zur Ausbildung aller Gewerbe einer höchst entwickelten Industrie und endlich der Blüte derselben, der Kunst.

Wir sehen an einem Strome unseres Vaterlandes einen solchen Aufschwung. Es ist die Weichsel; sie entspringt in den unfruchtbaren Karpathen, sie fließt zum großen Teil durch ein ödes, sandiges Land; die sehr weit gelegenen hohen Ufer sind meist mit großen Föhrenwäldern bedeckt. Die Nation, welche ihre Quellen umwohnt, ist so wenig geeignet, der Kultur große Konzessionen zu machen, wie diejenigen, zu denen sie ihre lehmigen Wogen wälzt. Die wilden Preußen zwischen der Weichsel und dem Niemen haben das Land Jahrtausende lang vor unserer Zeitrechnung bewohnt und haben, wie es scheint, schon mit den Phöniziern verkehrt, die den Bernstein von dort her bezogen; aber sie waren Fischer oder Jäger und blieben es, bis 1000 Jahre nach Christi Geburt die deutschen Ritter dorthin kamen, um das Land, um das Volk zu bekehren.

Von da an beginnt die Benutzung des nordischen Nilthales zum Ackerbau. Die Ritter gaben Anleitung, die unbegrenzte Überschwemmung des Stromes durch Dämme einzuengen, welche, von der alten Feste Thorn beginnend, sich bis zu dem Delta des Stromes hinziehen und ihn von beiden Seiten schützen; aber das Delta selbst, die Perle in der Einfassung dieses Stromes, ist mit den allermächtigsten Dämmen umzogen, welche eine Höhe von 7—8 m über dem mittleren Wasserstande und eine solche Kronenbreite haben, daß zwei beladene Wagen bequem neben einander darauf fahren können. Hinter diesen Dämmen liegen die Bauerngüter in ununterbrochener Reihe, Dorf schließt sich an Dorf, Stadt an Stadt. Das Bauerngut hat nur 100 Morgen Flächeninhalt, allein kein Bauer verkauft sein Gut von 100 Morgen für 75 000 Mark, denn es trägt ihm bedeutend mehr ein, als der Zins solch eines Kapitals ihm bieten kann. Der Taxpreis eines Morgens beträgt zwar 750 Mark, aber jeder Bauer lacht, wenn man ihm das bietet. Diese Güter sind überhaupt nicht verkäuflich. Der Bauer wohnt in einem Hause aus starken Föhrenbohlen, man könnte es ein Blockhaus nennen, aber in diesem Blockhause haben die Fenster Spiegelscheiben, und teure Kupferstiche und schlechte, aber teuer bezahlte Gemälde in breiten Goldrahmen hängen an allen Wänden; ein Flügel, der 1200 bis 1500 Mark kostet, nimmt eine Seite ein; mit Sammet überzogene Sofas und Lehnstühle dürfen nicht fehlen; das schwere Silberzeug, Leuchter, Schüsseln, Becher, wertet nach Tausenden; er schickt seine Töchter in ein Pensionat, welches, wenn es was taugen soll, 2000 bis 2400 Mark jährlich kosten muß; er spielt Billard nie unter einem Louisd'or die Partie; er hat vielerlei

Weine in seinem Keller, darunter gewiß auch Eßlinger Champagner, den er als echten gekauft hat, und das alles tragen ihm seine hundert Morgen ein.

Von der alten Hauptstadt der Könige von Polen, unter August dem Starken, dem Sitz der verschwenderischten Pracht, dem Sitz aller Künste des Friedens und der Freude, soweit sie irgend geeignet sind, das Leben zu verschönern, bis zum Ausfluß der Weichsel, d. h. bis zu der einst so hoch berühmten Handelsstadt Danzig, welche 400 000 Einwohner zählte und sowohl den Königen von Polen als den deutschen schwergeharnischten Rittern zu trotzen vermochte, reicht eine Stadt der andern die Hand, und alle die Städte und Städtchen sind reich, sind gewerbfleißig, sind handeltreibend und versenden ihre vielgerühmten Produkte auf dem breiten Strom zu der Seestadt und von dort nach den Nachbarländern, und allen diesen Segen hat der Strom hervorgerufen.

Ein ganz anderes Leben als das der Völker, welche sich an den Strömen ansässig gemacht haben, ist das der *ansässigen Gebirgsbewohner*. Schon der Boden, auf dem sie sich ansässig gemacht haben, bedingt eine solche Verschiedenheit, denn er ist im höchsten Grade ungleichartig. Wenn das Stromland, wenn das Flachland eine durchweglaufende Gleichmäßigkeit zeigt, so ist das Gebirgsland voller Kontraste; es bietet nicht zusammenhängende Flächen dar, sondern immer nur kleine Räume, im glücklichen Falle von Bächen durchzogen, vielleicht aber auch nur bei Überschwemmungen benetzt und darum nur eine dürftige Wohnstätte bietend. Es zeigt daneben hügelige Gelände, es zeigt Berghöhen, es zeigt Felsengrate, die steil aufsteigen, und der Mensch ist fortwährend darauf angewiesen, Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen, zu überwinden. Oft wird der felsige Boden fruchtbar gemacht werden müssen, indem man die Erde auf den Schultern hinaufträgt; oft wird der fruchtbare Boden, aus dem man die Erde nimmt, unberücksichtigt, unangebaut bleiben müssen, weil ihm die übrigen Bedingungen fehlen, welche eine Bebauung erfolgreich machen würden. Die Natur ist kapriziös, und die Kaprizen erbt der Mensch, der fortwährend mit dieser Natur zu thun hat. Im ebenen und im Stromlande ist der Verkehr der Völker mit einander leicht, im Gebirgslande ist er mit vielen Schwierigkeiten verbunden; daher sind die Bewohner der Ebene gesellig und die der Gebirge verschlossen und ungesellig. Daher vereinigen sich auch leicht die Bewohner des Flachlandes zu größeren Massen, zu eigentlichen Völkern, indes die Bewohner der Gebirge immer nur in kleinen Haufen, immer nur stammweise bei einander bleiben. Auf einem Raume von der Größe des Kaukasus wohnt im Flachlande *ein* Volk, ja vielleicht nimmt es eine zehnfach größere Ausdehnung an. In den Gebirgen des Kaukasus wohnen mehr als 20 verschiedene Völkerstämme bei einander,

deren jeder seine Berechtigung, ein besonderes Volk zu sein, geltend macht; sie halten sich nicht für verwandt, sie glauben nicht, daß sie eines Namens seien, ja sie befehden sich in einer Weise, daß die blutigsten Vernichtungskämpfe daraus hervorgehen. Dies geht so weit, daß selbst stammverwandte Völker, wenn sie so verschiedene Wohnsitze haben, wie Flachland und Gebirge, Feinde unter einander sind und sich auch so sehr von einander unterscheiden, daß man zweifelhaft wird, ob denn wirklich eine ursprüngliche Stammverwandtschaft vorhanden ist. Als Beispiel könnte man die slavischen Bewohner im Fürstentum Montenegro anführen, welche ganz nahe verwandt sind mit den Bewohnern der Moldau und der Walachei. Die einen sind wilde Räuber, ungebändigt und vielleicht überhaupt nicht zu bändigen, denn weder die Thätigkeit der eignen Fürsten, noch der Grimm der Türken hat irgend etwas über sie vermocht. Die anderen im Flachlande sind ein Ackerbau und Handel treibendes Völkchen, lediglich deshalb nicht viel wert, weil die Natur zu freigebig gegen sie ist und sie bei geringer Arbeit einen so genügenden Reichtum an Nahrungsmitteln haben, daß es ihnen gänzlich überflüssig scheint, noch irgend etwas zu thun, um ihren Erwerb, ihr Einkommen zu vermehren. Keine Regierung hat sich noch über diese Menschen beklagt, ihre milden und sanften Sitten lassen wahrlich bezweifeln, daß sie demselben Volks- und Sprachstamme angehören, wie jene wilden Räuber des Gebirges.

Dem Gebirgsbewohner lachen wohl schöne Aussichten, aber nicht fruchtbare Felder; die Gesträuche an seinen Felsen blühen herrlich, aber sie tragen nur spärliche und schlechte Früchte, seine Ziegen und seine Schafe sind sein einziger Reichtum; er ist daher vorzugsweise auf diese als auf seine Nahrung angewiesen, und dieselbe ist infolge dessen sowohl einförmig als spärlich. Man wird daher den Gebirgsbewohner nur selten stark und wohlgenährt finden; mager, vielleicht mehr als nach den Gesetzen der Schönheit angenehm, ist er doch in einem hohen Grade gewandt, geschickt im Klettern und Springen, behende, ein trefflicher Bergwanderer und in Führung der Waffen so geschickt, daß ihm nicht leicht dasjenige entgeht, auf was er sein Feuerrohr oder seinen Pfeil richtet. Auch die Tiere, welche das Gebirge bewohnen, sind gewandte Kletterer; sie gehören alle dem Ziegengeschlechte an, und sie fordern den Jäger, der sie zu seiner Beute machen will, auf, es ihnen an Gewandtheit und Geschicklichkeit gleich zu thun. Aber wie gewandt der Gebirgsbewohner auch sei, und wie sehr er die Jagd liebe als des Mannes würdigste Beschäftigung, er vermag doch nicht vom Ertrage derselben zu leben und muß daher ein Eigentum an Herdenvieh haben, welches ihm reichlich seine Nahrung gewährt, und er ist daher immer auf Eigentum angewiesen, welches ihn charakterisiert, von anderen Naturvölkern

unterscheidet. Infolge dieser Notwendigkeit bewohnen die Gebirgsvölker auch nicht die höheren Teile derselben, es sei denn, daß das Gebirge nach verschiedenen Richtungen in die Ebenen auslaufe, sich sehr verflache und daher Gelegenheit biete, reichere Triften zu benutzen, als sie gewöhnlich im Gebirge vorkommen; in diesem Falle wird derjenige, der gerne vom Raube lebt und die Arbeit scheut, sich nach den höheren Teilen der Gebirge zurückziehen, als in sichere Schlupfwinkel, wie z. B. im Kaukasus geschehen ist. Er wird dann von Zeit zu Zeit hinabsteigen in die Ebenen und sich durch Raub zu verschaffen suchen, was er sich durch Fleiß nicht verschaffen will. Wo dergleichen nicht der Fall ist, da sind die Gebirge auch nicht bewohnt und berührt worden. Das große Felsenjoch, welches Südamerika von Norden nach Süden durchschneidet, war ein vollständiges Hindernis der Vermischung der Bewohner des Westens und des Ostens; erst die rastlosen Hinterwäldler, erst die Europäer, von unbesiegbarer Wanderlust ergriffen, haben die Pässe aufgesucht und sie einigermaßen gangbar gemacht.

Ähnliches findet statt mit dem Hauptgebirge des südlichen Asien, dem Himalaya. Dasselbe erstreckt sich in seiner ganzen Mächtigkeit von Persien bis China, aber es ist nirgends von den benachbarten Völkern überschritten worden, es wird von denselben nicht bewohnt. Bis zu einer Höhe von 2 bis 3000 m finden sich einerseits die indischen Reiter- und Räubervölker, andererseits die tatarischen, aber obschon das Gebirge sich über die bewohnten Stätten noch 3—5000 m hoch erhebt, und obwohl es noch immer in 1—2000 m Höhendifferenz bewohnbar ist, so hat doch dorthin kein Volk sich verirrt, selbst nicht einmal die Tataren, welche die ungeheuren Ebenen des nördlich gelegenen Abhanges des Himalayagebirges bewohnen. So etwas ist nur den schon mehr civilisierten Nationen eigen, vielleicht nicht wegen ihrer Civilisation, sondern weil sie mehr, als für ihre Viehzucht erforderlich, zusammengedrängt sind; so z. B. treiben die Tiroler und die Schweizer ihr Vieh auf die unbewohnbaren Höhen der Gebirge, um sie während der Sommerszeit durchzufüttern und das Futter, welches ihnen inmitten der Thäler aus dem kärglich bemessenen Raume zuwächst, für den Winter aufzuheben; denn wenn sie auch Viehzucht treiben, ja treiben müssen, da ihnen Land- und Gartenbau zu wenig Nahrung bieten, so können sie doch durchaus nicht Nomaden genannt oder auch nur entfernt in ihrer Lebensweise mit diesen verglichen werden. Der umherziehende Hirt hat ein fast müheloses Dasein, er folgt seinen Herden langsam, wie sie vorschreiten, und hat weiter keine Arbeit, als das zu große Ausbreiten seiner Herden zu verhüten, keine andere, als sie in übersichtlichen Grenzen zusammenzuhalten, wogegen der Gebirgsbewohner, dem jedes Grasplätzchen wichtig ist, seinen Ziegen und Schafen, seinen jungen, durch Gewohnheit gewandt gewordenen

Rindern auf Felsenvorsprünge und an Abgründe hin folgen und sie mit Gefahr seines Lebens zurückbringen muß, wenn sie sich verstiegen haben, ihr Winterfutter mühsam Halm für Halm zusammensuchen muß, um es auf dem Kopfe nach Hause zu tragen, wenn der Winter ihn vom Gebirge vertreibt, bis zu welcher Zeit er von den Seinigen nichts gesehen hat; denn niemand folgt ihm da hinauf, wo seine Herden weiden, es sei denn, daß ein Liebesverhältnis etwa dergleichen bedingt, wie z. B. in der Schweiz, in Tirol und der Steiermark, woselbst nicht die jungen Männer, sondern die jüngsten Mädchen mit ihren Herden die Höhen beziehen, welches gewöhnlich im 15. Jahre geschieht. Dann ist schon irgend ein Knecht, der Sohn eines benachbarten Bauern, gleichberechtigt an Rang und Reichtum (nirgends wird auf diesen Umstand mehr Rücksicht genommen als gerade unter den Bauern), mit dem Mädchen in eine zärtliche Verbindung getreten. Wenn nun der Sonnabend kommt und seine Arbeit für die Woche ihr Ende hat, so steigt er auf die Höhen, wo er die Sennerin zu finden weiß, und bleibt bei ihr bis zum ersten Morgengrauen des Montags, da er dann wieder hinabsteigt in das Thal, zu seinem Bauern an die Arbeit gehend.

Man kann dem armen Mädchen dies wohl gönnen, denn während der ganzen übrigen Zeit befindet dasselbe sich in trostloser Einsamkeit, vielleicht kaum erträglich, wenn nicht harte Arbeit, das Melken der Kühe, das Bereiten des Käses, das Scheuern und Reinigen der Gefäße, den Tag in der Art ausfüllte, daß das arme Kind gar nicht zum Nachdenken über seine Lage kommt.

So schwer machen sich's übrigens nur die europäischen Gebirgsbewohner und auch diese nicht einmal alle, denn die auf den drei großen Halbinseln des südlichen Europa wohnenden Hirten sind keineswegs geneigt, irgend etwas zu thun, auch nicht einmal Kühe zu melken, daher sie deren gar nicht pflegen, sondern sich mit Schafen und Ziegen begnügen.

Die Bewohner des Kaukasus sind, wie bereits bemerkt, teilweise vollständig Räuber, und diese sind Hirten nur insofern, als sie einsehen, daß sie doch irgend welche Nahrungsmittel haben müssen, und daß sie auf ihren Raubzügen wohl allenfalls Geld und Geldeswert, nicht aber Nahrungsmittel finden können; aber sie haben nur so wenig von dem ihnen nützlichen Getier, als gerade unumgänglich notwendig ist für ihren häuslichen Bedarf, sie bedienen sich des Nachwuchses, halten ihre Herden auf der für ihren Bedarf ausreichenden Höhe und sind im übrigen bei weitem weniger Hirten als Räuber und Mörder. Wer kann sagen, ob zur Zeit, wo die Alpen sich zu bevölkern anfingen, es hier nicht gerade so gewesen ist?

Die Bewohner der gebirgigen Inseln des indischen Oceans sind oder waren gleichfalls sämtlich Räuber, nur auf einem anderen Element,

auf dem Meere nämlich. Die großen Inseln Sumatra, Borneo, Celebes, Neu-Guinea, und nördlich von diesen, nach den Philippinen und Marianen zu, bergen zahllose Räuber malayischen Stammes oder den ursprünglichen, einheimischen, den Papuas, den Dajaks angehörig. Diese Gebirgsbewohner, welche man die oceanischen nennen könnte, treiben gar kein Gewerbe als das des Raubes, den sie, so lange ihre Zahl gering ist, ausführen, sich für Kaufleute ausgebend, wirklich auch Handel treibend, eine Maske, welche sie

jedoch verschmähen, sobald sie sich mächtig genug fühlen, um ohne Verstellung aufzutreten. Wir finden daher diese Gebirgsvölker fast immer auf der See. Zu ihnen zu gelangen, ihre Raubnester zu vertilgen, ist beinahe ganz unmöglich, es scheitert an der europäischen Unbeholfenheit. Wir können mit unseren Schiffen, ja nur mit unseren tiefgehenden Booten nicht bis in ihre tiefgehenden Schlupfwinkel, nicht bis in ihre Flüßchen und Bäche gelangen, indessen sie in den mannigfachen Verschlingungen derselben auf einem leichten Boot, was kaum 6 Zoll tief im Wasser geht, entschlüpfen so mühelos als sicher; kein Eichhörnchen ist auf seinem Baume gewandter als diese Leute auf ihren kleinen Fahrzeugen, welche sie sogar, wenn es not thut, über Hindernisse, über

selbstgeschaffene Barrieren und Verhaue hinwegtragen, was der schwerfällige engländische oder holländische Matrose mit seinem 50 Centner schweren Boote nicht zu thun imstande ist.

In gleicher Weise ist es unmöglich, diesen Leuten auf die Höhen zu folgen, welche ihre Wohnsitze bilden. Nicht die Malayen, denn diese haben in der Regel die Küsten inne, sondern die Dajaks, welche die wirklichen Bergbewohner sind. Enge, für unser Auge kaum sichtbare Pfade führen durch die netzartigen Verschlingungen der Flüsse nach den ersten Stufen der Höhen, von hier ab können aber, so glauben wenigstens europäische Matrosen, nur noch Affen jenen folgen, welche dort oben ihre Schlupfwinkel, nein, vielmehr ihre bequemen und ausgedehnten Wohnungen haben. Der nackte Fuß der Eingeborenen mit seinen fünf gewandten und durch die stete Übung gekräftigten Zehen findet überall eine Stütze, einen Halt, an dem der Schuh oder Stiefel des Europäers abgleitet; ja wollte er sich dieser Bekleidung entledigen, so würde doch seine Sohle viel zu empfindlich und sein Zehenapparat viel zu unkräftig sein, um steigen und klettern zu können.

So sind jene Wilden uns Europäern weit überlegen, so sind sie uns gewissermaßen unerreichbar und darum geschickt genug, ihr Räuberhandwerk, so oft man es versucht, ihnen dasselbe zu legen, immer wieder mit großem Glück von vorne anzufangen und ihre Bedränger zu überzeugen, daß mit ihnen nicht gut zu kämpfen sei.

Diese oceanischen Gebirgsvölker sind wahrscheinlich die wildesten, welche man überhaupt kennt, und sie sind es von den ältesten Zeiten her gewesen. Dieses ist kein voreiliges Urteil. Man kennt nicht einmal die alten, viel weniger die ältesten Zeiten dieser Leute, unsere Kenntnis derselben ist recht eigentlich von gestern, aber wir haben historische Thatsachen vor uns, wenn nicht von diesen, so doch von anderen in ähnlicher Weise lebenden Völkern. Die einst so furchtbar berüchtigten Normänner, die alten Seekönige, wie sie sich gerne nennen ließen, waren Räuber der norwegischen Gebirge, und es ist Erstaunen erregend, bis zu welchem Grade ihre Verruchtheit ging; jede Schandthat schien ihnen erlaubt, ja man kann viel besser sagen, war ihnen gar keine Schandthat, sondern eine vollständig erlaubte und natürliche Handlung, und so wie vor 1000 und mehr Jahren die nordischen Seekönige, so verfuhren vor 3000 Jahren die schurkischen Griechen, über deren Thaten wir in der Odyssee einige Andeutungen erhalten, ebenso verfuhren die Phönicier zur Zeit des weisen Salomo, und ebenso verfahren noch heutigen Tages die griechischen und arabischen Piraten. Selbst die Engländer, nicht bloß etwa Holländer, Dänen, Schweden, zahlten jährlich Hunderttausende, um ihre Flagge gegen den Seeraub zu schützen, und in welcher Weise wurde er ausgeübt! Jede denkbare Schändlichkeit an den Angegriffenen und Gefan-

genen wurde mit einer Art von Wollust hervorgesucht, um die unglücklichen Opfer zu quälen. Die Schwachen wurden alsbald ermordet, die Arbeitsfähigen als Sklaven verkauft, die für wohlhabend Gehaltenen aber blieben um des Lösegeldes willen im Besitz der Räuber und wurden täglich unbarmherzig geschlagen, in jeder Art gemißhandelt, lediglich in der Absicht, sie zu veranlassen, nach einem Lösegelde an ihre Angehörigen zu schreiben, und Tausende, welche nur ihrer Eitelkeit und Putzsucht das äußere Ansehen vornehmer Leute verdankten, außer Stande waren, solch ein Lösegeld zu schaffen, mußten unter solchen Qualen ihr Leben aushauchen. Frauen und Mädchen aber wurden die Opfer der orientalischen Lüstlinge, und weder denen, die aus erbärmlicher Mißgunst und um den Handel anderer Nationen zu beeinträchtigen, den schimpflichen Tribut zahlten, noch denen, die ihre Fahrzeuge mit streitbaren Männern und Kanonen versahen, gelang es, diese Abscheulichkeiten zu beenden; der schnödeste Hohn wurde ausgeübt, wenn irgend ein Konsul klagbar auftrat. Und hätte der Dey von Algier, Anfangs des Jahres 1830, sich nicht soweit vergessen, dem französischen Konsul mit seinem Fächer ins Gesicht zu schlagen, so hätten wir vielleicht dieses Amüsement noch, denn die Engländer würden dem Dey diesen Schlag nicht so übel genommen haben. So hätten wir denn allerdings nicht Nachrichten der Vorzeit über die Seeräuber von Borneo und Solo, wohl aber über die Seeräuber in unserer Nähe, über Seeräuber, welche gewohnt waren, sich als Träger der Civilisation zu betrachten (Griechen), und über solche, die sich höchlichst beklagen würden, wenn man sie mit dem Titel „Wilde“ belegen wollte, indessen sie gerade um so schlimmer sind, je mehr sie sich einbilden, in der Civilisation gethan zu haben, in derselben fortgeschritten zu sein.

Die räuberischen Gebirgsvölker der vorhin genannten großen Inseln haben im übrigen viele Eigenschaften, welche man schwer vereinbar halten möchte mit ihrem abscheulichen Gewerbe. Kommt man vertrauensvoll zu ihnen, so ist man in der Regel ungefährdet, und man wird von den Häuptlingen höchst gastfrei aufgenommen. Jede Freundlichkeit wird dem Gaste erzeigt, ja er wird nicht nur mit allem, was irgend zu seiner Bequemlichkeit ist, versehen, was so weit geht, daß der nicht mohammedanische Dajak dem Fremden seine Tochter für die Zeit seines Aufenthalts zur Gattin giebt, sondern daß er ihn bei seiner Abreise noch so reich beschenkt, als er es bei seinen an sich geringen Mitteln irgend kann. In diesen Räubern ist auch noch wirkliche Ritterlichkeit; sie legen ihre Lanze für den Gast ein, sie verteidigen ihn gegen Angriffe von außen und würden sich selbst unter einander für geschändet halten, wenn durch ihre Schuld irgend ein Ungemach über den Gast käme. In diesem glücklichen Zustande der Unschuld befinden

sich allerdings die europäischen Seeräuber nicht, sie wissen nicht, daß man einen Gast beschützen müsse, sie wissen nur, daß ein jeder, der nicht zu ihnen unmittelbar gehört, dazu vorhanden ist, um geplündert und gemordet zu werden. Sind diese Seeräuber feige und nichtswürdige Schurken, zusammengelaufenes Gesindel aus aller Herren Ländern, ohne Treue und Glauben, ohne eine Spur von Civilisation, so sind im Gegenteil jene oceanischen Seeräuber ein Volk und haben als solches Selbstbewußtsein, haben als solches den Gedanken an eine allgemeine Verantwortlichkeit, sie haben ein Volksbewußtsein, welches sie nicht niederträchtig werden, welches sie nicht sinken läßt.

Allerdings ist derjenige, der einem Seeräuber in die Hände fällt und von ihm beraubt wird, immer schlimm daran, gleichviel ob derselbe großmütig ist oder nicht, aber ein kleiner Trost liegt darin, daß man es mit einem tapferen Manne zu thun hat. Die malayischen und die dajakischen Seeräuber, wenn sie ein Schiff angreifen, fechten mit einer Tapferkeit, mit einer Todesverachtung, die wahrhaft Bewunderung erregt; sie achten keiner Gefahr, um zu ihrem Zweck zu gelangen, sie kämpfen noch schwer verwundet, der Kampf scheint ihnen eine Lust, sie kämpfen um des Kampfes willen, und man gönnt ihnen den Sieg, denn er wird meistens gegen die ungeheuerste Übermacht, nicht in der Zahl der Kämpfenden, sondern in der Zahl der Mittel, welche sich weit über die erheben, über die der Malaye oder der Dajak zu gebieten vermag, indessen der Seeräuber in den Antillen oder in dem griechischen Meere feig entflieht, sobald ihm Widerstand entgegengesetzt wird, von welchem er glaubt, daß er denselben nicht sofort überwinden kann.

Im übrigen kann man freilich nicht sagen, daß diese Züge einer seltenen Tapferkeit und Mannhaftigkeit den Völkern, die sich ihrer erfreuen, zum Vorteil gereichen. Eben weil sie mit einer ganz rücksichtslosen Tapferkeit ihre Zwecke verfolgen, werden sie aufgerieben, daher trotz sehr glücklicher klimatischer Verhältnisse doch die Zahl der Einwohner immerfort im Abnehmen begriffen ist.

Schon die alte Geschichte führt uns Ähnliches an. Wir haben so die räuberischen Normannen vor uns, welche ihre Züge weit ausdehnten auf den elendesten, gebrechlichsten Fahrzeugen. In offenen Booten, denen wir heutigen Tages den Ehrentitel einer Schaluppe verweigern würden, zogen sie von der Nordwestspitze Galliens nicht nur nach England, sondern um ganz Frankreich und Spanien herum nach dem Mittelmeere, woselbst sie größere oder kleinere Reiche stifteten. Aber ihre Eroberungen kamen dem Volke, dem die Eroberer angehörten, nicht zu gut. In Britannien kämpften sie siegreich mit den tapferen, ihnen ebenbürtigen Sachsen, aber sie er-

oberten kein Reich für die Normandie, sondern sie schufen ein neues Reich, in welchem sie die herrschende Kaste bildeten, wovon wir in dem Adel Englands noch jetzt die Abkömmlinge sehen, den normännischen Adel, welcher mit gründlicher Verachtung auf alle diejenigen niederschaut, die nicht seinem Stamme angehören. Mit Achselzucken gesteht ein solcher normännischer Lord wohl zu, jene oder diese seien allerdings von Adel, aber doch nur von sächsischem, d. h. dänischem, nicht normännischem, und sächsischer Adel sei denn doch nur — — — — woraus man ungefähr entnehmen kann, wie ausschließlich dieser normännische Adel ist.

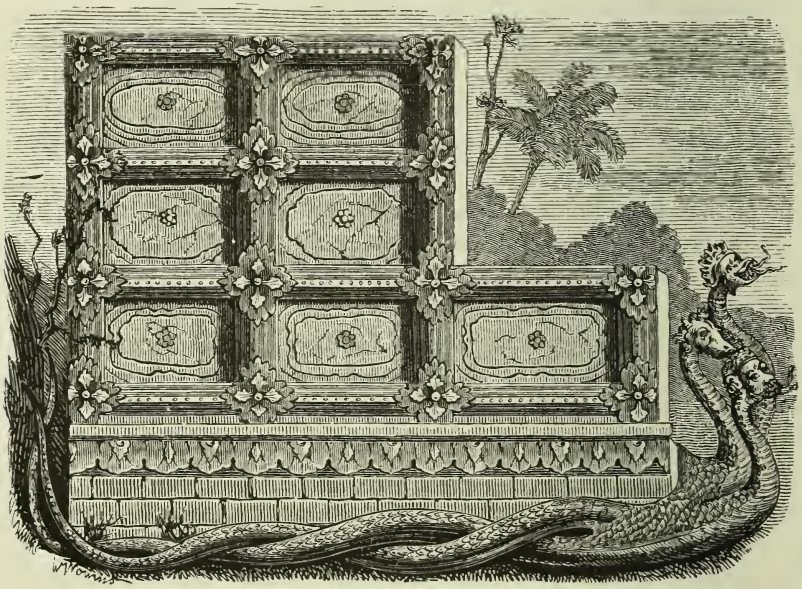
Ein ganz Ähnliches findet mit den skandinavischen Seeräubern statt; sie, die berühmten Seekönige, zogen auf ihren Kähnen bis nach Sicilien und bis nach Byzanz, aber sie brachten weder die Kultur und die Gesittung der Völker, zu denen sie gedrungen, noch ihre Religion und ihre Schätze mit in die Heimat, ihre Thaten waren fruchtlos für ihr Volk. Und wie nach und nach die Tapfersten dieser beiden Nationen unter fremden Völkern untergingen, so ging der ganze Adel der damaligen Zeit unter, und was wir jetzt als Bewohner jener einst so berühmten Heldenländer kennen, ist nichts weiter als der Rest des unedlen, damals vielleicht sogar unfreien Volkes, welches sich wie begreiflich in jener Zeit sowohl in Norwegen als im nördlichen Frankreich im auffallendsten Grade von dem Adel schied, der allein berechtigt war, die Waffen zu führen, allein das Schwert in fremde Länder trug und diese sich unterjochte.

Die Lebensweise dieser Weltenstürmer, sobald sie ein Volk bilden und nicht der Auswurf aller Völker sind, ist ganz geeignet, Kenntnisse mannigfacher Art, eigentümliche Ansichten, mannigfache Gesittung zu verbreiten. Die Handel und Seeraub treibenden Phönicier reisen von den glücklichen Küsten des Mittelmeeres hinaus in den Ocean, weit nach Süden und weit nach Norden, und bringen die Kunde von behaarten Menschen (Affen) und bringen die Kunde von in Tierfelle gekleideten Hyperboräern nach dem Mittelmeer zurück. Sie bringen die Kunde von der so sehr abweichenden Tages- und Nachtlänge dahin, sie lernen einen Winter kennen, in welchem wochenlang die Sonne gar nicht aufgeht, und einen Sommer, während dessen sie gar nicht untergeht. Sie lernen fremde Produkte kennen, sie bringen den Bernstein, sie bringen kostbare Pelztiere, sie bringen Tiere mit zarten, weichen Federn nach den warmen Ländern. Umgekehrt ziehen die Normannen und die Skandinavier nach dem Süden. Die blonden, die hell-, ja die rothaarigen Söhne des hohen Nordens sehen die braunen Söhne des Südens, sehen die schönen Töchter der Spanier und Sicilianer mit den dunklen, mit den schwarzen Augen, von denen sie im Norden gar keinen Begriff hatten, und verbinden sich gerne mit ihnen — sie kommen

in die Gärten der Hesperiden, sie sehen in dem dunklen, glänzenden Laub die glühenden Früchte golden schimmern und glauben wirklich in den Zaubergärten der Feen zu sein, von denen ihre Väter ihnen erzählt; sie sehen andere Völker, andere Sitten und Gebräuche, sie sehen andere Menschen vor sich, und sie tragen die Nachrichten davon zurück in ihre ferne Heimat, und daraus gestaltet sich Handel und Industrie. Der Reiche verschafft sich durch seine Schätze das im fremden Lande Gesehene, das ihm Wünschenswerte. Der Arme, welcher nicht über Schätze zu gebieten hat, sucht dasselbe durch seine Arbeit zu erhalten, er ahmt die Trink- und Kochgefäße, er ahmt die Geschirre für den Ackerbau, er ahmt die Masten und Segel und die Leinen und die Stellung derselben nach, und so entwickelt sich der Kunstfleiß des einen Volkes an dem des anderen. Aus völlig rohen Barbaren, welche die Männer morden oder den Göttern opfern und nur die Weiber schonen, um sich mit ihnen zu vermischen und sie nachher der niedrigsten Sklaverei zu übergeben, aus den rohen Barbaren, welche keinen Anflug von Kunstsinn haben, werden durch die Berührung mit anderen Völkern zuerst Ackerbauer, dann Händler, welche die Produkte ihrer Arbeit gegen die anderer Völker austauschen, welche diesen Rohprodukten durch irgend welche Bearbeitung einen höheren Wert zu geben suchen, bis sie endlich so weit gekommen sind, durch ihren Fleiß und durch ihren Geschmack Gegenstände zu verfertigen, welche das Verlangen, ja vielleicht die Bewunderung anderer erregen und sie so in den Kreis der civilisierten Nationen eintreten.

Dieses Los können die oceanischen Gebirgsvölker nicht nur haben, sondern es ist ihnen an vielen Punkten wirklich geworden. So den Phöniciern und Griechen wie den nordischen Gebirgs- und Räubervölkern. Andere haben allerdings diese Stufe noch nicht erreicht, andere, und zwar die meisten, sind bereits wieder von dieser höheren Stufe hinabgestiegen, wohin gerade die vorhin genannten, die Griechen und Phönicier, gehören. Der ganze Reichtum einer beneidenswerten Kultur, einer seltenen hohen Kunst- und wissenschaftlichen Bildung, wie man bei den Griechen denselben fand zur Zeit ihrer Blüte, ist spurlos untergegangen. Ihre Tempel und ihre Hauptstädte sind nicht nur in Trümmer gefallen, sondern sie wissen auch nicht einmal mehr die Stätten zu bezeichnen, nicht mehr die Gegend zu nennen, welche einst zur Zeit der Blüte alter Kunst so hoch berühmt waren. Welcher Grieche wüßte wohl zu sagen, wo Sparta, wo der Tempel des delphischen Apollo, wo die heilige Eiche von Dodona gestanden, wo die siebenthorige Thebe und wo das berühmte Kolonos gelegen! Nicht nur sind die Tempel in Trümmer, sondern es sind die Trümmer auch in Staub zerfallen, es ist damit schlimmer gegangen wie mit Babylon und Ninive.

Andere Völker in derselben Lage sind auch schon einmal auf solchem Gipfelpunkte der Kultur gewesen und sind davon herabgestiegen. Auf der schönen Insel Java findet man Ruinen, dem indischen Kultus angehörig, von einer wunderbaren Ausdehnung und von einer Vollendung und von einer wunderbaren Pracht der Bau- sowie der plastischen Denkmale, wodurch eine ungewöhnliche Höhe der Kultur bezeugt wird, weit über diejenige gehend, auf welcher die dort wohnenden Völker jetzt stehen, und die sogar nicht einmal mehr wissen, wer diese prächtigen Tempelfluchten erbaut hat



und wem sie gewidmet waren. Die kleinen Inseln, welche an Java grenzen, Bali u. a., befinden sich in demselben Falle. Unter den vielen Ruinen, welche auf Java gefunden worden sind, seitdem man sich bemüht hat, die Reste altindischer Kultur aufzusuchen, wollen wir nur eine anführen, welche uns Müller in seinem schönen Werke über die indischen Altertümer auf Java vorgeführt hat, es ist die von Matian-Puti bei Bandjuwang. Wir sehen hier ein Stück einer solchen Ruine vor uns, welche im ganzen viertelmeilenlang ist und darüber. Durchweg hat man die auf einander geschichteten Steine mit prächtigen Arabesken verziert, deren Ausführung dem Meißel jedes Europäers Ehre machen würde. Das Ganze ruht auf einer ungeheuren Schildkröte, welche von drei großen Schlangen wie von einem riesigen Geflecht umschlungen ist. Zwischen den Köpfen befindet sich der

Eingang. Welch ein Volk muß es gewesen sein, das solche Bauwerke in solchen weiten Strecken hinterließ, welch ein Volk, das Macht und Geschmack genug besaß, um so Großes, ja man kann dreist sagen, so Bewunderungswürdiges zu leisten! Die jetzigen Bewohner der schönen Insel haben sogar das Andenken an diese Bauten verloren, keiner derselben weiß zu erzählen, woher diese Denkmale stammen, welchem Volke sie angehören, welchen Göttern sie gewidmet waren. Die Größe des Volkes ist also geschwunden, vielleicht sind die jetzigen Bewohner nicht einmal die Abkömmlinge jener früheren, durch deren Hände solche Riesenbauten aufgeführt wurden, vielleicht sind die jetzigen Bewohner, die Malayen, nur die Eroberer, nur die Vertilger der früher in der Kunst gebildeten Einwohner und die Zerstörer ihrer Heiligtümer, vorausgesetzt, daß sie hierzu noch Thatkraft genug besaßen, denn es ist wohl möglich, daß nur die Natur, daß nur das Klima an dem Verfall dieser großartigen kühnen Bauwerke schuld ist, daß keines Menschen Hand sich an dieselben gewagt, daß Feuchtigkeit, tropische Hitze und durch sie erweckte Vegetation diese Zerstörung herbeigeführt hat.

Ob die anderen oceanischen Gebirgsvölker, welche eine so hohe Kulturstufe noch nicht erreicht hatten, dazu gelangen, ob ihre Civilisatoren, die Matrosen, sie jemals dahin gelangen lassen werden, etwas Bedeutendes zu thun, muß um so mehr bezweifelt werden, als die wenigen vorhandenen Beispiele verneinend antworten, und zwar in wahrhaft erschreckender Weise.

Es wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Gruppe der Sandwichs-Inseln durch Cook und die beiden Forster zwar nicht entdeckt, aber doch erst näher untersucht. Man fand daselbst sowohl als auf einer anderen, südlicher gelegenen Gruppe, auf den Gesellschafts-Inseln, ein verhältnismäßig sehr gebildetes Volk, jedenfalls ein sehr glückliches Volk. Die üppigste Vegetation gab eine Fülle von Nahrung her fast mühelos, das Wenige, was zu thun war, um nicht hundertfältige, sondern tausendfältige Ernten zu erzielen, war kaum des Erwähnens wert, es blieb also viel Zeit übrig, und diese wurde verwendet, um mit den einfachsten Mitteln tausendfältigen Schmuck auszuführen, teils für sich, d. h. für die Menschen, teils für ihre Wohnungen, für ihre Kähne oder für die Bastzeuge, mit denen sie sich leicht und anmutig bedeckten. Die Kähne waren von einer so großen Zweckmäßigkeit, daß sie noch am Anfange dieses Jahrhunderts mehr als im vorigen die Bewunderung der Reisenden und vorzugsweise der wohlunterrichteten Seemänner erregten. Selbst Engländer gestanden zu, daß es wohl der Mühe wert wäre, ein größeres Schiff nach diesem System zu konstruieren, es wäre wahrscheinlich, daß ein solches bei weitem besser den Wind würde schneiden können, bei weitem leichter zu steuern sein würde und endlich eine Segelkraft zeigen dürfte, die es allen anderen Formen überlegen machte.

Europäer könnten demnach hinsichtlich des Schiffbaues bei den Wilden in die Schule gehen; aber auch hinsichtlich der Fähigkeiten, einen Weg auf dem pfadlosen Meere zu finden, würden sie dies haben thun können. Die Bewohner dieser beiden Inselgruppen (vieler anderer gar nicht zu gedenken) machten Reisen auf dem Ocean von mehr als 1000 Seemeilen, kannten das Ziel ihrer Fahrten und kehrten von denselben zurück nach ihrer heimatlichen Gebirgsinsel ohne Kompaß und ohne Sextanten, ohne Chronometer oder sonst ein Instrument zur Bestimmung der Länge oder der Polhöhe.

Waren nun die Schiffe zweckmäßig gebaut, so waren sie überdies auch noch schön. Geschicklichkeit sowohl als Geduld war aufgewendet, um Verzierungen anzubringen, welche nicht nur einen wirklich ausgebildeten Geschmack bekundeten, sondern welche auch gleichzeitig so viel technische Fertigkeit voraussetzten, daß man, von unsern einheimischen Vorurteilen ausgehend, kaum begreifen konnte, wie diese einfachen Naturkinder mit ihren überaus einfachen Werkzeugen all dergleichen sollten leisten können. Unsere Handwerker können dergleichen freilich nicht. Man nehme einem Tischler von der Gesamtmenge seiner Werkzeuge zwei hinweg, so wird er außer stande sein, etwas Ordentliches, etwas Brauchbares zu machen. Man thue dasselbe mit unserem Schuster, so sitzt er auf dem Trocknen, und der geschickteste Wagenbauer, dem man sein Schnitzmesser nehmen wollte, würde aufhören müssen, sein Gewerbe zu betreiben. Nicht so der sogenannte Wilde. Sieht man einen Goldarbeiter in Indien vor seinem Häuschen im Staube der Straße sitzen, vor sich einen Stein mit einigen Öffnungen, um ein paar kleine Ambosse (bald den einen, bald den anderen) hineinzustecken, mit zwei oder drei Zangen, mit fünf oder sechs verschieden geformten Hämmern und einer Rindsblase voll Luft, welche sein Blasebalg ist, sieht man dann, welche bewundernswürdige Kunstwerke dieser nackende Indier mit seinen Werkzeugen, die sämtlich mit einer Hand gefaßt werden können, macht, und vergleicht man damit, was unser Juwelier braucht, um seine Ketten, seine Schmucksachen, seine Prägungen auszuführen, so faßt den Beschauer ein wirklich ehrerbietiges Staunen. Es ist beinahe noch größer, wenn man sieht, was die vorhin gedachten Insulaner aus dem härtesten Holz oder gar aus den Zähnen großer Meeressäugetiere schnitzen, ohne das Eisen, viel weniger den Stahl zu haben, ja ohne ihn zu kennen (dies war das Verhältnis zu Cooks Zeiten, jetzt kennen sie den Stahl, aber sie können nichts mehr verfertigen, sie sind schon so weit herunter, daß ihre Kunstarbeiten Antiquitäten geworden); es ist noch mehr zu bewundern, wenn man das Schnitzwerk an den aus Palmenholz geformten Balken ihrer Häuser, an den mächtigen Schnäbeln ihrer großen Kriegsschiffe, oder wenn man das Schnitzwerk aus den großen Hauzähnen der Delphine sieht, welche

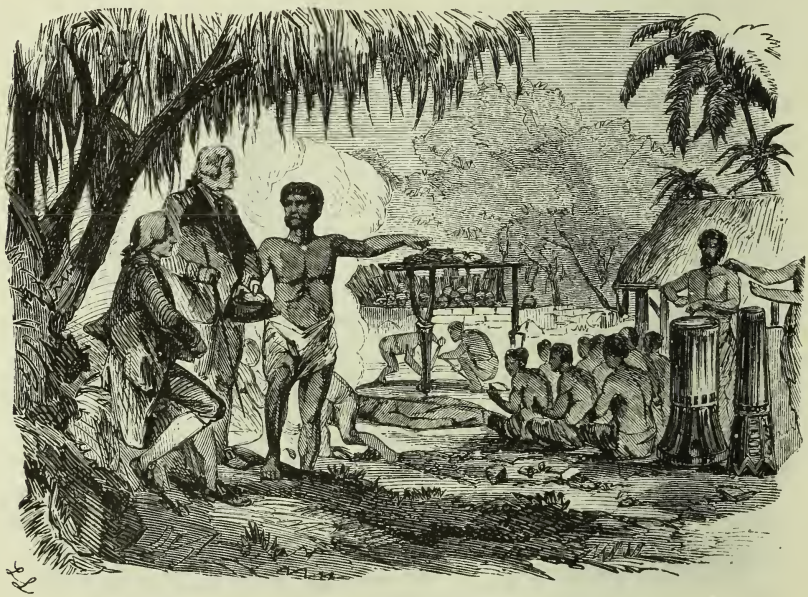
sie in sechs bis acht dünne Scheiben von der Krümmung des Zahnes zerschnitten haben, denn das hier vorliegende Material ist so außerordentlich hart, daß unsere Metallarbeiter ganz einfach sagen würden, sie seien außer stande, mit ihren Sägen, Meißeln und Grabsticheln gegen ein solches Material etwas auszurichten, daß sie unbedenklich sagen würden, es sei nicht nur viel härter als Messing oder Bronze, es sei härter als Eisen.

Mit einigen Feuersteinsplittern und mit viel Geduld gelangten jene Wilden dazu, die bewunderungswürdigen Arbeiten zu vollenden, welche noch jetzt die größten Zierden unserer ethnographischen Kabinette sind.

Aber es giebt Arbeiten von größerer Ausdehnung, als daß man sie unseren Sammlungen einverleiben könnte. Jene Insulaner bauten Pyramiden von Quadersteinen, welche eine solche Größe haben, daß ihre Fortschaffung selbst für unsere mechanischen Hülfsmittel nicht eben leicht zu nennen wäre. Sie brachen diese Quadern aus dem Korallenkalk, welcher ihre Inseln umgiebt, sie schafften dieselben aus dem Wasser heraus, schafften sie nicht nur an das Land, sondern auf die Gebirge ihrer Inseln und bauten daraus jene mächtigen Stufenwerke, auf denen ihre Götter thronten, denen ihre entsetzlichen Menschenopfer gebracht wurden. Diese Wilden haben die Oster-Insel mit jenen kolossalen Monumenten geschmückt, von denen wir ein Paar nach La Pérouses Zeichnung sehen, drei Mann hoch, wie

wir sagen würden, und sie haben auch diese Statuen gemeißelt, ohne das Eisen zu besitzen. Was würde aus ihnen geworden sein, wenn man sie ruhig sich selbst überlassen, wenn man ihren Entwickelungsgang nicht gestört hätte!

Gewiß, diese Völker zeigen bei großer Liebe zur Kunst, zur Geselligkeit, zum Lebensgenuß, bei tiefer Religiosität, wenn auch nicht nach unserem Sinne — bei wahrer Heldenhaftigkeit in ihren Kämpfen, in ihren Kriegen, bei unglaublicher Kühnheit auf ihren Reisen, bei seltener Anhänglichkeit an



ihre Familien auch eine nach unserem Sinne höchst tadelnswerte Eigenschaft: sie zeigen eine entsetzliche Grausamkeit, nicht allein im Kriege, wo dieselbe noch nicht einmal so scharf hervortritt, als vielmehr bei ihren religiösen Festen, die immer durch blutige Menschenopfer verherrlicht wurden. Wir sehen dieselben ihre erstgeborenen Kinder als einen schuldigen Tribut den Göttern zum Opfer bringen, wir sehen sie ihre Erstgeborenen den Priestern übergeben, welche sie an den Statuen ihrer Götter zerschmettern, so daß diese mit dem Gehirn und mit dem Blute der kleinen Opfer übertüncht werden. Und das ist noch nicht das Grausamste, das trifft nicht die Kinder, denn sie sind bewußtlos, und das zerschmetterte Haupt gestattet wahrscheinlich nicht einmal den Schmerz auf Augenblicke, er trifft nur die Eltern, welche das Opfer haben bringen müssen. Viel grausamer ging

man mit den Gefangenen um, welche den Göttern zum Opfer gebracht werden sollten, oder selbst mit Bewohnern der eigenen Inseln, welche auch geschlachtet wurden; wenn es an Kriegsgefangenen fehlte, da wurden auf dem Maraï Hekatomben dargebracht, und zwar, um den Göttern recht wohlgefällig zu sein, wurden die Menschen in möglichst schmerzhafter Weise getötet. Wir geben eine solche schauerliche Scene, wie Cook dieselbe gesehen und in seinem großen Reisewerk aufbewahrt hat. Wir haben hier das Innere eines solchen Opferhofes von Mauern umschränkt, auf denen Tausende von Totenköpfen liegen, den Unglücklichen angehörig, die hier den Göttern zu Gefallen geopfert wurden. Wir sehen ein neues Opfer in der Mitte liegen, an eine Stange gebunden, und dahinter nehmen wir zwei Männer wahr, welche beschäftigt sind, eine Grube auszuhöhlen, in der man Feuer anmachen, über welcher man dann das Opfer dadurch töten wird, daß man dasselbe langsam darüber braten läßt. Der Priester macht Cook und seinen Reisegefährten Forster aufmerksam auf die Vorgänge, indessen auf der anderen Seite des Bildes eine Gruppe von Eingeborenen im Begriff ist, Musik zu machen zu dem Geschrei des Opfers.

Gewiß das sind gräßliche Vorgänge, und sie sind immerfort angeführt worden, um zu beweisen, daß dergleichen abscheuliche Menschen des Mitleids nicht wert sind, welches wir Philanthropen ihnen zu zollen bereit sind; aber wir dürfen doch die Vergleiche nicht vergessen zwischen diesen Wilden und den kultivierten Europäern (um nicht zurückzugehen auf ebenso oder mehr kultivierte Asiaten, wie z. B. die Phönicier), wir wollen doch nicht vergessen, wie zur Ehre Gottes christliche Priester gegen Christen gewütet haben. Genug des Gräßlichen ist geschehen bei der sogenannten Bekehrung von Indien und Amerika; aber das waren ja Tiere, die man schlachtete, das waren ja nicht Menschen. In Spanien dagegen hat man Millionen christlicher Einwohner jahrelang in den Gefängnissen gemartert und sie dann langsam dem Feuertode überliefert, man hat dafür gesorgt, daß sie nicht allzubald durch den Rauch erstickten, man hat dafür gesorgt, daß sie die ganze Fülle der Qualen des langsamen Verbrennens durchkosteten, und diejenigen, die das thaten, grade so zur Ehre Gottes wie die Wilden auf den Sandwichs- und den Gesellschafts-Inseln, waren nicht Wilde, sondern gehörten den gebildetsten Nationen der Erde an, standen auf dem Gipfelpunkt der Kultur ihrer Zeit und begingen diese Scheußlichkeiten grade wie die Wilden in der Voraussetzung, es seien Gott wohlgefällige Handlungen.

Wir müssen hier wohl ernsthaft fragen, auf welcher Seite die größte Bestialität liegt, auf der der Uncivilisierten und Wilden oder auf Seiten der civilisierten Europäer, und wir müssen wohl fragen, was uns denn hindert, die Kulturfähigkeit der Wilden anzunehmen, welche solche Barba-

reien verübten, wenn wir doch sehen, daß die Spanier und die Italiener, welche viel Schlimmeres thaten, nicht nur der Kulturfähigkeit keineswegs entbehrten, sondern damals schon auf einer mächtig hohen Stufe der Kultur standen, in allen Wissenschaften und in allen Künsten Meister waren..

Was aus den Eingeborenen jener Insel geworden ist, stellt die Frage durchaus nicht anders und ändert ihre Fähigkeit, das Größte und Ausgezeichnetste zu leisten, nicht im geringsten. Was sie jetzt sind, die niedrige Stufe, auf der sie jetzt stehen, haben die Armen sich nicht selbst zu verdanken, sondern den Bemühungen der seefahrenden Nationen und ihrer Kultur. Die Ruderſklaven aus den Bagnos zu Toulon und Marseille, durch welche die Mannschaft der französischen Kriegsschiffe komplettiert wird, das rohe, jeder Bestialität fähige Matrosenvolk der englischen Handelsschiffe, die Deportierten von Botany-Bai, welche imstande waren, ihre Fesseln zu brechen, sind es, welche die Kultur und die Civilisation dorthin gebracht haben. Es ist nun kein Wunder, wenn dadurch ein Rücktritt eingetreten ist, den man sich kaum schlimm genug vorstellen kann. Hinterher sind dann noch englische Missionare gekommen, die zu der moralischen und physischen Pest, welche den armen Insulanern von den Matrosen eingeimpft, auch noch die Heuchelei hinzugefügt. Früher überließen sich die Naturkinder ihren persönlichen Gefühlen; Personen, die Gefallen an einander hatten, verbanden sich und waren glücklich, und eine schöne Generation folgte auf die andere. Seitdem nun aber die Missionare den Eingeborenen Kleidungsstücke gegeben und jede Verirrung mit öffentlichen Kirchenstrafen ahnden, hat nicht nur nicht die Sünde aufgehört, sondern hat sich in die Heimlichkeit der Wälder zurückgezogen, und die glückliche Mutter, welche sonst mit Thränen des Entzückens ihren Säugling an die Brust drückte, wirft jetzt mit Thränen des bittersten Schmerzes das Kind ihrer süßesten Empfindungen in einen Abgrund, um der Schande einer öffentlichen Ausstellung in der Kirche und einer Beschimpfung vor allen ihren Freunden zu entgehen; und die Unglückliche, welche mehr Liebe zu ihrem Kinde als Furcht vor der Schande hat, muß zu alledieſem noch beschwerliche Arbeiten tragen. Die Missionare haben verordnet, daß dieſelben, daß die gefallenen Mädchen Wege bauen, Chausseen bauen.

Die gefallenen Mädchen? — kennt denn ein Mädchen von Owahi oder von Tahiti ein anderes Gesetz als das von der Natur gegebene? Hat denn ein solches Mädchen nur eine Ahnung von dem Begriff, den wir mit dem Worte „eine Gefallene“ verbinden? Eine höchst grausame Prozedur wäre schon, wenn bei uns liederliche, nächtlicher Zeit auf den Straßen aufgegriffene Dirnen am nächsten Morgen die Straßen kehren müßten. Es bessert nicht, es ergrimmt und verhärtet; aber dieſe Dirnen haben wenigstens

Schul- und Religionsunterricht erhalten, sie sind in den Ansichten erzogen, welche uns Nordländern geläufig sind, und sie haben gegen die ihnen wohlbekannten Ansichten gesündigt, sie haben nicht einmal, sie haben hundertfältig gefehlt, sie haben nicht ihre Liebe einem liebenswürdigen Manne geschenkt, sie haben das Abscheulichste gethan, sie haben für Geld ihren Körper einem ganz gleichgültigen Menschen leihweise für ganz kurze Zeit überlassen, haben dieses Hunderte und Tausende von Malen mit vielen verschiedenen Personen geübt und sind also der tiefsten Verachtung verfallen. Wenn solche Personen von der entehrenden Strafe getroffen worden, nachdem sie sich selbst viel hundertmal auf das tiefste entehrt hatten, so wollen wir, wie hart die Strafe sei, gegen solche Stellung an den Pranger nichts sagen; ist aber alles dieses anwendbar auf das unschuldige Mädchen, welches seine Liebe, seine Zärtlichkeit *einem* geliebten Manne schenkte?

Und doch wie gut, wie unverdorben ist noch immer die Natur dieser Geschöpfe! Es giebt auf Hawai keine anderen Straßen, als die durch Mädchen, welche die Folgen ihrer Zärtlichkeit nicht haben verbergen können, gebauten, und die Straßen laufen beinahe um zwei Dritteile der großen Insel, sie sind seit etwa dreißig Jahren gebaut. Wie gut muß der Fond bei diesen Mädchen sein, daß sie nicht ihre Kinder ermordeten, wie dieses in den großen Städten Europas Tag für Tag Hunderte von Malen vorkommt! Es kommt auch hier vor, wie bereits oben bemerkt, aber so selten, daß die civilisierten Europäer sich geradezu schämen müßten angesichts der uncivilisierten Wilden.

Ist es denn überhaupt *das* Christentum, was die englischen Missionare verbreiten? oder ist es ein starres Formwesen, dessen Hauptsache in der arbeitslosen Verbringung des Sonntags zu beruhen scheint?

Wir haben bereits oben ein großes Volk, ein wahres Heldenvolk betrachtet, welches leider auch dem Erlöschen nahe gebracht ist, das Volk der *Maoris auf Neuseeland*. Ebenso kunstgeübt wie das Volk von Hawai und politisch vielleicht noch viel weiter ausgebildet, ein Volk, das Staatseinrichtungen hatte, die, wenn auch sehr einfach, doch bewunderungswürdig geschickt erdacht waren für ihre eigentümliche Lage als Insulaner, als stets im Kriege befangene Mächte, welche immer auf ihrer Hut so zum Angriff wie zur Verteidigung bereit sein mußten. Wir sehen bei diesem Volke nicht nur Kriegsschiffe, nicht nur Waffen aller Art von ebenso großer Schönheit wie die der Sandwichs-Insulaner, wir sehen bei ihnen auch wohlgebaute und geschickt angelegte Festungen, in denen die ganze Einwohnerschaft eines Distrikts Zuflucht finden kann und reichliche Nahrung für die Zeit, welche ein neuseeländischer Belagerungskrieg dauern mag. Wir sehen die Leute mit großer Tapferkeit, mit großer Ausdauer ihren heimatlichen Herd ver-

teidigen und sehen sie, wenn die Gefahr vorüber ist, ihr Land mit solchem Fleiß bestellen, ihre Häuser mit solcher Sorgfalt bauen oder ausbessern, als hätten sie nie daran gedacht, ihre Feinde zu bekämpfen, zu schlachten, zu braten und zu essen (dieses ist das Los, dem früher beinahe ein jeder Krieger entgegenging). Auch diese Völker kann das Christentum nicht vor dem Untergange retten, welchen sie deutlich selbst voraussehen. Dieser Untergang erstreckt sich übrigens nicht nur auf die Menschen, sondern auch auf die einheimischen Tiere und Pflanzen. O. Peschel schildert diesen unerbittlichen Vorgang in seiner geistreichen Weise:

„In schnöder Hast verbreiten sich englische Gräser und verdrängen die ältere Pflanzenwelt der Inseln. Kuhgras, Ampferkraut, Saudistel, Wasserkresse rücken siegreich gegen die einheimischen Gewächse vor, die den kräftigeren und jugendlichen Konquistadoren weichen müssen. Faites place que je m'y mette, ist das Losungswort bei allen diesen Rassenkriegen. Nach einem Briefe von J. Haast an Charles Darwin (s. Ausland 1865, S. 738) richten die Schweine, welche im verwilderten Zustand sich mit schädlicher Fruchtbarkeit vermehrt haben, durch das Aufwühlen des Bodens furchtbare Verheerungen an, so daß die Landwirte eine Belohnung zahlen für ihre Vernichtung. Mag es auch beschämend klingen, so ist es doch nicht minder wahr, daß das Schwein hier die Rolle eines „Pioniers der Civilisation" übernommen hat, denn sicherlich trägt es mit dazu bei, Neuseeland in Kürze sein altmodisches Pflanzenkleid abzustreifen und ihm ein anderes nach dem neuesten europäischen Zuschnitt aufzunötigen, denn die Lücken, welche in die dortige Pflanzenwelt hineingerissen werden, füllen rasch die Gewächse aus, mit welchen der europäische Mensch in geselligem Verkehr lebt, oder die ihm wie Ungeziefer folgen, und die, hart gesotten im Kontinentalkampf und Sieger über so viele ältere Arten, rasch die letzten schwachen Reste der Vorzeit hinwegräumen. Die einheimische polynesische Ratte, welche Neuseeland mit den Maori, ihren ersten menschlichen Bewohnern, betrat, wird gegenwärtig ausgerottet durch die normännische Ratte, welche mit den britischen Schiffen nach der Insel gelangte. Ihr auf dem Fuße ist die europäische Maus gefolgt und soll, was beinahe rätselhaft klingt, wiederum die normännische Ratte vertreiben. Die europäische Hausfliege ist anfangs als ungebetener Gast erschienen, jetzt wird sie von den Ansiedlern zur weiteren Verbreitung in Schachteln und Flaschen versendet, weil man bemerkt hat, daß die viel lästigere neuseeländische blaue Schmeißfliege ihre Gesellschaft scheut und sich verabschiedet, wo die Europäerin ihren Einzug hält. Die Maori sagen daher mit Recht: „Wie des weißen Mannes Ratte die einheimische Ratte vertrieben hat, so vertreibt die europäische Fliege unsere eigene. Der eingewanderte Klee tötet unser Farnkraut, und

so werden die Maori verschwinden vor dem weißen Mann selbst." (Peschel, Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde, S. 61—62).

Wenn wir von im Aussterben begriffenen oder untergegangenen Stämmen der neuen Welt reden und deren Kultur oder Halbkultur in Betracht ziehen, so dürfen wir vor allem des alten Mexiko und des Reiches der peruanischen Inka nicht vergessen.

Als Colon mit seinen Begleitern und Nachfolgern an die Küsten der neuen Welt stieg, war er nicht wenig überrascht, Eingeborenen zu begegnen, deren Kultur eine verhältnismäßige Höhe erreicht hatte. Obwohl man die rote Rasse der Indianer zu den mongolenähnlichen Völkern zählt, muß sich doch ihre Loslösung von dem Mutterstamme sehr früh vollzogen haben, um die Umwandlungen erklärbar zu machen, denen sie unterlag. Denn so viel weiß man gegenwärtig, daß in historischer Zeit eine Einwanderung etwa aus Asien nicht erfolgt ist, daß vielmehr die Indianer und die arabischen Eskimo als Ureinwohner Amerikas zu betrachten sind und daß ihre Kultur ihrer eigenen Kraft entsproß. Selbst diese Ureinwohner entwickelten sich in Nord- und in Südamerika eigenartig, ohne mit einander in Berührung zu kommen, „denn die Mexikaner wußten so wenig etwas von dem Reiche der Inkas als die Peruaner von den Herrlichkeiten Tenochtitlans oder Palenques".

Noch heute bewohnen den Boden Mexikos eine große Zahl Indianerstämme, an Körpergestalt, Sprache und Lebensweise verschieden. Noch weit größer mag ihre Zahl früher gewesen sein, da man die ausgestorbenen innerhalb der Grenzen der Republik allein auf 61 angiebt. Diese Urbevölkerung trieb wahrscheinlich Ackerbau. Nur Baudenkmale sind die Überreste ihres einstmaligen Daseins, alle sonstigen Zeichen fehlen; diese aber zeichnen sich durch ihre Großartigkeit aus. Nach Humboldt fällt in das Dunkel jener Zeit erst einiges Licht mit dem Eindringen der Tolteken, deren Urheimat ebenfalls unsicher ist, auf das Hochplateau von Anahuac. Sie unterwarfen sich um 700 die Völker der mexikanischen Hochebene und lehrten ihnen den Bau der Feldfrüchte, der Baumwolle, ferner die Bearbeitung edler Metalle, die Bilderschrift, die Zeiteinteilung. Sie brachten die Nahuatlsprache mit. Vor allen Dingen errichteten sie in ihren Tempeln Baudenkmale, welche noch heute die Bewunderung der Archäologen erregen. Ihre Tempel hatten pyramidale Form, waren aber den ägyptischen vollständig unähnlich, da der Unterbau aus Erde hergestellt und erst auf einer Plattform desselben das steinerne Gotteshaus (Teokalli) errichtet wurde, welches auch gleichzeitig den Priestern zur Wohnung diente. Sie beteten Sonne und Mond als Gottheiten an.

Die Priester mußten das Gelübde der Keuschheit ablegen und hatten

auch die Jugend zu beaufsichtigen. Dem Manne war nur eine Frau erlaubt. Sie kannten die Länge des Sonnenjahres und hatten einen Kalender. Neben Ackerbau betrieben sie Handwerke als Zimmerer, Maurer, Schmiede, auch Handel mit Natur- und Kunstprodukten. Das Volk war von selbstgewählten Königen beherrscht, welche während 400 Jahren herrschten und auf Entwickelung von Ackerbau, Industrie, Handel, Kunst und Wissenschaft bedacht waren. Die Höhe der Macht erreichte das Reich unter dem vorletzten Könige Ixtacquiauhzin; unter den Nachfolgern zerfiel es jedoch, und die Nation wanderte teils nach Onolhulko (Yukatan), teils nach Guatemala und nach Tenochtitlan (Mexiko) aus. — Später wurden die Tolteken Anahuaks durch ein barbarisches Volk, die Chichimeken, unter deren Könige Xarotl unterworfen und verschmolzen mit ihnen. Nach längerer Zeit zerfiel auch deren Reich in drei Teile, von denen namentlich der Aztekenstaat auf Anahuak emporblühte, welchem unter Kaiser Montekuhzoma II. die Spanier ein Ende bereiteten. Die Kultur dieses Reiches war hoch entwickelt. Die Azteken hatten die klangreiche Nahuatlsprache, eine ausgebildete Priesterherrschaft, Mönchs- und Nonnenklöster, Erziehungsanstalten für die Jugend, Feierlichkeiten bei Geburt, Ehe und Tod, eigenartige Kunst, Wissenschaft und Industrie. In der Pflege des Ackerbaues, im Häuser-, Straßen- und Brückenbau, in Malerei und Bildhauerei, in Schrift, Poesie, Beredsamkeit u. s. w. leisteten sie Bedeutendes.

Ähnlich glanzvoll ist auch die Vergangenheit Yukatans, des Landes und Volkes der Maya, wie aus den Ruinenstädten, deren man schon über 50 kennt, zu schließen.

Endlich haben wir der diesen wilden Stämmen ähnlichen Kultur in Peru, derjenigen der Inka-Kechua rühmend zu gedenken. Peru gilt als Gipfelpunkt amerikanischer antiker Civilisation — ohne die blutdürstigen Greuel, welche bei den Opferscenen der Azteken des Nordens Tausenden von Menschen das Leben kosteten. Auch die Urbewohner der Puna, jener kalten öden Region der Hochebene Perus, sind unbekannt. Nur so viel weiß man, daß sich drei scharf unterscheidbare Rassen an der Gründung des Inkareiches beteiligten, die Chuncha, deren Stämme den Küstenstrich des pacifischen Oceans einnehmen, die Aymara auf den Hochebenen Peru-Bolivias und die Huanka zwischen der Küsten-Kordillere und den Anden.

Diese Stämme haben sich bis heute fortgepflanzt, wie aus ihren Begräbnisstätten zu ersehen ist. Sie waren es, welche sich nach und nach kultivierten und kleine Reiche bildeten, unter denen die Republik Gran Chimu und Amayra in den Gegenden des Titikakasees am mächtigsten und vorgeschrittensten waren. Überreste derselben werden in den Thälern des ehemaligen Chimulandes in Gestalt von Festungs-, Tempel-, Palast-

ruinen, Wasserleitungen, Begräbnisplätzen in Menge aufgefunden. Am Titikakasee stand auch die Wiege der Inka-Dynastie; ihr Begründer Manko-Kapak lebte wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts n. Chr. Inka Zapana besiegte mit seinen Scharen die Aymara und andere Kordillerenstämme Perus und machte sich zum Herrscher im Inkareiche. Die Sieger nahmen die Kechuasprache als Landessprache und so erwuchs in drei Jahrhunderten ein Reich von Bolivia bis nach Chile, Laplata und Ekuador. Dieses Inkavolk hinterließ jene zahlreichen Denkmäler Perus als Wahrzeichen seiner Kultur an den Abhängen der Kordilleren bis nach dem alten Kuzko, der heiligen Stadt der Peruaner, und den geheiligten Eilanden des Titikaka, welche den Sonnen- und den Mondtempel trugen. „Die Inka gründeten eine theokratische Monarchie mit ganz sozialistischen Einrichtungen. Das Land war teils der Sonne (der obersten Gottheit), in Gestalt seiner Priester, teils dem Fürsten, teils dem Volke überwiesen. Kein Müßiggänger ward geduldet, aber jedem Arbeiter sorgte der Staat für Wohnung, Kleidung, Nahrung. Es war eine allgemeine Wehrpflicht durchgeführt und herrschten strenge Sittengesetze. Man unterrichtete die Kinder in den landwirtschaftlichen und häuslichen Arbeiten, in Gewerben; aber nur die Glieder der königlichen Familie, der Adel und die Kinder der Beamten wurden in den Wissenschaften, in Poesie und Musik unterrichtet. „Die ganze staatliche Organisation — sagt Tschudi — war auf eine Forderung der Monarchen an das Volk gestützt, und diese Forderung war: Arbeit." Noch heute singt das peruanische Volk Lieder aus der Inkazeit, auch ein Drama aus dieser Zeit ist erhalten.

Die Kolonisation durch die oceanischen Gebirgsvölker.

Die oceanischen Gebirgsvölker befinden sich beinahe in der glücklichsten Lage, welche der Mensch überhaupt zu erringen vermag; sie haben alle Mittel und alle Vorteile in Händen, über welche zu gebieten irgend wünschenswert genannt werden kann, ihnen liefert Land und See, ihnen liefert der Küstensaum wie die Höhe einen gleichen Anteil an seinen Schätzen. So ist es nicht nur mit dem, was die Pflanzendecke bietet, sondern auch mit den Tieren und überhaupt mit allem, was der Mensch sich nutzbar zu machen gewußt hat. Dies erklärt den Umstand, daß häufig auf einem sehr kleinen Raum mächtige Völker sich entwickelt haben. Nicht sowohl mächtig durch ihre große Zahl, als vielmehr mächtig durch ihre Thätigkeit, ihre

Kühnheit, ihr Vorwärtsstreben, um es mit einem Worte auszudrücken, ihre geistige Regsamkeit, die alles das Gedachte auf einmal in sich schließt.

Solche Völker sind auch geeignet, ihre Thätigkeit auf andere zu übertragen, andere dazu aufzumuntern oder sie ihnen allenfalls auch zwangsweise aufzuerlegen, aufzudrücken.

Das älteste uns bekannte Beispiel liefern die Phönicier. Ihre feste Stadt Tyrus galt allerdings für uneinnehmbar (bis man sich überzeugte, daß auch sie genommen werden könne), aber dieses hätte nur sie in ihrem Besitze geschützt, hätte nur sie vor Angriffen bewahren, keineswegs ihnen eine Bedeutung nach außen hin geben können. Diese Phönicier waren Räuber, Seeräuber wie alle anderen Völker in einer ähnlichen Lage. Sie waren zugleich Kaufleute, sie waren verwegen und spekulativ; so lange sie nur raubten, mochte ihre Bevölkerung nicht gerade zunehmen, als sie aber in der friedlichen Beschäftigung des Handels größere Vorteile sahen als in ihren Räubereien, begingen sie diese nur noch gelegentlich, und ihr eigentliches Gewerbe wurde der Handel, und mit diesem nahm ihre Macht, ihre Zahl, ihre Bedeutung zu, so daß sie bald nicht mehr Raum hatten auf der kleinen Besitzung längs der Felsen von Tyrus und sie folglich suchen mußten, sich weitere Wirkungskreise zu verschaffen. Sie sandten reich besetzte Schiffe an die westliche Ausmündung des Nil; sie gründeten die späterhin so berühmte Stadt Kyrene; sie gingen weiter, und der ganze Nordrand von Afrika wurde durch sie kolonisiert; sie gingen noch weiter, bis zu den Säulen des Herkules, bis zum atlantischen Meer; sie gründeten Gades; sie besetzten ferner alle am Mittelmeer gelegenen Küsten Spaniens; sie gründeten Kolonien auf vielen Inseln des Mittelmeeres, und manche dieser von Tyrus ausgegangenen Kolonien überragten die Mutterstadt an Pracht und Herrlichkeit und Macht bei weitem, so das herrliche, palast- und tempelreiche Karthago, welches mit den Römern um die Weltherrschaft streiten konnte und erst nach vieljährigen, nach Jahrhunderte langen Kämpfen unterlag, während ebendasselbe Rom, das jetzt triumphierte, vor Hannibal und seinen furchtbaren Scharen gezittert hatte. Mit dem Schreckensruf Hannibal ante portas beschwichtigten noch Jahrhunderte später römische Ammen ihre Pflegebefohlenen.

Die Phönicier hatten keine große Bildung, aber sie verbreiteten dieselbe über die ihnen bekannten Völker. Ihre Künste und ihr vielleicht geringes Wissen hatten sie von den Assyriern und Babyloniern im Innern des Landes, dessen Küsten sie bewohnten, hatten sie von den Ägyptern, bei denen dieses Wissen und diese Kunst schon Jahrtausende heimisch war. Aber weder die Assyrier noch die Ägypter trugen ihr Wissen in die Ferne. Die einen, ein tapferes, kriegerisches Volk, waren durch Gebirge und durch

Wüsten vom Meere getrennt, die anderen, die Ägypter, hatten allerdings an einer Grenze des Landes das Meer zum nächsten Nachbar, aber sie waren nicht abgehärtete Gebirgsbewohner, sie waren verweichlichte Bewohner des niederen, des fruchtbaren Marschlandes, sie hatten mehr, als sie brauchten, ihnen schien es völlig überflüssig, sich in der Welt umzuthun, und das, was sie etwa nicht hatten, nützliche und edle Metalle, brachte man ihnen von allen Seiten herbei, um Lebensmittel einzutauschen; was hätte die Ägypter also bewegen sollen, in die Ferne zu gehen? Sie überließen dieses denjenigen, die herbeikamen, um ihre Schätze zu holen, und durch diese geschah es auch im vollsten Maße, und die Phönicier verbreiteten die ägyptische und assyrische Kultur nach all den Räumen hin, welche sie kolonisiert hatten. Kyrene, Karthago, Gades waren Städte, in welchen die Religion, die Sprache, die Kultur der Phönicier gepflegt wurden, waren Städte, von denen eben diese Kultur sich bis weit in das Innere der neu gewonnenen Länder verbreitete. Selbst die ganz rohen Völker des nördlichen Randes von Afrika nahmen diese Gesittung an, und sie blieb ihnen noch lange, nachdem Karthago schon untergegangen war, ja sie war noch nicht verschwunden, als tausend Jahre nach dem Untergang von Karthago die Araber unter den Kalifen den Nordrand von Afrika überschwemmten und sich bis nach Spanien hinzogen. Einen solchen bleibenden Einfluß hatte das oceanische Gebirgsvolk gewonnen, solche dauernde Macht hatte die Kultur erlangt.

Wir sehen etwas Ähnliches durch die Griechen geschehen. Ihr vielfältig von Meeresbuchten durchschnittenes Land, bei allgemeiner bergiger Beschaffenheit, gab den kleinen Scharen tapferer Männer, auf Raub und Handel ausgehend, Gelegenheit zu festen Wohnsitzen. Ihre Städte waren klein, ihre Staaten noch kleiner, könnte man fast sagen; eine Stadt, die 10 000 Einwohner zählt, ist schon sehr unbedeutend, ein Staat, der nicht mehr als 30 000 Einwohner zählt, ist gar nichts.

Aber diese kleinen Staaten hatten eine viel größere Bildung als ihre viel mächtigeren Nachbarn im Hintergrunde auf der Seite des Festlandes. Thessalien und Macedonien konnten sich niemals großer intellektueller Bedeutung rühmen; Macedonien konnte wohl zerstörend wie ein böser Dämon über ein glückliches Land herfallen, aber keineswegs ein rohes Volk civilisieren, ein unkultiviertes Land für die Kultur gewinnen.

Anders war es mit den Küstenbewohnern. Man muß nicht glauben, daß sie von der Natur so sehr begünstigt gewesen wären, noch zu Zeiten des Homer war ihre Kunst eine sehr untergeordnete, war ihr Wissen so gut wie Null, so gut wie gar nicht vorhanden; ihre körperliche Schönheit ist zwar sprichwörtlich geworden, aber die der alten Germanen übertraf sie bei

weitem; ebenso war es mit ihrer Kraft, mit ihrer Tapferkeit und mit ihren sonstigen moralischen Eigenschaften, die man niemals besonders hat loben wollen. Dies alles gab ihnen folglich das Übergewicht, dessen sie sich erfreuten, keineswegs, es war nur die Lage des Landes, welche ihre Reisen, welche ihre Unternehmungen überhaupt begünstigte und sie mit anderen Völkern in vielseitige Verbindung brachte; sie handelten mit den Ägyptern, den Phöniciern, den Joniern; sie trieben ihre Schiffahrt bis nach Ilium, sie kamen am Südrande des schwarzen Meeres mit den Persern und am Nordostrande mit den Skythen in Verbindung; sie lernten überall etwas, und schon 400 Jahre nach Homer galten ihre Weisen für die weisesten und noch ein paar Jahrhunderte später ihre Künstler für die ersten der bekannten Welt, und als sie nunmehr weitere Reisen machten, da konnten die ganz kleinen Staaten mächtige Kolonien gründen in Sicilien, in Italien, an der Küste von Gallien, und ihre Kultur verbreitete sich auf diese Länder, verallgemeinerte sich, und während sie selbst von der höchsten Stufe ihrer Macht unter Alexander durch die Römer herabgestürzt wurden, ihr mit Tempeln geschmücktes Land mit Trümmern übersäet und überschüttet wurde, blühte ihre über weite Kreise her verpflanzte Kunst und Kultur fort und fort und trägt noch jetzt gerade unter den Barbaren, welche die Griechen am tiefsten verachteten, unter den Germanen, die herrlichsten Früchte.

Nur eins konnten die Griechen sowie die Phönicier nicht verbreiten, weil es ihnen selbst überhaupt fehlte, das war die Humanität. Neben der Kunst und ihren erhabensten Schöpfungen, neben einer Poesie, welche noch jetzt unsere Muster bildet, neben einer Skulptur und einer Baukunst, welche noch immer nicht übertroffen worden ist, neben einer ausgebildeten Staatskunst und einer so großen militärischen Bildung, wie sie sich unter Alexander zeigte, welcher mit 30 000 Griechen eine Million Perser schlug, ging eine so furchtbare Barbarei einher, wie man sie gewiß gerade bei einem so kultivierten Volke am allerwenigsten erwarten sollte. Human, d. h. menschlich in jenem edleren Sinne des Wortes, welcher damit die geistige Bevorzugung vor dem Tiere bezeichnen will — human waren die Griechen nicht, Humanität verbreiteten sie also auch nicht; Humanität trat erst mit der Reinigung, mit der Umformung der jüdischen Religion durch Christus auf, welcher zuerst die Idee der Göttlichkeit von der der Menschlichkeit trennte, welcher zuerst Gott darstellte, nicht als den Träger menschlicher Leidenschaften (Haß, Zorn, Eifersucht, Rache), sondern als das Urbild väterlicher Liebe.

Alles übrige aber in Kunst und Wissen trugen die Kolonien als Zeichen ihrer Abstammung an sich; Karthago war so vollständig phönicisch, wie Syrakus und Massilia griechisch.

Eine uns ferner liegende (im Raum, nicht in der Zeit), aber nicht

minder wirksame Verbreitung der ihnen eigenen Kultur dankt der östliche Teil von Afrika den Arabern. Auch dort sind es die Gebirgsbewohner, welche dem Ocean nahe liegen. Die Halbinsel Arabien hat in ihrem südlichen Teile schöne Gebirge, und tiefe Einschnitte macht das Meer in dieselben. Zuerst sind die Seefahrer nur Räuber; sie greifen den schwächeren Feind an, und vor dem stärkeren ziehen sie sich zurück in ihre Bergschluchten, in die Meereseinschnitte, in welche der damit nicht vertraute Fremdling einzudringen nicht wagt. Es werden aber bald der Bewohner zuviel, und nunmehr wandern einzelne Stämme aus und suchen sich einen besseren Boden. Auf diese Weise haben die Araber die ganze Küste von Afrika bis hinter Madagaskar kolonisiert, und auch auf der gegenüberliegenden Küste von Asien ist Gleiches geschehen. Aber noch viel mächtiger haben die späteren Araber auf Europa gewirkt.

Alles vor sich her niederwerfend, stürmten wilde, uncivilisierte Horden über Afrika und vertilgten dort, was die Phönicier gestiftet, gegründet hatten. Ein Omar verbrannte die berühmte alexandrinische Bibliothek und vernichtete auf einmal alles, was in Jahrtausenden an Weisheit aufgesammelt, aufgespeichert, unter dem einfachen Vorgeben, entweder stünde in dieser Bibliothek auch das, was in dem Koran enthalten, und dann bedürfte man derselben nicht, oder es sei darin anderes enthalten, und dann sei sie schädlich. Und derselbe Menschenstrom, welcher Alexandrien, Kyrene, Karthago und hundert andere phönicische Pflanzstädte überschüttete, in Schutt und Staub verwandelte, derselbe Menschenstrom, der hier die Kultur bis auf die letzten Zeichen derselben vernichtete, brachte, in sonderbarem Widerspruch mit sich selbst, einen Grad von Kultur auf die Iberische Halbinsel, wie eine solche niemals dagewesen und wie eine solche auch mit eben diesen Arabern vollständig verschwunden ist. Astronomie und Geographie und als ihre wichtigste Hülfswissenschaft die Mathematik, ferner die Medizin und zu ihrer Unterstützung die Chemie wurde von den Arabern gepflegt, und würden nicht die Kelten gar zu roh gewesen sein, so hätten sie die Erben dieses Wissens werden können; allein die Kultur übersprang dieses Volk und ließ sich in Gallien und in Deutschland nieder, und als endlich die schwergeharnischten Ritter mit ihrem Kreuz auf dem Schilde die anmutigen ritterlichen Araber, welche ohne Rüstung gegen die Eisenmänner kämpften, besiegten und verjagten, da versank das Land wieder in jene Barbarei, in der es die Araber ursprünglich gefunden, und was der Reisende, der jetzt Spanien besucht, dort Bewunderungswürdiges findet, das sind die Reste der einst die ganze südliche Hälfte von Spanien bedeckenden Bauten der Mauren. Was späterhin geleistet worden, wie etwa ein Königspalast in Madrid oder das Escurial, läßt sich in keiner Weise mit dem vergleichen, was man an Über-

resten aus der maurischen Zeit dort findet, wie die Prachtbauten von Cordova, von Toledo, von Granada und wer weiß wie vielen anderen hochberühmten und jetzt so gewaltig heruntergekommenen Orten.

Ein ähnliches ist im Süden von Asien geschehen, dort haben die Malayen das Amt übernommen, ihre Kultur in weitere Kreise zu bringen. Von den Küsten Indiens sind sie zuvörderst auf die benachbarten großen Inseln gegangen, und dann haben sie sich auch weiter über die minder großen und kleinen verbreitet. Sie sind es, welche die Religion der Indier dahin gebracht und auf Java, Bali, Madura ꝛc. Tempel hinterlassen haben, schön genug, um noch in ihren letzten Trümmern die Bewunderung der Reisenden zu erregen. Sie selbst haben allerdings diese Tempel nicht lange gepflegt, und ihnen nach kamen andere, kamen Araber, welche die indische Religion vertilgten, indem sie an ihre Stelle den Mohammedanismus setzten; aber der Rest, den wir noch sehen auf dem Boden jener einst so heiligen Inseln, zeigt uns, welchem Glauben die Malayen angehörten in früheren Zeiten, zeigt uns, welchen ungewöhnlich hohen Grad von Kultur sie besaßen.

Sie scheinen späterhin erst auf die ferneren Inseln gedrungen zu sein, und dort hatten sie ihre Mission noch nicht erfüllt, als der Mohammedanismus ihnen nachkam und sie in ihrer Arbeit unterbrach. So haben sie dort auch keine Denkmale ihrer altindischen Religion hinterlassen, zu welcher die Malayen sich bekannten, und dem Islam wurde der Triumph, bevor der Buddhaismus Wurzel faßte.

Die Kolonisation, soweit sie von den oceanischen Gebirgsvölkern ausgegangen ist, hat sich nirgends feindlich bewiesen gegen die Eingeborenen. Der zerstörende Zug der Araber durch Afrika darf nicht als Beweis vom Gegenteil angesehen werden, eben weil er kein Zug oceanischer Gebirgsvölker gewesen ist. Jene Araber, welche die Nordküste von Afrika überschwemmten, waren nicht Kaufleute, waren auch nicht mit irgend welcher Kunst oder irgend welchem Wissen vertraut, sondern waren semitische Nomaden und Räuber. Diejenigen aber, welche von Bagdad aus über Afrika nach Spanien kamen, brachten einen hohen Grad von Kultur mit und trieben dieselbe im neuen Lande und auf frischem Boden aufs herrlichste in Blüte und Frucht.

Wie ganz anders war es da, wo die Bewohner des Flachlandes kolonisierten, die Spanier, die Holländer, die Engländer! Es ist wohl merkwürdig, daß in unserer Zeit, daß vor drei Jahrhunderten, damals schon sehr civilisierte Nationen nicht Kultur, sondern nur Mord und Brand verbreiteten, die Spanier und Portugiesen in furchtbarem Fanatismus, die Holländer in stumpfster Gleichgültigkeit, die Engländer in übermütigem Hochmut, sich besser dünkend wie die anderen und von der Ansicht ausgehend, sie allein seien zur Existenz bestimmt, sie allein seien dazu bestimmt, die ganze Welt

zu bevölkern und zu beherrschen, alle anderen seien irgend welcher Beachtung unwert, und an ihrer Existenz sei nichts gelegen.

Dies ist nicht eine Ansicht, welche sie von der Sache haben, ohne sich darüber auszusprechen, sondern es ist ihre volle Überzeugung, und sie stehen nicht im entferntesten an, dieselbe laut und vor aller Welt auszusprechen.

Allen dreien ist es in gleicher Weise gelungen, die Völker zu vertilgen, zu denen ein schwerer, auf den Unglücklichen ruhender Fluch sie brachte. Zuerst begannen damit die Spanier und Portugiesen, indem sie die fremden Horden zusammentrieben und mit Feuerspritzen tauften und diejenigen, welche sich diesem nicht unterwarfen, durch das Schwert oder durch die Kugeln ihrer Kanonen töteten, bis sie so glücklich waren, reinen Tisch gemacht zu haben. Das nicht so reich bevölkerte Südamerika und Mittelamerika haben sie vollkommen entvölkert, von den ehemaligen Bewohnern findet man nur noch die schwächsten Überreste, von ihrer Kultur genau genommen gar nichts; denn Ruinen sind nur Beweise, daß ehemals das Land kultiviert, das Volk civilisiert war; das jetzt lebende Geschlecht hat von der einst so hohen, staunenerregenden Kultur nichts mehr übrig, es hat alles, sogar die Erinnerung daran verloren. Die prachtvollen Städte, welche sich von Tenochtitlan bis zum Titikaka-See erstreckten, durch eine bewunderungswürdige Kunststraße verbunden (auf welcher die spanischen Eroberer so bequem bis in die fernsten Gegenden drangen), sind vertilgt, und die Straße ist so bis auf ihre letzten Spuren verlöscht und verwischt, daß man nicht einmal mehr durch dieses Hülfsmittel die in den Urwäldern vergrabenen Ruinen finden kann.

Diese Urwälder heißen ganz fälschlich so, sie sind auf hoch kultiviertem Boden entstanden, sie sind erwachsen auf den Gärten des Inka-Stammes, auf den Königs- und Tempelgärten und auf den Getreidefeldern ihrer Unterthanen; sie sind kaum erst 300 Jahre alt, aber sie haben bereits so vollständig den Charakter der Urwälder angenommen, daß man sie unbedenklich so nennt; sie sind undurchdringlich für den Reisenden, und nur die Art kann allmählich Bahn brechen, und da, wo sie es gethan hat, in Mittelamerika, wo eine Menge Abenteurer Raum suchend sich nach allen Richtungen hin zerstreut hat, da tauchen Überreste auf und lehren mit beredter Zunge den Untergang civilisierter Völker durch solche, welche auf dem Gipfelpunkte der Kultur standen. Eine wunderbare Erscheinung, kaum erklärlich. Wenn Attila Rom vernichtet und zerstört hätte, wie es einst Brennus gethan, so würde sich niemand wundern; wenn aber die Römer nach Pannonien gekommen und die Hunnen sich beklagt hätten, daß ihre Niederlassung zerstört sei durch die künstlerisch und wissenschaftlich gebildeten Römer, so würde dies uns doch mit gelindem Staunen erfüllen — und das ist geschehen, das haben die Spanier, das haben die Portugiesen überall gethan, wohin sie ihre Schritte gelenkt; diese sind also nicht Verbreiter der Kultur gewesen.

Wir gehen zu den Holländern über, welche die flachen Küsten des östlichen Teiles von Südamerika, wie Surinam, die holländische Guyana, zu einer Kolonie gemacht haben, welche das Kap der guten Hoffnung und mehrere ostindische Inseln besetzten und ihre Herrschaft mit mehr oder minderen Schwierigkeiten darüber verbreiteten.

Wo sie hinkamen, sind vor ihnen die unglücklichen Völker verschwunden. Man kann nicht sagen, sie hätten dieselben abgeschlachtet, indem sie ihnen die Civilisation bringen wollten. Dies ist durchaus nicht geschehen, die Holländer hatten weder civilisatorisches Talent, noch hatten sie die Absicht, etwas derartiges zu leisten, sie wollten nur gutes Land für ihre Bauern haben, und sie thaten den Eingeborenen weiter nichts, als daß sie dieselben verjagten, von ihrem heimatlichen Boden verdrängten, aufwärts vom Meere und von den Flüssen in die Wüsten, in denen weder Pflanzenwuchs und infolge dessen weder Wild zu finden war, und in denen sie auch ihre Herden nicht weiden konnten. Jede Annäherung derselben bestraften sie zwar mit dem Tode, aber weiter thaten sie ihnen auch nichts, sie ließen sie glauben, was sie wollten, und ließen sie ziehen, so weit sie wollten, je weiter, je lieber, ja es gab welche, die so großmütig waren, daß sie die ihnen sich nähernden Eingeborenen nicht erschossen, sondern nur zu Sklaven machten; solcher Sklaven findet man noch jetzt in den holländischen Kolonien in größter Menge, und ihrer Arbeit danken die Holländer zumeist den Wohlstand ihrer Besitzungen.

Auf den ostindischen Inseln haben sie sich gleichfalls festgesetzt, in keiner anderen Absicht, als um mit den Produkten der neuen Länder Handel zu treiben. Wenn sie dabei sonderbare Maximen befolgten, so ist das ihre Sache und geht uns durchaus nichts an; bekehrt sind die Völker nicht worden, zu denen sie kamen, zurückgedrängt wurden sie vom Meere, die Pulsadern ihrer Thätigkeit wurden ihnen unterbunden. In sonderbarster Weise haben sie auch Politik getrieben; sie fanden auf den ostindischen Inseln köstliche Gewürze und brachten sie als gesuchte Handelsartikel nach Europa. Damit aber diese Handelsartikel den Preis nicht verlören, wurden alle überflüssig scheinenden Gewürzbäume vertilgt, und nicht selten wurden auch noch ganze Ernten von den am Leben gelassenen Pflanzen verbrannt, gleichfalls nur, um die Summe dieser köstlichen Produkte nicht zu hoch anwachsen zu lassen und dadurch immer Herr über den einmal festgesetzten Preis zu bleiben.

Um die Eingeborenen bekümmerten sie sich nicht, wie bereits bemerkt, aber sie bereiteten ihnen stillschweigend den Untergang, indem sie ihnen die Existenzmittel entzogen, oder indem sie die Fürsten und sonstigen kleinen Gewalthaber gegen einander in Harnisch brachten und zusahen, wie deren Völker sich unter einander vernichteten. Das endliche Ziel war ja doch Alleinbesitz der Inseln, und das konnte auf diese Weise am leichtesten ausgeführt

werden, aber civilisiert haben die Holländer kein Volk. Selbst da, wo sie am längsten und am festesten sich niedergelassen haben, auf Java, haben sie die Malayen weder im Christentum, noch in einer Kenntnis, noch in einer Kunst unterrichtet, sie haben sie ganz sich selbst überlassen, nachdem sie die Fürsten geplündert und ihnen einen Tribut auferlegt hatten, den natürlich die Völker bezahlen mußten, im übrigen haben sie ihnen gestattet, zu vergehen, zu verschwinden, wie es sich so am besten machen mochte.

Wieder anders traten die Engländer auf. Zunächst nahmen sie durch Kriege den Holländern die bereits kultivierten Stellen von Nordamerika ab (Philadelphia, New-York), dann setzten sie sich an einigen Punkten der Antillen fest, dann kamen sie als Bittende nach Indien, sie wollten nur Handel treiben, sie baten nur um ein kleines Fleckchen Landes am Meere, um Platz zur Landung ihrer Schiffe zu haben, dann immer mächtiger werdend, nahmen sie spanische, französische und holländische Kolonien weg, stifteten neue Reiche und beherrschten von da ab alle Meere. Aber die Civilisation haben sie so wenig über Indien wie über Nordamerika, so wenig über die Antillen wie über Afrika gebracht; wo sie selbst oder wo ihre Abkömmlinge auftraten, in Indien oder in den Vereinigten Staaten, ist unter ihrem verheerenden Fußtritt alles untergegangen, was nicht unmittelbar ihren Zwecken diente.

Nach und nach haben die Engländer ganz Vorderindien und beinahe ganz Hinterindien erobert. Das überreiche, herrliche Land, mit einer vieltausendjährigen Kultur geschmückt, ist auch von mongolischen und turkomannischen Horden überzogen worden. Die Mohammedaner brachten zu der vorhandenen altindischen Kultur eine neue, die persisch-arabische. Auf den Wink der mohammedanischen Herrscher erhoben sich Paläste und Moscheen von solcher Pracht und Schönheit, von solchem wunderbar geläuterten Geschmack, daß man geglaubt haben würde, sie seien die Vorbilder der Zauberbauten aus der Märchenwelt von Tausend und eine Nacht, wenn diese Märchen nicht ein viel höheres Alter hätten als die zauberisch schönen Kunstwerke der Moguln.

Tatarenhorden überschwemmten unter Nadir Schach das reiche Indien, sie plünderten es, sie verbrannten Städte und Paläste, sie führten die schönsten Jungfrauen fort; aber das Land war so reich und herrlich, daß es sich bald wieder erholte. Und die indischen Fürsten legten in den Gebirgen Wasserbehälter an und zogen Kanäle nach allen Richtungen durch das Land, um die Gewässer der Regenzeit aufzusammeln und sie in der trocknen Jahreszeit über die dürstenden Felder auszubreiten. Sie legten breite Straßen an, sie bauten Häuser zum Unterkommen für die Fremden, und sie wurden, selbst da sie den fünften Teil des Ertrages aller Ländereien, aller Herden einzogen, doch die Segenspender des Landes, denn der größte Teil der

Kräfte und der Naturalien des Landes wurde zum Nutzen der Völker verwendet.

Nun kamen die Engländer, nun nahmen sie wie Dido in grauer Vorzeit ein kleines Stückchen Landes in Besitz, kaum so groß wie man es mit einer Ochsenhaut umspannen kann, nun legten sie kleine Festungen an, nun dehnten sie ihre Macht weiter und weiter aus, aber keineswegs die Kultur; diese verschwand, wo sie sich hinwendeten. Sie legten zwar einige Städte an, wie Madras und Calcutta und Bombay, aber sie vertilgten die herrlichsten, von Millionen bewohnten Städte, wie Delhi und Agra und viele andere minder große, vom Erdboden, sie stürzten die Reiche des Groß-Moguls und vieler anderer Fürsten, unter denen die Indier glücklich und in Frieden und Fülle gelebt hatten. Sie zogen die Abgaben durch gewissenlose Pächter nicht in demselben Maße wie die alten Fürsten, sondern in viel höherem Maße ein; aber sie thaten nicht, was die indischen Fürsten gethan, sie bauten nicht und sie erhielten nicht die befruchtenden Wasserwerke, und sie ließen das Land verderben; sie plünderten die Einwohner, ohne ihnen Mittel zu geben, ihre Existenz zu fristen; sie führten den Reis, wenn er mißraten war, aus dem Lande, um seinen Preis zu steigern, und mordeten Millionen über Millionen, und Indien, was einst deren 400 zählte, hat jetzt kaum den vierten Teil, und Indien, welches früher ein blühender Garten, ein Paradies war, ist jetzt zu einer Wüste geworden, und Indien, welches früher die größten und schönsten Städte hatte, die feenhaftesten Kaisersitze, die großartigsten Bauten, ist jetzt eine leergebrannte Trümmerstätte, nur noch Zeugnis ablegend von der Barbarei derjenigen, welche kamen, um die Kultur zu verbreiten — nein, die Engländer haben die Kultur nicht verbreitet.

Und mit welcher furchtbaren Wut haben sie gegen das gekämpft, was sie Empörung nannten! Man muß wissen, auf welche Art die Einkünfte Indiens vergeudet wurden, wie sie in die Taschen jüngerer Söhne englischer Lords, schottischer Earls und irischer Herzöge wanderten, um wieder gut zu machen, was eine schlechte, eigennützige Gesetzgebung verdorben hatte, die bei Stiftung der Majorate nur den Glanz des Titels, nicht aber die Existenz der Familie im Auge hatte; man muß wissen, wie die jungen Schwelger und Lüstlinge das ihnen zugekommene Gold verschleuderten, wie sie das Volk bedrückten und durch Abgabenpächter aussaugen ließen, um zu begreifen, daß erstens die hoch berühmte englisch-ostindische Compagnie von ihrem gewaltigen Besitztume keinen Vorteil hatte, daß zweitens selbst jenes unbeschreiblich gutmütige indische Volk zuletzt die Geduld verlor und das Joch, das ihm mit unerhörter List auferlegt und mit entsetzlicher Grausamkeit, den Nacken des Volkes beugend, erhalten wurde, abzuschütteln versuchte.

Diesen Versuch nahmen die Engländer gewaltig übel, diesen Versuch wollten sie überall auf das schleunigste unterdrücken, und dies geschah in einer Weise, welche allerdings den Begriffen einer civilisierten Nation nicht entsprach.

Schon im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts hatten sie einen harten Stand gegenüber den tapferen Bergbewohnern von Maisur (die Engländer schreiben Mysoore). Ein glänzendes Genie, Hyder Ali, stand gegen die Eindringlinge auf und machte ihnen das Leben sehr sauer; sie waren genötigt, die ganze Fülle ihrer Macht zu entwickeln, die riesigen Einkünfte zur Erhaltung einer starken Kriegsflotte und einer großen Landarmee zu verwenden, und sie wären mit Hyder Ali nicht fertig geworden, wenn sie nicht Zwiespalt unter den Indiern selbst erregt, die Fürsten gegen ihn als einen Usurpator aufgehetzt hätten und er nicht endlich selbst vom Schauplatz abberufen wäre. Sein Sohn Tippu Sahib erbte zwar seines Vaters Tapferkeit und seinen Haß gegen die Engländer, aber nicht sein Feldherrntalent, nicht sein Genie, und so gelang es dem Baron Arthur Wellesley (den wir später als Lord und als Herzog Wellington kennen lernen) nach einem 10- oder 12jährigen Kampfe Seringapatna zu erobern, das Reich Maisur zu zerstören, die Söhne des in der Schlacht gefallenen Tippu Sahib gefangen zu nehmen und das ganze große Reich ihrer kleinen, demütigen Handelskolonie einzuverleiben.

In diesen Kriegen hatten die Engländer die Tapferkeit der Kschetri-Kaste kennen gelernt, und von da ab rekrutierten sie ihre Eroberungs- und Okkupationsarmee aus dieser Kaste; aber wie immer hochmütig bis zum Exceß, glaubten sie wohl sich der indischen Krieger als Kanonenfutter zu bedienen, aber keineswegs nötig zu haben, diesem Heere auch Offiziere aus ihrer Mitte zu geben; erst ein halbes Jahrhundert später kam es dahin, die untersten Chargen bis zum Lieutenant mit Eingeborenen zu besetzen, aber so wenig ein engländischer Unteroffizier mit seinen Untergebenen sprach, so wenig ein engländischer Offizier mit einem braunen Lieutenant. Das Vorurteil gegen die Farbigen war hier so groß, wie es in Jamaika gegen die Neger ist, und daß die Kriegerkaste, diejenige, aus welcher ihre sämtlichen Fürsten hervorgehen, für eine sehr edle gehalten wird, war den Engländern vollkommen gleichgültig, ein Kschetri war ein Farbiger, also ein verächtliches Ding, und danach wurden auch die Offiziere behandelt.

Der die Indier nicht kennt, kann durchaus keinen Begriff haben von der Geduld, von der Langmut dieser Menschen, und es gehörte die eiserne Konsequenz der Engländer im Verüben von Thorheiten und Grausamkeiten dazu, um sie dahin zu bringen, sich zu empören.

Endlich war aber doch das Maß voll geworden, der Aufstand entwickelte sich, der Feuerbrand zündete, und er lief wie ein Präriebrand über

die ganze Halbinsel diesseits des Ganges. Die Sepois gingen mit Gewehr und Waffen davon und schlossen sich den Aufständischen an, und jetzt begann ein Krieg, wie er vielleicht noch nie da gewesen ist. Verzweifelte Tapferkeit kämpfte gegen eine überlegene europäische Kriegskunst, und wäre ein Mann wie Hyder Ali an der Spitze des indischen Heeres gewesen, so wäre bald genug der Aufenthalt der Engländer in Indien zur Unmöglichkeit geworden, denn die fanatischen Indier machten keine Gefangene, sondern töteten jeden, der in ihre Hände fiel; aber die Blutarbeit war doch Kinderspiel gegen das, was die engländischen Soldaten auf Befehl ihrer Oberen thun durften, und was schließlich diese Oberen selbst leisteten. Die Engländer machten Gefangene, aber sie ließen dieselben in Gegenwart des Volkes der eroberten Städte hinrichten, und zwar in einer Weise, welche jede andere an Grausamkeit übertrifft, da sie dem Vorurteile der Indier nach nicht bloß den Leib, sondern auch die Seele vernichteten. Es wurden mehrere Batterien in einer langen Front aufgefahren, die Gefangenen wurden herbeigebracht, und soviel derselben, als man Kanonen hatte, wurden vor die Mündungen derselben gestellt, dort angebunden, und dann wurden sie durch eine Salve zerschmettert und so zerrissen, daß kaum einzelne Knochenteile von ihnen übrig blieben. Vor die von neuem geladenen Kanonen wurde eine zweite Reihe von Kriegsgefangenen gebunden und mit ihnen ebenso verfahren, bis man mit der ganzen Schar fertig war. So handelte das Volk, welches täglich von sich selbst sagt, es stehe an der Spitze der Civilisation, so handelte das Volk, welches sich für das specifisch christliche, für das einzige wahrhaft fromme hält, gegen die bekämpften Feinde. Und so ging es fort, bis nach mehrjährigem Verzweiflungskampfe der größte Teil der Kschetri-Kaste ausgerottet war und die Palme des Friedens und der christlichen Liebe wieder zu wehen begann über einem Lande, von welchem Städte und Dörfer vertilgt waren, über einem Lande, welches von Anfang bis zu Ende nur noch eine Brandstätte war. Nadir Schach, der mongolische Räuberhauptmann, hatte Delhi und Agra geplündert, aber die Städte waren stehen geblieben und die Paläste des Groß-Moguls; die civilisierten Engländer plünderten auch, aber sie zündeten die Städte an und ließen hundertausende von Kranken und hülflosen Weibern, nachdem sie vom Soldatenheere geschändet waren, im Feuer umkommen — und dann sang man ein „Herr Gott, Dich loben wir" und dankte dem Gotte der Liebe, daß er die Grausamkeit und Bestialität seiner Bekenner so freundlich unterstützt habe, daß er sich ihrer so gütig und liebevoll angenommen.

Vielleicht haben die Abkömmlinge der Engländer in Amerika die Kolonisation besser verstanden. Ursprünglich hatten sich, wie bekannt, Holländer auf der Ostküste niedergelassen, indessen die Südküste von Nordamerika

zuerst von Spaniern und dann von Franzosen besetzt wurde. Die Engländer brauchten einen Deportationsort für ihre Verbrecher, für ihre Diebe und Räuber, für ihre Leichenausgräber, für ihre Fälscher, daher bemächtigten sie sich der holländischen Kolonien und sendeten während zweier Jahrhunderte manchen Spitzbuben dahin, bis Franklin an den berühmten Minister Pitt eine Kiste mit lebenden Klapperschlangen schickte zum Gegengeschenk und in dankbarer Anerkennung dessen, was er für die Bevölkerung Amerikas gethan, worauf, wenn ich nicht irre, der Zug dieser Verbrecherbevölkerung nach Australien gerichtet wurde.

Die Engländer hatten im Norden der kanadischen Seen Franzosen zu Nachbarn, welche ein großes Reich Acadia gegründet und sich mit den Eingeborenen befreundet hatten. Die Engländer trachteten diese Nachbarn zu vertreiben, aber sie hatten nicht bloß die Franzosen, sie hatten auch die Eingeborenen zu Feinden; denn diese farbige Rasse war ihnen ein Greuel und ein Abscheu, sie hatten daher einen harten Stand; allein der Sieg schlug sich auf ihre Seite, die Franzosen wurden aus Acadia vertrieben, das Land wurde erobert, und es wurde unter dem Namen Kanada eine engländische Provinz. Aber während dieses geschah, entwickelte sich im Süden des neu gewonnenen Landes ein Aufstand. England wollte von seiner Kolonie einen Zoll erheben, es wollte Steuern einziehen; die Kolonisten hatten aber keine Neigung, solche zu geben, es brach ein offener Zwiespalt, es brach ein blutiger Krieg aus, und in diesem zogen die Engländer ihren ebenso hartnäckigen Landsleuten gegenüber den kürzeren; die Kolonien rissen sich vom Mutterlande los und vergaßen ihre Abstammung so gründlich, daß sie nicht mehr die engländische, sondern die amerikanische Sprache redeten (keiner der Nordamerikaner giebt nämlich zu, daß er englisch rede, man kann ihn höchstens dazu bringen, zuzugestehen, daß zwischen der amerikanischen und der englischen einige Ähnlichkeit zu finden sei, die amerikanische doch immer die bei weitem edlere, vollkommnere und schönere genannt werden müsse).

Der blutige Krieg war endlich ausgekämpft, aus den Engländern waren Amerikaner geworden, und die einzelnen schwach bevölkerten Landesteile verbanden sich unter dem Titel Vereinigte Staaten zu einer großen Republik, welche anfangs nur die Ostküste, dann auch die Südküste von Nordamerika einnahm, hierauf sich bis an den Missisippi und dann bis an den Missouri und endlich bis zu den Felsengebirgen, bis zum großen Ocean ausdehnte, so daß das große Territorium der Vereinigten Staaten von Ocean zu Ocean reicht.

Wo mag denn nun die Bevölkerung geblieben sein, welcher Amerika ursprünglich angehörte? Tausende von Völkerschaften, deren jede Tausende von Kriegern stellen konnte, tapfere Leute, an jede Entbehrung gewöhnt,

jeder Entsagung fähig, voll eines glänzenden Verstandes, der, mit List und Schlauheit gepaart, sie zu sehr gefährlichen Gegnern machte.

Die Abkömmlinge der Engländer, wie sehr sie den Abscheu ihrer Väter gegen die farbige Rasse teilten, sahen doch in diesen tapferen Kriegern keine Feinde, sie gewannen dieselben durch freundschaftliche Verträge mit den Häuptlingen, welche man vorher trunken gemacht, sie kauften ihnen das Territorium ab, welches sie bewohnten, und hießen sie dann weiter ziehen. Die Eingeborenen, auch nüchtern treu dem Versprechen, das sie in der Trunkenheit gegeben, zogen fort aus dem Lande ihrer Väter, zogen fort von den Begräbnisplätzen ihrer Vorfahren, und die wenigen Greise, welche sich nicht davon trennen konnten — nun, die wurden allerdings als Wortbrüchige für vogelfrei erklärt und niedergeschossen.

Allmählich vertrieb man so die Eingeborenen von dem Meere über die Gebirge und über den Mississippi hinaus, und von hier an begann ein offener Vertilgungskrieg zwischen den Abkömmlingen der Engländer und den Eingeborenen, und die tausend zahlreichen Völker wurden allmählich vertilgt, so daß selbst die Namen derselben verschwunden sind. Die Völker, welche Campe in seinen Jugendschriften uns alle nach einander aufführt, sind während eines kurzen halben Jahrhunderts bis auf den letzten Mann untergegangen. Die Völker, deren Ehrenhaftigkeit, deren Kühnheit, deren Beredsamkeit, deren Standhaftigkeit unsere Kinderherzen entzückte, die der Gegenstand unserer Träume waren, sie sind nicht mehr, es ist den Abkömmlingen der Engländer gelungen, sie auszulöschen aus der Reihe der Nationen, und was sie nicht durch das gezogene Kugelrohr leisten konnten, das bewerkstelligten sie durch den Branntwein, durch das Pockengift und durch den europäischen Aussatz, die Syphilis.

In unbegreiflicher Verblendung haben sich Millionen von arbeitsfähigen und arbeitswilligen Deutschen den Anglo-Amerikanern angeschlossen und haben die Kräfte, welche sie ihrem Vaterlande hätten widmen sollen, den Fremden dargebracht, welche ihnen keinen Dank dafür zollen, sondern sie nur noch mit Verachtung dafür strafen, in solcher Weise, daß das Wort ein Deutscher (Dutchman) zu einem förmlichen Schimpfwort geworden ist; aber sie haben es gethan, und sie haben Amerika wirklich kolonisiert, nicht die Abkömmlinge der Engländer und der Irländer; diese sind nur Spekulanten, sind nur Leute, welche von Augenblick zu Augenblick leben, jedes Gewerbe ergreifen, was ihnen gegenwärtig einigen Vorteil verspricht, im nächsten Moment es aber auch aufgeben, wenn ein anderes, möge es heißen wie es wolle, ihnen mehr verspicht. Diese Irländer und diese Engländer sind es, welche fortwährend den kleinen Krieg wach erhalten gegen die Eingeborenen, welche sie vom Mississippi bis zu den Felsengebirgen gejagt haben, eine blutige

Saat des Hasses und des Abscheus ausstreuend, und den ihnen nachrückenden deutschen Kolonisten überlassen, die blutigen Früchte zu ernten.

Abenteurer haben die nördliche Hälfte von Amerika vom Stillen Ocean her in Angriff genommen, haben Kalifornien in ihr Territorium gezogen, obschon dasselbe zu Mexiko gehörte, haben gar nichts nach dem wirklichen oder eigentlichen Besitzer gefragt, sondern haben es, von Westen nach Osten gehend, gerade so gemacht wie ihre Vorfahren und ihre Zeitgenossen, von Osten nach Westen schreitend. Die Felsengebirge sind kein Hindernis mehr, man hat Pässe aufgesucht und gefunden, der Osten reicht dem Westen die Hand, und zwischen diesen beiden eisernen Händen werden die noch übrig bleibenden wenigen Eingeborenen bald genug erdrückt sein; was kann dann die anglo-amerikanische Rasse noch mehr fordern für die Civilisation eines halben Weltteils?

Dies ist fast überall die Art gewesen, wie die Engländer Kolonien angelegt haben. Die Franzosen suchten in Acadia, in der Louisiana, in Florida die Eingeborenen zu sich heran zu bilden, sich mit ihnen zu verbinden, und es entstand eine Mischlingsrasse, davon wir noch einzelne Mitglieder in den sogenannten Halbindianern sehen, welche zu den begabtesten Menschen gehören; die Engländer dagegen haben nicht civilisiert, sie haben nur Raum für sich gefordert und haben in diesem Beginnen, ohne sich zu bedenken, gemordet und vertilgt, was ihnen im Wege war, und sind im 19. Jahrhundert den Beispielen gefolgt, welche sie von den Spaniern im 16. Jahrhundert erhalten haben.

Aus den angeführten Beispielen sehen wir, daß je mehr die Kunst der Kolonisation ins Große getrieben wird, desto mehr sie darauf ausgeht, an Stelle der vorhandenen Rasse eine andere zu setzen, ja selbst dort, wo die weiße Rasse ihren Sitz hat, Ähnliches zu bewerkstelligen.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung war durch die Holländer bereits besetzt und kolonisiert, die Kriege vom Anfange dieses Jahrhunderts aber gaben den Engländern eine willkommene Gelegenheit, diese prächtige Station fortzunehmen und mit ungemeinem Geschick es dahin zu wenden, daß sie dieselbe auch behielten. Damals waren es ja nicht die Holländer, welche man bekämpfte, sondern Napoleon und seine Brüder.

Auf dem Kap der guten Hoffnung wohnten Menschen europäischer Abkunft, wohnten nahe Verwandte, die Holländer, ebenso gut germanischen Ursprungs wie die Engländer, die ein Mischlingsvolk sind aus Deutschen und Normannen.

Die Engländer (welchen wahrscheinlich sofort der Gedanke vorschwebte, daß dieser unvergleichliche Punkt ihnen zugehörig bleiben müsse, es koste was es wolle — wie sie es auch mit dem für ihren Handel noch wichtigeren

Felsen an der Südküste von Spanien gemacht haben) fanden in den Holländern, die die Kapstadt und das ganze Territorium der großen Kolonie bewohnten, ein ihren Zwecken widerstrebendes Element; was Wunder, wenn sie dieses zu beseitigen suchten! Wären das Leute gewesen, welche man farbig nennen dürfte, nun so würde man zur Lösung dieses Rätsels keine Sphinx gebraucht haben, aber es waren — dies ließ sich nun einmal nicht leugnen, es waren, *wenn auch nur Holländer*, doch *Weiße*, die man nicht so ohne weiteres zum Strange „verurteilen und zu Pulver und Blei von hinten" begnadigen konnte. Diese schöne Methode war auch damals noch nicht erfunden, die Briganti in Italien wurden niedergemacht, wie es eben kam, das Erschießen der Spitzbuben von hinten gehört unserer Zeit an.

Da das gedachte Verfahren gegen die Holländer nicht wohl anwendbar gewesen wäre, mußte man, wie bereits bemerkt, ein anderes Verfahren einschlagen. Man quälte die Holländer so lange mit Beschränkungen, mit Beeinträchtigung ihrer Sitten und Gebräuche, strenger Sonntagsfeier, man drückte sie mit Abgaben, mit Entziehung der ihnen seit Jahrhunderten zugehörigen Privilegien, bis sie dieser Scherereien überdrüssig waren und lieber auswanderten, als daß sie sich denselben noch ferner ausgesetzt oder ihnen unterworfen hätten.

Die Holländer zogen ostwärts nach dem Vorgebirge, welches man jetzt Kap Natal nennt, aber sie waren durch das erlittene Unrecht keineswegs dahin gekommen, es besser zu machen, als man es mit ihnen gemacht hatte. Sie waren aus ihren Besitzungen vertrieben, jetzt hatten sie nichts Eiligeres zu thun, als die Eingeborenen gleichfalls aus ihren Besitzungen zu vertreiben; die Kaffern wurden verjagt, ihre Herden geraubt. Bei den Jagden auf schwarzes Vieh wurde alles getötet, was zwei Beine hatte, nur die Mädchen und Knaben ließ man leben, um die einen zur Befriedigung ihrer Lüste, die anderen zur Arbeit zu verwenden — wohlverstanden, es sind nicht Sklaven, es sind freie Arbeiter, wenn sie auch keinen Lohn bekommen, und wenn sie auch nicht von dem Hofe fortgehen dürfen, dem sie einmal angehören, ohne der nacheilenden Büchsenkugel zu verfallen.

Es ist entsetzlich, aber es ist wahr, alle die gedachten Schändlichkeiten sind von der bevorzugten weißen Rasse gegen die unglücklichen Farbigen ausgeübt, und die Weißen finden trotz ihrer angeblich hohen Bildung keinen Vorwurf in dieser Grausamkeit, sondern sie finden darin eine *Berechtigung*, so abscheulich zu handeln. Man muß zugestehen, daß die sonst so häufig als Barbaren citierten Russen seit ein paar Jahrhunderten uns mit sehr löblichem Beispiel vorangegangen sind. Auch sie haben die ganze nördliche Hälfte von Asien erobert und kolonisiert, aber nicht durch Vertilgung der vorhandenen Einwohner, sondern durch Belehrung und Beschützung derselben,

durch Beförderung des Ackerbaues, durch Anlage von Städten, in denen sie ihre Rohprodukte absetzen, durch Anlage von Wegen, auf denen sie dieses thun können, und durch Festsetzung von Messen und Jahrmärkten, deren Zweck ist, alle Handelsverbindungen möglichst zu erleichtern. Das ist das Mittel, die Civilisation zu verbreiten, nicht die Vertilgung der Unglücklichen, welche die Engländer und Spanier sich als einzigen Zweck vorgesetzt zu haben scheinen.

Die physische Existenz der Naturvölker.

Es ist jetzt kaum noch möglich, von Naturvölkern im eigentlichsten Sinne zu reden. Höchstens könnte man noch in solchen Ländern von Naturvölkern sprechen, welche noch nie der Fuß eines Europäers betreten hat; aber selbst hier ist es noch sehr schwer, wirkliche Naturvölker zu finden.

Blicken wir z. B. in das Innere des afrikanischen Kontinentes, in jene Gegenden, welche dicht um den Äquator, sowohl nördlich als südlich von ihm liegen, und die noch nie das Auge eines Weißen zu Gesicht bekommen haben, so müßten wir wohl annehmen dürfen, daß wir hier noch reine Naturvölker finden könnten, und doch ist das eine ganz irrtümliche Ansicht, denn nach den Forschungen unseres großen Reisenden Barth, welcher bekanntlich viele Jahre im Innern von Sudan gelebt und dort so viele Entdeckungen gemacht hat, daß Hunderte seiner Nachfolger von seinen Resultaten zehren können — und dies auch in der unverschämtesten Weise thun, — hat dieses Land, Inner-Afrika, schon seit vielen Jahrhunderten eine vollständige Geschichte, die häufig ebenso interessant, aber auch wenigstens ebenso verwickelt ist wie die des civilisiertesten Staates in Europa. Da giebt es langjährige Zeiträume, in welchen alle oder sicherlich die meisten afrikanischen Stämme Völkerwanderungen ins Werk gesetzt haben, die in nichts der bekannten europäischen im vierten und fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung nachstehen, während welcher sich zahllose Horden asiatischer Räuber von den Hochgegenden des mittleren Asiens herabstürzten, sich über die Tiefebenen des östlichen Europas ausbreiteten, dann aber weiter gen Westen drangen und alle Völker, welche ihnen im Wege standen oder ihnen Widerstand entgegenzusetzen versuchten, in wilder Flucht vor sich hertrieben, bis sie sich schließlich in den Flachländern der Donau und Theiß, in Ungarn, niederließen und dort heute noch dasselbe Räuberhandwerk treiben, welches sie schon bei ihrem ersten Einbruche in Europa zu dem gefährlichsten Volk der damaligen Zeit machte. Die Völkerwanderung also, welche vor einigen Jahrhunderten in Afrika stattfand, steht

dieser europäischen weder an Großartigkeit, noch an Ausdehnung nicht im geringsten nach; da giebt es Völkerstämme, welche von der südlichsten Spitze Afrikas her den ganzen Kontinent durchzogen und sich endlich in den Hochländern des Nils festgesetzt haben.

Deshalb darf es uns auch keineswegs wundern, daß wir überall in diesen Ländern keine Naturvölker mehr finden, denn überall brachten die neuen Ankömmlinge, welche schon einen gewissen Grad von Kultur besaßen, diesen mit sich, sie vermischten sich mit den Völkerstämmen, welche in den Ländern wohnten, zu denen sie vordrangen, und brachten ihnen selbstverständlich die Kultur, welche bei ihnen einheimisch gewesen war.

Ganz anders verhält es sich hingegen mit den Inseln, namentlich den kleineren. Diese auf allen Seiten von Wasser umgebenen Ländermassen, deren nächste Nachbarn vielleicht Hunderte von Meilen von ihnen entfernt liegen, sind schon durch diese isolierte Lage auf sich selbst angewiesen. Man sagt zwar gewöhnlich, daß das Wasser die Länder nicht von einander trenne, sondern mit einander verbinde, und hat damit auch vollkommen recht, doch nur mit der Beschränkung, daß das Wasser nicht breit sein darf oder daß die betreffenden Einwohner mit allen Fortschritten der Schiffahrt bekannt sein müssen. Wo das nicht der Fall ist, da trennen große Wasserstrecken vollkommen ebenso gut wie die höchsten und unzugänglichsten Gebirge; deshalb finden wir auch auf solchen Inseln die Völker noch im reinsten Naturzustande, wie z. B. die Bewohner der Andaman-Inseln im östlichsten Winkel des Busens von Bengalen, wenn sie eben nicht schon von vorherein durch die Beschaffenheit ihres Landes auf eine kulturhistorische Thätigkeit angewiesen sind, wie dies auf vielen Inseln der Südsee der Fall ist.

Hieraus geht also deutlich hervor, daß die Naturvölker jetzt schon teils wirklich vertilgt, also von der Erde verschwunden, teils unter dem Einfluß der Europäer bereits so verändert sind, daß man ihre ursprüngliche Form gar nicht mehr erkennt. Wenn wir also von ihrem Zustande sprechen wollen, so müssen wir auf die Berichte der Reisenden zurückgehen, welche schon vor einem Jahrhundert und vor mehreren Jahrhunderten ihre Aufgabe zu lösen gesucht haben; leider aber stand die Kunst der Beobachtung auf so niederer Stufe, und die Leichtgläubigkeit war so groß, daß auf die Erzählungen eines Marco Polo oder eines seiner Zeitgenossen wenig oder gar nichts zu geben ist. Der gelehrte Venetianer, welcher als Gesandter zu dem Tataren-Khan und nach China gegangen ist hat uns Mitteilungen gemacht, welche doch den Glauben der Hörer und Leser in etwas zu auffallender Weise in Anspruch nehmen, und noch Jahrhunderte später waren besonders französische Gelehrte, welche den wissenschaftlichen Expeditionen nach fernen Gegenden beigegeben waren, nur zu sehr

geneigt, alles in zu rosenfarbenem Lichte zu sehen, eine Neigung, die auch noch heutigen Tages den Menschen anklebt. Wie würde man denn sonst von so vielen Ländern und Städten hören, in denen so besonders viele schöne Mädchen sein sollen, ohne daß der vorurteilsfreie, wir wollen sagen, der nüchterne Reisende etwas davon entdecke? Wie würde wohl sonst Italien das Land der Wünsche für jeden sein, der gern den Titel eines Künstlers sich beilegen möchte, und der denn auch dort eine unendliche Formen- und Farbenpracht sieht, wo der Nüchterne nur vertrocknetes Laub und verbranntes Gestein sieht? Wie möchte man sonst von klassischen Schönheiten, des Meißels eines Praxiteles würdig, sprechen, die zu Tausenden auf allen Straße herumlaufen, in allen Winkeln der Kirchen liegen, auf allen Treppen und Vorplätzen derselben in der Sonne braten, während der ruhige Beobachter, der nicht mit der vorgefaßten Absicht hingeht, dort alles das Gedachte zu finden, in der That nur Schmutz und Ungeziefer — Schönheiten aber durchaus nicht häufiger als im eigenen Vaterlande sieht? Aber das Vorurteil ist einmal da, und der Verfasser erinnert sich eines Vorfalls in München, welcher ihm bewies, daß er selbst in seiner Jugend durchaus nicht frei von solchem Vorurteil gewesen.

Es war die Zeit, wo der Prinz Otto von Bayern zum Könige von Griechenland gemacht worden war, es war die Zeit der Jugendblüte des neuen Reiches; ein paar vornehme Griechen glaubten ihre Söhne in der Vaterstadt ihres neuen Königs am besten zu Staatsministern und Feldmarschällen erziehen zu können, und so waren denn einige Knaben aus vornehmen griechischen Häusern in ebenso vornehme bayrische Häuser gebracht, und der Sohn von Mauro Kordatos befand sich als Zögling in der Familie des Grafen Saborta, welcher mit dem Verfasser an derselben table d'hôte des Goldenen Kreuzes speiste, indessen die Frau mit den Kindern bei sehr einfacher Küche nach Landessitte zu Hause blieb.

Der Graf brachte auf Bitten des Verfassers einmal den jungen Griechen und dessen Gespielen, seinen eigenen Sohn, mit und setzte sie zur Augenweide des Verfassers demselben gegenüber.

In der That, es war auffallend, den Unterschied zwischen den beiden Knaben zu beobachten. In dem einen sprach sich bei rotem Haar und grünlich-blauen Augen die Plumpheit und die Widerwärtigkeit in solchem Grade aus, daß der Verfasser lediglich dies nicht begreifen konnte, daß der Graf und nicht ein von Bier aufgedunsener bayrischer Hausknecht der Vater sein sollte. Der andere dagegen hatte ein vollkommen edles griechisches Profil, die Nase ganz grade, ebenso die hohe Stirn, fast in einer Linie verlaufend mit der Nase, Mund und Kinn traten klassisch zurück, das Auge war feurig schwarz, das Haar schwarz und groß gelockt, die Statur leicht

und elegant und trotz der Jugend des Knaben doch schon gedrungen — nur schade, daß dieser schöne griechische Knabe der Sohn des Grafen Saborta war, indessen der rothaarige, grünäugige und stumpfnasige Bursche den berühmten Mauro Kordatos zum Vater hatte. Auch wurde der Verfasser deshalb genügend ausgelacht, denn Herr von Saborta war auch ohne das Geständnis, das er erhielt, überzeugt, der schönere von beiden Knaben werde für den Griechen gelten.

Eine wirkliche, durchgreifende Natürlichkeit und Reinheit eines Naturvolkes wird man übrigens um so weniger finden, als fortwährende Vermischungen stattfinden und demnächst der Einfluß der europäischen kultivierten Völker auf die untergeordneteren sich in einem sehr hohen Grade geltend macht.

Es ist dieses keineswegs eine bloße Ansicht, es ist eine so bestimmte Thatsache, daß sich dafür die sprechendsten Beweise anführen lassen, und zwar nicht etwa nur von Südsee-Insulanern oder von Bewohnern des tropischen Afrika, sondern von den schon kultivierten Völkern mitten in Europa. Daß die Spanier in Amerika ein neues Spanien, daß die Engländer dort ein neues England schufen, wundert uns nicht; wenn Engländer, Franzosen, Dänen aber rings herum an den Grenzen Deutschlands ganz Ähnliches zu thun vermögen, so muß man die Sache doch wunderbar finden und muß einen Einfluß, wie wir vorhin gesagt haben, unbedingt zugestehen.

Am Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde der rein deutsche Elsaß von Deutschland abgerissen, wurde von den Franzosen erobert, Frankreich einverleibt. Im Laufe von anderthalb Jahrhunderten ist den Bewohnern des Elsaß, den Bewohnern von Burgund und Lothringen kaum mehr eine Erinnerung an ihr Deutschtum geblieben, und das einzig sichere Kennzeichen, daß sie nicht Franzosen sind, ist die Sprache, welche wenigstens noch nicht allgemein französisch geworden ist. Und noch heutigen Tages, nachdem durch einen von den Franzosen selbst heraufbeschworenen, von den Deutschen glänzend geführten Krieg Elsaß-Lothringen durch die unvergleichlichen Siege deutscher Truppen wieder deutsches Land geworden, zeigt sich dieses Verleugnen der deutschen Natur der Bewohner jenes Landes in dem Widerstande, welchen sie deutscher Sitte, deutscher Regierung, welche ihre berechtigten Gefühle mit großer Schonung behandelt, dauernd entgegensetzen. Im Großherzogtum Luxemburg ist sogar die deutsche Sprache untergegangen, und wenn die Bewohner auch noch Deutsch verstehen, so thun sie doch in erbärmlicher Verleugnung ihrer Nationalität, als verständen sie dieses nicht, und sie ärgern sich, wenn man ihnen nicht glaubt, daß sie Franzosen sind.

Müssen wir dieses bei civilisierten Nationen zugestehen, um wie viel mehr wird es bei den Naturvölkern der Fall sein; entweder sie werden vertilgt,

oder sie werden denjenigen Völkern ähnlich gemacht, welche sie besiegt, welche sie unterworfen haben; aber auch diejenigen, die nicht mit erobernden Völkern in Konflikt gekommen sind, geben uns kein Bild eines Naturvolkes in seinem ursprünglichen Zustande, sobald wir von ansässigen Leuten sprechen. Ein anderes ist es allerdings mit den wandernden, mit den Nomaden. Die Bewohner der südlichen Pampas und die großen Horden im mitt-

Guinnard unter den Eingeborenen der Pampas.

leren Asien sind noch jetzt so, wie die ersten Besucher dieselben beschrieben haben. Ein junger Franzose, Guinnard, hat jene Länder im Jahre 1856 besucht, ist dort gefangen worden und beschreibt seine Gefangenschaft, die Art, wie er hineingeraten, und die Art, wie er gemißhandelt worden, in sehr ergreifender Weise, aber keineswegs so, daß man geneigt sein möchte, ihm nach zu ziehen und das Volk, unter welchem er jahrelang zu leben gezwungen war, näher kennen zu lernen.

Wie unser Bild dieselben zeigt, sind sie durchaus nackend, nur mit Lanzen und Lassos bewehrt, aber wohl beritten. Im sausenden Galopp

durchziehen sie ihre weitläuftigen Wüsten, um das darin heimische Wild zu fangen, zu töten; sie rauben und morden alles, was ihnen begegnet, sie haben auch kaum die Absicht, einen Gefangenen zu machen. Der Begleiter Guinnards wurde mit einer Schlinge am Fuß über die Felsen, durch die Gesträuche geschleppt, geschleift und gab seinen Geist auf; denn er war, lange bevor man die Niederlassung der Wilden erreichte, gänzlich geschunden, der Haut nicht nur, sondern auch des Fleisches entkleidet, die Wilden brachten nur ein Gerippe nach ihrem heimatlichen Dorf. Guinnard selbst hatte ein nicht ganz so gräßliches Los, er wurde, wie einst Mazeppa berühmten Andenkens, auf den Rücken eines Pferdes gebunden und so einige 20 Meilen über die Pampas gejagt.

Von da, wo sie Pferde hatten, sind die Wilden so geblieben, wie wir sie jetzt finden. Die Kinder hüten die Herden, die Männer jagen das Wild, die Weiber bereiten die Häute und kochen das Fleisch; es ist da gar kein Grund zu einer Umwandlung dieses Zustandes.

Ohne über das Meer zu gehen, haben wir nahe genug ähnliche Verhältnisse. In den ungarischen Steppen lebt der gemeine Mann fast ganz ebenso, mit dem einzigen Unterschiede, daß er bekleidet ist, im übrigen ist er, wie der Bewohner der Pampas, ein Pferdehirt, ein Schafhirt oder ein Rinderhirt und ist dabei auch immer Straßenräuber, sowohl er allein, wenn er glaubt mit dem Reisenden fertig zu werden, als auch im Komplott mit anderen, indem er durch ein Zeichen seine nächsten Nachbarn von der Gelegenheit, etwas zu verdienen, in Kenntnis setzt.

Noch weiter nach Osten finden wir nomadisierende Kalmücken und nomadisierende, aber auch zugleich raubende und mordende Tataren; die einen wie die anderen haben seit den fernsten Zeiten ihre Lebensweise durchaus nicht verändert, aber die ansässigen Naturvölker haben dieses allerdings, und es ist sogar ohne fremden Einfluß geschehen, und dieses ist wiederum natürlich, weil den ansässigen Naturvölkern solche Veränderungen entgegentreten, daß sie, ohne es zu beabsichtigen, aus einem roheren immerfort in einen civilisierteren Zustand übergehen.

Der umherziehende Wilde jagt das Getier, das ihm in den Weg kommt, pflückt die Früchte, welche er findet, und leidet daran um so weniger Mangel, je häufiger er seinen Aufenthaltsort ändert. Grade das umgekehrte Verhältnis tritt bei dem ansässigen ein; sehr bald hat er die Fruchtbäume in seiner nächsten Umgebung erschöpft, sehr bald hat er den Wildstand so verringert, daß er zu seinem Unterhalt nicht mehr genügt, er wird sich also junges Getier heranziehen, um es mühelos zu Kleidung und Nahrung zu benutzen, und er wird Früchte anbauen, welche ihm die nötige Speise gewähren, ohne daß er nötig hat, seinen Wohnsitz zu verlassen.

Nun verändert sich sofort sein ganzer Zustand; unter seiner Axt von Stein oder durch das Feuer wird der Wald gefällt, und der bis dahin jedem Sonnenstrahl unzugängliche Sumpf trocknet aus, giebt vortreffliches, höchst fruchtbares Land, giebt Weide für seine Tiere, giebt Raum für die mehlreiche Banane, für den Mais, für den Brotfruchtbaum, für den Reis, je nach dem Weltteil, dem das Naturvolk angehört. Damit tritt ein Wohlbehagen ein, welches der Herumziehende nicht kennt; dieser letztere wird vielleicht deshalb den ersteren oft genug bekriegen, aber der erstere wird sich auch dagegen zu schützen wissen, er wird die Wälder umher so weit als möglich lichten, um die kleinen wandernden Stämme zu vertreiben, oder er wird suchen sie an sich zu ziehen, oder endlich, er wird suchen seine Wohnung und Felder gegen die Räuber zu schützen. Hat er einmal die Erfahrung gemacht, daß eines wie das andere möglich, daß ein gesicherter Zustand für ihn denkbar ist, so wird er denselben nicht mehr verlassen, sondern alles Mögliche thun, um denselben dauernd zu machen; er wird wohl gar zu den Pflanzen und Tieren der Heimat andere fügen, welche er kennen gelernt hat; er wird die Natur umher verändern, und dann wird die Natur ihn verändern; er wird suchen seine Hülfsmittel so viel als möglich zu vermehren; er wird suchen seine Werkzeuge und seine Waffen zu verbessern; er wird seiner Wohnung eine größere Festigkeit geben; er wird sich zuerst in Tierfelle, dann in den Bast der Bäume kleiden; dann wird er sich Zeuge flechten und weben, und so wird sein Zustand Schritt für Schritt besser werden. Er wird sich bis zur Civilisation ausbilden können, wie wir dieses an einem leider untergegangenen Volk gesehen haben, an den Mexikanern und den Peruanern, welche es schon bis zur Verarbeitung vieler Metalle (nur nicht des Eisens) gebracht hatten, welche steinerne Gebäude von hoher Pracht und Ausdehnung aufführten, welche Zeuge webten, durch Färben und Sticken verzierten, welche sogar Anfänge der Malerei und der Skulptur hatten und eine Schriftsprache sowohl als eine Hieroglyphensprache, über welche uns Humboldt in seinen Vues des Monuments höchst interessante Aufschlüsse giebt, aus denen wir erfahren, daß dieselben entweder auf der gegerbten Haut von Hirschen oder auf Papier oder auf einer Haut der großen Agave oder endlich auf einem wirklich gewebten Baumwollenzeuge mit Farben aufgetragen waren. Diese Schriftstücke wurden nicht, wie einst in Griechenland und in Ägypten, wurden nicht, wie es noch heute mit den heiligen Schriften der Juden gebräuchlich ist, gerollt, sondern sie wurden hin und her gefaltet, ungefähr in der Art, wie ein Fächer gebrochen wird, und an beiden Enden waren diese Schriftstücke, die man beinahe Bücher nennen könnte, mit hölzernen Platten versehen, wodurch sie Decke und Schutz und zugleich Erhaltung und Widerstandsfähigkeit

erhielten. Diese Schriften enthielten sowohl geschichtliche Nachrichten, als sie auch zu Kaufkontrakten oder zu Klagen oder zu sonst einem bürgerlichen Gebrauch verwendet wurden, sie waren also nicht wie die Hieroglyphen der Ägypter das ausschließliche Eigentum einer Priesterkaste, sondern sie waren in das Volk, sie waren in den täglichen Gebrauch gedrungen, was allein schon eine sehr vorgeschrittene Civilisation bekundet.

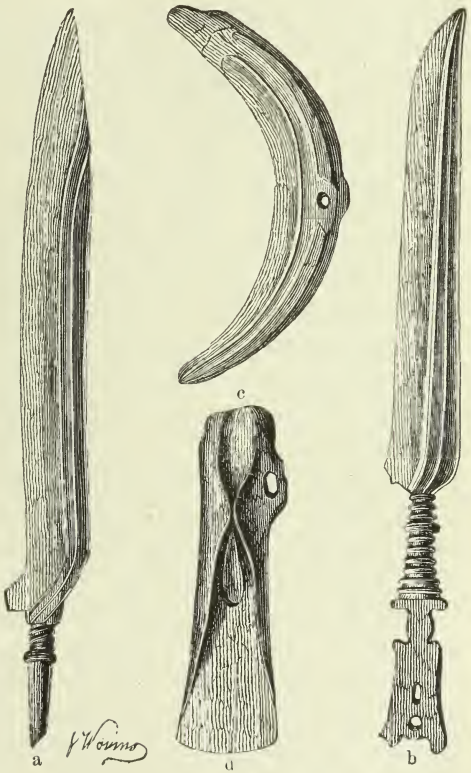
Die Mexikaner hatten es auch in zierlichen Handarbeiten zu einer Vollendung gebracht, welche wir vielleicht vergeblich nachzuahmen suchen würden; sie setzten aus den bunten Federn verschiedener Vögel Gemälde zusammen, deren Weichheit, deren Schönheit, deren Farbenpracht nicht nur die Bewunderung der Eroberer erregte, sondern selbst den gelehrten Reisenden jener Zeit die Versicherung entlockte, es würde ganz vergeblich sein, die wunderbare Schönheit dieser Kunstwerke in Worten zu beschreiben.

Wir werden nicht sagen wollen, daß unsere Jacquard-Webestühle Schöneres und Vortrefflicheres leisten, daß unsere Gobelin- und unsere haute-lisse-Tapeten bei weitem Farbenreicheres und Vollendeteres liefern. Es läßt sich dies gar nicht leugnen, aber dies ist gefertigt von Maschinen der allerwunderbarsten Art und von einem Volke, welches bis vor kurzem den anderen voran war in allen Zweigen der industriellen Thätigkeit, indes die Produkte des mexikanischen Kunstfleißes von einem auf die erste Stufe der Civilisation emporgestiegenen Volke nicht mit Maschinen, sondern lediglich mit den Händen, mit den Fingern gemacht worden sind.

Wir haben auch bei den Bewohnern der Sandwichs-, der Gesellschafts- und der Freundschafts-Inseln ähnliche künstliche Arbeiten, besonders sind die Mäntel ihrer Fürsten von einer bewundernswürdigen Schönheit; aber man hat auch Schnitzereien aus Holz, Flechtwerke aus Rohr und Draht, Arbeiten aus Elfenbein, die alles das übertreffen, was man bei uns zu leisten imstande wäre; und was nunmehr die Schleifarbeiten auf Stein betrifft, wie sie auf einigen Inseln des großen Oceans gefunden werden, so weiß man gar nicht, was man dazu sagen soll, wenn nicht dort die Zeit die Stelle einer Maschine vertritt. An einer Streitaxt, wie sie der Neuseeländer trägt, arbeitet er täglich mehrere Stunden lang, und er arbeitet doch schließlich zwanzig Jahre daran. Solch eine nicht zu ermüdende Geduld erklärt viel.

Wie langsam die Kultur fortgeschritten ist, sehen wir auch an den früher bereits erwähnten Resten einer seit vielen Jahrtausenden untergegangenen Bevölkerung der Schweizergegenden, von welcher wir durchaus nichts kennen als die Trümmer ihrer hölzernen Wohnungen, ihrer Pfahlbauten in den Schweizer Seen. Unter den Fundamenten derselben, welche, wie natürlich bei Pfahlbauten, auch von Holz waren, fand man eine große Menge von Abfällen mancher Art. Unter dem Boden des einen Hauses

nur Kerne von Früchten, zerschlagene Knochen von Tieren, welche beweisen, daß man sich des Markes derselben erfreut hat; unter einer anderen Wohnung dagegen sieht man Lederabfälle in großer Menge, und zwar nur diese, so daß man sagen mußte, hier wohnte jemand, der sich mit der Verfertigung von allerlei Utensilien aus den Fellen der Tiere abgab. Wo anders sieht man wieder Flachs in großen Massen, und zwar in den verschiedensten Zuständen aufgehäuft, von demjenigen, welcher soeben die Hechel oder die Flachsbreche verlassen hatte, bis zu demjenigen, der auf die mannigfaltigste Art gedreht, geflochten, zu Gurten oder wohl gar schon zu Zeugen verwebt worden ist. Es zeigt sich dabei eine Geschicklichkeit in der Bearbeitung, in dem Gebrauch der Hände, daß man alle mögliche Ursache hat zu staunen, es zeigt sich eine Mannigfaligkeit der Muster in diesen Flechtereien, welche uns, fast möchte man sagen, verloren gegangen ist. Und alle diese Arbeiten wurden zu einer Zeit gemacht, in der man von metallenen Instrumenten, überhaupt aber von der Bearbeitung der Metalle noch gar nichts wußte, denn gleichzeitig mit jenen Flechtwerken oder sonstigen Abfällen sieht man nur Gerätschaften aus Stein, welche aber gerade deshalb, weil man keinen Stahl und keine harten Metalle kannte, nur um so wunderbarer sind und ein um so sichereres Zeugnis von der Geduld und Kunstfertigkeit andeuten.



Bronzewaffen aus den Pfahlbauten der Schweiz.

Erst sichtlich viel später tritt eine Periode ein, in welcher gegossenes Metall in mannigfacher Form vorkommt. Solches sehen wir auf dem Bilde als Messer a b, als Sichel c, als Beil d, und solcher Anwendungen finden wir eine große Menge, denn haben wir auch anfangs nur das Allergröbste, so finden wir doch immer fortschreitend immer feinere und zierlichere Gegen-

stände; wir finden sogar Heft- und Nähnadeln gegossen, und wir finden endlich auch ungemein schön verzierte Waffen, Trinkgeschirre, Armspangen, woraus sich denn schließlich ein Grad von Kunstfertigkeit ergiebt, welchen wir zu unseren Zeiten durchaus nicht mehr zu den unbedeutenden oder zu den schwachen Versuchen rechnen würden. Die Völker, von denen wir dergleichen Reste in schweizerischen sowohl als in italischen Seen finden, sind übrigens schon lange vor der Römerzeit untergegangen, da die Historiker dieses erobernden Volkes uns nicht eine Zeile über dieselben berichten. Man glaubt daher eine Ursache zu haben, sie für vorsündflutlich zu halten, denn es kommen sowohl Tierknochen als Pflanzenreste darin vor, welche nicht mehr der gegenwärtigen Zeit angehören.

Betrachten wir nun solche Überreste, sehen wir daran eine fast bewundernswürdige Vollendung der Arbeit, ja sehen wir selbst in derjenigen Periode dieser Reste, welche wir als die ältere zu betrachten gewohnt sind, in der Steinzeit, schon klassifizierte Handwerker, finden wir schon unter einem Hause (oder vielmehr der Plattform desselben) nur Abfälle eines Seilers, unter einer anderen nur die eines Lederarbeiters, unter einer dritten nur die eines Steinarbeiters, finden wir ferner Vorräte von Waren, von einer bestimmten Gattung an einem, und von einer anderen, aber auch bestimmten Gattung an einem anderen Orte Überbleibsel, so müssen wir zugestehen, daß diese Völker schon viel weiter vorgeschritten waren, als man gewöhnlich glaubt, daß es möglich sei: — Kaufleute, Handwerker in bestimmten Fächern vor dem Diluvium, wer würde dies nicht für Unsinn gehalten haben vor vierzig Jahren, wenn nicht zahlreiche Ausgrabungen die Thatsache bewiesen hätten. Diese Völker hatten gewiß keine Vorbilder, sie waren aus dem Urzustande der Menschen herauf gestiegen bis zu der Kultur, von deren Existenz wir nunmehr die Überbleibsel zu Gesicht bekommen.

Es ist wahrscheinlich, daß die meisten dieser Seebauten durch Feuer zerstört wurden, was um so natürlicher, was um so begreiflicher ist, als sie durchweg nur aus Holz und aus Flechtwerk von Strauch, mittelst dessen die Pfähle verbunden waren, bestanden. Eine andere Art von Verbindung sah man nirgends; kein einziger Pfahl zeigt ein Bohrloch, kein einziger hat uns einen hölzernen Nagel bewahrt, die Pfähle wurden nur dadurch neben einander in Reihen aufrecht erhalten, daß man sie möglichst tief (bis zu 3 m) in den vorhandenen Erd- oder Sandboden trieb, oder da, wo sich dieses nicht thun ließ, sie durch daran gelehnte Steine befestigte, in solcher Menge, daß sie um die bloßgelegten Fundamente Steinhügel bildeten.

Aus der Art, wie die Pfähle aussehen, kann man auf ihre Bearbeitung schließen und auf die Instrumente, deren man sich bedient. Die Bäume sind größtenteils 30 cm dick, durchweg rund, niemals viereckig be-

behauen oder beschnitten: die Säge war ihnen mithin unbekannt; aber auch die Axt muß eine höchst unvollkommene gewesen sein, denn die beiden Enden der Bäume zeigen, daß man dieselben nur geringelt, ringförmig angehauen hat, darauf wurden sie wahrscheinlich mit Seilen und unter Anwendung von sehr vielen Menschenkräften niedergebrochen. Der splittrige Bruch ist bei keinem der Pfähle, so weit man sie aus der Erde gezogen hat, zu verkennen, an den oberen Enden allerdings nur in dem Falle, daß das Feuer sie nicht berührt hat.

Der Fundamente solcher Wohnstätten sind, seit Keller in Zürich sie in dem Winter von 1853 auf 1854 entdeckte, unzählige zu Tage gefördert worden in beinahe allen Seen der Schweiz und auch sehr häufig in den italienischen Gewässern; aber bei einem jeden hat man die Überzeugung gewonnen, daß ihr Alter sehr groß sei und daß sie bereits in solchen Zeiten untergegangen gewesen, welche wir vorhistorisch nennen. Plinius hatte eine Villa am See von Komo. Plinius befaßte sich mit Sammlung aller möglichen Nachrichten, nicht nur die Naturgeschichte, sondern überhaupt die Naturwissenschaften betreffend. Hätte er nur die entfernteste Mutmaßung über solche Pfahlbauten gehabt, wie sie grade in der Nachbarschaft seiner Villa gefunden worden sind, so hätte er bei seiner Neigung zu einer kritiklosen Zusammenhäufung von Thatsachen auch diese gewiß nicht übersehen, sondern uns Nachrichten davon hinterlassen, aber er wußte nichts davon. Die Römer sind also nicht die Zerstörer dieser Niederlassungen, welche man deutlich in drei verschiedenen Perioden auftauchen sieht, in deren ältester durchaus nur Steinwerke gefunden werden, indessen die jüngste schon das Eisen zeigt; dazwischen liegt, wie bereits bemerkt, das Zeitalter der Bronze. Aus allen dreien uns so bekannt gewordenen Zeitaltern hat man Überbleibsel in Menge gefunden, und man hat sich überzeugt, daß in allen drei Perioden die reichlichsten Überreste, die wichtigsten Funde gerade da gemacht werden, wo die vorhandenen Bauten durch das Feuer zerstört worden sind. Dies allein beweist schon, daß nicht Feindeshand es war, welche hier gewaltet und gewütet, sondern das Unglück. Der Feind raubt, bevor er zerstört; in den Räumen aber, welche nach dem Brande sich noch unter Wasser befanden, sieht man Vorräte in außerordentlichster Menge, welche uns sowohl von den Nahrungsmitteln, als der Kultur überhaupt, welche in jener Zeit waltete, Zeugnis geben. Man findet daselbst große Gefäße von Thon, in denen verschiedene Arten von Getreide, in denen Haselnüsse, Buchnüsse, Äpfel, Birnen und Kirschen enthalten gewesen sind, natürlich verkohlt durch das Niederbrennen des Hauses oder Magazins, aber gerade darum unter Wasser nicht verwesbar, sondern in der Form so wohl erhalten, daß man die verschiedenen Species der Pflanzen erkennt, und da dieselben mit

denen in Kleinasien gefundenen nicht übereinstimmen, mit ziemlicher Gewißheit darthun, daß die Bewohnerschaft nicht dorther ihren Ursprung genommen, obschon es nicht an Personen gefehlt hat, welche grade dieses mit großer Sorgfalt hervorgehoben haben.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß dieselben Seewohnungen nach einander von verschiedenen Völkern bewohnt worden sind, nicht wahrscheinlich, daß so viele Jahre die Leute der Steinzeit sich dort ansässig gemacht haben, wo wir später Leute der Bronzezeit finden, nicht wahrscheinlich also, daß die ersteren durch andere ihnen mehr oder minder Verwandte vertrieben worden sind; es ist vielmehr anzunehmen, daß ein Volk doch fortgeschritten ist, daß es neue Erfindungen gemacht oder von außen angenommen hat, daß aber diejenigen Stätten, welche *einem* Zeitalter so entschieden angehören, daß sich darin nicht Spuren eines zweiten, weiter fortgeschrittenen Zeitalters finden, von ihren Bewohnern verlassen oder daß dieselben daraus vertrieben worden sind, weniger durch Menschen als vielmehr durch Naturereignisse, zu denen namentlich der wechselnde Stand des Seewassers gehört.

So wie wir die Entdeckung dieser merkwürdigen Wohnungen lediglich dem plötzlichen und ungewöhnlichen Sinken des Wassers in den Seen verdanken, ebenso konnte ein plötzliches Steigen die Bewohner solch einer Niederlassung vertreiben. Das sind in Gebirgsgegenden durchaus naturgemäße Vorgänge, welche nicht nur niemanden in Verwunderung setzen, sondern auf welche ein jeder auch gefaßt sein muß, der sein Heil solchem unsicheren Boden anvertraut. Zu diesem Schlusse berechtigen die Funde aus einer Zeit, in welcher Steinwerkzeuge mit Bronzewerkzeugen gleichzeitig vorkommen. Würde ein Volk von einer so viel höheren Bildung, als hier vorausgesetzt wird, plötzlich ein anderes, minder fortgeschrittenes überrumpeln und verdrängen, vernichten, so würde man nicht gleichzeitig Werkzeuge so verschiedener Gestaltung finden; die eine Gattung würde die andere ganz verdrängt haben, und da dieses nicht der Fall, so ist man berechtigt, eine allmähliche Erhebung der Kultur bei demselben Volke anzunehmen, wie es sich ja auch überall so zeigt. Wo nun eine ganze Periode übersprungen ist, wo man nicht gleichzeitig Bronze und Stein oder Bronze und Eisengerätschaften findet, da kann es sehr wohl sein, daß die Ansiedelung ganz einem neu eingewanderten Stamme angehört, der im Besitz besserer Hülfsmittel an einen Ort gekommen ist, an welchem sich noch nicht Ansiedelungen befanden, sie also eine neue Ära begannen.

Diese Seewohnungen geben uns auch gleichzeitig Aufschlüsse über die Haustiere, welche man in der damaligen Zeit gepflegt. Wir lernen zuerst, daß der überall treueste Begleiter des Menschen, der Hund, auch hier derjenige gewesen ist, den man zuerst zu zähmen versucht hat. Dann folgt

das Rind, späterhin das Schaf; was aber aus diesen Untersuchungen als ganz besonders wichtig hervorgeht, ist, daß die verschiedenen Arten von Tieren nicht fernen Weltteilen, nicht Asien oder Afrika angehören, sondern daß dieselben in Europa und namentlich in dem mittleren Europa und der Schweiz heimisch sind.

Der Hund ist ein Tier von sehr feinem Knochenbau, von mittlerer Größe, deutlich vom Fuchs und vom Wolf unterschieden, es ist ein Jagdhund, und wie es scheint, wurde er gar nicht oder doch nur sehr selten als Speise gebraucht; denn erstens findet man von ihm nur wenige Knochen gespalten, geöffnet, was bei allen denjenigen Tieren, die man zur Nahrung gebrauchte, geschah, da man sich des Markes bediente; ferner findet man sehr viele Schädel von diesen Hunden, welche ein für das Tier bedeutendes Alter verraten. Tiere aber, die man als Nahrung verwerten will, läßt man nicht gerne alt werden, weil ihr Fleisch dann zähe und hart ist.

In gleicher Weise hat man schließen können, daß die Bewohner jener Seeanlagen das Schwein gezähmt hatten und daß dasselbe keineswegs das gewöhnliche Wildschwein, sondern ein kleineres, leichter gebautes Tier war, welches, gleichfalls dem mittleren Europa angehörig, mit dem Wildschwein gleichzeitig lebte, aber von demselben deutlich zu unterscheiden ist. Man findet nämlich die Knochen des einen als zahm zu bezeichnenden Tieres sehr häufig, die des wilden Schweines aber nur in solcher Art, wie man überhaupt Wildknochen neben denen von zahmem Vieh findet, nämlich viel seltener, obwohl das zahme Schwein einen viel kleineren Verbreitungsbezirk hat als das wilde; indessen das erstere wurde geschlachtet, sobald man dasselbe brauchte, das andere aber war ein Geschenk des Zufalls.

In jenen fernen Jahrtausenden gab es in Europa zwei Rinderspecies, den Ur und den Wisent. Der Speciesname des Ur ist bos primigenius, der des Wisent ist bison europaeus. Beide Species findet man in den ältesten Pfahlbauten vertreten, anfangs so, wie man Jagdtiere oder deren Überbleibsel findet, und zwar ganz in gleicher Zahl vermischt mit anderen Jagdtieren. In einer späteren Periode sieht man die Rinderknochen so häufig wiederkehren, daß man sich zu der Annahme genötigt sieht, die Bewohner dieser Bauten hätten die Rinder gezüchtet und sie seien ihnen nun eine willkommene und immer häufiger wiederkehrende Nahrung geworden, die Jagd sei diesen Leuten, soweit sie ihre Existenz betrifft, in den Hintergrund getreten, sie hätten sich zur Viehzucht und zum Ackerbau gewendet. Also auch hier der Fortschritt ganz unverkennbar. Der Ur ist übrigens ein Zeitgenosse des europäischen Mammuts und Rhinoceros; dies giebt uns einen Fingerzeig, das Alter dieser Wohnungen betreffend. Wir finden allerdings keine Mammutknochen neben den Knochen der Ure, allein dies würde

nur beweisen, daß die Menschen jener Steinzeit mit ihren unvollkommenen Waffen diese Ungeheuer der Vorwelt nicht zu bekämpfen wagten oder nicht zu besiegen vermochten. Auffallend ist, daß man in den ältesten Niederlassungen, in denen aus der Steinzeit, noch eine andere Species findet, dem Rindergeschlechte angehörig, welche klein und schlank und von sehr zierlichem Knochenbau gewesen, und daß man Abkömmlinge dieser Rasse noch jetzt in der Schweiz hat in dem sogenannten Braunvieh. Diese Rinder haben alle eine ganz gleichmäßige Farbe, und sie werden in der Schweiz noch jetzt gezogen, weil sie sowohl einen sehr reichen Milchertrag gewähren, als auch ihres leichten Körperbaues wegen sich viel geeigneter zeigen, die Berge, die Weiden auf den Alpen zu erklettern. So hätten wir denn noch lebende Nachkommen jener Tiere, die einst vor so vielen Tausenden von Jahren durch die Bewohner der Seeniederlassungen gezüchtet wurden, und es ist gewiß ein sehr interessantes Faktum.

Auch das Schaf hatten die Schweizer Niederlassungen aus der Steinzeit bereits, und dasselbe war ein von dem jetzigen ganz verschiedenes, es hatte sehr kleine zweikantige Hörner, etwa wie die Ziege deren hat, und es war klein und zierlich gebaut; dieses ist aber bis auf die letzte Spur untergegangen. Dagegen war die Ziege ein sehr verbreitetes Haustier, am Anfange zuerst überall auftretend, dann aber, wie es scheint, von dem Schaf verdrängt, welches in den späteren Niederlassungen sich viel häufiger zeigt als die Ziege; dagegen ist noch jetzt die Ziege in der ganzen Schweiz verbreitet von derselben Rasse, wie man noch jetzt die Knochen derselben findet unter den Küchenabfällen, und scheint man darin ein Anzeichen zu erkennen, daß die Ziege nicht von außen her eingewandert oder eingebracht worden, sondern daß sie mit den Bewohnern der Pfahlbauten auf demselben Boden gewachsen, mit den Menschen gleichzeitig vorhanden gewesen ist.

Es gehört noch hierher, daß auch die Getreidepflanzen, daß auch die Obstbäume, welche dem Menschen Nahrung boten, auf demselben Boden standen. Die verkohlten und dadurch vollkommen erhaltenen, nicht verwesten Nahrungsmittel, welche sich sehr häufig in großen Massen finden (verschiedene Getreide- und Obstsorten), zeigen sich so verschieden von den ähnlichen Früchten aus Kleinasien oder Palästina, zeigen sich so sehr übereinstimmend mit denjenigen, die noch jetzt in unseren Gegenden zu finden sind, daß man keinen Augenblick zweifeln kann, dieselben gehörten so gut wie die Menschen, welche die Seewohnungen inne hatten, derselben Heimat an, waren also Autochthonen und nicht Eingewanderte, wodurch abermals der allen gemeinsam sein sollende Adam einen lebhaften Stoß erhält.

So wie hier in der Schweiz sich eine eigene Menschenrasse auf- und umgebildet hat, so finden wir Ähnliches im äußersten Norden der baltischen

Ebenen. Dort hat ein ganz anderes Geschlecht gelebt, sein Knochenbau war von dem der Schweizer Autochthonen in auffallender Weise verschieden, und seine Art sich zu nähren und zu leben war ebenso abweichend.

Die größten Anhäufungen von Küchenabfällen sind schon sehr viel früher entdeckt worden als die Seewohnungen der südlichen Gebirge. Ihre Niederlassungen in Jütland und auf anderen dänischen Inseln hat man zwar nicht mehr vorgefunden, wohl aber sind die Stellen, wo sie gewesen, durch das vollkommen kenntlich, was der Entdecker Steenstrupp Küchenabfälle nennt, die wir zwar früher bereits erwähnt haben, auf welche wir aber hier noch ausführlicher eingehen müssen.

An den Küsten der nördlichsten Teile von Dänemark, nahe oder wohl gar unmittelbar am Meeresstrand, sieht man große Haufen von Muschelschalen, ganz wenigen Species angehörig, und zwar durchweg solchen, die eßbar sind und noch jetzt gegessen werden, die gewöhnliche Auster, die Herzmuschel, die Milchmuschel und die Strandmuschel. Die Haufen haben sehr verschiedene Dimensionen, sie gehen von tausend Meter Länge und 50 bis 60 Meter Breite herab bis auf den zehnten, bis auf den fünften Teil dieser Ausdehnung, ihre Höhe über dem Boden, auf dem sie liegen, beträgt 2 bis 3 Meter. Die Massen rühren unzweifelhaft von dem längeren oder kürzeren Aufenthalt der Fischer an einem solchen Standpunkt her. Machten sie gute Geschäfte, hatten sie immerfort einen reichlichen Fang, so mochten sie wohl Jahrhunderte lang an einem solchen Punkte geblieben sein, und dann ist eine Ausdehnung von 300 Meter und darüber gar nichts Wunderbares; eine Auster giebt einen Bissen, ihre beiden harten Schalen aber haben wenigstens die zehnfache Ausdehnung. Bei den vierfüßigen Tieren ist die Fleischmasse größer als die Knochenmasse, die Küchenabfälle sind mithin geringer; nicht so mit den Muscheln.

Außer den hier gedachten Schaltieren, die in vorzugsweise großer Menge vorkommen, findet man wohl noch einige, aber sehr wenige anderen Species angehörende, dagegen sehr viele von Fischen, besonders vom Kabeljau (den wir im getrockneten Zustande Stockfisch nennen), von der Scholle, dem Hering und dem Aal.

Daß diese Leute aber keineswegs von Fischen und Muscheln allein gelebt haben, beweisen die in diesen Haufen vielfältig vorkommenden Knochen von Schwänen, wilden Enten, von Gänsen und von Auerhähnen, und das Vorkommen der Knochen des zuletzt genannten Vogels giebt uns einen Fingerzeig über das Alter dieser Reste menschlicher Thätigkeit in Versorgung des Leibes. Der Auerhahn nämlich lebt vorzugsweise, während des Frühjahrs wenigstens, von den jungen Sprossen der Fichte; dieser Baum ist aber seit vielen Jahrtausenden aus Dänemark verschwunden, auch in den ältesten histo-

rischen Zeiten findet man nicht eine Andeutung des Vorhandenseins dieses Baumes, wohl aber war derselbe vorhanden, denn in den ältesten, einzelne Vertiefungen füllenden Torfmooren findet man die Stämme von Fichten sowohl in großer Menge als in ungewöhnlicher Schönheit, ganz wohl erhalten in einer Dicke von 1 Meter und in einem Alter von mehreren Jahrhunderten, wie die Jahresringe unzweifelhaft ergeben. Sie unterscheiden sich von unseren gewöhnlichen Fichten nur durch etwas kleinere Zapfen und eine etwas stärkere Rinde.

Es finden sich in Dänemark häufig Vertiefungen von unregelmäßiger, doch stets dem Kreise sich nähernder Form, die mit Torf vollgewachsen sind. An den Wänden dieser trichterförmigen Einsenkungen müssen solche Fichten in der Dichtigkeit der Urwälder gestanden haben. Wie von der Tiefe her der Torf anwuchs, so wurde dem Fichtenbestand, welcher Sumpf und Moor nicht liebt, die Nahrung entzogen, die Bäume stürzten nach innen, und man findet dieselben in der Tiefe dieser Einsenkungen so dicht gelagert, daß sie eine Art Fußboden bilden, wie die Wände der primitivsten Blockhäuser eine ähnliche Anordnung zeigen.

Beweist der Untergang einer so mächtigen Pflanzenspecies schon ein hohes Alter derjenigen Niederlassungen, welche einstmals sich zum Teil von den Getieren solch eines Waldes nährten, so erhöht sich diese Beweiskraft jedenfalls noch um ein sehr Bedeutendes dadurch, daß wir über dieser untergegangenen Waldschicht eine zweite finden, welche gleichfalls von der dortigen Erde verschwunden ist. Hoch über dem Fichtenlager, durch eine Torfvegetation, untermischt mit allerhand Wald-Unkräutern, von ihr gesondert, liegt eine zweite gleichfalls untergegangene Pflanze, das ist die Winter- oder Steineiche. Ein zweiter kräftiger, schöner Baum, der gleichfalls in Dänemark nicht mehr wächst, es sei denn in ganz vereinzelten Exemplaren. Er hat demjenigen Baume Platz gemacht, den man die Sommereiche nennt, der auch so gut wie untergegangen, nur selten vorkommt, in den Torfmooren aber die höchstgelegene Schicht bildet. Die jetzigen Wälder werden von der Buche gebildet, und sie ist nicht vorzeitlich, denn ihre Stämme und Früchte fehlen selbst in den obersten Schichten der Torfmoore gänzlich.

Was wir hieraus erfahren und was wir als über jeden Zweifel erhaben festhalten müssen, ist das hohe Alter dieser Anhäufungen von Haushaltungsüberresten. Es sind drei große Pflanzenspecies von der Erde verschwunden, in welcher sie Jahrtausende lang eingeschlagen, und da sie in völliger Ruhe über einander ruhen, ihre Schichtung durchaus nicht gestört worden ist, sie nicht durcheinander geworfen und auch nicht einseitig gehoben worden sind, so geht hieraus hervor, daß keine Naturrevolution solche Zerstörungen bewerkstelligt hat, sondern alles ruhig im Laufe vieler Jahrtausende vor sich gegangen ist.

Mitten unter diesen Haushaltungsabfällen findet man eine große Menge steinerner Werkzeuge, welche zwar größtenteils von rohester Arbeit sind und also auf einen noch ziemlich niedrigen industriellen Stand hinweisen; aber man findet auch einzelne, ganz vortrefflich geschliffene Werkzeuge, welche andeuten, daß zur selben Zeit mit jenen roheren auch noch solche vorhanden waren, die eine größere Kunstentwickelung zeigen und darzuthun scheinen, daß man diese feineren nur schonte, weil sie sehr kostbar waren, indessen die anderen, minder wertvollen zu jeder Arbeit, zum Öffnen der Muscheln, zum Spalten der Knochen u. s. w. gebraucht wurden.

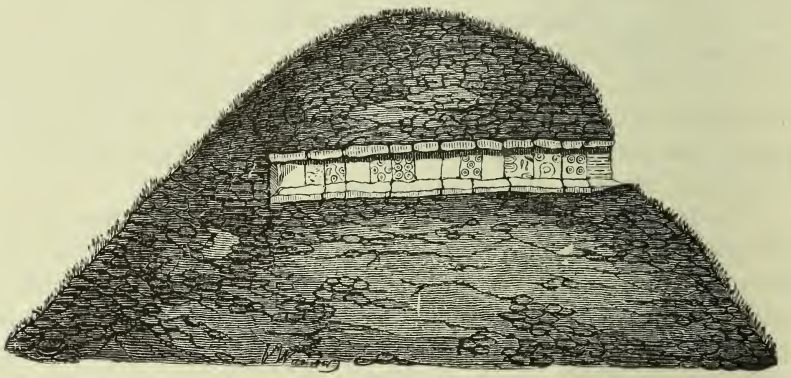
Wenn wir diese verschiedenen Waffen und Gerätschaften betrachten, so fällt uns unter allen eine gewisse Ähnlichkeit auf; es scheint sich daraus zu ergeben, daß bei verschiedenen Völkern gleiche Bedürfnisse auch gleiche Mittel hervorriefen. Man findet vielerlei Waffen und andere Geräte nicht allein unter den Pfahlbauten der Schweizer Seen, man findet sie auch mitten in Deutschland, mehr noch im nördlichen Teile desselben, man findet sie in Dänemark, in Frankreich, in England, und zwar überall in einer großen Übereinstimmung, wiewohl nicht so häufig, da man weniger die längst von der Erde verschwundenen Wohnungen, als vielmehr die Gräber und die Opferstätten der alten Völker entdeckt hat.

In der ganzen baltischen Ebene so gut wie in den Nordsee-Gegenden sieht man vereinzelte Hügel von 6 bis 30 Meter Höhe, welche durch ihre Stellung selbst sowohl als durch ihr Material bezeugen, daß sie künstlich gemacht sind. Beinahe in jedem derselben befindet sich die Grabstätte eines gewaltigen Helden. Auf einer schon künstlich erhöhten Fläche hat man aus plattenförmig gestalteten Steinen ein Gemach, eine Kammer errichtet, bestimmt, um die Leiche des hier zu Begrabenden aufzunehmen. Irgendwo, meistenteils in einer Ecke findet man in einem niederen steinernen Bette ein Gerippe. In einigen Fällen hat man daselbst mehrere, auch wohl Tiergerippe gefunden, woraus man geschlossen hat, daß den dort begrabenen Häuptlingen einige Diener, das Schlachtroß, der Jagdhund mitgegeben worden sind, wie man dieses auch in Ägypten gefunden hat.

Neben den Leichen der Häuptlinge fand man ihre Waffen, ihren Schmuck, überhaupt Gerätschaften, wie dieselben von ihnen im Leben gebraucht worden waren. Diese bestanden fast immer aus Feuerstein, den man mit einer mehr als gewöhnlichen Kunst zu bearbeiten gewußt hat, mit einer Kunst, welche uns gegenwärtig völlig fremd geworden ist.

Ich will damit nicht sagen, daß wir dergleichen mit unsern höchst vervollkommneten Maschinen nicht sollten fertig bekommen können, aber all dergleichen künstliche Mittel hatte man in der Zeit, welche als die Steinperiode bezeichnet zu werden pflegt, keineswegs, und wenn unsere geschicktesten Ar-

beiter aus einem Feuerstein, wie er in den Kreidefelsen von Rügen zu Tausenden gefunden wird, eine Lanzenspitze in Form einer achtseitigen Pyramide mit Hohlkehlen machen sollten, so würden sie sich doch wohl hüten, auch nur den Versuch zu machen, wiewohl das Vorhandensein solcher Instrumente nicht nur die Möglichkeit zeigt, sondern die Flintensteine unsrer jetzt wohl ziemlich verschollenen Jagd- und Kommißgewehre beweisen, daß die Kunst keineswegs untergegangen war, sondern sich sogar zu einem Fabrikzweig ausgebildet hatte. (Es ist eine schwer begreifliche und doch häufig geglaubte Fabel, daß die Feuersteinmasse in der Erde weich sei und sich in diesem Zustande mit Messern schneiden lasse; die Verarbeitung geschieht nach vorheriger Beurteilung der günstigsten Richtung durch einfaches Spalten der größeren Steine zu kleineren Stücken.)



Ein geöffneter Tumulus in den Marschgegenden Norddeutschlands.

In solchen Gräbern, wovon wir oben einen Durchschnitt gegeben haben, und welche in der Regel durch einen Gang mit der äußeren Fläche des Hügels verbunden sind, findet man entweder nur steinerne Gerätschaften, oder solche und gegossene und endlich nur gegossene, wodurch drei Perioden von einander unterschieden werden. Die Steinperiode ist die älteste, ihr folgt als nächste die Stein- und Bronzeperiode, die dritte bezeichnet man als Bronzeperiode allein, und es zeigt sich darin sehr deutlich der allmähliche Fortschritt. Die Eisenzeit ist eine neue, eine viel spätere Periode, welche schon eine so große Fülle von Kenntnissen, einen so bedeutenden Fortschritt in der Metallurgie voraussetzt, daß wir ein Volk, welches damit vertraut ist, durchaus nicht mehr zu den rohen zählen können. Die Bearbeitung des Eisens gehört einer Zeit an, welche unser würdiger Vater Homeros kaum kennt. Die Helden der Iliade kämpfen alle mit gegossenen Waffen, und dies liegt ziemlich nahe auf der Hand; die meisten bergigen

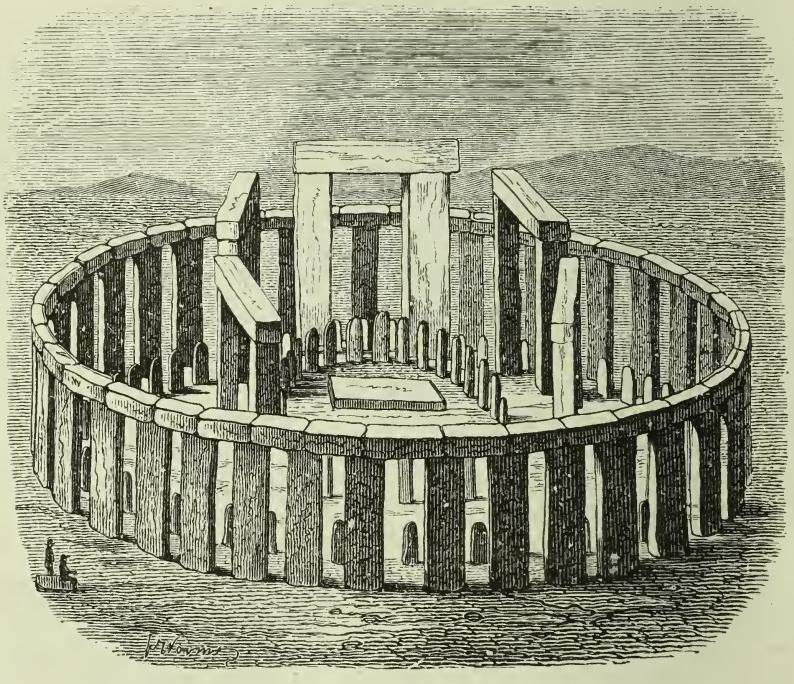
Länder haben Erze aufzuweisen, unter denen Kupfer und Zinn besonders häufig vorkommen. Das letztere bedarf weiter keiner anderen Arbeit als des Schmelzens, falls es nicht darauf ankommt, dasselbe chemisch rein darzustellen. Das Kupfer kommt nicht nur häufig gediegen vor, sondern es ist auch ziemlich leicht von seinen Erzen zu trennen, von denselben auszuscheiden (mit dem Eisen ist dieses durchaus nicht der Fall, es bedarf vieler verwickelter Operationen, um das Eisenerz, selbst das allerreinste zu schmiegbarem, zu dehnbarem Eisen zu machen).

Es liegt nun ziemlich nahe, Zinn und Kupfer im geschmolzenen Zustande mit einander zu verbinden; dadurch erhält man jene Bronze, welche viel härter ist und eine viel hellere Farbe hat als das reine Kupfer. Aus dieser Bronze wurden die Schwerter, die Streitäxte der alten Griechen, wurden auch ihre Helme und ihre Schilde und ihre verschiedenen Panzerstücke gegossen. Zu den Zeiten des Homer war Eisen noch etwas so Kostbares, daß es als Weihgeschenk in die vornehmsten Tempel kam, und daß Sieger in den olympischen Spielen mit einem Stücke Eisen belohnt wurden. Man glaubt, daß die Bildhauerkunst eine Tochter der Kunst, Eisen und Stahl zu bereiten, sei. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Die alten Mexikaner haben Steine verarbeitet, gemeißelt, auf das mannigfachste verziert, ohne Eisen zu besitzen; sie haben sich steinerner Meißel bedient, welche zwar nicht zähe, also leicht zerbrechlich, aber doch immer härter als Marmor oder anderes Kalkgestein sind und darum zur Bearbeitung desselben gebraucht werden können, wenn schon die Mühe des unaufhörlich wiederholten Schärfens keine geringe gewesen ist.

In noch viel größerer Anzahl als auf dem Festlande hat man auf den britischen Inseln ziemlich gut erhaltene Denkmale gefunden, wovon umstehende Zeichnung eine Ansicht, allerdings nicht in dem Zustande giebt, in welchem man dieselben gegenwärtig findet, sondern so wie sie mutmaßlich ursprünglich erbaut worden sind, wofür jedoch die vorhandenen Ruinen ein so deutliches Zeugnis ablegen, daß man zugestehen muß, der ganze Bau könne unmöglich anders ausgesehen haben, als derselbe hier dargestellt worden ist; denn der größte Teil der aufrecht stehenden Steine ist noch ganz genau in der kreisförmigen Lage und in der senkrechten Stellung erhalten, und wenn auch nicht alle quer übereinander liegen und eine kreisförmige Reihe von Thorwegen bilden, so sieht man derselben so viele in der angegebenen Lage, daß man nicht zweifelhaft sein kann, daß sich der Verschluß ringsum fortgesetzt hat.

Diese mächtigen Einhegungen dienten zu Versammlungen der Edlen, dienten zum Opfern und wahrscheinlich auch als Begräbnisstätten für die berühmtesten Krieger, möglicherweise auch für die Oberpriester. Raum war

genug dazu vorhanden; denn solch ein Monument hatte einen Umkreis von mehr als 100 Meter, ja es gab welche, die das Dreifache maßen, und hier in den Gräbern, welche sich in der Mitte des Kreises befanden, hat man ebenso die verschiedenartigsten Gegenstände täglichen Gebrauchs sowohl als der Bewaffnung gefunden, aber fast alle, soweit sie von Metall gefertigt waren, nur aus Bronze gegossen oder aus Kupfer geschmiedet, niemals aus Eisen. Selbst Cäsar, als er Deutschland betrat, Jahrhunderte nach



Stonehenge nach alten Zeichnungen restauriert.

der Errichtung jener Bauten, fand bei den Deutschen noch wenig Metall und gar kein Eisen. Erst Tacitus giebt davon Nachricht. Es ist wohl möglich, daß dieses von den Römern selbst zu den Germanen gebracht worden ist, grade wie auch heutigen Tages diejenigen Nationen, die vor allen anderen meist Kaufleute sind, wie z. B. die Engländer, durchaus nicht anstehen, Waffen nach denjenigen Ländern zu führen, mit denen ihre Landsleute im Kriege stehen; — was schadet das? sie beweisen nur, daß sie auf einem höheren Standpunkt stehen als andere, die darin ein Unrecht erblicken; der Handel ist ja doch immer die Hauptsache, und gleichviel ist, mit was man handelt und gegen wen man handelt.

Die Bearbeitung des Eisens betreffend, soweit dieselbe das alte Germanien berührt, ist wahrscheinlich von Skandinavien ausgegangen; dort liegt das vortrefflichste Eisen in ungeheurer Masse zu Tage, bei alledem ist es nicht unmöglich, daß auch hier die Erfindung selbständig gemacht worden ist. Die Sache würde durchaus nicht vereinzelt dastehen; auch die Chinesen haben noch kupferne Messer, obschon sie das Eisen ganz gut zu bearbeiten verstehen, ja obschon sie ein Eisen und einen Stahl liefern, welcher dem europäischen Stahle bei weitem vorgezogen und selbst dem indischen Stahle, dem Woods, gleichgestellt wird.

Gewisse Grade von Industrie sind nirgends zu verkennen. Selbst jene unglücklichen Menschen, welche man vor Jahrhunderten an den Küsten von Neuholland gefunden hat, und welche jetzt in ihren letzten Überresten nach der Mitte des großen Kontinents gedrängt worden sind, selbst jene zeigen Spuren von Industrie, wenn sie auch dürftig genug sind. Sie haben sich z. B. eine Waffe erfunden, welche von einer ganz merkwürdigen Beschaffenheit ist, Bumerang heißt das Instrument, man könnte es am besten einen hölzernen Säbel nennen, mit welchem nicht gehauen, sondern geworfen wird. Mathematiker sagen, die Krümmung dieses hölzernen Säbels bilde eine Parabel; gewiß wird der Neuholländer dieses weder zugeben, noch bestreiten, da er nicht den entferntesten Begriff von Mathematik hat, aber auch ohne diese giebt er dem Säbel die richtige Gestalt, nicht Abscissen und Ordinaten ziehend, sondern aus freier Hand das eisenharte Holz der Kasuarina mit einem Feuersteinsplitter verarbeitend und verzierend.

Die Waffe ist ungefähr handbreit, von beiden Seiten ziemlich scharf, in der Mitte etwa einen halben Zoll dick. Ein Ende dieses Säbels hat geringere Schärfe als das andere, und bei diesem Ende wird die Waffe mit der Hand gefaßt, um auf den Feind geworfen zu werden; dies geschieht in horizontaler Richtung und so, daß der breite, flache Stab fortwährend Kreise bildet, indes er parallel mit dem Erdboden fliegt und dabei eine solche Schnelligkeit erreicht, daß er furchtbar tiefe Wunden schlägt. Trifft er den Hals, so schneidet er denselben bis zur Mitte durch; trifft er einen Arm oder ein Bein, so geschieht dasselbe, aber der Knochen wird jederzeit zerschmettert. Trifft endlich der schwirrende Stab nicht, so erhebt er sich und kehrt im Bogen zu seinem Absender zurück.

Dies ist kein Vorgeben der Wilden, keine Annahme von übergläubigen Reisenden, es ist eine Thatsache, und jeder Physiker weiß die wunderbare Erscheinung aus den Naturgesetzen zu erklären; aber kein Naturforscher hat ein solches Instrument erfunden, und ohne die Ballistik, ohne die Regeln der Wurfgeschwindigkeit, der Wurflinien zu kennen, ja ohne nur die Existenz derselben zu ahnen, ist es doch diesen für stupide gehaltenen Völkern gelungen.

Auch hinsichtlich des Schmuckes, den sie für sich bereiten, zeigen sie eine ihren Verhältnissen nach außerordentliche Geschicklichkeit. Sie haben keinen stählernen oder eisernen Bohrer, aber sie wissen mit großer Geschicklichkeit das härteste Material, das die Natur bietet; sie wissen die Haifischzähne zu durchbohren und auf Schnüre zu reihen, um sich dieselben um den Hals zu hängen, sie wissen Bäume zu fällen, die Rinde von denselben zu lösen und daraus Kähne zu machen, mit denen sie sich weit genug in die See wagen, sie verstehen auch besser als die Europäer sich der Tiere von Bedeutung zu bemächtigen, der einzigen, welche Australien bietet, nämlich des Känguruh und des Kasuar.

Sonderbar ist freilich, daß sie dasjenige, was sonst einem Volke zunächst liegt, daß sie Speisen und Getränke und daß sie ihre Wohnungen vernachlässigen. Sie verschlingen alles, was ihnen dargeboten wird, in dem rohesten, unappetitlichsten Zustande, und von Wohnungen ist eigentlich gar keine Rede; sie lassen sich entweder von der Sonne bescheinen oder vom Regen peitschen, wie es dem Himmel gefällt, ohne das allergeringste dagegen zu thun. Kaum trennen sie die Rinde von einem Baume ab, um sie aufgerollt an einen anderen zu lehnen und sich hinter dieser einseitigen Bedachung vor dem Regen zu verbergen; sie stehen also gewiß sehr niedrig, und trotz dessen haben wir die Anfänge einer, wenn auch sehr geringfügigen Kunstbildung nicht zu verkennen.

In sehr viel höherem Grade wird uns natürlich dergleichen entgegentreten, wenn wir minder niedrig stehende Völkerschaften betrachten. Wir sehen überall, daß dem Notwendigen Rechnung getragen, daß dasselbe mit Verstand berücksichtigt wird. Nehmen wir z. B. die Kleidung an. Was soll der Bewohner der heißen Zone mit Kleidern, welchen Grund hätte er, nach einer Hülle zu suchen, die ihm nicht wohlthätig, sondern sogar beschwerlich ist? Aber sobald sich die geringste Spur von Bedürfnis zeigt, so ist sie auch da, wäre es nur die Kühle der Nacht, oder der heiße Sonnenbrand des Tages, welcher sie wünschenswert macht. Aus zubereiteten Pflanzenfasern, aus erweichten Knoten von Grashalmen flechten die geduldigen Frauen und Mädchen auf den Sandwichs- und den Gesellschafts-Inseln, auf den Sunda-Inseln wie auf Madagaskar, auf dem indischen Festlande sowie auf dem von Südamerika Matten von dem zierlichsten Muster, und sie wissen ihnen bunte Farben mannigfaltiger Art zu geben, und sie wissen dieselben mit so großem Geschmack anzuwenden, daß diese Matten ein Handelsartikel geworden und die Mode dieselben bis in die Zimmer der reichen und vornehmen Leute geführt. Dort, wo sie gefertigt werden, dienen sie als einzige Unterlage für den Schläfer, der keine Matratzen und keine Betten kennt, als Decke und am Tage als Mantel, um den brennenden Sonnenstrahlen

zu wehren. Ein Kleidungsstück kann man dies nicht nennen, es ist ein Luxusgegenstand. Der Ackerbauer sowohl als seine Gattin und seine Töchter bedienen sich solch eines Schutzes nicht, daher sind die Farben derselben auch sehr dunkel; die vornehmen Damen dagegen, die Töchter, die Frauen der Häuptlinge, welche Diener haben, Sklaven, welche also nicht nötig haben, im Felde und im Garten zu arbeiten, zeigen eben dieses Schutzes wegen eine so viel hellere Hautfarbe, daß man geneigt ist, sie für Abkömmlinge südlich europäischer Völker zu halten, bis man wahrnimmt, daß diese helle Färbung allen denjenigen zukommt, die auf gedachte Weise begünstigt und bevorzugt sind.

Die Frauen all der gedachten Naturvölker verstehen auch das Flechten von Hüten aus Grashalmen in solcher Vollendung, daß man sie in den Hauptstädten Europas teuer bezahlt, nicht mit 6 oder 9 Mark das Stück — dieses ist der allerniedrigste Preis — sondern mit 100 und 150 Mark.

Gewiß ist hier ein großes Vorurteil für die Sache wirksam, aber ebenso gewiß ist, daß die sogenannten Wilden in diesem Zweige der Industrie uns weit voran sind.

Auch unsere Bauernmädchen flechten Bänder von Stroh, um daraus Hüte zusammenzunähen, sie machen auch wohl dergleichen zum Verkauf, und hin und wieder bedienen sich Städterinnen solcher Hüte, um sich in ihrem Garten oder Gärtchen gegen die zu heftige Einwirkung der Sonnenstrahlen, gegen das Verderben des Teints zu schützen; — aber was für ein Machwerk ist solch ein Bauernstrohhut im Vergleich mit dem schlechtesten Panamahut, und welch eine traurige Rolle spielt ein sehr feiner florentinischer Strohhut an der Seite eines *feinen* Panamahutes!

Wo die Bekleidung überflüssig ist, da wird es doch der Schmuck wohl schwerlich sein, und um diesen Schmuck unvergänglich zu machen, prägt man ihn dem Körper ein. Wir nennen dieses Tättowieren, und es gilt bei den Völkern, die sich demselben unterwerfen, für eine große Kunst, und diejenigen, die es verstehen, gelten nicht nur für Künstler, sind nicht allein angesehene Leute, sondern sie werden auch hoch geehrt und reich bezahlt. Umstehende Zeichnung giebt uns eine Häuptlingsfrau von Nukahiva, auch, wie wir wahrnehmen, von sehr heller Farbe, wie es bei allen vornehmen Leuten einmal so üblich ist, durch Bedeckung des Körpers beim Ausgehen, vorzugsweise aber durch *weniges* Ausgehen hervorgebracht, eine Kunst, welche unsere vornehmen Damen gleichfalls zu üben pflegen. Mit sehr scharfen, meistens aus Fischzähnen gemachten Instrumenten werden feine Punktierungen in die Haut gemacht, und diese sehr schmerzhaften und tausendfältig werdenden Verletzungen reibt man mit einzelnen Farbstoffen ein, in solcher Art, daß sich dadurch recht geschmackvolle, aber auch völlig unvergängliche Zeichnungen

bilden. Die Operation wird nach und nach über den ganzen Körper fortgeführt, so daß von der Stirne bis zum Fußblatt ein jeder Teil des Körpers mit reichlichen Zeichnungen überdeckt ist. Allein es ist unmöglich, daß man diese Operation auf einmal an sich vollziehen lasse, es werden nämlich dadurch so viele Teile des mächtigsten, des größten Organs des menschlichen Körpers, der Haut, zerstört, daß da ihre Funktion aufhört. Es ist bekannt, daß das Verbrennen der Oberfläche des menschlichen Körpers, wenn dasselbe sich bis auf ein Fünftel der ganzen Ausdehnung der Haut erstreckt,

Ein Künstler der Sandwichs-Insulaner.

den Tod nach sich zieht. Ein Häuptling auf Neuseeland, den Schmerz verachtend, den die Operation mit sich bringt, verlangte, daß der Tättowierkünstler seine Operation vollständig beendige, den ganzen Körper auf einmal tättowiere. Der Mann hielt dieses mit einem seltenen Stoicismus aus, aber nachdem man während des ganzen Tages keinen Laut aus dem Munde des Gemarterten vernommen, stieß er gegen Ende der Operation einen tiefen Seufzer aus, es war der erste und letzte, er war tot.

Um sich einen Begriff zu machen von der Fülle der Zeichnungen, die ein tapferer Krieger in seinem reifen Alter auf seinem Körper trägt, geben wir auf S. 797 eine Kopie des Bildes, welches Langsdorf auf seiner Reise um die Welt von einem Bewohner von Nukahiva entworfen hat. Er

beschreibt auch die Arbeit sehr sorgfältig und erzählt uns, daß sie zu ihrer Vollendung 30, auch 40 Jahre fordere, sie wird bei dem Jüngling angefangen und bei dem Greise vollendet. Wie ein geschickter Maler zuerst eine Skizze entwirft, so der Mann der Tättowierungskunst. Er entwirft die Grundzüge der Zeichnung in großen, über den ganzen Körper laufenden Linien, und erst allmählich bringt er Verbesserungen und Verschönerungen an, füllt die großen Linien aus, zieht kleinere Zeichnungen hindurch, fängt aber seine Arbeit niemals früher an, als bis die des vorigen Males völlig vernarbt sind und sich eine neue gesunde Haut an der verletzten Stelle gebildet hat.

Ein vollständig tättowierter Krieger von den Marquesas-Inseln.

Die Zeichnungen häufen und vermehren sich von Halbjahr zu Halbjahr, und schließlich erreichen sie einen solchen Grad, daß der ganze Körper schwärzlich aussieht und man die Zeichnung kaum mehr erkennt. Dies ist der höchste Grad der Vollendung, und seine Beschaffung ist sehr kostbar; denn jedes wiederholte Tättowieren kostet ein Schwein, und wenn es auch nur alle Halbjahr wiederholt wird, so kann es doch vom 15. bis zum 55. achtzig Schweine kosten, und das ist, wenn schon auf 40 Jahre verteilt, doch immer etwas, was nur die reichsten Bewohner dieser glücklichen Inseln geben, daher nur die Häuptlinge sich eines solchen Schmuckes bedienen können. Wer weniger vermögend ist, wer nur mit Bananen mit Kokosnüssen oder mit Brotfrüchten bezahlen kann, muß sich an die Lehrlinge dieser Kunst wenden und wird dann natürlich schlechter bedient. Ganz arme Leute, welche

auch dieses nicht haben, sind genötigt, auf die ganze Operation zu verzichten und so zu gehen, wie Gott sie erschaffen hat.

Aber auch die Zeichnung, welche wir von einem ganz tättowierten Mann gegeben haben, ist noch keineswegs als eine vollendete anzusehen, erst muß, wie bereits oben bemerkt, unter der Überfülle von Linien die Zeichnung beinahe verschwunden, muß der Mann beinahe schwarz geworden sein, denn grade hierauf wird ein besonderer Wert gelegt. Je dunkler der Mann geworden ist, für desto schöner hält er sich, indessen die Frauen viel Wert darauf legen, daß ihre weiße Haut erhalten werde, ihre Zeichnungen daher immer nur leichte Umrisse bleiben, Verzierungen der Hände oder der Füße nicht selten von einer so großen Schönheit sind, daß man wohl Ursache hat, den Geschmack dieser Leute zu bewundern.

Andere Völker schmücken sich auf eine Weise, die weniger schmerzhaft, selbst die nordamerikanischen Wilden, welche im Ertragen von heftigen und dauernden Schmerzen das Unerhörteste leisten, kennen das Tättowieren nicht, sondern bemalen sich statt dessen mit verschiedenen Farben, welche sie zu gewinnen, ja sogar zu bereiten wissen, mit rotem oder braunem Ocker, mit gelber oder weißer Thonerde, mit Ruß oder mit stark gefärbten Säften einiger Beeren, und sie finden diesen Schmuck so schön, daß die Mutter nicht nur sich selbst vor dem Spiegel, den der Bach ihr bietet, bemalt, sondern auch ihrem Kinde die schönsten derben Kleckse und Striche quer durch das Gesicht oder über Hals und Nacken zieht, bis sie glaubt, dasselbe sei jetzt sehr viel schöner, als es vorher gewesen. Die Frauen bemalen sich nach Belieben, die Männer dagegen nach einem gewissen System, zur Schlacht ganz anders als zum Tanze, zum Spiele ganz anders als zur Jagd.

Manche Personen haben dies ungemein lächerlich gefunden und erklärt, es sei unbegreiflich, daß die sonst so ernsten und würdigen Männer dergleichen fratzenhafte Zeichnungen an sich vornehmen könnten, vermeinend sich dadurch zu schmücken; allein wir dürfen nicht vergessen, daß sie von ihren Begriffen ausgehen, wie wir von den unsrigen. Vielleicht sieht einem amerikanischen Häuptlinge der Herr Staatsrat oder Minister, wenn er mit einer weißen Halsbinde, einer weißseidenen Weste, kurzen Beinkleidern, weißseidenen Strümpfen und Schnallenschuhen zum Könige fährt, ebenso komisch aus, als dem gelehrten Herrn der schwarz, rot und weiß bemalte Amerikaner. Wir haben sehr unrecht, darüber zu lachen, Ringe an den Zehen und in der Nase tragen zu sehen — wir tragen Ringe an den Fingern und in den Ohren. Unsere Damen schmücken sich mit goldenen Bändern an den Gelenken der Hand, die indischen Damen schmücken sich mit eben solchen an den Gelenken der Füße — das ist lediglich Geschmackssache.

Haben wir ja doch Beispiele, daß Verstümmelungen, Verkrüppelungen zur Zierde werden. Unsere klugen Mütter thun alles Mögliche, um ihren Kindern, besonders ihren Töchtern, möglichst kleine Füßchen zu erhalten; zu diesem Behufe geben sie dem Schuhmacher Ordre, dem armen kleinen Wesen die Füßchen nach Möglichkeit zusammen zu pressen, damit es einmal durch Hühneraugen gequält und damit die schöne natürliche Form des Fußes entstellt und damit die Zehen unbrauchbar werden. Um wieviel dummer sind denn nun die Chinesen, welche die Sache nur noch ein wenig weiter treiben und die Füße ihrer Kinder nur nicht in zu kleine lederne, sondern in dergleichen hölzerne stecken? Im übrigen auch nur deshalb, weil sie überhaupt nur Holzschuhe tragen.

Wir begnügen uns nicht damit, den schön geformten Fuß zu verderben und zu entstellen, wir gehen noch viel weiter, wir schnüren uns (eine Zeit lang war dies sogar bei den Männern Mode) dergestalt, daß die Unterleibseingeweide gewaltsam herabgedrückt, die edleren Eingeweide in der Brust im Raume beschränkt, also in ihren Funktionen gehindert werden. Der Verfasser kennt junge Damen, denen die gütige Mutter Natur einen schönen Körper, reich an Fülle gegeben hat; — das ist ein Unglück für sie, denn sie schnallen sich nun solchergestalt zusammen, daß sie in diesem Zustande weder essen noch trinken können, daß sie den Atem verlieren bei der geringsten Bewegung und darum, wie gern sie es auch thäten, nicht tanzen.

Daß die Folge hiervon Herz-, Lungen- und Leberleiden sind, und daß sie sich unfähig, sowohl für das Glück der Ehe, als für den Zweck derselben machen, daß sie sich mit ungemeiner Konsequenz schwere, ja vielleicht höchst gefährliche Geburten vorbereiten oder die edleren Teile so zusammendrücken und verschieben, daß Geburten überhaupt unmöglich werden und sie ein langes Siechtum zu tragen sich selbst verurteilen, wird nicht geglaubt, oder wenn es geglaubt wird, fällt es doch keiner Dame ein, von der allerabscheulichsten aller Unsitten zu lassen.

Und nach diesen strafwürdigen Verrücktheiten, welche wir Europäer begehen und an unseren Frauen und Töchtern dulden, wagen wir noch die sogenannten Wilden auszulachen, weil sie sich Bänder stramm um die Knie legen, um schöne Waden zu erhalten, oder weil sie den Kopf des Säuglings zwischen zwei schräg zusammenlaufenden Brettern einzwängen, so daß die Stirne sich sehr flach nach hinten drängt. Dieser Schmuck und jeder andere, den Indier auf ihren Körper bringen oder für denselben mit Aufopferung von Kunst und Zeit verfertigen, ist immer nicht noch zum zehnten Teil so gefährlich, als unsere Versuche, den Körper schöner zu machen, als die Natur gethan hat.

Es würde thöricht sein zu glauben, daß die Industrie dieser Insulaner

sich auf das Tättowieren beschränke, wenn es ihnen auch als etwas sehr Wesentliches erscheint — (der Gedanke, welchen Langsdorf ausspricht, das Tättowieren sei immer mit Zerstörung vieler Poren verbunden, habe den Zweck, die Transpiration zu verringern und das Einölen zu ersetzen, enthält einen doppelten Irrtum, denn erstens verhindert das Einölen die Transpiration durchaus nicht und soll es auch nicht, es soll nur gegen die Insektenstiche schützen und die bei dem überaus häufigen Baden der Eingeborenen bald spröde werdende Haut geschmeidig erhalten, ferner wird es auch von den Tättowierten keineswegs unterlassen, sondern gerade so gut bei diesen geübt wie bei denen, welche nicht tättowiert sind — es ist ein Schmuck, es ist ein Beweis von großem Stoicismus, und endlich ist es ein Beweis von Reichtum, auf alles dieses legen die Eingebornen sehr viel Wert), — sie verstehen noch vieles andere, und sie verstehen es in ausgezeichneter Art. Es gehört dahin die Bereitung von Zeugen aus Bast, welchen sie nach Trennung der Rinde von dem Papiermaulbeerbaum dadurch bereiten, daß sie den zwischen Holz und Rinde liegenden Bast über einen flachen Klotz breiten, im nassen Zustande schlagen und dabei zugleich strecken, wodurch der Bast weich und zart und schmiegsam wird. Der darin enthaltene Pflanzenleim, der Pflanzeneiweißstoff, gestattet, so lange er naß ist, das Auseinanderrücken der Fäden und hält im Gegenteil fest zusammen, wenn er trocken ist. Diese Zeuge haben eine Widerstandsfähigkeit ähnlich unserem Kattun, nur dürfen sie nicht naß werden; dagegen haben sie vor dem Kattun, vor allen Baumwollenzeugen überhaupt den Vorteil voraus, daß sich Risse darin sehr leicht flicken lassen. Man macht die zerrissene Stelle naß, legt die Ränder des Loches aufeinander und klopft sie mit einem Schlägel, worauf der Schade wieder repariert ist, denn nach dem Trocknen ist jede Spur der ehemaligen Verletzung verschwunden.

Außer diesen und auch geflochtenen Zeugen verfertigen die Leute auch noch alle Gegenstände ihres häuslichen Bedarfes, Becher, Schüsseln, Flaschen aus den Kokosnußschalen, kleine Kästchen von dem saubersten Schnitzwerk, Töpfe oder Kochgeschirre, große Wassergefäße aus den Schalen der Kürbisse, musikalische Instrumente mancher Art; aber sie verstehen sich auch beinahe alle mit gleicher Geschicklichkeit auf den Bau von Kähnen so gut wie auf den Bau ihrer Wohnungen, und diese haben, soweit sie in der warmen Zone liegen, eine Zweckmäßigkeit, fast möchte man sagen, wunderbarer Art. Überall, wo die malayische Rasse heimisch ist, baut man auf Pfählen hoch über der Erde, so auf der Insel Guaham, zu den Philippinen gehörig, wie auf Borneo und Celebes; die Neigung, über der Erde zu schweben, waltet überall vor. So hier auf dem festen Lande um 1 oder 2 Meter, wie in den Seewohnungen um 61 Meter und darüber. Die Eingebornen

haben überall sich von dem Erdboden loszumachen gesucht, und sie haben dazu hinlänglichen Grund: da, wo sie festen Boden unter sich haben, sind ihnen allerlei kleine lästige Tiere beschwerlich, unter denen Skorpione und Skolopender nicht einmal die schlimmsten sind. Auf dem Wasser dagegen haben sie wieder mit anderen Feinden zu kämpfen, und es ist ihr einziges Bemühen, sich von denselben möglichst loszusagen. Es mag auch noch eine andere Absicht im Hintergrunde liegen; jedenfalls haben diese Völker nämlich nicht allein mit vier- und sechsbeinigen, sondern auch zweibeinigen Feinden

Häusliches Stillleben auf der Insel Guaham.

zu thun, und je höher sie ihre Häuser über der Erde anlegen, desto weniger gefährdet sind sie durch diese letzteren. Das ist vielleicht vorzugsweise der Grund, warum sie sich nicht nur überhaupt auf Pfählen von 6—8 Meter Höhe anbauen, sondern warum sie ihre Wohnungen auch noch gewöhnlich in einen See verlegen, und zwar solcherart, daß sie Stege von 100 Meter Länge bauen müssen, um vom Lande aus bis zu den Wohnungen zu gelangen, die nun wieder je nach dem Bedürfnis höchst verschieden eingerichtet sind, und zwar meistenteils für viele Familien gleichzeitig, so daß nicht selten Haus und Dorf gleichbedeutend ist. In einem Hause wohnen dann 20 bis 50 Familien, in der That kein unbedeutendes Zeugnis für die Gesittung, für den moralischen Wert derselben. Wenn bei uns drei Tagelöhnerfamilien in

einem Hause wohnen, wie dieses auf dem Lande nicht selten vorkommt, so ist unaufhörlicher Zank und Streit unvermeidlich. Unter den Wilden der Südsee, unter den Alfurs oder Arfakis, unter den Papuas sieht man 20 und viel mehr Familien auf demselben Boden vereinigt; irgendwo ist ein ihnen allen gemeinsamer Raum vorhanden, der zu geselligen Vergnügungen sowohl als zu Beratungen benutzt wird; demnächst hat jede Familie ihren durch einen Rohrverschlag von den anderen getrennten Raum, welcher rechts und links an den Raum der benachbarten Familie stößt, und doch hört man nie Zank und Streit. Ebenso stoßen alle diese Abteilungen an einen gemeinschaftlichen Raum, welcher ohne die geringste Störung von allen Tag für Tag ohne Ausnahme und beliebig benutzt wird, und nie kommt es vor, daß eine Frau mit der anderen zankt, daß Streit entstehe, den Männer etwa durch ihre Dazwischenkunft zu schlichten hätten — die Leute vertragen sich.

Solche Wohnungen müssen es wohl gewesen sein, welche in jener Urzeit, von der wir am Anfange unseres Buches gesprochen haben, in den Schweizer Seen gestanden haben, deren Plattformen man vor kurzem gefunden und deren Aussehen man wieder herzustellen gesucht hat in der Art, wie wir es auf Seite 76 dieses Teiles gesehen haben. Daß die Wohnungen auf dieser Zeichnung rund geworden sind, danken wir vielleicht nur der Phantasie des Zeichners, denn in der Regel findet man solche Form nicht. Wohl aber in allem übrigen eine Art Abbild oder Vorbild jener Seewohnungen, wie z. B. unsere Zeichnung eine solche angiebt, welche uns sowohl die Bauart überhaupt, als auch die Situation im Wasser und die Verbindung mit dem Lande zeigt. Es ist das Dorf Kuauï im Dory-Hafen auf der Insel Neu-Guinea; es ist von Alfurs oder Arfakis bewohnt, und so wenig sie eben für Muster der Erziehung gelten, so große Ruhe und Zufriedenheit herrscht doch in den von so vielen Menschen bewohnten Räumen.

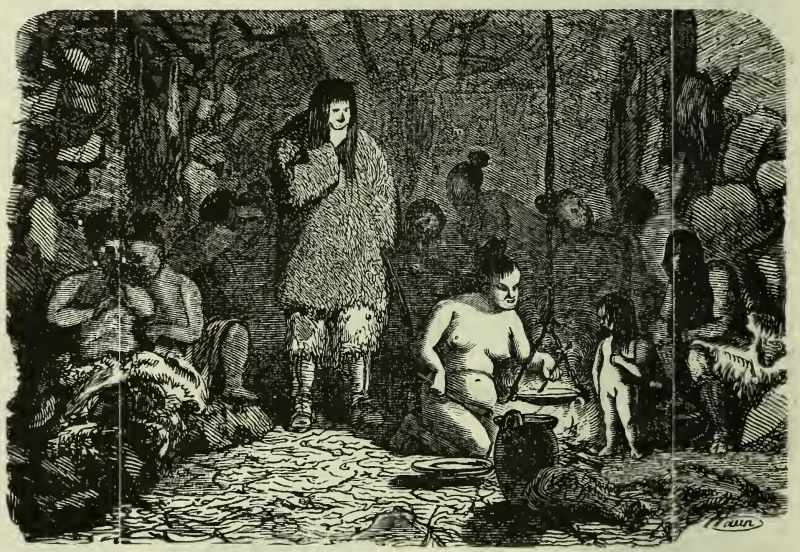
Wo nun aber die Natur es fordert, daß man ihr zu Hülfe komme gegen die Unbilden der Witterung, da hat sich die Industrie der Menschen sofort damit beschäftigt, Mittel aufzusuchen, diesen Anforderungen zu entsprechen. Wo es kalt ist, verfertigen sich die Leute wärmende Kleider, bauen sie sich schützende Wohnungen. Die Völker des ganzen Nordrandes von Asien und von Amerika, so verschieden sie unter einander sind und so verschiedenen Rassen sie angehören, alle haben auf ganz gleiche Weise verstanden, die Bälge der Tiere, welche sie erlegen, zu Pelzen, zu sehr wärmenden Kleidern zu verwenden, und da, wo die Menschen innerhalb der Polarregion wohnen, wo sie Monate lang keine Sonne erblicken und die Temperatur der Luft so niedrig ist, daß das Queckfilber hämmerbar wird, da sind sie sogar darauf gekommen, nicht nur Sommer- und Winterkleider zu verfertigen, sondern auch die Winterkleider mannigfach zu machen, zu

verdoppeln. Das feine und zarte Pelzwerk, das weiche Fell des Lemminge verwenden sie als Stoff zu den Unterkleidern, mit den Haaren nach innen gekehrt. Hierüber tragen sie eine dickere Kleidung mit den Haaren nach außen, das Fell des Fuchses, des Zobels, des jungen Bären, und auf solche Weise erhalten sie eine so reichlich wärmende Kleidung, daß wir sehr im Vorteil wären, wenn wir dieselbe uns aneigneten, wiewohl allerdings eine eigentliche Notwendigkeit dazu nicht drängt; denn wir haben nicht so grimmige Temperaturen.

Eine Arfaki-Niederlassung auf Neu-Guinea.

Ebenso wissen diese Leute sich Wohnungen zu verschaffen, die den in die extremsten Grenzen ausschreitenden klimatischen Verhältnissen entsprechen. Für den Winter wohnen sie unter der Erde; sie graben sich in einen Hügel ein, sie führen eine Art Tunnel von einer niedrigeren Stelle mit geringer Steigung aufwärts bis zu dem Punkte, welchen sie sich zur Wohnung ausersehen haben. Dieser Teil wird beliebig groß ausgehöhlt, je nachdem mehr oder minder Bewohner daran teilnehmen sollen. Drei bis vier Familien, also etwa 20 Menschen, ist das Gewöhnlichste. Das Dach wird in der Regel aus sogenanntem Treibholz, aus angeschwemmten Bäumen der heißen Zone gemacht, wird dann mit allem, was irgend decken kann, mit Schilf, mit Spähnen einigermaßen gedichtet, dann aber wird die aus der Höhlung

genommene Erde darauf geschüttet, und man hat nunmehr eine sehr dichte, warme Wohnung, welche selbst der heftigsten Winterkälte Trotz bietet und uns zeigt, mit wie wenigen Mitteln die Naturvölker Zweckmäßiges zu schaffen verstehen. Der lange Tunnel ist der Weg zu der Wohnung; er geht ansteigend nach dem Innern, er läßt also die äußere kalte Luft nicht eindringen, da sie schwerer ist als die im Innern befindliche warme Luft, ja sie ist so warm, und die Leute sind in dieser Wohnung so geschützt, daß sie sich gänzlich entkleiden, so lange sie sich darin aufhalten, wie das folgende Bildchen zeigt. Die Wohnung ist, wie ein Schwitzbad, voll des



Eskimos in ihrer Winterbehausung.

heißesten Dunstes, und der mit Pelzwerk bekleidete Mann ist es nicht, um in der Wohnung zu bleiben, sondern um sie zu verlassen.

Eben diese Leute haben einen Sommer, während dessen die Sonne nicht untergeht, in diesem würden sie solche Wohnungen nicht brauchen können, und sie sind auch in der That klug genug, um sich Wohnungen zu machen, welche dieser Jahreszeit entsprechen. Sie wohnen dann nicht unter der Erde, sondern über derselben; sie wohnen in Zelten, welche sie aus einigen Stangen und darüber gelegten Fellen zusammenbinden. Hier haben sie keineswegs einen unterirdischen Zugang, hier ist ihre Zeltdecke auch keineswegs ein hermetischer Verschluß, es befindet sich oben, wo die Stangen sich kreuzen, eine weite, kreisförmige Öffnung, die dem Qualm der großen Lampe, welche das alleinige Feuerungsmaterial ist, einen reichlichen Ausweg gestattet,

und so haben die Leute, welche wir für so sehr roh und für unzugänglich aller Kultur halten, sich in den wichtigsten Angelegenheiten ihres Lebens sehr wohl zu helfen gewußt.

Adelbert von Chamisso erzählt uns, daß er für den Bau einer großen, aus Schneequadern zusammengesetzten Hütte jedem der Gehülfen zwei starke Nähnadeln gegeben habe, und er sagt, daß sie dadurch ihre Arbeit sehr reichlich bezahlt gefunden hätten. Sie wissen also wohl das ihnen Nützliche zu schätzen, aber sie wissen sich auch zu helfen, wo sie dergleichen nicht bekommen können. Mit Nadeln aus den Röhrenknochen großer Seevögel verfertigen sie sich Kleider aus aufgeschnittenen Seehundsdärmen für den Sommer, welche so fein und so durchsichtig sind, daß sie den Körper beinahe nur wie ein Schleier umhüllen. Solch ein Kleid fordert jahrelange Arbeit und ist daher für den Besitzer eine unveräußerliche Kostbarkeit; aber alle die feinen Nähte daran sind nicht mit Stahlnadeln, sondern sind mit solchen aus Knochen verfertigt. Welch eine Geschicklichkeit setzt dieses voraus! denn unbedenklich kann man solche Leute industriell nennen, wenn sie es auch nicht in dem Sinne eines belgischen oder preußischen Fabrikanten sind.

Wenn in den südlichen Gegenden der Mensch sich zum Fortkommen des Hauptvehikels, der beiden Beine, bedient, so hat dagegen im Norden der eisigen Polarzone der Mensch mehr Neigung, sich anderer Hülfsmittel zu bedienen, besonders zur Winterszeit, wenn es über den Schnee geht. Nicht nur hat er sich Schneeschuhe angeschafft, vermöge deren er mit unglaublicher Leichtigkeit über die weiten Flächen mit Eis und Schnee bedeckt, hinwegeilt, obwohl sie nichts weiter leisten, als daß sie das Versinken seines Fußes in den Schnee hindern, sondern er hat auch Mittel gefunden, Tiere zu seinem Fortkommen zu benutzen; er spannt das Renntier, er spannt ein Dutzend Hunde vor den Schlitten und läßt sich von ihnen im wildesten Galopp und mit unglaublicher Schnelligkeit über weite Flächen hinwegziehen. Der Wagen scheint eine zu sehr zusammengesetzte Maschine zu sein, als daß sie von den Naturvölkern hätte erfunden werden können; aber der Schlitten ist überall im Gebrauch, wo man Schnee und Eis findet, ja auch noch in südlichen Gegenden sieht man ihn, wenn schon er dort sehr unzweckmäßig wird. Wo er mit Vorteil angewendet werden soll, muß der Boden möglichst wenig Reibung darbieten, was allerdings auf Schnee und Eis der Fall ist, aber keineswegs auf Sand und Fels; indessen Jahrtausende lang haben sich doch Römer und Griechen der sogenannten Schleife bedient, um Lasten von Ort zu Ort zu schaffen, und man kann auf den kanarischen Inseln noch heutigen Tages dieses Transportmittel in Gebrauch sehen, und da man dort keinen Schnee hat, also die Bewegung über alle Maßen

schwerfällig ist, so haut der neben dem Schlitten hergehende Treiber bald links bald rechts vom Wege Zweige der ungeheuer dicken Aloë oder doch Zweige von den dort wuchernden Opuntien ab und legt sie unter die Kufen der Schleife, wodurch er diese glatt und schlüpfrig macht und sie also mit weniger Anstrengung und Kraft über den Boden hinweggezogen werden könne.

Auf diesen kanarischen Inseln ist übrigens auch noch die primitivste aller möglichen Bauarten heimisch. Es möchte in den mitteleuropäischen Staaten, welche die wenigste Kultur haben, Ungarn, Polen, Rußland, wohl schwerlich ein Schweinestall zu finden sein, der in solcher Art abscheulich wäre, wie auf den kanarischen Inseln die Hütten der Acker- und Gartenbauer sind; sie bestehen nämlich aus mit Erde über einander geschichteten unbehauenen Steinen, grade wie die nächste Umgebung sie bietet; eine Öffnung wird gelassen, durch welche ein Mensch kriechen kann, und durch welche notdürftig eine geringe Quantität Luft in die Höhle fällt, welche nicht selten diesen Namen um so mehr verdient, als sie halb unterirdisch ist und man, um Erde zu der Verbindung der Steine zu gewinnen, zuvörderst ein Loch gräbt, welches ein paar Fuß tief ist und dadurch zugleich die Hälfte der Wandhöhe hergiebt, auf welche dann die Steine gehäuft und auch die Bedachungen angebracht werden, welche natürlich aus weiter nichts bestehen als aus Zweigen und Blättern, welche mit ein wenig Erde überdeckt sind.

In solchen elenden Löchern, mit kriechendem Gewürm das Lager teilend, bringen die stolzen Abkömmlinge der Guanchen die Nächte zu, die Tage natürlich unter dem Schatten der Bäume, oder falls es ganz unmöglich sein sollte, dies zu vermeiden, bei der Arbeit zubringend.

Als ein Beweis der unerhörtesten Roheit ist von älteren Reisenden der Umstand angeführt worden, daß manche Bewohner der Südsee kein Feuer anzuzünden verstehen. Es wäre dieses gewiß als ein solches zu betrachten, aber die Beobachtung scheint eine unrichtige. Die neuen vorurteilsfreien Reisenden sind auf viel Hunderten von kleinen Inseln gelandet, welche, ohne alle Kommunikation mit benachbarten, ganz auf sich selbst angewiesen waren, und welche doch die Kunst Feuer anzumachen verstanden, entweder dadurch, daß sie ein abgerundetes Stäbchen von trocknem Holze auf einem anderen Stücke Holz zwischen ihren Händen drehten, oder dadurch, daß sie dasselbe mit geringerer Mühe bewerkstelligten, indem ein solches drehbares Stäbchen vermittelst einer darum gelegten Schnur zwischen zwei trocknen Brettern bewegt wurde, oder durch Aneinanderschlagen von Steinen oder auf sonst welche Weise, aber immer durch Reibung, was ja auch bei uns Jahrtausende lang die einzige bekannte Methode war — das Feuerschlagen mit Stahl und Stein — bis in neuerer Zeit die Chemie in

ihre Rechte trat und zwei Körper mit einander in Berührung brachte, welche sich durch das gegenseitige Ergreifen erhitzen, oder welche mit einander verbunden durch einen Schlag sich trennen unter Feuererscheinung, mitunter begleitet von einer heftigen Explosion.

Die Benutzung des Feuers scheint recht eigentlich ein Eigentum des Menschen zu sein. Selbst das intelligenteste von allen Tieren, selbst der Affe, obwohl er sich des Feuers erfreut und sich daran wärmt, hat doch keinen Begriff von der Erweckung und Anfachung desselben, ja auch nur von der Erhaltung des vorgefundenen. Es kann sich eine ganze Herde von Affen um ein verlassenes Feuer setzen, es kann dieselbe zusehen, wie das Feuer langsam verglimmt, es kann auch Holz neben dem Feuer liegen, aber es fällt keinem einzigen der Affen ein, einen Scheit, einen Zweig des Holzes zu dem Feuer zu thun, um dasselbe einen Moment länger zu erhalten. Der Mensch aber läßt nicht nur Feuer entstehen, wo er es braucht, sondern er benutzt dasselbe auch, um seine Waffen daran zu härten, um seine Speisen daran zu kochen oder zu braten, und er ist dadurch um eines der wichtigsten Hülfsmittel der menschlichen Kultur reicher.

Bei den rohesten Völkern wie bei den civilisiertesten findet eine Neigung statt, sich zu vergnügen, es sind nur die Mittel dazu verschieden. — Kann man übrigens dies wirklich sagen? Sind die Mittel wirklich verschieden? Die Naturvölker haben Gesang, Tanz, Schmausereien und Gelage, bei denen sie sich berauschen. Was haben die civilisierten Völker mehr? Ich nehme gern Personen hoher Bildung aus, welche sich durch die Anschauung von Kunstwerken vergnügen; aber hiermit müssen wir vollständig abschließen, denn der große Haufe der europäischen, der civilisierten Völker hat als Vergnügungen in der That keine anderen als Musik und Tanz (wir gebrauchen nur nicht diese Worte, sondern wir sagen Konzert und Ball), als Schmausereien und Trinkgelage — nur nennt man auch diese nicht mit den gedachten einfachen Namen, man nennt sie Zweckessen, man trinkt zum Besten abgebrannter Städte, zum Besten unbeschuhter Kriegsheere.

Die Gerichte und die Berauschungsmittel weichen allerdings von einander ab, dies aber ist der ganze Unterschied. Es ist merkwürdig, daß alle Völker der Erde Mittel gefunden haben, sich in den Zustand des Rausches zu versetzen. Unser Berauschungsmittel, der Wein, ist gewiß das allereinfachste, ist gewiß dasjenige, welches gar nicht erfunden zu werden braucht, sondern sich ganz von selbst ergiebt. Es ist nichts natürlicher, als daß man eine so überaus saftreiche Frucht, wie die Weintraube ist, durch Ausdrücken zu einem Getränke macht. Jedes Kind thut dieses. Wenn es einige Beeren gegessen hat, so drückt es die anderen zwischen den Fingern aus, fängt den Saft in einem kleinen Gefäße auf und schlürft ihn nun be-

haglich, es ist daher kein Wunder, daß erwachsene Leute dieses mit größeren Mengen thun; allein das ist noch nicht Wein, das ist Most, ein süßer Fruchtsaft und nichts weiter; aber was gehört denn dazu, damit aus diesem Fruchtsaft Wein werde? Nichts weiter, als daß man dessen zu viel gehabt, um ihn heute auszutrinken, morgen wird dieser Fruchtsaft Wein geworden sein, es ist Gärung eingetreten, es hat sich Weingeist gebildet, und derjenige, der nunmehr den nicht mehr süßen, sondern säuerlichen Saft trinkt, wird berauscht werden.

Auf diese Weise machen wir ja noch heute in den civilisierten Ländern den Wein, nur verwenden wir in der Regel mehr als einen Tag dazu; aber die Völker des hohen Nordens sowie die des heißen Südens sind nicht so gut daran wie wir in dem glücklichen mittleren Europa; weder an dem einen noch an dem anderen Orte haben sie so zuckerreiche Früchte, daß sie daraus ein gegorenes Getränk bereiten könnten, und doch sind sie gescheit genug gewesen, sich Berauschungsmittel zu verschaffen. Sie haben im hohen Norden den Fliegenpilz aufgetrieben, sie bringen in den tatarischen Steppen die Milch ihrer Pferde in Gärung, sie nehmen in dem, was wir den Orient zu nennen pflegen, den Saft der unreifen Mohnpflanze, sie nehmen das Opium, um sich zu berauschen, den Hanfextrakt brauchen sie und den Tabak in den mannigfaltigsten Formen zur Berauschung, von China und der Tatarei bis nach der Südspitze von Asien, braucht man vom Nordkap bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, braucht man von Kanada bis Patagonien.

Jedenfalls gehört viel mehr Nachdenken, viel mehr Versuchen dazu, um die schädlichen, um die berauschenden Eigenschaften dieser Pflanzen zu entdecken, als um aus dem Traubensafte Wein zu machen, und es ist allen den ganz rohen, nach unserer gewöhnlichen Ansicht jeder Industrie entbehrenden Völkerschaften gelungen, diese verschiedenen Pflanzen in solcher Weise zu dem gedachten Zweck zu verwenden, sich in den verschiedensten Zonen Mittel zu verschaffen, ein eigentümliches Wohlgefühl hervorzubringen, sei es nun durch die gedachten Pflanzen oder durch den Betelpfeffer, durch die Kawawurzel, durch die Kokablätter, oder wie die alten Deutschen thaten, den Honig in Gärung zu versetzen und den Trank der nordischen Götter, den Meth, zu machen oder aus Gerste Bier zu bereiten, wie dies schon die Gallier konnten, oder endlich aus Pflanzensäften durch Destillation den Weingeist zu gewinnen, was wiederum nicht eine Erfindung der civilisierten Europäer, sondern wahrscheinlich der Chinesen ist, denn der Raki derselben, aus gegorenem Reis bereitet, gehört zu ihrem ältesten Industriezweig, und seiner wird gedacht und er wird beschrieben in ihren Encyklopädien, welche schon Jahrtausende vor unserer Zeit gedruckt worden sind.

Man dürfte allenfalls dem Menschen, dem Kinde der Sorge, die Neigung, sich zu berauschen, verzeihen. Kein Geschöpf auf Erden hat mit der Sorge zu kämpfen außer dem Menschen, und es ist demselben ein Mittel, sich der Sorge zu entschlagen, wohl zu gönnen; aber er geht damit zu weit, er berauscht sich bis zum Wahnsinn, und er wird den anderen, welche nicht Freunde solcher Abscheulichkeiten sind, zum Ekel. Wo nun noch ein lieblicher Geschmack verführerisch mitwirkt, da erklärt sich aus diesem Umstande das Zuwielnehmen, man hat das rechte Maß verfehlt; aber wo, wie beim Rauchen des Tabaks, eine Fülle von Abscheulichkeit durchgemacht werden muß, um nach langer Zeit und nach hundertmaliger Überwindung derselben erst dahin zu gelangen, wirklich Geschmack daran zu finden, da ist der Gebrauch ganz unbegreiflich, und dennoch hat er sich eingebürgert, so weit es ein bewohnbares Fleckchen Land giebt. Man unterliegt allen jenen Unannehmlichkeiten, welche uns von der Benutzung des Tabaks her bekannt sind, Schwindel, Leibschmerzen, Ekel, Erbrechen und anderen Ausleerungen; darauf folgende Bewußtlosigkeit haben die Wilden um so mehr jedesmal, als sie nicht wie unsere liebe Schuljugend, als sie nicht wie unsere Laufburschen, die Lehrlinge unserer Handwerker, sich täglich schlechte Cigarren kaufen, weggeworfene Cigarrenstummel aufheben und sich daran ergötzen und ihre widerspenstige Natur abstumpfen können, sondern wegen des ungeheuren Preises, den bei ihnen der Tabak hat, nur sehr selten in den glücklichen Fall kommen, sich diese schauerlichen Abscheulichkeiten gewähren zu können. Dennoch, und obwohl sie also bei jedem neuen Versuch dieselben Übel durchzumachen haben, ist der Wunsch, sich das Gefühl der Bewußtlosigkeit zu verschaffen, so mächtig, daß die üblen Empfindungen immerfort überwunden werden und sie sich dem hier dargestellten schauerlichen Rausche hingeben.

Fast noch auffallender ist dasjenige, was wir an den Samojeden, Jakuten, überhaupt an den Bewohnern des asiatischen Nordens wahrnehmen; sie berauschen sich, wie schon angeführt, durch Genuß des Fliegenschwammes, welcher ein ihnen zugeführter Handelsartikel und durchaus nicht wohlfeil ist, daher auch nur zugänglich für Herdenbesitzer, welche für das Vergnügen einer Betäubung auf diese Weise — ein Rentier oder zehn weiße Fuchsbälge oder ein Seeotterfell zahlen können.

Wie es bei uns Weinstuben giebt, in denen man sich für mäßiges Geld einen schweren oder einen leichten Rausch kaufen kann, so giebt es dort Schenken, in denen der Fliegenpilz in erforderlicher Quantität ausgegeben wird.

Wer keine Rentiere dran wenden kann, sucht in einer ganz wunderbaren Eigenschaft des Fliegenschwammes sein Heil. Dieser Fliegenschwamm

teilt nämlich die berauschenden Eigenschaften den flüssigen Exkrementen der Genießenden mit. Da man dort den Forderungen der Natur sehr ungeniert Rechnung trägt, so hat man nicht Gemächer, in denen man sich seines Überflusses entledigen kann, sondern man begiebt sich vor das Zelt oder vor die Thüre des Gebäudes, wenn ein solches die Schenke bildet, und hier warten arme Freunde und Verwandte mit Gefäßen, um die kostbare Flüssigkeit aufzufangen, die sofort noch warm begierig getrunken wird, damit nicht das Geringste von der kostbaren ätherischen Substanz entweiche.

Hier sieht man die Begier, sich einen Rausch zu verschaffen, alles übersteigen, was in dieser Art möglich zu sein scheint, es sei denn, daß sich gelegentlich ergiebt, auch die festen Exkremente hätten eine gleiche Wirkung und die würdigen Bewohner Nordasiens fühlten sich dadurch bewogen, gleich den wohlgezogenen Schweinen auf dem Lande dasjenige zu verzehren, was ihnen auf so günstige Weise entgegengebracht wird. Gewiß kommt es nur darauf an, daß ein Kamtschadale oder Tschuktsche die Bemerkung macht, einer seiner Hunde sei nach dem Genusse seiner Ausleerungen trunken geworden, um ihn, event. andere darauf zu leiten, von dieser glücklichen Entdeckung Gebrauch zu machen.

Ja, der Mensch thut es manchem Tiere zuvor.

Das Familien- und Staatsleben der Naturvölker.

Die frühesten Bande, welche die Menschen aneinander knüpfen, sind die verwandtschaftlichen; ihre Stärke hängt von dem höheren Grade der Kultur ab. Das Tier erkennt von allen Verwandtschaftsgraden nur die zwischen Eltern und Kindern an; keinem jungen Löwen, keinem Hund oder Wolf fällt ein, seinen Bruder mehr zu lieben als irgend ein anderes Tier seiner Rasse und seines Alters, und auch die Liebe der Mutter zum Kinde oder des Kindes zur Mutter dauert nur so lange, als das Bedürfnis der Ernährung gegenseitig vorhanden ist. Die Kuh liebt ihr Kalb sehr zärtlich, die Büffelkuh beschützt dasselbe wohl gar siegreich gegen den afrikanischen Löwen, aber sobald ihre Milch versiegt, stößt sie dieses ihr Kind, für welches sie sich mit dem Löwen auf einen höchst zweifelhaften Kampf einließ, unbarmherzig von sich, schlägt mit Hinter- und Vorderbeinen danach, und die Hündin, wenn sie in denselben Fall kommt, beißt ihre halberwachsenen Jungen so ernsthaft, daß sie heulend und schreiend das Weite suchen.

Der Mensch, auch wenn er auf der niedrigsten Stufe steht, hat doch etwas längere Zuneigung zu seinem Kinde, pflegt dasselbe länger, als das

allerunmittelbarste Bedürfnis es erheischt. Allerdings giebt die Mutter sich viel Mühe, ihr kleines Kind bald zu einer gewissen Selbständigkeit zu führen; sie trägt nicht, wie wir überverfeinerten Europäer es thun, das Kind drei Jahre lang auf den Armen, auf dem Nacken oder bürdet es dem Kindermädchen auf, wovon zum großen Teile die vielen Verkrüppelungen herrühren, deren man sich in Europa zu erfreuen hat, sondern sie lehrt dasselbe schon im ersten Jahre umherkriechen, macht es vertraut mit Ziegen und Schafen und lehrt dasselbe dort Nahrung suchen, welche die Mutterbrust vielleicht schon versagt, oder sie zeigt demselben in der Erde befindliche wohlschmeckende Wurzeln, lehrt es von dem Baum gefallene Früchte oder Beeren zu seiner Nahrung zu verwenden; und ein Negerkind in Afrika oder ein junger Eingeborner in Nord- und Südamerika wird nach zurückgelegtem zweiten Jahr schwerlich mehr in den Fall kommen zu verhungern, es sei denn, daß er wirklich keine nahrhaften Substanzen fände.

Unter den Tieren hört jetzt die Sorge um einander gänzlich auf; aber auch bei den rohesten Menschen geht sie doch beträchtlich weiter, die Töchter betreffend, in der Regel bis zu ihrer Verheiratung, die Söhne betreffend, immer so lange, bis sie in den Kreis der Männer aufgenommen, bis sie Krieger geworden sind.

Wir Zahmen haben vor den Wilden manches voraus und stehen in vielem ihnen weit nach. Mit dem Zeitpunkt der Reife hört die Verpflichtung der Eltern und Kinder gegen einander bis zur letzten Spur auf, bis dahin dauert sie in unbeschreiblichster Sorgfalt fort. Wir Europäer bekümmern uns manchmal nur sehr wenig um die armen Würmchen, welche noch nicht selbständig sind, ja es geht wohl noch viel schlimmer her. Und in unseren überverfeinerten Zeiten hat man nicht vermocht, die Natur so auszutreiben, daß jeder Fehltritt unmöglich geworden wäre, und so geschieht es denn leider, daß zur Schande der Civilisation das Weib ihr heiligstes Gefühl, die Liebe zu ihrem eigenen Kinde, verleugnet und demselben statt der nährenden Brust den schleunigen Tod giebt. Es handelt sich hierbei immer nur um die Ehre. Daß die Erhaltung derselben auf diesem Wege mit dem Verluste alles menschlichen Gefühles erkauft ist, wird in der Regel nicht beachtet. Es ist schlimm, wenn zwei Pflichten so in Streit kommen, daß ein Verbrechen erster Art gestiftet wird, und so lange man noch kein Mittel gefunden hat, die Natur zum Schweigen zu bringen, sollte man es lieber vermeiden, Mutterliebe und Mutterehre so schroff einander gegenüber zu stellen, als es in dem civilisierten Europa überall geschieht. Wenigstens kämen wir, was diesen Punkt betrifft, den Wilden gegenüber in Nachteil, denen solche Fälle gänzlich undenkbar sind.

Dagegen sieht man bei diesen wieder die Not ihre schrecklichen Ver-

heerungen anstiften. Für eine zahlreiche Familie lediglich durch die Jagd die erforderlichen Nahrungsmittel zu beschaffen, ist beinahe unmöglich, es macht sich mithin die Notwendigkeit fühlbar, eine Familie nicht bis zu solchem Grade anwachsen zu lassen; so werden denn unter den Bewohnern von Süd- und Nordamerika sehr häufig die armen Kinder getötet, um nicht in Not zu kommen, ja die Mutter tötet sie wohl durch gewaltsame Mittel noch vor der Geburt, wo dann der Schmerz um den Verlust des geliebten Kindes nicht so groß ist, als wenn es schon längere Zeit mit der Mutter eins gewesen wäre, oder als wenn es vielleicht schon Jahre lang an der Brust genährt, auf den Armen getragen worden wäre.

Die Inseln des stillen Meeres, soweit sie einen sehr beschränkten Raum haben, alle Koralleninseln, haben ein sämtlichen gemeinsames Gesetz, daß nämlich keine Familie mehr als drei Kinder haben darf. Dieses, wie schauerlich es klingen mag, ist von der Natur ihres Wohnortes geboten, die Koralleninseln sind sämtlich nur sehr klein. Auf dem Raume der Stadt Berlin können wohl 1 000 000 Menschen leben durch Gewerbe, durch Handel und Industrie, durch ihre Gelehrsamkeit, durch die Dienste, welche sie dem Staate leisten als Beamte, sollten sie aber innerhalb der Ringmauern von dem leben, was sie daselbst zu erzeugen vermögen, von dem Ertrag ihrer Felder und Gärten, so würden nicht zehntausend Menschen daselbst ihre Nahrung finden.

Eine Koralleninsel von der Größe der Stadt Berlin gehört nicht mehr zu den kleinen, da der Boden derselben aber nur Korallenkalk ist, schwach gedüngt von dem Auswurf der See an Pflanzen- und an tierischen Resten, so kann derselbe nicht einmal als Ackerland benutzt werden; dort, wo das Seewasser ihn überspült, trägt er freiwillig Mangle-Bäume, Kokospalmen und Pandanus, und das ist so ziemlich alles, was das Pflanzenreich bietet, gewöhnlich so dürftig, daß die Zahl der Gesamtspecies auf einer Koralleninsel 30 nicht erreicht. Auf solcher Insel können nicht hundert Menschen leben, und diese können es nur dadurch, daß sie den größten Teil ihrer Nahrung aus der See beziehen. Hier würden, wenn sich bei dem glücklichsten Klima die Familien vermehren dürften, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, hundert Jahre hinreichen, um die Zahl der Einwohner so zu vermehren, daß sie sich unter einander aufessen müßten, um überhaupt noch ihr Leben zu fristen. Da wurde, wie es scheint, das entsetzliche, das grausame Gesetz zum Naturgesetz, und dort unter diesen sanften, liebenswürdigen, im übrigen so glücklichen Menschen begräbt die trauernde Mutter ihr Kind mit heißen Thränen, aber sie thut es, weil das schreckliche Gesetz und die noch schrecklichere Notwendigkeit es also verlangt. Es ist dies keineswegs jene rohe Gleichgültigkeit gegen das Leben, es ist nicht der

gefühllose Wilde, welcher so handelt, es ist wirklich die Notwendigkeit, welche es fordert.

Auf der Insel Pitcairn ließen sich einige 30 Menschen nieder, flüchtige Matrosen von dem Schiffe Bounty, ferner Eingeborne von Tahiti, darunter 9 Frauen. Die Roheit der englischen Matrosen und der Stolz der Eingebornen vertrugen sich nicht mit einander; in einem wilden Kampfe erschlugen sie sich gegenseitig bis auf einen einzigen Europäer Namens Adams und die 9 tahitischen Frauen. Er, der einzige Mann unter ihnen, vielleicht

Der Patriarch John Adams auf der Insel Pitcairn.

zugleich der einzige, welcher wert war, der Gatte indischer Frauen zu werden, lebte mit ihnen eine Reihe von Jahren in den allerglücklichsten Verhältnissen; sie liebten ihn zuerst als den Gatten, den Vater ihrer Kinder, dann als ihren Wohlthäter und Ernährer, als ihren Patriarchen, und er thronte wie ein Abraham unter ihnen. Aber noch bei seinen Lebzeiten wuchs die kleine Kolonie so mächtig heran, daß sich die besorgliche Frage erhob, wie lange das kleine Fleckchen Erde wohl ausreichen möchte für die steigende Bewohnerzahl, und schon in der zweiten Generation wanderte ein Teil derselben von der glücklichen Insel aus, um sich eine neue Heimat zu suchen, was aber so wenig gelang, daß sämtliche Auswanderer zurückkehrten. Der

Hauptgrund mochte wohl sein, daß sie gar keine Autorität unter sich hatten; die Stimme des würdigen Greises Adams achtete ein jeder, die übrigen aber wollten keiner dem anderen nachstehen, und so gab es bald Zank und Streit, der sich indessen legte, als wieder alle auf der Insel vereinigt waren.

Zum zweiten Male aber waren die Einwohner von Pitcairn genötigt, an die Auswanderung mit mehr Ernst zu denken, denn die Zahl war auf einige Hundert gestiegen, und es ließ sich bei den einfachen Mitteln, welche Adams zu Gebote standen (er war kein großer Gelehrter), berechnen, in wie langer Zeit das kleine schöne Felseneiland des Raumes und der Nahrung gänzlich entbehren würde. Man wandte sich durch Vermittelung vorüberseglender Schiffe an die englische Admiralität, und diese sandte in der That ein kleines Transportschiff nach der kleinen Kolonie, um Raum zu machen. Eine große Anzahl der wackeren Leute, nahe an 200 junge kräftige Männer und Frauen, wurden auf eine englische Besitzung gebracht und dort angesiedelt, allerdings sehr zu ihrem Kummer, denn sie fanden nicht das idyllische Glück, von welchem sie geschieden, wohl aber war es zu ihrem Nutzen, denn hier hatten sie weites Land vor sich und konnten sich ausdehnen. Es wurden ihnen Räume zugemessen, und sie kamen auch hinsichtlich der Lebensweise und der Gesetze unter engländische Botmäßigkeit, welche letztere allerdings wie eine Zwangsjacke in einem Korrektionshause ihnen vorgekommen wäre, welche ihnen jedoch insofern ganz bequem wurden, als Adams, ihr erster Gesetzgeber, selbst ein Engländer, keine anderen, keine milderen oder vernünftigeren Gesetze kannte als die englischen, seine Abkömmlinge mithin hieran gewöhnt waren.

Diese letzteren Bemerkungen gehören eigentlich nicht hierher, denn sie berühren das Thema, von dem wir ausgingen, durchaus nicht, aber die Thatsache der großen Zunahme der Bevölkerung liegt vor, und wenn hier auch der erste Impuls, durch die Vielweiberei bedingt, ein lebhafterer war als gewöhnlich, so wurde in der Folge doch dieses ganz beseitigt, da Adams keine Vielweiberei, außer für sich selbst, duldete, die Bevölkerung mithin von da ab, wo die zweite Generation auftrat, völlig regelrecht weiter schritt. Das Christentum verhinderte ein Gesetz, welches die Vermehrung der Bevölkerung beschränkte; die Folge davon war eine so bedeutende Erhöhung der Bewohnerzahl, daß sich für alle die Notwendigkeit auszuwandern so klar herausstellte, daß sich nichts dagegen einwenden ließ und sich nur Zwiespalt erhob über die Frage, wer denn nun ausscheiden sollte, weil sich alle auf dem Boden dieses kleinen Paradieses so wohl fühlten, daß keiner Lust hatte, aus freiem Willen sich zu entfernen.

Unter den wilden Völkern hat eine Auswanderung gar keinen Sinn,

da muß auf eine andere Weise Rat geschafft werden, und dies geschieht eben in der traurigen, in der entsetzlichen Weise, von welcher wir weiter oben gesprochen. Gebiert eine Mutter Zwillinge, so wird selbstverständlich sogleich eines davon begraben; stirbt die Mutter, so wird der Säugling zu ihr in das Grab gelegt. Auf vielen Inseln des stillen Meeres, aber auch auf dem festen Lande von Südamerika sind die Weiber so sehr Sklaven, sind sie so sehr ein Gegenstand der Verachtung, gelten sie für so unrein, daß ihre Gegenwart selbst auf den Mann verunreinigend wirkt, sie daher niemals an seiner Seite Platz nehmen, niemals mit ihm aus einer Schüssel essen (ein solcher Versuch würde sofort den Tod der Frau nach sich ziehen), wohl aber jede Beschwerde, jede Arbeit tragen und den Herrn der Schöpfung in Stillschweigen und in Unterwürfigkeit bedienen müssen.

Unter diesen Unglücklichen finden unzählige Kindermorde aus reiner mütterlicher Liebe statt; die neugebornen Mädchen werden erstickt, damit sie nicht das Elend zu kosten bekommen, unter welchem die Mutter erliegt. So findet man es bei den Neu-Seeländern und bei vielen Reitervölkern in den Pampas von Südamerika, in Paraguay, in manchen Teilen von Brasilien, ja bei einigen derselben, welche ein gar zu unstetes Leben führen, wird mit gar zu großer Grausamkeit ein Gesetz gehandhabt, nach welchem alle Kinder ermordet werden, so lange die Mutter noch jung ist und Aussicht auf *mehrere* Nachkommen hat. Wenn der Zeitraum eintritt, in welchem man glaubt, sie würde nicht mehr als nur *ein* Kind bekommen, dann erst läßt man dieses leben, ein Verfahren, welches am sichersten dazu führt, daß die Bevölkerung sich mit jeder Generation um die Hälfte verringert.

In anderen Ländern sind es wieder andere Gründe, welche einen ähnlichen Gebrauch herbeiführen, der Kindermord ist dort wiederum gegen die Mädchen gerichtet; in den Hochlanden von Indien hat man die Vielmännerei eingeführt. Ist diese nun Folge des abscheulichen Gebrauchs des Mädchenmordes, oder ist sie Ursache desselben, man weiß es nicht, aber der abscheuliche Gebrauch steht fest.

Dort lebt ein über alle Begriffe hinaus hochmütiger Adel, welcher die Vermischung mit niederen Ständen als die größte Verunreinigung, als eine religiöse Abscheulichkeit betrachtet. In der Vorsorge, keine Tochter eines Adeligen in den traurigen Zustand zu versetzen, sich mit einem Niedriggebornen verbinden zu müssen, werden die meisten Kinder weiblichen Geschlechts von der Gehülfin bei der Geburt erstickt. So sind denn allerdings nicht zu viele Mädchen vorhanden, und nunmehr fällt auch die Sorge wegen der Mißheiraten weg, aber es tritt der entgegengesetzte Übelstand ein, es fehlt den Männern an Frauen, und die hieraus sich unmittelbar ergebende Folge ist die Polyandrie, die Vielmännerei. Ein Mädchen heiratet

die sämtlichen Brüder einer Familie, und die Männer teilen sich förmlich einer bestimmten Regel nach ab und wechseln nach dieser Regel mit einander. Physiologen erklären, daß der Mensch die Natur umwandle, wo seit Jahrhunderten Vielweiberei herrscht, werden mehr Mädchen geboren als Knaben, und wo Vielmännerei herrscht, finde das Umgekehrte statt. Wir sehen zur Ehre der Natur, daß dieses keineswegs wahr ist, sondern daß der Mensch in seiner Albernheit solche Verbrechen begeht, die dann solche Erfolge haben.

Gescheiter sind die Leute auf den Freundschafts-Inseln; dort, wie überhaupt auf den größeren oder beinahe allen Inseln des stillen Meeres, giebt es einen Adel, welcher sich für viel höher hält als das Volk, zu dem er gehört. Dort ist auch eine Verheiratung zwischen einem adeligen Mädchen und einem Manne irgend welches unteren Standes unerlaubt; aber man ermordet deshalb die Mädchen nicht und wendet auch keinen Zwang an, um natürliche Gefühle, um Naturbedürfnisse zu unterdrücken, man steckt sie nicht in ein Kloster, man verurteilt sie überhaupt nicht zu irgend etwas ihrer Natur Widerstrebendem. Jede Adelige, ja die Tochter des Königs, welche selbstverständlich unverheiratet bleiben muß, da sie weder ihren Vater noch ihren Bruder heiraten kann, hat doch die Erlaubnis, sich unter den schönsten Söhnen des Landes einen Liebhaber zu wählen, dem sie die Rechte eines Gatten so lange einräumt, als es ihr gefällt, und den sie gegen einen anderen vertauscht, sobald er ihren Wünschen und Ansichten nicht mehr entspricht. Die aus diesen Verbindungen hervorgehenden Kinder gehören der Mutter an und sind mit dieser von gleichem Range. Jedenfalls ist das viel besser, als wenn man der Natur trotzen will, die sich nun einmal nichts abdingen läßt, sondern, wenn man sie auch zehnmal aus ihrem Besitz verstößt, sich immer wieder einstellt und an die Verpflichtungen erinnert, welche man gegen sie hat.

Ein anderes ist es mit jenem furchtbaren Gebrauch der Adelsklasse auf Tahiti, welche in der Absicht, die Zeit ihrer Jugend lediglich dem Vergnügen zu widmen und sich aller Sorgen um die Häuslichkeit zu entschlagen, eine Verbindung stiftete, welche diesen Zweck ausschließlich aller anderen verfolgte. Unter gewissen Ceremonien wurde aufgenommen, was sich, dem Adel angehörig, von schönen, jungen und kräftigen Menschen beiderlei Geschlechts meldete; sie mußten sich gewissen Prüfungen unterwerfen, vor allen Dingen aber mußten die Mädchen geloben, die Sprößlinge zu töten unmittelbar nach der Geburt; denn diejenigen, welche sich der Verbindung anschlossen, sollten immerdar sich jedes Vergnügens erfreuen können, aber von keiner Last, von keiner Unbequemlichkeit gedrückt sein.

Auch auf diese Verbindung, welche man auf höchst sonderbare, ja wun-

derbare Weise mit der Freimaurerei verglich, stützen sich die Ansichten von der gänzlichen Verworfenheit der Bevölkerung von Tahiti, wie bekanntlich ja auch in Italien, Spanien, Österreich und vielleicht noch in anderen Ländern die Freimaurer durchweg der Hölle verfallen sind; aber gewiß ist diese Verbindung, welche der Freimaurerei nicht ähnlich, sondern unähnlich ist, im höchsten Grade verwerflich, und es ist auch nicht das Geringste vorhanden, was derselben zur Entschuldigung dienen könnte. Nur eines ist nicht wahr von den Abscheulichkeiten, die man darüber erzählt; man sagt, die Mädchen, welche ihre Kinder nicht töteten, würden als unwürdig aus der Gesellschaft gestoßen. Thatsache ist, daß überall, wo die Liebe der Mutter zum Kinde die Liebe zum Genuß und zum ungebundenen Leben überwand, es der Mutter völlig unbenommen blieb, das Kind am Leben zu lassen, nur schied sie ohne alle Ceremonien, ohne alle gehässigen Äußerlichkeiten von der Verbindung, kehrte zu ihrer Familie zurück und überließ einer anderen ihre Stelle. Aber die Verbindung und deren Tendenz zu verteidigen, wird keinem anständigen Menschen einfallen, nur sollen wir nicht gar so hochmütig auf die Wilden herabsehen; denn wir alle haben unser Päckchen Sünden zu tragen, und wie klein es auch sei, es wird dadurch groß, daß wir uns einer viel höheren Gesittung rühmen, daß wir uns ein kultiviertes Volk nennen.

Sehr schön und im Sinne eines tiefen Rechtsgefühls spricht sich die preußische Gesetzgebung über Injurien aus, welche, von Höherstehenden gegen Niedrigstehende ausgeübt, immer mit einem viel höheren Strafmaß belegt werden, als im umgekehrten Falle. Der Ungebildete stößt leicht eine Beschimpfung aus, ohne viel daran zu denken, was er thut. Der Gebildete soll dieses nicht, eben weil er den Vorzug der Bildung für sich hat; so auch ist es hier. Was der Rohe in seiner Roheit thut, mag sehr widerwärtig sein, wenn aber der Gebildete etwas thut, das roh genannt werden muß, so ist dieses abscheulich, und kann der Wilde straflos ausgehen, weil er nur einem Gebrauche gefolgt ist, den jahrhundertelange Gewohnheit geheiligt, so muß der Mensch, welcher einem kultivierten Volke und einem sich über die anderen erhebenden Zeitalter angehört, der härtesten Strafe unterliegen, wie denn auch unsere Gesetze sich hierüber ganz unzweideutig aussprechen.

So erscheint es denn das Rechts- und Sittlichkeitsgefühl auf das allertiefste verletzend, wenn wir so hochgebildete Völker, wie die alten Römer und Griechen, das Menschenleben überhaupt und vorzugsweise das Leben ihrer Kinder für nichts achten sehen. Das Leben eines Mannes, eines Sklaven hatte doch noch Geldwert, man konnte sagen, derjenige, der seinen Sklaven tötete, verlor so und so viel an barem Gelde; war es *sein* Sklave,

so war der Verlust auch seine Sache, gehörte der Sklave einem anderen, so konnte der Schade ersetzt, bezahlt werden. Das Kind war aber ein dem Vater gehöriger Gegenstand, darum konnte der Vater dasselbe ganz nach seinem Belieben töten oder leben lassen, niemand hatte hiernach zu fragen. So kam es denn, daß die einst so hoch gepriesenen Römer, einer ganz allgemeinen Sitte folgend, einem Rechte, welches niemand bestritt, die neugeborenen Kinder töten oder leben ließen, wie es ihnen gefiel. Das neugeborene Kind wurde dem Vater zu Füßen gelegt. Hob er dasselbe auf, so war sein Leben gerettet, so war es anerkannt und wurde als Kind der Familie erzogen. War dieses nicht der Fall, hob der Vater sein Kind nicht auf, so war dieses ein Todesurteil für das neugeborene Kind, es wurde entweder im Bade ertränkt, oder es wurde auf die Straße gelegt, ausgesetzt, den gefräßigen Hunden oder dem Mitleiden der Menschen überlassen. Diese Greuel zu begreifen, ist sehr schwer, das menschliche Gefühl muß doch ein sehr schwaches gewesen sein, wie man denn auch trotz aller Kunstbildung und Philosophie doch die tiefste Roheit im Volke so gut als wie unter den Vornehmen festgewurzelt findet. Wie hätten sonst Gladiatorenspiele stattfinden können, wie hätte sonst ein Vater so und so viel Gladiatoren mieten können, damit sie sich auf dem Grabe seines geliebten Kindes gegenseitig abschlachteten? Wenn dieses hochgebildete Volk nicht ein entsetzlich rohes gewesen wäre, wie hätten dann die furchtbaren Tierhetzen im Circus stattfinden können, zu denen die Cäsaren die Löwen, die Tiger, die Elefanten und die Rhinoceronten hundertfältig herbeibrachten, um sie sich unter einander töten zu lassen? Auch auf europäischen Völkern ruht noch heutigen Tages dieselbe Schmach; Tierhetzen und Kämpfe der abscheulichsten Art und immer blutig endend werden bei den Portugiesen und Spaniern, bei den Engländern sowohl in Europa als auch bei ihren Abkömmlingen in den verschiedenen Weltteilen immerfort betrieben und dienen den Völkern zum höchsten Ergötzen. Es ist ein sehr trauriges Zeichen für die Menschheit, daß die viel gerühmte Kultur es noch nicht dahin gebracht hat, dergleichen Gräßlichkeiten abzustellen, und wir haben durchaus keinen Grund, uns und unsere Civilisation so sehr zu rühmen, mit so viel Ostentation aufmerksam zu machen auf die Vorteile, die sie uns gebracht. Wie unverkennbar und wie groß diese auch sein mögen, immer haben nur sehr wenige Auserwählte daran Teil genommen; die bei weitem überwiegende Zahl ist trotz aller gerühmten Kultur in ihrer Roheit verblieben.

Die Erziehung der Kinder teilt sich in zwei Zeitabschnitte, in dem ersten derselben ist sie ganz der Mutter überlassen, doch emancipieren sich die Knaben meistens schon im fünften oder sechsten Jahre; späterhin im zweiten

Abschnitt übernimmt der Vater die Erziehung der Knaben, während er sich um die der Mädchen gar nicht kümmert.

Bei den meisten Völkern ist, wie schon oben gesagt, das Weib verachtet. Gewiß hat niemals der Vater eines räuberischen Stammes zu seinem Sohne gesagt: du mußt deine Mutter verachten, aber ebenso gewiß sieht das Kind immerfort die grausamste Nichtachtung offenbar werden, und das klebt an, das haftet fest. Der Knabe liebt vielleicht noch seine Mutter, aber er verabscheut das Weib; er spielt nie mit seinen Schwestern, nie mit Kindern weiblichen Geschlechts, und erst wenn die Pubertät eingetreten ist, macht die Natur ihre Rechte geltend; für eine kurze Zeit wird dem Weibe Aufmerksamkeit geschenkt, bis die Verheiratung vollzogen ist, dann tritt die alte Gleichgültigkeit wieder ein und dauert fort durch das ganze Leben.

Aber bevor es dahin kommt, bevor der Jüngling ein Weib nehmen darf, muß er sehr harte Schulen durchgemacht, muß er zu einem Manne herangebildet sein, und diese Stufe zu erreichen, ist allerdings nicht leicht. Das Nächste, was man verlangt, ist ein starrer Stoicismus, ein lächelndes Verachten von Schmerz und Pein, und dies wird gewöhnlich schon dadurch eingeleitet, daß man den spielenden Knaben durchaus nicht wehrt, wenn sie sich schlagen, mit Steinen werfen, mit Lanzen, mit Messern verwunden. Unter den amerikanischen Gebirgsbewohnern des östlichen Abhanges, von den Rocky-Mountains bis nach Chili wird man selten einen sechsjährigen Knaben finden, der nicht tüchtige Narben aufzuweisen habe. Kein Vater wehrt seinem Sohne eine Schlacht mit seinen Kameraden, aber wollte er bei einer erhaltenen Verwundung schreiend zu seinem Vater kommen, klagend Hülfe suchen, so würde unauslöschlicher Hohn seiner warten, er würde vor allen Dingen zu den weiblichen Kindern geschickt werden, als Gespielen, die seiner würdig wären. Ohne Klagen muß er die Schmerzen der Verwundung erdulden, aber er kann sich, er darf sich rächen an demjenigen, der ihn verletzt, und dieser wird ebenso wenig klagen gehen, Bestrafung fordern; aber er wird sich vielleicht wieder rächen, wodurch denn Feindschaften entstehen, die nicht selten das ganze Leben hindurch dauern und nur für die kurze Zeit einer gemeinsamen Unternehmung schweigen. In jedem Indianerdorfe sieht man solche feindlich gesinnte Familien.

Sobald der Vater bemerkt, daß die Beinchen seines Sohnes erstarkt sind, nimmt er ihn zu sich aufs Pferd, lehrt ihn, sich daran festzuhalten, und überläßt ihn bald sich selbst und seiner eigenen Kraft. Hundertmal vom Pferde geworfen, klettert er doch immer wieder an demselben oder einem anderen empor; bricht er dabei ein Bein, so bleibt er in der Regel liegen, bis der Puma oder ein anderes Raubtier sich über den Krüppel erbarmt, hat er dagegen Glück, so ist er im zehnten Jahre ein so vollkommener und

ein so verwegener Reiter, daß schwerlich der geschulteste Meister europäischer Abkunft es ihm gleich thut. Alle die Künste, welche die berühmtesten Mitglieder einer Kunstreitergesellschaft für schweres Geld machen und für Geld zeigen, macht der Komanche- und der Pampas-Indianer, macht der Tatar und Kalmück ohne Bezahlung, ohne alle Anstrengung lediglich zu seinem Vergnügen oder zu seinem Schutze im Kampfe; und das Pferd ist ihm ein Schild, hinter welchem er sich im Augenblick der Gefahr birgt, und auf welches er sich wieder schwingt, sobald der Pfeil oder die Lanze an ihm vorübergesaust ist, um mit sichrerer Hand seinem Feinde das tödliche Geschoß zuzusenden.

Das Kind lernt schon an Hühnern und Papageien den Lasso und die Kugeln brauchen, den Bogen oder die Feuerwaffe mit einer Sicherheit führen, die in Erstaunen setzt; der Knabe lernt schon früh diejenigen Stellen an den Tieren kennen, auf welche er seine Waffe richten muß; und was schwerlich unserem geschicktesten Jäger gelingen würde, das Auge des Tigers oder des wilden Büffels zu treffen, dem Vogel im Fluge mit der Kugel den Kopf wegzuschießen, das gelingt durch den täglichen Gebrauch der Waffe dem Wilden, und das macht den Kampf mit ihm so gefährlich. Er braucht gar nicht den Mann zu sehen, um ihn zu treffen, er verbirgt sich sorgfältig hinter einem Baume, so wie sein Gegner es auch thut, aber das Auge des Gegners sucht ihn, es muß sich zeigen, und im Nu ist demselben der Backenknochen zerschossen oder das Gehirn durch das wohlgetroffene Auge zerstört.

Alle diese Künste lernt der Knabe von dem Vater, ohne daß derselbe so thut, als ob er unterrichtet, er weist höchstens zurecht, er lacht den Ungeschickten aus; das aber genügt ihm, um das Verspottete nicht wieder zu thun, um das ungeschickt Begonnene besser zu machen.

Nun tritt der Zeitraum der physischen Reife ein, das Kind soll ein Mann werden, ein Krieger, dazu muß dasselbe sich gewaltig schweren Prüfungen unterwerfen. Mit stumpfen, mit schartigen Instrumenten werden Wunden an den empfindlichsten Stellen des Körpers gemacht, man durchsticht die Muskeln, welche die Arme regieren, auf der Brust, zieht Seile hindurch und spannt zehn bis zwölf junge Krieger davor, um den zu Prüfenden, um den in die Reihen der Krieger Aufzunehmenden daran zu schleifen. Man durchsticht an 30 und mehr verschiedenen Stellen die Haut, zieht Schnüre hindurch und bindet daran Blasen, Pferdeschädel, Kürbisse, und während der zu Marternde im wilden Galopp von seinen Peinigern umhergeschleift wird, springen die Zuschauer auf die Anhängsel, auf die Tierschädel und reißen sie von dem Körper, an dem sie befestigt waren, los. Dies barbarische Verfahren wird fortgesetzt, bis eine gänzliche Erschöpfung der Kräfte, bis eine Ohnmacht eintritt; dann schleift man den Geprüften auf

das freie Feld hinaus und läßt ihn dort hülflos liegen, sicher, daß der große Geist ihm um so viel schneller helfen werde, je tapferer er sich gezeigt hat.

Er kann die Qualen beenden, sobald er will, ein Ausruf, ein Schrei ist genug, um der Prozedur ein Ende zu machen; allein damit ist sein Kriegerstand beendigt, er gilt für einen Feigling, ja er darf sich sogar nicht einmal zu einer neuen Prüfung melden, er ist ein Verstoßener, und das Beste ist für ihn, seinen Stamm zu verlassen. Die damit verbundene Schande ist jedoch so groß, daß der zu Prüfende viel eher den Tod erleidet, als daß er so furchtbar sich herabwürdigen sollte; ja junge Leute, welche sich kühn und klug genug fühlen, um die Meinung zu haben, daß sie wohl einmal Häuptlinge werden könnten, unterwerfen sich solcher furchtbaren Marter mehrere Male hinter einander. Diese natürlich haben unter den Ihrigen dann das größte Ansehen. Und wenn der Vater auch nichts darüber sagt, so blickt er doch mit Stolz auf seinen Sohn und zeigt ihm wohl mehr Liebe, als er ihm bis dahin gezeigt hatte.

Ganz ähnliche schmerzhafte Prüfungen haben die jungen Krieger auch auf den Inseln der Südsee zu bestehen, nur ist die Form, unter der sie erteilt werden, eine andere, es ist das Tättowieren, welches in einer Weise vollzogen wird, die wahrhaft grausam genannt werden kann. Mit sägenartig geformten, geschärften Knochen werden Zeichnungen in die Haut geschlagen. Ist dieses schon schmerzhaft, so wird es zur wirklichen Marter, wenn nun die eingeschlagenen Punktierungen mittelst der Kinnbacken scharfzähniger Tiere in tiefe und klaffende Wunden verwandelt werden. Wer diese Martern schweigend aushält, kann sicher ein Tapferer genannt werden, und die ganze Prozedur wird, wie wir bereits erwähnt haben, von Halbjahr zu Halbjahr wiederholt, bis eine Zeichnung fertig ist über den ganzen Körper, so reich und so schön, wie die Eitelkeit und die Prahlerei der Insulaner es verlangt.

Die Erziehung der Mädchen betreffend, so ist dieselbe ganz in den Händen der Mutter, und sie will nichts als Demut lehren; in jedem Augenblick wird der Armen auf schmerzhafte Weise beigebracht, daß sie *nichts* sei, ein Ding, ein Wurm, der Beachtung gar nicht wert.

Diese Demut nimmt das Kind von der Mutter an, in dieser Demut wächst es auf, schon früh genug vielfältig gemißhandelt und jeder solchen Abscheulichkeit mit Geduld zusehend; darum sind auch die Fallensteller und Jäger, wenn sie deutscher oder französischer Abkunft sind, so voll Entzücken über die Trefflichkeit und Liebenswürdigkeit der indianischen Weiber, darum führen sie, wenn sie sich in jenen wüsten Gegenden verheiraten, ein so glückliches Leben, daß sie sich noch im späten Alter, wenn sie längst ihr gefahrvolles Leben aufgegeben und sich in Europa zur Ruhe gesetzt haben,

noch mit Entzücken daran erinnern; und von den jungen Weibern kann man wohl dasselbe sagen, denn selbst der allerroheste von diesen Jägern ist doch noch immer dem Weibe gegenüber ein Engel im Vergleich mit dem Eingebornen, ein Vergleich, den wir übrigens nicht weiter fortsetzen wollen, denn in den meisten anderen Eigenschaften, welche einen Mann zieren, sind die Eingebornen den Europäern weit überlegen.

Es ist übrigens unmöglich, von der Erziehung der Kinder ein allgemeines Bild zu entwerfen; nur wenig Züge werden auf alle vorkommenden Fälle passen; die Lage der verschiedenen Naturvölker ist eine so unendlich verschiedene, daß hieraus selbstverständlich Abweichungen hervorgehen, wie sie kaum größer gedacht werden können. Ein Mädchen der nordamerikanischen eingebornen Völkerschaften ist zu keinem Fehltritt zu bewegen, nur die Bitte um die Hand, bei dem Vater angebracht, kann den Begehrlichen zum Ziele führen. Europäer sind verrucht genug, auf solche Bedingungen einzugehen, weil sie dieselben als nicht bindend für sich betrachten, doch hat solche Niederträchtigkeit auf die Ehre des Mädchens gar keinen Einfluß; sie gilt unter den Wilden, so lange der Bewerber anwesend ist, für dessen rechtmäßige Frau und nachher, wenn er fortgegangen, für dessen Witwe, und ist ein Jahr vorüber, so kann sie wiederum heiraten, und sie findet gewiß einen ihr ebenbürtigen Mann, denn sie gilt, da sie die Aufmerksamkeit eines Weißen auf sich zog, für eine ganz besondere Schönheit, und da der entflohene Mann ihr in der Regel mehrere wollene Decken, einige Stücke roten und blauen Kattuns, auch wohl blecherne Kochgefäße u. dergl. zurückgelassen hat, auch noch überdies für eine gute Partie. Würde ein Mädchen sich ergeben ohne die unter den Eingebornen übliche Heiratsceremonie, so würde sie entehrt sein, und ihr Vater würde ein Messer in ihre Brust senken und mit demselben auch wo möglich den Verführer durchbohren, bevor das daran haftende Blut kalt geworden wäre — aber so ein Fall kommt gar nicht vor.

Wie ganz anders ist dieses auf den Südsee-Inseln! Fangen wir von den Dajaks auf Borneo oder Sumatra an, gehen wir zu den Alfurs von Neuguinea, zu den Menschenfressern des Fidschi-Archipels, zu den ärmsten Neuseeländern, zu den heiteren, schönen, glücklichen Insulanern des Tonga-, des Tahiti- oder des Sandwich-Archipels, zu den ebenso glücklichen Bewohnern der Philippinen und Marianen ꝛc., so finden wir überall dieselbe Berechtigung des weiblichen Geschlechtes, über ihre Gunstbezeigungen nach Belieben zu verfügen. Wie in der Schweiz, in Tirol, in Steiermark die jungen Sennerinnen alle ihren Liebhaber bei sich empfangen und bei sich aufnehmen, vom Samstag Abend bis Montag früh (es würde niemand ihnen verargen, zu diesen zwei Nächten noch die fünf anderen zu fügen, nur erlauben es die Verhältnisse ihrer Liebhaber nicht, welcher ein Knecht

ist und vom Montag bis zum Sonnabend seinem Herrn gehört, also nur die Zeit vom Sonnabend bis zum Montag für seine Geliebte hat), so auch auf den gedachten Inselgruppen des großen Weltmeers, woselbst Zärtlichkeiten aller Art nicht heimlich, nicht hinter dem Rücken der Eltern, nicht um jemanden zu betrügen, erteilt und genossen werden, sondern als ein unveräußerliches Recht der Natur, und vielleicht räsonnieren die Mädchen dort nicht in gedachter Weise über diesen Gegenstand, aber ohne zu räsonnieren thun sie, wozu ihre Neigung sie treibt, schenken sie ihre Liebe und ihre Zärtlichkeit demjenigen, den sie für würdig halten, und niemals ist es einem Vater oder einer Mutter in den Sinn gekommen, dieses als etwas Unrechtes zu rügen, denn Vater und Mutter haben es seiner Zeit ebenso gemacht.

Noch muß man sich ja nicht vorstellen, daß diese Mädchen liederlich sind. Sie begünstigen nie mehr als einen, wohl aber trennen sich die bisher verbunden Gewesenen nach vorherigem Übereinkommen und knüpfen andere Verbindungen, die dann ebenso gewissenhaft gehalten werden, bis ein neues Übereinkommen entweder die Verbindung abermals löst oder — was auch sehr häufig geschieht, sie befestigt, so daß sie zur Ehe wird.

Sonderbar muß es einem wohl vorkommen, daß bei dieser anscheinenden Frivolität doch die Ehen auf diesen Inseln immer sehr glücklich sind und eine Untreue nicht nur nicht vorkommt, sondern man möchte beinahe sagen, für unmöglich, für undenklich gehalten wird. Das Mädchen gehört sich selbst, die Frau gehört dem Manne; das Mädchen hat über sich zu verfügen, der Mann über die Frau; eben aber deshalb kommt es auch vor, daß der Mann zu Gunsten eines Freundes, eines Besuchenden, eines Gastes über seine Frau verfügt. Dies ist auch keine Unsittlichkeit, oder sie ist es nur nach unseren Begriffen. In jenen Gegenden giebt es keine Gasthäuser, in denen der Fremde, in denen der Reisende einkehren könnte, er sucht also einen Mann auf, der bereit ist, ihn als Freund aufzunehmen. Sind beide so weit überein gekommen, so ist es nunmehr des Gastfreundes, d. h. des Wirtes unerläßliche Pflicht, für ein jedes Bedürfnis des Mannes zu sorgen, den er in sein Haus aufgenommen hat. Zu diesen Bedürfnissen gehört im Orient (wir wollen damit den allerausgedehntesten Begriff verbinden, wollen also sagen, es seien damit die warmen, die heißen Länder gemeint) auch weibliche Gesellschaft, und diese gewährt der Wirt seinem Gastfreunde, indem er ihm seine Tochter, und wenn er keine erwachsene haben sollte, seine junge Frau anbietet, die denn auch ohne weiteres acceptiert wird, selbst wenn die Schönheit der Angebotenen nicht übermäßig groß wäre. Die Leute sind nämlich (was man auch leider von den civilisierten nicht immer sagen kann) äußerst höflich, und es würde sich ein Südsee-

Insulaner niemals die Ungeschliffenheit verzeihen, eine mit so vieler Zuvorkommenheit dargebotene Gabe verschmäht zu haben.

Diese Befugnis, über sein bestes Besitztum völlig frei zu verfügen, überhebt jedoch den Mann keineswegs der Verpflichtung, seiner Gattin treu zu bleiben. Die Frau wird, im Falle eine Untreue vorkommen sollte, nach Gefallen des Mannes getötet, oder sie wird einer öffentlichen und entehrenden Ausstellung preisgegeben. Dies hat immer zur Folge, daß die Frau sich nach demütigster Erduldung derselben das Leben nimmt. Der Mann hat, falls er eine Untreue verübt, durchaus nichts zu erfahren, höchstens dürfen die Eltern der Frau dieselbe zurücknehmen; aber der Mann wird von seinen Freunden und Nachbarn ausgelacht, und die Furcht vor dieser Verhöhnung ist so groß, daß der ungetreue Mann sich sofort das Leben nimmt, wenn er seinen Fehltritt entdeckt sieht.

Alles dieses kann man nicht zu den Beweisen von Unsittlichkeit zählen, im Gegenteil scheint es, als ob die Insulaner ein Ehrgefühl hätten, welches bei weitem feiner ist als das in unseren so sehr gerühmten, wegen ihrer Civilisation so vielfältig gepriesenen europäischen Staaten. Nicht nur kommen die Fehltritte dieser Art äußerst häufig vor, nicht nur sind sie sogar bei den südlich wohnenden, heißblütigen Nationen so völlig an der Tagesordnung, daß beide Teile es wie ein Recht in Anspruch nehmen, vom Augenblick der Schließung der Ehe völlig frei über sich schalten zu dürfen, sondern auch in den mehr nördlich gelegenen Ländern deutschen Stammes, in welchen denn doch mehr Moralität herrscht als im Süden, solche Fehltritte nur dem verletzten Ehegatten selbst und keinem anderen das Recht geben, über die Verletzung Beschwerde zu führen. Von einer ungetreuen Frau wird nebenbei wohl noch geklatscht, doch selten so, daß sie es erfährt. Einen ungetreuen Mann beneiden andere Männer wegen seines Glückes, und die Damen sehen ihn mit neugierigen, selten mit ungünstigen Augen an. Alle diese Thatsachen sind durchaus keine Zeugnisse für die höhere Moralität der Europäer. Die Civilisation hat eine Fülle der segensreichsten Früchte getragen; sie hat die Wälder gelichtet, die Städte gegründet, Handel und Gewerbfleiß hervorgerufen, das Leben durch tausend ausgesuchte Bequemlichkeiten leicht und angenehm gemacht; sie hat auch manches Übel gestiftet, aber die düstersten Schatten fallen auf sie durch die allmähliche Untergrabung aller Moralität, durch die Schlauheit in der Umgehung der Gesetze, durch die Indifferenz in Sachen der Religion, welche sich in leeres Formenwesen verwandelt, bei welchem der Bekenner glaubt genug gethan zu haben, wenn er den äußeren Schein bewahrt.

Dem Wilden ist Unrecht nicht deshalb Unrecht, weil ein anderer die verbotene Handlung sieht, sondern weil die Handlung verboten ist; bei uns

civilisierten Leuten verläuft das Gefühl des Unrechts immer in die Furcht vor der Polizei. In einem öffentlichen Park wird wohl schwerlich ein Spaziergänger sich ein Stöckchen schneiden oder eine Blume pflücken, so lange ein Konstabler für ihn sichtbar ist; hat dieser aber den Rücken gewendet, so hält er die bis dahin verbotene Handlung nunmehr für erlaubt. Das ist der Grund, weshalb wir Europäer gemauerte Häuser, Fensterläden, künstliche Schlösser und diebessichere Geldschränke brauchen. Dies alles braucht der Wilde nicht, und doch ist das Eigentum, sobald es als solches bekannt ist, vollkommen sicher. Man erzählt allerdings schrecklich viel von der Dieberei der Südsee-Insulaner; dies kommt jedoch nur davon her, daß ihre Begriffe von Eigentum andere sind als die unseren. Es gehört ihm alles, wovon er nicht mit Bestimmtheit weiß, daß es einem anderen gehört. Solches herrenlose Gut nimmt er, ohne ein Dieb zu sein. Wenn man jedoch durch irgend ein Zeichen andeutet, daß die den Wilden verlockende Sache einen Eigentümer hat, wenn man z. B. eine Schnur darum legt, so ist der Gegenstand gesichert.

Auf den tropischen Inseln, deren Bodenreichtum nicht sehr groß ist, gilt der Besitz eines Kokosnußbaumes, eines Brotfruchtbaumes für etwas sehr Wertvolles. Derjenige, der einen solchen aufgefunden hat und sich denselben sichern will, nimmt einen der herabgefallenen Zweige, schlingt denselben um den Stamm, und nun naht kein anderer demselben, klettert kein Kind hinauf, um eine Frucht zu holen, sind sogar die Früchte, welche der Wind herabschüttelt, vollständig geschützt. Es scheint, als ob alles dieses kein schlechtes Zeugnis wäre für diese Leute, wenn man mit den schwachen Hülfsmitteln, die sie zum Schutze ihres Eigentums verwenden, dasjenige vergleicht, was wir in ähnlichem Falle thun würden. Welcher Zaun ist hoch genug, um einen Obstgarten vor Dieben zu schützen! und sollte man denselben wirklich hoch genug gemacht haben, so weiß der Spitzbube sehr geschickt eines der untersten Bretter von seinen Pfählen loszumachen und hindurch zu kriechen, wo er nicht hinüber klettern kann.

Alles dieses muß man als Folgen einer vernünftigen Erziehung betrachten, welche noch dazu ohne die geringste Prahlerei geübt wird; denn die Leute gehen nicht nach bestimmten Prinzipien zu Werke, sie haben keine pädagogischen Bücher, keine Schullehrer-Seminare, keine Erziehungsanstalten, in denen die Jugend oder in denen die Lehrer der Jugend ausgebildet werden, das geschieht aus natürlichem Gefühl, geschieht in dem Bewußtsein, daß es nach ihren Bedürfnissen so und nicht anders gemacht werden dürfe. Und mehr könnte Cato, der Censor, nicht verlangen.

Es führt dieses von selbst auf die Frage, ob Menschen der Art wohl einer solchen Bildung fähig wären wie wir Europäer, ob sie eine solche geistige Begabung haben, ob sie fähig sind, alles das zu leisten, was wir Kaukasier leisten können. Wir haben diesen Punkt bereits im Anfange dieses Werkes berührt, und wir wollen versuchen, denselben hier zum Austrage zu bringen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde durch Gall eine neue Lehre von den Fähigkeiten der Menschen aufgestellt, nach denen dieselben schon von außen her durch die Form des Kopfes erkannt werden sollten. Der Erfinder dieser Lehre ging von der vielleicht ganz richtigen Ansicht aus, daß alle Fähigkeiten des Menschen ihren Sitz im Gehirn, und zwar eine jede in einem besonderen Teile desselben habe.

Nun schloß er weiter, daß, je stärker diese Organe entwickelt seien, desto größer ihre Wirkung auf die allen gemeinsame Hülle, nämlich auf die Hirnschale sein müsse, und daß diese Wirkung sich äußerlich in der Form der Hirnschale ausprägen müsse durch Erhöhungen, welche den Gehirnbuckeln entsprächen, gerade wie man inwendig in der Hirnschale entsprechende Vertiefungen sieht.

Es mag wohl wahr sein, daß Gall nichts weiter wollte, als etwas Neues vorbringen und sich einen Namen machen, doch hat der Volksglaube die Basis der Gallschen Hypothese bereits geheiligt. Wer kann sagen, wie alt das Sprichwort ist: „Er hat's hinter den Ohren!" oder wohl gar „Er hat's faustdick hinter den Ohren!" was schon eine Gradation andeutet. Dort ist nach der Meinung des Volkes die Kampflust, die Mordlust zu Hause, und dort hat, wie wir auf unserem Bilde sehen, Gall auch unter 6 und 7 den Sinn der Zerstörung und der Kampflust hingesetzt, so wie etwas höher bei 10 die List liegen soll.

Ebenso gehen die Bezeichnungen Dickkopf, Trotzkopf auf die Formen hinaus, unter welchen der Kopf eines Menschen, der eigensinnig, der trotzig ist, erscheinen. Die alten Griechen wußten bereits dem geistreichen Apollo eine hohe Stirn, dem schlauen Merkur eine niedere, nach hinten zurücktretende, dem überaus sinnlichen Jupiter einen vorspringenden, gewaltigen Hinterkopf zu geben. Dies alles beweist, daß die Beobachtung über eine Zusammenstimmung zwischen der Form des Kopfes und der Geistesfähigkeit, welche sich innerhalb derselben entwickelt, durchaus nicht neu ist.

Gall hat die Lehre sehr ausgedehnt, aber noch nicht so weit, daß sie nicht einer größeren Vervollkommnung fähig gewesen wäre; diese hat ihr Spurzheim zu geben gewußt, und in neuerer Zeit haben Carus und Hagen eine Reihe neuer Ansichten über diese Lehre veröffentlicht, welche, wenn ihnen auch jede wissenschaftliche Begründung abgeht, doch interessant genug sind, um erwähnt zu werden.

Wenn wir den dargestellten Kopf näher betrachten, so finden wir darauf eine große Anzahl von bildlichen Darstellungen verzeichnet. Sie sollen darstellen, was hinter den Punkten vorgeht, auf welche sie als Stempel gedruckt sind, sie sollen uns über die Punkte belehren, unter welchen das eigentliche Organ dieser oder jener Thätigkeit zu suchen ist.

Am Hinterkopfe ganz unten finden wir die Organe, welche nicht nur dem Menschen, sondern mit ihm zugleich auch allen Tieren eigen sind. Zu

Ein Kopf mit Bezeichnung der Organe nach den neuesten Ansichten der englischen Phrenologen.

unterst, mit 1 bezeichnet und durch einen Amor symbolisiert, die Geschlechtsliebe, wobei allerdings der Amor ein durchaus unpassendes Symbol ist. Kein Tier wählt die Geliebte oder den Geliebten. Der Stute, der Hündin, der Kuh ist es ganz gleichgültig, welcher Hengst, welcher Hund, welcher Stier den vorhandenen Trieb befriedigt. Bei dem reinen Menschen hat wiederum die Liebe, welche durch den Amor bezeichnet wird, mit der Geschlechtsliebe gar nichts zu schaffen. Das unverdorbene Mädchen, der keusche Jüngling, welche Liebe für einander empfinden, denken nicht einmal daran, daß sie einmal einer durch den anderen Freuden zu kosten bekommen sollen,

welche sie für Momente unter die Seligen versetzen. Hier ist also keine Verwandtschaft mit dem Tiere.

Umgekehrt sehen wir den ganz rohen, brutalen Menschen vorlieb nehmen mit jedem Geschöpfe, welches nicht seines Geschlechts ist, eine tierische Brunst, einen mächtigen Trieb befriedigen, nach dessen Befriedigung aber auch wieder alles erstorben ist, was zur Befriedigung reizte, so daß nicht einmal mehr eine oberflächliche Zuneigung übrig bleibt und bei erwachendem Triebe jedes andere Geschöpf dieselben Dienste leistet wie das vorher benutzte, wo denn ebenso von Liebe gar keine Rede sein kann. Im ersten Falle also paßt der Begriff von Liebe auf das Tier nicht, ist also nicht dem Tier und dem Menschen gemeinschaftlich. Im zweiten Falle paßt der Begriff Liebe nicht auf den Menschen, man kann also durchaus nicht sagen, daß das gewählte Symbol ein passendes sei.

Ein Anderes ist es mit der Kindesliebe, welche hier mit 2 bezeichnet ist, mit der Heimatsliebe (4), mit der Zuneigung verschiedener Geschöpfe zu einander überhaupt (3) und mit der Elternliebe (11), welche sämtlich Tieren und Menschen wirklich gemeinsam sind. Wir sehen die Kinder an den Eltern mit einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit hangen, so lange sie noch wissen, daß sie von den Eltern abhängen, daß sie von ihnen Nahrung erhalten. Wir sehen nicht nur die Löwin und die Hündin ihr Kind gegen den schwächeren Feind verteidigen, wir sehen die Henne ihre Küchlein gegen den ihr weit überlegenen Stoßvogel oder gegen einen neugierigen Hund, gegen einen Menschen verteidigen. Wir sehen Katzen mit Hunden, Katzen mit Ratten, Pferde mit Kühen Freundschaft schließen, zum Teil Lachen, zum Teil wirkliche Rührung erregend.

In Algerien ging ein junger Mann von der Fremdenlegion mit seinem Hühnerhunde auf die Jagd. Es wurde ein Schakal aufgetrieben, welcher eine große türkische Ente gefaßt hatte und davon lief. Der Hund jagte nach, der kleinere feige Schakal ließ die Beute fahren und entfloh; der Jäger war menschlich genug, das kaum gerettete Tier nicht durch einen Schuß zu töten, und dieses blieb nun an seiner und des Hundes Seite und kehrte mit ihnen nach der benachbarten Garnison zurück. Hund und Ente wurden das Mirakel dieser Abteilung der Legion, sie waren unzertrennbar von einander; die Ente feindete jeden an, der sich dem Hunde näherte, und wenn derselbe schlief, so setzte sie sich wie zur Wache vor ihn und litt nicht, daß man ihn störe, und sollte der Hund zur Jagd genommen werden, so mußte man die Ente einsperren. Eine ähnliche Zärtlichkeit entwickelte der Hund für seinen Schützling; auch er verteidigte das ihm ganz ungleichartige Tier, und es gab Fälle, in denen er dasselbe förmlich zum Spaziergange aufforderte. Er ging mit ihr aus, er kam mit ihr zurück, er führte

sie an einen Teich und badete mit ihr. Das sind alles Beweise von wirklicher Zuneigung zu einander, von einer Zuneigung, welche man Freundschaft nennen könnte, für welche wenigstens ein anderer Name schwer zu finden sein dürfte.

Daß die Tiere ihre Heimat wieder aufsuchen, ist so bekannt, daß es ganz überflüssig wäre, dafür Beispiele anzuführen, und unter den Menschen sucht selbst der Deutsche immer wieder sein Vaterland auf, wenn schon gerade er der undankbarste von allen ist, da er, glücklich genug, das schönste, reichste, größte Vaterland zu haben, es doch gerade am leichtesten verläßt und seine Schritte demselben erst wieder zulenkt, wenn er gefunden hat, daß überall, wo er auch hinkomme, es nicht so gut sei als in dem von ihm so vielfach geschmähten Vaterlande.

Mitten in diesen eben bezeichneten Organen sehen wir eins mit A bezeichnet, die Gattenliebe, wofür als Symbol die Trauungsceremonie gewählt worden ist. Auch dieses Organ ist Tieren und Menschen gemeinschaftlich. Nicht den Hunden und den Pferden, nicht Schafen und Rindern, nicht Hirschen, Rehen und Ziegen, welche keine Bündnisse schließen, wohl aber allen denjenigen, welche paarweise leben, so gut dem Tiger und dem Löwen wie der Taube und der Schwalbe; sie ist überall vorhanden, wo die Tiere sich paarweise verbinden, sie fehlt, wo die männlichen Tiere in geringerer Menge, die weiblichen dagegen in der Mehrzahl vorhanden. Diese Gattenliebe lehrt das Männchen nicht nur sein Nest und seine Jungen, sondern auch die Mutter verteidigen und gemeinschaftlich für die Kinder sorgen, so wie es der Mensch thun sollte, und so wie es wirklich viele Tiere thun.

In die Zahl der Tieren und Menschen gemeinschaftlichen Triebe gehören auch noch die drei zuerst genannten: Kampfsinn, Mordlust und Schlauheit oder List (6, 7 und 10).

Dagegen den Menschen eigentümlich sind einige sehr schlimme Eigenschaften: der Geiz (9), der Diebssinn (mit einem * bezeichnet dicht daneben), der Eigensinn (der unter Umständen zur Festigkeit werden kann) bei 14 ganz oben auf dem Scheitel, und der Hochmut unter 13, für welchen als Symbol der Pfau gewählt ist, der sich jedoch keineswegs aus Hochmut bläht wie der vor ihm stehende spanische Don, sondern aus Eitelkeit, um seine schönen Federn zu zeigen. Eine lobenswerte Eigenschaft ist ferner die Höflichkeit unter 12, die Emsigkeit unter 5, das Gefühl für Gerechtigkeit unter 15, vielleicht auch noch der Hoheitssinn, der Sinn für das Große, für das Erhabene, welches wir unter B in einem Stückchen des Niagara-Wasserfalles repräsentiert sehen.

Von diesen Organen des hinteren Teiles des Hauptes gehen wir zu

denen des vorderen über; hier sollen die edleren Gefühle und Empfindungen ihren Sitz haben. Ganz oben unter 18 die Devotion, der Respekt, die Gottesverehrung, darunter unter 16 und 17 die Hoffnung und der Glaube, darunter unter 21 der Sinn für das Ideale und abermals darunter bei 20 der Sinn für Technik, für Mechanik.

Abermals ganz nach oben gehend unter 19 sehen wir auf der Höhe der Stirn das Wohlwollen, darunter bei 22 die Nachahmung, darunter unter 23 den Frohsinn, darunter bei 33 den Zeitsinn und daneben bei 34 den Tonsinn.

Kehren wir wieder zurück nach oben, so sehen wir auf der Biegung der Stirn zwei Männer, zwischen denen ein T steht, es bedeutet den Begriffssinn, die Fähigkeit Gründe zu fassen, das dahinter stehende leere Dreieck, mit D bezeichnet, ist der Sitz der Anmut. Demjenigen, der die Zeichnung angegeben hat, scheint das Symbol dafür nicht eingefallen zu sein, sie würde ganz gut durch die Grazien bezeichnet werden, welche ja bei den Griechen als Begleiterinnen der Aphrodite nichts weiter als die Vereinigung der Schönheit und Anmut bezeichnen sollten.

Darunter sehen wir bei der Zahl 36 Newton unter dem berühmten Apfelbaum sitzen und über die Ursache des Falles eines Apfels nachdenken, das ist der Kausalsinn; davor ganz vorn an der Stirne bezeichnet uns ein Chemiker unter 37 den Vergleichssinn, unter diesem bei 32, durch ein Buch gekennzeichnet, ist das Gedächtniß für Facta gegeben und daneben unter 31 das Ortsgedächtnis oder der Ortssinn. Unter diesen beiden und über dem Auge hinweg sehen wir bei 24 den Beobachtungssinn, bei 26 den Maßsinn, bei 27 den Gleichgewichtssinn, daneben, unmittelbar hinter dem Auge den Farbensinn mit 28 bezeichnet, dahinter mit 29 bezeichnet den Ordnungssinn und bei 30 gleichfalls ohne Symbol den Zahlensinn. Unmittelbar vor dem Auge steht die Zahl 25, die Stelle des Formsinnes bezeichnend. Es bleibt uns nur noch die vor dem Ohre gelegene Nr. 8 zu betrachten, gleichfalls eine rein menschliche Eigenschaft, die Schlemmerei, Prasserei, nicht die Stillung eines Bedürfnisses des Hungers, welches jedes Tier fühlt und zu beseitigen versucht, sondern die Erregung eines Appetits, wo er nicht da ist, um der Schwelgerei in Leckerbissen willen.

Dr. Harleß sagt: „Die Zeit hat über dies System gerichtet und enthebt uns einer speciellen Kritik seiner einzelnen Teile. Die Fortschritte, welche die Entwickelungsgeschichte, die vergleichende Anatomie, die Physiologie des Nervensystems in den letzten Decennien gemacht haben, zerstörten den größten Teil der Prämissen, aus denen Gall in seinem Systeme die Schlußfolgerungen konstruierte. Auf Grund neuerer Untersuchungen der hierher gehörigen Gebiete hat sich eine Umgestaltung der Kraniosкopie entwickelt,

welche Carus aufs neue zu einer sicheren, objektiven Wissenschaft erheben wollte; und jüngst hat es Hagen in seinen psychologischen Untersuchungen versucht, durch Symbolisierung der verschiedenen Dimensionen am Schädel eine neue Kraniosкopie mehr in naturphilosophischem Sinne zu begründen; allein es bleibt noch eine ganze Reihe von Fragen übrig, welche die Kraniosкopie zuvörderst zu lösen hat, bevor sie imstande ist, demjenigen, was sie aus empirischen Beobachtungen entnommen hat, eine Bedeutung zu geben."

Es wird demnach gleichgültig sein, ob wir bei den Negern, bei den Botokuden, den Eskimos oder den Bewohnern des Feuerlandes dieselben Organe entwickelt finden, welche wir auf unserem schematisierenden Bilde sehen, und wovon wir Europäer in unserem Hochmut gern nachweisen möchten, daß sie der kaukasischen Rasse mehr als einer anderen angehören.

Mehr handelt es sich um die wirklichen Fähigkeiten als um den Nachweis derjenigen Stellen, an denen diese Fähigkeiten ihren Sitz haben sollen, und hierüber hat sich bereits die allgemeine Stimme vollständig ausgesprochen. Wir haben schon am Anfange dieses Buches gezeigt, wie die verschiedenen geistigen Eigenschaften keineswegs das unbestrittene Eigentum irgend einer und vorzüglich der kaukasischen Rasse seien, wir brauchen daher hiervon nichts zu wiederholen und wollen nur darauf zurückkehren, daß es thöricht sei, einem Vorurteil zu huldigen, bloß weil dies Vorurteil nun einmal da ist. Daß es da sei, ist ja doch nicht als ein Grund zu betrachten, welcher die Richtigkeit dieses Vorurteils darthut; in solchem Falle könnte ein jeder das Vorhandensein der Hexerei und Zauberei beweisen. Hexen sind ja wirklich verbrannt worden, also muß es doch wohl Hexen gegeben haben. Mit solchen Schlüssen läßt sich allerdings alles beweisen, was man beweisen will. Sollte es aber einmal versucht werden, die Leistungsfähigkeit eines ungebildeten Europäers mit der Leistungsfähigkeit eines ebenso ungebildeten Südsee-Insulaners zu vergleichen, so würde dieser Vergleich wahrscheinlich sehr zum Nachteil des Europäers ausfallen.

Nehmen wir an, ein europäischer Handwerker, gleichviel welcher, wir wollen sagen ein Schuster, sei auf einem Auswanderungsschiffe nach dem südlichen Australien gewesen, in der Absicht, dort sein Handwerk zu betreiben, das Schiff sei aber unterwegs gescheitert, ihn habe eine mitleidige Welle auf eine unbewohnte Insel geworfen, und da sitze er nun, der Europäer mit seiner oberflächlichen Kenntnis der meisten anderen Handwerke außer der großen und erhabenen Schuhmacherkunst. Er weiß sehr gut, daß man Häuser aus Ziegeln, Kalk und Holz baut, er weiß auch, daß man Ziegel aus Lehm formt, sie trocknet und dann brennt. Er hat wohl Lehm irgendwo liegen gesehen, aber er hat keinen Spaten, um ihn auszustechen, er hat keinen Eimer, um Wasser herbei zu tragen und ihn zu benetzen, er hat

keine Form, um Ziegel darin nach einem bestimmten Maß und alle gleich groß zu fertigen, er hat auch keinen Ofen, um sie darin zu brennen.

Er weiß wohl, daß man die fertigen Ziegel mit Kalk und Sand und Wasser, d. h. einem Mörtel, zu größeren Massen verbindet, er hat auch Kalksteine liegen gesehen. O der Mann ist sehr gescheit, er weiß sie sehr gut von Sandstein zu unterscheiden, aber was hilft ihm das, er hat keinen Ofen, um den Kalk zu glühen und die Kohlensäure zu verjagen, es fehlt ihm an einer Vorrichtung, in welcher er den Kalk löschen kann, es fehlt ihm an einer Kalkbank, es fehlt ihm an einem Rühreisen, um den Kalkbrei durcheinander zu arbeiten, er kann doch auch das Wasser dazu nicht mit hohlen Händen herbeitragen, ebenso wenig hat er eine Schaufel, um den Sand aufzuheben, eine Mulde, um ihn bis zur Kalkbank zu tragen.

Er weiß auch, daß die Dachsparren aus Föhrenbäumen gemacht werden, daß man Latten darüber nagelt, um darauf Stroh, Schindeln oder Dachziegel zu befestigen. Aber er hat keine Axt, um die Bäume zu fällen; ja er hat sich sogar vergeblich nach Föhrenholz umgesehen; er hat auch keine Nägel, um die Latten zu befestigen, keine Schindeln und kein Stroh, keinen Schiefer und keine Dachpfannen zum Decken des Daches.

Der arme Unglückliche! mit all seinem Wissen wird er wohl ohne Obdach bleiben; ja wenn er nur drei oder vier verschiedene Bauhandwerker mit ihren resp. Werkzeugen auf seiner Insel hätte, so würde er nicht in Verlegenheit sein, denn er hat Kenntnisse mannigfacher Art; er hat oft genug dem Schlosser und dem Tischler, dem Ziegelstreicher ꝛc. zugesehen, aber so allein?

Nun wollen wir einen amerikanischen Eingeborenen oder einen Dajak von Borneo oder einen Polynesier von den Radak-Inseln, von Tahiti, von den Karolinen — oder von wo es immer sei, in den nämlichen Fall bringen. Mit drei oder vier seiner Nachbarn ist er auf den Fischfang gezogen; Sturm und Strömung haben sein Boot weit hinweggeführt; der Hunger hat die Unglücklichen aufgerieben, wie uns Cook eine solche furchtbare Scene beschreibt und seine Reisegefährten dieselbe bildlich dargestellt haben. Einer nach dem anderen verfällt dem Tode. Das Schifflein zerschellt schließlich an den Korallenfelsen einer der tausend Inseln des stillen Meeres; halb verhungert wird einer der Reisenden auf den Strand geworfen.

Wenn er zu sich kommt, so stehen dem Armen nicht so reiche Kenntnisse zur Seite wie dem verunglückten Schuster. Wahrscheinlich wird seine Existenz dadurch sehr bedroht werden, aber vorläufig sucht er sich etwas zu essen; er geht am Strande umher, er findet Schnecken und Muscheln; wenn die Ebbe eintritt, folgt er dem zurückweichenden Meerwasser und sucht sich die Fische auf, die in kleinen Tümpeln zurückgeblieben sind. Nun schreitet er nach dem Innern des Landes hin; nun sucht er sich abgefallene Palm-

zweige auf, und er trägt einen Arm voll davon nach dem andern an eine ihm bequeme Stelle in der Nähe des Meeres; er steckt die dickeren Enden der Zweige in den Erdboden, er verbindet dieselben durch andere querüber gelegte Zweige mittelst der Blätter, die er um die Berührungsstellen wickelt, und jetzt dichtet er sein Dach durch eine große Menge von daraufgelegten Palmzweigen, so daß die Blätter abwärts gerichtet sind, der fallende Regen daran herniedergleitet; auf die äußersten Enden der am Boden liegenden

Auf dem Meere verschlagene, dem Tode verfallene Wilde.

Blätter legt er Blöcke von Korallengestein, so groß wie er sie schleppen kann; er befestigt diese Zweige also gegen einen etwaigen Sturm. Und siehe, der Mann, welcher nicht weiß, wie man Ziegel streicht, wie man Kalk brennt, wie man Mörtel bereitet, hat sich ein Haus gemacht, noch bevor der Abend des ersten Tages eintritt, ein Haus, welches ihn gegen die Kälte der tropischen Nächte, welches ihn gegen den schlagenden und peitschenden Regen der heißen Zone schützt. Hätte der Mann sein Weib bei sich, so würde ihm gar nichts fehlen zu seinem Glücke, und er würde ohne Sorgen der Zukunft entgegensehen können, eine neue Kolonie wäre gegründet; ehe das Eltern-

paar stürbe, würden erwachsene Söhne und Töchter den Eltern die Augen zudrücken können, und sie würden auf derselben Insel in derselben Weise fortleben, bis ihre Zahl sich so besorglich steigerte, das sie gezwungen wären, durch ein hartes, durch ein grausames Gesetz der Vermehrung der Einwohnerzahl Schranken zu setzen.

Wir sehen, wie wenig dem einen die Kenntnis alles dessen hilft, was uns zum Leben nötig scheint, wir sehen, mit wie geringen Mitteln ein anderer sich eine Existenz zu gründen weiß, und wir sehen gleichzeitig, daß die kaukasische Rasse keineswegs geistig so übermäßig bevorzugt ist.

Eine neuseeländische Streitaxt.

Es soll damit durchaus nicht das Entgegengesetzte bewiesen werden, es wäre überaus thöricht zu behaupten, daß die kaukasische Rasse niedriger stünde als die amerikanische oder polynesische, weil ein Polynesier, auch wenn er ganz allein auf seine Hände ohne irgend welche Werkzeuge angewiesen ist, sich eine Hütte bauen kann — endlich wird der Europäer das auch lernen, falls er nicht vorher verhungert ist — aber die Geisteskräfte des Wilden sind ihm sogleich zur Hand, dienen ihm augenblicklich, sobald er sie braucht, indessen der Europäer, durch seine unzählbaren Mittel verwöhnt, schließlich nichts kann, wo diese Mittel ihm fehlen. Der Wilde schafft sich die Mittel. Er braucht eine Axt, um einen Baum zu fällen, er sucht solange, bis er einen Feuerstein findet, den er spaltet (das möchte ihm wohl schwer werden auf einer Koralleninsel, aber da freilich fällt man auch keine Bäume, sondern man dankt dem Himmel, wenn man überhaupt Bäume hat. Es würde sich bei diesem Beispiele nicht um eine Niederlassung auf einer niederen, sondern auf einer hohen Insel handeln. Wo Berge sind, findet man auch harte Steine, wenn nicht Feuerstein, so Hornstein oder Achat oder etwas Ähnliches); er befestigt denselben an ein Stück Holz, und mit diesem Werkzeuge, das ein Europäer schwerlich machen würde, fällt er

Bäume, spaltet sie und bedient sich ihrer zu all den Zwecken, zu denen wir der Art bedürfen.

Er will eine Waffe haben, um sich eines Feindes in der Nähe zu erwehren, so befestigt er einen ähnlichen Stein auf andere Weise an einen Stiel, und er hat eine Streitaxt. Er will ein Tier aus der Ferne treffen, so nimmt er ein spitzig gespaltenes Stück Stein oder einen spitzigen Knochen und befestigt denselben an ein mehr oder minder starkes Rohr, und er hat eine Lanze; er krümmt einen Zweig von elastischem Holze und verbindet die beiden Enden mittelst einer Schnur aus Kokosfasern, und er hat einen Bogen.

Das Vorhandensein unzähliger, äußerst schön gearbeiteter Werkzeuge, Waffen, Schmucksachen u. s. w. bei wilden Völkerschaften, die des Eisens ganz entbehren, liefert uns den Beweis einer seltenen Geschicklichkeit, wenn auch das Organ in der Mechanik, der Industrie nicht ganz besonders ausgebildet sein sollte. Die seltene Schlauheit, die List, mit welcher sie Tiere beschleichen oder Feinden entgegentreten, zeugt von lebhafter Entwickelung ihrer geistigen Kräfte, auch ohne daß das Organ der Schlauheit besonders hervorträte.

Man ist der Ansicht gewesen, daß die Naturmenschen bei weitem ausdauernder, widerstandsfähiger sind als wir von der Kultur beleckten Völker. Man weist auf die rüstigen Männer in Nordamerika, in Neu-Seeland ꝛc. hin, aber man vergißt, daß dieses die kräftigsten ihres Volkes sind, und daß wir die minder kräftigen gar nicht kennen, weil sie, lange bevor sie in ein Alter treten, in welchem sie uns den Beweis ihrer Dauerhaftigkeit, ihrer Widerstandsfähigkeit geben könnten, schon zu Grunde gegangen sind.

Die Sterblichkeit unter den Kindern der Naturvölker ist sehr viel größer als unter den civilisierten Nationen, eben weil sie der Pflege, welche das zarte Alter fordert, ganz entbehren. Daß die kräftigsten diese Lehrzeit glücklich überstehen, und daß diese kräftigsten auch ein Alter haben, welches dem gemäß ist, dürfte kein besonderes Wunder sein; aber der Mensch ist sehr geneigt, einzelne Fakta als allgemeine Gesetze aufzustellen.

Ganz dasselbe gilt für die entgegengesetzte Behauptung, die Wilden, die uncivilisierten Völkerschaften seien körperlich schwächer als die civilisierten. Dem (ursprünglichen) Verfasser gelang es in seinen kräftigsten Mannesjahren, bei einem Ringfest in der Schweiz zwei verschiedene tüchtige Leute niederzulegen, und da die Aufforderung zum neuen Kampfe Besorgnis einflößen mußte, den zweiten dergestallt niederzuwerfen, daß er einsah, hier sei nicht viel Ruhm zu holen. Deshalb wird der Verfasser durchaus nicht behaupten wollen, daß er stärker sei (oder vollends gar, daß die Bewohner des Flachlandes stärker seien) als die Schweizer. Die Thatsache, zwei Schweizer im Ringen besiegt zu haben, hat ihren Grund in der Gewandtheit des Siegers,

der seine Kräfte durch Turnen und Schwimmen ganz besonders geübt hatte, und der sich nebenbei auch noch im Besitze mehr als gewöhnlicher Muskelkraft befand, wenn auch nicht größerer, wie die schweizerischen Landleute sie im allgemeinen zeigen.

Das oben ausgesprochene Urteil über die geringere Kräftigkeit der wilden Völkerschaften rührt von solchen einseitigen Versuchen her. Man hat Matrosen den Südsee-Insulanern gegenübergestellt, Leute, die mit Fleischkost überreich genährt und welche an Anstrengungen aller Art, welche an Benutzung aller ihrer körperlichen Kräfte gewöhnt waren; daß diese Sieger wurden über Südsee-Insulaner, welche niemals versucht haben, ihren Körper irgendwie anzustrengen, dürfte wohl sehr begreiflich sein und dürfte durchaus nicht zu einem Schlusse auf geringere körperliche Fähigkeiten berechtigen.

Man hat andere Völker verglichen mit den europäischen Matrosen, namentlich mit Preußen und Engländern, nicht was das Ringen, sondern was das Heben von Lasten betrifft, man hat auch verschiedene Arten von Kraftmessern für den Druck der Hände, sowie für die Kraft der Kniegelenke wie für die Kraft der Rückenmuskeln zu Versuchen angewendet und hat dabei immer gefunden, daß Europäer die überwiegende Stärke haben. Was will das sagen? Die Europäer haben jedenfalls die bei weitem überwiegende Ubung in der Manipulation des Kraftmessers für sich; was versteht der Peruaner, was versteht der Kalifornier von einem Kraftmesser? was Wunder endlich, wenn der wohlgenährte Matrose kräftiger ist als der fortwährend notleidende Eingeborene? Würde man versuchen, wer von beiden eine Lanze weiter wirft, einen Bogen kräftiger und schneller spannt, eine Palme mit mehr Gewandtheit hinanklettert, so würde der Vorteil höchst wahrscheinlich — nein gewiß — auf Seiten des Wilden zu finden sein.

An dergleichen Fehlern leiden alle diese Untersuchungen, die Faktoren sind nicht gleich, die Bedingungen, unter denen sie veranstaltet werden, sind zu günstig für den einen, zu ungünstig für den anderen, und gerade dasjenige, was mit der größten Sorgfalt festgestellt werden sollte, wird im Gegenteil mit der größten Sorgfalt umgangen, daher wir bis jetzt noch zu keinem entscheidenden Resultate gelangt sind.

Es würde ebenso falsch sein, wenn man gestützt auf gewisse Wahrnehmungen behaupten wollte, unter den Wilden seien die Frauen kräftiger als die Männer, und bei den Europäern sei dies umgekehrt. Man könnte als Beweis anführen, daß die Wilden von ihren Frauen verlangen, die ganze bewegliche Habe der Familie, die Zelte und Zeltdecken, die Geschirre und noch ein paar Kinder dazu auf ihren Rücken zu laden und bei Wechsel ihres Wohnorts mit solcher Belastung große Strecken zu wandern, während sie selbst durchaus nichts tragen als ihre leichten Waffen und ihre Jagd-

beute, vorausgesetzt, daß dieselbe nicht schwer sei, denn ein ganzes Reh oder ein anderes größeres Tier schleppt der Mann niemals nach Hause, sondern er hängt dasselbe hoch genug an einen Baum, daß es nicht die Beute vierfüßiger Raubtiere wird, und schickt dann seine Frau oder seine Frauen danach aus, damit diese es heim holen.

Dieses Verhältnis findet aber nicht statt, weil der Mann sich schwächer fühlt als das Weib, sondern weil er viel zu stolz ist, um irgend eine Arbeit zu verrichten. Der nordamerikanische Krieger setzt sich dem lebensgefährlichen Kampfe mit dem grauen Bären aus, er besiegt ihn oder er wird von ihm zerrissen, eines wie das andere ist eine Ehre, aber den toten Bären nach Hause zu schleppen, wäre eine unaustilgbare Schande, darum bürdet er dieses der schwachen Frau auf.

Ebenso wenig ist es wahr, daß die europäischen Weiber so viel schwächer sind als die Männer, daß man darin ein charakteristisches Kennzeichen der beiden Geschlechter finden könnte; man muß nur freilich nicht die Salondame mit dem Zimmermann oder dem Ackerbauer vergleichen. Wenn eine Landdirne ihren Buben umarmt, so stehen sie beide auf ziemlich gleicher Stufe, und einer thut dem anderen nicht viel, wenn aber ein rüstiges Bauermädchen dem lüsternen Gardelieutenant oder Oberlandsgerichts-Assessor eine gewöhnlich abwehrende Umarmung angedeihen läßt, so krachen ihm alle Rippen, und er hat in der Regel an einem solchen Versuch so sehr zur Genüge, daß er keinen zweiten unternimmt.

Hier fehlen eben die gleichen Bedingungen. Kinder der Stadt können gar nicht mit einander verglichen werden, denn während die Knaben sich balgen und boxen, weite Wege machen, turnen lernen und dadurch ihre Kräfte üben, sitzen die Stadtmädchen sittsam in der Stube, entziehen sich der Luft und dem Licht, um den Teint nicht zu verderben, sie turnen auch nicht, damit die Zartheit ihrer Hände nicht leide, und so vernichten sie ihre Kräfte, statt sie zu üben; sie werden bleichsüchtig, elend, sie gebären späterhin ihrem Manne schwächliche Kinder, sie haben schließlich alle ihre Energie verloren, außer darin, daß sie den Mann mit erschrecklicher Konsequenz durch ihr ewiges Kranksein quälen.

Will man einen Vergleich anstellen, so gehe man auf das Land weit genug von den Städten ab, dort sehe man Frauen und Männer ein Kartoffelfeld behacken, den ganzen Tag mit Ausnahme der Frühstücks- und der Mittagsstunden mit gekrümmtem Rücken das schwere Werkzeug schwingen, oder man sehe Tagelöhner oder Tagelöhnerinnen eine Wiese von 400 Morgen Ausdehnung mähen, und man frage sich dann, ob der Unterschied zwischen dem, was die Tagelöhner und Knechte leisten, und dem, was die Mägde leisten, denn wirklich so groß ist. Wir wollen einen Unterschied

zugeben, der ist aber gewiß nicht so groß, wie er nach dem Sinne solcher Angaben sein müßte.

Die sittliche Stellung des Weibes ist ebenso sehr verschieden in den verschiedenen Ländern und Weltteilen, wie es die physische ist, und man pflegt gern zu behaupten, daß ein Kennzeichen der höheren Stellung unserer, der kaukasischen Rasse die bessere Behandlung des Weibes sei.

Wir wollen den Schmutz nicht zu tief aufrühren, um unserer, um der kaukasischen Rasse nicht eine gar zu große Schande zu machen, schwerlich ist das Weib eines amerikanischen oder afrikanischen Wilden so geplagt wie das eines europäischen Tagelöhners, und was die Achtung betrifft, welche man dem schwächeren Geschlechte schuldig ist, so reicht sie leider nicht gar zu weit über den Brautstand hinaus. Auch in den sogenannten gebildeten Ständen giebt es erschreckende Beispiele, obwohl wir anerkennen müssen, daß sehr schätzenswerte Ausnahmen davon vorkommen; aber wenn dies Ausnahmen sind, so ist wieder der Vorteil für die Civilisation nicht groß, denn solche Ausnahmen giebt es auch bei den allerrohesten Völkern; es wird sich mithin über diesen Zoll der Achtung nichts anderes sagen lassen, als daß er sich bei gut gearteten Menschen findet, bei schlecht gearteten aber nicht.

Etwas zum Lobe des weiblichen Geschlechtes bei den Naturvölkern zu Sagendes und zwar nicht hoch genug Anzuerkennendes ist ihre Mäßigkeit im Trunke. Die Männer sind demselben bis zur Zerstörung ihrer Körper- und Geisteskräfte ergeben; die Weiber haben meistens Abscheu davor, hüten sich vor den berauschenden Getränken, sogar dann noch, wenn sie dieselben bereiten und die Gelage der Männer teilen. Man kann das von den Weibern der niedrigsten Stände im mittleren Europa nicht sagen; die Branntweinpest hat sich leider, wenn schon immer in viel geringerem Maße als über die Männer, doch auch über die Weiber erstreckt und fordert von diesen so gut wie von jenen ihre Opfer. Ja, das Schrecklichste ist, daß sie schon sehr früh ihre Kinder an das tödliche Gift gewöhnen, anfänglich sich an den Grimassen, die das unglückliche Geschöpf macht, ergötzen, dann aber es ihnen einflößen, um sie im Schlaf zu erhalten, und so schon sehr früh die Kräfte zerstören, deren Vorhandensein zur Ausbildung des Körpers unerläßlich, weshalb wir in den niederen Ständen, vorzugsweise aber in den Städten so früh verkrüppelte Gestalten einherwanken sehen.

Die Behandlung des Weibes hängt häufig von der Lebensweise, von der Beschäftigung der Männer ab. Bei Ansässigen ist sie viel milder als bei Wandervölkern und unter diesen bei Nomaden viel milder als bei Jägervölkern; es liegt hier ein einfacher Grund vor. Die Jägervölker kennen keine Lasttiere, ihnen ersetzt die unglückliche Frau das Lasttier; bei den Nomaden stellt sich dieses ganz von selbst anders heraus, die Frau

braucht nicht die ganze Habe zu tragen, allein schon deshalb, weil es nicht möglich wäre, da sie zu groß ist; die Habe wird also auf Rinder oder Pferde, auf Esel oder Kamele, bei den Bewohnern des äußersten Nordens auf Renntiere und bei denen der Plateaus von Südamerika auf das geduldige Llama geladen.

Nicht nur der Besitz macht einen Unterschied in der Behandlung des Weibes, sondern auch die Zahl, in welcher dasselbe an dem Haushalte teilnimmt. Man pflegt zu sagen, bei allen Völkern, welche Monogamie haben, sei die Behandlung des Weibes eine bessere als bei denen, bei welchen die Polygamie herrsche. Es scheint auch hierzu, wie zu so vielen anderen Behauptungen, nur wenig Grund vorhanden, und was man anführt, kann nicht anders als schwach bezeichnet werden. Die Zahl der Weiber richtet sich überall nach dem Bedürfnis; nur den Christen ist es eingefallen, die Religion mit in das Spiel zu ziehen, wiewohl vollständig mit Unrecht, da die Grundlage unserer Religion, die heilige Schrift, nirgends die Monogamie vorschreibt, wohl aber Beispiele von Gott wohlgefälligen Personen anführt, von Patriarchen, von Propheten, von hochbegabten Königen, welche viele Frauen gleichzeitig gehabt haben, und derjenige, der dieses am weitesten getrieben, Salomo, erregte den Zorn Jehovahs nicht, weil er so und so viele Frauen hatte, sondern weil er Frauen aus allen benachbarten und der Abgötterei ergebenen Völkern genommen hatte.

Im Orient ist die Vielweiberei eine Notwendigkeit, die Triebe sind viel heftiger, viel lebhafter und beginnen bei dem männlichen Geschlecht sich sehr viel früher geltend zu machen, indessen sie wieder sehr bedeutende Dauer haben; es ist durchaus nichts Seltenes, daß Orientalen noch in ihrem 70. Jahre gesunde Kinder erzeugen. Etwas ganz anderes ist es mit dem weiblichen Geschlecht, und wenn bei diesem die Naturtriebe auch früher erwachen als in unseren nordischen Klimaten, so erlöschen sie auch um so viel früher, und das Weib beginnt in den Jahren zu altern, in denen sich bei uns erst die Kraft und Fülle des Weibes entwickelt. Eine Frau von 25 Jahren ist in der Türkei, in Persien, in Indien schon eine Greisin, wenigstens eine Matrone, welche auf das Gefallen nicht mehr Ansprüche machen kann, welche keinen Reiz mehr für den Mann hat.

Mohammed hat die Gesetze der Bibel in vielen Punkten auf das treueste angenommen, so auch diejenigen über die Ehe, welche ein Vertrag zwischen zwei Personen ist, über welchen der Priester durchaus nichts sagt. Es ist bei den orientalischen Völkern gewöhnlich ein Kaufgeschäft; die Töchter des Hauses sind eine Ware, deren Preis sich nach der Schönheit derselben und nach der Nachfrage derselben richtet. Jakob diente vierzehn Jahre um seine beiden Frauen Lea und Rahel, wobei er noch von seinem würdigen Oheim

übers Ohr gehauen wurde. In anderen Fällen gab man so und so viel Kamele, Rinder oder Schafe als Kaufpreis, und darum war auch das Weib Eigentum des Mannes; die Eheleute gehörten nicht einander, sondern die Frau gehörte dem Manne, er konnte sie wieder verkaufen, verstoßen, er konnte sie verschenken, wie man überhaupt mit jeder beweglichen Habe thun darf.

Allen diesen Unannehmlichkeiten geht der Orientale dadurch aus dem Wege, daß er mehr als eine Frau nimmt.

Aber nicht bloß der Orient hat seine Vielweiberei, sie ist auch im Occident zu finden und ist dort wohl ebenso nötig. Der Bewohner der weiten Jagdgründe in Nordamerika, der Bewohner der Felsengebirge bedarf zur Bestreitung aller seiner Bedürfnisse mehrerer Hände; Sklaven sind dort nicht zu bekommen; selbst der Kriegsgefangene, wenn er nicht am Marterpfahle getötet wird, erhält die Rechte eines freien Mannes zurück, wird ein Mitglied des ihm einst feindlichen Stammes, nimmt aus demselben ein Weib, das für ihn arbeitet, und er ist wie jeder andere berechtigt, deren so viel zu nehmen, als er für seine Bequemlichkeit zu brauchen glaubt und als er zu ernähren vermag.

Ist das Völkchen ansässig, so sind es die Frauen, welche den Acker bearbeiten, so sind es die Frauen, welche die Häuser bauen, die Zeuge flechten und weben, die Häute gerben, die Kleider und die Schuhe machen, und je angesehener, je wohlhabender der sogenannte Wilde ist, je ausgedehnter sein Besitztum, desto weniger ist eine Frau imstande, den Arbeiten zu entsprechen, welche auf ihr lasten würden; und thäte ihr Mann es nicht von selbst, so würde sie ihn dringend bitten, ihr recht bald eine Gehülfin zu geben. Was man gewöhnlich im Gefolge der Vielweiberei glaubt, Zank und Streit im Hause, existiert bei den Naturkindern nicht, dazu muß man zuvörderst hoch civilisiert sein, dann erst kommen Neid und Mißgunst und Eifersucht zur Geltung.

Wir haben sehr viel näher unter den nomadisierenden Völkern des nördlichen Afrika gleichfalls die Polygamie. Ein Herr A. Verbrugger hat eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, die Irrtümer betreffend, welche über Algerien ziemlich allgemein verbreitet sind. Derselbe sagt: Man kann die Muselmänner in Algerien in zwei Lager teilen, in solche, welche in den Städten ansässig sind, und in solche, die ein mehr oder minder nomadenartiges Leben führen. Die ersteren haben zum großen Teile nur eine Frau, aber alles, was unter dem beweglichen Dache des Filz- oder Leinwandzeltes lebt, huldigt der Vielweiberei. Herr Verbrugger teilt eine Auseinandersetzung mit, welche ein vornehmer Häuptling, der zweimal Europa besucht hat und sich einer mehr als gewöhnlichen Bildung erfreute, einer fran ösischen

Dame machte, als sie ihm das Unmoralische der Polygamie vorrückte. Sehr vernünftig fängt er vor allem damit an, daß die Franzosen in höherem Grade Vielweiberei haben als die Mohammedaner, daß sie nur eine andere Form annimmt, dann aber erklärte er, diese an sich unbedeutende Beschuldigung fallen lassen zu wollen und nur die vornehme Dame zu bitten, sich für eine kurze Zeit als die Frau eines wohlhabenden arabischen Nomaden zu betrachten; er sei überzeugt, daß sie sehr bald die Vielheit der Frauen nicht tadeln, sondern wohl die erste Anregung dazu geben werde, daß ihr Gatte noch mehrere Frauen nähme, falls er nicht von Hause aus geneigt wäre, ihr Nebenbuhler zu geben. Sie werde die Richtigkeit seiner Behauptung gewiß zugeben, sobald sie die Verhältnisse kennen gelernt haben würde, unter denen die Nomaden existieren.

„Unsere Nomadenwohnungen sind von wenig Bequemlichkeiten erfüllt, sie haben keine festen Wände; nichts ist überhaupt fest darin, selbst die Kasten sind nicht von Holz, sondern von Fellen gemacht. Unsere größten Kostbarkeiten, ja selbst unser Leben ist nur dann einigermaßen sicher, wenn viele und besonders vertraute Leute uns umgeben. Da aber Sklaven oder gemietete Diener niemals zuverlässig sind, so leisten wohl nur die Frauen der Bedingung, eine sichere Wache zu geben, ein Genüge.

„Bei unserem Leben in Wüsten und Thälern umherschweifend, giebt es weder Müller noch Bäcker, weder Tuchmacher noch Schneider, keine Leineweber und keine Nähterin, keinen Holzhändler und keinen Wasserträger, und es kann begreiflicherweise alle diese nützlichen Gewerbszweige nicht geben. Sie, meine schöne Frau, mit mir oder einem anderen reichen Kabylenhäuptling verheiratet, würden das Getreide ausdreschen und reinigen, würden es zerstampfen und zu Mehl machen, würden einen Teig daraus machen und ihn backen müssen, wozu selbstverständlich noch alle anderen Küchenarbeiten kommen würden. Sie würden aber auch genötigt sein, die Kühe und Schafe zu melken und aus ihrer Milch Butter und Käse zu bereiten, Sie würden die Wolle Ihrer Herden herrichten und reinigen zu den Filzdecken Ihrer Zelte, Sie würden einen andern Teil spinnen und weben müssen, um Zeuge zu gewinnen und aus denselben Kleider für Ihren Mann, für sich und für Ihre Kinder zu fertigen.

„Wenn die kleine Kolonie ihren Standpunkt verläßt, um neue Futterplätze für ihr Vieh zu suchen, was alle 5 bis 6 Tage geschehen muß (Sie sehen, daß das 60 oder 70 mal im Jahre geschieht und Sie also unaufhörlich in Bewegung sind), so müssen Sie die Zelte vorher abschlagen, Pakete aus Ihrer beweglichen Habe bilden, alles zusammenschnüren und auf die Kamele laden, und wenn sich der Zug in Bewegung setzt, müssen Sie mitten in dem furchtbaren Staube, den er erregt, einhergehen, die

Tiere leiten und antreiben, damit sie nicht falsch gehen, und damit sie auch schnell genug gehen.

„Ohne Zweifel ist Ihnen das anmutige Bild Rebekka am Brunnen bekannt, wenigstens ist es durch den Kupferstich tausende von Malen vervielfältigt. Die Tochter des Laban trägt den großen Thonkrug mit Wasser auf ihren Schultern. Sie tränkt nicht nur Isaaks Knecht und seine Begleiter, sondern auch die dürstenden Kamele an dem Brunnen, der zuweilen weit genug von dem Duar entlegen ist; aber auch die eigenen Herden müssen auf solche Weise getränkt werden, falls nicht statt eines Brunnens ein Bächlein da ist, welches der Mühe überhebt. Die großen mit Wasser gefüllten Gefäße aus der Tiefe des Brunnens herauszuholen, ist kein Vergnügen, sondern eine schwere Arbeit, und wenn Sie, geehrte Frau, mit Staub und Schweiß bedeckt von dieser schweren Arbeit nach Hause kommen, werden Sie sich wahrlich nicht malen lassen. Ihre kotigen Beine, Ihre vom Wasser triefenden Kleider würden, wenn der Pinsel des Malers treu wäre, kein anziehendes Bild geben, und Sie selbst würden bald einsehen, wenn Sie unter uns lebten, daß es nicht anders sein kann, daß der Gatte, auch wenn er Sie über alles liebte, keinen Anteil an den Beschwerden Ihres Daseins nehmen, es durch seine Hülfe erleichtern könnte, ohne die Achtung, die Ehrerbietung einzubüßen, welche man ihm als Familienoberhaupte und als tapferem Manne, als Verteidiger des Duars schuldet. Er darf nicht helfen, wenn er es auch noch so gerne wollte.

„Der Mann hat seine eigene Aufgabe, welche auch keine leichte ist. Sein Fuß muß immer im Steigbügel, seine Hand muß am Gewehr, sein Aug' und Ohr muß überall sein, so um Weideplätze aufzusuchen, welche bestimmt sind, diejenigen zu ersetzen, auf welchen das Futter anfängt seltener zu werden, er muß die Absichten des Feindes durchschauen und zu vereiteln wissen; er muß der List durch eine andere List zuvorkommen, er muß sich mächtige und kräftige Verbündete zu verschaffen wissen, welche imstande sind, seine Sache zu der ihrigen zu machen, so wie er bereit zu jeder Hülfe sein muß, und solche Verbündete verschafft er sich in derselben Weise, wie sonstmals die hohen Herren thaten durch Verheiratung mit gleich Mächtigen oder Mächtigeren.

„Das Leben des Mannes ist kein gar zu erfreuliches; nicht nur der Feind, der mit Feuerwaffen versehen zu Roß daher kommt, um seine Herden wegzutreiben, seine Frauen und Kinder in die Gefangenschaft zu führen und zu verkaufen, auch der Schakal und der Löwe, der Panther und die geflügelten Raubtiere sind gefährliche Feinde, müssen von ihm aufgesucht und verscheucht werden, und er ruhet nicht auf Rosen, während seine Frauen für ihn arbeiten, sondern er arbeitet für sie ebenso schwer, wenn auch in

anderer Weise. Und ich komme zurück auf meine ersten Worte: Sie selbst werden wünschen, vielleicht verlangen, daß Ihr Mann mehrere Gattinnen nähme, und Sie würden vielleicht bedauern, daß er nicht mehr als vier nehmen darf."

Bei eben diesen Stämmen finden wir, so lange sie als Städtebewohner leben, nur eine Frau, und es scheint ihnen selbst dieses vollkommen genügend; denn das Verhältnis ist hier ein ganz anderes. Die Frau des Städters bedient nicht, sie will bedient sein, selbst wenn sie in einer ziemlich untergeordneten Stellung lebt. Wo eine Frau im Hause, müssen Sklavinnen sein, und jede Frau fordert ihre eigenen Sklavinnen; das ist ein teurer Luxusartikel, er kostet mehr als Brosche und Ohrgehänge, als Shawls und seidene Kleider, und er ist nicht wie dies ein Kapital, welches keine Zinsen trägt, sondern im Gegenteil ein Kapital, welches hoch verzinst werden muß.

Die Monogamie ist allerdings das Ideal der Vereinigung von Mann und Weib für das ganze Leben, und wenn die Ehen alle so wären, wie die Brautleute sich dieselben vorstellen, so würde der alltägliche Ausdruck — ein Leben wie im Paradiese — gerade das Richtige dafür sein. Aber von beiden Seiten wird gegen die gesunde Vernunft so unendlich oft gesündigt, daß es gar kein Wunder ist, wenn statt des gehofften Glücks eitel Unglück aus der Verbindung resultiert. Das zu nahe Beisammensein ruft eine Menge von Unbequemlichkeiten hervor, die äußerst nachteilig gegen das gehoffte Glück auftreten. Die junge Frau, welche vor dem Bräutigam stets elegant und geputzt erschienen, läßt sich vor dem Gatten sehr bald im fleckigen Unterrock und mit herabhängenden Strümpfen sehen. Sie, welche durch die bloße Erwähnung dessen, was sie täglich thun muß, schon empört worden wäre, sie thut dies jetzt sonder Scheu in Gegenwart des Mannes. Sie trägt ein Kind in ihrem Schoße, und was ihrem Gatten zum höchsten Entzücken geraten könnte, das schlägt in das Entgegengesetzte um, weil die junge Frau anfängt, sehr bequem zu werden und sich nicht mehr geniert.

Der Herr Gemahl sucht Zeitvertreib außer dem Hause, vielleicht den allerunschuldigsten, er will ungeniert mit seinen Freunden plaudern und Cigarren rauchen; die Frau glaubt das nicht, sie wird eifersüchtig, und sie ergreift daher das beste Mittel, um den Mann ganz aus ihrer Nähe zu verscheuchen, es kommt zu harten Worten, und die geträumte Harmonie der Seelen — das irdische Paradies — ist für immer zerstört.

Im Orient ist es besser, denn die Frau verlangt nicht, daß der Mann ihr seine ganze Zeit, ihr seine ganze Existenz widme. Unter den reichen Engländern ist es auch besser, denn es herrscht ein strenges Dekorum. Mann und Frau kommen nur in schönster Toilette zusammen, sehen sich

nie in einer Kleidung, welche jeder der beiden Gatten für unanständig halten würde, und die er doch grade seinem Gatten gegenüber immer wieder von neuem zeigt. Wenn also die Ehe in dem christlichen Sinne, die Ehe zwischen einem Manne und einem Weibe, nicht ihren Zweck erfüllt, wie es leider meistens der Fall ist, so liegt die Schuld nicht in dem Institut der Monogamie, sondern in dem Menschen.

Die sonderbarste Form der ehelichen Verbindung ist die der Vielmännerei, welche, wie bereits bemerkt, in dem tibetanischen Hochasien vorkommt. Die bereits angegebenen Gründe, das Verbot, die Töchter mit Niedriggebornen zu verheiraten, führen zu dieser Form, welche auf keine Weise auch nur einen geringen Anschein von Entschuldigung zu beanspruchen vermag, sie ist aber in manchen Ländern doch verbreitet, so z. B. außer in den Gebirgen von Tibet auch noch auf der ganzen Küste Malabar und bei mehreren Negerstämmen. Die Nachbarn der Chinesen, die Tibetaner, pflegen so zu heiraten, daß eine Frau (ein Mädchen) die sämtlichen männlichen Mitglieder einer Familie heiratet. Vor allen Dingen alle Brüder, demnächst aber auch die Onkel und Neffen, so daß daraus eine, man möchte sagen bodenlose Verwirrung entsteht. Anders ist dieses auf der Malabarküste und auf Ceylon, wo die Frauen wählen, wen sie heiraten wollen, nicht zwei oder drei Brüder nehmen müssen, sondern wählen, wen sie wollen, wer ihnen wohlgefällt. Dort können sie zwölf rechtmäßige Gatten, einen nach dem andern heiraten; und teilen sich die Männer in Tibet tageweise ein, so daß z. B., wenn sieben Männer vorhanden wären, jeder einen Tag in der Woche sein nennen würde, so findet dagegen in Indien eine andere Einteilung nach dem bekannten Wahlspruch „dem Erstbesitzenden gehört die Welt" statt. Derjenige, der zuerst bei seiner Gattin ist, stellt seinen Speer und seinen Schild vor die Thüre und ist nun so sicher wie der verbotene Besuch in einem türkischen Harem, wenn ein Paar Damenpantoffeln vor der Thüre stehen. Jeder von den anderen Gleichberechtigten, der bei der Annäherung an die Thür seiner Gattin dieses Zeichen sieht, zieht sich bescheiden zurück und sucht einen günstigeren Moment zu erhaschen, wo kein Speer oder Schild ihm den Eintritt wehrt.

Leider können wir nicht behaupten, daß eine der beiden als unzulässig zu betrachtenden Eheformen, die Vielweiberei oder die Vielmännerei, in Europa nicht heimisch wäre, nur sind die Formen, unter denen diese Verhältnisse auftreten, ungesetzlich und werden darum als unmoralisch betrachtet. Ohne alle Frage gehört es zu den größten Seltenheiten, wenn ein Mann sich mit Wahrheit rühmen kann, nie mit einem anderen als seinem angetrauten Weibe in Verbindung getreten zu sein. Die Vielweiberei ist unter den Türken zwar gesetzmäßig erlaubt, aber sie ist gewiß viel seltener,

als sie in den großen Städten von Europa ist. In der Türkei kommen auf 1000 Ehen eine Doppel- oder mehrfache Ehe, was auch eigentlich selbstverständlich ist, da die Zahlen des männlichen und des weiblichen Geschlechts doch immer ziemlich gleich sind, nirgends findet ein Verhältnis statt, nach welchem auf jeden Mann zwei Frauen kämen, oder nur die Zahl des weiblichen Geschlechts die des männlichen auch nur um ein Zwanzigteil überträfe. Wie begreiflich, müssen, damit einer vier Frauen habe, vier Männer unverheiratet bleiben. Was im Orient die Vielweiberei allein möglich macht, selbst in der höchst geringen Ausdehnung, in welcher sie thatsächlich stattfindet, ist die Einfuhr von Sklavinnen aus benachbarten Ländern.

Das Umgekehrte, die Vielmännerei, so ist sie in Europa ein mit Schande gebrandmarktes Gewerbe, ist aber nicht wenig verbreitet, denn leider leben in allen großen Städten Tausende von diesem schändlichen Gewerbe, abgesehen von denjenigen Fällen, in denen nicht des Gewinnes wegen, sondern aus Neigung zur Sache die Schranken der Ehe überschritten werden. Der Staat sucht überall die gesetzmäßige Ehe zu befördern, aber leider kann er nicht die Mittel dazu beschaffen. In Ägypten kostet die Unterhaltung, die Ernährung, die Pflege eines Kindes von seiner Geburt bis zu dem Augenblick seiner Selbständigkeit nur 50 Mark (nicht etwa jährlich, sondern für den ganzen Lebensabschnitt des Kindes), in Mitteleuropa muß man mindestens 600 Mark rechnen, wobei nicht vergessen werden darf, daß diese 600 Mark ein so niedriger Preis sind, daß schwerlich eine Familie übernehmen wird, das Kind bis zu seinem 16. Jahre zu ernähren, denn es kommt die Summe von 36 Mark auf ein Jahr. Daß sich gewissenlose Schurken dazu hergeben werden, gegen vollständige Erlegung dieser Summe Pflege und Beköstigung zu übernehmen, unterliegt keinem Zweifel, sie benutzen die dargebotenen 600 Mark zu anderen Zwecken und lassen das Kind dem Elend und Hunger erliegen. Dieser Fall kann aber natürlich nicht gemeint sein, sondern nur der der wirklichen Erfüllung einer übernommenen Pflicht.

Der Verfasser hat einen unglücklichen Beamten, welcher seiner Schulden wegen mit Entlassung bedroht war, einen Etat entwerfen sehen, um zu beweisen, daß er mit dem Gehalt, das ihm der württembergische Staat anwies, nicht auskommen könne. Hierbei berechnete er für jedes seiner fünf Kinder täglich 10 Kreuzer, und dies ist schon das Dreifache der oben angegebenen Summe von 36 Mark pro Jahr. Der Trost, den ihm der Minister mitteilte: „Se hättet ebe net heirate solle — ledig weret Se scho auskomme“ (Minister Fellnagel), war allerdings nicht sehr groß; denn da die fünf Kinder à 10 Kreuzer sein ganzes Einkommen von 300 Gulden absorbierten, so wäre auch der Mann allein kaum mit 300 Gulden aus-

gekommen, aber die kleine Rechnung beweist, wie schwer es ist, selbst in einem so wohl kultivierten Lande wie Württemberg, und bei so geringen Preisen, wie sie die Lebensmittel daselbst haben, eine Familie zu gründen; wie viel mehr muß dieses nun der Fall sein in anderen Ländern oder in großen Städten, wo alles hoch im Preise steht, was zum menschlichen Unterhalt nötig.

Dieses ist ein Hauptgrund des ehelosen Lebens, zu dem nun noch die Standesvorurteile kommen, die Meinung nämlich, durch seine Stellung gezwungen zu sein, einen Luxus zu treiben, welcher über die Mittel, die man aufzuwenden hat, weit hinausgeht. Die Frau verlangt eine Wohnung von solcher Ausdehnung, Kleider von solchem Stoff und solcher Weite, wie die Frau Regierungsrätin trägt. „Was ist denn die Frau Regierungsrätin mehr als ich?“ so fragt die Frau ihren lieben Mann, „Du bist ja auch schon Assessor und wirst auch Regierungsrat werden, warum soll ich denn hinter jener zurückstehen, noch dazu ist mein Vater Oberst, und ich bin von Adel, ihr Vater aber ist nichts weiter als ein durch kleine Semmeln reich gewordener Bäckermeister.“

Die gnädige Frau hat ganz recht, obwohl das Gehalt ihres Mannes nur 1500 Mark, das Einkommen der Tochter des Bäckers aber 6000 Mark jährlich beträgt. Unsere Zeiten sind einmal so thöricht, daß man die Frau des Assessors mit höchst verächtlichen Blicken ansehen würde, wenn sie nicht ihrem Stande gemäß kostbare Moirékleider, sondern ihrem Einkommen gemäß Kattunkleider tragen würde, und so dürfte es denn kein Wunder sein, wenn ein vernünftiger Mann, der ein Einkommen von 3000 Mark hat, erklärt: so gerne er heiraten würde, so könne er es doch nicht, da seinem Range nach zu leben das Doppelte erforderlich sein würde und er nicht mehr jung genug sei, um zu hoffen, daß eine reiche Erbin ihm ihre Hand geben werde.

Das sind die socialen Übel, welche mit der Civilisation Hand in Hand gehen, wovon die Naturvölker durchaus nicht berührt werden. Männer wie Frauen bei denselben unterscheiden sich gleichfalls durch Kleidung und Schmuck, aber nicht durch teuer gekauften und nicht bezahlten, wie die europäischen Schuldenmacher, sondern durch selbstgefertigten, durch Zeuge, deren Kostbarkeit in dem feinen Flechtwerk des Gewebes, in der Zierlichkeit der Muster, in der Schönheit der Farben beruht.

Wenn unsere Frauen so handelten, so würde manch eine mehr unter die Haube kommen; aber freilich darf man nicht vergessen, daß im Laufe der Jahrhunderte alles schlechter wird, alles schneller und schneller sich abnutzt, sogar die Zeit selbst, sie hat gar keinen rechten Wert mehr. Himmel, was konnte sonstmals zu des (urspr.) Verfassers Jugendzeiten eine Hausfrau thun!

Während des Winters wurde im Hause gesponnen, im Frühling gab man das Gespinst dem Leinweber, während des Sommers bleichte die Frau Regierungsrätin oder Schulrätin ihr Gespinst selbst und nahm die Frau Bürgermeister mit auf die Bleiche, um ihr die schöne Leinwand zu zeigen; alle Hemden für die Familie konnten von der Frau vom Hause genäht, alle Strümpfe konnten von ihr gestrickt werden u. s. w. u. s. w. Wie wäre dies jetzt möglich? Die Zeit hat all ihren Wert verloren; sie ist abgenutzt, sie hält nicht mehr, sie zergeht unter den Händen wie Zunder. Aber der langen Rede kurzer Sinn ist immer wieder die für den Bestand des Staates so unerläßliche Form der Verbindung der beiden Geschlechter; die Ehe wird durch die übertriebenen Anforderungen, welche man an das Leben macht, immer schwieriger, immer minder ausführbar, und dieser entsetzliche Zustand ist wohl geeignet, die Besorgnisse des Staatsmannes zu erregen und ihn nach einer Abhülfe suchen zu lassen. Das Hülfsmittel, welches die Naturvölker haben, reicht leider für die civilisierten Staaten nicht mehr aus; denn der Unterschied der Stände und das damit verbundene Bestreben, etwas Höheres zu scheinen, als man ist, reicht leider bereits bis in den Bauernstand hinein, schon dort ist der Doppelbauer dem Bauern überlegen, so wie dieser dem Halbbauern, der wieder mit dem Kossäten oder Kätner keine Gemeinschaft hat. Der Standesunterschied wird hier durch einige Morgen Land bedingt, aber er wird strenger aufrecht erhalten als bei der Adelsaristokratie, bei welcher der Graf sich nicht erniedrigt fühlt, wenn sein Sohn eine Baronesse oder überhaupt ein Fräulein von altem Adel heiratet, indessen der Doppelbauer die Anmutung, seinen Sohn die Tochter eines Bauern heiraten zu lassen, mit der größten Verachtung von sich weist und seinen Sohn lieber zu Grunde gehen sieht, als daß er zu einer solchen Mesalliance seine Einwilligung gäbe.

Die Sprache.

Ein besonderes Eigentum des Menschen, ein denselben vor allen anderen lebenden Geschöpfen auszeichnendes, ist die Sprache. (vergl. p. 25.)

Man spricht viel von der Sprache der Tiere, man bildet sich wohl ein, daß jede Tiergattung ihre eigene Redeform habe, denn man bemerkt Töne der Freude, des Schmerzes, des Zornes, der Furcht, welche bei demselben Tiere stets in derselben Weise wiederkehren; aber die Stimme der Tiere ist unveränderlich und unter denselben Umständen immer die nämliche, indessen die Töne des Menschen nicht nur nach Nationalitäten oder Welt-

teilen oder Zonen dieser Weltteile sich höchlichst von einander unterscheiden, sondern dieses schon stattfindet bei demselben Volke und der nämlichen Sprache, aber verschiedenen Individuen, ja sogar bei demselben Individuum, da die nämliche Empfindung auf verschiedene Weise kund gegeben werden kann. Eine Sprache der Tiere, so wie der Mensch sie hat, gab es nur in den Zeiten der Fabeln. Als Äsop seine schönen Lehren in das Gewand der Tierfabeln kleidete, da sprachen Füchse und Raben, Löwen und Bären mit Menschen, als ob sie Gymnasien und Universitäten besucht hätten. Der Dichterphantasie ist dieses wohl erlaubt, der Dichter kann auch Bileams Esel sehr vernünftig mit seinem Herrn sprechen lassen, aber in der Natur findet dergleichen nicht statt. Unsere Sprache ist folglich von der Tiersprache so weit verschieden, daß der Vergleichspunkt gänzlich verloren gegangen ist.

Schon eines unterscheidet Tiere und Menschen hinsichtlich der Sprache auf eine Weise, welche gar nicht schärfer bezeichnend gedacht werden kann. Das Tier hat seine Sprachart, der Mensch muß sie lernen. Erziehe man einen jungen Hund ganz ohne irgend welche Verbindung mit seinesgleichen, so wird er bellen, knurren, winseln, wie es Hunde thun; bringe man einen Kanarienvogel aus dem Neste in ein einsames Gemach, so wird er mit eintretender Reife zwitschern und singen, als wäre er mit seinen Eltern in der nämlichen Hecke geblieben; und wenn man einen jungen Hund und eine gleich junge Katze zusammen erzieht (abgesondert von allen verwandten Tieren), so wird der Hund doch niemals miauen oder spinnen oder schnurren, die Katze niemals bellen oder heulen lernen.

Der Mensch kann keine Sprache von selbst. Das Kind des Norwegers einer italienischen Amme übergeben, wird, falls die Eltern sich nicht besonders darum kümmern, sehr bald, und wenn das Kind etwa gar nach Italien gebracht wird, noch viel schneller und zwar vollkommen italienisch sprechen lernen, ja selbst die organischen Fehler, welche einzelne Nationen zu haben scheinen, indem die Zunge ihnen für einzelne Buchstaben den Dienst versagt, zeigen sich als angelernt; denn das Kind des Engländers, welches ohne Einfluß der Eltern in Italien oder Frankreich erzogen worden, wird das g und das th, welches der Engländer nicht ausspricht, sehr wohl aussprechen lernen, so gut wie das Knäbchen eines Westfalen unter denselben Umständen nicht mehr chut statt gut sagt, nicht mehr schwarz, sondern schwarz spricht u. s. w.

Aber es wäre wohl der Mühe wert, zu erforschen, welche Sprache ein paar Menschenkinder annehmen würden, sich erfinden würden, wenn man dieselben in eine Lage versetzte, in der sie durchaus keine Sprache hörten. Die Sache wäre möglich, wiewohl grausam, und das Experiment würde immerhin von langer Dauer sein, man dürfte sich nur eine recht glücklich gelegene

Insel aussuchen, auf dieser ein Paar oder mehrere Paar europäischer Kinder mit ihren männlichen und weiblichen Pflegern bringen, sie mit allen nötigen Mitteln reichlich versehen, um ihnen ein angenehmes Leben zu sichern, so daß sie auch gerne den ihnen gegebenen Obliegenheiten nachkämen; aber freilich müßten sie sämtlich stumm sein, denn das Verbot des Sprechens würde bei der Neigung des Menschen zu Mitteilungen schwerlich viel fruchten.

Die Sage erzählt, daß ein ägyptischer König Psammetich einen solchen Versuch gemacht. Herodot, der über denselben berichtet, erzählt, daß der Versuch gemacht sei, um zu erfahren, welches Volk und welche Sprache zuerst erschaffen worden sei. Zwei neugeborene Kinder seien einer Hirtenfamilie übergeben und dieser auf das strengste befohlen worden, kein Wort mit ihnen zu sprechen, dagegen darauf zu achten, welches Wort zuerst aus ihrem Munde gehört werden würde.

Nach einiger Zeit hätten die Hirten berichtet: als sie sich den Kindern genähert, hätten dieselben die Händchen ausgestreckt und verschiedene Male laut gerufen: „Bekos, Bekos!“ und da dieses Wort nun in der Sprache der Phrygier Brot heiße, so habe man geschlossen, daß die phrygische Sprache und also die phrygischen Völker die ältesten seien.

Der Bericht geht sehr ins Einzelne. Die Kinder sollten in einer Hütte einsam gelassen und nur durch zu ihnen gebrachte Ziegen genährt werden; erst nach Verlauf von zwei Jahren sollten sich ihnen die Hirten zeigen, und hierbei geschah das Erwähnte. Nach einer anderen Mitteilung, die Herodot machte, die er aber für unwahrscheinlich hält, sollten die Kinder mehreren Frauen übergeben worden sein, denen man die Zunge ausgeschnitten, um sie stumm zu machen und um den Versuch frei von aller äußeren Störung zu halten. Bei der Grausamkeit und Schonungslosigkeit der alten Völker, bei der gänzlichen Nichtachtung von Menschenwohl und Menschenleben ist übrigens grade diese Angabe die wahrscheinlichere; man hat für die Kinder nicht nach Stummen gesucht, sondern man hat Stumme gemacht.

Die Geschichte an sich klingt so abenteuerlich, daß wir wohl nicht den geringsten Wert darauf zu legen haben; aber wenn sie wirklich ausgeführt worden ist, so sie doch auch nicht im allerentferntesten beweiskräftig. Wollte ein Despot grausam genug sein, um dergleichen Abscheulichkeiten durchzuführen, so müßte er viele Kinder beiderlei Geschlechts in die zu Anfang gedachte Lage setzen und müßte nicht nur erwarten, was sie sich für eine Sprache erfinden würden, sondern in welcher Weise ihre Kinder und Kindeskinder fortschreiten und die Sprache fortbilden würden. Wir sehen also, das Experiment wäre von sehr langer Dauer. Aber wir würden auch dann nichts weiter erfahren, als daß vereinsamte, nicht unterrichtete Men-

schen imstande sind, eine Sprache ihren Bedürfnissen entsprechend zu schaffen; ob wir damit die Ursprache haben würden, ist sehr zweifelhaft.

Es läßt sich sehr wohl die Frage aufstellen, ob nicht überhaupt die Sprache etwas Offenbartes sei, etwas Heiliges, das Gott den ersten Menschen unmittelbar eingepflanzt. Man spricht von einer Offenbarung alles Wissens. Nach den Talmudisten soll Adam ein Meister alles Wissens eben durch die Offenbarung gewesen sein, und die Gesamtmasse unserer jetzigen Gelehrsamkeit ist nichts weiter als ein Überbleibsel aus jener glücklichen Zeit; aber von der Sprache sagt weder der Talmud noch jene ältere mosaische Urkunde irgend etwas, die Sprache wird als vorhanden vorausgesetzt. Gott lehrt die Menschen im Paradiese keineswegs sprechen, sondern er spricht mit ihnen, und sie verstehen ihn. Die Bibel setzt das Vorhandensein der Sprache voraus und hat in Beziehung auf die Sprache überhaupt nur eine klare Anführung, die nämlich über die Vernichtung der Spracheinheit, welche als Strafe für den Hochmut auferlegt wird, den die Menschen zeigen, als sie ein Werk von ihrer Hand bis zu den Wolken führen wollen. Der Turm von Babel soll sie zusammenhalten, und er wird grade ein Mittel, sie zu zerstreuen.

Ist nun die Sprache nicht eine angeborene, wie bei dem Vogel, bei dem Hunde, überhaupt bei jedem lautgebenden Tiere (denn dadurch würde der viel erhabnere Mensch ja zum Tiere herabgewürdigt), ist sie ferner auch keine Offenbarung, wofür weder ein schriftliches noch ein irgendwie beglaubigtes historisches Zeugnis vorliegt, so bleibt uns nichts übrig, als daß sie eine menschliche Erfindung sei, in voller Freiheit ihrem Ursprung und Forschritt nach erworben sowohl, als ausgebildet, wie Jakob Grimm mit überzeugenden Gründen darthut.

„Die sprache ist unsere geschichte, unsere erbschaft. Das, was wir sind, wodurch wir uns von allen tieren unterscheiden, führt im sanscrit den bedeutsamen namen manudscha, welcher auch vorzugsweise in unsrer deutschen sprache bis auf heute sich erhalten hat, gotisch manniska, althochdeutsch mannisco, neuhochdeutsch mensch. Und so durch alle mundarten. Dies wort darf mit gutem grund auf einen mythischen abnen, den auch schon Tacitus bezeugt, Manna, Mannus, auf einen indischen könig Mannas zurückgeleitet werden, dessen wurzel man, d. h. denken, ist, und wozu unmittelbar auch manas, griechisch menos, deutsch mensch, gehört.“

Verfolgen wir weiter, was der große Forscher über diesen Gegenstand sagt, so können wir dasselbe in folgendem zusammenfassen:

Die menschliche Sprache, ein Gegenstand der Erfindung, Um- und Ausbildung, ist eine Errungenschaft der Menschen und ist eine freie Entfaltung ihres Denkens. Alles, was die Menschen sind, haben sie Gott zu verdanken, alles, was sie erringen, was sie werden, sich selbst. Der Schöpfer hat die Seele, d. h. die Kraft zu denken, und er hat die Sprachwerkzeuge, d. h. die

Kraft zu reden, in uns gelegt. Die Kraft zu denken ist da, die Fähigkeit zum Sprechen gleichfalls, aber um beides zu können, muß der Mensch beides lernen und bilden.

Aber nicht abgesondert für einzelne Menschen steht das Denken und die Sprache da, sondern alle Sprachen sind eine Gemeinschaft, und ihre Mannigfaltigkeit soll nur den Ideengang vervielfältigen und beleben. Das Menschengeschlecht erneuert sich ewig in stets wiederkehrendem Wechsel, aber es trägt seinen köstlichsten Erwerb, die Sprache, von Generation zu Generation auf die Nachwelt.

Der Säugling vernimmt die ersten Töne von der sanften und weichen Mutterstimme; sie prägt sich am frühesten seinem Gedächtnis, welches noch ein unbeschriebenes Blatt ist, ein; darum heißt sie die Muttersprache; sie vermittelt unsere Anhänglichkeit an Heimat und Vaterland; und was von einzelnen Geschlechtern und Stämmen gilt, das ist auch gültig von dem ganzen Menschengeschlecht. Ohne Sprache, ohne Dichtkunst und ohne die zur rechten Zeit sich einstellenden Erfindungen der Schrift und des Bücherdruckes würde die beste Kraft der Menschheit sich ermattet und verzehrt haben.

Auch die Schriftzeichen hat man als von Göttern kommend darzustellen gesucht, wie denn überhaupt der Mensch, besonders in früheren Zeiten, wo er noch die Gottheit sich so nahe glaubte, daß er mit ihr jeden geistigen und körperlichen Umgang pflegte (daher die vielen Göttertöchter und Söhne von menschlichen Weibern geboren), sehr geneigt war, jede große Erfindung, deren Erhabenheit ihm einleuchtete und deren er sich selbst nicht für fähig hielt, den Göttern zuzuschreiben.

Aber die Erfindung der Schriftsprache zeigt sich grade wie die der Lautsprache einer Vervollkommnung fähig, und dies ist immer ein sicherer, ein unumstößlicher Beweis eines nicht göttlichen, sondern menschlichen Ursprunges. Ein Gott, selbst etwas Vollkommenes, kann nichts Unvollkommenes schaffen. Als Geschenk der Götter mußte jede Sprache vollkommen und mußte eine Verbesserung jeder Art ganz unmöglich sein, und da dieses nicht der Fall, so leuchtet der menschliche Ursprung der Sprache ein.

Den ältesten Sprachtypus stellen uns Sanskrit und Zend in ihrer größten Reinheit dar und in einer schönen, wohlgefälligen, bewundernswerten Vollendung der Form. Noch das alte Griechische und Lateinische ist davon durchdrungen; durch die neueren Dialekte aller dieser Sprachen (der indischen, persischen, neugriechischen und romanischen) sind diese Schönheiten bereits bedeutend gesunken.

Anfangs mögen sich die Worte auf das allereinfachste und ungesuchteste aneinander gereiht haben, späterhin erst bildeten sich Beugungen und Abwandelungen aus. Vielleicht giebt uns die chinesische Sprache noch einen

Begriff von der ersten ursprünglichen; sie kennt nämlich Abwandlung, Beugung und Umbildung der einzelnen Worte gar nicht; ihre Worte sind auch einsilbig, kurz, und wenn man mit dem Begriffe paradiesisch alle irdische Vollkommenheit bezeichnet, so hat die Sprache keine Paradieseszeit gehabt; denn grade am Anfange fehlte ihr jede Vollendung, sie war wohl klangvoll, melodisch, aber sie war weitläufig und ohne eine feste Basis. In der Zeit ihrer mittleren Ausbildung zeigte sie sich vielleicht am schönsten, gedrungen und voll poetischer Kraft; die neue Sprache hat beträchtlich an Schönheit und Klang verloren, aber sie vermag durch die Fülle ihrer Mittel und durch die Harmonie, welche in ihr liegt, mehr und Größeres zu leisten. So sehen wir es wirklich an Beispielen, welche vorliegen. Wir haben eine alte indische Sprache und mehrere neue; wir haben eine altpersische und neuere Dialekte derselben. Das Nämliche gilt von der griechischen, von der lateinischen und von der deutschen Sprache; diese alle haben Wandlungen wie die gedachten durchgemacht, und bei allen ist nachweisbar, daß eine ursprüngliche Vollkommenheit nicht stattgefunden, sondern daß eben diese so wie alle uns sonst bekannt gewordenen anderen Sprachen eine mannigfaltige Umgestaltung erlitten haben.

Ist die Erschaffung des Menschengeschlechts, als aus *einem* Paare herstammend, höchst unwahrscheinlich, so wird damit die Erzählung von der Verwirrung der Sprachen in gleichem Grade unwahrscheinlich; denn die Ungleichheit der Sprachen war eben deswegen von Hause aus vorhanden, weil viele Menschen an vielen verschiedenen Punkten unabhängig von einander erschaffen wurden und sich infolge dessen ein Stamm abgesondert von dem andern seine Sprache bildete. Aber auch ein und dasselbe Volk wie eine und die nämliche Sprache verändern, verwandeln sich durch die auf sie einwirkenden Verhältnisse. Nehmen wir an, die ältesten Bewohner der Schweiz, diejenigen, deren Pfahlbauten das letzte Jahrzehnt in den Schweizer-Seen aufgefunden hat, hätten sich eine Sprache gebildet, welche in ihrer Heimat vollkommen ausreichend gewesen wäre, indem sie alle Bedürfnisse und alle Dinge, welche dort vorkamen, genügend bezeichnete; nehmen wir ferner an, ihre Zahl habe sich so vermehrt, daß es ihnen an Platz zu mangeln begonnen habe und sie zur Auswanderung geschritten seien, ein Teil nach dem kälteren Norden, ein anderer nach dem wärmeren Süden, so wird schon daraus sich als natürlich ergeben, daß die Sprache, welche beide Abteilungen mitgenommen haben, sich nach den Himmelsgegenden, denen sie sich zuwenden, auffallend verändert. Beide wandernde Teile finden eine Menge neuer Erscheinungen vor sich, aber durchaus nicht dieselben, sondern auffallend verschiedene; die Sprache wird bereichert, aber sie wird dem Urstamme schwer verständlich, und die Zweige dieses Urstammes verstehen sich bald gar nicht

mehr. Beispiele dafür geben uns in den hochgelegenen Thälern von Tirol wohnende Abkömmlinge der alten Germanen, welche, wie es scheint, bei dem Zuge gegen die Römer hier zurückgeblieben oder bei den Schlachten in der lombardischen Ebene gegen die Berge hin geflohen sind. Sie haben sich zum Teil mit der italienischen Sprache bekannt gemacht, aber ihre urdeutsche Sprache ist noch in jedermanns Munde und ist für jeden anderen als für sie selbst völlig unverständlich.

Ja wir brauchen gar nicht einmal in so weite Fernen zurückzugehen. Wir haben Gedichte in der deutschen Sprache, welche vielleicht 500 Jahre alt sind und schon von keinem Leser, der nicht zu den Geweihten, zu den Sprachforschern gehört, verstanden werden können, und unsere deutsche Sprache ist bereits in so viele Dialekte zerspalten, daß es schwer wird, dieselben aufzuzählen; und diejenigen, welche diese Dialekte sprechen, verstehen zwar den eigenen, aber nicht den fremden. Der Däne bildet sich sogar ein, er habe eine ganz andere Sprache als der Deutsche; der Schwede und der Holländer hat die nämliche Ansicht, während der friesische, der pommersche und der mecklenburger Bauer ihnen beweisen kann, daß ihre Sprache und die seinige dieselbe ist. Freilich unterscheidet die dänische und holländische Sprache sich von der sächsischen, schwäbischen, österreichischen so sehr, wie diese sich unter einander unterscheiden; aber dieselbe Sprache bleibt es immer, wenn schon so auffallende Wortverschiedenheiten vorkommen, wie: Knief und Messer, wie Forke und Gabel, wie Spatz und Sperling, wie Kappe und Mütze u. s. w.; aber grade diese großen Verschiedenheiten sind auf das vollständigste geeignet, darzuthun, wie leicht es möglich sei, daß aus wenigen Sprachstämmen viele Sprachen entstehen; denn daß aus Mütze Kappe wird, ist durchaus nicht weniger wunderbar, als daß die Kappe bei den Franzosen bonnet heißt, wiewohl auch wieder trotz der scheinbar ganz verschiedenen Worte die Sprachähnlichkeit zu Tage tritt; denn die plattdeutsche Forke ist die lateinische furca und die französische fourchette, so wie das plattdeutsche Knief zum französischen canif wird u. s. w.

Kommen Völker verschiedenen Stammes zu einander, so ist es durchaus nichts Seltenes, daß Sprache, Sitten und Gebräuche sich in auffallender Weise vermischen, und man erkennt dann noch nach vielen Jahrhunderten diese Mischung ganz deutlich. Ein Beispiel der auffallendsten Art liefern uns die Engländer. In viele kleine, stets aufeinander eifersüchtige, stets untereinander im Kriege befindliche Herrschaften gespalten, wurden die alten Briten sehr leicht eine Beute derjenigen, die es der Mühe wert hielten, in ihr Land zu dringen; obwohl durch einen mächtigen und unruhigen Meeresarm geschützt, gelang es doch den Römern, dort festen Fuß zu fassen und die Briten zu besiegen.

Die Provinz lag ihnen zu fern und brachte ihren Statthaltern zu wenig ein, als daß die Römer großen Wert hätten darauf legen sollen. Die seefahrenden Angelsachsen konnten daher in diesem Lande eine fast nur zu leichte Beute finden. Gewaltige Recken, schwergeharnischte Ritter, waren sie nicht leicht zurückzuweisen, so setzten sie sich fest und hielten das Land ein paar Jahrhunderte, bis ähnliche Horden, ebenso von Seeraub und Länderraub lebend wie sie, bis die Normannen aus dem nördlichen Gallien herüberkamen und nach jahrelangen Kämpfen endlich Sieger sowohl über das Volk der Briten als über ihre sächsischen Herrscher wurden.

Noch jetzt leben diese drei Völkerstämme nebeneinander, und zwar könnte man sagen, in der nämlichen Feindschaft; denn das niedere Volk haßt seine Herrscher, seine beiden Besieger bis auf diese Stunde; die beiden Herrschergeschlechter aber hassen und verabscheuen sich untereinander, die Sachsen die Normannen und die Normannen die Sachsen; jeder von beiden hält sich für den vornehmeren und gesteht dem anderen die Gleichberechtigung nicht zu; aber alle haben sich zu einer gemeinsamen Sprache vereinigt, in welcher man die drei einzelnen Sprachen, die gälische, die sächsische und die französische, ganz deutlich findet, wenn auch auf die geschmackloseste Weise entstellt, und zwar so, daß es nicht möglich ist, in der Aussprache das Wurzelwort zu erkennen, während das geschriebene Wort dasselbe unzweifelhaft zeigt. Wer Deutsch und Französisch versteht, kann Englisch fast ohne Anstoß lesen (natürlich nicht nach englischer Aussprache, welche nicht an Regeln gebunden, sondern ganz willkürlich gemodelt ist).

Viele Gegenstände haben eine doppelte Bezeichnung, deutschen sowohl als französischen Ursprungs. Das Schwein heißt swine, das Schweinefleisch heißt du porc, der Ochse heißt bull, das Ochsenfleisch du boeuf, das Kalb heißt kalf, das Kalbfleisch du veau u. s. w., und es ist durchaus nicht fein, eines für das andere zu gebrauchen, und man unterscheidet genau, in welchem Falle das eine und in welchem das andere zu gebrauchen.

Ein anderes ist es wieder mit dem Übereinkommen hinsichtlich des Gebrauches des Sprachgemenges. Bei der englischen Mischlingssprache hat der Sieger dem Besiegten die seinige mitgeteilt, bei der sogenannten lingua franca in den Häfen des Mittelmeeres und bei der ligoa geral an den Küsten von Südamerika hat sich das widersinnigste Sprachgemisch von selbst gebildet und ist feststehend geworden, dort aus französischen, spanischen, italienischen, arabischen, türkischen und griechischen Worten, hier aus spanischen, portugiesischen, englischen, holländischen und Negerworten zusammengesetzt.

Die eine wie die andere Sprache ist die in den Küstenplätzen und den Häfen ganz allgemein verstandene; nicht nur der Schiffer, sondern auch der reiche Banquier und der Beamte verstehen dieselbe; man könnte sie fast eine

Spitzbubensprache nennen, aber sie liefert den Beweis, welcher Biegsamkeit die Sprache überhaupt fähig ist, wie leicht sie sich ab- und umwandeln läßt und wie sehr der Mensch geneigt ist, mannigfaltige Formen für seine Sprachweisen anzunehmen. Es würde durchaus nicht schwierig gewesen sein, auf der Ostküste der portugiesischen, auf der Westküste von Amerika der spanischen Sprache allgemeinen Eingang zu verschaffen; statt dessen ist dieses Gemisch entstanden, welches niemandem das Lernen erspart und dasselbe wohl gar schwerer macht, als es wäre, wenn es sich um eine einheitliche Sprache handelte. Wir sehen, daß es gar keines babylonischen Turmes bedarf, um eine Sprachverwirrung zu erklären; kommt nun noch hinzu, daß ein Volk dem anderen gegenüber sich unterwürfig zeigt, so ist die Sprachvermischung, die Sprachumwandlung, ja sogar der Verlust der eigentlichen heimatlichen Sprache erklärt.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika verdanken die unglaublich rasche Zunahme der Bevölkerung der Albernheit der Deutschen, welche, gleich jenem sprichwörtlich gewordenen Esel, aufs Eis tanzen gehen, sobald ihnen zu wohl ist. Sie verlassen ihr Vaterland, und wenn sie in dem neuerwählten angekommen sind, verleugnen sie sogar das wirkliche. Die zahllosen Deutschen, welche in Amerika Jahr für Jahr einwandern, könnten, wenn sie wollten, die herrschenden sein, sie sind nicht nur in der Mehrzahl vorhanden, sie sind auch die emsigeren, arbeitsameren und intelligenteren; aber sie verleugnen ihr schönes Vaterland; sie verleugnen, das sie Deutsche sind; sie hängen ihrem Namen engländische Endungen an, und sie lernen mit solcher Emsigkeit die englische Sprache, daß sie, zwar immer ausgelacht und verhöhnt wegen ihrer schlechten Aussprache, doch schließlich in der nächsten Generation schon die deutsche Sprache ganz verlernen. Sie haben nichts davon als die tiefste Verachtung, denn das Wort Deutscher, Dutchman, ist in Amerika so gut ein Schimpfwort wie in Polen Niemiez und in Ungarn Nemet, aber sie werden dadurch nicht klug und führen nur den Beweis, wie wenig fest unter Umständen eine Sprache bestehen bleibt, mit großer Sicherheit durch.

Sonst prägt der Sieger seine Sprache gewöhnlich dem Besiegten auf; so ist es geschehen von Seiten der Römer, der Griechen, der Araber, welche zuerst den vornehmeren Klassen, dann aber den ihnen ferner stehenden, den niederen, ihre Sprache aufgedrückt haben. Die griechische und lateinische Sprache angehend, so bedarf es für denjenigen, der einige Schulbildung genossen hat, keines Beweises, und das Studium der Geschichte der alten Völker zeigt die Thatsache sehr klar. Aber auch durch die Araber ist dasselbe geschehen längs des ganzen Nordrandes von Afrika und des ganzen Südrandes von Spanien. Durch die Spanier ist es geschehen von Mexiko aus über die ganze Westhälfte von Südamerika, sowie durch die Portu-

gießen über die Osthälfte. Die Holländer haben ihre Sprache nicht nur ihren Mischlingen mit den Kaffern, den Griquas, sondern den Hottentotten, den Kaffern und den Buschmanns selbst aufgedrückt. Die Engländer haben es mit Indien genau ebenso gemacht, was sie auch in ihren Parlamentsreden über die Berechtigung der Nationalitäten sagen — Worte, Worte, Worte! in der Praxis haben sie die fremde Nationalität stets unterdrückt und immer die ihrige mit Gewalt zur Geltung gebracht.

Zwei Sprachen haben eine merkwürdige Ausbreitung, die chinesische und die indogermanische; die erstere umfaßt beinahe zwei Fünfteile der ganzen menschlichen Bevölkerung der Erde, die geringe Annahme vorausgesetzt, daß unter fünf Menschen immer zwei Chinesen wären, denn es ist möglich, daß das Verhältnis ein noch größeres sei, vorausgesetzt, daß wir Japan, Tibet und die Mongolei mit hineinziehen.

Der andere Sprachstamm reicht von Centralasien nord- und westwärts bis zum atlantischen Meere. Sehr wunderbar ist, daß mitten in diesen Sprachstämmen sich andere, kleinere eingebürgert haben, welche, rings umgeben von großen und ohne allen Zusammenhang untereinander, doch ihre Eigentümlichkeiten ganz gesondert für sich behalten haben.

Man muß natürlich nicht glauben, daß diese großen Sprachklassen wirklich identische Sprachen sind oder einschließen; zu der westasiatischen Sprachenfamilie gehört nicht bloß die indogermanische, sondern auch die ägyptisch-semitische, und auf den ersten Blick wird man leicht versucht, zu sagen, daß es nur eine Spielerei sei, diese Sprachen einheitlich zu nennen. Geht man aber zurück auf die Grundformen, so findet man nicht nur, daß die schwedische und die deutsche Sprache Schwestern sind, sondern auch die deutsche und die italienische; man darf nur statt der beiden letzten Namen Gotisch und Lateinisch setzen, wovon Deutsch und Italienisch Dialekte sind. Sie haben ihre Wurzeln in einer gemeinsamen Sprache, welche im Altertum lebendig war, von der aber nur noch die heilige Sprache der Indier, das Sanskrit, und das Zend, die heilige Sprache der alten Perser, übrig sind, welche aber in ihrer ganzen Gestaltung die größte Ähnlichkeit mit einander zeigen.

Wenn man auf die verschiedenen Sprachen der neu entdeckten Völker kommt, so nimmt man wahr, daß auch hier die Verschiedenheit viel geringer ist, als man anzunehmen glaubte. Im Kaukasus sollten mehr als 70 verschiedene Sprachen zu finden sein; genaue Ermittelungen haben erwiesen, daß diese gewaltige Zahl sich auf 12 reduziert und daß ferner diese 12 mit einander nahe verwandt sind.

Die Negervölker von Westafrika sollten nach der Angabe älterer Reisenden sämtlich verschiedene Sprachen reden; die neueren Forschungen haben

gezeigt, daß im Gegenteil die Sprachen so sehr ineinander übergehen, wie es nur bei Dialekten einer und derselben Sprache möglich ist. Dasselbe gilt von den amerikanischen Sprachen, welche untereinander so nahe verwandt sind, daß sie gleichfalls auf wenige Sprachen reduziert und untereinander als Dialekte bezeichnet werden können.

Zwischen Asien und Amerika breitet sich ein ungeheures, beinahe die Hälfte der Erdoberfläche einnehmendes Meer aus. Tausende von großen und kleinen Inseln sind darin zerstreut, bewohnt von einer Menschenrasse, deren Körperformen von allen Reisenden als die vollendetsten gerühmt werden, es ist die indo-malayische Rasse, welche von Borneo und Celebes bis nach Tahiti und Owahi reicht. Die Inseln sind teils durch stürmische Anströmungen gefährlichster Art, Meerengen, teils durch gewaltige Meeresstrecken voneinander getrennt, eine Gruppe von der anderen um 100, 200, 500 geographische Meilen entfernt.

Alle diese Inseln, von einer unter sich höchst ähnlichen Rasse bevölkert, haben nur eine Sprache, welche man so wie die Rasse selbst eine indo-malayische nennen darf.

Allerdings ist dieses ein Resultat neuester Forschung, denn in früherer Zeit beklagten sich die Reisenden sehr darüber, daß es in diesem Bereiche so viele hundert Sprachen gäbe und man im Grunde weiter nichts zu thun habe, als Sprachen über Sprachen zu lernen, welche man bei dem nächsten Volke, zu dem man komme, zu vergessen sich bemühen müsse.

Das war eben der Fehler; warum denn vergessen müssen? würde man das Gelernte haben behalten wollen, so würde man zu einem ganz anderen Resultate gelangt sein und wahrgenommen haben, daß die verschiedenen Sprachen so gut *Dialekte einer* Sprache gewesen, wie die holländische, die friesische, die schwedische, die dänische Sprache Dialekte der uralten deutschen Sprache sind. Der Erste, der uns mit überzeugenden Gründen davon belehrt hat, war *Adelbert v. Chamisso*, welcher uns ein Vokabularium mitteilt, das den halben Erdkreis umspannt. Wer mit einer gewissen Fähigkeit zu vergleichen begabt ist, wer gewohnt ist, Sprachstudien zu machen, kann sich der Richtigkeit dieser Ansicht nicht verschließen, und hiervon ausgehend, hat man eben gefunden, daß die Zahl der Sprachen, welche man sonst in die Tausende zu führen gewohnt war (mehr als 900 sollten ja allein in Amerika gefunden werden), noch bei weitem nicht 100 erreicht, welche aber selbst nicht einmal wirklich verschiedene Sprachen sind, sondern ungefähr so zueinander stehen, wie Französisch zu Italienisch, Spanisch und Portugiesisch, wie Polnisch zu Russisch und Böhmisch.

Den ganzen ungeheuren Raum des nördlichen und mittleren Asiens, von den Küsten des Polarmeeres bis zur Grenze von China und von Kam-

tschatka bis zum schwarzen Meer und der Ostsee, bewohnten in früheren Zeiten die Mongolen. Sie haben sich indessen in Hunderte von Stämmen geteilt, welche sich selbst nicht mehr für verwandt halten; häufig sind auch Vermischungen zwischen ihnen und Nachbarvölkern eingetreten, welche den äußerlichen Typus in etwas verändert haben, aber die Sprache ist geblieben, und es sind die Kirgisen und die Jakuten, die Tataren des südlichen Rußlands und die Kamtschadalen des nordöstlichsten, es sind die Magyaren und die Finnen, es sind endlich sogar die Eskimos an der Nordküste Amerikas in Bildung des Kopfes und der Gesichtsformen nicht näher verwandt als hinsichts der Sprache. Allerdings liegt die Sache nicht so oberflächlich, daß sie sofort zu erkennen wäre, nichts desto weniger ist sie da. Wer sollte glauben, daß das Wort Eisen und Jern dasselbe ist; auch wenn wir auf die althochdeutsche Form zurückgehen, finden wir es nicht; Eisen hieß zu Karls d. Gr. Zeiten Ison, nicht Jern.

Nun, das Zwischenglied zwischen Ison und Jern liegt in der englischen Sprache, in dieser heißt Eisen iron, und somit wäre der Schlüssel gefunden.

Französisch heißt der Tag jour, wer sollte glauben, daß dieses Wort von dem lateinischen dies herkommt, es ist ja nicht einmal die entfernteste Klangähnlichkeit vorhanden?

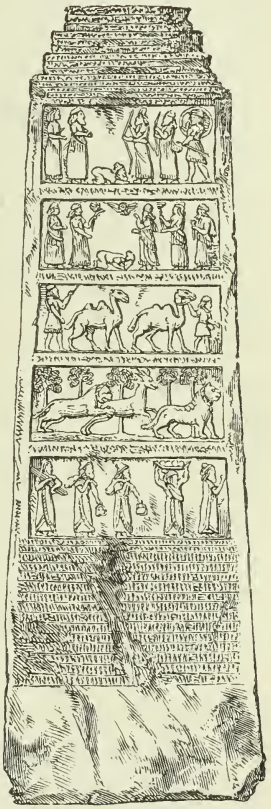
Wer das Mittelglied aufsucht, wird darin beide Worte vereinigt finden, es ist das italienische djiorno (giorno).

In ähnlicher Weise lassen sich Tausende von Beispielen nachweisen und sind sie von Sprachforschern aufgestellt worden; allerdings gehören einige Kenntnisse dazu, um sie nachzuempfinden, und außerordentlich tiefe Kenntnisse dazu, um sie herauszusuchen und aufzufinden; allein vorhanden sind sie und beweiskräftig ebenfalls, denn die Natürlichkeit in dem Gange der Verwandlung läßt sich nicht ableugnen, Gezwungenes findet man nirgends.

Höchst merkwürdig ist es, daß selbst die roheste Rasse von Menschen, die man bisher kennen gelernt hat, die der Australneger, gleiche Sprachverwandtschaft unter sich haben. Die Völker bestehen aus ganz kleinen, wenig zahlreichen Stämmen. Ihre Bedürfnisse, ihre Begriffe sind im höchsten Grade beschränkt; sie sind verbreitet über einen Weltteil von nicht geringer Ausdehnung, sie stehen isoliert, sie haben wenig Verbindungen unter einander; den entfernt Wohnenden fehlt solche Verbindung ganz, und dennoch sind die Sprachen dieser hundert verschiedenen kleinen Trupps einander so ähnlich, daß ein Europäer, der ein Jahr unter ihnen — allenfalls bei zwei oder drei verschiedenen Stämmen — gewohnt hat, sich mit ihrer Sprache und der Art sie abzuwandeln beschäftigt hat, nun auch die am fernsten voneinander wohnenden Völker versteht.

Wunderbar ist, daß bei der Hartnäckigkeit, mit welcher die Völker an

ihren Sprachen festhalten, doch einige derselben bis auf die letzte Spur von der Erde verschwunden sind, und zwar nicht rohe, nicht unvollkommene, sondern die Sprachen vielfältig gebildeter Kulturvölker. Wer weiß noch etwas von Assyrisch und Babylonisch. Völker, welche nicht in das Gebiet der Fabel gehören, sondern in der historischen Zeit gelebt haben, welche wir von unseren Schulen her kennen gelernt, und wenn auch nicht als Mittel, um große Historiker zu werden, so doch um der allgemeinen Bildung willen, die man lange Zeit für identisch hielt mit der Kenntnis von Griechisch und Lateinisch.



Assyrischer Pylon mit Inschriften.

Das gewaltige assyrische Reich, das urmächtige Babylon, in dessen Gefangenschaft das Volk Gottes geriet, es ging verschiedene mal unter, bis Alexander der Große, man möchte sagen, seine letzten Spuren zerstörte. Bewunderungswürdige Bauwerke liegen in Trümmern oder werden aus Bergen von Schutt herausgegraben, sie bezeugen eine wunderbar hohe Kultur, sie bezeugen auch das Bestreben, ihrer Geschichte Geltung zu verschaffen, die Erinnerung an die Thaten ihrer Könige aufrecht zu erhalten; denn Skulpturen von ungeheurem Reichtum und riesiger Ausdehnung schmücken die äußeren Wände der Tempel und Paläste und sind erklärt durch wortreiche Inschriften, nur leider versteht diese niemand. Wer erklärt, was auf diesem Pylon zwischen den bildlichen Darstellungen, in den Zügen der Keilschrift ein gemeißelt ist? Wir haben absichtlich ein Beispiel gewählt, welches nur ganz wenige derartig gemeißelte Zeilen darbietet, um das Auge nicht zu verwirren; aber ganze Wände, ganze Tempelfluchten sind mit solchen Inschriften überdeckt, und es giebt noch kein Lexikon, in welchem man nachschlagen könnte, was vor 2400 Jahren alle diejenigen lesen und aussprechen konnten, die überhaupt des Lesens und der Sprache kundig waren, und diese Schriftsprache war den Assyriern so geläufig, daß sie ihre ungebrannten Thonziegel in solcher Weise beschrieben haben. Aus den Eindrücken, welche sämtlich ganz gleiche Tiefen haben, möchte man fast schließen, daß die Schriftzüge durch Eindrücke mit Stempeln gemacht wären, welches eine außerordentliche Ausbildung dieser Kunst anzeigen würde, es wäre eine Art

Druck, eine Vervielfältigung einer Schrift, vielleicht mittelst eines hölzernen Stempels, mittelst einer geschnittenen Form.

Noch ein anderes großes Volk, auf einer sehr viel höheren Kulturstufe stehend, ist in ganz gleicher Weise untergegangen, es hat uns die wunderbarsten und herrlichsten Denkmale hinterlassen, es hat uns darauf in Bildern die Geschichte seiner Könige erzählt, aber es hat den Schlüssel dieser Bilder versenkt in die Tiefen des Nils; wer weiß, ob er jemals in seiner Vollständigkeit gefunden werden wird. Zwar haben große Gelehrte wie Denon, Champollion, Lepsius und andere das Ihrige gethan, um den Schlüssel zu finden; vollständig ist der Zweck indessen noch keineswegs erreicht, aber wenn er erreicht sein wird, so werden wir zwar verstehen, was auf dem Tempel zu Dendera oder Tentyra verzeichnet ist, aber wir werden die Sprache der Ägypter nicht hören, sie ist unserem Ohre verschwunden bis auf den letzten Laut, sie ist untergegangen gleich dem einst so hoch berühmten und dem so bewunderungswürdig hoch civilisierten Volke.

Das Bedürfnis, seine Gedanken mitzuteilen, hat sich den Völkern schon früh fühlbar gemacht. Die ursprüngliche Form war jedenfalls die Tradition, der Vater erzählte seinem Sohne, was der Großvater ihm erzählt hatte; aber selbst bei sehr rohen Völkern findet man fester stehende Mittel zu einer Überlieferung, ohne das lebendige Wort. Die alten Norweger und Isländer hatten eine Schrift, die Runenschrift, welche in der Regel dadurch gebildet wurde, daß sie auf viereckig geschnitzten Stäben Einschnitte verschiedener Art machten, gerade oder schräg, ganz querüber laufend oder nur zum Teil, oder sich aneinander schließend, sich verbindend in zusammengesetzten Zeichen; so brachten sie 15 oder 18 hervor, welche den Buchstaben entsprachen, wobei natürlich die der Sprache fremden, wie x und y und die Unterschiede zwischen harten und weichen, wegblieben.

In diesen Runen schrieben die alten Dichter ihre Märchen sowohl als die Geschichte ihrer Herrscher nieder, und sie schnitten sie nicht bloß in Holz, sondern sie meißelten dieselben in Stein, und wir haben der ältesten Urkunden von Island manche, welche auf diese Weise verfaßt sind.

In Nordamerika hatte man unter den Eingeborenen ein Hülfsmittel anderer Art; eine Verbindung von Korallenschnüren verschiedener Farbe und Größe, welche Wampum genannt wurde, machte es möglich, vielerlei Nachrichten mitzuteilen, Versammlungen zu berufen und Anordnungen zu treffen, welche in großen Kreisen Geltung haben sollten. Die sämtlichen Häuptlinge und die Medizinmänner, die Ärzte oder Zauberer waren in die Verfertigung und in die Lösung dieser Wampums eingeweiht. Noch viel zusammengesetzter, aber auch viel reichhaltiger war ein anderes System von Mitteilungen, welche man auf dem Gebirgslande von Südamerika kannte

und brauchte, so weit das Reich der Inkas ging. Es war ein starker, mehr als zollbreiter Streifen festen Bastzeuges, an welchem eine große Anzahl von ellenlangen, verschiedenfarbigen und nach einer gewissen Regel geordneten Schnüren herabhing, man nannte sie Quipos; die Schnüre waren bestimmt, eine jede wieder einfach geschlungene Knoten aufzunehmen. Sie wurden in Gruppen auf einer Schnur verteilt, und je nachdem ihrer mehr oder minder beieinander standen, je nachdem sie durch einen größeren oder geringeren Zwischenraum von anderen Knoten auf derselben Schnur getrennt waren, je nachdem sie ferner in Farbe mit anderen übereinstimmten oder davon abwichen, war das, was sie bedeuten, vielfältig verschieden. Das Mittel war bei aller Schwierigkeit in der Zusammensetzung doch so vollkommen, daß die sämtlichen das Reich betreffenden Anordnungen und Nachrichten auf diese Art verzeichnet waren; die Seelenzahl, die ganze Statistik, die Zahl der Verbindungen, der Geburten, der Todesfälle, die Zahl der Ortschaften und die Bevölkerung derselben, die Besteuerung und außer diesem allen noch die sämtlichen historischen Nachrichten, welche irgendwie die Priesterschaft oder das Herrscherhaus interessieren konnten oder überhaupt für den Staat von irgend welcher Wichtigkeit waren, zeichnete man in dieser Weise auf.

Die Mexikaner waren darin noch weiter vorgeschritten: sie hatten eine allgemein verständliche Bilderschrift; es waren nicht Hieroglyphen wie die ägyptischen, welche einen Sperber zeichnen und damit einen König meinen: es waren gemalte Darstellungen der Fakta in einer solchen Reihenfolge aufeinander, daß man daraus die ganze Geschichte herlesen konnte.

Es läßt sich jemand auf seinem Bilde Geld auszahlen, auf dem daneben stehenden schüttet er es in einen Beutel und steckt ihn in seinen Gürtel. Auf einem dritten sieht man ihn am Wanderstabe nach Hause eilen; auf einem vierten Bilde wird er von Männern beraubt; das fünfte Bild zeigt, daß man ihn beraubt, erschlagen, denn er liegt tot am Boden. Seine Söhne kommen dazu, erkennen ihn und tragen ihn nach Hause. Die Söhne begehen die Leichenfeierlichkeiten; hierbei sehen sie einen Mann, der des Vaters Kleid, und einen anderen, der des Vaters Wanderstab trägt. Ein neues Bild zeigt sie gefangen, und wieder ein neues zeigt sie um ihr Leben bittend, sie haben also die That eingestanden.

Dies ist die Klageschrift, welche den ganzen Hergang der Sache getreulich darstellt; diese Klageschrift wird nun dem Richter nebst den beiden Gefangenen übergeben, und er hat nach Ermittelung der Beweisstücke und nach Abhörung der Zeugen das Urteil zu sprechen. Eine zwar schwierige, aber doch auch vollkommen klare und faßliche Darstellungsweise, bei weitem besser als die rätselhafte der alten Ägypter, welche eine Reihe von Kom-

Kombinationen nötig macht, von denen möglicherweise viele falsch sein können.

Die Erfindung unserer Schriftsprache, die Erfindung der Buchstabenschrift ist der Triumph des menschlichen Geistes. Man muß sich vorstellen, was das für eine Aufgabe ist; die Gesamtmasse aller Töne und Laute, die Gesamtfülle aller der Silben und Worte, welche bei manchen Sprachen auf 70- bis 80 000 steigt, mit 24 einfachen Zeichen zu geben, ist keine Kleinigkeit, es gehört ein wunderbarer Scharfsinn dazu, um die verschiedenen und doch so sehr einfachen, so sehr wenigen Töne, welche das Wort bilden, herauszuhören. Jetzt, wo wir wissen, daß sich alle Sprachen in solcher Weise behandeln lassen, ist das nicht weiter schwierig, und wenn man einem jungen aufgeweckten Manne, der niemals lesen gelernt hat, den Begriff der Buchstaben beibrächte und ihm aufgäbe, die Zahl und den Klang der Buchstaben aus der ihm geläufigen Sprache herauszufinden, so würde er das mit einiger Mühe wohl machen, vielleicht ein paar zu viel oder zu wenig, das Ganze doch wohl ziemlich richtig angeben. Aber in jener Zeit, welcher mutmaßlich jene Erfindung angehört, Tausende von Jahren vor unserer Zeichrechnung, lautete diese Frage anders, und wie schwierig sie sei, erfahren wir eben aus den ägyptischen Hieroglyphen, den assyrisch-babylonischen Darstellungen und aus der Schrift der Chinesen, die keine Ahnung davon haben, daß man alle Worte durch so wenige und so einfache Zeichen geben könne, und die im Gegenteil nicht für jeden Buchstaben, sondern für jede Silbe und den damit gegebenen Begriff ein besonderes Zeichen festsetzten, daher ihre Schriftsprache auch so viele Zeichen als Worte, und da diese Sprache sehr wortreich ist, gegen oder über 80 000 Zeichen haben soll, welches die unglaubliche Schwierigkeit erklärt, die das Lesenlernen der chinesischen Sprache macht, was wiederum erklärt, daß das bloße Lesenkönnen bei den Chinesen schon zu dem Titel eines großen Gelehrten befähigt.

Was am sichersten vor dem Untergange einer Sprache schützt, scheint ihre Litteratur zu sein; wenig oder gar nichts wissen wir von der Litteratur der Ägypter und Assyrer. Die zweifelsohne viel ältere indische Sprache, die heilige, hat sich gehalten, denn sie hat eine Litteratur. Wir sind nun noch viel weiter; wir haben nicht nur eine solche, sondern wir haben auch gleich den Chinesen ein Mittel, sie zu vervielfältigen; wir haben den Bücherdruck, und dieser hindert den Untergang der litterarischen Werke beinahe vollständig — beinahe, nicht ganz — die berühmten Elzevirschen und Aldinischen Drucke (Manutio, mit Vornamen Aldus, legte 1488 in Venedig eine Druckerei an; nach diesem Vornamen werden seine Drucke aldinische genannt) sind so selten geworden, daß sie die kostbarsten, teuersten Zierden der größten königlichen Bibliotheken sind; die Vervielfältigung durch den

Druck hat also nichts weiter bewerkstelligt, was die Vervielfältigung durch das Abschreiben nicht auch gethan hätte; im Gegenteil achtete man damals, als die Bücher, d. h. die abgeschriebenen, ein nur schwer zu erringender Schatz waren, diese Bücher höher und bewahrte sie besser.

Die Litteratur aber hat die Sprache erhalten. Die hebräische Litteratur hat nur eine sehr geringe Anzahl kleiner Werke aufzuweisen, welche man in der Regel sämtlich in einem Bande vereinigt findet, der bei uns den Gesamtnamen „das Buch" (Biblia) führt. Dieses Buch, welches die historischen und religiösen Schriften des Moses und seiner Nachfolger, welches die Psalmen Davids und die Lieder Salomos, welches die Herzensergüsse einiger Propheten und einige Idyllen, wie das Buch Ruth, das Buch Hiob, enthält, hat die hebräische Sprache vor dem Untergange geschützt.

Die sämtlichen lateinischen Dichter findet man häufig in einem einzigen Bande versammelt, welcher den Titel corpus omnium poetarum latinorum führt. Auch ohne den Druck sind diese Schriften und mit ihnen die lateinische Sprache uns erhalten worden, und aus diesen Werken sowie aus den uns hinterlassenen historischen Schriften, alles zusammengenommen noch nicht so umfangreich und bändereich als Goethes Werke, als die Schriften eines einzigen Mannes, lernt unsere Jugend die klassische Sprache, so wie aus den viel seltener gewordenen Schriften der Griechen die Sprache der alten Hellenen.

Es ist bewundernswürdig, daß bei den geringen Mitteln, welche man zur Vervielfältigung hatte, sich die klassische Litteratur überhaupt hat erhalten können. Man schrieb nur ab, und zwar schrieb man mit lauter Anfangsbuchstaben, welche wegen ihrer Eckigkeit nur langsam zu bilden sind. Man schrieb ab auf hölzernen Tafeln, die mit Wachs überzogen waren, oder auf Häuten von Tieren, welche besonders in der Stadt Pergamos gut und zweckmäßig zubereitet wurden (daher der Name Pergament), man schrieb endlich auf Pflanzenpapier, welches besonders in Ägypten bereitet wurde, allerdings keine Ähnlichkeit mit dem hatte, was wir jetzt so nennen, wohl aber denselben Zweck erfüllte, den nämlich, eine Farbe in bestimmten Zügen aufzunehmen und zu bewahren. Das Papier wurde aus dem Bast des Papyrus-Schilfes gemacht; die Fasern desselben wurden auf einer ebenen Tafel parallel nebeneinander gelegt, benetzt, geklopft und glatt gestrichen; hierauf legte man eine zweite gleich dünne Schicht, deren Fasern die ersten kreuzten; hierauf kam wieder eine dritte, welche parallel mit der untersten lief. Alle drei wurden durch Klopfen vereinigt, und der Schleim, den die Fasern enthielten, bewirkte nach dem Trocknen der Masse ein festes Zusammenhalten. Das Papier wurde damals so wie jetzt fabrikmäßig angefertigt in mehr oder minder großen Blättern, wurde zum Teil, sobald es

zum Schreiben bestimmt war, geebnet, mit Bimsstein geschliffen und wurde dann erst zum Verkaufe ausgestellt.

Dieses Material war es vorzugsweise, dessen man sich in späteren Zeiten bediente; dieses findet man am häufigsten in den Gräbern der alten Ägypter; dieses haben in letzterer Zeit auch Römer und Griechen angenommen, aber während das Material wechselte, blieb die Kunst der Vervielfältigung auf ihrem ursprünglichen Standpunkt; man verstand nur abzuschreiben, und ein Volk, welches Jahrtausende lang ganz unbekannt war, und welches wir noch jetzt für geistig beschränkt halten, ist uns hierin bei weitem vorangegangen, das chinesische, welches schon lange vor unserer Zeitrechnung die Vervielfältigung durch den Druck gehabt hat, nur allerdings nicht mit beweglichen Typen, sondern mit Tafeln, welche eine ganze Seite füllen.

Das zu vervielfältigende Werk gelangt in einer schönen Reinschrift an den Buchdrucker; dieser läßt so viele Holztafeln schneiden, als das Buch Seiten hat; jede Tafel enthält eine genaue Kopie dessen, was auf der entsprechenden Seite steht. Ein Bogen Papier in dem Sinne, wie wir dieses Wort fassen, existiert in China nicht, ihr Bogen ist ein langer Streifen von der Höhe des Buches und von einer solchen Länge, daß eine paarige Anzahl von Holztafeln darauf gedruckt werden kann, natürlich mit den nötigen Zwischenräumen, welche wir Stege nennen; die eine Hälfte derselben dient dazu, beim Zusammenfassen den Rücken des Buches zu bilden, die andere Hälfte kommt nach vorne und bildet den Schnitt, wird jedoch nicht aufgeschnitten, sondern bleibt zusammen mit den leeren Seiten aneinander gefügt, wohl gar aneinander geklebt. So entsteht aus vielen solchen Doppelblättern, alle nur auf einer Seite bedruckt, das chinesische Buch. Die Methode hat ihren großen Vorteil, denn es ist nicht zu leugnen, daß ein Buch, welches 500 Seiten hat, in einem Tage gedruckt werden kann in Tausenden von Exemplaren, man braucht nur 500 Holzschneider gleichzeitig anzustellen. Wenn wir auch 500 Setzer anstellen wollten, so würden wir dergleichen doch nicht zu Stande bringen, weil unsere geschriebenen Seiten mit unseren gedruckten Seiten durchaus nicht in Übereinstimmung zu bringen sind.

Das chinesische Verfahren hat demnach die größte Ähnlichkeit mit dem, was wir Stereotypieren nennen. Das ganze Werk bleibt im Satze stehen, und man kann davon die Zahl der Abzüge ganz nach Belieben und nach Gebrauch anfertigen, was bei unserem gewöhnlichen Druck nicht geht, indem ein solches Verfahren viel zu kostbar werden würde und selbst das viel wohlfeilere Stereotypieren seines immer noch viel zu hohen Preises wegen nur bei Büchern angewendet werden kann, welche einen nie endenden Absatz haben,

wie die Bibel, wie die einmal eingeführten Gesangbücher, wie die alten Klassiker und dergl.

Der Vorteil unserer Druckmethode liegt darin, daß wir nicht Tafeln mit einer so und so großen Anzahl von Worten, sondern daß wir einzelne Buchstaben, welche zu Worten zusammengefügt und dann zu Seiten vereinigt werden, kurz, daß wir bewegliche Typen besitzen, eine Erfindung, welche kaum 400 Jahre alt ist, obwohl das Abdrücken von Siegeln auf Wachs und von Stempeln auf Metall schon Tausende von Jahren vorher in Europa bekannt war.

Daß unsere Sprachen untergehen, scheint aus allem diesen zu urteilen nicht wahrscheinlich und nicht möglich; der Bücherdruck schützt dagegen viel sicherer als die Vervielfältigung durch Abschriften, und wenn zur Zeit des Cicero eine runde Blechkapsel, imstande 10 bis 12 Rollen (diese Form hatten damals die Bücher) aufzunehmen, schon eine Bibliothek hieß (Bücherssammlung), so ist ein Gelehrter, der 1000 Bücher besitzt, noch immer bescheiden genug, das Wort Bibliothek zu vermeiden und es als einen zu pomphaften Ehrentitel abzulehnen, wenn ein anderer diesen Ausdruck brauchen sollte; und seine 1000 Bücher kosten jetzt wahrscheinlich nicht so viel als dem Tacitus seine 10 oder 12 Pergamentrollen und sind doch ein bei weitem größerer Schutz gegen den Untergang einer Litteratur und ein viel größerer Schatz in Betreff des Gebrauches, als eben jene Rollen damals waren.

Die Religion der Naturvölker.

In der Regel glaubt man, daß den Naturvölkern dasjenige, was wir Religion zu nennen pflegen, gänzlich fehlt; dies ist jedoch eine völlig irrtümliche Annahme. Es giebt und es gab wohl kein Volk, welches gänzlich ohne einen Glauben gewesen wäre. Eine Wissenschaft der Religion, Dogmen, Glaubenssätze, Glaubenslehren und Ähnliches hatten sie freilich nicht und haben die Naturvölker noch nicht, daher sie auch nicht Ketzereien und Verketzerungen, daher sie auch nicht Regilionskriege, und was damit zusammenhängt, haben.

Auch das Wort Religion ist ihnen fremd, aber keineswegs der Begriff. Man darf dem ersten besten Wilden, der etwas anbietet oder verlangt, was mit unseren Ansichten nicht übereinstimmt, nur sagen: dies erlaubt mir mein Glaube nicht, so ist der Neu-Seeländer wie der Botokude, der Eskimo wie der Neu-Caledonier zufriedengestellt, und er wird nichts

mehr verlangen, was dem Glauben dessen zuwider sein könnte, mit dem er verhandelt.

Die gänzliche Abhängigkeit des Menschen von der ihn umgebenden Natur, seine Ohnmacht gegenüber den allgewaltigen Erscheinungen, sein Interesse an dem für ihn Unbegreiflichen, gute und böse Schickungen, für welche ihm ausreichende Ursachen fehlen, das Nachdenken über Entstehen, Zweck, Vergehen seiner selbst — alle diese Momente sind die Wurzel seines religiösen Empfindens. Von ihnen wird der Neger und Wilde der Äquinoctialländer ebenso gefesselt wie der zwerghafte Eskimo des Polarkreises. Da er im Mittelpunkt dieser allgewaltigen Natur mit ihren sein ganzes Wesen und seine Existenz beeinflussenden Erscheinungen steht, so überträgt er seine Gedanken und sein Wesen auf diese selbst, zieht von seinem Verhalten, seinen Gedanken, seinem Wollen, Empfinden und Handeln Schlüsse auf die ihn umgebende Welt. Sie ist ihm *beseelt* wie er selbst. Die Berge und Flüsse, die Steine und die Pflanzen, der Baum und der Strauch, die Sonne, der Mond u. s. w., sie alle sind seelische Wesen für ihn, nur hoher Art, und als solche die Lenker seiner Geschicke, die sich entweder nach seinem Wünschen und Sehnen oder zu seinem Schrecken, Schmerz und Leid vollziehen. Schreitet er in der Verstandesentwickelung vorwärts, so fragt er nach der Ursache der Begebenheiten und Erfahrungen und kommt so zu einem *unsichtbaren Urheber* derselben, einem höheren Wesen, welches dieselben hervorruft. In dem *Fetisch* der Wilden haben wir den Träger solcher Kräfte als Urheber der Erscheinungen zu suchen. Der Fetisch ist also nicht der verehrte Götze, sondern nur das Symbol für die unbekannte Ursache, den unsichtbaren Gott. Und dieser kann Gutes und Böses über den Menschen verhängen; er läßt sich aber durch Handlungen der Menschen in seinen Entschlüssen umstimmen. So erblicken die Naturvölker den Sitz der Gottheit in der Sonne, dem Monde, in Tierarten, in Steinen, in Bergspitzen, in Bäumen und Hainen. Es sind die bösen und guten Geister, welche in ihnen herrschen, ihnen wird Gebet und Opfer dargebracht. Die Umpkwa-Indianer wallfahrten zu einem Felsblock; der Neger Guineas wählt vor jedem großen Unternehmen einen neuen Fetisch, und zwar den ersten Gegenstand, den er, aus seiner Hütte tretend, wahrnimmt. Von dem Gelingen des Unternehmens hängt es ab, welche Bedeutung dieser Fetisch bei ihm erlangt. Die Samojeden opfern dem Felsblock bei Dudino, da sie behaupten, nur ein Gott könne ihn hingebracht haben; die Guantschen, die Urbewohner der kanarischen Inseln, schwuren ihre höchsten Eide bei dem Berge Tyrma. Die alten Deutschen betrachteten Bäume und Haine als Sitze der Gottheiten. In ganz Indien war die Schlangenverehrung verbreitet, und noch heutigen Tages bringen die Brahmanen der Cobra öffent-

liche Ehren dar. Im Negerreiche Dahome, in Haïti besteht die Schlangenverehrung noch heut. Die Gangesquelle wird von den Hindus heilig gehalten. Mehr noch imponierte dem Menschen die von ihm unerreichbare Sternenwelt; zu ihr, als dem Urheber seiner Geschicke, blickte er staunend und anbetend auf. Die Sonne spendete ihm Licht und Wärme, und die Erscheinungen der Pflanzen- und Tierwelt, welche durch sie bedingt werden, sind so bedeutender und auffälliger Art, daß sie auch die ackerbauenden Wilden als Sitz von großen unbekannten Naturkräften, als Urheber des Irdischen betrachten mußten. Doch sie kann nicht allein der Schöpfer der Dinge sein — so schloß jener Inkaherrscher, — denn auch in der Nacht bleibt das Irdische bestehen, und das Lebendige entwickelt sich weiter. Der Mond, der Himmel, ja auch die Erde sind die Mitschöpfer und daher zu verehrende Gottheiten. Nur in der Größe und Rangordnung dieser Götter ist ein Unterschied. Wie die Götteranbetung ist auch der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode bei den Urvölkern fast allgemein angetroffen worden, und ebenso der Schamanismus, d. i. die Gabe heiliger Menschen (Zauberer), mit den unsichtbaren Mächten und Geistern der Abgeschiedenen in Verbindung zu treten, um über zukünftige Ereignisse Aufklärung zu erlangen. Der Glaube an Zauberei steht in hoher Blüte namentlich bei den südafrikanischen Bantuvölkern. Stirbt jemand, so giebt der Mganga oder Ortsschamane Auskunft über den Urheber; wird ein Mensch als verdächtig bezeichnet, so steht diesem ein gottesgerichtliches Verfahren bevor. Der Angeklagte hat einen Becher mit Mbundasaft zu leeren, einen Gifttrank. Tritt baldiges Erbrechen ein, so ist seine Unschuld bezeugt, wenn nicht, so ist er schuldig. Die Zauberer glauben selbst an ihre Kunst; sie leben getrennt von ihrem Stamme und bereiten sich auf ihren Beruf durch Fasten und Kasteiungen vor.

So besitzen also die Australier ebenso wie die Uramerikaner, Afrikaner und Asiaten ihre religiösen Gebräuche. Die Australier unterscheiden einen guten Geist (Coyon, Motogon), der nur Gutes vollbringt. Er ist der Schöpfer; er rief: Erde erscheine, Wasser erscheine — und siehe, es war da. Er ist auch der Erschaffer der Sonne. Der böse Geist (Wandong) treibt sein Wesen in der Nacht; er verschlingt Menschen und Kinder. Das Feuer gewährt Schutz vor ihm. Auch der Mond ist ein böser Geist, welcher jedoch von der Sonne überwunden wird, welche alles gut macht, was er Böses thut.

Bei den Rothäuten, den Algonkinen und Mingwe wird ein großer Geist (Mischabu) verehrt als Vater alles Bestehenden. Nur dem großen Geiste gilt es, wenn der Rauch der heiligen Friedenspfeife nach den vier Richtungen des Horizontes und nach dem Zenith geblasen wird. Der

große Geist hat alles geschaffen, und er entschlägt sich auch nicht der Sorge um sein Werk, wie es Taroa thut. Seine Kinder werden durch ihn selbst und durch seine Boten bewacht, und er lenkt die Geschicke der Welt. An den großen Geist wendet sich der Indianer, wenn er etwas zu erflehen hat, oder wenn er für ein gelungenes Werk seinen Dank aussprechen will. Der Kriegsgesang der Lenape bringt nach Heckewelder folgende Stelle:

„Ach, ich Armer! — zum Kampfe gegen den Feind breche ich auf, — ich weiß nicht, ob ich wiederkomme, um mein Weib und meine Kinder in die Arme zu nehmen.

„Armes Geschöpf! — du hast keine Macht über dein Leben — du hast keine Gewalt über deinen Leib, — du erfüllst aber deine Pflicht zum Besten deines Volkes.

„Du großer Geist da oben, — habe Mitleid mit meinen Kindern, mit meinem Weibe, erspare ihnen, daß sie sich über mich betrüben, gewähre mir Glück bei meinem Unternehmen, — mache, daß ich meinen Feind töte und daß ich Kriegstrophäen zurückbringe.

„Schenke mir Kraft und Mut zum Kampfe mit dem Feinde, — gewähre mir, wiederzukehren und meine Kinder wiederzusehen — mein Weib und meine Verwandten wiederzusehen, — erbarme dich meiner und schenke mir das Leben, — ich werde dir ein Opfer bringen."

Neben dem großen Geiste kommen im Glauben der Rothäute noch kleine Geister vor (Manitu), aber sie beeinflussen das menschliche Geschick nicht.

Es ist sowohl merkwürdig, daß alle Naturvölker, daß alle diejenigen, welche auch nicht Spuren einer ausgebildeten Religionslehre haben, doch auf eine Zukunft rechnen. Es giebt kein Volk, das so stupid wäre, um nicht zu denken, es werde einmal eine Zeit kommen, in der dies Leben ein Ende hat, eine Zeit, in welcher der Körper, der so rüstig das Ruder geführt, um den Seehund im Eismeere zu verfolgen, es werde der Körper, der so tapfer mit dem grauen Bären gekämpft, der sich so viele Skalpe errungen, seiner Waffen nicht mehr mächtig sein, und sein Körper werde verwesen und zu Staub zerfallen.

Was dann? fragt ein jeder dieser uns so roh erscheinenden Naturmenschen. Was dann?

Sonderbar, ein jeder hat eine ihm persönlich vollkommen genügende Antwort auf diese Frage. Nur eines der ältesten Völker hat diese Frage nicht und dachte auch nicht auf eine Antwort, das jüdische Volk, bei welchem das Bestehen auf Erden der Hauptzweck war, worauf sogar die zehn Gebote hinweisen („Ehre Vater und Mutter, auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden"). Erst Christus weist mit deutlichen Worten auf

ein Jenseits, auf Lohn und Strafe hin — sonst findet man bei den rohesten Völkern diese Frage beantwortet.

Der Eskimo sagt: Wenn dieses mühselige Leben vorüber ist, werden wir in ein herrliches, meerumspültes Land kommen, in welchem die Birken und die Weiden beinahe so groß werden wie wir selbst; in welchem es mitunter Tannen geben wird, die noch größer werden, in welchem an allen Sträuchern schöne Beeren sitzen, die wir essen und in deren Schatten der kostbare Fliegenpilz wächst, der auch so billig ist, daß wir armen Leute nicht mehr nötig haben, den Urin der reichen Leute zu trinken, um uns in das glückselige Gefühl des Wonnetaumels zu versetzen. In den Meeren, welche diese wonnevollen Inseln umspülen, werden Seehunde in solcher Menge und in solcher Liebenswürdigkeit zu finden sein, daß sie sich von uns anfassen, in unsere Wohnungen locken und dort schlachten lassen. Da werden wir immerfort in Sommergärten wohnen und des Feuers nur bedürfen, um unseren Thran und unseren Seehundsspeck, unser Narwalfleisch zu kochen. Dort werden wir in unaufhörlicher Fröhlichkeit beisammen sitzen, ohne zu frieren; dort werden wir satirische Wettkämpfe halten, und unsere herrlich eingeölten Frauen werden uns mit ihrer Zärtlichkeit belohnen.

Dorthin ziehende Missionare haben sich wohl zu hüten, Lehren preiszugeben, welche mit diesen Ansichten nicht ganz übereinstimmen; sie werden durchaus nicht verstanden, und es wird das Entgegengesetzte von dem bezweckt werden, was sie erreicht wissen wollen. So geschah es auch im vorigen Jahrhundert, daß ein frommer Priester, seines schweren Tagewerkes eingedenk, Grönländer dem Christentume gewinnen wollte und ihnen viel von dem Lohne erzählte, der des Tugendhaften warte im Anschauen der Herrlichkeit Gottes, im Anhören der Lobgesänge, welche von den himmlischen Heerscharen ihm dargebracht würden, und dazu in Gegensatz stellte die Qualen der Verdammten in der Hölle, wo sie an stets wachsendem Feuer langsam geröstet und mit siedendem Öl erquickt würden.

O wie schön, wie herrlich! sprachen die Grönländer; ja, da müssen wir hinzukommen suchen, zeige uns den Weg, frommer Mann; wir wollen alles thun, um uns dieser Herrlichkeit teilhaftig zu machen.

Ihnen hatte die Hitze keine Schrecken, wohl aber die Kälte und die schwarze Nacht, die lange Polarnacht, und dem Missionar blieb nichts übrig, als seine eigenen Glaubenslehren in aller Geschwindigkeit etwas zu verfälschen, den Himmel heiß und die Hölle eisigkalt zu machen.

Der nordamerikanische Eingeborene läßt sich sitzend begraben, läßt seine besten Waffen an seine Seite legen; gehört er den Reitervölkern an, so wird auch sein bestes Pferd geschlachtet und neben ihm begraben, denn er weiß sehr gut, daß er (wohlverstanden, wenn er ein tapferer Krieger war, wenn

er genügend viel Feinde skalpiert hat) in die herrlichen Jagdgründe seiner Vorfahren gelangen wird, woselbst er das Elen, den Büffel, den grauen und den braunen Bären nicht nur in Menge findet, sondern wo er auch zu seiner größten Freude und zu seinem höchsten Ergötzen alle diejenigen wiedersehen wird, die seine Feinde waren, die er skalpiert hat und die er jetzt von neuem in Leben und Kraft wieder sieht, von neuem besiegen und skalpieren kann; dann wird er mit seinen Freunden am schwelgerischen Mahle sitzen und sich ganze Nächte hindurch ergötzen an den fetten Bärenschinken und an den noch wohlschmeckenderen Bärentatzen; dann wird er ganze Hirsche zerlegen und sie mit seinen Freunden teilen, die ihn wiederum zu ähnlichen Gelagen einladen. Und er wird mit diesen sich besprechen über die herrlichen Thaten, die sie vollbracht, über die Tapferkeit, die ein jeder bewiesen, über die Furcht und das Entsetzen, welches sie ihren Feinden eingejagt, und dann wird ein erquickender Schlaf von neuem sie stärken zu kühner That, und sie werden mit der notwendigen Belastung von besonderen Umständen sich von den Thaten erzählen und sich zu neuen Beweisen des Mutes anfeuern.

Müssen wir denn wirklich zurückgehen auf gänzlich unkultivierte Völker, auf rohe Natursöhne, finden wir bei höher stehenden Völkern nicht Ähnliches? fast möchte man meinen!

Im hohen Norden von Europa, auf der weitgestreckten, gebirgigen Halbinsel von Skandinavien wohnte ein Volk, welches jedenfalls zu den gebildeteren der damaligen Zeit gehörte, ein Volk, welches erobernd weit und breit auftrat, und welches eine Religion hatte, die den Kampf und Mord zu einer Ehrenpflicht machte, daher die Hauptthätigkeit dieses Volkes auch in der Verfertigung besonders schöner und guter Waffen bestand.

Es hatte eine wohl und systematisch ausgebildete Religion mit einem guten und mit einem bösen Princip. Das gute, Odin oder Wodan nebst seinen Freunden Thor u. s. w., hatte seinen Schwerpunkt in der Tapferkeit; das böse, Loki und Hel (die Todesgöttin), dagegen in der Krankheit, dem Verderben, dem Untergehen und Sterben ohne Blut und ohne Wunden.

Was war der Himmel dieser tapferen Männer? Täglich wiederkehrender blutiger Kampf, wozu sie, ermutigt durch die Walkyren, die heldenmütigen Schlachtjungfrauen, stets von neuem bereit waren. Schlacht und Kampf, in denen beide Teile, wenn schon immer als Sieger und Besiegte von Wunden bedeckt, in breiten Blutströmen ihr Leben aushauchten, bis die Abenddämmerung dem Kampf ein Ende machte, die jungfräulichen Göttinnen das fließende Heldenblut stillten und die siegesmüden Kämpfer vom Tode erwachten und mit ihren Gegnern nunmehr herrliche Feste feierten beim köstlichsten Meth und dem wohl mundenden Wilde schwelgten in Gesellschaft

der ewig jungfräulichen Walkyren, welche trotz dessen ihren Lieblingen alle Freuden verschafften oder gewährten, welche sie begehrten; dann begleiteten sie ihre Paladine in die Grabmonumente und leisteten ihnen für den übrigen Teil der Nacht Gesellschaft, bis sie beim Morgengrauen ihre Helden erweckten, zum Kampfe rüsteten und in die Schlacht begleiteten, die abermals bis zum Abend währte, worauf abermals schwelgerische Gelage folgten u. s. w.

Entsetzlich war dagegen das Los derjenigen, welche nicht in der Schlacht oder nicht durch blutende Wunden, seien sie auch von eigener Hand beigebracht, den Tod fanden; sie wurden dem Loki überantwortet, der sie in das Reich der Hel führte, in kalte unterirdische Höhlen, wo Hunger, Elend, Not aller Art herrschte, wo immerwährend gepeinigt durch den Kummer, nicht Teil nehmen zu können an den Heldenthaten der Tapferen, das Elend sich mit jedem Tage steigerte und der Hohn des bösen Loki und des Scheusals Hel, welches auf einer Seite weiß, auf der anderen blau war, ihnen keinen Augenblick gestattete, ihres Jammers zu vergessen.

Warum gehen wir denn 1000 Jahre zurück? Warum gehen wir denn hinauf nach Island und dem Nordkap? Haben wir nicht dasselbe ganz nahe und unter unseren Zeitgenossen? Wie denkt sich der Türke den Himmel? Es ist ein prachtvoller Garten, von Rosen und anderen köstlichen Blumen auf das lieblichste durchduftet, voll krystallheller Bäche, in denen der Gläubige die süßeste Kühle findet, worauf ihm auf weichen Polstern die köstlichste Ruhe wird, denn er ruht gerne aus vom Nichtsthun.

Diese Ruhe wird ihm versüßt durch eine Pfeife des köstlichsten Tabaks, auf welchem auch das Werk Gottes, das Opium, glimmt, liebliche Träume erweckend, ohne die späteren bösen Folgen, die man von dem Genusse desselben auf Erden empfunden hat, nach sich zu ziehen. Der Weise findet dort den Koran, der Freund der Dichtkunst die herrlichsten Schöpfungen der orientalischen Poesie; aber für den wollüstigen Orientalen wäre das Paradies kein Paradies, wenn es darin nicht schöne Weiber gäbe — nun denn, daran fehlt es nicht, das sind die Huris, die wunderlieblichen Gesellschafterinnen mit brennend schwarzem Haar, mit schwarzen leuchtenden Augen, mit einer unbeschreiblichen Fülle und auch vor allen Dingen mit einer, wie oft auch geraubten, doch nie aufhörenden Jungfräulichkeit geschmückt.

So malt sich ein jeder den Himmel nach dem aus, was ihm das Köstlichste dünkt, und wir Deutsche sind darin nur wenig anders als die Orientalen, höchstens etwas geistiger; und da nicht wir persönlich uns den Himmel malen, sondern diese Mühe den Geistlichen überlassen, so fassen diese ihre Aufgabe minder materiell an, geben nicht das, was den Sinn des Geschmacks und Gefühls besonders berührt, für den Schmuck des Himmels aus, sondern sie nehmen die drei edleren Sinne zu Trägern der Herrlichkeit

des Himmels. Das Anschauen Gottes, der Duft des ihm gespendeten Weihrauchs, der Klang der ihm gesungenen Hymne, das ist zwar ein Fortschritt, aber schließlich doch ein sehr geringer; denn auch unser Himmel hängt von der Auffassung unserer Sinne ab und von dem, was wir durch dieselben als das Beste, das Lieblichste uns vorstellen können, da doch immerfort von der Übersinnlichkeit die Rede ist, die Sinne also durchaus nichts zu thun haben dürften, wenn das Ideal erreicht werden sollte.

So wie also an einen Himmel, so glauben alle Naturvölker auch an höhere Wesen, an eins oder mehrere; im letzteren Falle unterscheiden sie gewöhnlich solche, die dem Menschen wohlwollen, von solchen, die ihm übel wollen und Übles thun, und bei ihrer Verehrung der verschiedenen Gottheiten findet man recht vollständig bestätigt, was Jean Paul über unsere Rechtlichkeit sagt: „sie ist meist nichts anderes als Furcht vor der Polizei." Wie wenig Menschen unterlassen das Böse, weil es böse ist; die allermeisten unterlassen es nur aus Furcht vor der darauf folgenden Strafe. Sehr traurig, aber wahr.

Seinen vollsten Ausdruck findet dieses unter den Naturvölkern, welche ihren vermeinten guten Göttern keine Opfer bringen, wohl aber den bösen, und welche sich vor keiner bösen That scheuen, weil sie nur glauben dürfen, entweder daß sie ihre Gottheit blind machen können, daß dieselbe nicht sehen werde, oder daß sie dieselbe durch Versprechungen, durch Geschenke bestechen können, wohl gar zu Teilnehmern, zu Mitschuldigen machen können; eine entsetzliche Lehre, welche ganz besonders bei den rohen Völkern heimisch ist, auch wenn man nicht gerade sie als Naturvölker zu bezeichnen hätte, wie z. B. bei den Italienern und Spaniern, die unbedenklich annehmen, daß der und der Heilige, ihr eigentlicher Schutzpatron, sie begünstigen würde, wenn sie ihm seinen Teil am Raube nicht entziehen. Der italienische Bandit bekennt seine verruchte That, seinen Raubmord in der Beichte und händigt seinem Beichtiger denjenigen Teil seines Raubes ein, welchen er glaubt schuldig zu sein; er rühmt sich dessen; er rühmt sich seines Glückes und der Ursache — Ich bin noch niemals in Strafe gekommen, niemals erwischt worden; ich habe aber auch niemals unterlassen, der heiligen Maria von Loretto (oder sonst einem anderen hohen Würdenträger des Himmels) den gebührenden Anteil zu zahlen.

Der Nichtswürdige, welcher auf diese Weise mit dem Banditen gemeinschaftliche Sache macht und seinen Anteil am Raube bezieht, bestärkt den Unwissenden in seinem Glauben und verbreitet auf solche Art und erhält die Bestialität und die Roheit auf eine schaudererregende Weise; darum stehen diese Völker auf einem bei weitem niedrigeren moralischen Standpunkt als die eigentlichen Wilden, aber die Analogie, die Ähnlichkeit des Verhaltens ist nicht fern. Auch unter den amerikanischen Eingeborenen sowie unter

denen der Südsee-Inseln giebt es Personen, welche behaupten, von den bösen Göttern beauftragt zu sein, die ihnen gebührenden Geschenke in Empfang zu nehmen und deren Willen zu verkünden. Sie sind aber in unseren Augen viel besser und höher stehend als die Gehülfen und Vertrauten der Banditen in Europa, weil sie nur die bösen Götter vertreten, von denen man allenfalls, eben weil sie nicht gut, sondern böse sind, annehmen kann, daß sie sich des Vergehens der Bestechlichkeit schuldig machen dürfen, ohne aus ihrer Rolle zu fallen, indessen die Banditenpriester in Italien Christus, dessen Mutter und die Heiligen zu vertreten vorgeben und die erhabensten Gestalten also auf den niedrigsten Standpunkt herabziehen.

Was ursprünglich den ersten sinnlichen Begriff der Gottheit hergegeben haben möge, dürfte wohl schwer zu ermitteln sein, dagegen zu vermuten ganz leicht, wenn wir nur nicht vergessen wollen, daß unsere Vermutungen dem Standpunkt entsprechen, auf welchem wir stehen, und welcher nicht immer derjenige sein wird, den die Naturvölker einnehmen.

Uns, die wir Bücher schreiben und Bücher lesen, ist der gestirnte Himmel, ist die aufgehende Sonne etwas so Hohes und Erhabenes, daß wir uns sehr wohl vorstellen können, dem Naturmenschen sei diese sinnliche Erscheinung etwas vollkommen Genügendes, um darin eine Offenbarung Gottes oder ihn selbst zu sehen; aber schon demjenigen, der in unserer Nähe dem Naturzustande verwandter ist als wir, dem Landmann, dem Bauern, welcher die Erscheinung täglich vor Augen hat, macht sie diesen Eindruck nicht mehr, ja, ich habe häufig bemerkt, daß sie gar keinen Eindruck macht, daß der Bauer sogar lacht, wenn der Städter zum Besuch auf dem Lande bittet, vor Sonnenaufgang geweckt zu werden; und der Wirt vom Brockenhause, der vom Sonnenaufgang lebt, hat wohl schwerlich sein Bett verlassen, um die Sonne aufgehen zu sehen, wenn nicht Gäste bei ihm waren, von welchen er die Mühe bezahlt bekam.

Doch sind bei poetischen Völkern, wenn auch nicht bei Naturvölkern, Glaubenslehren entstanden, welche gerade auf diesen Gegenstand fußen; so bei den Persern, bei denen das Licht und bei denen die Sonne als Symbol des Lichtes, als Hauptquelle vorzugsweise der Gegenstand der Verehrung war. So wie nebenstehend vor einem einfachen Altar, aus unbehauenen Steinen errichtet, ein persisches Weib dem Gotte des Lichtes, dem Ormuzd, ihre Opfer bringt, so gab es Tempelstätten auf hoch erhabenen Stellen mit prachtvollen Wohnungen für die Sonnenpriester und mit Altären zur Entzündung der heiligen Opferfeuer, welche zu verunreinigen ein des Todes würdiges Verbrechen war, welche mit dem Munde anzublasen schon den Tod unmittelbar nach sich zog, da dieses die frevelhafteste Verunreinigung war.

Wenn nun ein schon sehr kultiviertes Volk, das eine ausgebildete Reli-

gion, das eine so tiefe Poesie und eine noch jetzt bewunderte Litteratur besaß, die Sonne anbetete, so dürfte es uns nicht Wunder nehmen, wenn Ähnliches auch bei rohen Völkern, bei Naturvölkern gefunden wird. Geben wir der Sonne einen Genius, einen Herrscher, so dürfte er sich als der mächtigste von allen Naturgewalten erweisen, und seine Verehrung dürfte am weitesten verbreitet sein.

Nach der langen trostlosen Polarnacht, in welcher keine Sonne scheint, bringt schon das Höhersteigen derselben die trostreiche Dämmerung hervor,

Parsin die Sonne anbetend.

giebt ihr erstes Erscheinen, selbst in der Form eines kleinen Kreisabschnittes am Horizont herumlaufend, den vollen Tag, und ihr Weiterschreiten löst das in Banden geschlagene Wasser aus seinen Fesseln und lockt die wenigen Kräuter hervor, welche die trostlose Ebene schmücken, und bringt den dürren Sträuchern Blätter und Blüten — sollte man sich da wundern, wenn etwa der Samojede, der Jakute, der Eskimo die Sonne als eine wohlthätige Gottheit verehrte?

Der Bewohner der heißen Gegenden erlebt wieder anderes. Die senkrecht vom Horizont aufsteigende Sonnenscheibe entsendet glühende Strahlen, welche selbst unter dem Schattendach des Urwaldes eine erstickende Glut erwecken; dort aber, wo nicht drei Schichten von Laubkronen übereinander

dem Tagesgestirne wehren, da schafft es verdorrte Savannen, ausgebrannte Grasebenen oder gar pflanzenleere Wüsten, wie in Afrika und zum Teil auch in Neu-Holland, weil der erquickende Regen fehlt, der mit der Wärme verbunden der Vegetation Schwung giebt und sie reich und üppig macht, statt sie zu versengen, sie zu zerstören. Dort wird die wohlthätige Sonne als eine furchtbare Gottheit anerkannt werden, dort kann man schon einen Übergang finden von der Verehrung eines guten Prinzips zu der eines zweifelhaften, wo nicht gar eines bösen.

Auch die Gestirne bedingen ihre Verehrung wie natürlich, haben ihren Anteil um so mehr daran, als die Völker näher dem Meere wohnen, mit demselben häufiger in Verbindung treten und in den Sternen vor allen Dingen die Leiter auf dem pfadlosen Meere finden. Ein Sternbild ist so auffallend, daß es beinahe jedem Menschen bekannt ist, der sogenannte Bär, das große Siebengestirn; es steht am nördlichen Himmel und gehört zu denjenigen, welche man mit den „nicht untergehenden" bezeichnet, und weil es sich um den Pol her bewegt in einem großen auf- und absteigenden Kreise, so dient es dem Seefahrer als natürlichstes Kennzeichen für den Stand der Zeit und für die Richtung, welche man einzuschlagen hat.

Zu den Sternen wenden sich häufig unsere Blicke, zu den Sternen als denjenigen Punkten, auf welchen wir dereinst vielleicht wandeln werden, wo wir die Lösung mancher Rätsel zu erwarten haben; eine merkwürdige Ansicht und wie unsinnig immer, dennoch eine mächtig weit verbreitete. Wir können das Wort, so hart es klingt, nicht zurücknehmen. Unsinnig ist's, wenn auch poetisch, auf den Sternen oder jenseits der Sterne, wie man wohl sagt, die Lösung der übersinnlichen Fragen zu erwarten, welche uns hier beschäftigt haben, die Lösung der Frage: was ist das und wo ist das, was wir das Jenseit nennen? die Lösung der Frage: was wird aus unserem Geiste, was aus der Seele, wenn das Band, welches sie mit dem Körper verknüpft, durch den Tod zerrissen sein wird?

Auf alle diese Fragen haben wir weder auf der Venus noch auf dem Jupiter, weder auf dem Sirius noch auf dem Aldebaran Antwort zu erhalten, denn sie sind entweder Planeten wie die Erde, oder Sonnen wie diejenige, welche uns Licht und Wärme spendet, aber auf welche wir mit Verlangen als lichte Punkte an dem dunklen Nachthimmel schauen. So ist es noch viel weniger zu verwundern, wenn einfache Naturkinder, falls sie ein wenig Poesie haben, bewundernd nach dem gestirnten Himmel schauen und in den Sternen Wesen sehen, zu denen sie bittend ihre Stimme erheben dürfen.

Selbst der wandelbare Mond hat seine Verehrer gefunden, wenn er bei den Leuten von Wissenschaft auch längst seinen Kredit verloren hat, denn er ist wirklich, falls wir Ebbe und Flut ausnehmen, ohne Wirkung auf den

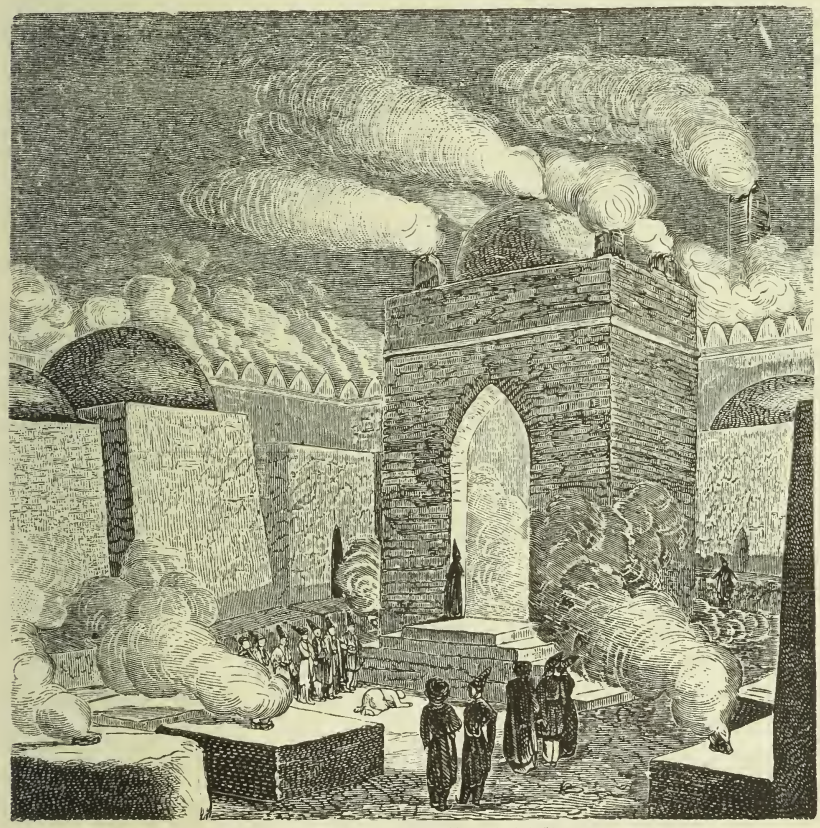
Erdkörper, er bringt nicht, wie man glaubt, Kälte, im Gegenteil entwickelt er Wärme (aber freilich in so geringem Grade, daß das feinste Galvanometer, verbunden mit dem Thermoskop aus Antimon und Wismut und seine millionfache Vergrößerung der Wirkung erforderlich ist, um diesen Millionstelteil eines Wärmegrades zu entdecken). Daß er Kälte bringe, beruht auf einer Verwechselung von Ursache und Wirkung; nicht der überaus klar scheinende Mond bringt Kälte, sondern es wird kalt, weil der Mond so überaus klar scheint, weil die Luft so durchsichtig ist, daß gleichzeitig mit den Lichtstrahlen, welche sie in großer Menge durchläßt, auch die Wärmestrahlen von der Erde ungehindert hinausgehen in den Weltraum. Bei gleicher Temperatur und bei gleicher Durchsichtigkeit der Luft strahlt die Erde so viel Wärme gegen den blauen Nachthimmel aus, daß man zu sagen pflegt, es werde kalt, aber es ist gleichviel, ob der Mond dabei scheint oder nicht.

Ebenso ist es mit den Witterungsverhältnissen, welche bei dem Mondwechsel, bei den eigentlichen Vierteln (Neumond, erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel), häufiger eintreten sollen als zwischen diesen Quadraturen. Es kann wohl geschehen, und warum sollte es nicht; aber daß es ein paar mal oder ein paar Dutzend mal geschieht, beweist nicht, daß der Mond Einfluß auf die Witterung habe, sondern nur daß so und so vielmal zur Zeit des Mondwechsels auch Witterungswechsel eingetreten ist.

Hat die Wissenschaft dem Monde sein altes Ansehen geraubt, so ist doch der Glaube an ihn stehen geblieben, und man wird sich vergeblich bemühen, einem Bauern oder selbst Millionen sogenannter gebildeter Städter klar zu machen, daß der Mond nicht Kälte und daß seine wechselnden Lichtgestalten nicht Witterungswechsel bringen. Nicht allein verliebte Menschen machen sich das frostige Vergnügen, dem blassen Lauscher ihre Klagen vorzutragen, auch der Förster schlägt sehr vernünftig zur Herbstzeit die Bäume bei Neumond, weil dann der Saft zurückgetreten und das Holz trocken ist; dagegen schlägt der Gebirgsbewohner den Baum, weil er ihn an Ort und Stelle schälen will, im Frühjahr bei Vollmond, weil da die Saftfülle am größten und die Rinde am leichtesten zu trennen ist. Und auch den Südsee-Inselbewohnern wohnt im Monde ein guter Genius, den zur Zeit der Sonnenfinsternis ein Drache mit dem Tode bedroht; daher werden dort und auch in Afrika geräuschvolle Instrumente geschlagen, Hunde und Schweine gekniffen und gepeitscht, daß sie schreien und den Drachen furchtsam machen, damit er an dem Monde vorbeigehe, oder falls er ihn schon verschlungen, ihn eiligst auf dem entgegengesetzten Wege wieder von sich gebe — kein Wunder, daß er so viele Flecken hat.

So wie die Sonne, so ist das ihr nächst verwandte wohlthätige Element, das Feuer, ein Gegenstand der Verehrung, der Anbetung geworden.

Auch dieses ist entweder nicht den Naturvölkern allein eigen, oder es hat sich die Verehrung des Feuers erhalten von da ab, wo das Volk noch vollständig im Naturzustande war, bis dahin, wo es, auf einer ungewöhnlich hohen Stufe der Kultur angelangt, weit über den alten Aberglauben hinaus sein sollte. Unser Bild zeigt uns den Feuertempel zu Ateſh-Gah



Der Parsentempel zu Ateſh-Gah bei Baku.

nahe bei Baku; wir sehen hier Tataren und Kasaken, wir haben also die neueste Zeit vor uns. Der Tempel ist im Jahre 1855 gezeichnet, nach der Natur aufgenommen worden. Die Feueranbetung besteht also bei den Parsen noch immer, obschon dieselben zwischen Christen und Osmanen wohnen, also einigermaßen geläuterte Begriffe und Ansichten über Religion und Gottesverehrung eingesogen haben könnten; aber sie hängen an dem alten Glauben mit einer so entschiedenen Zähigkeit fest, daß jede Lehre, daß jeder Unterricht an ihnen abprallt. Es sind noch jetzt mehrere uralte Feuer-

tempel in den Gebirgen von Persien zu finden, und obwohl die Perser selbst sich im allgemeinen zum Islam bekennen, so fehlt es doch gerade da an Feueranbetern nicht, wo brennbare Gase der Erde entströmen, wie dieses z. B. bei Baku am kaspischen Meere stattfindet, wo Naphthaquellen in Menge zum Vorschein kommen, und wo die Russen sogar Ziegelbrennereien im größten Maßstabe angelegt haben, lediglich die der Erde entströmenden Gase zur Feuerung benutzend, zum großen Kummer der Parsen, welche darin eine Entweihung ihres höchsten Heiligtums finden.

Es ist dieses etwas so Überwältigendes, die Zusammenwirkung von Wärme und Licht in der Sonne hat etwas so großartig Ergreifendes, daß man wohl fassen kann, wie ein großer, mächtiger, von Religiosität und Philosophie durchdrungener Geist darin ein Motiv finden konnte, religiöse Satzungen zu begründen und Prinzipien einer Gottesverehrung davon herzuleiten, welche nicht wahrer und nicht tiefer empfunden werden können, als Zerduscht (Zoroaster) sie uns darstellt.

Dieser große Religionsstifter fand eine gewisse Grundlage vor, deren er sich mit mehr als gewöhnlicher Umsicht bediente, um seine neue Lehre darauf zu stützen in solcher Weise, man möchte fast sagen vorgebend, daß er nichts neues schaffe, daß er nichts ändern wolle an dem alten Glauben, daß er nur den Wunsch hege, demselben eine klarere Richtung zu geben, um die Möglichkeit einer Verwirrung der Begriffe zu entfernen.

Das alte Persien, wie es 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung gedacht werden muß, hat im Norden das kalte, nebelige Reich Turan (die Mongolei, die Tatarei), wo das Leben aufhört, wo die Schneestürme im Winter, die verzehrenden und verheerenden Wüstenwinde im Sommer herkommen, wo die nomadischen Räuberhorden wohnen, welche gleich jenen verwüstenden Naturgewalten alles vernichten, was ihnen gegenübersteht, wo also in der Luft und auf der Erde die bösen Geister herrschen, stets bereit, den armen Menschen zu quälen, indem sie aus ihrem Bereiche, dem Reiche der Finsternis und des Todes, hervorbrechen.

Im Osten dagegen wohnt der Sonnengott Mithra; dort haben auf den herrlichen Gebirgen die befruchtenden Gewässer, die Ströme ihren Ursprung; von dort kommt das belebende Tageslicht; dort ist der Sitz der dem Menschen freundlich gesinnten Lichtgeister; dort ist die Brücke der Seligen, welche den Menschen mit den göttlichen Geistern verbindet.

So stehen im Gegensatz miteinander der finstere Norden und der heitere Osten, und sie werden als handelnde Personen gedacht. Das gemeinsame Ziel jeder einzelnen dieser beiden Mächte ist die Herrschaft über den Menschen und über dessen Wohnsitz, die Erde. Sie stehen deswegen in ununterbrochenem Kampfe — nicht Faust an Faust, nicht miteinander in

thätlicher Berührung, wohl aber in solcher Weise, daß jede der beiden Mächte, die gute wie die böse, ihren ganzen Einfluß aufbietet, um den Menschen an sich zu ziehen, um über ihn Herr und so allmählich Herr des Menschengeschlechtes zu werden.

Dies war es, was Zerduscht vorfand, und hierauf baute er ein großes philosophisches Religionssystem. Zuerst personifizierte er die beiden streitenden Mächte, er stellte an die Spitze der guten Geister Ormuzd, den „Vieles wissenden und Großes schaffenden Herrn", und stellte auf die andere Seite an die Spitze der bösen Geister Ahriman, den „Böses Sinnenden".

Mit diesen beiden Mächten hatte der Reformator zu thun, um sie für sich zu gewinnen oder sie von sich zu scheuchen; es waren dieselben Naturmächte, denen das Volk gedient hatte, lange bevor man den Namen Zerduscht hörte; es war also sehr begreiflich, daß man gerade diesen Lehren die größte Aufmerksamkeit schenkte, und etwas weiteres wollte Zerduscht vorläufig nicht. Er knüpfte an seine Lehren Verordnungen, die größte Reinheit des Körpers betreffend und damit die Reinheit der Seele bezweckend, vorbereitend wenigstens, woraus dann wieder ein thätiges und sittliches Leben hervorgehen mußte. Ein jeder sollte sich durch Gebet und Reinigung der Beachtung der Götter würdig machen, sich ihnen zuwenden, seine Seele vor Sünde bewahren, seinen Sinn dem Lichte zukehren und dies dadurch bethätigen, daß er Nützliches thue, die Erde fruchtbar mache, schädliche Tiere vertilge, den Verheerungen des Wüstenwindes Schranken setze und dergleichen mehr. Lauter Lehren, welche in nicht geringe Verwunderung setzen müssen, wenn man bedenkt, daß Zoroasters Lebenszeit wahrscheinlich in das 6. Jahrhundert v. Chr. Geb. fällt, in welchem Zeitraum die Tugendlehre noch nicht tiefe Wurzeln geschlagen hatte.

Das Wesentlichste in der Lehre des Zerduscht läßt sich in folgender Weise zusammenfassen. In dem Streit des guten und des bösen Prinzips bleibt Ormuzd Sieger; er erschafft nun die Welt, ohne daß der Geist des Bösen ihn daran hindern kann, er erschafft ein Reich, worin sich nur Reines, Gutes, Edles befindet, und in dessen Kern als seinen himmlischen Wohnsitz Ormuzd sich nach dem Schöpferakt zurückzieht.

Nun aber, da der Lichtgott glaubt vollkommen gesiegt zu haben, weil Ahrtman sich ruhig verhält, nun aber tritt der böse Geist wieder auf und füllt die Welt, soweit sie nicht von Ormuzd bewohnt wird, mit seinen feindseligen Geistern, mit unreinen und schädlichen Tieren, mit Lastern und Sünden; er stellt dem Schöpfer des Lichtes, des Tages, des Lebens, er stellt ihm die Finsternis, die Nacht, den Tod gegenüber. Ormuzd erwacht und will die Erde mit nützlichen Tieren bevölkern; er erschafft den Stier, den Hund, die Antilope. Ahriman stellt ihm die Raubtiere, die Schlangen, die

schädlichen Insekten entgegen. Ormuzd segnet die Felder und die Weideplätze, damit Menschen und Tiere reichliche Nahrung haben, er giebt den Früchten Süßigkeit und belebende Kräfte; Ahriman sendet verheerende Stürme, welche die Bäume entwurzeln, Glutwinde, welche die Felder verdorren, Winterfrost, welcher den Menschen und Tieren die letzte Spur von Nahrung entzieht. Ormuzd führt durch seine erhabenen Geister die Menschen zur Tugend, zur Sittenreinheit, zur Wahrhaftigkeit; Ahriman führt sie auf den Weg des Lasters, der Lüge und der Unreinheit. So besteht ein dauernder Kampf, ein stetes Ringen der beiden Mächte um die Herrschaft über die Erde und über das Menschengeschlecht, der zwar endlich zum Vorteile des Lichtgottes enden wird, der aber noch nicht erfüllt ist.

Wird es so weit sein, wird das gute Prinzip gesiegt haben, so tritt dasjenige ein, was der alte Christianismus das tausendjährige Reich nennt; nur wird dieser Zustand nicht tausend Jahre, sondern ewig währen. Die Anhänger des Ormuzd wandeln über die Brücke Dschinavat. Werden sie hier ohne Flecken gefunden, zeigt die Prüfung, daß sie sich rein erhalten haben vom Schmutz der Sünde, so erhalten sie einen verklärten, aus Licht zusammengeflossenen Leib, rein wie sie selbst und so durchsichtig, daß er keinen Schatten wirft. Diese Reinen gehen nunmehr zum Tempel des ewigen Glückes ein und wohnen am Throne der Lichtgottheit in einer vollständigen, ewig währenden Seligkeit, aber allerdings wird Großes von ihnen gefordert: sie dürfen, wie bereits gesagt, nie versucht haben, die bösen Geister zu versöhnen, ihrem Zorn zu begegnen durch Opfer und durch Demütigung; sie müssen sie bekämpft haben durch Vernichtung von schädlichen Tieren, welche die Diener des bösen Prinzips sind, durch Ausrottung schlechter, nachteiliger Pflanzen, durch Anbau nützlicher Pflanzen, in der eigenen Brust aber durch Beobachtung der heiligen Gesetze über den Feuerdienst, durch Gebete und fromme Handlungen.

Die Feueranbeter, welche man wohl nur fälschlich so nennt, weil sie keineswegs das Feuer anbeten, sondern es nur als ein Symbol der Lichtgottheit betrachten, der zu Ehren sie es nicht in Tempeln, nicht auf Bildsäulen und glänzenden Altären, sondern auf einfachen Opfersteinen darbrachten, suchten ihr Wohl und ihr Heil wirklich in guten und reinen Handlungen; und es ist erfreulich zu sehen, wie die schöne, erhabene Lehre sich durch drittehalb Jahrtausende fortgepflanzt hat, denn noch heutigen Tages kann man nirgends sicherer sein als unter den unterdrückten Parsen, unter den Menschen, die gerade wegen ihrer Redlichkeit und Einfachheit ein Gespött aller derjenigen sind, die um sie her wohnen. Die Indier, die Mohammedaner, vor allen die Christen selbst und, näher zu uns am kaspischen Meere, wo die Parsen ihre Hauptheiligtümer haben, die Tataren

und wiederum die Christen, die Russen und Kosacken, machen diese wackeren Leute zum Gegenstande ihres nie endenden Spottes und machen sich selbst das Vergnügen, die arglosen, einfachen Menschen auf die schamloseste Weise zu betrügen, zu foppen, zu hintergehen, lächerlich zu machen, bloß um sich an der Geduld zu ergötzen, mit der sie jede Unbill ertragen. Man sieht daraus recht die Verderbtheit der menschlichen Natur und wie allerdings das bloße Gutsein keineswegs genügt, um durch die Welt zu kommen. Dies war es auch, was die ersten Christen erfahren haben. Den Lehren ihres erhabenen Meisters folgend, hielten sie auch den linken Backen hin, wenn sie auf den rechten geschlagen wurden, was sich denn ihre Unterdrücker zu Nutze machten, um sie vielfältig zu quälen, bis endlich die eigentlichen Christenverfolgungen daraus hervorgingen und es sich Konsuln und Kaiser zur Aufgabe machten, den Römern dadurch Ergötzung zu verschaffen, daß sie in dem Kolosseum und im Cirkus zu Elefanten, Nashörnern, Nilpferden, zu Tigern, Löwen und Hyänen die armen, aus ihren Verstecken hervorgeholten Christen warfen und von den wütenden Bestien zerreißen ließen. Späterhin wurde die christliche Kirche die streitbare, und damit hörte natürlich diese schauerliche Unterdrückung auf.

Wir können hier das ganze System der Parsenreligion nicht entwickeln, nur einiges Historische möchten wir zum Verständnis noch anfügen.

Unter den historisch denkwürdigen Völkern der Indogermanen oder Arier sind die bedeutendsten Glieder die arischen Indier, welche früh nach Hindostan einwanderten, die Perser, von Baktrien bis Armenien ansässig, die Griechen und Römer, die Kelten, Slaven und Germanen. Die Sprachverwandtschaft, mithin auch Stammesverwandtschaft aller dieser Völker ist zuerst durch Franz Bopp nachgewiesen; ebenso ist die Gemeinsamkeit der Religion und Sitte derselben sowie ihre Verschiedenartigkeit von den anderen Völkern mittelländischer Rasse, den Semiten und Hamiten, mehr und mehr erkannt.

Das historische Dunkel der Indogermanen wird zunächst erhellt durch die ältesten Schriften der Hindu, die Vedas. Dieses indogermanische Urvolk wohnte zunächst an den Grenzen Indiens, im Pendschab oder Fünfstromlande, nahm andere Völker in sich auf und spaltete sich dann in verschiedene Stämme mit wesentlich denselben Grundlagen der Kultur. Es hatte in seinen Giedern eine reiche, wohlklingende Sprache, aus welcher erkennbar, wie es Viehzucht und Ackerbau trieb und Haus, Hof und Dörfer inne hatte. Stier und Kuh, Pferd, Schaf, Ziege und Schwein, Gans, Ente waren bei ihm bereits zu Haustieren gezähmt. Der Acker ward mit dem Pfluge bestellt; er gab Getreide und Früchte, die durch den Wagen eingeheimst wurden. Im Hause loderte das Feuer; Gold und Silber waren be-

kannt, nicht aber das Eisen. Die Ehe war geheiligt; die Hausfrau genoß hohe Achtung, sie spann und nähte; der Mann war das Familienoberhaupt. Sie verehrten die Lichtgottheit Varuna und Aditja, welche aller Menschen Gedanken erkennen, das Gute lieben, das Böse hassen und bestrafen. Einer der Aditja wurde später in der Göttergestalt des Indra verehrt, bis unter den Eraniern ein Prophet aufstand, welcher, indem er die alten Gottesvorstellungen erneuern wollte, eine neue Religion, die Ormuzd-Religion, begründete. Dieser große Prophet war Zarathustra, von den Griechen Zoroaster genannt. Geboren in der Stadt Urmia, verließ er seine Heimat im 30. Jahre und ging nach der Provinz Aria in die Einsamkeit, um daselbst 10 Jahre zu verleben und die heiligen Schriften des Avesta abzufassen. Sodann trat er als Prophet mit göttlicher Sendung auf und wirkte für Verbreitung seiner Lehre. Er errichtete überall, wohin er kam, Altäre im Freien, worauf die heiligen Feuer loderten, als das Zeichen des neuen Glaubens, und gewann bald viele Anhänger, ja er verbreitete sich über das ganze baktrische Reich.

Er setzt an Stelle der sinnlichen Göttergestalten der Vorzeit einen allumfassenden unsichtbaren Gott, den Schöpfer, Regierer und Erhalter der Welt. Ihm verdanken wir alles Gute und allen Segen; seine Gnade ist ohne Ende wie er selbst.

Später verdunkelte sich diese seine Lehre. Der Gottheit wurden zwei Seiten, eine gute und eine böse, eine Licht- und Nachtseite zugeschrieben; jene, der Gott des Lichtes, Ormuzd, liegt im Kampfe mit dieser, dem Gotte der Finsternis, Ahriman. Das Auge des Ormuzd ist Mithra, die Sonne, welche göttliche Verehrung empfing.

Dem bösen Princip, dem Urheber alles Ubels, sind die Menschen fortwährend ausgesetzt, und sie müssen daher ununterbrochen gegen dasselbe ankämpfen, und zwar zunächst durch Gebet, dann durch Gedanken und Werke. Der Priester bittet für die Gläubigen, und er hat das ewige Feuer zu hüten. Ihre Macht und ihr Ansehen wuchsen später immer mehr, da sie alles Wissen in sich vereinigten. Nachdem die Arier von dem indischen Süden Besitz ergriffen und das Kastenwesen die größte Ausdehnung gewonnen hatte, bildeten diese Priester eine besondere Kaste, die der Brahmanen, deren Aufzeichnungen die ältesten Religionsbücher, die Vedas, entsprangen. Die Einheit des Gottgedankens trat schärfer hervor in Brahma, dem Heiligen, der Weltseele, das Leben, Schöpfer und Natur zugleich. Es trat eine glänzende Entwickelungsepoche der Hindu ein, wovon ihre Litteratur Zeugnis ablegt. Gewöhnlich unterscheidet man zwei Perioden derselben, diejenige der Veden und des Sanskrit. Die Veden oder Vedas waren die heiligen Bücher; in ihrem ältesten Teile, Rigveda genannt, enthielten sie eine Sammlung religiöser Lieder, der übrige Teil enthielt Gebete, Ritualvorschriften und die

Satzungen der Glaubenslehre. Die Sanskritperiode enthält Werke, in welchen wissenschaftliche Gegenstände poetisch behandelt wurden.

Es läßt sich annehmen, daß etwa 1300 Jahre vor unserer Zeitrechnung die Stämme der Inder im Gangeslande sich zu größeren, festen Staaten vereinigten und daselbst ihre Niederlassungen und größere Städte innehatten. Ihre Religion bildete die Grundlage des Staatswesens, in welchem allmählich Priestermacht und Fürstendespotismus die Oberhand gewannen. Bis zum heutigen Tage herrscht in jenen Ländern die Religion Brahmas, welche in vielen Stücken derjenigen Christi so ähnlich ist, daß man sie für eine Nachahmung der christlichen halten könnte. Wir begegnen der allumfassenden Weltseele, dem Brahma, welcher die Welt erschaffen hat und regiert und sie im Gange erhält. Zeitweise entsteht Störung und Stockung; dann aber kommt Gott selbst der Erlösung wegen auf die Erde herab, und zwar erfolgt seine Fleischwerdung (Inkarnation) in Menschen- oder Tiergestalt. Die Gottheit hat dreierlei Gestalt in Brahma dem Schöpfer, Wischnu dem Erhalter und Siva dem Zerstörer. Wischnu betritt zeitweise die Erde; eine letzte Inkarnation vollzog er unter dem Namen Chrisna, Krischna.

In späterer Zeit, etwa 600 v. Chr., entwickelte sich ein Gegensatz zum Brahmaismus, der Buddhaismus, welcher an Stelle des körperlichen Gottes eine Urkraft setzt und an Stelle der unendlichen Wiedergeburten, der Seelenwanderung nach dem Tode, allen Menschen den Eingang zur ewigen Ruhe in den Schoß des Urgeistes verheißt. Mit dem Tode erfolgt das Aufhören des Individuums, die Nirvana. Der Buddhaismus wurde durch das Brahmatum zwar aus Hindostan verdrängt, jedoch verschaffte er sich Eingang in Tibet, China, Japan, Hinterindien und den ostindischen Inseln, so daß er gegenwärtig den größten Teil der Menschheit (etwa 500 Mill.) umfaßt.

Bei dieser Gelegenheit sei übrigens bemerkt, daß nach Hübners Statistik die Religionsgesellschaften sich folgenderweise über die Erde verbreiten:

Christen 400 Mill.	Katholiken	200	Mill.
	Protestanten	110	=
	Griechen	80	=
	Sekten	10	=
Nichtchristen 992½ Mill.	Buddhisten	500	=
	Brahmanisten	150	=
	Mohammedaner	80	=
	Israeliten	6½	=
	Verschiedene bekannte Religionen	240	=
	Unbekannte Religionen	16	=
		1392½	Mill.

Wir wollen schließlich nur noch einmal darauf hindeuten, daß der Feuerdienst auch gegenwärtig keineswegs ganz erloschen ist, sondern sich von der Halbinsel diesseits des Ganges bis zum Kaukasus, wiewohl immer nur sehr vereinzelt, vorfindet, und daß diejenigen, welche sich ihm ergeben haben, jedenfalls die bei weitem besseren Menschen sind, als diejenigen, unten denen die Feueranbeter leben.

Auch die alten Griechen waren durchaus nicht frei vom Feuerdienst. Ihnen war der Hephästos ein gewaltiger, mächtiger Gott, und die Feuererscheinungen der Vulkane galten für den Beweis einer mächtigen Thätigkeit in der Werkstatt des Hephästos und seiner Schmiedeknechte, der Kyklopen. Homer erzählt, was für schöne Dinge der alte lahme Hephästos gemacht habe, wie er auf Bestellung arbeitete (für Madame Thetis und deren Sohn Achilles), und auch die Römer bezeigten dem Vulkan, demselben, welchen die Griechen Hephästos nennen, eine große Verehrung, bauten ihm Tempel und setzten ihm eine zahlreiche Priesterschaft ein.

Da dem nun so ist, so können wir uns gar nicht wundern, wenn rohe, wenn Naturvölker die höchste Wohlthätigkeit des Feuers anerkennen, dieses in den Kreis der Gegenstände ziehen, welche man verehren muß.

Fast ähnlich verhält sich's mit dem Feuer aus den Wolken, mit dem Blitz. Dieser hat jederzeit etwas Geheimnisvolles, etwas Überwältigendes, wie sollte es uns Wunder nehmen, wenn einfache Menschen, wenn Kinder der Natur der Empfindung nachgeben; selbst uns spricht Gott noch im Donner, wir glauben darin seine Stimme zu hören, und der Schreckensruf: „Helf' uns Gott!" wird bei jedem Gewitter und bei jedem stark leuchtenden Blitz viel tausendmal gehört werden; denn man sieht denselben nicht als eine Naturerscheinung, sondern als den Ausdruck des Zornes oder des Unwillens Gottes an und sucht denselben durch solche Anrufungen zu versöhnen.

Aber nicht bloß diese eine Naturerscheinung, sondern überhaupt alle diejenigen, welche etwas Großartiges, Überwältigendes haben, werden von Naturmenschen als dämonisch angesehen, werden betrachtet als Ausbrüche des Zornes derjenigen Gottheiten, welche diesen Naturgewalten vorstehen. Der Sturm ist der Atem des zürnenden Gottes, der Ocean selbst ist eine Gottheit; schlägt der Ocean Wellen, wirft er sie brandend an die Küsten hinauf, so ist es sein Zorn, der sich hier ausspricht. Der gleichzeitige Sturm gilt nicht als die Ursache der Aufregung des Oceans, sondern als ein zufälliger Begleiter seines Zornes; der Gott der Winde zürnt, der Gott der Meere zürnt auch, und beide vereinigen sich, um den Menschen ihre Macht zu zeigen. Auch einen Gott der Erde giebt es, man bittet ihn um Fruchtbarkeit, und er vereinigt sich mit dem Gott der Winde, um Wolken herbeizuführen, damit es regne, oder um sie zu verjagen, damit es nicht zu viel regne.

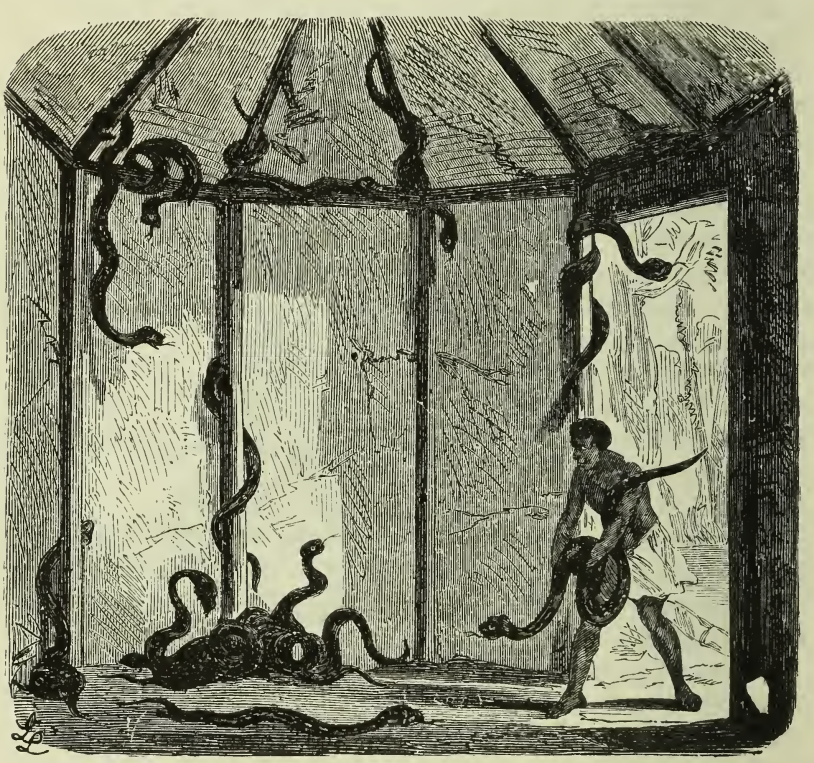
Bei all diesem läßt sich das Ursächliche sehr leicht finden, sehr wohl einsehen, aber es giebt noch ganz andere Götter als die Naturgewalten. Wir sehen hier Schlangenanbeter. Man pflegt diesen Gegenstand der Anbetung einen Fetisch zu nennen, allein der Name Fetisch hat eine viel allgemeinere Bedeutung, es ist nämlich ein Ding, welches sich irgend jemand selbst und ganz willkürlich zum Gott gesetzt hat, und welches er verehrt, so lange es ihm gefällt, welches Ding er aber wieder absetzt, sobald es ihm nicht mehr gefällt. Es ist die allerroheste Art von Pantheismus, es ist die Ansicht, daß in allen Dingen etwas Göttliches stecke; es wählt demnach der Schwarze auf der Guineaküste sich die Ziege zum Fetisch, der andere einen Stein, der dritte einen Baum, einen Fluß, und er betet seinen Fetisch an, so lange derselbe thut, was er haben will; wenn nicht, so verläßt er ihn, oder macht er es zu bunt, so prügelt er ihn durch oder zerbricht, zerstört ihn und wählt sich einen anderen Fetisch.

Schlangenanbeter.

Nicht so mit den Schlangenanbetern; diese sind z. B. noch jetzt in dem Negerreiche Dahomey zu Hause, haben einen ordentlichen Kultus erdacht für diese Art der Religionsform und haben Tempel, in denen ihre Gottheiten bewahrt und gefüttert werden, wie wir bereits früher andeuteten. Dr. Répin schreibt diesen Gegenstand betreffend das Folgende:

„Als alles in Ordnung und der Tag angebrochen war, öffnete man die Thore des Forts, und das erste, was ich that, war, den Tempel der angebeteten Schlangen (in Widah) aufzusuchen, welcher unter einer Gruppe prächtiger Bäume stand. Dieser wunderbare Bau besteht aus einer großen hölzernen Rotunda von 30 bis 36 Fuß Durchmesser und von etwas mehr als 20 Fuß Höhe; es befinden sich darin zwei Pforten, durch welche die Schlangen beliebig aus- und eingehen können, auch sind an den Wänden rings umher eine Menge trockener Baumstämme angebracht und eingesenkt, an denen die Schlangen nach Gefallen auf- und abklettern können.

„Ich durfte, da ich mich als Offizier der Besatzung zeigte, den Tempel ohne weiteres betreten, würde es aber wohl nicht gewagt haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß diese Schlangen unschädlich sind, wenigstens zu den nicht giftigen gehören, denn Hunderte derselben hingen ringsum an den Wänden oder von der Decke herab, öffneten drohend den Rachen gegen mich, hingen mit drei Vierteilen ihres Körpers von der Decke herab und



Schlangentempel in Dahomey.

schienen mich sehr feindselig behandeln zu wollen, was jedoch keineswegs geschah und vielleicht um so weniger, als ich mich selbst jeder feindlichen Bewegung gegen sie enthielt.

„Zu meinen Füßen sah ich mehrere nackende Menschen am Boden knien, welche, mit den Häuptern in den Staub geneigt, die Schlangen anbeteten, sich von ihnen umschlingen und überkriechen ließen, was immerhin einen gewissen Mut voraussetzte oder vielleicht auch nur ein Beweis war, daß die Leute die Unschädlichkeit der Tiere kannten; es waren doch mehrere darunter von 11 bis 12 Fuß Länge.

„Die Bewohner der Stadt begegnen sehr häufig diesen Schlangen in den Straßen; alsbald fallen sie davor auf die Kniee, bitten um Entschuldigung wegen der Freiheit, welche sie sich gegen sie herausnehmen werden, dann heben sie dieselben sorgsam auf und tragen sie unter fortwährenden Entschuldigungen in das Schlangenhaus zurück, damit denselben ja kein Schaden geschehe.

„In diesem selbst werden diese Tiere von den Priestern ihrer Gottheiten gefüttert, und alle die Gläubigen widmen ihnen eine große Menge lebendiger Opfer, kleine und größere Tiere, welche den Priestern übergeben werden, welche natürlich das Beste für sich behalten und davon üppig und reichlich leben."

In dem ganzen Königreich Dahomey gründet sich die Religion auf den Glauben an zwei zu einander im Gegensatz stehende Principien, ein gutes und ein böses; daher ihre Hauptbestrebungen darauf hinausgehen, den wohlthätigen Gottheiten zu danken, aber doch immer mit dem Vorbehalt, dem Teufel zwei Lichter anzustecken. Dem bösen Princip wird nämlich eine große Menge von Opfern dargebracht, um dasselbe zu bewegen, seinen Zorn, der immer von den furchtbarsten Folgen begleitet ist, an anderen auszulassen. Zur Empfangnahme dieser Opfer verstehen sich die Priester sehr gerne, welche in der Nähe einer jeden Stadt zu wohnen pflegen; gewöhnlich haben sie etwas besser gebaute Häuser, als man sie im allgemeinen trifft, auch sind diese äußerlich wie innerlich sehr wohl gepflegt und gehalten. Immer stehen sie mitten in einer Busch- und Baumgruppe, welche so dicht und düster ist, daß niemals ein Sonnenstrahl durchdringt, obwohl durch geöffnete Wege der Luft so viel Zugang gestattet ist, um den Boden um das Haus her zu trocknen, der Aufenthalt also keineswegs ein ungesunder ist.

Diese Wohnungen nennen die Priester Tempel und behaupten, daß die Gottheiten darin ihren Wohnsitz aufgeschlagen hätten; sie selbst aber, die Priester, halten an deren Stelle sorgsame Wache und sind sehr darauf bedacht, ihren Göttern kein Opfer der Ehrfurcht oder der Furcht entgehen zu lassen, was wir sehr begreiflich finden werden, wenn wir erfahren, daß diese Opfer die eigentlichen Einkünfte der Priester ausmachen. Es werden von den Negern an der äußeren Umgürtung dieser Häuser, welche aus einer dichten, schwer zu durchdringenden Dornenhecke besteht, die Geschenke niedergelegt, welche bestimmt sind, den Zorn der bösen Götter zu versöhnen; sie bestehen nicht nur aus allen möglichen Lebensmitteln, aus Früchten, kleinem und größerem Geflügel, wenn die Geschenkgeber wohlhabend sind, aus mehreren Ziegen und Rindern und endlich auch aus leicht verkäuflichen Handelsgegenständen, Elefantenzähnen, Büffelhäuten, Goldstaub und dergleichen. Man kann denken, in welcher glücklichen Weise solche reichen Geschenkgeber

mit den Göttern verkehren, die ihnen natürlich nichts abschlagen, sondern alle Übelstände von ihnen entfernt halten. Haben die Eingeborenen den Göttern reichlich Opfer gebracht, so hindert sie auch nichts daran, den Tempel, das Priesterhaus selbst zu betreten und den Gottheiten ihr Anliegen persönlich vorzutragen und ans Herz zu legen.

Die Götter sind höchst verschiedener Art. In diesen Tempeln findet man Statuetten von Männern, Frauen, von Tieren, wie sie wirklich vorkommen (das Fratzenhafte der Zeichnung abgerechnet), oder von phantastischen Ungeheuern, von Hunden mit Rachen so groß wie der Hund selbst, von Affen mit Ohren, in welche sich die Affen wie in Mäntel einwickeln könnten, von Schlangen mit langen Beinen und dergl. mehr. Aber auch Gegenstände, nicht dem Tierreiche angehörig, sind da zur Verehrung aufgestellt. Backzähne eines Elefanten, Hauer eines Flußpferdes, Hörner irgend einer Antilopenart sind Gegenstände der höchsten Aufmerksamkeit, denn, wie bereits bemerkt, jedes beliebige Ding kann zum Fetisch werden, sobald die Priester demselben durch ihre ausgesprochenen Beschwörungsformeln gewisse Eigenschaften erteilen, welche hierzu nötig sind, was sie sich gut bezahlen lassen, um so mehr, als sie die Zahl dieser Heiligtümer nach Belieben zu vermehren wissen.

Ein mit dem Zauber versehener Abschnitt eines Elefantenhauers, auf dem die Klaue eines Tigers befestigt ist, schützt, als Armband getragen, gegen eine Verwundung durch schneidende Werkzeuge, durch Tiger- und Löwenklauen, durch Säbel und Äxte. Ein bezaubertes Antilopenhorn schützt gegen den Tod durch das Feuergewehr. Ein Gürtel von irgendwie gefärbtem Leder, mit dem Blute von geopferten Tauben benetzt, sichert gegen jede Gefahr, die man durch Gift laufen könnte, schützt also auch gegen den Schlangenbiß. Mit anderen Amuletten versehen, könnte man unbedenklich auf die Elefanten- oder Tigerjagd gehen.

In allen solchen Tempeln sieht man auch durch Gelübde darin gestiftete Nachbildungen menschlicher Gliedmaßen, welche durch die Götter geheilt worden sein sollen, und denen immer Geschenke beigefügt sind, so reich, als die Geber irgend sie darzubringen vermögen.

Die eigentlich bösen Geister haben Tempel, welche ihnen ganz besonders speciell gewidmet sind, und zu denen bei Todesstrafe keinem Menschen der Zutritt gestattet ist. Bei Todesstrafe, das will sagen: sobald ein Verwegener sich dem Tempel mehr nähert, als der Priester, der allein den Tempel bewohnt, es geeignet findet, wird er von ihm durch einen vergifteten Pfeil oder durch irgend eine andere tödliche Waffe hingerichtet, ohne daß irgend ein Mensch sich um die Sache bekümmert.

Hier brauen die Priester ihre geheimen Zaubermittel, und hier erziehen

sie die jungen Leute, welche einmal die Erben ihrer Geheimnisse werden und sie als Priester ersetzen sollen.

In der Regel stehen die Tempel unfern der großen Heerstraße, unfern des Verbindungsweges zwischen zweien benachbarten Staaten oder Städten; wenn nun irgend ein vornehmer Reisender bei einem solchen Tempel vorbeikommt, so steigt er von seinem Reittiere oder von seinem Palankin herab und geht gebeugten Hauptes vorüber, eine Ceremonie, welcher selbst der König sich nicht entziehen darf. Während dieser Zeit steht in der Pforte des düsteren Heiligtums ein Priester, fortwährend einen Wedel bewegend und Beschwörungen murmelnd, um die bösen Geister zurückzuhalten, ihre üblen Einflüsse zu brechen, zu verhindern. Hat man eine genügende Entfernung vom Tempel erreicht, so darf man sich wieder seiner Reisegelegenheit bedienen, der Priester muß aber für seine Aufmerksamkeit gewaltig beschenkt werden; allein ihm selbst wird nichts gegeben, es kommt ihm in Form eines Opfers zu Händen, welches außerhalb an der Umgürtung des Tempels niedergelegt wird.

Ohne Zweifel ist es die Schlange, welche am häufigsten als Gottheit angerufen wird; eine Übereinstimmung mit dem klassischen Altertum befremdet beinahe, das ist nämlich, daß die Schlange vorzugsweise von den Ärzten angebetet wird, als Genius angerufen erscheint. Der Äskulap der Römer, der Asklepios der Griechen, trug ja den Schlangenstab als Sinnbild, doch glaube ich, daß man nicht zuviel Wert auf diese Ähnlichkeit zu legen habe, und ein Zusammenhang zwischen dem alten Römer- und Griechentum und der jetzigen Zeit von Dahomey läßt sich ohne Zweifel nicht nachweisen.

Im übrigen behandeln die Priesterärzte die Krankheiten fast immer durch Beschwörungen, durch abergläubische, mitunter von den drolligsten Ceremonien begleitete Austreibungen der bösen Geister. Die einzigen Mittel, welche sie anwenden, sind höchst drastische Purganzen, meistens aus dem Safte von Euphorbien gewonnen. In einem Falle haben sie eine wirklich große Geschicklichkeit, in der Behandlung des furchtbar gefährlichen Guinea-Wurmes, des Fadenwurmes, welcher sich zwischen der Haut und dem Muskelgewebe entwickelt, anfangs gar nicht bemerkt wird, auch keine Schmerzen verursacht, später aber durch eine lebhafte Entzündung und durch wütende Schmerzen sich nur zu gut kundgiebt.

Das abscheuliche Tier sieht aus wie ein mäßig starker Zwirnsfaden, macht eine gefährliche Wunde und verursacht eine ebenso gefährliche Entzündung, deren juckende, brennende Schmerzen kaum zu ertragen sind; die Haut verzehrt er bis auf die durchsichtige Hornschicht, welche die äußerste Decke bildet; dann kann man ihn vollkommen deutlich sehen, wie er im

Hintergrunde in der Tiefe der Wunde in einer Art Höhlung liegt und daselbst ganz vergnüglich um sich frißt.

Die Ärzte schneiden nun die äußerste Decke der Haut weg, um zu dem Tiere selbst zu gelangen, dann fassen sie dasselbe mit zwei feingeschabten Bambussplittern wie mit einer Pincette, wobei sorgfältig darauf gesehen wird, daß man sein äußerstes Ende faßt. Nunmehr wird dieses um die Splitterchen gewickelt, und man setzt dieses so lange fort, bis der Wurm sich zu sperren beginnt, wodurch der Faden gespannt wird. Wollte man nunmehr das Ziehen noch weiter fortsetzen, so wäre nicht nur die Operation mißlungen, sondern das Übel würde ärger werden, als es vorher war, denn aus dem abgerissenen Wurm entwickeln sich Hunderte von kleinen Tieren, welche man durchaus nicht so schnell beseitigen kann, als sie sich in das zarte Fleisch der Wunde einbohren, ein jeder wieder sein eigenes Nest bildend, darin wachsend, das Wurzelfleisch zerstörend und allmählich eine vollständige Zersetzung herbeiführend, an welcher der unglückliche Leidende allmählich erliegt, und zwar unter furchtbaren Schmerzen, die sich so steigern, daß sie zum Wahnsinn führen sollen.

Die Priester hüten sich auch wohl, es dahin kommen zu lassen. Sobald der Wurm sich sperrt, halten sie mit der Operation inne und setzen sie erst fort, wenn die Spannung nachgelassen hat. Dies muß nicht selten ein Dutzendmal wiederholt werden, endlich aber ist man des gefährlichen Fadens Herr bis auf die letzte Spur, die Operation ist gelungen, und man beendet die Kur durch wiederholtes Auswaschen der Wunde, bis diese sich schließt. Die Eingeborenen glauben, daß sie diesen Wurm mit dem Wasser trinken, dessen sie sich bedienen müssen; dies ist aber nicht richtig. Der Fadenwurm befindet sich allerdings im Wasser im mikroskopischen Zustande, aber er gelangt nicht durch den Magen und die Gedärme in das Bein oder den Fuß, sondern viel direkter, indem er sich beim Baden oder beim Durchwaten durch das Sumpfwasser an das Bein ansetzt; seine außerordentliche Kleinheit ist der Grund, warum man seiner am Anfange durchaus nicht gewahr wird.

In der Nähe von Widah bewohnen die Schlangenpriester eines der weitesten und der größten Gebäude der ganzen Stadt, und sie leben daselbst auf das üppigste von den reichen Geschenken, welche die Gläubigen ihnen zutragen, infolge ihrer doppelten Eigenschaft als Ärzte und als Zauberer. Obwohl sie es vollkommen geheim gehalten und den politischen und sonstigen Angelegenheiten ganz fremd zu sein scheinen, so ist doch ihr Einfluß auf alle Staatsangelegenheiten so groß, daß man sagen darf, was in dem Reiche geschieht, geschehe nur durch ihren Rat und auf ihren Einfluß. Um den Glauben zu erhalten, als seien sie wirklich allen Staatsangelegenheiten so fremd, wie sie vorgeben, halten sie sich wenigstens während des Tages im-

mer in ihren Tempeln und heiligen Hainen auf, und es ist äußerst schwer, bis zu ihnen zu dringen. Sie sollen sehr sichere Mittel gegen gewisse Krankheiten und auch gegen den Biß giftiger Schlangen haben; sie geben aber selbst gegen große Belohnungen und noch größere Versprechungen nichts davon her.

Die Schlangen, welche sie dem Volke als ihre Götter vorführen, sind sämtlich nicht giftiger Art, wie man auf den ersten Blick sieht, da ihnen die scharf gebogenen, beim Öffnen des Rachens vorspringenden Giftzähne fehlen, im übrigen sind sie zum Teil von einer Größe, welche sie gefährlich erscheinen läßt, auch ohne daß sie giftig sind, denn obwohl die meisten nicht mehr als vier bis sechs Fuß messen, so giebt es doch welche unter ihnen von der doppelten Länge, von zwölf bis vierzehn Fuß. Wie es scheint, gehören sie sämtlich dem Geschlechte an, welches Linné mit dem Namen python bezeichnet; sie sind lang, schlank, sehr zum Klettern geeignet und behalten diese Eigenschaft auch in ihrem Gefängnis bei, wenn man es so bezeichnen darf, da ihr hoher und weitläufiger Tempel von beiden Seiten offen ist und sie ganz nach Belieben aus- und eingehen. An der Decke dieses aus runden Bäumen, aus schlanken Bambussäulen errichteten Gebäudes hängen sie zu Hunderten mit dem Schwanz um einen Ast gewickelt, mit drei Vierteilen des Körpers in Wellenlinien sich auf und ab bewegend und, je nachdem sie hungrig sind, sofort in Empfang nehmend, was die Frömmigkeit der Eingeborenen ihnen an lebender Nahrung bietet.

Die Schlangen durchziehen ungehindert die Straßen der Stadt, und ihre Heiligkeit ist so groß, daß sie nie der geringsten Gefahr ausgesetzt sind. Ein junger französischer Offizier tötete eine solche Bestie innerhalb der Räume des von der französischen Garnison besetzten Forts. Durch die Neger der Bedienung verlautete etwas davon außerhalb der Festung, und die Priester kamen voll Zorn und Grimm herbei, um das Leben des Offiziers als Sühnopfer für die freventlich getötete Abgottsschlange zu fordern, und es gelang nur durch sehr bedeutende Geldopfer, die habgierigen Wichte zu beschwichtigen. Der junge Offizier aber war von da an Gefangener des Forts; denn hätte er sich irgendwo sehen lassen, so wäre er sofort ermordet worden, welchem Schicksale er nur dadurch entging, daß er mit dem nächsten Schiffe nach seiner Heimat zurückkehrte. Hätte er seinen Frevel innerhalb der Stadt begangen, so wäre er sofort zerrissen worden.

In der Nähe des Ortes Xavi ist noch ein Schlangentempel, welcher aber nicht von Priestern, sondern von Priesterinnen bewohnt ist. Diese Damen nennen sich die Gattinnen, die Frauen der Abgottsschlangen, weshalb sie auch stets im glänzendsten Schmuck erscheinen, Hals und Brust und Arme mit einer Überfülle von Korallen, goldenen Verzierungen und anderen

wertvollen Dingen bedeckt. Sie sind minder wild und grausam als ihre männlichen Kollegen, versehen jedoch auch ihren Dienst mit großem Ernst und großer Würde. So lange sie jung sind, erfreuen sie ihre Ehegatten, die Schlangen, durch ihre üppigen Tänze; späterhin beschäftigen sie sich mit der Erziehung junger Novizen. Die älteste der Priesterinnen sucht in der Stadt die schönsten Mädchen aus, welche sie im Alter von acht bis zehn Jahren finden kann; sie werden nun unterrichtet in ihren künftigen Pflichten und müssen eine mehr oder minder lange Prüfungszeit bestehen, während welcher sich erst über ihre Tauglichkeit zu dem Schlangendienste das Nötige feststellen läßt. Wo eine solche nicht vorzuliegen scheint, entläßt man sie zu ihren Familien. Die brauchbaren Mädchen aber werden, wenn sie heiratsfähig sind, einer der Schlangen förmlich angetraut. Nachdem sie einige Jahre als solche fungiert haben, können sie über sich verfügen, dürfen sie den Tempel verlassen und einen irdischen Gatten nehmen, was indessen doch selten gelungen ist, da man sich vor ihnen fürchtet; sie behalten nämlich als Priesterinnen stets etwas Heiliges an sich und verlangen in solcher Art die vollkommenste Unterwerfung von ihren Ehegatten.

Aber auch diese Verehrung schädlicher Tiere ist durchaus nicht beschränkt auf die rohen Naturvölker, im Gegenteil haben wir von einem sehr kultivierten Volke, von dem der alten Ägypter, treue historische Nachrichten über ihre Verehrung von Schlangen, Krokodilen und anderen; sie wurden sogar von ihnen balsamiert und als große Heiligtümer in ihren Königsgräbern aufbewahrt. Wunderbar muß man übrigens den Umstand nennen, daß eben diese Ägypter, welche das Krokodil als heilig und göttlich verehrten, auch das Ichneumon in gleicher Weise verehrten, welches der Todfeind des Krokodils ist, der ihm in den Magen kriechen und sich so von innen herausfressen soll, dasselbe wie begreiflich durch diese etwas schmerzhafte Operation tötend. Ebenso war es mit den Reihern, Störchen und ähnlichen Vögeln, welche die kleinen Schlangen fraßen; sie beteten diese letzteren an und thaten doch dasselbe mit denjenigen Tieren, welche die Schlangen vertilgten. Das Rätsel löst sich wohl nur dadurch, daß die Ägypter das Krokodil anbeteten, um seinen bösen Willen zu bezwingen, das Ichneumon aber deswegen, weil es dem böswilligen Tiere den Garaus machte.

Trotz dessen war dieser Tierdienst schon im grauen Altertum etwas dem Verstande, namentlich der Griechen, Auffallendes, Unerklärliches, und Diodor sagt in seiner historischen Bibliothek im 83. Kapitel des ersten Buches:

„Eine mit Recht für manchen befremdende Erscheinung in Ägypten, welche wohl einer näheren Betrachtung wert ist, erscheint mir die Heilighaltung einiger Tiere. Die Ägypter verehren einige derselben nicht nur so

lange sie leben, sondern auch noch nach ihrem Tode, wie z. B. die Katzen, die Hunde, das Ichneumon, ferner die Wölfe, die Krokodile, sodann die Habichte und die Vögel, welche sie Ibis nennen.

„Einer jeden Gattung von Tieren, welche in solcher Weise verehrt wird, sind Ländereien gewidmet, deren Ertrag zur Ernährung derselben bestimmt ist; demnächst bringen die Ägypter diesen Tieren auch noch andere Opfer dar, Geschenke, welche von Gelübden herrühren. Wenn ein Kind krank wird, so geloben sie meistenteils, den Göttern bei der Genesung desselben so viel Gold zu weihen, als die Haare des Kindes wiegen. Tritt nun die Genesung ein, so geschieht das Gelobte, und das Gold wird den Wärtern der heiligen Tiere zur Pflege derselben übergeben.

„Außerdem füttern sie die heiligen Tiere, ein jedes nach seiner Art; sie werfen den Raubvögeln, wenn sie daher fliegen, Stücke Fleisch zu und fordern sie auf, dasselbe im Fluge zu fassen; sie weichen den Katzen und dem Ichneumon weißes Brot in Milch ein; sie locken sie zur Speise herbei, oder sie füttern sie mit Fischen aus dem Nil." (Sehr naiv führt Diodor an, daß dergleichen Aberglaube gar keine Schande und gar nicht lächerlich sei, indem er sagt:) „Und statt sich diesen Diensten zu entziehen oder sich ihrer zu schämen, wenn die Sache unter die Leute käme, rühmen sie sich vielmehr ihrer Thätigkeit, als würden sie zu den würdevollsten Diensten erkoren.

„Die eigentlichen Wärter der heiligen Tiere haben ihre eigenen Abzeichen, durch welche sie kenntlich sind, und wodurch man sogar weiß, was für Tiere diese zu verpflegen haben; man verehrt diese Männer, ja man fällt ehrerbietig vor ihnen auf die Kniee.

„Stirbt eines der ihrer Pflege anvertrauten Tiere, so bringen sie dasselbe unter Wehklagen an die heilige Stätte, die zum Balsamieren der Tiere bestimmt ist. Dort werden sie mit wohlriechenden Ölen und anderen gewürzreichen Stoffen, welche die Verwesung hindern, getränkt und dann in Felsengräbern beigesetzt.

„Wer eines dieser Tiere vorsätzlich tötet, muß sterben; geschah es unabsichtlich, so kommt er mit einer durch die Priester zu bestimmenden Strafe weg. Ist es aber eine Katze oder ein Ibis, so kann nichts den Unglücklichen retten."

Wie tief die Verehrung gegen diese Tiere sei, und in welchem Grade bei dem Volke sie eingewurzelt, erzählt uns Diodor aus eigner Ansicht: Zur Zeit des Königs Ptolemäus Auletes lag den Ägyptern sehr daran, mit den Römern auf freundschaftlichem Fuße zu stehen, und sie bemühten sich um die Unterstützung der mächtigen Nation. Damals kam es vor, daß ein römischer Soldat aus Versehen eine Katze tötete. Das Volk war so entsetzt

und so erzürnt, daß es, die Macht der Römer gänzlich vergessend, über den Soldaten herfiel und ihn zerriß, obgleich er sein Verbrechen nicht mit Vorsatz begangen hatte. „Und diese Erzählung haben wir nicht von Hörensagen, sondern wir sind Augenzeuge davon gewesen auf unserer Reise in Oberägypten."

Derselbe Historiker führt nun noch an, in welcher reichlichen und verschwenderischen Weise die heiligen Tiere gehalten wurden: man bereitet ihnen die köstlichsten Speisen; man spart weder Geld noch Mühe, um ihnen Angenehmes zu erweisen; sie werden gebadet, mit Salben eingerieben, geräuchert, es werden ihnen prächtige Lager bereitet, auch ist man sehr besorgt, ihre sonstigen Triebe zu befriedigen: man hält ihnen sogenannte Kebsweiber, sucht die schönsten Weibchen der Gattung aus und führt sie ihnen zur Wahl vor. Auch sie werden auf das trefflichste gepflegt und gefüttert; stirbt ein solches Tier, so wird ein Leichenbegängnis gehalten, welches an Pracht alles überbietet, was selbst der reichste Privatmann in ähnlichem Falle aufzuwenden vermag. Ist es nun gar der Stier Apis, welcher stirbt, so reichen viele Hunderte von Silbertalenten nicht aus, um die Kosten zu bestreiten.

Über die Verehrung des Apis, des berühmten schwarzen Stieres, sagt Diodor, daß in einen solchen die Seele des sterbenden Osiris übergegangen wäre und daß eben diese Seele noch lebend von einem Apis zum anderen wandere, daher die tiefe Trauer von der Zeit des Sterbens des Apis bis zum Wiederfinden eines anderen, weil in dieser Zeit die Seele des Osiris obdachlos ist. Von dem Tode des mächtigen Gottes an suchen die Priester nach einem Kalbe, welches ähnliche Abzeichen hat. Haben sie ein solches gefunden (oder einen jungen Stier, was ihnen noch lieber ist), so hört die Trauer im Lande auf, und man ergiebt sich einer so unbegrenzten Lustigkeit wie früher der tiefsten Bekümmernis. Um auf die Göttlichkeit Anspruch machen zu können, muß das gefundene Tier bis auf einen Fleck auf der Stirne ganz schwarz sein, die Haare im Schwanze müssen sich als gespalten erweisen, und unter der Zunge muß sich ein schwarzes Mal befinden, das die Gestalt eines Käfers haben soll. Sind diese Bedingungen erfüllt, so ist die Wohnung des Gottes Osiris gefunden, und im größten Triumph wird derselbe nach der heiligen Stätte geleitet, wo man seiner pflegen wird, bis auch ihn wieder das Schicksal alles Sterblichen erreicht. Während der ersten 40 Tage seines Aufenthaltes in Memphis besuchen ihn die Frauen und stellen sich ihm entblößt gegenüber, um sich von ihm betrachten und dadurch weihen, heiligen zu lassen; späterhin dürfen sie ihn nicht mehr sehen.

Die Heiligkeit des Apis überträgt sich auf alle anderen Stiere, deren keiner geschlachtet werden darf, ohne daß ein Priester auf das genaueste

untersucht habe, ob derselbe nicht irgend eines der Kennzeichen des Apis an sich trage, in welchem Falle derselbe unter allen Umständen geschont werden muß.

Schon die Alten haben vergeblich nach den Gründen solcher wunderbaren Verirrung gesucht; uns bleiben sie vollends verborgen, obschon sich diese Tierverehrung in gewisser Weise bis zu uns fortgepflanzt hat. Man hält es z. B. für freventlich, einen Storch zu töten, wiewohl er dem Stande des Vogelwildes und der Bienen großen Schaden thut, und eine abergläubische Heilighaltung des Krokodils in Indien haben wir noch heute zu beklagen.

Der Aberglaube hält diese gefährlichen Bestien für die Vollstrecker des Willens der Götter und gestattet ihnen daher, nach Belieben sich zu vermehren, was auch in solchem Grade geschieht, daß die Flüsse davon wimmeln. Zu gleicher Zeit gilt aber der Tod durch ein Krokodil für ein großes Glück. Die Indier baden sich täglich im Ganges, im heiligen Flusse; täglich werden Menschen von den Krokodilen unter Wasser gezogen, ertränkt und dann vielleicht vor den Augen der Badenden am gegenüberliegenden Ufer verzehrt, ohne daß man auf die Tiere Jagd macht oder die Eier derselben aufsucht — das ist der Fatalismus aller morgenländischen Völker.

Auch besonders große und schöne Bäume sind und waren bei den Naturvölkern Gegenstände der Verehrung. In Indien ist es der weithin schattende Banian-Baum, die heilige Feige (ficus religiosa), bei den alten Deutschen war es die Eiche; sie war auch bei den alten Griechen verehrt, die Eiche von Dodona weissagte sogar, und als die Argonauten ihr Schiff zimmerten, wurde ein Brett von der heiligen Eiche in den Schiffsrumpf eingefügt, damit dasselbe den Seefahrern die Gefahren verkünde, sie darauf vorbereite. Bei den Griechen war auch der Lorbeer und der Ölbaum, der erstere dem Apollo, der letztere der Minerva geheiligt, und noch heutigen Tages haben wir Deutsche eine Art von Verehrung der Myrte nicht abgelegt; sie ist uns ein Symbol der Reinheit: die Braut trägt dieselbe als Zeichen der Jungfräulichkeit im Haar. Mittelalterlich grausam wurde der nicht Berechtigten der Kranz öffentlich abgerissen, und mittelalterlich grausam haben noch in neuester Zeit christliche Geistliche, die Verkündiger der Religion der Liebe, Personen vor dem Altare beschimpft, lediglich auf eine erbärmliche Klatscherei hin.

Wie abscheulich dies auch sei, immer ist es ein Beweis, welchen Wert man noch jetzt, wo man längst aus den Zeiten der Anbetung lebloser Gegenstände heraus ist, auf solche Zeichen legt.

Aberglaube und Unglaube gehen im übrigen immer Hand in Hand, leider auch Aberglaube und Glaube, und zum Teil desto mehr, je strenger dieser letztere ist. Es giebt keine Thorheit, deren die Menschen sich nicht

schuldig gemacht hätten, wenn es sich um den Aberglauben handelt; und das Schreckliche ist, daß auch der sogenannte gebildete Teil Anteil an diesem thörichten Verhalten nimmt. Es würde gar nicht möglich sein, ein Kapitel in der nötigen Vollständigkeit zu geben, welches alles dasjenige enthielte, was der thörichte Mensch thut und glaubt in der Überzeugung, den Gesetzen der von ihm bekannten Religion zu folgen. So ist ja bei uns Christen ein ganz feststehender Glaubensartikel die Person des Teufels. Es ist ein Ketzer, ein Bösewicht, ein Ungläubiger oder Irrgläubiger, der nicht durchdrungen ist von dem wirklichen Vorhandensein des Satans, der die Menschen zum Bösen verführt, und der sie zur Hölle vorbereitet. Den mittelalterlichen Malern und den jetzt lebenden Ausmalern dieser Satzungen begegnet dabei die drollige Inkonsequenz, daß sie den Teufel so scheußlich malen, wie ihre verbrannte Phantasie nur irgend kann und vermag. Nach ihnen ist der Teufel ein schwarzes, langbehaartes Scheusal mit gefletschten Hauzähnen, mit glühroten Augen, mit Krallen an den Händen, mit Bocks- oder Pferdehufen an den Beinen und mit einem langen Wickelschwanz, wohl schwerlich zur Abwehrung der Fliegen.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 072845768